



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

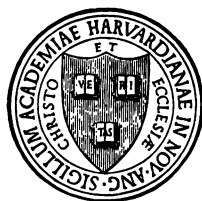
WIDENER LIBRARY



HX 799N C

KPH 9001 7

Harvard College Library



FROM THE BEQUEST OF

EDWIN CONANT

(Class of 1829)

OF WORCESTER, MASS.

A fund established in 1892, the income thereof to be
applied to the benefit and increase of
the College Library.

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Achtundsiebzigster Band.

(Nr. 27—52.)

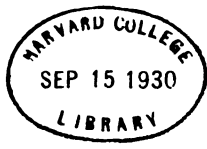


Berlin 1910.

Hermann Hillger Verlag.

P. ...
...

KPH 9001



Register.

Achtundsiebzigster Band.

Politisches und Sozialpolitisches.		Seite			Seite
*** Im Zeichen des Verkehrs		521	Sternberg, Dr. Wilh., Militär-Küche und		584
*** Nur kein zweites Lannenberg		537	Krankenhaus-Küche		
*** Die Dominfel in Posen		557	Koloniales.		
*** Der Kulturkampf in Spanien		577	Böhlendorf-Rölpin, C. v., Portugals Kolonial-		879
*** Der Kultus der Vernunft		597	bestß		
*** Friedensprofessionals		617	Winkler, Hauptm. a. D., Quid novi ex Africa		682
*** Wahlorgen		637	Rechtswissenschaft.		
*** Die Wetterecke der Euzalbanaren		657	Stammer, Georg, Strafvollzug hinter Schloß und		540
*** Die neue Residenzstadt		677	Riegel		
*** Kaiserworte		697	— Die Sterilisierung Degenerierter		902
*** Vogelscheuchen		737	Astronomie und Technik.		
*** Die Post von Magdeburg		777	Brandt, Emil, Der Mond und das Wetter im		
*** Popularität und Fleischnot		797	Winter 1909/10		603
*** Die Gebrüder Piepmeyer		817	— Mond und Wetter	713. 773. 854.	
*** La Portugaise		837		893. 913. 933. 993.	1033
*** Unser dänischer Nachbar		857	Neuburger, Dr. Alb., Die zukünftigen Beziehungen		
*** Der einsame Mann am Schreibtisch		878	der Elektrotechnik zur Luftschiffahrt		700
*** Aus dem Reiche des silbernen Löwen		898	Erd- und Völkerkunde.		
*** Das europäische Schachbrett		917	Carthaus, Dr. Emil, Das Klima der geolog.		
*** Der sterbende Reichstag		937	Vorzeit im Zusammenhange mit der Ent-		
*** Parlamentarische Seifenblasen		957	wicklung der Tierwelt		921
*** Gesetz und Aberglaube		977	Hedin, Sven v., Nächtliche Wüstenreise		966
*** Unser Reichskanzler		997	Wirth, Dr. U., Die Urheimat der Indogermanen		790
*** Den Menschen kein Wohlgefallen		1017	Handel, Verkehr und Geldwesen.		
Bing, Dr. Wolf, Die Jungtürken und die Sabat-		757.	Mercator, Eine Riesenfuston im deutschen Bergbau		680
regie			— Abänderung des Börsengesetzes?		961
Corbach, Otto, Der Fall Areta		523	— Aus der Finanzwelt	554. 594. 653. 733. 873.	954
— Koreas Schicksal		559	Schreiber, Prof. Dr. R., Die Eisenbahn und die		
— Australien und Argentinien		580	Verkehrsmittel durch die Luft		621
— Sozialismus und Parlamentarismus		599	Erziehungswesen.		
— Rußlands Rückkehr nach Europa		619	Bürgel, Bruno H., Die Bedeutung der populär-		
— Die Krise im Zentrum		678	wissenschaftlichen Schriftstellerei		861
— Bürgerkunde		719	Hn., Dr. U., Herletiana		711
— Rußland und Deutschland		779	Jeßower, Ignaz, Das deutsche Bilderbuch		984
— Politische Ferkung in England		839	Schur, Ernst, Die Welt des Kindes		881
— Politischer Darwinismus		859	Philosophisches.		
— Deutschland und der ferne Osten		938	Voed, Chr., Schopenhauer und das geniale		
Guggenheim, Dr. Ernst, Prinzipielles zum Fall		900	Schaffen		759
Arendt			Friedrich, Paul, Vom Tod		583
Hagen, Maximilian v., Europa und die britische		1019	Ratscher, Leop., Moralbegriffe		542
Politik			Müller-Pher, Dr. F., Aber einige Einwände		
Rauffmann, Dr. F., Die kleinen Unfallrenten und		781	gegen die Fortschrittstheorie	744.	763
ihre Abfindung			Neumann, Dr. Otto, Wesen und Ziele der Frei-		
Lörcher, Dr. G. H., Sozialdemokratie und Natur-		818	maurererei		903
wissenschaft			Rupp, Julius, Aus den Aufzeichnungen eines		
Neumann-Hofer, Dr. M.-d. R., Bedeutung der		979	Denkers		924
Kommissionen im Leben der Parlamente		958.	Biographisches.		
Botthoff, Dr. Heinz, Was ist sozial?		897	Schlaikjer, Erich, Josef Rainz		784
Ritter, Prof. Dr. Chr., Philosophen als Staats-		999	Wirth, U., Matteo Ricci		568
männer			Ästhetisches.		
Samassa, Dr. Paul, Die deutsch-tschechischen Aus-		919	* Kunst-Geschäft		879
gleichsverhandlungen			Bethge, Hans, Der Italiener		707
Schlaikjer, Erich, Die Theaterzensur als politische		720	Everth, Dr. Erich, Einige Hausgreuel		962
und kulturelle Waffe			Goldschmidt, Kurt Walter, Berlin und Ver-		
Stürmer, Dr. Fritz, Wohin geht die Fahrt?		539	linertum		824
Wirth, Dr. U., Korea		750	Lorenz, Felix, Der Humor der Frau		1003
— Diplomatische Kinematif		759	Luz, Joh. Aug., Die Kultur des Ich		1020
— Türkei und kein Ende		799	Reißer, Dr. Arthur, Vom „Fremdenmünchen“ zu		
Militärisches.			„Harmünchen“		864
Bieberstein, Rogalla v., Die Ergebnisse der		821.	Schaukal, Richard, Die Dame		1022
Kaisermanöver			Schur, Ernst, Die Reise des Dichters		808
v. R., Die Besoldung der im Heere wieder ange-		840	Kulturgeschichtliches.		
stellten Offiziere z. D. im Lichte des theoretis-			J., Ezenstochau.		948
chen Staatsrechts		639.	Remmerich, Dr. Max, Alerus und Gittlichkeit		741
— Was ist an der Wiederanstellung der verabschiedeten		739			
Offiziere im Staatsdienst reformbedürftig		717.			
Liebermann v. Sonnenberg, Max, Der		560. 581.			
16. Juli, erster Mobilmachungstag		601			

Wessing, Theodor, Weib, Frau, Dame	623.	642
Lorenz, Felix, Die Alten und die Jungen		606
Ostwald, Hans, Die Renaissance	1001	801
Stein, Gerhart, Schatten aus dem alten Wien		801
Willmann, F. E., Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt		631
Literaturgeschichtliches.		
Venn, Joachim, Anekdotendichtung		843
Bethge, Hans, Knut Hamsun		625
Bleibtreu, Karl, Glossen zur letzten Stratford-Feier	684.	706
— Zum Jahrhundertjubiläum Alfred de Musset's Bücher, Die, des Jahres, eine Rundfrage 1985.	1006.	982
Fränkel, Ludwig, Paul Heyfes literarische Würdigung		1024
Fritsch, Karl Wilh., Der Roman seines Zeitalters		645
Grautoff, Otto, Die französische Lyrik der Gegenwart		525
Heilborn, Adolf, Denn er war unser. Ein Wort an die Willibald Alexis-Gemeinde		647
Hn., Dr. A., Vom Grabe Willibald Alexis		547
— Wilhelm Raabe und das Publikum		611
Rißner, Prof. Dr. Alfons, Ein Kritiker deutscher Nachdichtung		950
Klemperer, Victor, Marie v. Ebner-Eschenbach's literarische "Richtung"	724.	665
— D'Annunzio's Flugroman		746
Knuth, C., Björnson auf Aulestad		944
Kropp, Werner, Arthur Fitger		842
Luntowski, Adalbert, Mickiewicz und Goethe		563
Palmström, Rich., Schaukal, Max Brod		686
Pietz, Dr. Wilh., Eduard Mörike's Jugendfreunde		703
— Friß Reuter und Klaus Groth		803
Rendle, Fr., Tschadow in seinen Briefen		883
Schaukal, Richard, Adalbert Stifter		546
— Gedanken über Leo Tolstoj		787
Wantoch, Dr. Hans, Exotica		886
Wolzogen, Ernst v., Otto Julius Bierbaum	785.	964
	805.	826
Musikwissenschaftliches.		
Reißer, Dr. Arthur, Zum Kapitel Richard Strauß		544
Pietz, Dr. Wilh., Friedrich Silcher und unsre Pflege des deutschen Volksliedes		662
Scriptor, Siegfried Dchs und die Missa solemnis		868
— Regers-Brahms-Dchs		1009
Bildende Kunst und Kunstgewerbe.		
Abeking, Herm., Große Berliner Kunstausstellung 1910		585
— Ludwig Vietzsch		853
— Franz Starbina		905
— Die Ausstellung des Kunstnärersförbundet		942
Einstein, Karl, Schmitt-Reute		663
Luz, Joh. Aug., Münchener Kunstschau		822
Wantoch, Dr. Hans, Schwedische Künstler		850
Novellen, Erzählungen, Skizzen.		
Uafjår, Jeppe, Der Mensch muß wissen, was er tut		649
Fredrik, Lothar v., Hannelies' Heimkehr		748
Friedrich, Paul, Psyche. (Wilh. Schmidtbonn zu eigen)	669.	690
Gubalke, Lotte, Das Miseräbelchen und das Malheurchen		727
Kaz, Richard, Der Kroat	828.	846
Rjaer, Mils, Konkurrenz		947
Löns, Herm., Die Furt		709
Ruest, Dr. Anselm, Kinder der Leidenschaft		765
Scheerhart, Paul, Der Direktor	609.	628
— Nebelsterne		789
Schmidt, Erich R., Nachtfahrt		908
Schuffen, Wilh., Eine Hochzeitsreise		527
— Hölchele, der Fintler, I.		1028
Sologub, Fjodor, Die goldene Treppe		629
Stilgebauer, Edward, Die Ratte		866
Strobl, Karl Hans, Waldmenschen	548. 566.	587

		Gedichte.	
Bethge, Hans, Hafis			747
Bleibtreu, Karl, Einleitung von Musset's „Kolla“			1027
Brandt, Rolf, Zwei Gedichte			907
Friedrich, Paul, Balzac			887
Greiner, Leo, Morgenballade			708
Hiller, Kurt, Zwei Gedichte			505
Knobt, Karl Ernst, Zwei Gedichte			628
Kunze, Wilh., Zwei Gedichte			527
Lahn, August, Rimels			845
Lorenz, Felix, Das Jugendial			946
Ludca, Emil, Morgenerwachen			789
Meurer, Kurt Erich, Drei Gedichte			965
Nikard, Jakob, Nachher			866
Rudorff, Hans, Drei Gedichte			668
Sathem, Arthur, Zwei Gedichte			946
Schanz, Frieda, Gedichte			608
Schaukal, Richard, Zwei Gedichte			828
Schmidt, Erich R., Drei Gedichte			726
Schur, Ernst, Zwei Gedichte			689
Schuffen, Wilh., Drei Gedichte			548
— Zum Aberdenken			765
Silbergleit, Arthur, Zwei Gedichte			807
— Der Engel			926
Sittensfeld, J., Ahnen			807
Sternberg, Leo, Die Tapissiererie von Bayeux			887
Aus den Theatern.			
551. 568. 591. 670. 770. 809. 830. 851. 870. 889.			1031
927. 951. 968. 989.			
Anwand, Dr. Oskar, Zum Beginn der Berliner Theaterjaison			791
Wantoch, Dr. Hans, Das Wiener Theaterjahr 1909/10			589
Zeitgedichte.			
Serentius, Siesta (534) — Seltkrieg (555) — Der Schwarze und der Weiße (573) — Bülow und Bethmann (595) — Still ruht der See (614) — O wie stumm (634) — Römische Nöte (654) — Die Moritat vom Rektor Bod (673) — Königsberger Aufklärung (715) — Fleischer's Jammer (755) — Das erste Bedürfnis (775) — Nun kommt die Zeit (855) — Der Hofbackofenbauer (874) — Letzte Zuflucht (914) — Mahnung an Micheln (934) — Beuronischer Trost (956) — Vom kühnen Ritter Unverzagt (994) — Reichstagslied (1014) — Unterm Tannenbaum (1036).			
Randbemerkungen.			
Randbemerkungen. 530. 552. 591. 611. 632. 651. 671. 692. 711. 730. 751. 770. 792. 811. 832. 851. 870. 891. 910. 931. 952. 972. 990. 1011.			1032
Menippus, Lanx satura aus Bayern 529. 550. 588. 650. 691. 729. 769. 830. 849. 888. 929.			569
Scheerhart, Paul, Das Gewicht der Sterne			970
— Die Gefährlichkeit der Tagespresse			533
— Dr. Martin Luther und die neue Welt-Titulatur			654
— Amerikanische Geheimpolizei			673
— Die Hauptstadt und die Festungen			694
— Das Innere der Sterne			714
— Der Militarismus bei den alten Indianern			734
— General Reim und das bedrohte Vaterland			754
— Kapitän zur See v. Pußtan und die europäischen Luftflotten			774
— Der Reflame-Kaiser			814
— Die Zukunft der ermittelten Potentaten			834
— Wellman, Wellman über Alles			854
— Chinesische Gartenkultur			873
— Das Glas-Theater			894
— Eine neue Hypothese			913
— Die Erleichterung der Regierungstätigkeit			934
— Potentaten-Kongreß			954
— Löwenjagd und Brennesselkultur			974
— Internationale Militäristenaussstellung uff.			993
Neue Bücher.			
534. 574. 595. 614. 634. 655. 674. 694. 734. 755. 775. 794. 815. 835. 856. 875. 894. 914. 935. 976. 994. 1015.			1036

Die Gegenwart

Nr. 27.

Berlin, den 2. Juli 1910.

39. Jahrgang
Band 78.

Im Zeichen des Verkehrs.

Endlich hat das Plenum des Bundesrats den Gesetzentwurf über die Schifffahrt-Abgaben einer endgültigen Beratung unterziehen können, nachdem er im Bundesrats-Ausschuß seine Fassung erhalten hatte. Die Frage der Schifffahrt-Abgaben auf deutschen Binnenströmen hat eine lange Geschichte, und die bewährtesten Federn haben sich dafür und dagegen in Bewegung gesetzt; ganze Interessentengruppen erbitterten Widerspruch erhoben, und zeitweilig schien es, als ob der Zwist unter den einzelnen Bundesstaaten dem Partikularismus innerhalb der hohen Körperschaft und im Reiche neue Nahrung zuführen sollte. Ein Entwurf folgte dem andern, und es war offenbar, wie sehr sich Preußen bemühte, eine verletzende Majorisierung der kleineren Staaten zu vermeiden.

Besonders sinnig hatte man die Sache allerdings nicht angefangen; denn der Erhebung von Schifffahrt-Abgaben auf den natürlichen Wasserstraßen steht nun einmal der Wortlaut des Artikels 54 der Reichsverfassung entgegen, und die Textdrehen, die mit ihren Auslegungskünsten den klaren Wortlaut dieser Bestimmung in ihr Gegenteil zu verkehren suchten, haben damit wohl Dienstleister, aber geringes Verständnis für die Wirkung ihres Vorgehens auf die Interessentengruppe bewiesen. Es ging so wirklich nicht; das mußte schließlich dem größten Abgabenschwärmer klar werden: mit Sophismen und Spitzfindigkeiten ließ sich der ominöse Artikel nicht umgehen, also mußte er gründlich modifiziert werden. Die preussische Regierung gab indirekt zu, daß sie von der Mehrheit, die das Kanalgesetz vom 1. April 1905 zustande gebracht hatte, in eine Sackgasse gelockt worden war, indem sie zuließ, daß das Gesetz mit dem § 19 belastet wurde. Dieser lautet: „Auf den im Interesse der Schifffahrt regulierten Flüssen sind Schifffahrt-Abgaben zu erheben.“ Der Artikel I des jetzt dem Bundesrat vorliegenden Gesetzentwurfs nimmt denn auch die Streichung des Verbots der Abgabenerhebung auf den natürlichen Wasserstraßen aus der Reichsverfassung vor und läßt Abgaben zu für Einrichtungen, die zur Erleichterung des Verkehrs bestimmt sind. Damit

sind alle die scharfsinnigen Erörterungen, die uns die Belanglosigkeit des Artikels 54 für den vorliegenden Zweck nachweisen wollten, aus dem Zustand der tropfbar-flüssigen Tinte in den des Gases übergegangen und vom Winde verweht worden, und man darf wohl fragen, warum diese Erkenntnis nicht schon vor vielen Jahren eingetreten ist. Viele Arbeit und Mühe wäre dann erspart worden. Aber es ist leichter, einer Dogge den Knochen zu entreißen, in den sie sich verbissen hat, als den heiligen Bureauratius von einem Gedanken abzubringen, den er, mag er noch so schief in die Welt gewachsen sein, als sein Lieblingskind hegt und pflegt. Außer dem in der Reichsverfassung selber liegenden Hindernis waren, wie die Fassung der verschiedenen Entwürfe zeigt, noch manche andre Schwierigkeiten zu überwinden. Unschief ist der Grundgedanke, daß für die Leistung der Flußregulierung eine Gegenleistung in Gestalt von Abgaben zu erfolgen habe, richtig, und hätte man sich von vornherein auf diese Motivierung beschränkt, so hätte sich diese dem kaufmännischen ABC entnommene Wahrheit leicht durchgesetzt. Die Verkopplung der Abgabenfrage mit dem Kanalgesetz, die von dem nicht im Rufe besonderer Verkehrsfreundlichkeit stehenden preussischen Agrarier-tum durchgesetzt wurde, trug wesentlich zur Verdunklung bei und ließ die Aufhebung der Gebührenfreiheit als eine besondere Verkehrsfeindlichkeit erscheinen. Diese Bedenken sind jetzt zerstreut. Die von den Rheinschifffahrt-Interessenten erhobene Forderung, mit einem Teil der Strombau-Unterhaltung und -Verwaltung die Staatskasse zu belasten, ist entsprochen worden dadurch, daß der Artikel I „die Herstellungs- und Unterhaltungskosten der Anstalten, welche nicht nur zur Erleichterung des Verkehrs, sondern auch zur Förderung anderer Zwecke und Interessen bestimmt sind“, nur zu einem verhältnismäßigen Anteil durch Schifffahrt-Abgaben aufbringen läßt. Damit ist der Gefahr vorgebeugt, daß die Gesamtkosten der Stromunterhaltung den Gewerbetreibenden aufgepackt werden. Diese Anstalten sind im Artikel II für den Rhein-, Weser- und Elb-Verband als Herstellung von bestimmten Fahrwassertiefen festgelegt, und die Abgabepflichtigen könnten mit dieser Regelung zufrieden sein, wäre nicht im

§ 3 desselben Artikels auch die Unterhaltung älterer gleichartiger Anstalten, die vor dem Inkrafttreten des Gesetzes bereits vorhanden waren, und Verwaltungs- und Erhebungskosten ins Auge gefaßt. Um diesen Punkt wird sich sicherlich ein heftiger Streit entspinnen; denn wenn auch die Kosten älterer Einrichtungen nicht durch die Abgaben gedeckt zu werden brauchen, so sind doch ihre Unterhaltungskosten erheblich genug, um die Schifffahrttreibenden zu beschweren. Es sind dabei u. a. in Rechnung zu stellen: die Schleusen-Anlage im Binger Loch, die Schutzhäfen und ähnliche Anlagen. Der Widerstand gegen diese Belastung ist um so verständlicher, als die Stromvertiefungen ganz bedeutende Summen erfordern werden, und Renner bezweifeln, ob die in der zweiten amtlichen Denkschrift veranschlagten Kosten von 26 Millionen Mark für die fünf großen vorgeesehenen Stromarbeiten zutreffend berechnet sind. Wenn aus rheinischen Industriekreisen Stimmen laut werden, die damit zufrieden sind, daß weitere Kosten für frühere Schifffahrtanlagen zur Verbesserung der Fahrverhältnisse nicht in Betracht gezogen werden, so dürfte sich die Geschäftswelt am Rhein wie an andern deutschen Strömen nicht so leicht darein finden. Gerade weil die Bauprogramme in ihrer Berechnung nicht einwandlos frei sind, und keine Gewähr geleistet wird für die Beibehaltung der jetzt vorgeschlagenen Tarife. Diese Tarife sollen in fünf Klassen mit tonnenkilometrischen Einheitsätzen erhoben werden, und zwar derart, daß nach Stromabschnitten unter Berücksichtigung der verschiedenen Leistungsfähigkeit dieser Abschnitte für den Verkehr Abstufungen vorgenommen werden. Als Sätze sind vorgesehen für die einzelnen Klassen höchstens 0,02, 0,04, 0,06, 0,08, 0,1 Pfennig. Handelte es sich um eine dauernde gesetzliche Festlegung dieser Tarife, bei denen der Reichstag mitzusprechen hätte, so könnte manches Bedenken beiseite gestellt werden. Aber Änderungen des Tarifes sind abhängig von einer Zweidrittel-Mehrheit der Verwaltungs-Ausschüsse und Strom-Beiräte, denen die Verwaltung der Abgaben übertragen wird. Auch hier ist, wie wir sehen, Konfliktstoff vorhanden, wenngleich man zugeben muß, daß die vorgeschlagene Gestaltung aus rein praktischen Rücksichten manches für sich hat.

Wann die Vorlage den Reichstag beschäftigen wird, ist zurzeit nicht abzusehen, denn ehe sie Gesetz wird, müssen die Verhandlungen mit Österreich und mit Holland zu Ende geführt sein. Möglicherweise beläßt man sie aber einstweilen im Zustand des Schwebens und sucht die Zustimmung des Reichstags zu erlangen, und das sobald als möglich. Unverkennbar werfen die kommenden Reichstagswahlen auf derartige Entschlüsse ihren Schatten voraus. Die heutigen Parteien sind in ihrem Bestande ein Faktor, womit gerechnet werden kann. In welcher Stärke sie 1912 sich am

Königsplatz zusammensinden werden, ist ungewiß; doch dürften die verlässlichen Regierungstruppen, als welche man in diesem Falle die Konservativen und die Nationalliberalen betrachten kann, starken Abschluß erleiden, und woher dann die Regierung für eine mit dem Obium der Verkehrsfeindlichkeit von früher her behaftete Vorlage eine Mehrheit nehmen will, ist unerfindlich. Besser also, das Gesetz wird, wenn auch mit Opfern, sobald als möglich unter Dach und Fach gebracht. Die Zustimmung der durch Schifffahrtsakte an der Neuregelung beteiligten auswärtigen Staaten zu erzielen, muß dem diplomatischen Geschick unsrer Unterhändler überlassen bleiben. Hierbei rückt allerdings die Gefahr in den Vordergrund, daß eine Vereinbarung mit handelspolitischen Zugeständnissen erkaufte werden müßte. Hat die Reichsregierung das Gesetz fix und fertig in der Hand, so kann sie freilich damit den Gegenpart vor ein fait accompli stellen. Sie hat sich jedoch dann selber in eine Zwangslage begeben, da Änderungen nicht mehr möglich sind.

So freundschaftlich gegenwärtig auch unsere Beziehungen zu Österreich-Ungarn sind, ist doch oft genug auf wirtschaftspolitischem Gebiet Gegenseitigkeit zutage getreten, und diese erweist sich möglicherweise diesmal besonders stark, weil die böhmische Industrie an dem Abkommen lebhaft beteiligt ist, und die Tschechen es sich schwerlich werden nehmen lassen, ihm Steine in den Weg zu wälzen, sicher des Beistandes aller übrigen Slaven. Indessen, das ist cura posterior, wenn man auch die aus jenem Winkel drohende Gefahr nicht unterschätzen soll. Etwas anders liegen die Verhältnisse bei Holland. Die von der großherzoglichen Handelskammer zu Mainz in diesem Frühjahr veröffentlichte Denkschrift lenkt die Aufmerksamkeit auf die plötzliche Vertagung der Vertiefung des Unterrheins bis Köln, bezw. bis Koblenz. Man hatte die Frage für spruchreif gehalten, und plötzlich wurden die Interessenten verblüfft, als die Angelegenheit ohne Angabe des Grundes in der Versenkung verschwand. Darum warf man die Frage auf, ob das die Gabe an Holland sei, für die man dessen Einwilligung in die Schifffahrtabgabenerhebung zu erlangen hofft. Die Denkschrift bemerkt dazu „Wenn man die nieder- und mittelrheinischen Baupläne so ganz ausschaltet, wie es das vorliegende Bauprogramm tut, dann liegt die Sache so, daß der preußische Rhein, vor allem der Niederrhein, einen erheblichen Teil der Schifffahrtabgaben trägt, aber an dem Bauprogramm mit nichts als einer winzigen Strecke von St. Goar aufwärts beteiligt ist. Daß das ein überraschendes Ergebnis für die preußischen Interessenten ist, leuchtet ohne weiteres ein.“ Die Folgezeit wird lehren, ob die Vermutung mit der Liebesgabe an Holland richtig ist, und ob man mit Rücksicht auf den Zustand des holländischen Rheines, der erhebliche Regulierungskosten er-

fordern würde, von einer weiteren deutschen Rhein-Vertiefung als zwecklos absteht. Im Großen und Ganzen ist es erfreulich, daß, wie es scheint, im Schoße des Bundesrats selber eine Einigung ohne Vergewaltigung der Schwächeren erzielt worden ist, und man darf der Hoffnung Ausdruck geben, daß sich im Reichstag eine Mehrheit für eine Vorlage finden wird, die als einigendes Band für alle deutschen Stämme gedacht, das seit der Reichsgründung mächtig angeschwollene Verkehrsbedürfnis berücksichtigt. Der Zustand der Reichsfinanzen dürfte bei Entscheidung wohl mitsprechen; denn wenn aus Mangel an Mitteln schließlich die Stromvertiefungen eingestellt werden müßten, würde der Verkehr leiden und schließlich die Allgemeinheit Schaden davontragen.



Der Fall Kreta.

Von Otto Corbach (Charlottenburg).

Senn den vier „Schutzmächten“ England, Frankreich, Italien und Rußland die „nationalen Aspirationen“ der Kretenser immer mehr zu schaffen machen, so rächt sich an ihnen nur eigene Schuld. Vor 14 Jahren bemächtigten sie sich der Insel infolge der armenischen Mordtaten, um in ihr ein Pfand gegen eine Wiederholung solcher Greuel zu besitzen. Seitdem hat weder ein Kretenser in der türkischen Armee gedient, noch sind kretensische Steuern ins türkische Schahamt gewandert, und die Mächte haben nicht nur nichts gegen die Bewegung zum Anschluß an Griechenland getan, sondern sie planmäßig gefördert. Als im Jahre 1906 Prinz Georg von Griechenland das Amt eines Oberkommissars für Kreta, womit ihn die Schutzmächte betraut hatten, niederlegte, erteilten diese der hellenischen Regierung durch ihre Note vom 1. August 1906 die Befugnis, fernerhin das Amt eines Oberkommissars nach vorausgegangener vertraulicher Rücksprache mit den Vertretern der Mächte in Athen selbständig zu vergeben. Auf Wunsch der hellenischen Regierung wurde diese Neuerung unter ausdrücklicher Zustimmung der Mächte in Kreta amtlich bekanntgemacht, und der ehemalige griechische Ministerpräsident Zaimis, der zum Nachfolger des Prinzen Georg ausersehen wurde, fand insolgedessen auf der Insel eine begeisterte Aufnahme. In der Folge wurde es geduldet, daß die kretensischen Offiziere im Namen des Königs ernannt wurden, und daß die Gerichte im Namen des Königs Urteile fällten. Die Türkei ihrerseits hatte das Bewußtsein ihrer Souveränitätsrechte so sehr verloren, daß sie von kretischen Waren bei der Einfuhr als solchen fremden Ursprungs Zoll verlangte. Nach solchen Vorgängen

war es kein Wunder, daß die kretische Nationalversammlung am 30. September 1908, als Zaimis auf Urlaub abwesend war, den Mut faßte, den Anschluß an Griechenland zu proklamieren. Wohl widersetzten sich die Schutzmächte diesem Schritt und wiesen die Kretenser durch eine Note vom 15. Oktober 1908 in ihre Schranken zurück, aber sie versprachen gleichzeitig, die Frage der Annexion in einem den Kretensern günstigen Sinne mit der Pforte besprechen zu wollen, wenn die Ordnung aufrecht erhalten würde. Das geschah zu der Zeit, als die Annexion Bosniens und der Herzegowina und die Unabhängigkeitserklärung Bulgariens die Frage der „Kompensationen“ ins Rollen gebracht hatte und nicht abzusehen war, ob die verjüngte Türkei sobald aus den ihr bereiteten Verlegenheiten glücklich hinausgelangen werde. Als aber die bosnische Frage geregelt wurde, und als das jungtürkische Regime auch den Sturm der Gegenrevolution überdauerte, wandte sich die Gunst der Schutzmächte, besonders Englands, immer mehr von den Kretensern ab und der neuen Türkei zu. Die Jungtürken hatten auch keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie entschlossen seien, ihre Hoheitsrechte über Kreta nötigenfalls mit den Waffen in der Hand geltend zu machen. Von ihrem Standpunkte aus wehren sie sich mit Recht gegen die Zumutung, Kreta aufzugeben; denn unter den „Schutzmächten“ gibt es keine, die nicht in ihren eigenen Gebieten „nationale Aspirationen“ kleiner fremder Volksbestandteile unterdrückte, und die physische Überlegenheit liegt gegenüber den Griechen offenbar auf ihrer Seite.

Nun ist in der englischen Politik für Kreta seit dem Tode König Eduards eine Wendung erfolgt. König Georg, der der ganzen auswärtigen Politik seines Landes einen neuen, kräftigen Impuls geben möchte, wünscht, daß die kretische Angelegenheit eine Entwicklung nehme, die die Sache der griechischen Dynastie fördert und nicht schädigt. Um in dieser Richtung mehr Tatkraft entfalten zu können, soll der innerpolitische Konflikt möglichst rasch durch ein Kompromiß erledigt werden. Die Führer der liberalen Mehrheit im Unterhause haben diesen Anregungen nachgegeben, weil sie kampfmüde sind und so Gelegenheit erhalten, ihre Unlust, die Vetofrage auf die Spitze zu treiben, hinter einer patriotischen Maske zu verbergen. Das ist die Lösung des Rätsels des überraschend schnellen Zustandekommens der Parlamentskonferenz und deren beifälliger Aufnahme in der liberalen Presse. Jetzt sträubt sich jedoch plötzlich die französische Hälfte der Entente cordiale, die Schwenkung mitzumachen. Schon im Verlaufe des Streites um die Annexion Bosniens hatten aufmerksame Beobachter gewahren können, daß im nahen Orient französische und englische Bestrebungen schwer zu vereinen sind. Die Gründe sind nicht theoretischer, sondern praktischer Natur. Die englischen Zwecke würde die fran-

zöfische Diplomatie vielleicht billigen, wenn sie nicht die Folgen fürchtete. Die englische Regierung würde sich kein Gewissen daraus machen, in die orientalischen Angelegenheiten in einer Weise einzugreifen, daß sich kriegerische Verwicklungen nicht mehr verhindern ließen. Bei dem leidenschaftlichen Unteil, den die Russen an allem nehmen, was auf dem Balkan vor sich geht, vor allem bei ihrem traditionellen Haß gegen die Türken, wäre es aber zweifelhaft, ob die russische Regierung instande sein würde, neutral zu bleiben, und das entspräche nicht dem französischen Interesse an einer friedlichen Tendenz des Zweibundes, noch weniger dem an der Sicherheit der Rußland geliebten Milliarden. Erklärte sich auf diese Weise seinerzeit das Bestreben der französischen Regierung, in der bosnischen Frage beschwichtigend auf die verbündete Macht einzuwirken, so erklären sich so jetzt wieder die französischen Bemühungen, in der kretischen Frage das Interesse des europäischen Friedens in den Vordergrund zu rücken. Daher die von Paris ausgegangene Anregung, der An gelegenheit auf einer europäischen Konferenz unter Mitwirkung Deutschlands und Osterreichs eine definitive Lösung zu geben. Sie hätte gar keinen Sinn gehabt, wenn es Frankreich in der Entente cordiale noch ganz geheuer wäre. Für den Augenblick hat Sir Edward Grey durch seine jüngste Erklärung für die Haltung Englands eine Fassung gefunden, die das schon geweckte Mißtrauen in jungtürkischen Kreisen wieder verscheucht und die französische Regierung etwas beschwichtigt hat. Immerhin hat Sir Edward Grey deutlich zu verstehen gegeben, daß die englische Regierung zwar einstweilen den Status quo erhalten helfen, aber gerade im Interesse der Kretenser eine definitive Lösung jetzt nicht anstreben will. Der französisch-englische Gegensatz dürfte sich daher bald genug wieder bemerkbar machen, und die Frage einer europäischen Konferenz von neuem auf die Tagesordnung gelangen.



Moralbegriffe.

Von Leopold Katscher (Bern).

I.

Vor etwa siebzehn Jahren sprach Westermarck, der berühmte Verfasser der bahnbrechenden „Geschichte der Ehe“, eines Abends mit Freunden über die Frage, inwiefern ein schlechter Mensch wohlwollend behandelt werden sollte. Die Meinungen waren so verschieden, daß der gelehrte finnisch-englische Professor bald lebhaft über die Ursachen dieser großen Verschiedenheit nachdachte. Schließlich gelangte er dazu, sich auf das Studium eines

erweiterten Problems zu werfen: Warum weichen die Moralbegriffe im allgemeinen so sehr von einander ab? Warum zeigt sich andererseits oft eine so ausgebreitete Übereinstimmung? Woher gibt es überhaupt Moralbegriffe und woher rühren sie? Die Antwort liegt jetzt in Gestalt zweier dicker Bände vor unter dem Titel: „Origin and development of the moral ideas“ (London, Macmillan), gleichzeitig auch deutsch: „Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe“ (Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt's Verlag).

Westermarck stellt die Lehre auf, daß die Moralbegriffe im letzten Grunde auf sittlichen Gefühlen beruhen und hauptsächlich Verallgemeinerungen der, gewissen Erscheinungen inwohnenden Eignung sind, entweder Entrüstung oder Billigung hervorzurufen. Er erforscht Art und Entstehung dieser Gefühle, um sodann ihre Beziehungen zu den verschiedensten Moralbegriffen in Betracht zu ziehen. Er findet, daß die sittlichen Gefühle zur Gattung der Vergeltungsgefühle gehören. Die sittliche Mißbilligung ist eine Art vergeltenden Grolles, mit Zorn und Rache verwandt, die sittliche Billigung ein freundliches Vergeltungsgefühl, der Dankbarkeit verwandt. Beide unterscheiden sich von ähnlichen außersittlichen Gefühlen durch Uninteressiertheit, augenscheinliche Unparteilichkeit und einen Anstrich von allgemeiner Verbreitung. Die Entstehung der sittlichen Vergeltungsgefühle ist auf natürliche Auslese im Kampf ums Dasein zurückzuführen; sie sind geeignet, die Interessen der sie hegenden Personen zu fördern. Dies erklärt auch die feindselige Haltung der sittlichen Mißbilligung gegenüber der Unlustursache und das freundliche Verhalten der sittlichen Billigung zur Lustursache.

Warum aber empfinden wir ganz ohne eigenes Interesse ob unsres Nachbars Schädigung Schmerz, der zur Entrüstung führt, bzw. ob seines Vorteils Freude, welche Billigung hervorruft? Westermarck stellt fest, daß die vom altruistischen Empfinden unterstützte Sympathie — das Mitgefühl im üblichen Sinne des Wortes — leicht uninteressierte Vergeltungsgefühle erweckt. Das altruistische Empfinden kann sowohl sympathischen vergeltenden Groll als auch uninteressierte freundliche Vergeltungsgefühle erzeugen. Strafen und Belohnungen werden sehr leicht zu Spiegelbildern der Gefühle, aus denen sie hervorgehen, und die Sprache kleidet die Vergeltungsgefühle in Ausdrücke der Verurteilung oder des Lobes. Auch gibt es empfindungsmäßige Neigungen und Abneigungen völlig uninteressierter Art — ohne jedwede Beimischung von Mitgefühl. Uninteressierte Vergeltungsgefühle können eben in verschiedener Weise entstehen. Die Tatsache aber, daß Uninteressiertheit, augenscheinliche Unparteilichkeit und ein Anstrich allgemeiner Verbreitung die Merkmale geworden sind, durch welche die sogenannten sittlichen Gefühle sich von andern Vergeltungs-

gefühlen unterscheiden, wird von Westermarck so erklärt:

„Die Gesellschaft ist die Wiege des sittlichen Bewußtseins. Die ersten Sittenurteile brachten nicht die persönlichen Gefühle vereinzelter Individuen zum Ausdruck, sondern die der Gesamtheit. Die öffentliche Entrüstung oder Anerkennung ist das Urbild der sittlichen Mißbilligung bzw. Billigung, und diese öffentlichen Gefühle zeichnen sich durch Allgemeinheit, persönliche Uninteressiertheit und anscheinende Unparteilichkeit aus. Aus den sittlichen Gefühlen sind im Laufe der Zeit allerlei Moralbegriffe entstanden, die auf verschiedene Arten mit diesen Gefühlen verknüpft sind.“

Was die hauptsächlichsten Gegenstände der Sittenurteile — Betragen und Charakter — betrifft, so finden bei Äußerung der Urteile die verschiedenen Bestandteile dieser Gegenstände in dem Grade Berücksichtigung, als der Urteilende mehr oder weniger aufgeklärt und gewissenhaft ist. Nur Unwissenheit oder Gedankenlosigkeit verschuldet die so häufige Beeinflussung der sittlichen Wertungen durch äußerliche Vorfälle, die in keiner Weise von dem Willen des Beurteilten abhängen; verschuldet ferner, daß Wesen, die bei ihren Handlungen außerstande sind, Recht von Unrecht zu unterscheiden (Tiere, Kinder, Berauschte, Irnsinnige, Blöde, leblose Dinge), als zurechnungsfähig behandelt werden; verschuldet auch, daß man die Beweggründe einer Tat so wenig in Betracht zieht und den Unterlassungen oder Vermeidungen viel geringere Beachtung schenkt, als den Handlungen; verschuldet endlich, daß ein Mangel an Voraussicht oder Selbstbeherrschung übersehen wird, falls dessen Folgen in genügender Ferne liegen.

Die Ursachen, aus denen über Betragen und Charakter Sittenurteile gefällt werden, sieht Westermarck in folgendem: „weil die Sittenurteile aus sittlichen Gefühlen hervorgehen; weil die sittlichen Gefühle Vergeltungsgefühle sind; weil ein Vergeltungsgefühl ein — entweder freundliches oder feindseliges — reaktives Geistesverhalten gegen ein wirklich oder vermeintlich lebendes Wesen ist, das als eine Lust- oder Unlustursache angesehen wird; schließlich weil ein lebendes Wesen nur insofern für eine wirkliche Lust- oder Unlustursache gilt, als man annimmt, daß dieses Gefühl im Willen dieses Wesens begründet ist.“

Unseres Autors Grundlehre vom Gefühlsursprung der Moralbegriffe wird von zwei Tatsachengruppen bestätigt. Erstens: Es ist ein Umstand von größter Wichtigkeit, daß in Verbindung mit Erscheinungen, die nach ihrer allgemeinen Beschaffenheit denjenigen völlig gleichen, über welche man Sittenurteile fällt, nicht nur sittliche Gefühle, sondern auch außersittliche Vergeltungsgefühle empfunden werden. Dieses bemerkenswerte Zusammentreffen läßt sich lediglich

dadurch erklären, daß die Sittenurteile auf Gefühlen beruhen und daß die sittlichen Gefühle Vergeltungsgefühle sind, welche der Dankbarkeit und der Rachsucht ähneln. Zweitens: Es ist sehr bemerkenswert, daß dieselben Handlungen, Unterlassungen und Vermeidungen, die als unrecht verworfen werden, auch Zorn und Rache hervorrufen, und daß diejenigen, welche man als sittlich gut preist, Dankbarkeit zu erregen vermögen. Auch dieses Zusammentreffen spricht deutlich für den Gefühlsursprung der Moralbegriffe und für die Vergeltungsnatur der sittlichen Gefühle.

Aus dem Gefühlsursprung der Moralbegriffe ergibt sich nun mit Notwendigkeit Westermarcks Position. Nichts kann danach „wahrhaft“ recht oder unrecht genannt werden; „das Rechte hat kein objektives Dasein . . . Es gibt keine sittliche Wahrheit in dem üblichen Sinne.“ Recht sei, was wir dafür halten; daher die Unerläßlichkeit der Duldsamkeit. Unser persönliches sittliches Bewußtsein gehöre zu unsrer Geistesverfassung, die wir nicht beliebig ändern können. Der ethische Subjektivismus sei innerhalb vernünftiger Grenzen gefahrlos; wäre er aber auch gefährlich, so würde das nichts gegen seine Wahrheit beweisen. Ohne ihn gäbe es keinen Fortschritt; dieser werde nur durch subjektiv-ethische Auflehnung gegen das allgemein gültige ermöglicht.



Der Roman seines Zeitalters.

Von Karl Wilhelm Fritsch (Brünn).



Wie oft hört man doch fragen, welches der Charakter unsrer Zeit sei? Man spricht von der Nervosität, von der Herrschaft des Geldes, von den vielen Entdeckungen und Erfindungen — und, wenn man alles dies aufgezählt hat, weiß man erst recht nicht, welches dieser Worte zur Charakterisierung unsrer Zeit das passendste ist. Einfach: keines. Einzelne bedeutet keines etwas, alle zusammen sagen vielleicht manches, aber noch nicht alles. Dem Historiker mag es wirklich einmal schwer werden, unsre Lage in ein Fach seines Geschichtswerkes einzustellen. Die Menschen sind ja gewiß nicht anders geworden, als unsre Vorfahren. Wer sie etwa nach irgendwelchen ethischen oder ästhetischen Gesichtspunkten gliedern will, wird ebenso Vertreter einzelner Typen finden, wie bei den vergangenen Geschlechtern. Aber eines macht Schwierigkeiten. Früher drängten die Ereignisse einander nicht so, oder wenigstens erfuhr man von ihnen nicht fast gleichzeitig mit ihrem Eintreten, wie heute. Dadurch empfinden

wir das in der Zeit Hintereinanderliegende als sich gleichzeitig an uns Herandrängendes. Deshalb kommen wir bei der Masse der Geschehnisse, die man, als die Verkehrsmittel noch unbeholfene waren, förmlich nacheinander überlegen und erfassen konnte, heute, da sie an uns fast gleichzeitig herandrängen, denn der schnelle Benachrichtigungsdienst bewirkt dies, nicht zu jenem klaren Ausblicke auf sie. Auch fehlt uns augenblicklich jenes Kraftindividuum, das in der Lage wäre, dem Zeitalter seinen Namen zu geben. Wir begreifen, warum es also so schwer ist, unsre Zeit passend zu taufen. Die vielen Ereignisse, die gleichzeitig fast gleich stark auf uns wirken — und das Fehlen einer die Millionen turmhoch überragenden Individualität.

Aber den Dichtern ist es wenigstens nicht unmöglich, eine solche zu erraten, wenn schon nicht festumrissen vor sich zu sehen. Aus solchen Überlegungen muß man den neuesten Roman Karl Hans Strobls: *Eleagabal Ruperus**) betrachten, um ihm gerecht zu werden. Es wird vielleicht manchen geben, der diesen umfangreichen, etwa durch die Masse der Ereignisse und Personen erdrückend wirkenden Roman verzagt ungelesen aus der Hand legt. Mit Unrecht! Man könnte dem entgegenhalten, daß so ein Roman geschrieben werden mußte; aus ihm heraus sehen wir ein Zeitbild, — und wenn wir Strobls Art, statt Meditationen packende Bilder zu zeichnen, kennen, begreifen wir auch das viele in dem Roman wie Zauberpfund und Gespensterblendwerk Wirkende. Ruperus selbst lebt ja in solcher Umgebung, und doch ist er kein mittelalterlicher Zauberer. Hoffmanns Prosper Alpanus mag wohl sein Vorbild gewesen sein, vielleicht auch für Strobls Erfinder Palingentius. Aber die Absicht, nur des mystischen Ritzels wegen solche Gestalten zu formen, lag ihm gewiß fern, denn sonst müßte man für andres, das der Roman enthält, auch dieses Motiv suchen. Die Idee ist vielmehr eine sehr realistische! Strobl hatte das Gesamtbild unsrer heutigen raschwogenden Welt vor Augen. Dort die Tatmenschen, hier die einsamen Grübler, die abgeschlossen vom Verkehre sinnieren — und erfinden. Hier wird erfunden, entdeckt — dort wird das Erungene schnell in die Praxis umgesetzt. Dieses schnell Aufeinanderfolgende zu zeigen, hat der Schriftsteller nur die Feder zur Hand, und mit ihr zeichnet er eben die Bilder nebeneinander, dann erreicht er den Eindruck vom Entstehen einer Idee und deren rascher Verförperung. Freilich kommt da der Dichter oft mit allzustarken Bildern. Aber seine Phantasie erlaubt dies. Er muß Starkes verbildlichen, um stark zu wirken. Man muß allerdings, um gerecht zu sein, auch zugeben, daß etwas Kürze in der Fassung Strobls Roman noch einige bedeutende Kräftemengen zugeführt

haben würde. — Freilich greift manches in die Zukunft hinein. Tote lebendig zu machen, ist heute noch ein ungelöstes Problem. Wenn es dieser Ruperus dennoch kann, so stellt er damit nur die Personifizierung eines Gedankens mancher Sehnsucht dar. Ja, wir wollten solches oft können, aber heute ist der Tod noch nicht überwunden, und so begnügen wir uns mit dem Ersehnen. Strobls Roman ist ja keineswegs nur ein Stück Wirklichkeitsmalerei, sondern ein gewaltiges Phantastestück. Seit langer Zeit wieder ein großer, nmfassender Roman, in dem Romantik und Realismus nebeneinander stehen. Hoffmann, Poe redeten da wohl mit, aber wenn wir gerecht sein wollen, müssen wir Strobl als gleichberechtigt neben diese stellen. Hier haben wir ein Stück modernster Literatur vor uns, ein großes Werk, welches das, was sonst zu einzelnen Novellen den Stoff gibt, zusammenfaßt.

So phantastisch dieser *Eleagabal* uns erscheint, so tahtl dünkt uns sein *Eleagabal* Bezug. Und doch steckt auch in ihm ein ganzes Stück moderner Phantastik. Der Plan Bezugs, den Menschen den Sauerstoff zu entziehen, ist doch phantastisch, das Warum? allerdings nicht. Um nämlich die Menschen ihres wichtigsten Lebensnerven zu berauben und zu ergebenen Sklaven zu machen. — Unsre Truists und Kartelle lassen uns wohl heute den Sauerstoff noch, aber sie verteuern andre Lebensmittel. Die Idee, den Menschen ihr bißchen Leben recht teuer zu machen, um sie so dem Kapital, das in den Händen einiger Weniger liegt, zu unterwerfen, ist ganz jene Bezugs. Doch eine teuflische? Aber man begreift sie. Heute ist das einzelne Individuum zurückgestellt. Die Massen machen es. Die Millionenheere, — die großen Gesellschaften, die diese Massen kommandieren. Das große Kapital. Der einzelne kleine Unternehmer geht zugrunde, wenn er es nicht versteht, sich an die großen Unternehmer anzulehnen. Es wird ein Dienstverhältnis daraus, das der Kleine nur deshalb nicht so drückend spürt, weil er eben aus demselben Vorteile zieht, die er allein nicht erreichen könnte. Es ist seine Existenzbedingung geworden. Dieses Motiv verförpert sich, allerdings noch potenziert, in Strobls Bezug. Dieser Geldmensch ist also kein Teufel, sondern nur ein moderner Spetulant in stärkster Vergrößerung. Es steckt da etwas Jules Vernes Problematik darin.

Vorwürfe solcher Art sind oft Prophezeiungen; was ging nicht alles in Erfüllung, was Verne vorhergesehen hat! Den Sauerstoff wird man ja den Menschen wohl lassen müssen, aber Probleme zu überdenken, die die Welt umstürzen können, zumindest die Gesellschaftsform, ist schließlich nicht verboten. Und wer die Macht hat, ist ja ohnehin gegen Verbote gefeit. Das Grundproblem in Strobls Roman ist also ein sehr realistisches.

*) 2 Bände, Verlag Georg Müller, München 1910.

Als in unsrer Zeit Lebende spüren wir einzeln die ganze Furchtbarkeit dieses Machtgedankens nicht, aber in einem Werk, in dem sich die Folgen dieses Gedankens in krassen Bildern vor uns zeigen, um so mehr. Vom Standpunkte des Künstlers mußte Strobl, um dieses Furchtbare darzustellen, zur Zeichnung in schärfsten Konturen greifen, nur so gelang es ihm, ein packendes, ja oft geradezu Schauern erregendes Bild unsrer Tage zu geben. Die Tage der Flagellanten sind vorüber, einen Jan von Leyden haben wir nicht — aber lassen wir mal gewissen Schichten unsrer Zeitgenossen die Zügel schießen, und wir könnten jene vergangenen Tage — vielleicht in ärgerer Auflage erleben. Wie uns da Strobl das Wüten einer durch eine Weltuntergangsprophezeiung erschütterten, um ihr Leben bangenden Masse schildert, das öffnet schauerliche Perspektiven. Und solche Prophezeiungen gibt es, sie müssen nicht gerade mit dem Weltuntergange zu tun haben. — Nicht die einzelnen Szenen dürfen wir betrachten, um die Wucht des Stroblschen Romans zu erkennen — in seiner Gesamtheit müssen wir ihn auf uns wirken lassen. Vielleicht sind es gerade die Nichtpervertierten, die Gesunden, welche ein Kapitel, wie jenes, das da die Ausschweifungen einer sich „Klub der babylonischen Jungfrauen“ nennenden Frauengesellschaft weniger erschauern läßt, denn sie leben eben selbst nicht im Moraste. Als Zeitererscheinung aber muß eben solches ebenso gewertet werden, wie jede andre — als ein Stück Zeitkultur. Gesamtheit aller Erscheinungen aber gibt das Zeitbild. — Um dieses und gleichzeitig seine mögliche Weiterentwicklung zu geben, griff Strobl oft voraus, schilderte er in pastosferer Technik, schonte er die Nerven der Leser nicht, wurde er zum grimmigsten Kulturkritiker — und dennoch schwebt über dem Ganzen eine sanfte Taube, die wieder vereinende, wie Balsam wirkende Liebe. Sie bleibt, wenn sie echt ist, immer die gleiche. So wars vor Jahrtausenden und so bleibt es in einer Zeit, welche in ihren Grundfesten zu erbeben scheint. In dem Sohne eines Mannes, der sich von der Welt abschied, eine Art Urkultur annahm, in Adalbert Semilasso wird uns da ein Leben — und damit das Leben der ganzen Art: Mensch vorgeführt, die da strebt und liebt. „Sie (die Liebe) gibt und gibt immer von ihrem Reichtum — und der große goldene Schatz wird doch nicht geringer . . .“

Also ein Werk, so ganz aus unsrer Zeit herausgewachsen, das doch auch in den kommenden Jahrzehnten nicht zu schnell veralten dürfte.

Sollte ihm nicht eben dies Dauerwert verleihen?



Zwei Gedichte.

Von Wilhelm Kunze (Braunschweig).

Wie die Rosen dicht sich drängen.

Wie die Rosen dicht sich drängen
Auf der alten Gartenmauer
Und so lockend niederhängen!
— Mich ergreift ein Jugendschauer,
Und ich denk an jene Stunden,
Als ich, Lieb, vor deinem Garten
Mich im Frühling eingefunden,
Um auf deine Huld zu warten.

Hört ich deine Füßchen gehen,
Fuhr ich angstvoll erst zusammen.
Konnt ich deine Augen sehen,
Stand mein Herz in lichten Flammen.
Ach, das war ein Küssen, Rosen
Auf des Parls verschwiegener Brücke:
Du — die Königin der Rosen,
Ich — der wahre Hans im Glück!

An den Tag.

Spring empor von deinem Sitze
Frisch und freudig, junger Tag.
Sende deine Sonnenblicke
Durch des Vorhangs feinste Ritze —
Und die Schläfer werden wach.

Schüttle deine goldnen Locken
Aus dem holden Angesicht,
Küttle fed die Morgenglocken,
Daß die Herzen, die da stocken,
Ganz erfüllt von Duft und Licht.

Halte segnend deine Hände
Über allem, was wir tun.
Leid und Kummer von uns wende,
Laß uns nach der Arbeit Ende
Still in deinem Schatten ruhn!



Eine Hochzeitsreise.

Von Wilhelm Schuffen (Schwáb.-Gmünd).

II.

leich im ersten Gehöft hielt das Kaiserliche Fuhrwerk am Wirtshause still. Der Postbeamte zur Linken sprang vom Sitz, übergab und übernahm beim Gastgeber und Posthalter die Briefschaften, trank einen halbamtlichen Stehschoppen mitten in der Wirtsstube und brachte darauf dem Postillon zur Rechten einen, wie es schien, ebenfalls halbamtlichen Kirsch. Der Fuhrmann leerte

das Gläschen in einem einzigen Schluck. Dann zog er die Zügel an, schnalzte mit der Zunge und vollführte mit der Peitsche eine Art Geplätscher, in dem viel elegante Kunst, aber auch nicht wenig Stolz zum Ausdruck kam. Hugo fragte den Postbeamten, wie lange die schöne Fahrt noch dauern würde, und ob noch viele solcher hübschen Haltepunkte zu erwarten wären. Die Antwort lautete tief befriedigend. Und Hugo überließ sich nun ganz der Seligkeit der drei Zigarren, dem lieblichen Geklingel des Geschirrs und der Freude auf die nächstfolgende Haltestation. Hier aber entstieg Euphrosine dem Wagen, ließ sich mit dem Postillon in ein langweiliges Gespräch ein und fragte ihn unter anderm über den lackierten, steifen, buschgezierten Filzhut der Länge und Breite nach aus. Dann brachte sie den Wunsch, mit Hugo den Platz zu tauschen.

Was wollte er machen?

Er war ein einfacher, unberühmter Mensch und hatte eigentlich bloß der schönen Zigarre wegen hier oben gesessen. Euphrosine hingegen konnte hier wertvolle Eindrücke sammeln und an der Ewigkeit bauen helfen, wie sie zu sagen liebte.

Er zertrat also seine eigenen Schmerzen und opferte sich. Dafür ward ihm die Freude, im Wagenraum von seiten eines alten Herrn als der Herr Gemahl der großen Frau gefeiert und begrüßt zu werden und sein ganz uninteressantes Gesicht dem Studium der hohen Herrschaften widmen zu dürfen. Er warf seine Zigarre zum Fenster hinaus, um sich nicht lang entschuldigen zu müssen und erging sich auf die Gefahr hin, daß Euphrosine bereits dasselbe Lied gesungen, über die Nachteile des Lebens in der Kleinstadt, wobei er es nicht unterließ, anzufügen, daß er selber einmal in Hamburg und für kurze Zeit auch in Berlin gewesen sei. Nach einer kleinen Viertelstunde schon hatte er sein bißchen Wein verschenkt.

Und nun saß er eine halbe Ewigkeit auf der Polsterbank in der letzten Ecke, da er im ersten blinden Eifer die Undorftigkeit begangen hatte, den Platz am Fenster jenem alten Herrn abzutreten.

Er schloß die Lider und heuchelte einen Schlaf, den er nicht hatte, und eine Müdigkeit, die nicht in ihm war. In den Haltepunkten öffnete er die Augen, gähnte wie die andern und nickte, wenn über die lange Fahrt gellagt wurde.

In Waldshut nahm man natürlich den nächsten Zug und fuhr eilends gen Schaffhausen, wo man in der Bahnhofswirtschaft notdürftig speiste.

Er hatte es fest im Sinne gehabt, von nun an seine Einwände geltend zu machen und wenigstens da und dort seinen eigenen Willen hochzuhalten. Aber schließlich war man ja auf der Hochzeitsreise und in den Flitterwochen, und ein wenig Anstand und Ritterlichkeit besaß er doch schließlich auch noch. Euphrosine aber war die

Frau mit dem berühmten Namen. Er fügte sich also, wenn auch schwerfällig und ungern.

Am Rheinhafen unten legte sich Euphrosine auf die einzige, dort aufgestellte Lattenbank nieder, um die anderthalb Stunden bis zur Abfahrt des kleinen gichtbrüchigen Dampfers zu verträumen und sich nachher frisch gestärkt den neuen Genüssen an die Brust werfen zu können.

Er saß ihr zu Häupten, rauchte eine Zigarre und hielt im Angesicht einer schaulustigen Menge die stille Wache. Wie ganz anders wohl die Reise sich gestaltet hätte, wenn er die nette Friedel gefreit hätte.

Er wußte es gewiß, dann säße man heute noch in Titisee oben.

Warum hatte er eigentlich damals nicht fröhlich zugegriffen?

Friedel war eines Bäckers Tochter, gewiß; aber es gab weder ein geistliches noch ein weltliches Gebot, wonach ein Bäckerskind immer wieder einen Bäcker ehelichen mußte. Und Friedel hätte sicherlich ebensogut Drahtstifte wie Semmeln verkaufen können.

Je nun! Getan war getan.

Er war zufrieden.

Er öffnete seinen Schirm, um Euphrosinen gegen die Sonne zu schützen und den vielen Blicken den Weg zu versperren. Dann ergab er sich wieder seiner Zigarre.

Euphrosine schlief tief.

Sie träumte von einer seltsam schönen Landschaft, von Bäumen mit sprühweißen Stämmen, von milchigen Bächen, vom Mondlicht verzaubert. Da erschien plötzlich von irgendwoher Hugo.

Er kam ihr beinahe links und bäurisch vor, und sie war daran, sich seiner zu schämen.

Die Schiffsglocke weckte sie plötzlich.

Aber noch auf dem Dampfer stand sie unter dem Einfluß ihres Traumes.

Und wenn sie das jüngst Vergangene alles bedachte, konnte sie den Traum nicht einfach einen Lügner nennen. Hugo war ein seelenguter Mensch. Das überragte jeden Zweifel. Er war sehr hübsch von Gesicht und Gestalt. Auch das war so wahr wie nur etwas.

Aber seine Seele war eine Ebene ohne Höhenglanz und Tiefendunkel, und seine Andacht einer Zigarre gegenüber war geradezu kindisch.

Silberne Möven umflogen das Schiff.

„Sieh mal, Hugo, die Mövenbilder dort im Wasser.“

„Wirklich sauber“, sagte er, ohne viel dabei zu denken. „Saubere in jedem Falle, und wunderbar verzerrt und —“

„Richtig.“

Euphrosine wandte sich leise zur Seite und schaute ins Wasser. Sie besaß immerhin noch das Glück eines goldenen Innenlebens.

Nach einer Viertelstunde war sie wieder abseits der Welt und schwamm in Wirklichkeiten,

die mit der, die für ein schönes Buch hundert Mark Honorar bezahlte, nichts mehr gemein hatten.

Hugo rauchte eine neue Zigarre über das grüne Wasser hinweg und war im Herzen dankbar, daß sie hier noch von Niemandem erkannt worden waren. Dann unterhielt er sich noch einmal ein Weilchen mit der Friedel.

„Woran denkst du, Hugo?“

„Ich?“

„Ja freilich.“

„Woran ich denke?“

„Woran du denkst?“

„Offen gestanden, ich denke an gar nichts. Ich rauche meine Zigarre, wie du siehst, und betrachte mir den schönen Rhein.“

„Lust du das wirklich?“

„Was sollte ich sonst tun? Nun sieh bloß mal das Bild jenes Kirchturms im Wasser unten. Zuerst sieht man den richtigen Turm am Ufer oben; dann sieht man unter ihm einen umgekehrten im Wasser hängen und dann, und das ist mir wirklich neu, noch einen dritten, der mit der Spitze die des zweiten berührt und wieder aufrecht im Wasser steht.“

„Hast du mich wirklich lieb, Hugo?“

„Selbstverständlich, Euphrosine!“

„Ganz so wie du es mir gestern gesagt hast?“

„Aber selbstverständlich, Euphrosine. Wie magst du nur so fragen?“

„Nun, weil wir doch auf der Hochzeitstreise sind, wo man solche Worte nicht satt hören kann.“

„Du hast recht. Ich hab dir so vieles zu danken, und ich bin deiner nicht wert.“

„Das ist nicht wahr, Hugo.“

„Doch, das ist wahr. Aber es soll besser kommen. Du, Euphrosine, sag mal, bis wohin fahren wir heute eigentlich, und wo werden wir nachmahlen?“

„Nachmahlen?“

„Ja!“

„Woher hast du dieses Wort?“

„Dieses Wort?“

„Ja.“

„Wenn ich das gleich wüßte. Wahrscheinlich hab ich es mal irgendwo gelesen und jetzt ist es mir so herausgefahren.“

„Das Wort ist übrigens richtig und nicht gerade unschön.“

„So, das freut mich. Wo nachmahlen wir also?“

„In Kreuzlingen, denke ich.“

„Wie heißt das?“

„Kreuzlingen.“

„Warum gerade in Kreuzlingen?“

„Nun, weil ich dort noch nie gewesen bin.“

„Soll dort ein gutes Hotel sein.“

„Das weiß ich nicht, aber eine sehenswerte Kirche ist dort.“

„So. Aber heut abend können wir diese Kirche doch nicht mehr ansehen.“

„Nein, aber morgen früh um so gründlicher — Hugo!“

„Was hast du?“

„O, nichts, nichts. Ich habe mir nur gerade gedacht, wie schön es wäre, wenn meine Gedanken manchmal auch die deinen wären.“

„Ich verstehe dich nicht.“

„Aber wir werden noch manches miteinander durchzumachen haben, Hugo. Verstehst du das?“

„Da hast du recht. Aber getan ist getan. Wir wollen uns darein fügen.“

„Nun hast du recht, Hugo.“



Lanx satura aus Bayern.

III.

„Und a'm Pfarrer vor sei Tür
Machen wir an für;
Herrgottfagen, dös wird sei',
Bal er rausgeht, tritt er nei'!
Vivat Hoch! der Bauernbund!“

So sang man vor Dezennien im Bayernland, als die Bauern gegen das Zentrum rebellisch wurden. Hatten ihre Brüder vom Bundschuh mit Morgensternen und Dreschlegeln hantiert, so ließen sie die Fäuste auf die Wirtzische niederlaufen und schimpften in allen Dialekten Bayerns auf die Pfaffen und ihre Köchinnen. Allen voran Wieland, der Kottaler vierschrotige Bauer, dann der Bauern doktor Gäch vom bairischen Wald und der urwüchsige Huhnenauerbauer von Ruhpolding, Eisenberger. Dr. Sigl seligen Angedenkens sorgte für anregende Preßäußerungen in seinem „Vaterland“, und der begabte Dr. Ratzinger stellte sich an die parlamentarische Spitze. Das Zentrum war anfangs verblüfft. Zunächst versuchten einzelne Geistliche großes Geschütz dagegen aufzufahren; aber gegen die Stinkbomben der pflugführenden Männer konnten sie nichts ausrichten. Nun steckten sie sich in ihren Feiertagstalar und suchten zu imponieren; man lachte sie aber nur aus oder empfing sie wie den politisierenden Abt vom Kloster Metten mit den gar nicht lieblich tönenden Worten: „Schmeißt sie 'naus, die — kerls!“ Die Geschlechter verkrochen sich fernerhin in ihre Beichtstühle, bearbeiteten die Bauernweiber, malten ihnen Hölle und Fegfeuer in den Farben Dantes, gründeten Klosterfiktalen, verdrängten langsam, aber sicher, die weltliche Lehrerinnen durch Klostererschwestern, gründeten Vereine vom Greisenbund bis herab zum Säuglingsklub, stellten Frauen und Kinder, Mütter und Jungfrauen, Gesellen und Meister unter den Schutz irgendwelches heiligen Patrons und siehe da! der Bauernzorn verrauchte, die bedrohte „Religion“ ward gerettet. Aber all das wäre noch nicht wirksam genug gewesen, wenn nicht der Herr dem Volke einen besonderen Retter gesandt hätte, Dr. Heim. Der hatte noch ein kräftigeres Organ als die Bauernbundführer; der verband geschickt Weibbrunnwedel und Ballonmühe, schimpfte gegebenenfalls über die adeligen Strohköpfe und Faulenzer, zog gegen die Fabrikantenprohen und Geldbarone los, und siehe da, Molière hatte wiederum einmal glänzend recht bekommen: Quand on se fait entendre, on parle toujours bien. Was der Medizinmann Dr. Gäch nicht verstanden hatte, erreichte der ehemalige Reallehrer Dr. Heim. Die ganze bairische Zentrumsparthei entdeckte auf einmal das agrarische Herz, und nun überbot man sich in Liebesgaben für den „Nährstand“. Und nunmehr lachen sämtliche Kräfte des Königreiches weitmäuligst: am jüngsten Bauerntag in Regensburg, wo einst Kaiser und Kurfürsten des hl. römischen Reiches Pelze wuschen, da führte Dr. Heim

in Freiheit dressiert als Freund und Bundesgenossen vor — wen, glaubt Ihr wohl? — den urwüchsigsten Bauernbündelführer Eisenberger, den Huzenauerbauern von Ruhpolding, der seinerzeit nicht genug über die „Schwarzen“ hatte lästern können, den die Zentrums männer als Hanswurst verpöbelten hatten. Dr. Heim drehte an der Kurbel, und der „arme Konrad“ sagte sein eingelerntes Sprüchlein herunter, es sei an der Zeit, daß die christlichen Bauern sich zummentanten.

„Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in einem Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich“: Dr. Heim (=Kraft) und Eisenberger (=Demut), Zentrum und Bauernbund, welch schönes harmonisches Ganzel!

Aber warum ist es just an der Zeit? „Das hat mit seinem Singen der Hansabund getan“. Hat doch auch der Führer der protestantischen Bauern in Franken, Monomierat und Gutsbesitzer und Leutnant a. D. Beckh seinem Geist den Funken entlockt, die Vorrömausenzykliska sei nur ein Werk des Hansabundes. Er habe durch seine guten Beziehungen im Vatikan bzw. durch den rollenden Esel dem Enzykliskafrabrikanten die befannten Angriffe auf die Protestanten eingegeben, um den blau-schwarzen Block in Deutschland zu sprengen. Hoffentlich läßt sich Beckh diesen Geistesblitz in sämtlichen Kulturländern patentieren.

Vielleicht wird Beckh auch noch katholisch mittels der himmlischen Macht des Hansabundes. Bei uns ist es wahrhaftig zum Katholischwerden. Der Landtag — was sagt doch Börne von ihm (Brief 16. II. 1831): „Die Kammer zeigt sich täglich erbärmlicher und das bessergestimmte (?) Ministerium muß nachgeben, denn es kann die Majorität nicht entbehren.“ Da beraten wir zurzeit eine Kirchen-gemeindeordnung, die bei unsern Verhältnissen natürlich nur zugunsten der Kirche ausfallen kann. Der Kultusminister hatte sich schon vorher das Placet der Bischöfe geholt, bevor er seinen Entwurf der Kammer vorlegte, und glaubte nun sein Schiffchen im Trocknen zu haben. Aber, sagt schon der Psalmist, „große Leute fehlen auch“. Die Zentrumsdeputati waren noch bischöflicher wie die Bischöfe und wirkten in das schöne Gewebe des Herrn v. Wehner noch viele neue Muster ein, alles um der chiesa libera willen. Aber „in allen Konfessionen kommt es sehr häufig vor, daß unter „Freiheit der Kirche“ die „Herrschaft der Priester verstanden wird“, meinte der kundige Thebaner Bismarck. Eines der feinsten Muster ist nun folgender Satz: „Kirchenverwaltungsmitglieder, die durch offenkundigen unästhetischen Lebenswandel oder durch ein offen zur Schau getragenes unfkirchliches Verhalten Anlaß zu öffentlichem Argerniß geben, können durch Ausspruch der kirchlichen Oberbehörde abgelehnt werden.“

„Wär' der Gedank' nicht so verwünscht geseit,
Man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen.“

Denn daß die ganze Bestimmung darauf hinausläuft, jeden „Unkirchlichgestimmten“, d. h. Zentrumsgegner, Freigestimmten, Unabhängigen, aus der Kirchenverwaltung zu drängen, jeden Opponenten gegen pfarrherrliche Stedenpferde und Liebhabereten, die den Geldbeutel der Kirchengemeinde belasten, zu entfernen und den Geistlichen als alleinigen Herrn des Kirchenvermögens aufzustellen, andererseits durch den Ausspruch der kirchlichen Oberbehörde ein Gemeindeglied zu diffamieren, das hätte wohl auch ein Tauber von weitem gehört. Und das Ministerium? Sagte weder so noch so; nicht daß man ihm später vorwerfen könnte, es hätte so oder so gesagt; es verkroch sich hinter ein paar Gedankensplittern, bei denen man sich nichts denken kann. Vermutlich muß es erst die Bischöfe fragen.

Unterdessen hatte es einen Eigenplan durchgedrückt, die Besteuerung der Vinalotheken in München. Während bisher nach dem Wunsche des Stifters Ludwig I. diese Kunsttempel jedermann freien Eintritt gewährten, wird jetzt an fast allen Tagen ein Entree erhoben. Da die Münchener, wie bekannt, ihre Museen am wenigsten

befuchen, ist es bei diesem Fischzug wiederum auf die Fremden abgesehen. Zwar meinte König Ludwig I.: „Als Luxus darf die Kunst nicht betrachtet werden; in allem drüde sie sich aus, sie gebe über ins Leben“; aber Herr v. Wehner, der Großsigelbewahrer der Künste und Wissenschaften, meint: Wenn der Finanzminister das Bier besteuert, besteuere ich die Kunst. Vermutlich schlägt aber sein Kollege mehr heraus als er. —

Und nun legen Sie die lanx beiseite und sagen wie Freund Börne (21. II. 31): „Wohl habe ich gelesen und gehört von den frühzeitigen, unzeitigen und überzeitigen Dummheiten, die in Bayern vorgehen.“ Menippus.



Randbemerkungen.

Die Stichwahl in Friedberg-Büdingen
ist so verlaufen, wie es der herrschenden Zeitströmung entspricht: der Bund der Landwirte ist unterlegen und der Sozialdemokrat gewählt worden, d. h. die Stadt hat wider den Stachel des Landes gelöst, der Haß gegen die Bündler ist stärker gewesen beim Freisinn als die Abneigung gegen die Sozialdemokratie. Die Nationalliberalen haben die Stichwahlparole befolgt und von ihnen bei der Hauptwahl für Dr. v. Caller abgegebenen 4397 Stimmen sind dem Bündler bei der Stichwahl 1379 weniger zugefallen, nämlich nur diejenigen, die von den Anhängern der fortschrittlichen Volkspartei herrührten. Das läßt sich ziffernmäßig, bis auf eine Differenz von etwa 400 Stimmen, nachrechnen. Dies verdient nur deswegen festgestellt zu werden, weil Friedberg-Büdingen für die Stichwahlen oder gar schon Hauptwahlen von 1912 typisch sein wird: die Bündler und Konservativen werden mit Hilfe der Nationalliberalen in engere Wahl mit den Sozialdemokraten kommen, und regelmäßig wird sich das mehr nach links geneigte Element aus der Mittelpartei loslösen. Soweit die Nationalliberalen aber eigene Kandidaten aufstellen, werden ihnen konservative Gegenkandidaten erstehen, und der Sieg wird alsdann in der Regel dem dritten, nämlich dem Zentrum, zufallen; denn auf Unterstützung durch die Sozialdemokratie hat kein Nationalliberaler zu rechnen, mag er noch so viele Meriten im Kampfe gegen den schwarzblauen Block aufweisen, und ob in der Stichwahl ein Konservativer eben diesen alten Blockgegner unterstützen wird, kann nicht ohne weiteres bejaht werden. Je schlimmer es im Reich kommt, je mehr Sozialdemokraten und je weniger Konservative in den Reichstag einziehen, um so molliger wird die Temperatur im preußischen Landtag. Die Wahlrechtsreform verliert angesichts der roten Hochflut alle Reize für die Regierung. Von diesem Gesichtspunkt aus wäre das Verhalten der Konservativen alsdann zu erklären. Dr. Fr. St.

Minister-Interviews.

Wir sind auch in der inneren Politik ganz modern geworden: die neuen Minister in Preußen hatten noch nicht ihre Amtswohnung bezogen, als ihnen schon die Interviewer auf den Leib rückten. Zu Bismarcks Zeiten wäre das ein vergebliches Unterfangen gewesen. Damals gingen zwar auch viele Journalisten in der Wilhelmstraße ein und aus und wurden vom Geheimen Legationsrat Legidi, dem „Vater der Reptilien“ gefüttert; aber die Kunst des Ausfragens war in Berlin noch nicht wie in andern Hauptstädten entwickelt. Mit ihrer Entwicklung hat inzwischen die des „Sichausfragenlassens“ Schritt gehalten. Der Mensch, selbst wenn er Minister ist, gewöhnt sich an alles, und wie sich Wilde ruhig photographieren lassen, nachdem sie gemerkt haben, daß es nicht weh tut, so lassen auch unsre Erzellenzen die Interviews ohne Wimperzucken über sich ergehen. Insofern darin ein Aufsteigen der Presse, eine Anerkennung ihrer Bedeutung liegt, kann man damit zufrieden sein; aber bei näherem

Zusehen gewahrt man mit stillem Vergnügen, welche Scheingefechte da zwischen dem Ausfrager und seinem freundwilligen Gegner ausgeführt werden, und wie wenig die Eindrücke, die der eine empfangen haben will, in Wahrheit den Ausdrücken des andern entsprechen. Ein richtiger Interviewer versteht sich aufs Lärmmachen; er schlägt wie ein Seppichlopfers darauf los, es schallt und hallt, und schließlich fliegt doch nur Staub heraus und dem Publikum in die Augen. Die große Menge ist nämlich nicht wie der Frager und der Befragte mit der Zeit fortgeschritten, sondern verharrt ihrem Verfahren gegenüber im Stande gläubiger Unschuld. Oder wäre es sonst möglich, daß die Zeitungsläser es ruhig hinnehmen, wenn z. B. der Freiherr v. Schorlemer Auskunst geben soll über die Richtung, die er in Führung seines Ressorts einzuschlagen gedenkt. Natürlich erteilt er die gewünschte Auskunst; denn als preußischer Minister trägt er sein Herz auf dem Armel, versichert, die Wege der Politik würden dieselben bleiben wie bisher, möchte sich aber nicht in einzelnen Punkten vinkulieren. Der Reporter, der diese bündige „Aufklärung“ erzielt hat, hat sich von seinem Genius zu der Bemerkung begeistern lassen, der Minister besitze blühende Augen, die von Zeit zu Zeit wunderbar ironisch zu blicken vermögen“. Ahnungsvoller Engel! Eine ähnliche Offenherzigkeit hat der neue Minister des Innern einem andern Interviewer gegenüber bewiesen, indem er es ablehnte, über die Richtlinien seiner künftigen Tätigkeit sich im allgemeinen wie im besonderen zu äußern. Herr v. Dallwitz hat bei dieser Gelegenheit auch erklärt, wenn man ihn von gewisser Seite zum Reaktionsstempel, so sei das eben ein Ausfluß der Parteilichkeit seiner Beurteiler. Das sind goldene Worte der Selbstverständlichkeit, keine vieldeutigen Orakeltöne, und da wir sie jetzt schwarz auf weiß getrost nach Hause tragen dürfen, wollen wir den Tag preisen, der uns einen Minister von solcher Offenheit beschert hat. Im Ernst gesprochen: die Langmut der Interviewten ist zu bewundern und ebenso der naive Glaube des Publikums, aus derartigem Frage- und Antwortspiel gewisse Einsichten gewonnen zu haben. Es wäre nachgerade Zeit, den Interview-Ansug abzustellen oder jedem Interview wenigstens ehrlich die Spitzmarke zu geben: Schaumflöße auf ungesalzener Wassersuppe. Dr. Fr. St.

Eine kleine „Unstimmigkeit“

hat sich in dem Enzyklika-Handel ergeben. Zur selbigen Stunde, als die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ ex cathedra verkündete: „Es ist daran festzuhalten, daß der Päpstliche Stuhl den von der preußischen Regierung gestellten Forderungen entsprochen hat“, dankte der Herzog von Meiningen dem Saalfelder Zweigverein des Evangelischen Bundes für den ihm „erfreuenden Gruß der Protestantenversammlung gegen die Schmähungen, welche die päpstliche Kurie, befangen in mittelalterlichem Geiste, sich erlauben zu können geglaubt hat“. Danach ist man in Meiningen nicht der Ansicht, daß mit der vom Vatikan abgegebenen Erklärung der Streit aus der Welt geschafft sei, und wie dort denkt man in weiten Kreisen: die Bewegung geht weiter. Sie würde vielleicht längst abgeklaut sein, es wäre wahrscheinlich nicht zu Kundgebungen mancher Kreisynoden, nicht zu einer Anti-Borromäus-Spende gekommen, wenn nicht das politische Übergewicht des Zentrums schwer auf den auf evangelischem Boden stehenden Parteien lastete. Dieser Überzeugung werden sich auch die Führer der Konservativen nicht entziehen können. Die Bundesgenossenschaft mit dem Zentrum kann gerade den kirchlich gerichteten Wählern nicht zusagen und muß „Unstimmigkeiten“ hervorrufen. Der protestantensfeindliche von Rom aus geleitete Katholizismus hat eine gesunde Reaktion erzeugt, und dank der Lauheit der Regierung in dieser Frage erstarkt die Opposition gegen das Zentrum von Tag zu Tag. Da helfen keine Beschwichtigungsversuche, und die durch die Bande der Religion und durch nichts weiter zusammengehaltene Partei hat jetzt Gelegenheit, wahrzunehmen, daß auch der

evangelische Glaube die Geister von rechts und links zu gemeinsamem Handeln zusammenführen kann. A. M.

Montenegro ein Königreich.*

Der Operettenstaat an der Adria — er liegt freilich nur mit dem Zipsfelsen eines Zipsfels am Meere — rüftet sich, am 13. August das Regierungsjubiläum des Fürsten Nikola I. zu begehen. Volle vierzig Jahre hat er an diesem Tage über das fremde Hammel liebende Volk der Schwarzen Berge geherrscht und soll nun den Lohn dafür in Gestalt der Königswürde einheimen. Es hat schlechtere Regenten gegeben als den Sohn des Wojwoden Mirko Petrovic, den „einzigen Freund“ Rußlands, aber auch bei besseren hat man aus ihrer Herrschertugend nicht die Berechtigung einer derartigen Beförderung hergeleitet. Daß der als Dichter sich gleichfalls betätigende Nikola von seiner orientalischen Phantasie dazu aufgestachelt wird, sein Land zum Königreich zu machen, und damit als gleichberechtigt unter die Rumänen, Bulgaren, Serben und Griechen zu treten, ist verständlich. Der Plan läuft schon lange und dürfte kaum bei den Mächten auf ernstlichen Widerstand stoßen. Unkosten erwachsen daraus nicht, es werden bloß einige Kurialien geändert, ohne daß dadurch die Sicherheit montenegrinischer Staatsanleihen erhöht wird. Dem Schwiegervater des Königs von Italien darf man schon einen so billigen Gefallen erweisen, und am Ballplatz in Wien wird man dem alten Herrn, der sich bei der Okkupation Bosniens noch rechtzeitig auf die Seite der Vernunft schlug, mit höflichem Lächeln erlauben, sich König zu nennen. Vorläufig, d. h. bis zu dem Augenblick, da das Ausdehnungsbedürfnis der Cernagorzen auf Kosten der Nachbarn befriedigt sein wird, nimmt jeder montenegrinische König in der Stufenfolge seiner Standesgenossen den Rang eines Zaunkönigs ein. Dr. L. F.

Regierungskunststück.*

Dieses Regierungskunststück des sicherlich nicht unsympathischen Baron Bienerth verdient wegen seiner verblüffenden Neuheit Registrierung. Unmöglich, es allen recht zu tun, weshalb er allen Unrecht tat, und die staatsgrundförmlich verbürgte „Gleichberechtigung aller Volksstämme“ dieses ethnographischen Kuriosum Osterreich war erfüllt. Gewiß: unsre Italiener verdienen eine Unversität; hatten sie schon vor ein paar Jahren in Innsbruck, das als Standort nicht unzweckmäßiger war, als der beabsichtigte Standort Wien. Seit diese italienische Rechtsfakultät im Kampfe zwischen deutschen und italienischen Studenten förmlich demoliert worden ist, schleppt sich die italienische Universitätsfrage von Budgetdebatte zu Budgetdebatte, bis die Gefährdung der Regierungsmehrheit in diesem Jahre die endgültige Lösung zum Selbsterhaltungsgebot des Ministeriums machte. Nun ist das Dreihundanhängsel Italien sicher eine nette Sache; aber die österreichischen Festungen an der südtiroler Grenze sind noch viel netter, wahre Wunderwerke moderner Kriegskunst. Weniger erfreulich jedoch die fortwährenden irredentistischen Bewegungen im Trento und in Triest, die ja vielleicht auch in der Nichtbefriedigung der Kulturbedürfnisse unsrer Italiener begründet sind. Jedenfalls: die Regierung glaubte stets, den Italienern die Errichtung einer Rechtsfakultät auf nationalem Boden weigern zu müssen, umging überhaupt gern die ganze Frage, weil sonst immer wieder slawische, vor allem südslawische Unversitätsansprüche laut wurden. Nun aber läßt sich die Zuweisung einer Unversität nicht durch das simple Rechenexempel des Bevölkerungsschlüssels lösen, und die ziffernmäßig den Südslawen unterlegenen Italiener sind ebenso unversitätsreif (d. h. sie können wegen ihrer kulturellen Bedeutung Lehrende und Lernende stellen), wie die Südslawen unversitätsunreif sind, Lehr- und Lernkräfte nicht in genügender Zahl aufweisen können. In Kulturfragen kann eben nicht die Kopfzahl entscheiden, ein Gesetz nicht die geistige Bedeutung eines Volkes dekretieren. Anders könnten eines Tages die österreichischen Italiener, die auf

dichterischem Gebiete heute nichts Hervorragendes leisten, von der Regierung verlangen, ihnen Dichter von der Größe der Eschechen Maschar oder Bröchlisch zu verschaffen. Aber die Slawen wollten immer zwischen der italienischen und ihrer eigenen Universitätserrichtung ein lunctim aufstellen. Und die Regierung wollte von einer italienischen Fakultät auf italienischem Boden nichts wissen. Und die Deutschen mochten für einen deutschen Standort nicht stimmen. Und die Italiener verlangten sie wiederum nur auf heimischem Boden. Und unpolitische Köpfe, denen nur die Förderung der Wissenschaft Herzenssache ist, meinten: nach den Innsbrucker Erfahrungen, nach den Kämpfen der deutschen und italienischen Univeritätsjugend in Wien, wo man mit dem Revolver dreinschoß, nach all dem sei es wider alle Vernunft, in einer deutschen Stadt eine italienische Universität zu bauen. Der Fall lag nicht einfach, und Herr v. Bienerth wäre darüber beinahe zu Fall gekommen. In dieser höchsten Not fiel ihm ein Witz ein: die vielgepriesene Politik der mittleren Linie ergibt sich nicht nur, wenn allen Recht, sondern auch, wenn allen Unrecht geschieht. Also errichten wir die italienische Rechtsfakultät provisorisch drei Jahre in Wien, und dann entstehe sie in Triest, das mag ich nicht wegen der Irribenta, das mögen die Deutschen nicht, weil sie die Italiener jetzt doch nach Wien bekommen, die Italiener nicht, weil sie jetzt vorderhand in die Fremde müssen, die Slaben nicht, weil sie überhaupt gegen eine italienische Universität sind. Vielleicht aber werden jetzt alle dafür stimmen, da sie dadurch dem Gegner etwas zu Fleiß tun. Und die spähhafte Psychologie Baron Bienerths triumphiert. Seine Regierung gewährleistet den im Reichsrat vertretenen Königreichen und Ländern eine Gleich-Unberechtigung aller Volksstämme. Janus.

Die Rute der Ärzte.

Die Ärzte wollten besondere Ehrengerichte haben, man hat ihnen diesen Wunsch erfüllt, und nun wird es schon manchen Jüngling Anstulaps geben, der der Meinung ist, ein Danaergeschenk empfangen zu haben. Die Ehrengerichtshöfe fällen Urteile und stellen Grundzüge auf, die das Haar sträuben machen. Auf Wunsch der Eltern eines kranken Kindes wird ein zweiter Arzt zugezogen. Der zweite gefällt den Leuten besser als der erste und übernimmt auf ihr Ansuchen die alleinige Behandlung, nachdem ihm versichert worden ist, man habe Arzt Nr. 1 davon benachrichtigt. Das wurde als „standesunwürdig“ angesehen und mit einem Verweis geahndet, der auch in der Berufungskommission aufrecht erhalten wurde. Dabei wurde festgelegt: „Ein als Konsiliarius herbeigerufener Arzt darf ohne Einverständnis des behandelnden Arztes unter keinen Umständen die Weiterbehandlung übernehmen.“ — Man mache sich die Konsequenzen dieses sonderbaren Rechtsfahes klar. Arzt A. verpakt die Behandlung, was ja schon vorgekommen sein soll, und Arzt B. rettet den Patienten aus der augenblicklichen Lebensgefahr. Die Angehörigen wollen den Patienten nun B. ganz anvertrauen, aber A. will nicht und so muß B. abziehen, und der Patient muß zur Rettung der Standesehre sterben. Das ist ungeheuerlich, aber die logische Konsequenz aus jenem Rechtsgrundfah. Selbst wenn die Ansicht des Patienten und der Angehörigen, er fahre mit Arzt B. besser, falsch ist, bleibt es ein Skandal, wenn es ihnen unmöglich ist, diesen zu behalten. Der Patient hat nur das Recht, die Rechnung zu bezahlen und ev. zu sterben. Die großartige ärztliche Standeswürde verlangt nicht, daß er, wenn möglich geheilt werde, sondern, daß er lieber zum Teufel gehe, als ihre Vorschriften verlege. Alle vernünftigen Ärzte, und das ist doch die übergroße Mehrzahl, werden von solcher Aberspannung des Ehrbegriffes nichts wissen wollen; aber was können sie tun? Sie haben sich die Rute, mit der sie gezüchtigt werden, selbst aufgebunden. Sie wollten in servitium ruere, und nun dürfen sie sich nicht beklagen. Leider kriegen mit der Rute aber auch die Patienten Schläge, und das ist dauerlich.

Dr. P.

Hamburg—Triest.

Die Sauerbahn ist nicht nur wunderbar, sondern auch wirtschaftlich epochemachend. Ich habe jüngst die Strecke München—Triest zweimal zurückgelegt und habe mich so neuerdings von der ungeheuren Umwälzung überzeugen können, die da für den ganzen Verkehr Mitteleuropas angebahnt wird. Brooks Adams wies in seinem „Herz der Welt“ darauf hin, daß die Verlegung der Jahrmärkte von der Champagne nach dem Osten ein wichtiges Symptom für die Verlegung des politischen Schwerkraftes von West- nach Mittel- und schließlich Osteuropa gewesen sei. In ähnlichem Lichte wird man die Durchquerung der Alpen auffassen müssen. Zuerst der Mont Cenis, dann der Gotthard und zuletzt der Sauer- und der Karawanken-Tunnel.

Gerade in den letzten Tagen haben denn auch Industriekreise die Bedeutung dieses Verkehrsumschwunges schärfer erkannt und haben Besprechungen in die Wege geleitet, um Schnellverbindungen zwischen Amsterdam und Hamburg mit Triest zu erreichen. Für den Hamburger Plan käme hauptsächlich die vielfach umstrittene Linie Celle—Braunschweig in Betracht. Die preußische Eisenbahnverwaltung hat die Vernachlässigung braunschweigischer Interessen als berechtigt anerkannt. Besagte Verwaltung denkt jetzt daran, die Linie Celle—Braunschweig als Hauptbahn zu errichten und die davon abzweigende Bahn nach Peine zur Nebenbahn zu machen. Anfangs war die Sache gerade umgekehrt beabsichtigt. Der Entschluß ist jedoch der preußischen Regierung offenbar sehr schwer geworden. Denn sie versucht wenigstens für Preußen zu retten, was da zu retten ist; sie versucht, die Trasse möglichst günstig für die preußischen Grundbesitzer und möglichst ungünstig für die braunschweigischen Bauern zu legen. Ein neckischer Zufall will es, daß kein einziger braunschweigischer Großgrundbesitzer bei allen den vielverschiedenen Möglichkeiten, wie die Trasse gelegt werden würde oder sollte, wie auch immer in Frage kommen kann. Nicht weniger als 65 braunschweigische, sowohl als auch preußische Ortschaften haben sich für die Trasse über Stetenhausen (Station der Linie Stendal—Hannover) erklärt, und haben auch nicht anders gedacht, als daß tatsächlich die Trasse diesen Weg gehen würde. Es wäre die geradeste Linienführung nach Peine und nach Braunschweig. Ich habe gehört, daß die Linie denn auch in der Tat völlig vermessen worden ist. Aber dann geschah etwas Seltsames. Ein einflußreicher preußischer Majorats Herr hat an maßgebender Stelle durchgeleitet, daß die Trasse weiter östlich, über Blochhorst verschoben wird. Ist das die Rücksicht, die das große Preußen für den kleinen Bundesstaat Braunschweig hegt? Die Verlegung würde mehr böses Blut machen (zumal die Beweggründe dazu in weiteren Kreisen bekannt sind) als ein preußischer Minister verantworten kann. Es wird sogar angedeutet, daß man die Reise des Herzog-Regenten benutzte habe, um den Handel schleunig abzuschließen! Schleunig, denn im vorigen Jahre wurde gedachte Linie überhaupt noch als ganz minderwertig und unwichtig hingestellt. Jetzt wurde sie plötzlich beschlossen.

Wie man sieht, verquicken sich hier Privatinteressen mit großen internationalen Verkehrsinteressen in bedenklicher Weise. Ich könnte noch so manches anführen darüber, wie die Braunschweiger durch die plötzliche Verlegung beträchtlicher wirtschaftlicher Vorteile beraubt werden; allein es handelt sich hier in erster Linie um den großen Wurf Hamburg—Triest und daß dieser zweckentsprechend und glücklich ausgeführt werde, darüber muß man wachen. Und da dürfen keine, noch dazu mit so durchsichtiger Einseitigkeit bevorzugten Sonderinteressen störend in den Weg treten.

Dr. A. Wirth (München).

Zoo-Aktionäre.

Unser Zoologischer Garten ist gewiß ein Institut, auf das Berlin stolz sein kann. Der Tierbestand ist groß, vorzüglich gehalten und eine reiche Quelle wissenschaftlicher

Belehrung. Für den Erholungs- und Unterhaltungsbedürftigen ist auch gut besorgt und besonders seitdem der alte Mißstand behoben ist, daß man nur auf der obersten Terrasse, in der „Weinabteilung“, etwas zu essen bekam, und zwar zu gepfefferten Preisen, kann man an dem Etablissement nichts mehr aussetzen, d. h. wenn man nur ein schlichter Abonnent und gelegentlicher, sein Eintrittsgeld zahlender Besucher ist. Ist man aber Aktionär, hat man eine Aktie erworben oder ererbt, dann hat man tausenderlei Beschwerden und mißbraucht die kostbare Zeit dazu, in der Generalversammlung seine Querelen auszusprechen und den Vorstand, dessen Tüchtigkeit über alle Zweifel erhaben ist, in der greulichsten Weise anzuhängen. Die Herren Aktionäre oder doch ein Teil von ihnen, scheinen keinen Begriff zu haben, daß ihnen ein gewisses Mäcenatengefühl innewohnen, daß sie in dem Garten ein gemeinnütziges Unternehmen sehen müßten, nein, sie tun so, als handle es sich um eine Krambude, die allein zu ihrem Nutzen bewirtschaftet wird. Es stand die Erbauung des Aquariums auf der Tagesordnung der Generalversammlung; aber zur Erledigung dieser hochwichtigen Angelegenheit kam es nicht, sondern beweglich klagte man, daß das Bier mitunter „geschnitten“ werde, und daß man nicht überall sich mit fettigen Stullenpapieren breit machen dürfe. Diesen Aktionären genügen die unzähligen „Massauer“-Stühle noch nicht, sie wollen auch noch die Fische, die für konsumierende Gäste bestimmt sind, in Beschlag legen. Wie die Restaurationsinhaber ihre hohe Pacht aufbringen sollen, kümmert sie nicht. Wer sich ein warmes 95 Pfennig-Abendessen nicht leisten kann, obgleich er Aktionär ist, ja, wem es zu einem Paar Hefstücken Würstchen nicht langt, soll gewiß nicht hungern und ruhig seine Klappstulle mitbringen; aber er soll dann dort essen, wo Raum genug für ihn ist und nicht dem Eintrittsgeld zahlenden Publikum, das den Garten erhält, den Platz wegnehmen. Vor allem aber soll er die Generalversammlungen nicht mit seinem unnützen Wortschwallen füllen. Ach, diese Mäcenaten.

Dr. M. P.

Pollice verso.

Wir sind bekanntlich ein hochkultiviertes, christlich gesittetes Volk, wir sind mit Nächstenliebe und Humanität förmlich geladen und halten uns demgemäß für berechtigt, auf die Italiener, die Tierquäler und Vogelmassenmörder sind, und die Spanier, die Stiergefechte lieben, mit Verachtung herabzuschauen. Von den Römern der Kaiserzeit, die Gladiatorenkämpfe liebten und im Blutrausch pollice verso mit abwärts gefehrtem Daumen manchen armen Teufel zum Tode verdammt, gar nicht zu reden, denn die waren ja blinde Heiden. Da ist nun auf der Bahn bei Stettin eine große Volksmenge versammelt, um Fliegerdemonstrationen zuzuschauen. Jeder hat seine 50 Pfg. oder seine Mark bezahlt von den braven Pommern und will für sein Geld etwas haben. Robl soll starten, der allgemeine Liebling, den sie alle bewundert haben, wenn er, selber zur Maschine geworden, im Hundert-Kilometer-Tempo hinter der Führungsmaschine einherfaste, und dem sie jubelten, als wäre er ein siegreicher Feldherr. Aber der Wind ist böig, zum Fliegen ungeeignet, er macht das an sich schon gefährliche Geschäft nahezu sicher zu einem tödlich endenden Ereignis. Wo bleibt die christliche Sittenlehre, wo die vielgepriesene Humanität? Jeder Einzelne aus dem versammelten Publikum ist wahrscheinlich ein ganz anständiger Mensch, der vor Blutvergießen zurückschreckt; aber in seiner Gesamtheit wird das Publikum zur vielköpfigen Bestie. Die Menge hat Geld bezahlt und will die Gegenleistung sehen, und wenn es den Fliegern Kopf und Krage kostet. Sie pfeift und jöhlt, wenn Robl nicht startet, kommt es vielleicht zu noch schlimmeren Ausschreitungen. Wir wissen es ja, keine Versammlung zeigt eine größere Rohheit, einen schlimmeren Blutdurst, eine größere Gleichgültigkeit gegen Leben und Gesundheit anderer Menschen, als die in der Arena oder auf dem Sportplatz sich zusammengefunden

hat. Sie zwingt moralisch den „Liebling“ aufzusteuern und spricht so auf moderne Art pollice verso sein Todesurteil. Er steigt und stürzt und bricht das Genick. So, nun haben sie für ihre Mark etwas gehabt. — Ja, und wodurch unterscheiden sie sich von den unmenhlichen Römern?
Dr. M. P.

Der lachende Lehrling.

Ich hätte als Titel für das niedliche Hiftörchen auch die Worte „Eine echt preußische Geschichte“ wählen können, aber ich wollte nicht anzüglich werden, keine Kritik üben, ich will nur objektiv erzählen. Also, ein paar Fortbildungsschüler der Berliner Fleischer-Zunftung stehen vor Beginn des Unterrichts auf einem Platz und schauen einem Offizier zu, der mit so und soviel Mann zur Abnahme von Fleisch kommandiert ist. Er kommandiert recht lebhaft, gebraucht wohl auch ab und zu einen der Ausdrücke, die auf Kasernenhöfen nicht selten sind, und erregt dadurch die Heiterkeit der Jungen. Da Fleischerlehrlinge keine Diplomaten sind, so verbergen sie ihr Amüsement nicht, sondern lachen. Da wiederum ein Leutnant nicht immer ein Philosoph ist, wozu ja auch eine dienstliche Verpflichtung nicht besteht, so ärgert sich dieser über das Lachen und läßt die Jungen fortweisen. Eitliche, die gute Preußen waren, folgten dem militärischen Befehl und verschwanden, einer aber, der später einmal gewiß liberal oder am Ende gar rot wählen wird, ging nicht, und nun ließ ihn der Offizier arrelieren und durch ein paar Mann zur Polizei bringen. — Ein kleiner juristischer Exkurs: der Platz, auf dem der lachende Lehrling stand, war öffentlich, der Leutnant hatte über ihn nicht im geringsten zu verfügen, er hatte keinerlei Polizeigewalt dort, aber er übte sie doch aus, und arrelierte einen Preußen, ohne dazu berechtigt zu sein, was — die Juristen mögen es entscheiden — nach § 239 oder gar § 341 Str. G. B. strafbar ist. — Die Polizei prüfte den Sachverhalt, fand kein Arg an dem Knaben Jonathan und ließ ihn laufen. So wäre alles im Lot gewesen, wenn, ja, wenn nicht nachgefordert worden wäre, wie der betr. Leutnant geheißsen habe. Man wollte ihn nämlich wegen seines Vorgehens anzeigen. Jetzt plötzlich, post hoc oder propter hoc erstattete der Oberst des betr. Garderegiments Strafanzeige gegen den Lehrling wegen — groben Unfugs! Ein Löwe gegen eine Maus, der Kommandeur eines Garderegiments gegen einen Fleischerstift. Und natürlich wurde Anklage erhoben, „natürlich“, denn ich erzähle ja „eine echt preußische Geschichte“. Also der Jüngling kam vor Gericht. Dort stellte man den Sachverhalt so fest, wie er hier mitgeteilt worden ist, und selbst der Anwalt fand die Anzeige des Obersten, der natürlich kein Jurist ist, ungerechtfertigt und beantragte Freisprechung, da ein „grober Unfug“ nicht vorliege. Dieser Meinung war auch das Gericht, vertagte aber die Urteilsfällung, um zu prüfen, ob der Lehrling, als er lachte, stehen blieb und deshalb arreliert wurde, sich nicht etwa gegen das Militär-Strafgesetzbuch — von dessen Existenz er sicher keine Ahnung hat — vergangen habe. Leider kam er nicht doch noch ins Rittchen, ein Ausgang, über den sich jedes patriotische und loyale Herz sicherlich gefreut hätte, sondern wurde in der zweiten Verhandlung glatt freigesprochen.
Dr. P.



Das Gewicht der Sterne.



Der alte Lichtenberg sagte mal:

Man traue doch ja nicht den Autoritäten!
Man muß alles mal bezweifeln. Nur dadurch kann man ein vernünftig denkender Mensch werden.

Das ist kein wörtliches Zitat. Aber so hat er's gemeint.

Und nach meiner Meinung muß man in erster Linie alle Behauptungen der Astronomen „mal bezweifeln“.

Grade in der Astronomie können irrtümliche Hypothesen sehr leicht Wurzeln bekommen, da ja diese Hypothesen fast sämtlich keinen Einfluß auf unser praktisches Leben haben. Wir könnten ruhig weiterleben, auch wenn wir Sonne, Mond und Sterne für Löcher in der großen Himmelskugel hielten.

Die aller schlimmste Nummer ist aber im weiten Gebiete der hehren Wissenschaften der Astrophysiker. Ich habe ja niemals verhehlt, daß er mir eigentlich über alle Maßen unsympathisch ist.

Hier will ich nur ein kleines Beispiel geben, daß wir alle Ursache haben, jedem seiner Worte gründlichstes Mißtrauen entgegenzubringen.

Der Astrophysiker sagt mit imposantem Stolz, daß er das Gewicht der Sterne so ziemlich genau bereits kenne; die Erde ist nach seiner Meinung $5\frac{1}{2}$ mal so schwer als Wasser.

Worauf beruht diese Hypothese?

Es ist ja bekanntlich nur die Ablenkung des Pendels neben einem Berge, die dem Astrophysiker die Gelegenheit gab, das Gewicht der Sterne zu berechnen.

Man kann das Gewicht eines Berges annähernd bestimmen. Wird nun das Pendel vom Berge angezogen, so sind zwei Anziehungen vorhanden — die eine rührt von der ganzen Erdmasse her, die andre vom Berge. Aus dem Verhältnis dieser Anziehungen bestimmt man das Gewicht der ganzen Erdmasse.

Furchtbar einfach — nicht wahr?

Man nimmt dabei als selbstverständlich an, daß alles auf der Erde zum Mittelpunkte der Erde hingezogen wird.

Wenn das stimmen würde, so könnte ja „vielleicht“ die Gewichtsbestimmung der Erde ebenfalls stimmen.

Jetzt konstatieren aber die Physiker, daß man keineswegs eine Anziehung nach dem Mittelpunkte der Erde hin konstatieren könne

Ja — wenn das aber nicht möglich ist, so ist doch jede Gewichtsbestimmung der Erde mit Hilfe einer Bergmasse ebenfalls nicht möglich!

Das ist doch so klar

Aber die Astrophysiker erzählen mit Gemütsruhe immer weiter, daß sie das Gewicht der Sterne ergründet hätten.

Jeder ruhig denkende Mensch wird anderer Meinung sein.

Da eine Anziehung nach dem Mittelpunkte der Erde nicht stattfindet, ist jede Gewichtsbestimmung der Erde eben unmöglich.

Damit fällt aber auch die Gewichtsbestimmung aller andern Sterne.

Die Sonne kann 10 000 mal so schwer wie Wasser sein — wir wissen das nicht.

Und — ein Komet kann milliardental so schwer als Wasser sein. Wir wissen das nicht. Alles ist möglich. Aber der Astrophysiker wandelt mit hoch erhobenem Haupte weiter seine hehre Bahn und behauptet immerzu mit Grazie ad infinitum, daß ihm das Gewicht der Sterne kein Geheimnis mehr sei. Na prost!

Paul Scheerbart.

Siesta.

Die Welt wird lau und lauer, es naht die Hundstagspöf, Die Zeit der Badehosen, der Sauregurkenkost. Der Mensch fährt sonderzöglich hinaus aus der Kultur Und legt sich an die Brüste der freundlichen Natur.

Ade, ihr faulen Dinge der Aktualität, Ade, ihr Mordsgeschichten, vom Tagessturm umwehlt! Ministerstürze kommen mir jetzt nicht in die Quer — Denn Dallwitz ist mir Schnuppe und auch der Schorlemer.

Es bleibt mir gänzlich „diepe“ auch die Encyclä (Der Kieler Woche wünsch ich manch weibliches Hurra). Ob Griechen und Rumänen sich dreschen justament, Ob Kreta weiter stänkert — ich bleibe indolent.

Auch andre Sensationen: Hofrichters Urteilspruch, Der Sozi Siegesjauchzen — ich habe längst genug, Auch stopf ich in die Nase seit Wochen Watte rein, Vor deinen keuschen Düften, vielteures Allenstein.

Neel Hundstagskandidate werd ich wie alle Welt! Her mit der Lodenjoppe, her mit dem Reijefeld! Weg mit der großen Schnauze, weil ich so friedlich bin — Jetzt fahr ich in die Ferien, direkt ins Grüne rin.

Da will ich schlafen, schlafen, ganz ohne Gang und Klang, Da will ich schlafen, schlafen, fünf lange Wochen lang, Bis ich vergessen habe den Kummel ringsumher, Den Dallwitz, die Rumänen und auch den Schorlemer. Terentius.



Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usw. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unerlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

D. Otto Pfeleiderer: Neben und Aufsätze. Verlag von J. F. Lehmann (München). Preis: geh. Mk. 4.—.

Im Verlage von Albert Langen (München) sind erschienen:

Marcel Prévost: Französinen. Novellen. Deutsch von F. Gräfin zu Reventlow. Umschlagzeichnung von E. Heilemann. Preis: geh. Mk. 3.—.

Hugo Salus: Römische Komödie. Drei Akte. Umschlagzeichnung von Walter Siemann. Preis: geh. Mk. 2.—.

Heinrich Mey: Skizzenbuch. Hundert Federzeichnungen. 64 Seiten Großquart. In Original-Leinenband. Preis: Mk. 5.—.

F. von Reznicek: Verliebte Leute. 32 Blatt Groß-Folio in mehrfarbigem Kunstdruck. Preis: in prächtigem Original-Leinenband in Gold und 4 Farben Mk. 7.50.

Im Verlage von Robert Mohr (Wien) sind erschienen:

Ignotus (Adam Müller-Guttenbrunn): Rund um den häuslichen Herd.

Ludwig Hirschfeld: Wir kennen uns. Gemüthliche, gereizte und nachdenkliche Skizzen aus Wien. Dritte Auflage.

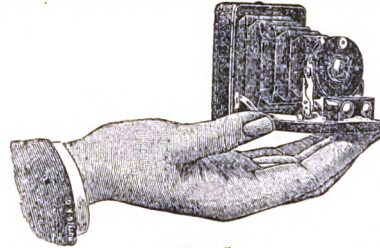
Eduard Böhl: Leises Leben. Neue Skizzen.



Ein guter Kamerad. In unserer hastenden, nervösen Zeit, wo ein Eindruck den andern verwischt, hat sich dem Menschen ein guter Kamerad beigesellt, der überall dort, wo etwas Schönes und Belehrendes sich darbietet, getreulich seine Aufzeichnungen macht, ohne daß Feder und Tinte ihr ermüdendes Handwerk auszuüben brauchen. Die photographische Camera ist zum Freunde des Menschen geworden, sie hat ihren Siegeszug in alle fünf Weltteile gehalten, überall, wo der Mensch seinen Fuß hinsetzt, nimmt er auch die Camera mit; photographische Aufnahmen unterrichten uns oft besser von der Kultur eines Landes als langatmige Beschreibungen. Während in früheren Jahren die Mitnahme eines photographischen Apparates, infolge der Schwere und Unhandlichkeit, wozu noch Enttäuschungen mannigfacher Art durch schlechtes Funktionieren des Apparates, fehlerhaftes Aufnahmematerial usw. hinzutrat, nicht gerade zu den bequemsten, angenehmsten Dingen gehörte, ist es, dank dem rasstlosen Schaffen unserer heutigen photographischen Industrie, gelungen, Cameras in so vorzüglicher Konstruktion, bei verhältnismäßig kleinen Dimensionen zu fabricieren, daß jeder Wander- und Reiselustige einen photographischen Apparat in der Rocktasche unterbringen kann, ohne von seinem Gewicht in geringster Weise belästigt zu werden. Wo sich nur interessante Motive finden: schöne Landschaften, charakteristische Völkertypen, malerische Architekturen usw., die Camera ist immer zur Stelle, hält das Bild fest und sichert für die Erlebnisse der Reise — die Illustrationen zu dem gesprochenen Wort!

Eines der größten Camerawerke, weit über die Grenzen Deutschlands hinaus, ist die ICA Aktiengesellschaft in Dresden. Mit einem Stabe von über 1000 Arbeitern und Angestellten umgeben, vermag die Firma jährlich etwa 90 000 photographische Apparate einfachster bis elegantester Typen in die Welt zu senden. In letzter Zeit hat sich besonders ein „Kilputaner“ genannter Firma beliebt gemacht, welcher sich in Streichholzschachtelgröße präsentiert, mit dem man Bilder im Formate 4,5×6 cm erzielen kann. Diese kleine Camera ist besonders für Damen und sensiblere Amateure berechnet, die sich nicht mit größeren Apparaten tragen wollen, sondern es vorziehen, die kleinen Bilder zu vergrößern. „Atom“, so heißt der kleine Apparat, ist eine Präzisionscamera, die trotz ihrer Kleinheit, 8×3×6 cm und ihres geringen Gewichtes (etwa 300 g) an Stabilität nichts zu wünschen übrig läßt und, infolge

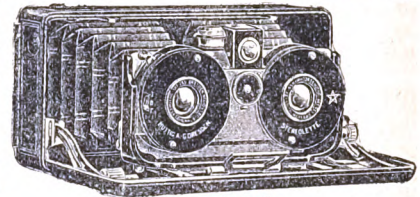
der vorzüglichen lichtstarken Optik, für vortreffliche Resultate, selbst bei trübem Wetter, bürgt. Der wesentliche Vorteil dieser niedlichen Camera ist die sofortige Gebrauchsbereitschaft. Infolge der winzigen Dimensionen wird sich die „Atom“ besonders dort nützlich erweisen, wo man möglichst unbemerkt seine Aufnahmen machen möchte, denn



„Atom“

der Apparat ist so klein, daß man ihn in der hohlen Hand verbergen kann. Ein Tageslicht-Vergrößerungsapparat, welcher zu billigem Preise mitgeliefert wird, ermöglicht es, Vergrößerungen bis zu 13×18 cm auszuführen, während man mit einem Projektionsapparat und künstlicher Lichtquelle bis zum Formate 40×50 cm in voller Schärfe vergrößern kann, vorausgesetzt, daß das kleine Negativ allen Ansprüchen an Schärfe und Detail genügt.

Ein Seitenstück zu der reizenden „Atom“ ist die „Stereolette“, eine Miniatur-Stereocamera für Platten und Film packs 4,5×10,7 cm und vortrefflich geeignet für alle diejenigen, welche ihre Aufnahmen in naturgetreuer plastischer Form sehen möchten. Der kleine Apparat ist im Moment gebrauchsfertig und eignet sich für alle Aufnahmen, wo es auf Schnelligkeit im Erfassen des zu



„Stereolette“

photographierenden Gegenstandes ankommt. Zu der „Stereolette“ selbst werden geeignete Betrachtungsapparate geliefert, durch die man die Bilder in plastischer Schönheit sieht. Es würde zu weit führen, wollte man noch eingehendere Beschreibungen unserer Miniaturcameras geben. Wir beabsichtigen, in weiteren Referaten auf die vielen anderen Cameramodelle der ICA zu sprechen zu kommen.

J. N.

Bezugsbedingungen:

Vierteljährlich 4,50 M.
Einzelnummer 40 Pf.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen:

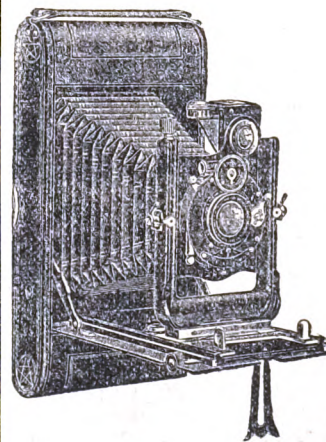
Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugspätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

**Kaiser
Friedrich
Quelle**

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW.
— Telefon-Amt VI, No. 669. —



Ica
„Lloyd“

Rollfilm-Camera
mit leichter Handhabung
und geringem Gewicht.

Preisliste No. 513 gratis.

ICA, Aktiengesellschaft
Dresden.

Grösstes Camerawerk
Europas.



Jagd-Trophäen, in- und ausländische
völkerkundliche
Waffen u. Gebrauchs-Gegenstände
für Dekorations- und Sammelzwecke.
Wiedmann & Schoeffler, Nürnberg H.
Jill-Prachtkatalog, H^o geg. 35 Pf. i. Briefm.

BücherKatalog

Über interessante, hochwichtige
und belehrende Bücher versende
an Jedermann gratis und franko.
Reform-Verlag Fr. Schneider,
Halle a. S. 115, Zwingerstr. 4/5.

+ Hygienische

Bedarfsartikel. Neuest. Katal.
m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
H. Unger, Gummiwarenfabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:

Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:

Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.:
Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):

Hôtel und Naturweinkeller „Zur
Kanne“. Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:

Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:

Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:

Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:

Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:

Hôtel „Schiesse“-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:

Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:

Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:

Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:

Hôtel Cecille u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.

Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Pracht-
volle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.

Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus
„Weisses Ross“. Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:

Grandhôtél Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

Verlag von Georg Müller, München

Seben erschien und ist durch alle Buchhandlungen
zu beziehen:

Adolf Seilborn: Wach auf, mein Herz

Bilder und Klänge

Geschmackvoll broschiert Mf. 3.—, in schönem Pappband
Mf. 4.—.

Verlag von Georg Müller, München

::: Bücher der Gegenwart :::

Band I

Schiller

Ge sammelte Aufsätze
aus der „Gegenwart“ (1872—1909)

Herausgegeben von Ignaz Jezower

Zahlreiche, überaus lobende Kritiken
::: sind über das Buch erschienen :::

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Preis 2 Mark

Hermann Hillger Verlag
Berlin W. 9 Leipsigerstr. 124

Die Gegenwart

Nr. 28.

Berlin, den 9. Juli 1910.

39. Jahrgang
Band 78.

Nur kein zweites Tannenberg.

Die Polen wollen am 15. Juli die Erinnerung an ihren Sieg über die deutschen Ordensritter bei „Grunwald“ feiern, haben eine Grunwaldspende zusammengebracht aus aller Welt, soweit die polnische Zunge klingt und sind drauf und dran, die Jubelfeier zu einer antideutschen Rundgebung auszugestalten, da nicht nur die Tschechen sich beteiligen, sondern auch magharische Studenten nebst Anhang in Krakau erscheinen wollen, um ihrer Freude über „die Besiegung der räuberischen deutschen Horden“ — wie der „Pesti Hirlap“ es nennt — Ausdruck zu geben. Die Festgesellschaft wird also ebenso gemischt sein, wie das Heer des Siegers Wladislaus Jagiello, das zum größten Teil nicht aus Polen, sondern aus heidnischen Tataren, Litauern, griechisch-orthodoxen Russen und einem Hilfstruppendonglomerat aus den unteren Donauländern bestand. Mag auch Heinrich Sienkiewicz seine Warnerstimme erhoben haben, weil er von einer bloß antideutschen Demonstration befürchtet, sie könnte als eine polnische Option für Rußland gedeutet werden, — der Charakter der Veranstaltung ist zu klar: den Deutschen soll gezeigt werden, daß der Gedanke an ein Allpolen noch sehr lebendig, und das Nationalgefühl merklich erstarrt ist. Die Polen haben ja gerade keine große Auswahl unter ruhmreichen Schlachttagen, — aber daß sie die Niederlage der Ordensritter dem Schutte einer fünfhundertjährigen Vergangenheit entreißen, mit lärmender Großmannsucht sich spreizen und das Deutschtum angreifen, liefert den Beweis, daß sie Morgenluft zu wittern glauben.

Wir sollten ihnen dafür danken. Der Spektakel ihrer publizistischen Rindertrompeten schreckt uns nicht und bringt uns nur zum Bewußtsein, wie jammervoll sich die Zentrumspresse der Ostmarken dagegen verhält, dieselbe Presse, die den Hohn über Sanft Sedan und seine Feier auf dem Kerbholz hat. Diese Federhelden von der schwarzen Couleur hatten und haben sich in ihrem Widerspruch gegen diesen Festtag des deutschen Volkes der Bundesgenossenschaft der Sozial-

demokraten zu berühren und verleugnen somit jedes historische Empfinden, wenn sie stillschweigend ein Jubiläum gutheißen, das ebenso gegen das Deutschtum von heute wie gegen die katholischen Kulturträger der Ostmark im fünfzehnten Jahrhundert, gegen die Deutschritter gerichtet ist, jene nach katholischen Ordensregeln lebenden Männer, ohne deren aufopferndes Wirken weder die heidnischen Preußen, die „Räuberchen“ zu Paaren getrieben, noch weite wüste Landstrecken der Bebauung erschlossen worden wären. Polen und Zentrum stehen wieder einmal Schulter an Schulter und frischen dadurch wieder einmal die Erkenntnis von ihrer Wesenheit auf. Aber auch die Erkenntnis von der Notwendigkeit, keine Halbheiten in unsrer Ostmarkenpolitik zuzulassen. Welches Zentrumsblatt wagt denn angesichts der von Galizien aus geschürten Bewegung zu behaupten, der Gedanke an die Aufrichtung der polnischen Adelsrepublik, an Allpolen sei erstorben. In den Köpfen der Schlachta hat er nie an Kraft verloren, und in dem neu geschaffenen polnischen Mittelstande, in dem Heere der Techniker, Ingenieure, Chemiker, Rechtsanwältle und Ärzte, bei Handwerkern und Bauern ist er erweckt worden. Allpolen wird auferstehen, das wird dem Kinde an der Wiege gesungen, selbst drüben in den Vereinigten Staaten. Diese Hoffnung begleitet den Auswanderer übers Meer und wird ihn zurückerufen, wenn der roi introuvable im Zamek królewski zu Krakau unter dem Schwenken der Konföderakta seinen Einzug halten wird. Das sind Träume, sagt man uns. Nur daß sie niemals rund und nett von den Abgeordneten der polnischen Fraktion verleugnet worden sind. In den Zeiten der Emigration lebte das Polentum mit seinen Verschwörungen von diesen Träumen, pflegte sie, suchte sie 1848 und 1863 zu verwirklichen, bis der Kampf um die Wiederaufrichtung Polens, auf das reinwirtschaftliche Gebiet verlegt, andre Formen annahm. Diese Verwandlung ist gefährlicher als der Gebrauch der geradegeschmiedeten Sense, der Unordnungen einer geheimnisvollen National-Regierung und der Hängegedarmen. Wir stehen im ehemaligen Großherzogtum einem polnischen Block in Stadt und Land gegenüber und seine Elemente sind fest-

verklammert. Nicht nur materiell, auch dieselbe unausgesprochene Hoffnung ist allen gemeinsam und ihr Blick ist unverwandt gerichtet auf die im Dunkel liegende Zukunft, auf das unbestimmte Wann? Frage die Jünger, die das tausendjährige Reich erwarten nach diesem Wann. Sie werden dir sagen, es werde, wenn sie auch nicht Tag und Stunde wissen, kommen; alle Zeichen deuteten bestimmt auf das Herannahen des Reiches. Aber Nacht wird es da sein in Pracht und Herrlichkeit, und sie belächeln deinen Unglauben. Wie Berge vergehen und Hügel hinfallen, werden mächtige Staatengebilde sich auflösen und ein Sapieha oder Czartoryski wird den Thron der Jagiellonen bestiegen. Gegen diesen Chiliasmus, der die Geister erfüllt, ist schwer ankämpfen. Wir führen Lusthiebe und Stöße ins Blaue hinein. Und doch schreitet dieses hoffnungserfüllte Polenium nicht bloß wolkenwandlerisch einher; es hat den festen Boden seines wirtschaftlichen Zusammenschlusses unter den Füßen.

Wie steht das Deutschtum im Gedankjahre von Tannenberg ihm gegenüber, ist es gewaffnet? Freilich. Im Enteignungsgesetz besitzen wir gute Wehr und Waffen. Leider hängt das Eisen müßig in der Halle, und mancher, der auf der letzten Ostmarkenfahrt die Nogatbrücke überschritt und zur Marienburg hinaufstieg zum Grabe Ulrich von Jungingen, mag einen Vergleich zwischen Einst und Jetzt gezogen haben. Damals erstand dem Orden kein Retter im heiligen römischen Reich deutscher Nation, weder Siegmund noch Friedrich III. boten ihm hilfreiche Hand, und die Städte und der Landadel ließen ihn im Stich. Wenn schließlich das Ordensland trotz Verrats und Untätigkeit der Westdeutschen nicht für Deutschland verloren ging, so ist dies lediglich dem Preußentum und seinem Könige zu verdanken. Sie sehen das Werk der Kultivierung und Zivilisation gegen die slavische Verlotterung fort, sie machten den polnischen Leibeigenen zum Menschen und Staatsbürger, schafften einem in dumpfem Triebleben unter der Bedrückung durch die Schlachta dahinvegetierenden Volkstum Luft und Licht. Wie steht es heute? Führt nicht wieder Preußen allein den Kampf gegen das Slaventum? Begegnen seine Maßnahmen nicht heut gleichfalls Mißdeutung und Verständnislosigkeit? Leider vielfach! In Westdeutschland ist man zu weit vom Schuß, aber es muß anerkannt werden, daß die rührselige Stimmung jener Zeit, da die lieben Deutschen sich für Lagienta und letzten Zehn vom vierten Regiment begeisterten, politischem Denken gewichen ist. Süddeutschen Abgeordneten, die sich an Ort und Stelle das Werk der Ansiedlungskommission ansehen, gebührt das Verdienst dafür, und die Abwanderung der süddeutschen und westdeutschen Ansiedler nach der Ostmark trägt auch dazu bei. Der grimmige Feind dieses Werkes ist das Zentrum, und von der Sozialdemokratie irgend-

welche Anerkennung für Festigung des Besitzstandes zu erwarten, wird niemand erhalten. Der Widerstand des Zentrums geht geradezu bis zur Auslieferung der deutschen Katholiken an die polnische Geistlichkeit, und diese, die sich im polnischen Genossenschaftswesen, in Bänden, in Ein- und Verkaufs- und Parzellierungs-Genossenschaften an die Spitze gestellt hat, darf als Hauptträger aller Polinisierungsbestrebungen gelten. Es ist ein Jammer, daß die Regierung sich nicht entschlossen hat, den Religionsunterricht aus der Volksschule auszuschneiden und ihn dem Probst außerhalb der Schule zu überlassen. Die Unterrichtsstunden, die dadurch gewonnen sein würden, kämen der deutschen Sprachlehre zugute, und allen Klagen darüber, daß den polnischen Kindern die Religion nicht in ihrer Muttersprache gelehrt werde, wäre dann der Boden entzogen. Ein Hauptargument des Zentrums würde dann hinfällig geworden sein. So sehen wir das Ansiedlungswerk fortgesetzt durch die polnisch-ultramontane Verbrüderung bedroht und eine weitere Unterstützung erwächst ihr in dem deutschen Großgrundbesitzertum in Posen und Westpreußen. Statt deutschen Grund und Boden festzuhalten, auszuharren auf dem von den Vätern ererbten Kulturposten, macht sich der Gutsbesitzer die steigenden Bodenpreise zunutze und stellt die Ansiedlungskommission vor die Alternative, entweder zu verkaufen oder das Gut in polnische Hände übergehen zu lassen. Die einzige scharfe Waffe gegen derartige Spekulationen auf die Notlage besteht in der Enteignung und der Ansiedlung von Bauern. Renner wie Professor Ludwig Bernhard drängen darauf, daß endlich ernst gemacht und der Faden, der das Damoklesschwert des Enteignungsparagraphen hält, durchschnitten werde. Und nicht nur 70000 ha sind dazu nötig, sondern eine Erhöhung auf 300000 ha. Will die konservative Partei kurzfristig der Regierung diese Vollmacht in der Siedlungsfrage nicht bewilligen, dann wird langsam und sicher der deutsche Boden von den Polen wieder aufgesaugt. Darum heißt es Bauern ansiedeln, wenn nötig, unter Schaffung deutscher Genossenschaften und Parzellierung auch der deutschen Fideikommiss: in bäuerlichen Kreisen ist man von der Notwendigkeit dieser Forderungen durchdrungen. Sonst erleben wir ein zweites Tannenberg.

Wir haben schon früher einmal angemerkt, daß Herr v. Bethmann Hollweg Rücksicht auf die galizische Schlachta zu nehmen scheint, und deshalb die Enteignung nicht angewendet werde. Es sind, auch neuerdings wieder, einige lahmzweideutige Dementis erfolgt. Aber wann soll denn eigentlich begonnen werden? Läßt sich die Regierung wirklich durch die zustimmende Haltung der Fraktion in der Frage der Krondotation beeinflussen? Weiß sie denn nicht, daß sämtliche polnische Blätter, mit verschwindenden Ausnah-

men, einen wütenden Protest erhoben und den schreienden Gegensatz der Abgeordneten zu den Wählern und der polnischen Volksgesamtheit festgestellt haben? Die Spinnweben dieser Parteidiplomatie sollte man mit festem Griff zerstören und zugleich damit die Annahme vernichten, daß man der Freundschaft des Zentrums zuliebe und mit Rücksicht auf die Wünsche der preußischen Großgrundbesitzer von gesetzlichen Bestimmungen nicht Gebrauch mache. Landgraf werde hart! Die Antwort auf die Grunwaldfeier muß die Inaugurierung einer rücksichtslosen Enteignungspolitik sein, wollen wir nicht zum Gespött vor Europa werden und die Vorstellung wachrufen, als ob der Flottwell'sche Kurs wieder einmal verlassen worden sei. Das Enteignungsgesetz ist doch kein Schaustück, das, in festverschlossenem Schrank aufbewahrt, als Rarität gezeigt wird. Das neue Gesamtministerium hat Gelegenheit zu einer nationalen Tat, sonst erleben wir ein neues Tannenberg, und Herr v. Bethmann Hollweg wird dann nicht Ulrich v. Jungingen heißen, sondern sich mit der Rolle des Ludwig von Erlichhausen begnügen müssen, jenes Ordensmeisters, der mit seinen Gebietigern ruhmlos die Marienburg verließ.



Wohin geht die Fahrt?

Von Dr. Fritz Stürmer (Berlin).

Das Charakteristikum der Wandlung, die sich in den verschiedenen Ministerien binnen kurzer Frist vollzogen hat, war die Ahnungslosigkeit unsrer berufsmäßigen Alleswisser: auf den Blick der Demission folgte unmittelbar der Donner der Neuernennung. Das war atemraubend schnell, so schnell, daß die schönsten Kombinationen wieder hinuntergewürgt werden mußten, bevor sie die Stimmgabel in Bewegung setzen konnten. Dabei hatten die Herrn, die mit megaphonischen Trommelfellen ausgerüstet das Gras wachsen und die Tinte in der Wilhelmstraße tropfen hören, nach der Verabschiedung der Herrn v. Moltke und Arnim Zeit genug, den Kaffeesaß bei Josty zu studieren und Deutschlands Zukunft daraus zu prophezeien. Sie haben es verabsäumt und waren nicht klüger als ihr Publikum, dem sie nichts als die vollzogenen Änderungen zu melden mußten.

Ein weiteres Charakteristikum, ein wahres Spiegelbild unsrer Parteierklüftung ist die Ratlosigkeit, die neuen Männer einzuschätzen. Zwar enthält ihr Werdegang keine dunkeln Partien, keine toten Stellen. Was die Schön, Rheinbaben, Moltke, Arnim gewesen waren, liegt ebenso offen

vor aller Augen wie das, was ein Riberlen-Wächter, ein Lenzke, ein Dallwitz und ein Schorlemer-Lieser ist. Aber nachdem den Neueingezogenen die Monturen verpaßt worden sind, erhebt sich der Streit darüber, welche Aufgabe ihnen zugedacht wird, und in welchem Sinne sie die Lösung vorzunehmen gedenken. Mit andern Worten, welcher Partei sind sie zuzurechnen oder was haben sie aus ihrer politischen Vergangenheit an Erdenresten in ihr Amt hineingenommen, die einer Homogenität der Partei Bethmann Hollweg entgegenstehen könnten? In dieser Beziehung scheidet der neue Staatssekretär des Auswärtigen aus. Sein parlamentarisches Debut unter Bülow bei Besprechung des Kaiser-Interviews war nicht glücklich, was bei einem so in Preßangelegenheiten bewanderten Herrn, dem Nährvater der Offiziösen in der Caprivischen Ara, befremden mußte. Seine amtliche Tätigkeit am Sund, eine damals nicht unwichtige Position, wurde grundlos als eine Art Verschickung nach Sibirien angesehen, enthielt wohl auch nach der Spägle-Affäre eine leise Korrektur seines Verhaltens, war aber doch weiter nichts als ein zur Auffrischung dienender Klimawechsel, und als er dem Botschafter in Konstantinopel nach Bukarest in hilfsbereite Nachbarschaft gerückt wurde, war es klar, daß er, auf das Sprungbrett gestellt, nur zu warten brauchte, bis seine Zeit erscheinen würde. Mit seiner Beförderung in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten hat sich dann die Öffentlichkeit rasch abgefunden, nicht so mit den andern neuen Erzellenzen. Da ist ein ergötzlicher Wirrwarr der Meinungen entstanden, und die Presse gleicht in dieser Beziehung dem Institut für Gärungsgewerbe. Überall werden Proben angestellt, und eine Partei beschuldigt die andre, sie reklamieren den oder jenen fälschlich als einen der Ihrigen. Die „Magdeburgische Zeitung“ entrüstet sich, weil gewisse Blätter Herrn v. Dallwitz als Reaktionär bezeichnet hätten, liest den bürgerlich-demokratischen Blättern den Text, wasmaßen diese einer objektiven Würdigung der Regierungshandlungen nicht mehr fähig seien und begrüßt die Berufung des Oberbürgermeisters von Magdeburg „als einen Lichtstrahl, der die schwarze blaue Gewölke durchbricht“. „Mich dünkt, die Alte spricht im Fieber.“ Da ist jemand der Optimismus zu Kopf gestiegen. Die „Germania“ veräußt denn auch nicht, Herrn Lenzke als Nationalliberalen zu couvertieren, obschon die „Kölnische Zeitung“, die „Nationalliberale Korrespondenz“ und andre beachtliche Parteistimmen davon nicht viel wissen wollen, zur Zurückhaltung mahnen und ihn mehr der Reichspartei zuschieben. Daß er gegen die Konservativen als Nachfolger Rheinbabens zunächst einen schweren Stand haben wird, leuchtet ein; denn dieser war ihr „bestes Pferd im Stalle“, ein Schüler Miquels, der auch einstmals Oberbürger-

meister mit allen Großbankwassern gewaschen als Fachmann auf seinem Posten selbst von der Börse anerkannt wurde, und denn doch wohl mehr Erfahrungen besaß, als man sie als Leiter großer Gemeinwesen wie Barmen und Magdeburg und als gelegentlicher Herrenhausreferent über den Etat des Finanzministeriums erwerben kann. Insbesondere mit dem Amt kommt der Verstand, und grundsätzliche Abneigung gegen den neuen Mann wäre vom Abel. Er hat Staatsgeschäfte, nicht Parteigeschäfte zu betreiben und wird seine Fähigkeiten zu erweisen haben, wenn die mit dem 180 Millionen-Fehlbetrag so herrlich ausgestaffierte Reichsfinanzreform die Minister der Einzelstaaten wieder unter Gewehr ruft. Aufmerksam wurde man auf ihn, als er im Herrenhaus seinem Amtsvorgänger in dem Duell mit dem Direktor der Deutschen Bank sekundierte. Die Meinungen über diesen Sekundantendienst waren geteilt; aber er diente dem homo novus als Empfehlung, wie auch Herr v. Schorlemer auf jenem Kampfboden bei der Wahlrechtsvorlage sich hervortat. Die Vermutung ist nicht abzuweisen, daß beider Berufung in einem inneren Zusammenhang steht insofern, als Streitreuen unter den zu Ministern qualifizierten Persönlichkeiten, wenn nicht auf ausgesprochene Parteiführer zurückgegriffen werden soll, in Preußen so rar sind wie Schneemänner im Juli. Unwillkürlich wird man an die von Christof v. Tiedemann aus der Bismarckzeit erzählte Jagd auf Ministerkandidaten erinnert, und wir wissen auch, wie schnell der bürgerliche Hobrecht, seines Zeichens gleichfalls Oberbürgermeister, die Flinte ins Korn warf.

Nun ist Homogenität das Schlagwort unserer Sage und es bleibt dem Untertanenverstande überlassen, was er darunter verstehen will. Herr v. Schorlemer, dieser Pfahl im Fleische des Zentrums, darf wohl ohne Fehlschuß seinem ganzen Wirken nach als Reserve-Offizier des freikonservativen Regiments angesehen werden, Herr Dr. Lenze steht ihm wohl nahe in dieser Hinsicht, Herr v. Dallwitz war unzweifelhaft konservativ, und seine Verdienste um die Einführung der fakultativen Feuerbestattung in Anhalt bemateln ihn in den Augen seiner einstmaligen Fraktionsgenossen nicht; die Bestattungsart ist keine Parteifrage mehr. Diese Herrn sollen sich also in das Gesamtministerium einfühlen, und das wird ihnen ohne Fregolikünste der Überzeugung gelingen. Sonst hätten sie wohl die Berufung nicht angenommen. Sie wissen, was der Ministerpräsident von seinen Mitarbeitern verlangt, nur die Parteien sind darüber vorläufig im Unklaren. Das Mißtrauen wuchert üppig; darum das Fragespiel der Parteizugehörigkeit, die mehr oder minder versteckten Angriffe auch aus Kreisen heraus, die ihrer ganzen Weltanschauung nach das Recht der Krone, Minister zu ernennen und zu entlassen keinen Augenblick in Frage stellen würden, aber eben

so eifrig für sich das Recht darüber nach Preußenfitt zu rasonieren in Anspruch nehmen. Vorläufig scheint ein Abschnitt der menschlichen Epoche erreicht zu sein. Bis vor kurzem war man geneigt sie als Episode anzusehen, namentlich weil der Ministerpräsident eine durchgreifende Initiative vermissen ließ. Er schwankte in der Wahlrechtsfrage. Das ist unbestreitbar, und doch hat er sich schließlich nicht den Willen der Mehrheit aufzwingen, nicht die Vorstellungen festwurzeln lassen, als ob in Preußen eine parlamentarische, d. h. von bestimmten Parteigruppen abhängige Regierung deren Geschäfte für Gerechterweise muß anerkannt werden, daß der schwarzblaue Bloch nur einen negativen Erfolg erzielt hat gegen die Strategie eines Fabius Cunctator. Eine weitere Äußerung dieser Strategie ist in den Ministerwechseln zu erblicken, und gewisse rechtznationale Politiker geben ihnen die Deutung eines Ruckes nach links. Ob das nicht zu viel gehofft ist? Bis vor kurzem spielte man in diesen Kreisen mit dem Gedanken an einen Kanzlerkrisis und möchte ihr Ausbleiben mit der glatten Erledigung der Krondotationsfrage in Verbindung bringen. Über daran hatte auch Herr v. Rheinbaben seinen wohlbemessenen Anteil und zog sich doch an den Rhein zurück. Auch die berühmte „Absage“ der Nationalliberalen wurde herangezogen und schließlich ein altes Magenleiden des Kanzlers, als wenn Zeitungspapier so brüchiger Konsistenz und Karlsbader Sprudel eine Krisis zeitigen könnten. So weit sind die Dinge noch nicht gediehen: man heuert keine Mannschaft an für die große Fahrt, um dann gleich darauf abzutakeln. Die Befahrung ist zwar wunderbarlich gemischt; aber sie soll trotzdem homogen sein oder wenigstens werden. Also lasse man ihr dazu Zeit. Jedenfalls haben wir in Preußen bislang kein Ministerium besessen, dessen Zusammensetzung der öffentlichen Meinung und vielleicht auch den Maßgebenden so viel Kopfzerbrechen verursacht hat.



Strafvollzug hinter Schloß und Riegel.

Von Georg Stammer (Berlin).

Von einem febergewandten Laien sind kürzlich in recht geschickter, die öffentliche Meinung aber irreführender Weise Glossen über den Strafvollzug und seine Neugestaltung gemacht worden, die durchaus nicht dazu angetan sind, dem wichtigen Gebiet des modernen Gefängniswesens, das sich in unserm lieben deutschen Vaterlande im Gegensatz zu andern Ländern eines recht bescheidenen Interesses und sehr geringer Einsicht des großen Publikums erfreut, förderlich zu sein.

Es berührt sehr eigen, wenn nach jahrelanger ernster Arbeit, die uns die erprobten neuen Zellenanstalten mit ihren hygienisch vollendeten Einrichtungen und ihren bis ins kleinste Detail wohl-erwogenen, gut funktionierenden und gar nicht so sehr milden Vollstreckungsapparaten gebracht haben, sich auf einmal von ungefähr eine Stimme erhebt und Dinge predigt, die den Außenstehenden verblüffen, die aber völlig abgetan und längst begraben sind, nachdem man sich Jahrzehnte lang auf das sorgsamste mit ihnen befaßt und sie zum Teil praktisch erprobt hat.

Um von unserm Gefängniswesen zu lernen, kommen alljährlich Fachleute und Menschenfreunde aus aller Herren Länder zu uns, und die Wissenschaft erkennt es an, daß unser deutscher Strafvollzug vorbildlich ist. Und nun spricht ein ernst zu nehmender Laie, daß unser System „nicht nur ungeheuer kostspielig, sondern auch unmenschlich und für die Gesellschaft gefährlich“ sei, und als Heilmittel preist er den „Strafvollzug unter freiem Himmel“, die Deportation und Kulturarbeit. —

Die Deportation ist von niemand anderm entschiedener und schärfer abgelehnt worden, als von unsern Kolonisten und bedeutendsten Kolonialfachverständigen. Der Gouverneur Leutwein hat einmal eine Berechnung aufgestellt, der zufolge der Transport von 150 Gefangenen in die Kolonien und ihre Unterbringung dortselbst jährlich 350 000 Mark kosten würden, im Gegensatz zu 420 000 Mark, die für 150 freie Arbeiter aufzuwenden wären. Wollte man die Kosten daran wenden, es dürfte wohl nicht zweifelhaft sein, was sich besser rentieren würde, die Zwangsarbeit der Deportierten oder die Arbeit der freiwillig Ausgewanderten.

Nun ist es aber für ordentliche Menschen schon schwer, in den veränderten und freien Verhältnissen in den Kolonien sich ordentlich und sittlich zu halten. Schon hier zeigen die Vorkommnisse, daß viel böses und schlechtes geschieht. Wollte man Verbrecher deportieren, so würde die Freude an den Kolonien uns sehr bald verloren gehen.

Einer unsrer ersten Autoritäten auf dem Gebiete des Strafvollzuges und Gefängniswesens hat die Worte gebraucht: „Jeder Kulturstaat muß die bei sich produzierten Verbrecher selbst verarbeiten!“ Nichts ist wahrer als das. Ein Licht stecken uns die französischen Verhältnisse auf: die Kosten der Deportation sind sehr hoch; jeder Deportierte kostet dem Staat draußen pro Tag 2 Frcs., in der Heimat in der geschlossenen Anstalt 78 ctz. Die Sterblichkeit beträgt in den Deportationsorten 22—67 % gegen 2 % in Europa. Mord und Todschlag sind an der Tagesordnung, die Päderastie ist öffentlich erlaubt, weil man ihrer doch nicht Herr zu werden vermochte, junge Leute werden einfach bergewaltigt, die Frauen werden prostituiert, die Kinder verkommen, die beabsichtigte

abschreckende Wirkung hat gänzlich versagt, die Kriminalitätsziffer in der Heimat steigt, viele Verbrecher stellen direkt das Verlangen, deportiert zu werden. — Die Folge ist, daß Frankreich 1897 die Strafverschickung nach Kaledonien eingestellt hat, und daß nach Cayenne jetzt auch nur noch Araber und Neger geschickt werden. Ebenso hat England und Indien die Deportation aufgegeben und auch Australien kommt davon ab.

Wollte man für uns eine Deportation ins Auge fassen, so käme überhaupt nur eine Insel im Südsee-Archipel in Betracht. Wir können aber wirklich endgültig alle derartigen Ideen fallen lassen, denn Australien würde sich einer deutschen Strafkolonie entgegenstemmen, und jeder Versuch würde zu diplomatischen Verwicklungen führen. —

Und nun der Vorschlag mit der Landeskulturarbeit in der Heimat: Gewiß liegen große Strecken in unserm Vaterlande brach, die sich zur Erschließung durch Gefangenearbeitskräfte vorzüglich eignen. Das hat die Regierung längst erkannt, und es werden hunderte Gefangene in den Mooren, Geesten, Heiden und für Weinbau nutzbar zu machenden Bergdistrikten beschäftigt. Vor einem Zuviel kann nicht ernst genug gewarnt werden. Der Strafvollzug draußen ist freier, angenehmer und in vieler Hinsicht leichter als in der geschlossenen Anstalt. Die Gefangenen, und gerade die schlechtesten Elemente, drängen deshalb zur Außenarbeit, wo sie einer in den Verhältnissen begründeten nachsichtigeren Aufsicht unterstehen und sich mehr gehen lassen können. Es fehlt hier die sachgemäße Leitung durch erfahrene höhere Gefängnisbeamte, die Einwirkung der Geistlichen, der oft nützliche und sittlich wohlthuende Besuch durch Eltern, Frauen und Kinder, die gute Bibliothek, die die Gedanken auch mal auf etwas höheres und besseres richtet, der Schulunterricht und vielerlei andre erprobte Zuchtmittel. Dagegen sind die Gefangenen bei schlechtem Wetter, an Sonn- und Feiertagen und des Nachts zu Hunderten in Baracken zusammengepfercht, und was hier wuchert an schlechtem Beispiel, Schmutz und Unzucht, davon macht sich wohl der Herr Laie und mit ihm mancher andre ein gar falsches Bild. —

Der Strafvollzug kann nicht strenger, sachgemäßer und zielbewußter sein, als im Betriebe der wohlgeordneten Strafanstalt. Wer es nicht glaubt, soll sich eine solche doch mal ansehen. Roheit und Willkür sind freilich verbannt, aber es herrscht eine sehr gesunde und vielen höchst unbequeme straffe Disziplin, die zu individualisieren und dem Einzelfall und Einzelwesen anzupassen, schon gute Fortschritte gemacht worden sind. Das sei zur Ehre unsres Gefängniswesens betont, und es ist dies keine weiche Humanitätsduselei, sondern ein der fortgeschrittenen Zivilisation würdiger Akt, der Zweck und Ziel keineswegs verfehlt. — Daß ein solcher Strafvollzug nicht gesundheitschädlich ist, beweist eine überaus

sorgfältig geführte Statistik (die Sterblichkeit beträgt kaum 0,5%), daß er gut und nützlich ist, erhärtet das Urteil und Verhalten der besseren Elemente der Gefangenenbevölkerung, die zehnmal lieber ihre Haft in der Zelle verbüßen, als in der Gemeinschaft mit andern Gefangenen — und sei es auch unter freiem Himmel —, weil sie das richtige Empfinden dafür haben, daß die schlechten Einflüsse in der geschlossenen Anstalt beim Strafvollzuge hinter Schloß und Riegel von ihnen abgehalten werden, dagegen draußen bei der Kulturarbeit wohl ein freieres Leben ihrer harret, das aber unerträglich wird durch die Zoten und Roheiten, mit denen es von den vertierten Genossen gewürzt wird.

Wir wollen unser bewährtes System sich deshalb ruhig fortentwickeln lassen, uns mit dem Strafvollzuge hinter Schloß und Riegel begnügen und nur die hinausgeschickt sehen, bei denen doch Hopfen und Malz verloren ist. Zu lernen haben auch wir noch viel und zu vervollkommen gibt es an allen Ecken und Enden im Strafvollzuge, nicht aber unter freiem Himmel, sondern ganz wo anders! —

In Amerika ist viel versucht und erprobt worden, manches von dem scheint eine Zukunft zu haben; ich denke vor allem an die „Unbestimmte Verurteilung“! Auf solche und ähnliche Probleme hinzuweisen ist wertvoll, sie uns näher zu führen ein Verdienst. Nur so werden wir das vornehmste Ziel des Strafvollzuges erreichen, das allezeit obenan steht: „Schutz der menschlichen Gesellschaft; Strafvollzug durch Erhaltung und wenn möglich Besserung!“ —



Moralbegriffe.

Von Leopold Katscher (Bern).

II.

Bildet der theoretische Teil des Westermarckschen Werkes eine wertvolle Bereicherung der ethischen Literatur, einen wichtigen Beitrag zum soziologischen Studium ethischer Fragen, und zeichnet er sich durch viel Geist, durch großen Scharfsinn aus, so zeugt die zweite, konkrete Abtheilung, welche rund drei Viertel des ganzen einnimmt, von erstaunlicher Gelehrsamkeit, verblüffender Belesenheit und außerordentlichem Fleiß. In seiner Gesamtheit ist das Buch von hoher Bedeutung, ein Muster von Beweisführungskunst, eine klar und lichtvoll geschriebene Geschichte der Sitteneinrichtungen und der Moralbegriffe, eine glückliche Verbindung der analytischen mit der historischen Methode, eine wohlgefüllte und auch wohlgeordnete Schatzkammer der Belehrung für

Sittenforscher, Ethographen, Philosophen, Anthropologen, Soziologen und Religionsvergleichler; dabei aber auch eine spannende Lektüre für jeden gebildeten Laien.

Wenden wir uns dem „praktischen“ Teil zu, so überwältigt uns beinahe der unerhörte Stoffreichtum, der hier angehäuft ist. Schon die bloße Liste der behandelten Moralbegriffe gibt einen Begriff hiervon: Tötung überhaupt; Tötung von Weibern, Kranken, Eltern, Kindern, Sklaven, Ungeborenen; Krieg; Zweikampf; Körperverletzungen; Gastfreundschaft; Mildtätigkeit und Freigebigkeit; Menschenopfer; Hörigkeit der Weiber; Unterjochung der Kinder; Sklaverei; Zurechnungsfähigkeit Unzurechnungsfähiger; Blutrache, Entschädigung, Todesstrafe; Eigentumsrecht; Wahrheitsliebe und Gutgläubigkeit; Selbstbewußtsein, Beleidigung, Stolz, Verleumdung, Höflichkeit; Dankbarkeit; Vaterlandsliebe; Altruismus; Selbstmord; Arbeit, Fleiß, Ruhe; Reinlichkeit und Unreinlichkeit; Askese; Ehe, Ehelosigkeit, Homosexualität, Prostitution, Ehebruch, freie Liebe; Verhalten gegen Tiere und übernatürliche Wesen; Totenkultus; Menschenfresserei; Fasten, Mäßigkeit, Speisegesetze; Pflichten gegen Götter; Gottheiten als Sittenwächter; Toleranz und Zauberei; Unrecht. „Jeder Versuch, Beschaffenheit und Entstehung des sittlichen Bewußtseins zu erklären, muß notwendig die Sittenbegriffe der ganzen Menschheit heranziehen“, bemerkt Westermarck und zieht wirklich sämtliche Moralideen gründlich in Betracht, und so darf er denn bei all seiner Bescheidenheit mit Recht hinzufügen: „So schmerzlich ich mir auch der Unvollständigkeit meiner Arbeit bewußt bin, glaube ich im Hinblick auf meine Grundlehre doch fragen zu dürfen, ob jemals irgendeine andre Theorie des sittlichen Bewußtseins einer so umfassenden Erprobung unterzogen worden ist.“ Gewiß nicht auch nur annähernd; sein Tatsachenmaterial bildet fraglos die großartigste und wissenschaftlich bedeutendste Datensammlung, die es je gegeben hat.

Daß Westermarck angesichts so umfangreicher Untersuchungsgrundlagen eine reiche Fülle neuer Forschungsergebnisse erzielt und zahllose überraschende Aufklärungen zutage fördert, ist bei seiner Geübtheit in originaler Denkarbeit selbstverständlich. Und daß er einer langen Reihe landläufiger Auffassungen und gelehrter Hypothesen erfolgreich an den Leib rückt, kann niemand wundernehmen, der da weiß, mit welchen Früchten er bereits in seiner „Geschichte der Ehe“ eine solche zerstörende und wiederaufbauende Tätigkeit entfaltet hat. Dabei ist der Ton seiner Polemiken stets der denkbar vornehmste und seine Unparteilichkeit durchweg bewundernswert.

Gleich Adam Smith, weist Westermarck dem Utilitätsprinzip eine nebenfällige Bedeutung zu, so daß die praktische Ethik bei ihm eine untergeordnete Rolle spielt. Da nämlich das sittliche

Empfinden sich an die Sitte hält, können Nützlichkeitsbegründungen zwar das Sittenurteil erleuchten helfen, nicht aber zur Erklärung des Ursprungs der sittlichen Gefühle beitragen. Immerhin jedoch kommt an vielen Stellen auch die Nützlichkeit zum Durchbruch; so z. B. in der Verwerfung des Zweikampfs, des Krieges, der Askese, der Todesstrafe, in der Verurteilung der Verfolgung des Selbstmordes usw., wie auch in dem glücklichen Bestreben, die Falschheit der Lubbock-Avebury'schen Auffassung nachzuweisen, daß die Wilden jeder Moral bar seien. Er überzeugt uns unwiderleglich davon, daß das Seumesehe Wort „Wir Wilden sind doch bessere Menschen“ in zahlreichen Dingen zutreffend ist. Die Naturvölker sind uns punkto Selbstlosigkeit und Vernunft vielfach überlegen und oft erst durch näheren Verkehr mit falschen, grausamen, selbstsüchtigen Kulturmenschen verdorben worden. Haben sie auch teils minder klare, teils überhaupt keine abstrakten Vorstellungen von Recht und Unrecht, so unterscheiden doch alle bekannten Völker und Stämme in der Praxis ausnahmslos zwischen diesen zwei Begriffen. Nur der angelegte Maßstab schwankt (dies ist ja aber auch in der Kulturwelt der Fall), das Gewissen ist überall vorhanden.

Zur Erklärung der scheinbar erstaunlichen großen Ähnlichkeiten in den Moralbegriffen der Menschheit führt Westermarck die allgemeine Gleichartigkeit der Menschennatur an. Doch weisen diese Begriffe zum Teil auch recht radikale Verschiedenheiten auf, die sich teilweise aus der Verschiedenheit der äußerlichen Verhältnisse erklären. So z. B. kann der Kampf ums Dasein zur Säuglingsstötung, zur Elternaussetzung, zum Kannibalismus führen, wobei die harte Notwendigkeit und die Macht der Gewohnheit diesen Handlungsweisen das Böse nehmen, welches andernfalls in ihnen würde gesehen werden. Wirtschaftliche Zustände haben die auf die Sklaverei, die Arbeit, die Reinlichkeit usw. bezüglichen Moralbegriffe beeinflusst. Die Heiratsformen und die Auffassung der Ehe hängen vielfach von dem Zahlenverhältnis der Geschlechter ab. Aber die häufigsten Unterschiede in den sittlichen Wertungen haben einen feelfischen Ursprung.

Die Prüfung der Sittenvorschriften der Naturvölker an der Hand unsres Gewährsmannes ergibt, daß sie denen der Kulturvölker ungemein ähneln. Unter sämtlichen Wilden verbietet die Sitte Mord und Diebstahl. Sie alle halten die Mildbütigkeit für eine Pflicht, preisen die Freigebigkeit als eine Tugend (ihre die gegenseitige Hilfeleistung betreffenden Gebote sind oft weit bindender als die unsrigen!) und viele von ihnen zeichnen sich durch große Wahrheitsliebe aus. Dennoch bestehen zwischen den Natur- und den Kulturvölkern weitgehende Verschiedenheiten hinsichtlich der Anschauungen über das Betragen in Sachen des Lebens, des Eigentums, der Wahr-

heit und des Verhaltens gegen andre Personen. Unter den Wilden gilt das Verbot des Mordes, des Diebstahls, des Lügens und Betrügens in der Regel nur für den Verkehr innerhalb eines und desselben Gemeinwesens; ebenso das Gebot der Wohlthätigkeit und Freundlichkeit. Die Ermordung oder Übervorteilung eines Zugehörigen wird zumeist getadelt, die eines Fremdlings erlaubt oder gar gelobt. Sehen wir von den, übrigens stets recht kurzlebigen Vorrechten der Gäste ab (in diesem Punkte sind Westermarck's Forschungsergebnisse oft ganz neu und sehr fesselnd), so besitzen in der Urgeellschaft, und selbst noch im altertümlichen Staate, die Fremden keinerlei Rechte. Bei den gesitteten Völkern hat die soziale Einheit sich vergrößert, der Stamm hat der Nation Platz gemacht, und der Kreis von Personen, innerhalb dessen die Zufügung von Unrecht verboten ist, hat demgemäß an Ausdehnung gewonnen. Aber die grundsätzliche Unterscheidung zwischen der Schädigung von „Landsleuten“ und der von „Ausländern“ ist teilweise bis heute bestehen geblieben. Doch hört sie immer mehr auf, die sittlichen Gefühle zu beeinflussen. „In der Kulturwelt gewinnt die Lehre, daß unsre Pflichten gegen die Mitmenschen nicht durch engere Zugehörigkeit beschränkt, sondern allumfassend seien, stetig an Boden. Wer den Gefühlursprung der Pflichtgebote kennt, wird sich all diese Tatsachen unschwer erklären können. Die Ausdehnung der die Zugehörigen angehenden Vorschriften auf die Auswärtigen trifft mit der Erweiterung des altruistischen Empfindens zusammen, und die Ursache dieses Zusammentreffens erscheint sofort klar, wenn man bedenkt, daß jene Gebote in erster Reihe auf dem Gefühl sympathetischen vergeltenden Grolles beruhten, welches seinerseits im altruistischen Empfinden wurzelte.“

In unzähligen Fällen sind die Schwankungen in den sittlichen Wertungen Glaubensverschiedenheiten zuzuschreiben. Die meisten Kapitel des sehr umfangreichen Westermarck'schen Buches zeugen für den gewaltigen Einfluß, den der Glaube an übernatürliche Kräfte oder Wesen und an ein Jenseits auf die Moralbegriffe der Menschheit ausgeübt hat, und zugleich für die außerordentliche Mannigfaltigkeit dieses Einflusses. Der Uberglaube hat zahlreiche neue Pflichten und Tugenden eingeführt, ganz andre als die vom ungeschälten sittlichen Bewußtsein anerkannten, aber dennoch und trotz ihrer vielfach rein äußerlichen Beschaffenheit für wichtiger gehalten als alle übrigen. Nach Westermarck werden die Moralbegriffe der Kulturwelt „mehr durch Zauberei als durch Religion beeinflusst“.

Im großen ganzen darf man wohl annehmen, daß die Moralbegriffe aufgeklärter geworden sind. Trotz ihrem Gefühlursprung machen sich bei den Sittenurteilen doch auch geistige Erwägungen in hohem Grade geltend. Alle höheren Gefühle

werden, außer von Eindrücken, auch von Gedanken bestimmt. Die Fortbildung des sittlichen Bewußtseins besteht zum Teil in ihrer Entwicklung von der Gedankenlosigkeit zum Denken. Immer mehr erkennt man, daß bloße gefühlsmäßige Neigung oder Abneigung bei Fällung von Sittenurteilen nicht die Hauptrolle spielen darf. Hier der Schlußsatz des ausgezeichneten Werkes, von dessen reichem Inhalt dieser Aufsatz kaum einen schwachen Begriff geben kann (das Quellenverzeichnis allein umfaßt fünf Druckbogen):

„Es ist zweifellos, daß auch in Zukunft Wandlungen eintreten und ähnliche Ursachen ähnliche Wirkungen haben werden. Wir haben allen Grund zu der Annahme, daß das altruistische Empfinden sich immer mehr ausbreiten wird und die auf ihm fußenden Sittengebote eine angemessene Ausbreitung erlangen werden; ferner, daß der Einfluß der Denkarbeit auf die Sittenurteile stetig steigen wird; endlich, daß die Religion in ihren Beziehungen zur Sittlichkeit sich immer mehr darauf beschränken wird, gewöhnliche Sittengebote zu predigen und immer weniger Gewicht darauf legen, besondere Verpflichtungen gegen die Gottheit vorzuschreiben.“

Westermarcks neues Buch ist eine Kultur-tat allerersten Ranges; es zu lesen, bringt außerordentlichen Gewinn und Genuß!



Zum Kapitel Richard Strauß.

Epilog zur Münchener Richard Strauß-Woche.

Von Dr. Arthur Neißer (München).

Sin tosendes Meer von Klängen umbraust nachhallend, nachzischend mein Ohr. Ich höre aus schrill und hart meine Seele zerreißen den Dissonanzen eine flehende, breitgeschwungene Streichertantilene hervorklingen, und diese tiefglühende Kantilene zieht sich wie ein dunkelblaues Band durch mein Inneres und zeigt mir das wahre menschliche Bild eines Komponisten, dem das unselige Glück beschieden ist, der musikalische Repräsentant unsrer unausgeglichenen, gärenden Übergangszeit in Musik und Leben zu bilden. Die Anfeindungen, denen Richard Strauß dauernd ausgesetzt ist, sind der Ausdruck des Widerwillens der modernen Menschheit, ihr eigenes durchaus nicht verzerrtes Spiegelbild in unerbittlicher Wahrheit vor Augen sehen zu müssen. Es ist völlig irrig, in der Münchener Strauß-Woche ausschließlich die geschäftliche Ausschlachung des Namens Richard Strauß zu sehen, wenn auch selbstredend die Attraktion auf das Münchener Fremdenpublikum mit diesem Strauß-Feste gegeben war. Man darf aber nicht vergessen, wieviel gerade die Stadt München ihrem

großen Sohne gegenüber nachzuholen hat, und es als ein gutes Zeichen für das wachsende Verständnis der modernen Musik in München fassen, daß man sich bestrebt, an Richard Strauß zu machen, was man an dem Meister Richard Wagner einst verabsäumt hat.

Richard Strauß steht heute auf der Höhe seines Lebens, man kann deutlich einen Abschluß der langen Schaffensperiode konstatieren, die die niehischeanisch zerklüftete, nerös literarisch nennen können; mit der symphonischen Dichtung „Also sprach Zarathustra“ beginnend, hat sie „Elektra“ ihren Abschluß gefunden; die Fäden zwischen den symphonischen Dichtungen und Opernakttern, namentlich von „Feuersnot“ („Guntram“ ist ja fast ausschließlich Epigonenwerk), sind nämlich viel dichter gesungen als man dies gemeinhin zu erkennen scheint. Auf der Suche nach Stoffen, die nicht nur den Musikern, sondern auch den modernen, hochintelligenten und mit den philosophischen Zeitströmungen innig vertrauten Menschen Richard Strauß anziehen gelangte der Komponist ganz von selbst zur „Salome“ und „Elektra“. Ich trete auf entschiedenste der böswilligen, durch nichts begründeten Anschauungen entgegen, als habe Richard Strauß die beiden düstern Einakter vornehmlich aus Sensationssuche oder gar aus seinem Behagen an perverter Sinnlichkeit geschrieben. Alle, die so sprechen, alle, die seine Kühnheit in der Aufhäufung von Durchgangsdissonanzen (— denn um Dissonanzen als Selbstzweck handelt es sich bei Strauß in rein musikalischem Sinne niemals, höchstens wenn die textliche Unterlage es absolut erfordert —) als Ausdruck des Häßlichkeitskultus empfinden, sie alle verkennen Richard Strauß, der als Mensch wie als Künstler durch und durch gesunder Substanz deutscher, kerniger Münchener ist; gerade als Münchener scheut er eben nach gut bairischer Art nicht davor zurück, im Ausdruck hie und da etwas derb und scheinbar rücksichtslos gegen die nichtmünchernerische, musikalische Menschheit zu erscheinen; so sind die grotesken musikalischen Karikaturen, in denen er beispielsweise im „Heldenleben“ seine Widersacher als quäkende, grämlich grüne Froschdudmäuser mit Klarinettenmäulern zeichnet, so sind sein „Don Quixote“ und sein „Zill Eulenspiegel“ im Grunde durchaus gesunde Gestalten, nur durch das Temperament ihres Schöpfers gesehen und mit Narrenschellen umhängt; absichtlich stelle ich hier „Don Quixote“ und „Zill Eulenspiegel“ auf eine Linie, weil man mit ein ganz klein wenig nachhelfender Mühe die „Don Quixote“-Musik bald ebenso zugänglich und populär finden wird, wie das allerdings ganz besonders schlicht empfundene „Zill Eulenspiegel“-Rondo. Was die Musik zur „Salome“ anbetrifft, so kann ich bei wiederholtem Anhören der Partitur nur immer wieder sagen, daß Strauß auch in dieser Komposition seinen gesunden Schalkshumor nicht einer

Moment verleugnet. Ganz abgesehen von dem unvergleichlich köstlichen, satirischen Judenquintett — ist z. B. auch die Gestalt des Herodes mit unverkennbarem Humor charakterisiert, und die herbe Situationstragik in den Szenen nach der Hinrichtung des Jochanaan wird von Strauß durchaus nicht eigens in Verwerse verzerrt, sondern im Gegenteil eher verklärt. Selbst in der Elektrapartitur, die, was harmonisch-rhythmische und instrumentale Zerklüftung anbetrifft, die äußerste Kraftgrenze der jetzt abgeschlossenen, oben charakterisierten Schaffensperiode bezeichnet, gelangt man durch das schwarzgrüne Gestrüpp ausgewählter Leidenschaften immer wieder in musikalische Lichtungen, wo man das gesunde, überlegen lächelnde Antlitz Straußens auftauchen zu sehen vermeint.

* * *

Das war der höchste Gewinn des Münchener Richard Strauß-Festes: der Anblick des jugendlichen, schaffensfrohen Musikers, der die Fesseln des theoretischen Unterrichtes wohl abgestreift hat, der aber dennoch bereits die Flügel seines Genius aufrauschen fühlt und sich fehnig und wohligh im ersten Vollgefühl der Schöpferfreude reckt und streckt. Wie ein junger Titan türmt er schon in seinen ersten Kammermusikstücken, — in der Es-dur-Violinsonate op. 18, oder im C-moll-Quartett op. 13, oder namentlich in der köstlichen Bläserferenade op. 7 —, seine kraftvollen Themen gleich Felsblöcken aufeinander und hat doch auch zugleich die weiche Verträumtheit des süddeutschen naturbegeisterten Jünglings in die Thematik der langsamem Sätze gebannt und läßt in den Scherz schon diesem Humor freien Lauf, diesem seinem nur ihm eigenen Humor, der in seiner ersten symphonischen Suite „Aus Italien“ bei der Durcharbeitung des „Junculi“-Liedes mit den gewagtesten Mitteln der Polyphonie und Kontrapunktik schon frei zu schalten weiß, diesen Humor, der in der namentlich für musikalische Feinschmecker, aber auch für Laien hochinteressanten D-moll-Burleske für Klavier und Orchester wahre Feste feiert, diesem typisch süddeutschen Humor, der bei der Komposition eines so echt preussischen Militärmarsches wie op. 57 Nr. 1 eine köstliche Beimischung von ironischer Überlegenheit erhält.

Geradezu paradox klingt es, wenn man von den Liedern Straußens nur als einem „Parargon“ in seinem Schaffen zu sprechen wagt. Ich stelle kühnlich die These dagegen auf, daß ich Richard Strauß unsterbliches Teil von jeher und bis zum heutigen Tage in seinen Liedern ruhend erblicke. Schon in der Wahl seiner Texte hat er stets nicht nur echt modernes tiefes Mitempfinden mit der dichtenden Weltseele an den Tag gelegt, sondern er hat auch in der Wahl der klassischen Dichtungen raffinierteste Intelligenz und außerordentlich vielseitige Belesenheit an den Tag gelegt und manchen zu Unrecht Verkannten, wie etwa

Hermann v. Giln, wieder mit dem strahlenden Kranz der Unsterblichkeit geschmückt; es widerstrebt mir in diesem Zusammenhang ein Lied als „besonders“ unsterblich hervorzuheben, ja ich leugne auch nicht, daß in manchen seiner Orchestergesänge, etwa in dem „Notturmo“ (nach Richard Dehmel) der Orchesterpoet Richard Strauß mit dem Lyriker, wie dies ja bei ihm hie und da auch bei seinen Bühnenschöpfungen sich ereignet, durchgegangen ist; aber dann steigt in meiner Erinnerung blütenfrisch und sonnenvergoldet jener Gebetstagen der Apollopriesterin (nach Emanuel v. Bodmann) auf, den uns Edyth Walker so herb und hehr kündete, und ich fühle von neuem das Göttliche in Straußens Liedern erglügen.

* * *

Auf dem Dirigentenpodium stand bei allen drei Konzerten, wie auch bei den Aufführungen von „Feuersnot“ und „Salome“ der Kapellmeister Richard Strauß; der Schöpfer Richard Strauß stand gleichsam erst in zweiter Linie auf dem Podium: auch dies ist ungemein charakteristisch für die Wesenheit des Vielumstrittenen. Als Ernst v. Schuch im letzten Moment von der Leitung einiger Konzerte zurücktreten mußte, übernahm Strauß bereitwillig an seiner Stelle die Direktion, sicherlich nicht um sich auch als Dirigent bestaunen zu lassen, sondern um in den zahlreichen Proben diese eigenen Werke nochmals genau zu durchprüfen und neu zu schaffen. Darum dirigiert er auch wohl, darum begleitet er auch wohl seine Lieder am Klavier niemals auswendig. Die blasfierte Pose der Weltberühmtheit ist ihm in der Seele verhaßt; nach Arbeit, nach immer erneuter Durchgeistigung seines Schaffens steht sein Sinn. Darum hat sich ihm auch in den Wienerer Philharmonikern dasjenige europäische Musterorchester zur Verfügung gestellt, das nicht durch ewige europäische und amerikanische Turneen seine Weltruf erreicht hat, sondern gerade durch seine Wienerische Bodenständigkeit, die ja auf allen Gebieten einzig und allein ein erspriechliches Arbeiten ermöglicht. Gerade die Mitwirkung dieses Orchesters hat die Richard Strauß-Konzerte zu echten innerlichen Strauß-Festen geweiht. Wenn eine solche Musikerchar, bei der jeder einzelne sein Instrument bis zur höchsten Vollendung beherrscht, die dissonanzengeschwängerte symphonische Musik Straußens so lichtvoll gestaltet, dann muß auch in dem Ungläubigsten eine Ahnung von der Bedeutung des Gefeierten aufdämmern, und da auch bei den Bühnenaufführungen und Kammermusikmatineen die besten Strauß-Interpreten, Arnold Rosé, Lilly Roenen, Edyth Walker mitwirkten, so kam eine unvergleichlich harmonische Fülle festlicher Erhebungen zustande, die noch lange in der Seele aller als Hörer oder als Mitwirkende Beteiligten nachzittern und in Richard Strauß selbst etwas

wie eine dankbare Befriedigung mit dem bisher Erreichten, zugleich aber auch wie eine schmetternde Aufmunterungsfanfare zu höchstem künstlerischen Kräfteaufspringen nachhallen wird.



Tschchow in seinen Briefen.

Von Fr. Rendle (Hamburg).

Sit großer Begeisterung wurden Tschchows Novellen und Romane bei ihrem Erscheinen in Rußland aufgenommen. Nur eine geringe Zahl von Kritikern wollte den Schriftsteller nicht als Künstler anerkennen. Als sich Tschchow dann dem Drama zuwandte, eroberte er sich im Fluge die Herzen der jungen Generation. Zugleich aber vergrößerte sich die Zahl seiner Gegner. So begann der Streit um Tschchow, der namentlich von der Jugend mit Hefigkeit geführt wurde. Seit dem Tode Tschchows aber wendet man sich wieder mit Ruhe und Sachlichkeit dem Studium seiner Werke und seines Lebens zu. Mit Freude wird darum in Rußland die jüngst erschienene Sammlung seiner Briefe begrüßt, die manches Interessante und Neue bieten.

Es sind im ganzen 165 Briefe, teils an Verwandte und Bekannte, teils an befreundete Schriftsteller gerichtet.

In fast all diesen Briefen zeigt sich der sonnige Humor Tschchows in der anziehendsten Weise.

„Lieber Freund, schreibt er 1884 an den alten Univeritätsfreund Sabeljew, ich muß ausgehen; wenn Du mir Deinen Rock nicht schickst, so werde ich ihn Dir Abends selbst ausziehen (Sabeljew hatte einen schönen Rock, der gelegentlich von Freund zu Freund wanderte). Wenn ich Deinen Rock nicht bekomme, so werde ich bei den Damen kein Glück haben. Doch Du bist verheiratet und verstehst uns Junggesellen nicht mehr.

Nochmals bitte ich um den Rock und wünsche, daß er sich bei Dir verheirate und eine Schar von jungen Rädchen bekommt. Du aber sei Deiner Frau treu, sonst gehe ich zur Polizei.“

Im Jahre 1884 erkrankte Tschchow. Die Frau Sabeljews schickt ihm einen teilnahmevollen Brief. Unser Dichter antwortet wieder in scherzhaftem Tone:

„Während mich die Krankheit niederdrückte, erlebte ich schöne, fast glückliche Augenblicke. Ich erhielt soviel Beweise der Teilnahme. Vor meiner Krankheit wußte ich nicht, daß ich soviele Freunde hatte.

Ihr Haustyrann ist bei mir; als er erfuhr, daß ich von Ihnen einen Brief erhalten, hätte er mich beinahe erschlagen; der reinste Othello. Seine Führung hier kann ich nicht loben. Er demoralisiert mein ganzes Haus, richtet hier ein

Operettentheater ein, läßt alles heiraten usw. In der Hoffnung, daß er sich bessern wird, und bei Ihnen alles gut steht, begrüße ich Sie.“

In ähnlich humorvoller Weise schreibt er an seinen Bruder Michael, der für ihn ein Honorar von drei Rubeln einfordern soll. Michael geht zu dem betreffenden Redakteur, erhält aber die Antwort: „Ich habe keine drei Rubel; wo soll ich sie hernehmen? Vielleicht wollen Sie ein Theaterbillet oder ein neues Kleidungsstück? Gehen Sie zum Schneider und bestellen Sie es auf meine Rechnung.“ Tschchow nahm den Bericht seines Bruders lachend hin, obwohl er gerade keine Kopeke hatte.

Auf die Nachricht der bevorstehenden Verheiratung Grushnizkis schreibt er:

„Ich beneide Sie, daß Sie sich verheiraten. Ich wünsche von Herzen, daß Ihr Honigmonat zehn Jahre lang währe, und daß Ihre Schwiegermutter nur einmal im Jahre Sie besuche.“

1895 machte Tschchow seine bekannte Reise durch Sibirien nach Sachalin. Aber all die Beschwerden der Reise konnten sein heiteres Wesen nicht trüben. „Sie erhielten noch nie einen Brief von den Ufern des Baikalsees“, schreibt er an einen Freund, „da haben Sie einen. Ich sitze schreibend am Ufer des Baikalsees und warte auf den Dampfer. Ich kam Dienstag hier an, das Schiff geht aber erst Freitag ab. Es regnet, Nebel liegt über dem See, man kann nichts zu essen bekommen, Ungeziefer dagegen genug. Das ist kein Leben, sondern eine Operette. Auf Wiedersehen.“

In einem Briefe aus dem Jahre 1891 gibt der Dichter eine Art Programm: „Das Heiligste ist mir der menschliche Körper, Gesundheit, Verstand, Talent, Begeisterung, Liebe und unbedingte Freiheit, eine Freiheit, die nichts weiß von Gewalt und Lüge. Das ist das Programm, an das ich mich halten würde, wenn ich ein großer Künstler wäre.“

Und er war ein großer Künstler, der dieses Programm glänzend durchführte.

Aber die Art seiner Selbstbeurteilung und seines Schaffens erhalten wir wertvolle Aufschlüsse.

Eine seiner Novellen gab er einer jungen Dame zum Durchlesen; deren Urteil lautete: „Ach, wie langweilig.“ Da fährt Tschchow fort: „Wahrlich, sie ist sehr langweilig; ich prüfe sie nach allen Seiten hin, kürze, glätte, und doch ist sie recht langweilig, eine Schande für die ganze Provinz.“

„Bisher — schreibt er an Grigorowitsch — machte ich mich an meine literarischen Arbeiten leichtsinnig, sorglos. Ich kann mich keiner Novelle erinnern, an der ich mehr als vierundzwanzig Stunden gearbeitet hätte. Wie Berichterstatter ihre Artikel, so schreibe ich meine Novellen maschinenmäßig.“

Besonders herzlich werden die Töne, wenn Tschchow an seine literarischen Freunde schreibt.

„Ihr Brief“, bemerkt er an Grigorowitsch, „über-
raschte mich wie ein Gewitter, ich war nahe daran
zu weinen, ich regte mich auf, ich fühle es noch,
daß er einen starken Nachhall in mir hinterlassen
hat. Wie Sie meine Jugend verschönernten,
so möge Gott Ihnen ein ruhiges Alter geben.“

In den Briefen zeigt sich uns das ganze
Leben Tschadow, der uns nicht nur durch sein
Talant, sondern durch seine Persönlichkeit anzieht.
Von den letzten Jahren abgesehen, war der Dichter
stets in Not; immer im Kampf ums Dasein. Aber
trotz alledem bewahrte er sich sein Leben lang den
prächtigen Humor.



Denn er war unser.

Ein Wort

an die Wilibald Alexis-Gemeinde.

Alles in allem, wir haben uns seiner zu
freuen, gewiß. Er war einer der Besten
und Treuesten, und er darf unser Stolz
sein.“ So urteilt Fontane über Wilibald
Alexis, und an einer andern Stelle der
im Nachlaß wieder veröffentlichten Studie, die
mir für Fontane zum mindesten so charakteristisch
erscheint wie für Alexis, sagt er, da er von dem
Ordnungsprinzen dem todtsicheren Dichter 1867 überreicht ward:
„Ob er ihn noch getragen, ist gleichgültig; es gab
keinen Mann in Preußen, dessen Brust, speziell
an der Stelle, wo das Herz sitzt, mehr Anspruch
darauf gehabt hätte, mit diesem Kreuze geschmückt
zu werden. Allein sein *Fridericus Rex* hatte
ihm den vollgültigsten Titel darauf verliehen.“
Und hat Alexis das Friesenlied einen Anspruch auf
die Dankbarkeit der Hohenzollern gegeben, so hat
er an die unsre, an die jedes Märkers, einen
Anspruch wegen seines Göthe Bredow und Hafe
von Stülpe, seines Johannes Rathenow und
Henning Mollner, seines Hegrimm und all der
vielen andern, die Art von unsrer Art und Blut
von unserm märkischen Blute sind. An diesen
Anspruch der Dankbarkeit will ich mit den folgen-
den Zeilen mich wenden.

Als Alexis schwer krank im Jahre 1856 aus
Berlin nach dem thüringischen Arnstadt über-
siedelte, mußte er sehr bald an sich die bittere Wahrheit
jenes Goetheschen: „Wer sich der Einsamkeit er-
gibt, ach, der ist bald allein“ erfahren. Um so
schmerzlicher erfahren, als seine Einsamkeit keine
freiwillig aufgesuchte war, ihm auferzungen wurde.
Es ist ein ergreifendes Bild, sich den gelähmten
Dichter mit den so sprechenden Augen, der tönenden
Sprache doch für immer beraubt, in dem Wägelchen
liegend zu denken, daß ihn langsam unter den alten
Bäumen des Arnstädter Parkes auf und abfährt,
Tag für Tag, Jahr um Jahr. Elf Jahre lang

hat er das Martyrium tragen müssen. „Das
Wiedersähen mit diesem in seinen Vorstellungen
klaren, von der heftigsten Willensregung und
Mitteilungslust ergriffenen und dabei doch an
jeder Rundgebung gehinderten, ausgezeichneten,
an Lebenserfahrungen und Talenten so reich
gewesenen Mannes war erschütternd“, schrieb
Gutzkow davon in den sechziger Jahren. Erst am
16. Dezember 1871 erlöste der Tod den Dichter
von solchem Leiden. „Er sah ernst, bleich, müde
aus, so müde, wie ich noch keinen Toten gesehen“,
bekannte einer der Freunde. Nur wenige, An-
verwandte und Freunde, gaben dem Sarge das
Geleit zum Friedhofe. „Aus Berlin war niemand
erschienen“, heißt es bitter-kurz bei Fontane. Auf
dem Arnstädter Friedhofe, der schönsten einem, die
ich kenne, diesem Kirchhof, der so ganz „sanften
Frieden, sel'ge Ruh“ atmet — und ich habe mir
immer gedacht, hier müsse Johann Sebastian, der
Arnstädter Organist, einst die unaussprechlich fried-
liche Melodie zu jener wunderbaren Arie gefunden
haben — auf diesem Friedhof voll Flieder und
Jasmin, in dessen buntem Grün die Totenhügel
schier verschwinden, mit seinen sanften Erinnerungen
an so manchen Großen alter Tage, liegt der
märkische Dichter begraben. An prunkenden Erb-
begräbnissen vorüber führt längs der Mauer der
Weg zu seiner Ruhstätte. Gewiß nur wenige
suchen sie auf, und die daran vorübergehen, sie
streben zu einem andern Grab, für viele wohl
berühmteren, begehrteren, um ihre Andacht zu
verrichten. Das schließe ich daraus, weil sich bei
diesem Nachbargrabe ein Säfelchen findet: „Für
die verehrlichen Besucher der Marlittgrabstätte
liegt ein Fremdenbuch beim Friedhofswärter aus“. Gewiß,
dafür kann das betriebame Fr. John nicht mehr,
für diese Geschmacklosigkeit ist sie nicht
verantwortlich; aber es ist ganz ihr Stil. Bittere
Empfindungen stiegen in mir auf, da meine Augen
sich zum Grab des märkischen Poeten wandten.
Von einem niederen Gitter gehegt, liegt es ver-
fallen, von Brennesseln umwuchert, da.
Längst ist der ungepflegte Esen vom Hügel hinab-
getrohen. Das schlichte Kreuz, das nur den
Namen Georg Wilhelm Heinrich Haering, die
nackten Daten und den Mädchennamen seiner treuen
Gattin trägt, ist geborsten, mit Blech geflickt.
Ich kann nicht sagen, wie mich dies Vergessen-
sein, Verlassensein ergriffen hat. In tiefster Seele
schämte ich mich: so sind wir Märker. Gewiß,
sie haben ihm im Gerapark, unweit seines einstigen
Heims „Haus Lindeneck“ ein dürftig Denkmal
errichtet, da sich am 29. Juni 1898 sein Geburts-
tag zum hundertsten Male jährte. Derweilen ist
seine letzte Ruhstätte mehr und mehr verfallen,
ein Sinnbild traurigsten Vergessenseins. Hier
nunmehr Wandel schaffen, das wollen diese Zeilen;
ihr Zweck ist, die Beschaffung eines würdigen
Denksteins auf dem Grabe anzuregen. Granit
soll es sein, ein Findling, wie ihn die nordischen

Gletscher in unsre Mark getragen haben, wie unsre Vordern ihn als ragendes Mal auf die Gräber ihrer Edlen türmten. Und in unbergänglichen Lettern wollen wir Märker uns darauf zu unserm Dichter bekennen, der einer der Besten und Treuesten war und unser Stolz sein muß.*)
Adolf Heilborn.



Drei Gedichte.

Von Wilhelm Schuffen (Schwäb.-Gmünd).

Die Abendwolke.

Als Feuerberg, der überquillt
Und ringshin in die Bläue schwillt,
Ragt dort die Abendwolke auf,
An deren Hängen Schwalben streichen,
Die fernern Lodeßengeln gleichen.
Und so voll Wehmut ist der Lauf
Des Segels, daß die goldne Fracht
Entführt ins Ungefähr der Nacht.

Das leere Kreuz.

Die Acker ruhen braun und hart
Und friedhoffstille ist das Land,
Und festgefrorener alter Schnee
Glimmt in den Furchen, Band an Band.

Wie eine Leiter steil und hoch
Sind diese Furchen dort am Hang,
Darüber ragt ein hölzern Kreuz.
Warum denn wird dir plötzlich bang?

Ein Kreuz ragt auf, das hat noch Platz
Auf beiden Balken, die noch bloß.
Und hier die Leiter nach ihm hin!
Erkennst du, Seele, nun dein Loß?

Alte Bekanntschaft.

Wenn ich einmal dieser Erde
In dunkler Stunde sterben werde,
Erfüllt sich nur ein Ofterfülltes,
Verweht, zerreißt ein Ostverhülltes,
Zerbricht ein oft zerstoßnes Glück. —
Und darum auch kein Meisterstück
Zu guter Letzt ist dann mein Tod,
Den ich gekannt vom Morgenrot.



*) Die Expedition der Vossischen Zeitung, Berlin O 2, Breitestr. 8, hat sich auf meine Bitte bereit erklärt, Beiträge für den geplanten Denkstein entgegenzunehmen.

Walbmenschen.

Von Karl Hans Strobl (Brünn).

I.

Andreas Semilasso hatte es vor halben Jahrhundert aufgegeben, Menschen zu wohnen. Seine Gesellen widersprachen den Gesetzen der Allgemeinheit so sehr, daß sein Leben ein beständiger Kampf war. Und so sehr er in diesem Kampfe seine Freude hatte, so wenig sagte er zu, sich durch die stärkere Mehrheit unauflöslich besiegt zu sehen. Die Kräfte waren zu ungleich verteilt, und es war der stärksten Persönlichkeit unmöglich, sich gegen die geschriebenen Gesetze gegen die Vorschriften der Sitte durchzusetzen. Nachdem man lange genug über die Vorbehalte des Andreas Semilasso gelacht und über seine Extravaganzen den Kopf geschüttelt hatte, begann man die Gefährlichkeit seines Beispiels einzusehen, und das Lächeln verschwand unter Falten in Zornes. Man hatte erkannt, daß der Gesellschaft nicht ohne schlimme Wirkung ungestraft widersprochen werden durfte, und daß ein Mensch, der inmitten der übrigen durchaus nur nach eigenen wilden und unbesonnenen Trieben lebte, ein Hindernis der Revolution, der Empörung gegen die Sitte war. Es war, als ob eine schöne ungezähmte Bestie frei herumliefe; in ihren Zähnen und Klauen, in ihrer unbändigen Kraft lag eine unablässige Bedrohung friedlicher Bürger. Das Gesetz übersah zuerst großmütig die kleinen Verfehlungen des Andreas Semilasso, als er aber einmal einen Steuerezekutor über die Treppe hinabwarf, daß dieser ein Bein brach, bemächtigte es sich des Angebärdigen und steckte ihn eine Zeitlang hinter sichere Mauern.

Nachdem Andreas Semilasso freigelassen worden war, überschlug er noch einmal Für und Wider und fand den Nachteil allzusehr auf seiner Seite. Er war gewiß, daß man nun, nachdem man ihn einmal überwältigt hatte, strenger gegen ihn verfahren würde und beschloß, der Übermacht zu weichen. Es war unmöglich, unter diesen der Krüppelsten Menschen, denen alle Instinkte abhanden gekommen waren, sich selbst zu leben. Und da er niemals darauf ausgegangen war, Schüler zu gewinnen oder sich von der Öffentlichkeit anstaunen zu lassen, tat er, was er schon längst hätte tun sollen: er gab seinen Wohnsitz unter Menschen auf. Mit seinen wenigen Habseligkeiten, die er einem Esel auslud, zog er, etliche weiten grauen, strickungürtelten Wollkittel am Leib, Sandalen an den Füßen, zur Stadt hinaus. In seinem Kopfe saß zum Schutz des Gesichtes gegen die Sonne eine breite Strohkrempe, der Rest eines Panamahutes, von dem er den Obertheil

Aus dem in Nr. 27 besprochenen, höchst bedeutenden Roman des Brünnener Dichters: „Eleagabal Rupemus“. Verlag von Georg Müller, München.

entfernt hatte, daß die schwarzen Haare struppig hervorsahen. Wie ein massiver Heiligenschein rundete sich das gelbe Stroh um sein grimmiges Gesicht, und wie ein wandernder Apostel, streitbar und allem Luzus feind, zog er durch die Straßen der Stadt ab, von einer Horde johlender Straßensungen verfolgt. Andreas Semilasso ließ sie hinter sich schreien und toben; als sich aber vor der Stadt ein Fleischergefelle aufstellte und ihm höhrende Worte nachrief, wandte er sich um und warf ihm einen Stein an den Kopf. So nahm er Abschied von der Kultur und bezog eine Höhle im Wald, die er auf einem seiner tagelangen Streifzüge entdeckt hatte. Nun hatte er die Einsamkeit gewonnen, nun schlossen ihn nicht mehr niedere Zimmer ein, nun war er frei, über und unter der Erde nach Gefallen zu leben. Von seiner Höhle, in deren vorderem Teil er zwei behagliche Kammern mit Fenstern, Türen und Ofen versah, leiteten verzweigte Gänge weit unter den Felsen hin, zu einem Dom, dessen spitze Bogen sich hoch oben in Dunkelheiten bohrten, selbst wenn grelle Feuer in ihm brannten. Hier saß Andreas Semilasso oft in völliger Nacht auf einem Schutthügel, den herabgebrochene Gesteine gebildet hatte. Er lauschte auf die Stimmen der Tiefe. Irgendwo unten, in den Spalten des Kalkgesteins wurde ein Wasser laut, wie der Gesang des Blutes, das in den Adern kreist. Im Laufe der Jahre erforschte er seine Höhle und nannte ihre Gänge mit Namen, die wie aus alten Chroniken klangen. Der Gang des Rechtes hieß ihm einer, der, gewunden und lang hingehnt, immer wieder im Kreise führte und sich endlich in zögernden Spiralen in der Dunkelheit verlor. Der Gang des Unrechts war ein anderer, der kurz und geradezuweg zu einem Loch in der Felswand führte, von wo man einen Ausblick ins Tal hatte. In einer kleinen Kapelle, die er wegen ihrer weißen Tropfsteinbildungen die Kammer der glitzernden Pfeiler nannte, lag ein wuchtiger, schwerer schwarzer Block und der hieß ihm: die Tat. Ein schwarzer Teich im Hintergrunde einer fernen Grotte, dessen kaltes Wasser auf seiner ebenholzschwarzen Oberfläche die Fackellichter wie spitze Flammen trug, hieß der Nimmersatt. Sein Wasser quoll irgendwo tief von unten auf, erfüllte einen abgrundigen Schacht, und wenn im Frühling die Schneewässer herabströmten, trat er oft plötzlich aus und überschwemmte einen Teil der Höhle, daß Andreas Semilasso mehr als einmal in Lebensgefahr geriet. Darum liebte er diesen verräterischen Teich. Es war keine bloße Spielerei, was der Einsiedler mit diesen Benennungen ausdrücken wollte. Wenn ihm eine Geschichte zu Ohren kam, in der jemand durch die brutalen Gesetze der Mehrheit unterdrückt wurde, in der irgendein feineres Empfinden unter ihrem Zwang erstickte, dann ging er den Gang des Rechtes bis dorthin, wo die unerforschte Dunkelheit begann,

und löschte seine Fackel aus, um zu warten, bis er die Finsternis lachen hörte. Die Kunde von einer raschen, kühnen Tat, die den Wünschen der Menge zuwider war, führte ihn in den Gang des Unrechts und zu dem Fenster, wo er dem Tal Grüße zuwinkte. Wenn er seinen Willen stärken wollte, so ging er in die Kammer der glitzernden Pfeiler und legte die Hand auf den feuchten schwarzen Block, bis er seine Kraft mächtiger und mächtiger und bereit fühlte. Alles, was ihm überflüssig und töricht dünkte, die entbehrlichen Gegenstände und die Reste seiner Mahlzeit warf er in den Nimmersatt, und wenn er quälende Gedanken loswerden wollte, so bannte er sie mit Anspannung des Geistes in Steine, die er in den schwarzen Teich versenkte. Eines der liebsten Wunder dieses unterirdischen Reiches war ihm der Ramin Fliegempor, den er aufsuchte, wenn er heiteren Geistes werden wollte. Hier führte ein schmaler Spalt zur Oberwelt. Tannen standen über seiner Mündung und langsam sickerten Wassertropfen. Jedes Rauschen des Windes in den Ästen war hier ein wildes Brausen von seltsam schönem und bewegtem Rhythmus, wie Flügelschläge der erhabenen Engel der Schöpfung, und die fallenden Wassertropfen zählten zwischen diesem wunderbaren Gesang der Ewigkeiten mit silbernem Klang die verrinnende Zeit.

Oft kam Andreas Semilasso wochenlang nicht aus seinen Gängen und Grotten ans Licht. Dann aber faßte ihn die Schönheit eines einfallenden Lichtstrahles, das Grün der Bäume vor seiner Tür oder eine purpurne Abendröte, die er aus irgendeinem Spalt erblickte, mit solcher Macht, daß er die Unterwelt verließ und sich ganz den Wundern des Lichtes ergab. Nun begann das Leben im Walde und auf den einsamen heißen Bergwiesen, wo zwischen hohen Unkraustauden vergessene Baumstämme lagen, aus deren Schnittflächen funkelndes Harz tropfte. Andreas Semilasso lag stundenlang neben den Stämmen, die er seine Brüder nannte, so still, daß die smaragdnen Eidechsen über seine Hände und seine Schultern krochen und züngelnd seinem Gesicht nahe kamen. Was die Spechte in morschen Rinden klopfen, was die Habichte und Falken schrien, was die Waldtauben gurgelten, war ihm vertraut, und die geschäftigen Ameisen, die räuberischen Lauffäser hatten in Krieg und Frieden keine Geheimnisse vor ihm. Oft saß er nackt hoch oben auf den Bäumen und fühlte sich der Sonne und dem Licht verwandt; oft stellte er sich unter den schmalen Fall eines Waldbachs und ließ die Tropfen über seinen Leib sprühen. Auf dem Bauche liegend, sah er den plumpen Schwimkfäsern in den Sümpeln am Rande des Teiches zu und fing mit stundenlanger Geduld die schlanken Grundeln in der hohlen Hand, um sie dann mit wettem Schwung in das Wasser zu schleudern. Aber zackige Blöcke suchte er in mond-

hellen Sommernächten den Weg zum Grat des Herenstein, wo schief gestellte und im Aufswellen geborstene Felsenplatten steinerne Abenteuer darboten. Grimmige Gesichter sahen aus den faltigen Krausen des Steins, Ratsherrnhäupter und grinsende Galgenvögel, ernsthaftige Berggeister und liebenswürdige Mondscheinfrauen. In den Spalten lagen Baumwurzeln wie schlafende Riesenschlangen, und Ulträunchen kicherten unter dem Moos. Von hier aus ging sein Blick über den schlafenden Wald, in dem um diese Zeit nur die alten Märchen hinter Gebüsch und unter Tannen wachten. Auf seinen Wegen fing sie Andreas Semilasso ein, stellte die schimmernden Dinger vor sich auf den Grat und ließ sich erzählen, bis der Tag begann. Im Morgengrauen liefen sie ihm davon und versteckten sich wieder in ihre heimlichen Winkel. Während die Tiefe sich immer gleich blieb, bot ihm der Wald den Wechsel der Jahreszeiten. Der Winter war dem Einsiedler nicht weniger lieb als der Sommer. Dann kleidete sich der Wald in weißen Stahl, und wenn der Wind über ihn hinfuhr, klingelten und klirrten die Zieraten seiner Rüstung. Die Berge hatten Helme auf, die Bäche versteckten sich ganz hinter starken Panzerplatten und alle Märchen standen nun in Weiß. Da die Tage nun so kurz waren, so waren die Stunden des Lichtes um so köstlicher. Aber tiefverschnittene Halden hinaufzuklimmen und, oben angelangt, auf einem glatten Brett den mühsamen Weg in einem Augenblick wieder hinabzusaufen, war ihm oft Arbeit und Vergnügen eines ganzen Tages. Er betrieb dies Geschäft mit einem Ernst und Eifer, als ob er Hochbedeutendes vollbrächte. Ganz der Gegenwart hingegeben und nur darauf bedacht, aus jeder Stunde die höchste Summe möglichen Genusses zu ziehen, stellte sich Semilasso immer ausschließlich auf das ein, was er unternommen hatte, und verjagte alle Bedenken, alle Zwiespälte und alle Unaufmerksamkeiten im Spiele. Der Wald stand herum und sah ernsthaft zu, wie einer, der gewohnt ist, im Scherz den tiefsten Sinn zu finden. In Kristallen entzündete die Sonne schlafende Farben.



Lanx satira aus Bayern.

Unser ‚triste ministerium‘, wie es Vergil (Aen. VI 222) nennt, das wie Hob sagen kann (30, 28): „Ich gehe schwarz einher“ und mit den Worten des „Hohen Liedes“ (16) verschämt flüstert: „Sehet mich nicht an, daß ich so schwarz bin“, unser Ministerium, eingedenk des Bismarckfahes vom 29. Januar 1886: „Ich halte den Minister für einen elenden Feigling, der nicht unter Umständen seinen Kopf und seine Ehre daran setzt, sein Vaterland auch gegen den Willen von Majoritäten zu retten“ —, hat eine mutige Tat gewagt, es hat gegen die Borromäusenzyklita bei der Kurie protestiert,

und der Kultusminister gab den interpellierenden Liberalen eine Antwort, die nur befriedigen konnte. **Sing deswegen die Freundschaft mit den Ultramontanen in die Brüche?** Nein, wegen eines Theaterdonners geht so festgefittete Freundschaft nicht in Trümmer. Seit Bismarck es offen aussprach, „daß aus dem Zuschauerraum die politische Welt anders aussieht, als wenn man hinter die Kulissen tritt“, glaubt kein Einsichtiger mehr an derlei späßhaften Ernst. Die Kurie hat einen Fehler gemacht und der schönen Wirksamkeit des Zentrums in deutschen Landen in die Suppe gespuckt; ein täppischer Kapuzinerkardinal hatte rhetorische Phrasen aus mittelalterlichen Folianten gerülpt und dabei niemandem mehr das Konzept verborgen, wie den schlauen ultramontanen Germanen: die politischen Auguren wünschten die Enzyklika und ihren Stillsten zum Teufel Vitru, aber eingedenk des schönen Wortes aus der „Nachfolge Christi“: nemo secure loquitur nisi qui libenter tacet, schwiegen sie im preußischen und bayerischen Landtag, dachten sich aber ihr Teil dabei.

Um so maulfertiger war die Presse. Anfangs verbrüt tauchten die zumeist geistlichen Kirchenlichter ihre Federn in die schwärzeste Tinte und bruckten mit Behagen den Schimpf ab, der ihren Kaiser, ihre deutschen Mitbrüder traf. Als nun die Beleidigten sich wehrten, als die Kurie den Nasenstüber einsteckte und klein beigab, da winkelten die blamierten Papierbedruker, indem sie an der Antwort der päpstlichen Kurie deuteten, daß deutsche Wolf und der Kaiser sei von den schlauen Italianni über den Löffel barbiert worden. Daß die eine Sorte Deutscher! Die andre gleicht dem Wolf in der Fabel. Erst trübte er das Wasser, aus dem das Lamm trinken wollte; dann schrie er, das Lamm habe den Frieden gebrochen, ihm den Trunk verborgen und zerriß es. So schrieb denn der „Bayrische Kurier“, das Münchener führende Zentrumsblatt, über dessen Gewässern Heims Geist schwebt: „Nun kommen die berechtigten Ansprüche der Katholiken zum Zuge, die in den letzten Wochen wahrlich des Schimpfes genug über sich, ihren Glauben, ihre Kirche, ihre Obrigkeit ergehen lassen mußten. Jetzt . . . kommt für die deutschen Katholiken die Stunde, wo sie sich wie ein Mann zu erheben haben und für das Oberhaupt ihrer Kirche eintreten müssen; bisher haben sie geschwiegen.“

„Stell nur die Wahrheit auf den Kopf;
Lüg an den Hals dir einen Kropf;
Nur losgeschimpft, geschmäht, gekläfft:
Deus lo volt und — das Geschäft!“

Zum Kapitel „Geschäftskatholizismus“ bringt der in Würzburg erscheinende „Armenseelenbote“ zum Abonnementswechsel folgende kulturhistorisch merkwürdige Anpreisung:

„Im weiteren machen wir unsre geehrten Abonnenten darauf aufmerksam, daß wir vom 3. Jahrgang an jährlich 72 heilige Messen für die Anstehen der Abonnenten und zum Troste der armen Seelen lesen lassen werden, ferner, wer den Abonnementspreis im voraus einsendet, wird in den „Sühnungsverein der verlassenen Seelen im Fegfeuer“ aufgenommen, in welchem jede Woche über 4000 heilige Messen gelesen werden.“

Seit der belgische L'Observateur (1843) den Abonnentenfang durch wöchentliche Lieferung eines Romanbandes begann, verfiel man auf die tollsten Dinge, insbesondere in Frankreich und Italien; Abonnenten erhalten Salonuhr, Regenschirm, Ölgemälde, Operngucker, Cheviot-Kinderanzug, Spiritusglühlampe (Tribuna), Lotterielose; Bien-être (Paris) gewährte nach 30jährigem Abonnement ein Begräbnis II. Klasse und 100 Fr. Entschädigung für die gesetzlichen Erben. Das geläufigste sind heutzutage Unfallversicherungen; es lag somit nahe, auch Seelenunfallversicherungen anzubieten. Vermutlich ist die Lesung des „Armenseelenboten“ eine Buße für die ärgsten Sünden, so daß, wenn der Postbote den Abonnementschein in das Verlagsbureau bringt, eine Seel' aus dem Fegfeuer springt.

„Ob Christian oder Jhig,
 's Jeschäft bringt's so mit sich“,
 so sagt der gebildete Hausknecht bei Kalisch.

Da gibt es denn genug katholische Spekulanten, die sich bei allem denken betreffs des Jenenits: Nichts gewisses weiß man nicht und sicher ist sicher; besser ist jedenfalls, man tut sich schon bei Lebzeiten um eine Police für das Himmelreich um. Und allerhand Versicherungsgesellschaften agitieren fleißig. Da gibt es in Ingolstadt, das den meisten nur als höchst überflüssige Festung bekannt ist, einen Meßbund, der z. B. 700,000 Mitglieder zählt, die jährlich 1—2 Mark Beitrag zahlen, und so läuft denn jährlich fast eine Million Mark im Ingolstädter Kloster der armen Franziskaner ein. Die 3—4 Geistlichen dort können selbstverständlich die 700,000 Messen, die jährlich fällig werden, nicht lesen; so werden die überzähligen nach Rom gesandt, wo ein eigenes Bureau die Fonds verwaltet und die ärmeren Klöster Italiens mit „Meßgeldern“ versorgt. Und wird das Angebot zu stark, so legt die Kirche mehrere „Stück“ zusammen: ein einfaches Konvertierungsverfahren der frommen Kapitalistin. Das Spekulationsgeschick der gewandten Franziskaner ließ ihren Schöbling, die Kapuziner, nicht ruhen; und so lieft man in unsern zahlreichen frommen Blättchen den von P. Valentin unterzeichneten Aufruf zum Beitritt in den Kapuzinermehrbund: „Jährlich werden 1500 heilige Messen für die Mitglieder gelesen. Als Jahresbeitrag zahlt jedes Mitglied 1 Mark.“ Wie man sieht, gebens die ehemaligen Konfratres des P. Uraacher verheirateten Angebens wesentlich billiger. Und dazu ist die Kalkulation gewiegt. Denn sobald die Mitgliederzahl 1500 übersteigt, und das ist bei der Beliebtheit der Kapuziner leicht zu erwarten, sind die „Spesen“ gedeckt und der „Reingewinn“ beginnt. Man sieht, die Fortschritte der Welt werden von geschäftskundigen Priestern ins Religiöse übertragen und mit Glück. Mit Risiko ist keines verbunden; der Meßwechsel ist auf ultimo Lebenszeit ausgestellt; Somizillat der liebe Herrgott, infolgedessen ist eine Regreßklage ausgeschlossen. Chr. Fr. Jacobs hat recht: „Die meisten Menschen treiben die Religion, wie man ein Handwerk treibt.“

Und so ist es denn auch kein Wunder, daß es in dieser Juno recht unterschiedliche Menschen gibt. Das zeigte sich wieder recht deutlich in dem Theologenzank zu Würzburg. Schuld an allem ist der verstorbene Schell und die Enzyklika *ascendi*, die die Modernistenespionage befiehlt. Professor Weber, den der Witz „das Haupt der römischen Wach- und Schließgesellschaft“ nennt, gehört zu den Geistlichen, die die organisierte Spitze gegen verdächtige Schellianer und Modernisten betrieben. Man sandte den modernismusverdächtigen Zeitungsartikel nicht etwa zum Nuntius nach München, sondern ins Kultusministerium; dieses sollte den bezeichneten Professoren das Ehrenwort abnehmen, ob sie deren Verfasser seien. Ein paar Kraftstellen aus der letzten Gerichtsverhandlung in Würzburg mögen das Milieu beleuchten. Professor Riefl sagte: „Seit Webers Eid gebe ich Weber keine Antwort mehr.“ Ein anderer sprach von Weber: „Der Mann ist entweder ein Schuft oder ein Narr.“ In dieser lieblichen Sonart ging es weiter, und der Vorstehende hatte manchmal Mühe, die Kampfhähne vor Säklichkeiten zurückzuhalten. Die patentierten Diener der Religion der christlichen Nächstenliebe gaben ein recht schlechtes Beispiel, und sollte des Herrn Wort erfüllt werden, könnte Andernach nicht genug Mühlsteine liefern. Wem fällt nicht H. Heines scharfer Satz ein: „Wer mit Waffen kämpft, der mache sich darauf gefaßt, daß der beste Lug und die triftigsten Verleumdungen seinen armen guten Namen zersehen und schwärzen werden.“ Neugierig möchte man nur sein, ob nicht doch endlich das Kultusministerium diesem Rattenkönig von Prozessen und den unerquicklichen Verhältnissen in der Theologenfakultät zu Würzburg ein Ende machen werde, die zum Hohn und Spott gerabezu herausfordern.

Jedenfalls wäre das eine würdigere Aufgabe, als sich

mit überflüssigen Schulmeisterien abzugeben. Hatten nämlich die Bürger von Hof, die 1792 an Preußen, 1806 an Frankreich und 1810 an Bayern verhandelt worden waren, zum Andenken an die 100jährige Zugehörigkeit zu Bayern einen Gedenkstein gesetzt mit der Inschrift: „In Dankbarkeit gegen das bairische Königshaus.“ Die hohe Obrigkeit schulmeisterte die Grammatik, indem sie wohl an der unschuldigen Präposition „gegen“ etwas Widersägliches oder Illogisches witterte, und befahl zu ändern: „In Dankbarkeit für das bairische Königshaus.“ Nun ist aber der Deutsche für eine Sache, aber gegen eine Person dankbar. Ja, Philaminte bei Moliere hat recht: la grammair qui sait régenter jusqu'aux rois. Hoffentlich verteidigen die Hofer in diesem bellum grammaticale ihr gutes Recht mit sämtlichen amtlich zugelassenen Schulgrammatiken der deutschen Sprache.

Menippus.



Aus den Theatern.

Deutsches Theater (Commerddirektion Emil Geyer).

„Die Laune des Verliebten“ von Goethe. Hierauf: Judith und Holofernes, Parodie von Johann Nestroy.

Das war eine tolle Joha: isnacht im Deutschen Theater, so verliebt und zärtlich beginnend und so wirr und burlesk endigend, Goethes heiterstäbelnde „Laune des Verliebten“ zusammengespannt mit Nestroys travestierenden Ausfällen gegen Heibel und andre „Groß-Dramatiker“ — beinahe also ein echter und rechter Sommernachts Traum! Nur Oberons und Titania's gütige, beschwichtigende Worte fehlten zum Schluß nach diesem achtbaren „Tanz von Rüpel“, das schädete aber nichts; Goethe und Nestroy — nun, schließlich ist das Theater kein steileinener Literaturprofessor, sondern das Leben, und Shakespears hat recht:

„Dies greiflich dumme Spiel hat doch den trägen Gang
 Der Nacht getäuscht.“

Vergelt, großer Wolfgang, dies ging natürlich schon nicht mehr auf dich! Wie billig, dich zu rühmen! Aber vergiß auch nicht, wie wollüstig gern man wider den Strom schwämme, den heut ein gewisser Haufe so reizend macht, wie gern man dir also etwas an Zeugnisse möchte. Unmöglich; schon leuchtest du selbst wie deine Sonne über Gut und Böse immer zugleich. Noch vor wenigen Tagen sagte mir zufällig ein Freund: nun, alle Wetter, wenn ich denn damals dies Schäferpiel des sechzehn- oder siebzehnjährigen Goethe gelesen hätte, ich hätte ihm schon felsenfest gewagt seine ganze ruhmvolle Zukunft prophezeit. Ich wagte schüchtere Einwürfe: Franzosen, Kokos, Schäfermanier, Anatreontenzunft... wer weiß, wenn man das alles noch deutlicher sähe. Und gestern war ich bestegt, ganz hingenommen, hingerrissen, bedingungslos ergeben. Ein einziger Wohlklang; Mozart; Zaubersflöte; soviel Vollkommenheit wie in seinen tiefgründigsten Testamenten — nur noch bescheiden von einem Jünglingserleben umztrkt. Dies ist für die Bühne dem Thema nach nur die poetische Verklärung eines Sommerwölkchens, die Metaphysik des Stirnrundels, die Ausfaltung eines sanguinischen Jünglingsherzens der Widerstreit eines ganz, ganz jungen Mädchenbusens zwischen Tanz und Liebe. Man gehe mir mit allem Anatreon und aller „Schäferpoesie“; wie ist es erlebt, wie im kleinen Felde schon durchkostet — Räthen Schönkopf, Aekereien, Eifersüchteleien, inbrünstiges Wiederfinden, todestraurige Morgen, hoffnungsübergelängte selige Abendwege. . . Aber alle Achtung auch vor der Regie, vor den Schauspielern; wie schwer bleibt es im Grunde all diesen versunkenen, so weit zurückliegenden Zauber in unsrer nüchternen Welt wieder aufleben zu lassen; dort auf der Bühne aber war noch die ganze Grazie und Lieblichkeit eines Zeitalters, das die Häßlichkeit noch nicht

zu kennen, Verständnis für Eisenbahn und soziale Frage nicht aufzubringen schien, sondern so tat, als ob das wichtigste Leben überhaupt zwischen schäferlichen Sorgen sich abspielte. Vortrefflich war dieser eifersüchtige Erbon, den Novotny gab, vortrefflich aber auch Fanny Ritter als Egle und Wilma Regling als Amine. Nur Lamon (W. Loh) setzte ganz unnütz zuweilen mephistophelische Miene auf, was uns, hätte er nicht das Liedchen so hübsch gesungen, wenig mit ihm befreundet hätte. — Vielleicht aber wollte er damit auch nur den Übergang zu Nestroy schmerzloser machen, vom federleichtesten zu diesem einzigen „Tanz von Rüpeln“? Um es kurz zu sagen: diese Travestie und Burleske amüsiert natürlich zeitweilig ungeheuer, ja, man empfindet sie im Anfang sogar ordentlich dankbar, entladend, befreiend. Daß hier der brutale, schrecklich aufgeblöhte Ernst eines tönenden Tragöden (gleichgültig welches) so gefahrlos abgelent wird, genießt man zugleich wie eine erquickende Verehrung des Kleinen, Stillen, Nichtsowichtigtuersichen, und das war schließlich, was beide Spiele auch hübsch verband; nun ja — wenn nur bloß die travestierende Invention bei so viel komischen Worten und sprudelnden Witz auf die Dauer nicht so mager und dürftig wirkte. Hebbel, der seinen Holesernes allerdings mit großsprechenden Phrasen genuglam spickt, könnte sich wehren und eine Travestie auf die Travestie schreiben, die wieder dieses einzig fruchtbare Gedanklein von der komisch wirkenden Großmannsücht tüchtig zu Tode burleskisierete, und recht hätten natürlich beide, sowohl Hebbel wie Nestroy. Abriegenß doch viel echter Humor, echt wienerischer, in diesem Witzling; die Leitung tat das ihrige, um ihn stellenweise noch aktueller zu machen, moderner zu putzen und aufzufrisieren; recht geschickt. Eigentlich persönliche und erzieherische Aufgaben für den Schauspieler bringt ja dies Stücklein nicht mit sich; man muß nur im ganzen der Regie das Lob erteilen, daß sie ein flottes, fortretzendes Tempo bis zum Schluß wachzuhalten und so mindestens jede Langeweile geschickt zu vereiteln weiß. Ohne einen so tüchtigen, behenden, bei allem Hervorstechen — das ja gefordert wird — innerlich unaufdringlichen Holesernes, wie ihn Alexander Eckert gab, wäre freilich nichts auszurichten gewesen; aber gut war auch Norway als Hohepriester, Lürig als Oberpriester des Baal, und last not least Guido Herzfeld in seinen beiden offenbar schwerzubereitenden Rollen von Sohn und Tochter, nämlich als Volontär Joab in der hebräischen Armee (den die Geschichte so undankbar verschweigt) und als — Judith, die nun hoffentlich keine Köpfe mehr abschlägt, nachdem ihr dieser Versuch hier so schmählich mißraten. Alles in allem: ein recht toller Sommernachts-spuk also, von dem es aber wie beim echten heißen möge:

Noch vierzehn Tage lang soll diese Festlichkeit
Sich jede Nacht erneun mit Spiel und Lustbarkeit.
Dr. A. Ruest (Berlin).



Randbemerkungen.

Die „Autonomie“ des Reichslandes.

Im Landesausschuß sind die Geister aufeinandergeplagt, und die Regierungsvertreter haben geschlossen das Feld geräumt. Das läßt erkennen, wie weit wir noch vom Ziele entfernt sind. Noch ist die Vorlage, die den Reichslanden keine völlige Autonomie, sondern bloß eine größere Selbständigkeit einräumen will, nicht an den Bundesrat gelangt, als das elsässische Zentrum und der lothringische Bloc Front gegen das früher von ihnen gebilligte Verhältniswahlssystem machen. Ein derartiger Vorstoß in diesem Stadium scheint eine Obstruktionspolitik vorbereiten zu sollen; denn es ist klar, daß der Bundesrat keine Direktiven von den Mehrheitsparteien entgegennehmen

wird. Das Reich schreibt die Marschroute vor, als Landesausschuß mit seinen Verfassungsanträgen, wenn er sich jetzt bereits mit den Reichsbehörden in Widerspruch setzt, scheint er es weniger auf die Erlangung einer wenn auch beschränkten Autonomie als auf Gewinnung eines Agitationsstoffes abgesehen zu haben, dessen Feuer die Partei Süppchen aufgewärmt werden sollen. Der Zentrumsvertreter Hauß, der Denton, Blumenthal, der Lothringer Labroise, der „Republikaner“ Preiß scheinen sich zusammengefunden zu haben, um zu erweisen, wie vorsichtig die Verfassungsfrage behandelt sein will, wenn nicht Reich und Reichsland Schaden zu leiden soll. Es ist schon früher hier die Ansicht ausgesprochen worden, es scheint, als ob die Schmerzen der Notabeln und Demokraten gar nicht so groß seien, als ob ihnen im Grunde wenig an einer Neuordnung läge, da sie unter der alten ihre Geschäfte recht bequem abwickeln könnten. Die jüngsten Vorgänge in dem jetzt geschlossenen Landesausschuß führen dieser Vermutung neue Nahrung zu, und vorläufig liegt es noch im Dunkel, aus welchen Elementen eine Mehrheit für die Verfassungsvorlage — sei sie, wie sie wolle — gewonnen werden könnte. Besser bleibt alles beim Alten, als daß den Welschlingen und ihren als Zentrumsanhängern verkappten Bundesgenossen gestattet werde, auch nur einen Finger auf das Steuerrad zu legen. Im Reich soll mit Hilfe des Zentrums regiert werden, im Reichsland stellt sich die Partei auf Seiten der Französlinge, wie sie im Osten die polnischen Ambitionen fördert; sie bleibt sich selbst getreu, vielleicht weil sie glaubt, daß Inkonsequenz unter den heutigen Verhältnissen ein Beweis für ihre Regierungsfähigkeit wäre.

Dr. Fr. St.

Die Kretafrage

nährt ihren Mann; ein regsamer Zeitungskorrespondent kann von ihr allein leben: sie ist wie ein Kleefeld, das abgemäht, ohne weitere Bestellung immer von neuem ausschlägt. Sie ähnelt aber auch einer Pflanze, die nur dann üble Gerüche verbreitet, wenn darin herumgerührt wird, und es hat nie an Unheilstiftern gefehlt, die mit ihren Steden hineingefahren sind. Kreta ist ein ungeratenes Kind. Die Türkei wird längst nicht mehr mit ihm fertig, und die vier Schutzmächte, die die Fürsorgeerziehung übernommen haben, auch nicht. Der Diplomatenwitz spricht längst von Ohnmächten; denn eine Note folgt der andern, so daß man die Mehrzahl von Note richtiger Note nennen darf. Das Eigentümliche der kretischen Bewegung besteht darin, daß die nach Freiheit dürstenden Kreter unter Freiheit den Ausschluß der mohammedanischen Deputierten aus der Nationalversammlung verstehen, d. h. man war in Verlegenheit um einen Konfliktstoff und schaffte ihn sich mit dieser unbilligen, allen zivilisierten Staatsformen widersprechenden Forderung. Man will nicht länger warten; denn der Abzug der Mohammedaner, der sich erfahrungsmäßig überall da einstellt, wo die Christen im Regiment sitzen, geht den blauweißen Patrioten zu langsam. Der Türke gleicht in dieser Beziehung dem Hahn, der auch das Revier verläßt, sobald die unruhigen, wilden Rantingen überhandnehmen. Diese Karnikel haben sich allmählich zu Schädlingen am europäischen Frieden ausgewachsen und gefährden Griechenland durch ihre Anschlußbestrebungen. Aus eigener Kraft können die griechischen Machthaber die Insel nicht gewinnen; sie müssen wie Italien darauf warten, daß Romplikationen und Konstellationen ihnen die längst reife Frucht in den Schoß werfen, wie einst die Lombarden und Venetianer den Italienern durch die Gunst der Umstände zufließ. Die Jungtürken brennen aber auf eine Gelegenheit, ihr Prestige durch einen siegreichen Krieg zu festigen, und die desolaten griechische, nur in Revolten tüchtige Armee würde von ihnen bald „auf dem Laufenden“ erhalten werden. Damit wäre jedoch das Schicksal der ohnehin wackligen Dynastie in Athen besiegelt, und um dies Ende zu verhüten, greifen die Signatarmächte des Berliner Vertrages ein. Die Anerkennung der türkischen

Souveränitätsrechte über Areta mag zwar dem Selbstbewußtsein im Jildis schmeicheln, nur fragt es sich ob man dort der griechenfeindlichen Bewegung noch Herr werden kann. Die Griechen, ohnehin wegen ihrer Betriebsamkeit allerorts im ottomanischen Reiche unbeliebt, werden in geschäftlicher Hinsicht hochfottiert, und in einen solchen wirtschaftlichen Kampf wirkungsvoll einzugreifen, fehlt es jeder Regierung an Mitteln; sie kann wohl die Lösung von Schiffsladungen ermöglichen und sichern, nicht aber Käufer für die Waren herantreiben. Das wäre unter einem absoluten Herrscher möglich gewesen, in einem konstitutionellen Staate fehlt es an Zwangsmitteln, und darum glimmt die Lunte weiter. Die Vermehrung der Kriegsschiffe der Seemächte in der Sudabat vermag daran nichts zu ändern.

Dr. Fr. St.

Die Erregung über die Enzyklika

dauert fort. Unsere Ultramontanen haben sich allmählich, nachdem sie im ersten Ansturm überrannt worden waren, gesammelt und dem Argument der „reinkirchlichen Angelegenheit“ ein zweites dergestalt hinzugefügt, daß sie wehlagend ausrufen, nicht die katholische Kirche sei die Angreiferin gewesen, die Protestanten hätten angegriffen. Diese Rollenverteilung will nicht jedem einleuchten. Rom ist und bleibt das Karnickel, das angefangen hat, und die Expektorationen über die Harmlosigkeit der Enzyklika erinnern an den Mann, der seinen Nachbarn die Fenster eingeworfen hat und mit Jammergeschrei den Stein zurückfordert. Und nun verdoppelt sich gar der Klage laut, weil ihm aus demselben Fenster der Stein gegen den Kopf geworfen wird, anstatt daß man ihn mit einem Ansprechen in höflichstem Curialstil zurückweist. Der Vatikan, der Meister des Wortes, will nichts von der Vieldeutigkeit seines Laborats geahnt haben, und seine Verteidiger beten ihm das nach. Das ist von jeher seine Methode gewesen, nur Intoleranz in dogmatischem Sinne eignet ihm angeblich. Die Anfänge des spanischen Kulturkampfes, wo es sich nicht um Dogmatik, sondern die Gewährung freier Religionsübung, nicht um Theorie, sondern um Praxis handelt, illustrieren diese Ausrede als solche. In Spanien wie in Deutschland liegt eine kirchliche Einmischung in weltliche Angelegenheiten vor, und die „nichtangreifende“ Kirche fordert Toleranz stets nur für sich, nie für andre. Hätte die protestantische Welt in Deutschland, wo augenblicklich das Zentrum in der Wölfe sitzt, den Schlag ruhig hingenommen, so wäre dadurch ein Präzedenzfall geschaffen gewesen, der zu weiterem Fortschreiten ermutigt hätte. Aber zum Glück sind wir noch nicht soweit, daß die katholische Minderheit, ohne Widerspruch zu finden, die evangelische Mehrheit beschimpfen und ihrerseits einen Kulturkampf inszenieren darf. Die Männer, deren Gott der Bauch ist, sind, wie der Augenschein lehrt, doch wohl nicht in den Reihen der Protestanten, sondern eher unter den wohlgenährten Kaplanen und Stützherren zu finden, die den Spruch *ecclesia non sinit sanguinem* — die Kirche dürstet nicht nach Blut — für ihre Person bewahrheiten, insofern sie wohlschmeckenden Flüssigkeiten den Vorzug geben, die aber mit Vergnügen noch heute einen Fuß der königlichen Materialprüfungsanstalt in Groß-Lichterfelde zur Untersuchung auf Feuerfestigkeit übergeben würden, wenn es in ihrer Macht läge. Nein, diese Herren fangen niemals einen Streit gegen die Protestanten an! Man lese nur die Kaplanblättchen und die katholischen Flugschriften, dann weiß man, wie es mit dieser Verwahrung bestellt ist.

Dr. Fr. St.

Trunksucht und Enthaltbarkeit im Heer mit ihren Folgezuständen auf das Nervensystem.

Früher war gelegentliche Trunkenheit im Heer etwas nicht gar so Seltenes. Heute ist ein Betrunkener auf dem Kasernenhofe eine große Seltenheit. Mit der Einschränkung des Alkoholmißbrauchs, so durfte man erwarten, müßten auch die Schädigungen des Nervensystems abnehmen, so daß Geistes- und Nervenkrankheiten im Heer

immer seltener würden. Höchst auffallenderweise ist aber diese Erwartung in Wirklichkeit nicht eingetroffen. Und noch merkwürdiger ist die Beobachtung, daß tatsächlich sogar das gerade Gegenteil zutrifft. Der Oberstabsarzt Dr. Drenthahn in Detmold veröffentlicht soeben eine äußerst geistvolle Arbeit „Das Verhalten, der Alkohol-erkrankungen zu den Geistes- und Nervenkrankheiten in der Armee“ in der Deutschen Militärärztlichen Zeitschrift 1909, Heft 10. Darnach sind die Geistes- und Nervenkrankheiten seit dem Abnehmen des Alkohol-Mißbrauches nicht seltener geworden, sondern von Jahr zu Jahr häufiger!! Neurasthenie und Hysterie waren früher eine Seltenheit in der Armee; jetzt sind diese Weiberkrankheiten häufiger geworden. Nun eignen sich aber gerade diese Krankheiten für den militärischen Beruf ganz und gar nicht. Mit Recht singt Homer:

Laß dich erquiden zuvor an den hurtigen Schiffen die Männer

Alle mit Speiß und Wein, denn das ist Leben und Stärke.

Es war also zum mindesten voreilig, wenn die moderne Wissenschaft der exakten Medizin auf Grund von Tier-Experimenten in der Abstinenz das allein seligmachende Prinzip sah und die Parole ausgab: Enthaltbarkeit von jedem Lebensgenuß sei für Gesundheit und Gesundung durchaus vonnöten. Denn die Theorien und sogenannten wissenschaftlichen Hypothesen der gelehrten Nichts-als-Tierexperimentatoren bilden eine völlig unsichere Grundlage. Man kann mit ihnen alles behaupten und alles beweisen, was man will. Manchen Vertretern der medizinischen Wissenschaft könnte etwas mehr strenge Erkenntnistheorie wahrlich nicht schaden; man würde dann aufhören, von „wissenschaftlichen“ Ansichten zu sprechen auf Gebieten, wo es eine exakt-wissenschaftliche Feststellung des Tatsächlichen überhaupt nicht geben kann.

Dr. med. Wilhelm Sternberg (Berlin).

Kongresse.

Für den Sommer 1911 sind allein in Dresden 100 Kongresse angemeldet, d. h. nach dem, was bisher feststeht, werden 100 Scharen mehr oder minder großer Wichtigkeit in dem schönen Elbflorenz zusammenkommen, Reden schwingen, bedrucktes Papier produzieren und frühstücken. Bis es soweit ist, werden aus den hundert zweihundert und mehr geworden sein. In Berlin wird man vielleicht dreihundert und mehr, in den andren Städten entsprechend ihrer Größe und Beliebtheit zählen, kurz, die Flut der Kongresse, die bisher jedes Jahr gestiegen ist, wird noch weiter wachsen — bis es endlich vernünftigen Leuten zu viel werden wird. Die Notwendigkeit, daß Angehörige mancher Stände und Berufe, daß die Jünger einer und derselben Wissenschaft und Kunst periodisch zusammenkommen, mag zugegeben werden, obgleich sie heute, da Tages- und Fachpresse überaus reichlich entwickelt sind, so ganz unumwunden nicht anerkannt werden kann. Die sogenannte Gewinnung persönlicher Beziehungen mag ja ganz wünschenswert sein; aber ihretwegen ist es nicht notwendig, die Maschinerie eines Kongresses mit Plenar- und Kommissions- und Sektions-sitzungen, gedruckten Sitzungsberichten und feierlichen Empfängen und Begrüßungen in Bewegung zu setzen. Gearbeitet wird an solchen Tagungen doch meistens nur von wenigen, die große Masse fungiert nur als Chorus oder amüsiert sich. Wenn die Gratisfrühstücke der Städte und empfangenden Korporationen weggelassen, würde die Zahl der Kongreßteilnehmer bedenklich zusammenschmelzen, und wenn gar das ganze Vergnügungsprogramm gestrichen würde, dann würde das Geschlecht wahrscheinlich ganz aussterben. Heute dienen Kongresse im allgemeinen nur noch dem Ehrgeiz einiger Drahtzieher und dem Vergnügungsbedürfnis der Massen. Die einen wollen in den Zeitungen genannt sein, die andern allerdings eine kleine Welle auch etwas sein, eine wenn auch noch so kleine Rolle spielen, ein Abzeichen tragen und sich amüsieren. Wenn sich nun Leute zu Kongressen zusammen-

finden, so soll man ihnen das Vergnügen gönnen, soweit sie es selbst bezahlen, aber mit offiziellen Begrüßungen und Sekt-Dejeuners soll man sparsam sein. Die „Hühnerologen“ und der „Verband der Weißbierbubiker“ werden schließlich auch tagen können, ohne daß ein paar Stadträte ihnen Büdlinge machen und ein Büfett zur Verfügung stellen.

Dr. P.

Masse und Einzelmensch in der Geschichtsschreibung.

Nicht bloß eine Revolution der Ästhetik und eine Revolution der Religionswissenschaft hat die Gegenwart erzeugt; auch in der Betrachtung geschichtlichen Lebens ist eine große Umwälzung eingetreten. Im Grunde gleich mehrere. Die einen wollen die Entwicklung der Menschheit psychologisch auffassen, die andern wirtschaftlich, die dritten völkerrundlich; eine ausgebreitete Schule stellt die Technik und die Erfindungen in den Vordergrund, eine andre faßt die Völker als ein Produkt des Klimas und des Bodens und behandelt die Geschichte „anthropogeographisch“. Endlich hätten wir die Parteien- und Klassenfere und die Verherrlicher der Rasse. Allen diesen Revolutionären, die unter sich so gar wenig gemeinsam haben, die sich im Gegenteil untereinander aufs Heftigste bestreiten, haftet eine gemeinsame Eigenschaft an. Sie alle sehen nicht den wirkenden, andre beeinflussenden und beherrschenden Einzelmenschen, sondern sie sehen nur die Masse. Wahrlich, Objektivität ist ein Wahn und ein Traum. Geschichtsschreibung ist nur ein Abganz umgebenden Lebens. Im Zeitalter Augustins ist sie kirchlich, in dem Cäsar Borgias machiavellistisch, in dem der Humanität kosmopolitisch, und in der Epoche des Nationalismus nationalistisch. Jetzt drängen überall die Massen herauf. Sie wollen sich austoben, wollen Geltung erlangen, wollen herrschen. Die große Zahl gibt überall den Ausschlag. Staaten kämpfen miteinander durch die Sonnenzahl ihrer Kriegsflotte und durch die wachsenden Milliarden ihres Handels. Welchen Raum nehmen nicht überall heute im Leben der Völker die Wahlen ein! Sie, die ehemals nur auf kleine Kreise, bestenfalls auf Städte beschränkt waren. Und Wahl ist Zahl! Was ist es anders als die Ziffer, die allein den Arbeitnehmern ein Gegengewicht gegen die Arbeitgeber verschafft! Ziffer der Geburten und Ziffer der Soldaten, die die Groß- und Weltstaaten gegeneinander auspielen. Ziffer der Eisen- und Gold-, der Kupfer- und Erdölproduktion. Selbst im geistigen Leben kommt es mehr und mehr auf die Menge an. Durch Enzyklopädien und Jahrbücher und Syndikatsweltgeschichten wird der einzelne Gelehrte totgeschlagen. Auch jede Zeitung ist ein Massenfabrikat, ist das Werk vieler. Wenn nun plötzlich auch die Geschichtsschreibung ähnliche Bahnen einschlägt, wenn auch sie jetzt mit offensichtlicher Einseitigkeit die Massen bevorzugt, so ist das lediglich ein Wiederhall aus dem groben Rauschen der Zeit.

Das „Knettschen“.

Ich bitte den Herrn Seher ausdrücklich, aus „Knettschen“ nicht „Knuttschen“ zu machen, wozu er als Berliner geneigt sein dürfte. Knettschen ist nämlich eine Art von Peitschenknallen, eine mildere Art, und sie verdient das Interesse aller „Gegenwart“-Leser; denn mit ihr hat sich nicht nur die Physik, sondern auch die Jurisprudenz beschäftigt, und zwar eingehend. Es war nämlich ein weßfälischer Aldersmann, der ließ sich beikommen, im Dorfe Freckenhorst etwas zu tun, was der hinzukommende Gendarm für Peitschenknallen hielt. Er erstattete deshalb Anzeige und handelte somit nach dem Herzen Schopenhauers, der jedem mit der Peitsche knallenden Fuhrmann fünfundszwanzig aufzählen lassen wollte. Es gab eine Strafverfügung über 3 Mark wegen „groben Unfugs“. Die cause célèbre kam vor das Schöffengericht. Dieses beließ es bei den 3 Mark, nicht aber wegen groben Unfugs, sondern weil nach einer Polizeiverordnung das Peitschenknallen innerhalb geschlossener Ortschaften unter-

sagt ist. Und diesem Urteil verdanken wir folgende grundlegende Definition für das Knallen und Knettschen:

„Unter Peitschenknallen hat man jedes Geräusch zu verstehen, das durch Schwingen der Peitschenschnur in freier Luft hervorgebracht wird. Nach dem Grade der Kraftanstrengung können natürlich verschiedene Stärkegrade des Knallens hervorgebracht werden, besonders kann man auch ohne Ausholen des Armes in der Weise knallen, daß man von oben nach unten mit der Peitschenschnur hin- und herschlägt, sogenanntes Knettschen. Es liegt aber kein Grund vor, dies nicht als Peitschenknallen zu bezeichnen.“

Somit ist eine wichtige Frage gelöst und es darf uns wenig kümmern, wenn Spötter behaupten, daß die Gendarmen bei uns unnötig Anzeige erstatten und die Gerichte mit Kleinigkeiten behelligt werden, die an ihrer Überlastung schuld sind.

Aus der Finanzwelt.

Die Börse triumphiert! Ihr Werk, so glaubt sie, ist es, daß Herr v. Rheinbaben seinen Abschied genommen hat. Herr v. Gwinner ist der Held des Tages, er war, der den Finanzminister zu Boden streckte! Es wäre nach jener Debatte Herrn v. Gwinner ganz gesund gewesen, wenn er Finanzminister geworden wäre! Selten ist bei einem großen Angriff so wenig herausgekommen, wie aus den Gwinnerischen Ausführungen. Sogar im eignen Lager hat man ihn verleugnet. Die Aktionäre der Deutschen Bank hätten im Grunde allen Anlaß, stutzig zu werden nach den Darbietungen ihres Leiters. Aber es tut nichts — die Börse hat Herrn v. Rheinbaben gestürzt, und den neuen Finanzminister begrüßt sie mit einer Anleihehauffe! Das ist ein avis au lecteur, ein Wink für den kommenden Mann, sich mit den Herrschaften an der Burgstraße zu verhalten. Es ist nicht der erste Minister, den sie ihre Macht fühlen läßt. Das Unerhörteste in der neuen Finanzgeschichte war der Sturz des Handelsministers v. Möller wegen der Hiberniafrage. Dieser hatte die unerhörte Kühnheit gehabt, sich nicht von Herrn Rirdorf und seinem Berliner Börsen-Anhange über-tölpeln zu lassen. Er hatte den Versuch gewagt, die Hiberniagesellschaft durch Ankauf der Aktien in den Besitz des Staates zu bringen, anstatt erst bei den Hauptbesitzern anzufragen, welchen Preis ihnen der Staat für ihre Aktien alleruntertänigt zahlen dürfe. Wäre der Minister hierauf eingegangen, so hätte er sich als ein ebenso unfähiger wie pflichtwidriger Vertreter des Staates gezeigt; denn wenn er nur das Geringste von seinen Absichten hätte verlauten lassen, so hätte man ihm den Kurs dermaßen in die Höhe gesetzt, daß ihm die Augen übergegangen wären. Das haben ihm „die Wiener“ nie verziehen, daß er sich nicht von ihnen übers Ohr hauen ließ, und darum erhoben sie ein solches Geschrei, bis man an maßgebender Stelle die Überzeugung gewann, der Minister habe ein Verbrechen an der Menschheit begangen, weil er den Hibernialeuten nicht die Taschen vollgestopft. Ja, ein Finanzminister oder Handelsminister muß vor den Bank- und Industriegrößen ordentlich Rotau machen — er muß für ihre Interessen arbeiten, während die Allgemeinheit ihm Gefuda sein darf. Der neue Minister wird dies gleichfalls bald empfinden. Die Herren v. Rheinbaben und v. Moeller hat die Börse aus ihren Wolken herausgedrängt; zum mindesten sind Börseneinflüsse dabei im Spiele.

Der neue Finanzminister ist bisher von der Börse freundlich aufgenommen; ihm zu Ehren hat man die Anleihen bereits hinaufgesetzt. Welche Entwicklung wird das Kursproblem der deutschen Anleihen unter seiner Aera nehmen? Er hat bei den Debatten im Herrenhause die Ansicht vertreten, die jetzige Anleihekursiere rühre daher, daß man f. Zt. (1897) die 4% auf 3½% konvertiert habe, und die Regierung müsse bindende Erklärungen geben, daß derartige nicht wieder vorkomme. Mit dieser Erklärung wird sich der neue Minister zweifellos viele Freunde machen, und doch wird man fragen dürfen, ob derartige Zusagen gegeben werden können? Gewiß wäre

die damalige Konversion, wenn man in die Zukunft hätte blicken können, besser unterblieben, aber es blieb damals kein anderer Weg, als zu konvertieren; denn „wo alles liebt, kann Karl allein nicht hassen“, d. h. ins Finanzielle überseht: wenn alle Welt $3\frac{1}{2}\%$ Zinsen und darunter zahlt, kann der Staat nicht allein 4% bewilligen. Alle Witwen und Waisen, alle kleinen Rentiers und großen Finanzmänner werden Herrn Dr. Lenke für sein Wort segnen, und dennoch: wird er ernstlich die Erklärung abgeben können, niemals unter 4% herabzugehen? Ohne alle Einschränkungen wird sich eine derartige Erklärung schwerlich abgeben lassen. Vorläufig haben wir uns nur auf 10 Jahre gebunden — sollen die neuen Anleihen die Erklärung enthalten, daß eine Reduktion des Zinsfußes ein für allemal ausgeschlossen sei? Auf alle Fälle muß doch der Staat sich das Recht der Rückzahlung vorbehalten. Oder sollen wir den Witwen und Waisen zu Liebe 4% Schulden machen, auch wenn kein Anlaß dazu vorliegt?



„Sektkrieg.“

Einen Bleichen sah ich schwanken,
Einen blassen, bleichen Mann,
Ich sah ihm in Gedanken
Die blaue Blütigkeit an.

Denn vornehm-müde schlich er,
Im Rücken den Satterich,
Und scheu aus dem Wege wich er,
Wenn vorbei ein Prolete schlich.

Sein Rock war ohne Tadel,
Doch sein Antlitz von Kummer schwer —
Wo nahm der Mann von Adel
Den bleichen Kummer her?

Er stieg zum Wasser eilend,
Zum trägen Wasser der Spree,

Und an der Brücke vertwellend,
Sprach er ein dumpfes „Weh Weh!“

Und starrte lange traurig
Hinunter in die Flut
Und murmelte tief und schaurig —
Es war ihm gar nicht gut.

Und plante den Schluß vom Dasein
(Das sah ich ihm deutlich an) . . .
Mit einem letzten Hurra-schrein
Vertraut er der Spree sich an.

* * *

Man machte sich auf die Suche
Und fand ihn, so bleich und jung,
Aus seinem Tagebuche
Ergab sich die Aufklärung:

„Ich las in der Zeitung heute,
Daß Frankreich erhöhe den Sekt-
Zoll um fünf Meter, ihr Leute —
Das hat mich zu Tode erschreckt.

Als alten Adelsproffen
(Doch, ach, die Rente ist klein)
Hat mich die Nachricht verdrossen
Tief in das Herz hinein.

Die Rente ist zum Erbarmen,
Doch, ach, mein Durst ist groß!
Ich teile das Loß der Armen:
Ich werde jetzt arbeitslos!

Soll ich tatenlos verkommen,
Ich, ein Ostelbier jung —?
Es hat mir der Zoll genommen
Meine einz'ge Beschäftigung!

Terentius.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M.
Einzelnummer 40 Pf.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

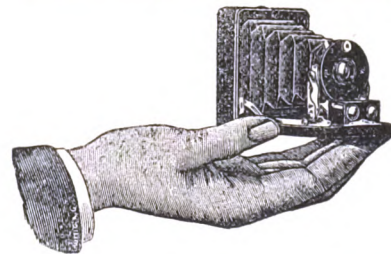
Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum
kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ··
Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

**Kaiser
Friedrich
Quelle**

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis
Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW.
— Telefon-Amt VI, No. 869. —



Ica „Atom“ Eine vorzügliche
Camera für
die Rocktasche.

Preisliste No. 513 gratis.

ICA, AKT. Dresden Größtes Camera-
GES. Dresden werk Europas.



Jagd-Trophäen, in- und ausländische
wälderkundliche
Waffen u. Gebrauchs-Gegenstände
für Dekorations- und Sammelzwecke.
Wiedmann & Schoeffler, Nürnberg H.
Jll. Prachtkatalog, H* geg. 35 Pf. i. Briefm.

Bücherkatalog

über interessante, hochwertige
und belehrende Bücherversende
an Jedermann gratis und franko.
Reform-Verlag Fr. Schneider,
Halle a. S. 115, Zwingerstr. 4/5.

Hygienische

Bedarfsartikel. Neuest. Katal.
m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
E. Unger, Gummivarfabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Empfehlenswerte Hôtels

Berlin:

Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:

Hôtel zur Traube (L. Ranges). Bea:
Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):

Hôtel und Naturweinkellerei „Zur
Kanne“. Bea.: Adolf Schäffer.

Dresden:

Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:

Hôtel Fürstenhof.
Bea.: R. Jordan.

Hamburg:

Hôtel Aue, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:

Hôtel Bellevue (L. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:

Hôtel „Schiesen“-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:

Hôtel Preussischer Hof.
Bea.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesland:

Hôtel Prinz von Oranien.
Bea.: Dalbender.

Leipzig:

Hôtel Sachsenhof, Haus I. Rang.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:

Hôtel Cecilie u. Badehaus (L. Ranges).
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.

Hôtel Fürstenhof (L. Ranges).
Beste Lage vis-à-vis Kurhaus u. Kgl. Theater.

Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbad
„Weisses Ross“. Bea.: Reinhold.

Wilhelmshöhe:

Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

Verlag von Georg Müller, München

Sobald erschienen und ist durch alle Buchhandlungen
zu beziehen:

Adolf Seilborn: Wach auf, mein Herz

Bilder und Klänge

Geschmackvoll broschiert Mf. 3.—, in schönem Pappband
Mf. 4.—.

Verlag von Georg Müller, München

::: Bücher der Gegenwart :::

Band I

Schiller

GESAMMELTE AUSSÄGE
aus der „Gegenwart“ (1872—1909)

Herausgegeben von Ignaz Jezower

Zahlreiche, überaus lobende Kritiken
::: sind über das Buch erschienen :::

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Preis 2 Mark

Hermann Hillger Verlag
Berlin W. 9, Potsdamerstraße 124
Leipzig

Die Gegenwart

Nr. 29.

Berlin, den 16. Juli 1910.

39. Jahrgang
Band 78.

Die Dominsel in Posen.

Die polnische Grunwaldfeier liegt hinter uns und die dabei gehaltenen Reden, die Zukunftshoffnung des Allpolentums, lenken unwillkürlich den Blick auf die verwaiste Posener Dominsel, wo im November 1906 die „großpolnischen“ Kinder einen Kranz auf den Sarg Florians v. Stablewski legten. Allpolen, Großpolen — die sprachgewandten Zentrumsgelahrten haben gut auslegen, wenn sie die Bezeichnung großpolnisch als eine harmlose polnische Spracheigentümlichkeit erklären; in Wahrheit hat von jeher die Dominsel als polnisches Hauptquartier und ihr Herr in den Augen derjenigen, die nicht der „deutschen“ Religion angehören, als Primas von Polen gegolten, obschon der Titel bereits seit nahezu 90 Jahren, nämlich seit der Vereinigung des Bistums Posen mit dem Erzbistum Gnesen kassiert worden ist.

Vor kurzem fiel in offiziös bedienten Blättern ein Artikel auf, der sich mit der Posener Sedisvakanz beschäftigte. Es wurde darauf hingewiesen, daß die Angelegenheit seit Jahr und Tag auf einem toten Punkte angelangt zu sein scheine, und man scheinbar auf beiden Seiten bei dem jetzigen, durch den klugen, gebildeten, diplomatischen Weihbischof Dr. Litowski ausgefüllten Interregnum nicht schlecht fahre. Sodann wurden die unter diesen Umständen sich ausbildenden Schäden erörtert und im Interesse des deutsch-nationalen Gedankens auf eine baldige Lösung der Frage gedrängt. Gleichzeitig liefen Gerüchte über die Kampfmüdigkeit der Regierung um, die sich zu Befürchtungen einer neuen Caprivischen Versöhnungs-Ara verdichteten, und ganz Hellhörige wollen von der Einweihung der Kaiserpfalz in Posen allerlei haben raunen hören, als wenn dort etwa ein preußischer Prinz eines Tages residieren und durch den Glanz seiner Hofhaltung einen neuerannten Erzbischof die Wage halten sollte. Das klingt etwas phantastisch; denn es ist recht zweifelhaft, ob der polnische, dem preußischen Staatsdienst gänzlich entfremdete Adell, ein ganz in polnisches Nationalbewußtsein eingesponnenes Großgrundbesitzertum, dies Gespinnst zerreißen und die Champagnerkelche der Hofgunst umflattern würde.

Müßiges Gerede also. Aber warum in den Tagen des Krakauer Jubelfestes dieses Allpöckchen, dieser Ruf nach Neubesezung? An der Warthe wie an der Siber ist man an derartige Sedisvakanz gewöhnt, und die preußische Regierung ist in der glücklichen Lage, gemäß der Bulle „De salute animarum“, zu warten. Die dreimonatige Frist seit dem Eintritt der Vakanz ist ohne Kapitelwahl verstrichen, und wenn die Doppelbiöze einen neuen Kirchenfürsten erhalten soll, kann dies nur durch Unterhandlungen mit der Kurie geschehen. Eine Neuwahl oder Ernennung des Erzbischofs durch den Papst kann nur mit Zustimmung der Regierung statifinden, nachdem sie aus der Kandidatenliste die Personae minus gratae ausgemerzt hat. Damit ist also die Erwählung eines mißliebigen Kandidaten unmöglich macht, und wie der Meinungsaustausch zwischen dem Vatikan und der Wilhelmstraße in Berlin gezeigt hat, herrscht keineswegs eine Kampf Stimmung vor, und die römische Diplomatie wird sich bei der durch die Enzyklika in den evangelischen Volkskreisen hervorgerufenen Erregung schwerlich der Polen wegen in die Messeln setzen wollen, indem sie etwa durch Nominierung eines streitbaren Kandidaten die Deutschen der Ostmark noch mehr reizt.

Zu verkennen ist freilich nicht, daß während des Interregnums, mag der Weihbischof auch noch so energisch vorgehen, die Bande der Disziplin in den Kreisen der niedrigen Geistlichkeit gelockert worden sind. Hatte doch schon der verstorbene Erzbischof v. Stablewski erheblich unter dieser Klerikaldemagogie zu leiden: sie machte rücksichtslos gegen ihn Front, sobald er nach ihrer Ansicht sich von der preußischen, angeblich antikirchlichen Bureaucratie den Daumen aufs Auge setzen ließ, und in Dekanatsversammlungen scheute man sich nicht, dem wahrlich keiner preußischen Gesinnung verdächtigen Erzbischof Förderung des hakatistischen Systems nachzusagen, als ob er, der die Deutsch-Katholiken vernachlässigte, ihnen die Erlaubnis zu Kirchenbauten abschlug, die Anstellung deutschsprechender Vikare nicht genehmigte, die polnischen Vikare bei der Unterdrückung deutscher Katholiken begünstigte, jemals den Gedanken aufkommen ließ, daß er nicht im Grunde seines Herzens Nationalpole war. Inzwischen sind beinahe fünf Jahre ins Land ge-

gangen, und wie gelegentlich polnische Preßstimmen erkennen lassen, wächst die Macht der niederen Geistlichkeit, und die Posener Dominsel wird zum Gegenstand ihrer Angriffe, weil sie sich mit der polnischen Aristokratie gegen Bürger und Volk abschleife. Diese demokratische Richtung vernimmt also an dem heutigen Erzbistumsverweser die Betätigung seiner nationalpolnischen Gesinnung; außerdem hat sich diese Geistlichkeit so recht als *ecclesia militans* in das polnische Genossenschaftswesen eingenistet, und Professor Ludwig Bernhard stellt ihr das Zeugnis aus, daß ihre Macht darin absolut und relativ gestiegen sei: „Die Zahl der Bankten hat sich schnell vermehrt, noch schneller aber die Zahl der Geistlichen, die im Bankwesen mitarbeiten.“ Es ist nötig, dies zu unterstreichen, weil wir hieraus erkennen, mit wie realen Mitteln neben dem rein Geistigen sich der Klerus seinen Einfluß zu sichern versteht. Außerdem beherrscht er einen großen Teil der Presse.

Auf diesen so eigenartig vorbereiteten Boden soll ein neuer Erzbischof hintreten und die Saat der Versöhnung austreuen; wo soll er zu finden sein? Daß man die Vakanzperiode bisher nicht bloß mit Abwarten, sondern auch mit Suchen ausgefüllt hat, ist wohl anzunehmen; aber die Namen aller Kandidaten, die bis jetzt auftauchten, verschwanden regelmäßig schnell von der Bildfläche, Namen von deutschem und von polnischem Klang, und die polnischen, wie z. B. Krzesinski, waren für den Kenner weit annehmbarer, als z. B. der des Domherrn Klose. Und welcher Deutsche sollte es sich jetzt nach dem Schicksal eines Dinder gelüsten lassen, den eine während der vorausgegangenen langen Sedisvakanz verwilderte Geistlichkeit buchstäblich ins Grab geärgert hatte. Bei allem Opfermut kirchlicher Würdenträger scheint es doch wohl ausgeschlossen, daß ein Deutscher sich der Sisyphusarbeit unterzieht und sich in nutzlosen Kämpfen aufreibt. Als Pionier der Germanisation angesehen, wäre er von vornherein isoliert, begegnete bei Hoch und Niedrig tiefgründigem Mißtrauen, und wer einmal erfahren hat, daß im ehemaligen Großherzogtum nicht zwischen katholischer und evangelischer, sondern nur nach polnischer und deutscher Religion unterschieden wird, begreift, warum kein kirchlicher Würdenträger, etwa aus dem Westen Deutschlands, geneigt ist, sich mit dem Erzbischofshut begaben zu lassen.

Wer zum Heile des preußischen Ostens wünscht, daß seine Entwicklung endlich in ruhige Bahnen gelenkt werde, wird also sich damit abfinden, wenn ein Pole den Stuhl des heiligen Adalbert besteigt. Es gibt zu denken, mit welcher Gelassenheit die Polen selber der Lösung dieses Problems entgegensehen. Vielleicht, weil gerade während des Interregnums der niedere Klerus seine Herrschaft über die Massen so gründlich befestigen konnte, und die Sozialdemokratie dieser Landesteile der Frage durchaus gleich-

gültig gegenübersteht. Der beiseite geschobene Adel und die für die eigentliche wirtschaftliche Entwicklung bedeutungslose Reichstags- und Landtagsfraktion haben sich gleicherweise gehütet, den Gegenstand anzuschneiden, denn sie leben der Erkenntnis, daß die Regierung trotz ihrer tatsächlichen Machtstellung hier mehr die Empfängerbe als die Gebende ist. Es bleibt ihr nichts übrig, als sich einen möglichst neutralen Erzbischof zu suchen, einen Mann, der nach Geburt und Gesinnung dafür Gewähr bietet, daß er weder ein Spielball in den Händen skrupelloser Demagogen wird, noch den Blick nach den Königsgräbern in Krakau richtet, wohin alljährlich von den Patrioten des weißen Adlers Huldigungsfahrten unternommen werden, noch sonst geneigt ist, in den Fehler seines Vorgängers zu verfallen, die deutschen Katholiken als Stiefkinder einer polnischen Nationalkirche zu behandeln. Eine Regierung, die einem Manne, auf den sie ihre Hoffnungen setzt, den Einzug in das Palais der Dominsel erschließt, geht freilich ein Geschäft auf Treu und Glauben ein; Garantien kann sie sich wohl zusichern lassen, ihre Erfüllung zu erzwingen, steht außer ihrer Macht. In dem Augenblicke, da die Inthronisation erfolgt ist, kann sie den Mann ihrer Wahl wohl gegen großpolnische Ansinneschützen, ihn selber aber nicht verhindern, wenn er ihnen nachgeben will, und sei es auch nur durch laues Gewährenlassen. Inwiefern die Kurie sich der Regierung hierin hilfreich erweisen will und kann, steht dahin; sie wird keineswegs dazu bereit sein, die kirchliche Machtphäre zugunsten der staatlichen einzuschränken. Darum muß der Staat darauf Bedacht nehmen, sich auf seinem eigensten Gebiete so stark zu machen, daß er Seitenspringen, wie sie ein Stablewski und Ledochowski liebten, begegnen kann, indem er das Großpolentum auf dem Gebiete, wo es gefährlich zu werden vermag, in wirtschaftlicher Beziehung, in der Bodenfrage, in die Schranken zurückweist. Die Gefahr liegt nahe, daß die Ernennung eines polnischen Erzbischofs, als eine Kapitulation gedeutet, den Gegnern des Deutschtums als Waffe dient. Um so mehr wird darauf Bedacht zu nehmen sein, daß eine derart inaugurierte Versöhnungs-Ära keine Mißdeutungen erfährt, und die Einweihung der Kaiserpfalz das Siegel auf eine zielbewußte Polenpolitik drückt.

Das Mißtrauen gegen die Festigkeit unsrer innerpolitischen Leitung wuchert, das ist nicht zu verkennen, weiter; trotz aller Ablehnungen, daß man von Wien aus unsern Ostmarkenkurs nicht zu beeinflussen versucht habe, wurzelt die Vorstellung eines derartigen Eingriffs mehr und mehr fest. Statt begütigender Worte wollen wir Taten. Es muß ein Anfang gemacht werden, und das um so eher, als dem ausländischen Polentum der Ramm schwillt.



Koreas Schicksal.

Von Otto Corbach (Charlottenburg).

Während Rußland noch zögert, Nordpersien sich einzuverleiben und England sich zunächst noch schämt, seine Absicht, Ägypten zu annektieren, überhaupt einzugestehen, schiebt Japan sich an, ohne jegliche Rücksichtnahme auf das Kulturgewissen zivilisierter Völker und ohne jeden Lärm, Koreas „Unabhängigkeit“ zu beseitigen und die Halbinsel ganz zu einer japanischen Provinz zu machen. Es beabsichtigt keine feierliche Proklamierung der Unneigion, sondern will den Mächten nur mitteilen, daß alle mit Japan abgeschlossenen Handelsverträge nun auch für Korea gelten. Ob die Scheinherrschaft der koreanischen Dynastie weiterbestehen werde, sagt eine Meldung, sei noch nicht entschieden; das ist aber auch am gleichgültigsten.

Die sogenannte „Unabhängigkeit“ Koreas, die immer nur Schein war, wurde im Jahre 1895 durch den japanisch-chinesischen Krieg sozusagen hergestellt. Schon damals war Korea von Japan finanziell abhängig. Die hauptsächlichsten Banken und Handelshäuser waren in japanischen Händen, ebenso das zu Unternehmungen notwendige Kapital. Dazu war der größte Teil der natürlichen Hilfsquellen Koreas japanischen Finanzleuten verpfändet. Im Oktober 1895 wurde die Königin Utin, die angeblich den Aufstand der Song Hats organisierte, durch Japaner ermordet. Der Schattenkönig wurde in seinem Palast von den Japanern in einer Art Gefangenschaft gehalten, bis er im Februar 1896 entflohen und in der russischen Gesandtschaft Zuflucht suchte. Von da ab begann der russische Einfluß den japanischen zurückzudrängen. Im April 1898 verständigten sich Rußland und Japan auf dem Papier noch einmal über die „Unabhängigkeit“ Koreas. Im September desselben Jahres wurde ein Versuch gemacht, den König, der sich inzwischen zum Kaiser ernannt hatte, zu vergiften. Die angeblichen Verschwörer, Koreaner, wurden zwar nicht überführt, aber gehängt. Einige Jahre später hatte sich der russische Einfluß so gestärkt, daß Japan die Unabhängigkeit Koreas von seinem Standpunkte aus für bedroht halten mußte. Am 28. Juli 1903 telegraphierte Baron Komura dem japanischen Gesandten in Petersburg unter anderm, daß „Japan die Unabhängigkeit von Korea als absolut notwendig für seine eigene Ruhe und Unabhängigkeit erachte“. In einem zweiten Telegramm vom 3. August war wieder in erster Linie von der „territorialen Integrität“ Koreas, außer der Chinas, die Rede; Rußland sollte aber Japans überwiegende Interessen in Korea anerkennen und sein Recht, Korea allerlei gute Ratschläge zu geben usw. Das wurde am 5. Oktober auch zugestanden. Die von Rußland verlangte neutrale Zone im Norden von Korea blieb aber Stein des Anstoßes. Am

13. Januar 1904 beauftragte Baron Komura Herrn Kurino, den japanischen Gesandten in Petersburg, von Rußland zu verlangen, es solle anerkennen, daß Korea und sein Küstengebiet außerhalb der russischen Interessensphäre liege. Dazu wollte sich die russische Regierung nicht verstehen. Bald darauf begann Japan den Krieg gegen Rußland. Mit dem Erfolge der japanischen Waffen war die „Unabhängigkeit“ Koreas vor jeder Bedrohung durch Rußland für absehbare Zeit sicher gestellt, und wenn die Japaner es gut mit ihr meinten, hatte sie überhaupt nichts mehr zu befürchten. Doch nun empfanden die Verbündeten John Bulls auf einmal den Ehrgeiz, auch ihr „Ägypten“ zu haben. Das Land blieb von japanischen Truppen besetzt, die bewirkten, daß in Seoul künftig japanischer Rat oberstes Gesetz war. Schon der japanisch-koreanische Vertrag vom 16. November 1905 war nichts als eine Farce, bestimmt, Japan gegenüber der westlichen Kulturwelt das Gesicht zu wahren. Den Koreanern wurde darin die Wiederherstellung ihrer Unabhängigkeit in Aussicht gestellt, sobald sie die Fähigkeit zur Selbstregierung wiedererlangt hätten. Inwiefern sie diese verloren und wie sie es anfangen müßten, sie wieder zu erwerben, wurde nicht gesagt. Natürlich hat in den Augen der Japaner die Ermordung des Fürsten Ito bewiesen, daß das Volk in Korea hoffnungslos unfähig ist, zu verstehen, wie eine vernünftige Regierung über sie beschaffen sein muß, unfähig also, seine Geschicke in die eigene Hand zu nehmen.

Auch die Klausel im zweiten britisch-japanischen Bündnisvertrage, wodurch dem englischen Handel in der Mandschurei und in Korea „gleiche Gelegenheiten“ wie die japanischen zugesichert wurden, blieb auf dem Papier stehen. „Britische Interessen durch den englisch-japanischen Bündnisvertrag gesichert glauben“, konnte ein Londoner Blatt später mit Recht schreiben, „heißt die Rechnung ohne die Bedürfnisse Japans machen, die es in eine Politik hineintreiben, die allen Interessen, nur nicht seinen eigenen, zuwiderläuft.“ Warum hat das nun England geduldet? Gewisses weiß man nicht, aber sicher geschah es nicht aus Gutmütigkeit. Zweifellos hat sich in den letzten Jahren zwischen London und Tokio viel mehr abgespielt, als die Außenwelt erfuhr, und als sie heute ahnt. Wahrscheinlich ist das Gewährenlassen Japans in Korea und der Mandschurei vereint mit dem Verzicht auf seine Unterstützung gegen China, das gerade seit dem Frieden von Portsmouth englischen Interessen sehr übel mitgespielt hat, der Preis gewesen, den England für den vorläufigen Verzicht Japans auf Geltendmachung der Freizügigkeitsklausel im britisch-japanischen Handelsvertrage zu zahlen hatte. Mit dieser Klausel war die feindselige Behandlung japanischer Einwanderung in Kanada und Australien nie vereinbar. Zur freiwilligen Unterbindung seiner Auswanderung nach

Kanada wird sich Japan ebenfalls nicht umsonst verstanden haben, und schließlich kann ein gelegentliches Spielen mit dem Gedanken einer Kündigung des von Jahr zu Jahr lösbaren Bündnisvertrages sehr wohl den Sinn gehabt haben, daß England die Möglichkeit vor Augen geführt werden sollte, innerhalb einer verhältnismäßig kurzen Zeit in seinen bedeutendsten Kolonien, Indien, Australien und Kanada vor seinem ehemaligen Verbündeten auf der Hut sein zu müssen, falls es Japan in Asien nicht freies Spiel lassen wollte.



Der 16. Juli, erster Mobilmachungstag.

Erinnerungen
von Max Liebermann v. Sonnenberg (Berlin).

I.

Sohl 14 Tage hatten wir jungen Offiziere des Füß.-Bat. 2. Ostpreußischen Grenadier-Regiments Nr. 3 in unsrer kleinen Garnison Loeken, im fernen Osten, in fieberhafter Aufregung die Zeitungsnachrichten verfolgt, die an die hohenzollernsche Kandidatur für den erledigten spanischen Königsthron und ihre Aufnahme in Paris sich anknüpften. Die Zeit schien da zu sein, wo der Traum meiner Knabenjahre in Erfüllung gehen sollte, der stolze Wunsch, der mich beseelt hatte, als ich kaum 18-jährig beim Ausbruch des Krieges 66 Soldat wurde — und nicht vor den Feind kam, weil die Preußen zu schnell siegten. Da ließ man von dem Verzicht des Prinzen von Hohenzollern auf die ihm angebotene Krone. Die Spannung in der Welt schien sich zu lösen, und mit schwerem Herzen mußte ich mich wieder mit der Ansicht abfinden, meinen Ehrgeiz mit Rekrutenbrillen und unblutigen Manöverkämpfen zu befriedigen.

Am 16. Juli war ich früh auf den Scheibenstand hinausgewandert, der etwa eine halbe Meile hinter der Festung Bohen in den Sandbergen an dem großen Löwentintsee lag. Dort hatte ich 4 oder 5 Stunden den Schießdienst bei der Kompagnie beaufsichtigt. Etwa um 11 Uhr kam ich zurück in die Kaserne und hatte auf meinem einsamen Wege keinen Menschen getroffen. Im Korridor kommt mir ein Gefreiter mit der Ordnonanztasche entgegen und reicht mir einen Zettel in vorschriftsmäßiger Haltung hin: „Bataillonsbefehl zum Unterschreiben.“ Wir jungen Leutnants hatten damals immer ein böses Gewissen,

und nur zu oft lautete solch ein Befehl: „Um 12 Uhr versammeln sich die Herren Offiziere im Exerzierhaufe.“ Das war dann die Zeit, wo unser gestrenger Major uns im Kreise der Offiziere den Kopf wusch ob der Übeltaten, die einer von uns begangen hatte. Die Übrigen bekamen dabei auch immer gleich etwas mit ab. Denn — „überhaupt die jüngeren Herren!“ So blizte bei mir begreiflicherweise zunächst der Gedanke auf: „Hast du wieder etwas auf dem Kerbholz? Vielleicht unvorschriftsmäßig den Säbel schleppen oder einen weißen Kragen über die Halsbinde gucken lassen, oder sonst einen Verstoß gegen die Kleiderordnung begangen?“ Aber in den Zügen des Ordnonanzgefreiten suchte es so seltsam, während er stramm vor mir stand. — Ich nahm den Zettel und las: „Mobilmachung der ganzen Armee befohlen; 16. Juli erster Mobilmachungstag.“

Ich schrie nicht, ich brüllte: Hurra und wieder Hurra und konnte nicht aufhören, bis mich der Gefreite erinnerte, daß ich noch unterschreiben mußte. Was ich die nächste Viertelstunde trieb, ob ich noch einen von den Kameraden in der Kaserne getroffen habe, um mich mit ihm zusammen zu freuen, weiß ich heute nicht mehr und in meinem Tagebuch steht davon auch nichts. Ich weiß nur, daß ich mich mit Windeseile umzog, um in die Stadt zu stürzen. Im „Deutschen Hause“ am Markt fand ich so ziemlich alle Offiziere des Bataillons; dann den Bezirkskommandeur, den Festungsbaudirektor und deren Adjutanten und ebenso die Herren vom Zivil aus unserm Umgangskreis versammelt. Man kann sich denken, in welcher Aufregung. Um 1/2 10 Uhr war das Telegramm von Berlin gekommen. Die Morgenzeitungen brachten noch nichts von den Vorgängen, die sich in Paris, in Ems und in Berlin abgespielt hatten. Das erfuhren wir alles erst am nächsten Tage, und davon will ich hier nichts erzählen, weil es jedem bekannt ist, der die Geschichte jener großen Tage gelesen oder erlebt hat.

Nun trat das Mobilmachungstagebuch in Wirksamkeit, über dessen Herstellung unser Adjutant so oft geschimpft und gestöhnt hatte, und mir wurde praktisch zum ersten Male klar, welch einen wunderbaren Organismus unser Heer bis in die kleinsten Truppenkörper hinein darstellt. Wie beim Räderwerk einer Uhr, deren Pendel nach dem Aufziehen in Bewegung gesetzt wird, spielten sich bei jedem Truppenteile der Armee bis zum Bataillon und der detachierten Schwadron herunter die Vorbereitungsarbeiten mechanisch, ohne Schwanken und Suchen, ohne Unruhe und Zweifel ab. Da konnte nichts vergessen und versäumt werden, denn im Mobilmachungstagebuch stand für jede Stunde vom 1. bis zum 14. Tage genau vorgeschrieben, was zu erledigen war, und so gingen denn schon wenige Stunden nach Eintreffen der Ordre die ersten Kommandos heraus, zum Einholen der Rekruten, der Bepannungspferde für

Unter dem Titel „Aus der Glückszeit meines Lebens“ werden in einigen Wochen Kriegserinnerungen des Abgeordneten Liebermann v. Sonnenberg in Buchform erscheinen. Der Verfasser hat uns das in Folgendem abgedruckte Anfangskapitel des Werks zur Verfügung gestellt.

die Bagage und für anderes mehr. Doch wenn auch jeder Tag sein Pensum hatte und für jeden seine Arbeit vorgelesen war, so war doch Spielraum vorhanden, daß an jedem Tage durch Mehrarbeit und geschickte Dispositionen die Mobilmachung abgekürzt werden konnte. Wir zum Beispiel waren schon am 9. Tage marschfertig. Nach meiner Erinnerung gab es für mich an diesem ersten Tage noch garnichts zu tun. Daß wir an unserm Mittagstisch einen mächtigen Humpen geschwungen haben werden, halte ich für sehr wahrscheinlich. Am Abend aber, darauf besinne ich mich mit ganzer Deutlichkeit, saß ich mit dem Premierleutnant v. Brunn I und mit einem Altersgenossen, dem Leutnant Aufbaum, bei der netten Schenkerin in unserer Stammkneipe. Wir tranken Rotwein und sangen glückstrahlend das dümmste Zeug durcheinander. Am Schlusse immer den geistvollen Rehrreim: „Budla budla butt butt butt butt. Budla budla butt butt butt butt“ und so fort in infinitum, wenigstens bis 12 Uhr nachts. Auf den Heimweg nach der Festung kann ich mich zwar nicht mehr besinnen, ich vermute aber, daß ich meiner damaligen Gewohnheit gemäß den letzten Kilometer auf der Chaussee mit gezogenem Säbel im Lauffschritt mit marsch marsch hurra nach dem Festungsstor hinaufgestürmt bin. In meinem Tagebuch steht: „Vor Glück nicht schlafen gekonnt; ging mit Licht in den Leutnantszimmern herum und leuchtete den Schläfern ins Gesicht. „Den Jur sind wir los“, sagte mein Freund Bielitz mit strahlender Miene und geschlossenen Augen; dann drehte er sich nach der andern Seite herum.“ Er träumte wahrscheinlich auch von dem unbeschreiblichen Leutnantsglück, „mobil“ zu sein. Die nächsten Tage brachten allerlei dienstliche Beschäftigung und interessante Zeitungsnachrichten. Im „Deutschen Hause“, wo wir Leutnants sonst uns fast nie zum Frühschoppen eingefunden hatten, teilte weil der Dienst uns meist um diese Zeit noch in der Festung hielt, teilte weil es uns bei den älteren Herren, die dort verkehrten, zu langweilig war, herrschte nun alle Tage bewegtes Leben. Meinem alten Major v. Schenk sah man schon am zweiten Tage deutlich an, daß er sich nicht mehr rasierte, und nun begann auch bei uns der Kriegsbart üppig zu wachsen. Der Füsiliersäbel wurde geschliffen und am Schleppkoppel getragen, der hohe Stiefel auch bei trockenem Wetter bevorzugt, und so bereitete man sich auch im Aussehen auf den Krieg vor. Aber allzubvielen Dienst hatte man nicht zu klagen, da in den ersten Mobilmachungstagen Exercieren, Surnen, Instruktion usw. natürlich in Wegfall kam. Was man aber an dienstlichen Aufgaben auszuführen hatte, geschah mit Begeisterung, auch wenn es die langweiligste Sache von der Welt war. Ich wenigstens habe an einem der ersten Tage vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf der Bataillonstammer gestanden, um das Verpacken

von alten Kleidern in große Fässer zu beaufsichtigen und entsinne mich auch noch, wie glücklich und zufrieden ich bei dieser interessanten Beschäftigung war. Am 21. Juli traf der Befehl ein, daß in den Küstenprovinzen mit Rücksicht auf die Möglichkeit der Landung einer französischen Flotte der Belagerungszustand zu erklären sei. Die Erklärung mußte vorschriftsmäßig auch in unserm Städtchen unter Trommelschlag verkündet werden, und dies wurde mir übertragen. So zog ich denn im Paradeanzug mit einem Unteroffizier, einem Tambour und vier Füsilieren durch die Stadt. An vier oder fünf Stellen wurde Halt gemacht; nach einem besonderen Kommando, das ich im Laufe der Jahre inzwischen vergessen habe, marschierten die vier Begleitmannschaften so auseinander, daß sie ein Quadrat von vielleicht 5 Schritt Durchmesser bildeten, wobei jeder die Front nach einer andern Himmelsrichtung nahm. Dann erfolgte das Kommando zum Präsentieren, der Tambour schlug einen Wirbel an und ich verkündete mit weithintönender Stimme die Verhängung des Kriegszustandes für die Provinz Preußen. Ganz an dem der Festung entgegengesetzten Ende des Städtchens Löhen, das sich lang und schmal zwischen zwei Seen hinreckt, wohnte damals mein altes, 80jähriges Großmütterchen, deren klare Erinnerungen noch zurückgingen in die Zeit des unglücklichen Krieges, die Napoleon den Ersten von Angesicht zu Angesicht geschaut hatte, als er sich vor dem Zug nach Rußland im Jahre 1812 in Königsberg aufhielt, und die später auch die Trümmer der großen Armee aus Rußland hatte zurückfluten sehen. In den Zeiten der großen Erhebung hatte sie dann meinen Großvater, ihren Bräutigam, mit ihren Gedanken ins Feld begleitet. Sie stand jetzt am Fenster, während ich den Kriegszustand verkündete, und weinte bitterlich. Vor ihrem Hause war mein Dienst beendet; die Begleitmannschaften marschierten mit dem Unteroffizier zurück; ich ging zu ihr, sie zu trösten, und versprach ihr, zu dem Eisernen Kreuz des Großvaters ein neues in die Familie zu bringen; denn inzwischen war die Erneuerung des Eisernen Kreuzes als des einzigen, für diesen Feldzug zu verausgabenden Ordens vom Könige beschlossen, und diese Nachricht machte tiefen Eindruck im ganzen Lande. Ich will nicht chronologisch den Gang der Mobilmachung in der kleinen Garnison beschreiben und könnte es auch nicht mehr. Ich will nur das, was mir in der Erinnerung als besonders bemerkenswert haften geblieben ist, für freundliche Leser erzählen, die sich in die Seele eines jungen Soldaten in solchen Zeiten hineindenken wollen. Mein Vater, der nur 3 Meilen von meiner Garnison wohnte, war am 17. Juli herübergekommen. Er wußte, wie mir zumute war, und ich höre ihn noch, wie er mich begrüßte: „Junge, hast Du ein Glück!“



Große Berliner Kunstausstellung 1910.

Von Hermann Abeking (Charlottenburg).

II.



Die ungarischen Maler sind mit einer Sammlung ihrer Werke zur Ausstellung herangezogen worden. Die Ausstellung ungarischer Maler in den Räumen der Sezession ist noch frisch in unserem Gedächtnis. So treffen wir hier nicht nur auf eine Zahl gleicher Namen, sondern auch gleicher Werke. Da ist wieder das köstliche Frühstück im Freien, „Die Landpartie“ von Paul Scinvei-Merse, dann das tiefe „Der Maler und sein Modell“, das tonige „Vor dem Bade“ von Karl v. Ferenczy. Scinvei-Merse zeigt noch Landschaften, so eine Baumgruppe Kastanien, die aber flacher wirken und an die Landpartie nicht heranreichen. Von Oskar Glas sehen wir ein hübsches sonniges Stück „Ringende Knaben“, sicher und voll Humor, von Béla Ivanyi-Grünwald ein buntfarbiges Bauern-Interieur in Scolnok, von Olovarus Kriesch-Röbbsföri einen weiblichen Kopf, der in klarer Zeichnung und mit scharfer Kontur hell auf hell steht. Das Porträt vertritt Philipp A. Laszlo. Laszlo ist feinsinnig, fast zu fein. Allzu starker Farbe geht er aus dem Wege, bleibt dabei aber immer geschmackvoll und legt den Hauptwert auf eine korrekte, sehr charakteristische Zeichnung. So entstand sein Papst Leo XIII., ganz in Weiß, ein leises Lachen um den scharfen Mund; dann das Bildnis der Frau Eugen v. Hubay auf dunklem Hintergrund, von dem das rotblonde Haar sich harmonisch abhebt. Auf brauner Pappe, die sich mit dem bräunlichen Ton des Fleisches vermählt, erwächst in wenigen bestimmten Flecken das Porträt des Bischofs Frañoi. Julius Glatter bringt ein sehr gutes männliches Bildnis, tief im Ton und breit im Strich, das schon durch den amerikanischen markanten Kopf des Vorwurfs reizt. Ein großes Brunkstück ist die „Huldigung des ungarischen Reichstags im Millenniumsjahre 1896 vor den Majestäten“ von Gyula v. Benczur. Es enthält alle Qualitäten, die man nur von solcher Arbeit verlangen kann: Außerste Glätte, genaue Durchführung selbst von den Köpfen im hintersten Hintergrund, einen großen Aufwand an Stoffen, Säbeln und blanken Stiefeln. Daß so etwas gemacht werden kann, daß es immer noch Maler gibt, die ihr Auge auf das eines schlechten Photographen einstellen, wissen wir längst. Dazu brauchten wir nicht einen Beweis aus Ungarn herbeigeführt zu sehen. Des weiteren reihen sich aneinander: Alexander Nyilassy mit einem sonnigen Sonntagnachmittag, Mädchen in bunten Kleidern auf der Wiese vor der Stadt, Michael v. Munkacsy mit älteren Landschaften, Ferdinand Kátana mit einem burgartigen „Russischen Kloster beim Mondschein“, ganz in mattem Blau mit einzelnen Lichtern, Jfaf Perls-

mutter mit einem tiefgrünen Stilleben und farbigen, aber trefflichen Bauernhäusern, Jof Vaczary mit Rosen. Sehr wirksam ist das Künstlers Figurenbild „Frauen mit Spiegel“, dem die Frau in schwarzem Kleide sich an andre, unbekleidete schmiegt. Adolf Fényes wieder mit seinem nicht genug hervorzuhebenden Stilleben, Konfekt und Knallbonbons auf weißer Tuche, vertreten, Joseph Rippl-Ronai eine Anzahl von farbigen Zeichnungen in Pastellen. Was dieser Künstler als Maler leugert, ging aus der Ausstellung in der Sezession hervor. Hier ist er mehr Pariser, während er dort eher man möchte sagen speziell ungarischen, Stil gefunden hat. In lustigen Tönen und feiner, dabei großzügiger Zeichnung schildert er Ostende; Figürlichen gibt er den Charme der Pariser, dann wieder im Blumenstück, so in den blühenden Rosen, ganz die Farbe einer liebevoll belauschten Natur. Die Skizze „Onkel Piascel liest“ erinnert an all die launigen Szenen, die der Künstler um diese Gestalt gesponnen hat.

In Kollektiv-Ausstellungen geben die Müller-Schoenefeld, Frenzel, Bergmann-Karlström und Lesser Ury einen Überblick über ihr Schaffen. Wilhelm Müller-Schoenefeld ist eine zwölfte spaltige Erscheinung. Er malt im eingehendsten Detail, dann wieder im breitesten Strich. Sein eigentliches Gebiet wird wohl das des späten Pinsels sein, doch ist es erklärlich, daß er die Zeit zu Zeit nach der großen Leinwand greift, um den ermüdeten Arm sich ausrecken zu lassen und den Blick von neuem zu erfrischen. Denn das muß man sagen, unter denen, die in der Gefolgschaft Dürers und Holbeins stehen, ist er derjenige, der bei noch so feinsten Arbeit nie die Gesamtheit der Dinge aus dem Auge läßt, der nie durch gewaltsames Hervorheben des Nebensächlichen eine einheitliche und natürliche Wirkung unterbricht. Man denke nur an den Dresdener Richard Müller, der in der Sucht nach äußerster Durchführung kein Fleisch, keinen Stoff, sondern nur Holz und Leder bringt. Das ist bei Müller-Schoenefeld nicht der Fall, und daß es diesem gelingt, trotz liebevollster Kleinarbeit auch Luft Raum und Beleuchtung zur Sprache zu bringen, ist bei der Schwierigkeit der Aufgabe ein überaus seltenes Verdienst. Ein gutes Beispiel hierfür sind die Geschwister. Das ältere Mädchen hält das jüngere, schlafende auf dem Schoß. Der Ausdruck ist lieb und wahr, stimmungsvoll breitet sich über das Bild ein ruhiges Licht. Etwas schärfer modelliert, aber ebenfalls im guten Einklang, ist die „Lesende Frau“, „Der Geburtstag“, „Auf dem Balkon“ überträgt die gleiche Technik auf den Himmel und das zarte Geäst der Bäume. Von den breiteren Arbeiten kann wohl nur der „Spaziergang“ reiflos erfreuen. Eine Dame im weißen Kleid pflückt die Blumen am Rande des Weges, schön fügt sich zu dem Weiß das satte

gelbe Grün der Bäume und Fluren. „Die Tänzerin“, rot in rot, ist allzu roh, ohne doch als flüchtige Impression gelten zu können.

Oskar Frenzel ist der Maler der Ruhe und der Weide. Seine Kunst ist abgeklärt und ruhig, nicht besonders überraschend und prickelnd, aber stets von ernstem Naturstudium erfüllt. So atmen seine Werke die zufriedene Gesundheit wie das Land selbst. Er beläuft die Herde auf der Weide, am Wasser, er läßt das Jungvieh den Nacken an altem Stamme reiben. Und wie das Vieh den ganzen Tag im Freien zubringt, so auch der Maler. Er gibt das Leuchten des Morgens, des Mittags Glut und die kühlen Schatten der Dämmerung als wahrer Naturfreund, der die Augen offen zu halten und dessen Pinsel ihnen zu folgen versteht. Diese Vorliebe für das Landleben teilt mit Frenzel Julius Bergmann. Auch er bringt für dieses Gebiet eine fröhliche Ruhe und eine gereifte Technik mit. In zwei großen Bildern bevorzugt er einen ganz dünnen und ganz trocknen Auftrag, der die Leinwand wie ein Gobelin erscheinen läßt. In diesem Sinne sind der „Fischzug bei hohem Wasser“ und der „Abend am Waldbach“ nicht nur berechtigt, sondern auch ansprechend. Das weitere Stoffgebiet umfaßt eine Schafherde bei losbrechendem Gewitter, einen Abend am Sümpel, Ruhe im Schilf, schiffziehende Pferde, Angler und Jäger. Sehr hübsch ist der Weg zur Weide, eine Frau, die zwei Kühe führt, überstrahlt von den einzelnen Lichtern einer warmen Frühlingssonne.

Aber Lesser Ury sich schlüssig zu werden, hält sehr, sehr schwer. Es bleibt wohl bestehen, daß die eigentlichen Anforderungen, die man an einen Maler stellen muß, so ein Mindestmaß von positiver Geschicklichkeit und zeichnerischem Können, bei diesem nicht vorhanden sind. Dann will es wieder scheinen, als ob der Maler an Stelle dessen eine ganz eigene Naturbeobachtung bringt, die sich wohl so in einem Menschenhirne spiegeln könnte, und folglich für echt gelten muß. Aber auch dies will nicht ganz einleuchten, so daß man schließlich nicht weiß, ob man die Arbeiten anstandslos verwerfen muß, oder ob man sich für ihren ausgesprochenen Anhänger erklären soll. Denn ein Mittel Ding ist hier unmöglich. Ältere Arbeiten zeigen Dörflisches und Interieurs, fast schwarz im Schatten, um eine Sonne hervorbringen zu können. Die neueren suchen ausschließlich die freie Landschaft, Bäume und den See in lustigem Bunt. Breitflächig und mit sehr wenig Zeichnung möchten sie fast an die unbeholfenen Versuche gemahnen, mit denen der wackere Stubenmaler die Wände schmückt. Dann findet man aber doch wieder Klänge, die zu Herzen sprechen. Und so muß dieser Absatz mit einem großen Fragezeichen schließen.



Arthur Fitger.

Ein Blatt der Erinnerung an den Dichter und Menschen.

Von Werner Kropp (Bremen).



Wenn wir uns als Kinder unter einem Dichter so etwas wie einen Zauberer vorstellten, jedenfalls einen Wissener vieler und großer Geheimnisse, so hat jedenfalls Arthur Fitgers Persönlichkeit am meisten dazu beigetragen, solche Vorstellungen voll weihetvoll mystischer Unklarheit in uns zu wecken. Immer umgab den zumeist schweigsamen Mann, der doch zu uns Kleinen gütig und scherzhaft sein konnte, eine Atmosphäre des Ungewöhnlichen, reizvoll zugleich und bedrückend für die geschäftige Phantasie und die natürliche Autoritätsgläubigkeit der Kinderseele. Das leise gesenkte Haupt des Dichters, die Gesichtszüge, denen ein starkes Innenleben den für uns noch rätselvollen Stempel der Leidenschaft und des Leidens aufgedrückt hatte, die wunderbare Umgebung seines mit riesigen Gemälden und zahllosen Skizzen angefüllten Ateliers flößten uns scheue Bewunderung und unbezwingliche Neugier ein.

Aber Kindheitseindrücke verblassen so schnell. Indessen — Arthur Fitger gegenüber war es anders. Wohl keiner, der seinen Weg im Leben gekreuzt, wird die Begnung vergessen haben, und das Seltsame, das Unbegreifliche, das Unnahbare, das ihn umgab, berührte gereifte Männer so mächtig, wie es den ahnenden Instinkt des Kindes einst berührt hatte.

Und alle diese Empfindungen hatten ihre guten Gründe. Fitger war im eminenten Sinne „ein Mensch mit seinem Widerspruch“. Die robuste Gesundheit, Lebenskraft und Lebenslust des echten Niedersachsen — sein Geburtsort war das kleine Landstädtchen Delmenhorst im Großherzogtum Oldenburg — lag bei ihm in endlosem Streit mit dem Geist seiner Zeit — er war am 4. Oktober 1840 geboren, also in der Blütezeit des deutschen Idealismus aufgewachsen und litt als Jüngling mit unter seinen Niederlagen. Das Erbteil seines Volkstammes ward ihm vermehrt durch die Lust des Malers am farbigen Abglanz dieses Lebens, aber das Mitgefühl des Dichters zeigte ihm unter dem schillernden Regenbogen der Erscheinung alle Greuel des Kampfes ums Dasein. Und in der Zeit, da er zum Manne heranwuchs, ward zwar das Deutsche Reich erbaut, aber unmitttelbar darauf rüstete der alte Erzfeind der deutschen Gedankenfreiheit in Rom zu neuem Kampf; und gerade damals begann der Geist Schopenhauers das Gedankenleben der Gebildeten dunkel zu überschatten. Die einen rangen sich von diesem lähmenden Alp mit gewaltsamer Kraftanstrengung los; die andern, zu denen Fitger gehörte, folgten dem Rattenfänger aus Frankfurt und seinen unheimlich lockenden Weisen.

Über Fitger war ein zu selbständiger Geist, um einfach ein Nachbeter des Philosophen zu werden. Das läßt sich hier nicht in einzelnen nachweisen, so wenig wir hier eine Übersicht und Kritik seines dichterischen Schaffens geben wollen. Doch sei der wesentliche Unterschied zwischen dem Dichter und dem Philosophen kurz angedeutet. Wo Schopenhauer das Illusorische dieser Welt und ihrer Freuden predigt, entspringt Fitgers tiefstes Weh daraus, daß diese „Einsicht in das Nichts“ zwar wohl dem Verstande aufgeht, das Herz aber nicht zur Ruhe bringen kann. Bald behauptet in seinen Gedichten die Leidenschaft in triumphierendem Troß ihr Erstgeburtsrecht, bald stöhnt der geistige Freiheitsstolz unter dem Druck der Fessel, die ihn zwingt, dem Rasen dieser selben Leidenschaft durch Dick und Dünn zu folgen. Zwischen die Töne wilden Schmerzes mischt sich dann der Hohn, die Selbstverspottung; das Nutz- und Sinnlose der Weisheit, die von jedem Sturm des Blutes in Stücke geschlagen werden kann, und der Leidenschaft, die nach kurzer Herrschaftsherrlichkeit nichts als Trümmer und Asche zurückläßt, wird dem Dichter klar. Und in dieser Stimmung sieht er die ganze Welt im trübsten Lichte. Er findet immer neue Variationen zu dem alten Thema „Sic vos non vobis“. Und er steigt gelegentlich bis zum Burlesken herab, um seinen Lieblingsfaß zu erhärten, daß hinter jeder Freude schon der Schmerz steht und darauf lauert, sie zu erwürgen:

„Der Igel und die Iglin, die lieben sich sehr;
Ach wenn nur die Wonne so stachlig nicht wär!“

Das „Stachlige“ der Liebe — davon wußte er überhaupt mehr als ein Wort mitzureden. Sie erscheint in seiner Dichtung recht als das Widerspiel der geistigen Natur des Menschen. Sie ist freilich auch bei ihm das Glück. In ihrem Ver-lust gipfelt die Tragik seiner bedeutendsten Dramen. In der „Hexe“ büßt Thalea den Bräutigam durch ihren Drang nach Erkenntnis, in „Von Gottes Gnaden“ die Fürstin den Gatten durch das Beharren auf ihrem Recht, in „San Marcos Tochter“ Maximus die Geliebte durch die Rücksicht auf das Staatswohl ein, Es tönt dabei ein Klang von fast mittelalterlich-mönchlicher Furcht vor der un-widerstehlichen Macht dieser Königin der Leidens-schaften durch Fitgers Dichtungen.

Diese Spur mönchischen Empfindens bei ihm, der auch ein Einsamer war, führt uns vielleicht am besten zum Verständnis dessen, was ihn vielen so fremdartig erscheinen ließ. Es war seine ausgeprägte Neigung zum Leben in der Vergangenheit. Es ist das nicht die Neigung des Historikers, der da wissen und sagen möchte, wie es eigentlich gewesen. Es entspringt dem Naturdrange des Poeten, Glück und Leid der ganzen Welt auf den eignen Busen zu häufen. Und das Eigentümliche und Fesselnde in Fitgers lyrischer und dramatischer Dichtung ist, daß alle Geistesqualen

vergangener Zeiten in ihr zu Herzensqualen eines modernen Menschen werden. Denn aus allen Gedankenfoltern mittelalterlichen und modernen Zweifels hat seine Seele unheilbare Wunden davongetragen, alle Versuchungen der alten Mönche mit ihrer Furcht vor der Freude, den himmelstürmenden Troß der alten Reher, den fanatischen Seligkeitsglauben überspannter Selbstpeiniger hat er in seiner Dichtung mit einer Kraft und Wahrheit auferstehen lassen, mit der man nur seelische Eigenerlebnisse in die Sprache des geschichtlichen Symbols umsetzt. So erklärt sich jene eigentümliche Scheu, die jeden ihm gegenüber erfaßte. Wie die Zeitgenossen auf Dante wiesen: „Das ist der, der in der Hölle war,“ so etwa, nur schwächer, ohne die Beimischung abergläubischen Entsetzens, empfand man in Fitgers Gegenwart.

In seiner Jugend trat diese Seite seines Wesens freilich weniger hervor. Der „jung, jung Malergesell“, der, ein Zwanzigjähriger, frohen Sinns und leichten Gepäcks in die Welt hinauszog, um sich in Antwerpen, Paris, Rom für seinen Beruf auszubilden, vergaß gern die bösen Stunden des Religionsunterrichts, die ihm die bigotte Auffassung des Schullehrers bereitet hatte, und behielt für die lachende Gegenwart wenig davon als farbenreiche Bilder aus der wilden und düster-prächtigen Phantasiwelt der Offenbarung Johannis. Der Maler in ihm ist auch immer Optimist geblieben; und diesem war auch auf die Dauer der Erfolg treuer als dem Dichter. Wohl keiner seiner Kunstgenossen hat soviel Aufträge gehabt wie er. Seit er 1869 sich dauernd in Bremen niederließ, hat ihm die neue Heimat und bald im Wettstreit mit ihr Hamburg und viele andere Städte Gelegenheit geboten, den mächtigen Schwung und den überschäumenden Reichtum seiner Phantasie auf großen Flächen auszuleben. Da war denn sein Künstlerinn so recht in seinem Element. Georg Brandes erinnert in seinem feinen Essay über Fitger an Hensses Maler Kohle aus dem Roman „Im Paradiese“ und erzählt: „Auf die Frage, warum er sich für immer in einer Stadt niedergelassen habe, die so an einem Ende des Reiches liegt und in der es, abgesehen von seinem eignen Atelier, nicht viel künstlerisches Leben gibt, antwortete er einmal lächelnd: Welche andre Stadt würde mir solche Wände zur Verfügung stellen.“ Er stattete Bremen bald genug seinen Dank ab; denn das künstlerische Leben der Stadt, das vorher allerdings bescheiden war, verdankt seiner Tätigkeit als Künstler und Kunstkritiker recht eigentlich den ersten bedeutenden Aufschwung.

Über der Maler in ihm war doch zuletzt nicht so stark wie der Dichter und Denter. Das Mal der Dichtung war freilich auch bei ihm ein „Reinigungsstempel“, der Lorbeerkrantz des Poeten, „ein Zeichen mehr des Leidens als des Glückes“, und der dichterische Genius besuchte ihn nicht

als freundlicher Ariel, sondern als finsterner Sturmdämon, dessen tyrannischem Gebot der leidende und mitleidende Dichter sich oft gern entzogen hätte, um in die heitere Farbenwelt des Malers zu flüchten. Sein Selbstbekenntnis „Leib und Seele“ schließt mit dem Sehnsuchtschrei:

„Wohin mein schwelgendes Auge schaut —
Wer kann die Schönheit ermessen!
O Welt, so laß ob der weißen Haut
Mich die schwarze Seele vergessen.“

Der Ruf hat freilich keine Erhöhung gefunden. Was Fitger auch schrieb und sprach: es blieb ein herber Tropfen Bitterkeit darin. Ein unbarmherziger, kritischer Verstand verdarb ihm, der doch für den Enthusiasmus geschaffen war, jeden Rausch ästhetischen Genießens durch das Vorgefühl unvermeidlichen Raizenjammers. Daher erklärt sich auch sein wilder Haß gegen das offizielle Christentum, das eine Lösung des Welträtsels gefunden zu haben beanspruchte, die für ihn keine war.

Aber aus dem ewigen Kampf seiner Seele ging auch der rastlose Schaffensdrang hervor, der Fitgers ganzer Art den Stempel höchsten und intensivsten geistigen Lebens aufdrückte. In seiner Lyrik, deren Formvollendung ein Kenner auf diesem Gebiete wie Paul Heyse als unerreicht gepriesen hat, verschmilzt sich mit einer fessellosen Energie der Empfindung ein blendender Reichtum des Gedankens. Einer solchen Natur, deren angeborener Überschwang eigentlich nur im höchsten Pathos volles Genügen fand, konnte die moderne Kunst nur tiefes Mißtrauen einflößen. Lange Jahre hat er als Kunstkritiker der „Weser-Zeitung“ wie in Feuilletons anderer Blätter, vor allem der „Nation“, die ganze stählerne Kraft seiner Logik, die schneidende Schärfe seines Sarkasmus, die unvergleichliche konkrete Anschaulichkeit seiner Sprache, in der jeder Gedanke wie von selbst zum Bilde wurde, die Fülle eines von einem phänomenalen Gedächtnis unterstützten Wissens und den heißen Kämpferzorn einer in ihren heiligsten Idealen bedrohten Überzeugung gegen die neue Richtung aufgeboten, so hoch er einzelne ihrer Vertreter schätzte. Auch seine Gegner, so schwer sie die rücksichtslose Wucht seiner Angriffe empfanden, haben seiner Meisterschaft im polemischen und kritischen Essay die Anerkennung nicht versagt; man konnte wohl hören, der beste Beweis für die Berechtigung der modernen Kunst sei, daß selbst ein Mann wie Fitger ihren Sieg in Bremen nicht habe verhindern können.

Und doch war in seiner Lyrik, seinen Dramen und Feuilletons der faszinierende Glanz und Reichtum seiner Persönlichkeit nicht erschöpft. Vieles von dem Feinsten und Besten, das in ihm lag, kam nur im Gespräch ans Licht. Er lebte ja immer einsam seiner Arbeit und war nicht mitteilhaftig von Hause aus. Aber wem es gelang, ihn auf ein interessantes Thema zu bringen, der

konnte unvergeßliche Überraschungen erleben. Stunden, mit Belehrung, Unregung, höchster Geisteslust gefüllt, als wären es Jahre. Dann belebte sich das gelassene, melancholische Antlitz des Dichters wohl mit einem Lächeln gutmütigen Spottes oder träumerischer Erinnerung, dann entströmten Wize, scharf zugespitzte Aphorismen, eigener und fremder Prägung, gelehrte Auseinandersetzungen und ein uner schöpfflicher Reichtum klassischer Verse dem sonst so fest geschlossenen Munde. Die Bibel, Homer und Goethe waren ihm vertraut wie tägliche Freunde, namentlich aus den Epen des griechischen Sängers konnte er wohl, wenn ihn die Begeisterung ergriff, ganze Gefänge in der Ursprache zitieren; und einer seiner letzten Pläne war, Ilias und Odyssee ins Plattdeutsche zu übertragen; mitgeteilte Proben zeigten deutlich, daß er, wenn einer, der Mann dazu gewesen wäre.

So riß ihn mitten aus voller Tätigkeit der Tod, den er wohl einmal als den besten Freund der erdumwohnenden Menschen befangen hat. Glück im gewöhnlichen Sinne hat dem Einsamen mit dem liebedürstenden Herzen das Schicksal freilich trotz aller Ehren, die dem Künstler wie dem Dichter zufielen, wenig beschert. Aber an seinem Sarge empfand alles, was am geistigen Leben der alten Hansestadt an der Weser teilnimmt, daß für sie wenigstens ein Unerseßlicher geschieden war. Und wer ihm nahegestanden hat und sich sein Wesen und Wirken einmal rückblickend vor die Seele stellt, dem kommen gewiß Schopenhauers goldne Worte in den Sinn: „Während das Leben der übrigen in Dumpfheit dahingeht, so hat dagegen der mit überwiegenden Geisteskräften ausgestattete Mensch ein gedankenreiches, durchweg belebtes und bedeutsames Dasein, und in sich selbst trägt er eine Quelle der edelsten Genüsse.“ In diesem Sinne ist Fitger, so düster seine Dichtung auch gefärbt sein mag, gewiß ein Glücklicher gewesen.



Zwei Gedichte.

Von Kurt Hiller (Berlin).

Dämmerung.

Noch fließt ein blaßes Leuchten durch die Welt,
Indes auf leisen Füßen, grauverfchleiert,
In meiner kalten Prächte übervolles
Gemach die Dämmerung ihren Einzug hält.

Auf müden Wellen schaukeln die Schaluppen
Entarteter Gedanken. Süßes Sehnen
Und Königstruß verblich. Es schwimmen Schatten
An lila Rändern meiner Marmorpuppen.

Ritt nach dem Süden.

Weil du dieser müden Wolken
Und der trüben, mühevollen
Menschen, die der Sonne grollen,
Lange schon bist überdrüssig:

Darum laß mich nach den weißen
Mährenschweren Pferden rufen,
Nach den starken Schneebeschweiften
Mit den haarbehangnen Hufen.

Wollen südwärts durch die Lande
Bis zu lichten Meeren reiten,
Wo um Inseln, welche tanzen,
Selige Geschwader gleiten.

Unter Frühlingsharfen traben
Wir vorbei an Fels und Lauben:
Spürst du schon den Ruß der Winde
Und den süßen Ruch der Trauben?

Stiehst du schon die steilen Türme
In die heitren Himmel ragen?
Singen nicht die goldnen Dome
Wie von frühen Knabentagen?

.. Wollen südwärts durch die Lande
Zu den hellen Meeren reiten,
Wo um Inseln, welche tanzen,
Selige Geschwader gleiten;

Wollen ziehn von Stadt zu Städten,
Fremdlinge und ohne Melber,
Lachend auf der Kofse Rücken
Durch die gelben Ginsterswälder.



Waldmenschen.

Von Karl Hans Strobl (Brünn).

II.

Die Wege der Menschen waren Semilasso verhaßt. Er mied die Fahrstraßen und die Holzwege, und selbst die schmalen, kaum sichtbaren Jägersteige gebrauchte er nur selten; denn an niedergetretenen Gräsern, an geknickten Zweigen waren die Spuren der Menschen zu erkennen. Als eines Tages mitten durch seine schönste Wildnis die Markierung eines Touristenvereines geführt wurde und die Bäume, mit einem grellen Rot und Gelb geschmückt, allen Wanderern den Weg verrieten, geriet der Einsiedler in großen Zorn. Er faßte sein großes Schabmesser und ging den Zeichen nach. „Du da,“ redete er eine hohe Fichte an, die sich über ihre Genossen erhob, als ob sie auf die grellen Farben wie auf eine

Auszeichnung stolz set, „ja du! Höre, du wirklich so töricht, dir darauf etwas an, weil ein Schmierfink deinen schönen Stamm schmugt hat? Glaubst du, daß du nun nicht als die andern, die kein Ordensband tragen, lasse es gerne gelten, wenn du dich freier erheben kannst, wenn du die Wipfel der andern übertoppst, denn du bist schön gewachsen und hast das Recht dazu. Deiner Gewalt gebe ich meine Anerkennung. Aber deinen Stolz auf das Geäst verlache ich.“ Da die Fichte schwieg und hoch aufrehte, indem sie mit ihrer breiten Krone bloß dem Winde antwortete, als sähe sie ihren alten Freund nicht, nahm Andreas Semilasso zornig das Messer und schabte die grellen Farben samt der Rinde ab, daß die Schnittel flüchtig waren. Und so ging Semilasso von einem der geschändeten Bäume zum andern und gab ihm seine ursprüngliche Anmut und Natürlichkeit wieder.

Zwanzig Jahre waren verflossen, seitdem der Einsiedler in den Wald gezogen war, zwanzig Jahre mit Sommer und Winter, mit dem Doppeln zwischen Tiefe und Licht, und Andreas Semilasso war nun fünfzig Jahre alt. Sein Körper war wie das Holz der Eichen, seine Haare wie die klammernden Wurzeln der Fichten, die das Gestein zersprengen, sein Gesicht, das er durch den wuchernden Haarwuchs freihielt, wie die Felsen gesichter des Herensteins, seine Augen wie das Wasser des Waldteiches, blau, wenn es hell war, und graubraun wäre, wenn es stürmisch war. Die Bauern der Umgebung hatten sich an den Einsiedler der Felsenhöhle gewöhnt, und da sie nicht wußten, welcher Heide er war, hielten sie ihn für einen Heiligen. Freilich war er ein sonderbarer Heiliger. In ihrem Verhältnis zu ihm war die Furcht stärker als die Verehrung; denn er nahm, was er zum Leben brauchte, ohne dafür zu bezahlen, und beglich seine Rechnung auch nicht nach Art anderer Einsiedler durch Gebet, guten Rat oder heilende Tränklein. Selbst die Weiber hatten sich daran gewöhnt, seine grimmigen Fleckfotungen zu erdulden. Zuerst hatte es Ränke gegeben. Die streitbare Mannschaft eines Dorfes war ausgerückt, um Semilasso für seine Abergriiffe zu züchtigen. Aber als sie vor die Höhle kamen, trat ihnen der Einsiedler mit einer jungen Fichte in der Hand entgegen, die er wie einen leichten Stab um den Kopf kreisen ließ, furchtbar anzusehen, als ob er vom Zorne Gottes ergriffen sei. Wie ein Prophet des alten Testaments trat er unter sie und rief: „Wer wagt es, Hand an mich zu legen? Wißt Ihr, wie sich der eine Gott in seinen Geschöpfen zeigt? Habt Ihr noch Augen zu sehen, was Gott gefällig ist? Ich sage Euch, was ich lebe, ist vor dem Ewigen wahrer als das, was Euer Pfarrer predigt!“ Seine Worte waren schwer und wild und stürzten auf sie nieder wie Felsen. Sie verstanden ihn nicht, und damit schien es ihnen, als spräche Gott aus ihm. Sie

zogen sich die Nächsten zurück und nahmen den Hut ab, die Fernerstehenden folgten ihnen, und endlich verlor sich der Haufe im Wald, bis sein Gemurmel vom Rauschen der Wipfel aufgelöst wurde. Noch einmal empörte sich einer gegen den Unbequemen. Dem geizigen Morbesser war es zuviel, als sich Semilasso in einer Woche zufällig aus seinem Hofe zweimal Hühner für seinen Tisch holte, und er zeigte den Diebstahl dem Gendarmen an. Am nächsten Morgen stürzte er von der morschen Leiter, die zum Heuboden führte, herab und blieb auf der Stelle tot. Dieses Zeichen verschloß allen Zeugen den Mund, und dem Gendarmen war es recht angenehm, daß alles zugunsten des Einsiedlers lag und daß er nicht gegen ihn einzuschreiten brauchte. Seit dieser Zeit breitete sich vollkommenes Stillschweigen über alles, was man für Semilasso tat; weder der Pfarrer noch die weltlichen Behörden erfuhren etwas davon, daß hier einige Dörfer einem Schrammen zinsten. Semilasso erleichterte die Lasten; denn er bedurfte nur wenig für sich, und man gewöhnte sich daran, ihm wortlos seinen Tribut zu überlassen. So zerrissen alle Fäden zwischen ihm und der Welt und man vergaß ihn.

Wenige Tage nach seinem fünfzigsten Geburtstage, dessen Eintritt Andreas Semilasso an den Kerben seines Annalenbaumes feststellte, brach ein fürchtbares Unwetter los. Eine Familie landfahrender Akrobaten, die fern von menschlichen Wohnungen auf der Straße vom Gewitter überrascht wurde, verließ den in einem Augenblick unter Wasser gesetzten leinenüberdachten Wagen und suchte im Walde Zuflucht. Das Haupt der Familie, ein Mann, dem aus dem unbedingten Gehorsam der Seinigen eine unbedenkliche Rechthaberei als Rückgrat der Persönlichkeit gewachsen war, führte sie, das stolpernde Pferd am Halfter nach sich ziehend, im Walde umher, indem er vorgab, hier ein Waldhüterhaus zu wissen. Als die Nacht einbrach und das Unwetter nicht im mindesten nachließ, gestanden es sich alle außer dem Führer ein, daß sie irregegangen waren. Man konnte nicht einmal mehr die Landstraße wiederfinden. Endlich brachte sie der Zufall vor die Höhle des Andreas Semilasso, durch deren Fenster der behagliche Schein eines Feuers kam. Der Einsiedler trat auf seine Schwelle und schien bereit, die Verirrten mit grimmigen Worten davonzujagen. Da sah er im flackernden Licht der gepfeiften Fackel die jüngste Tochter des Landstreichers, der die durchnässten dünnen Kleider um einen wunderbaren Körper klebten. Er trat zurück und gab den Eingang frei. In dieser Nacht teilte Nella das Bett des Semilasso. Und als am andern Morgen die Akrobaten sich aufmachten, um weiterzuziehen, erklärte Nella, bei dem Einsiedler in seiner Höhle bleiben zu wollen. Der Vater fluchte und drohte, die Mutter bat und weinte, denn jener wollte die geschickte Seiltänzerin

und diese das Kind nicht verlieren. Doch da erhob sich Andreas vom Herde, wo er noch eine Mahlzeit für die Gäste bereitet hatte, und trat vor die Eltern. Er nahm einen Strich von der Felswand und wand ihn rasch um sein eigenes und das Handgelenk Nella's. „Ich gebe ihr mein Haus und meinen Herd“, sagte er, „und mache sie zu meiner Gefährtin. Sie ist mir fester verbunden, als durch den Segen und die Zeremonien der Menschen; denn ihr Blut ist dem meinen verwandt.“ Da sahen die Eltern die Entschlossenheit der beiden und erschrafen vor der Größe und der Macht Semilasso's. Sie gaben alle Hoffnung auf und ließen sich ohne Widerspruch von dem Einsiedler auf die Landstraße zurückbringen. Andreas Semilasso sah zu, wie das Pferd vor den Wagen gespannt wurde und stand, bis die weinenden Geschwister und die Eltern aufstiegen. Dann gab er allen die Hand und kehrte in die Höhle zurück, wo Nella den Steinboden mit frischen Fichtenreisern bedeckt hatte und wo ihr rotes Kopftuch als Schmuck der grauen Wand über dem Bette ausgespannt war.

Nun lebte Andreas Semilasso mit einer Gefährtin und führte sie in alle Wunder der Tiefe ein und gab ihr von allen Entzückungen des Lichts. Fünf Jahre waren wie einzelne Tage. Dann gebar ihm Nella einen Sohn. Andreas Semilasso nahm ihn auf den Arm und ging mit seinem Weibe auf den Hegenstein, wo der Blick nach allen Seiten frei war und von wo man ganz fern am Horizonte aus einem Rissen von Qualm Schornsteine und spitze Türme ragen sah. Er hob den Knaben zum Licht empor und nannte ihn Udalbert. Als Udalbert fünf Jahre alt war, bekam er eine Schwester, die den Namen der Mutter erbt. Die Spiele der Kinder waren von der Natur umkreist; Steine und Pflanzen wurden ihnen vertraut und Udalbert lernte von seinem Vater die Rufe der Habichte und Falken und die heiferen Laute der Krähen verstehen. Die Vermehrung der Bewohner zwang zu einer Erweiterung der Höhle, und eine dritte Kammer nahm Vorräte und Gerätschaften auf. Eine kleine Wirtschaft erwuchs unter den geschäftigen Händen der Mutter, ein geordneter Platz trug allerlei Küchenpflanzen, und eine Zucht von Hühnern gaderte im umzäunten Hof. Nun konnte Andreas Semilasso auf den Tribut der Dörfer verzichten. Man vergaß ihn ganz; nur unter den Holzschlägern und Jägern lebte sein Dasein wie eine Sage. Den Kindern war der Wald der liebste Freund, und mit den Märchen, die in seinen heimlichen Winkeln versteckt waren, wechselten die Geschichten der Mutter, die von der Landstraße und vom Leben eines großen Ungetüms, das Stadt geheißten war, berichteten. Noch fürchteten sie die Tiefe und sahen mit Verwunderung, daß der Vater oft tagelang aus den finstern Schlunden nicht wiederkehrte, in denen sie ihn verschwinden sahen. Eng

aneinandergeschmiegt, Schulter an Schulter und mit eng verschlungenen Händen standen die Kinder am Rande der Finsternis und starrten hinab, ob sie nicht irgendwo tief unten die Fackel des Vaters sähen, lauschten, ob sie nicht den Widerhall seiner Schritte hörten. Das Geheimnis der Dunkelheit zog sie an und stand wie eine große Frage im kleinen Kreise ihrer Erlebnisse und Vorstellungen. Durch irgendeine seltsame Verkettung der Gedanken konnte Udalbert nicht davon loskommen, daß es im Innern der Erde aussehen müsse wie in einem Ameisenhaufen. Verwirrende Gänge, kreuz und quer, plötzliche Erweiterungen, in denen weiße, larvenähnliche Gestalten zu Hunderten übereinandergeschichtet sind, weiche Walzen mit ewig hungrigen, verlangenden, fressenden Mäulern. Das Gewimmel von arbeitenden Robolden dazwischen, von raschen braunen Gesellen mit sechs Beinen und zwei scharfen Beißzangen anstatt eines Kopfes. Diesen Phantasien folgte Nella mit weit aufgerissenen Augen, und wenn sie sich vor Grauen schüttelte, dann hat sie den Bruder, aufzuhören und ihr Freundlicheres zu erzählen. Und Udalbert begann von den braunen Waldfrauen zu sprechen und vom verwunschenen Zaunkönig, der einmal über eine ganze Stadt geherrscht hatte und nun ganz klein geworden war, weil er sich früher im Übermut allzu groß gedünkt hatte.



Aus den Theatern.

Dresdener Residenztheater.

Zu einer Zeit, da sich die meisten andern Bühnen erholen, hat das Residenztheater in Dresden den dortigen Literaturfreunden mit einer reizvollen Neuheit aufgewartet, die auch weitere Kreise interessiert. Ist doch Ludwig Ganghofer der Verfasser des neuen Stückes, dem er den Titel „Der heilige Rat“ gab. Ganghofer auf der Bühne ist eine große Seltenheit und ein literarisches Wagnis, das schon um seiner selbst willen Interesse beansprucht. Seit Jahren kennt man ihn zwar als Beobachter und Schilderer der Volksseele, insbesondere der oberbayerischen; aber solche beliebten Erzähler und Romanciers haben meist nicht das Zeug zum Bühnenschriftsteller. Und in dem neuen Stück sind denn auch starke technische Mängel, psychologische Unwahrheiten zu verzeichnen, die bei einer Umgestaltung der Stoffe in die Form der Erzählung teils ohne weiteres fortfallen, teils kaum zutage treten würden. Der starke Erfolg, der freundliche Beifall, den das Werk fand, muß also andre Gründe haben, und man findet sie unschwer in dem, was Ganghofers Dramen und Erzählungen gemeinsam ist: in der sieghaften Kraft der Darstellung, der Milieuschilderung und vor allem der trefflichen Zeichnung der einzelnen Charaktere, die — wie bei dem ungleich bedeutenderen Anzengrubers — auch dankbare und interessante Aufgaben für die Schauspieler bieten.

Ganghofer nennt sein Stück Komödie; Schauspiel wäre für mein Empfinden richtiger. Denn heute ist Komödie meist ein Schwanke; das seine Empfinden für den Lustspielcharakter ist unsrer Zeit leider verloren gegangen. Die Handlung ist dem Volksleben entnommen, mit all seiner Naivität und Einfachheit, die den modernen und

Großstadtmenchen so sonderbar anmutet. Wohlthuend berührt die natürliche Frische des Empfindens, dieses völlige Fehlen individueller und komplizierter psychologischer Erscheinungen. Das Typische, ein echtes Kennzeichen bauerlicher Kultur, herrscht durchaus vor. Bei dem Seehofsbauern Mettenleitner wollen sich keine Kinder einstellen; das ganze Dorf lacht schon vor Schadenfreude ob des mangelnden Erben, daß der reiche Bauer ganz wütend wird und den Zorn an seiner Frau ausläßt, der braven Magdalen. Die geht in ihrer Not zum geistlichen Herrn, aber der kann nicht helfen. Da hat eine Nachbarin einen guten Rat, einen heiligen Rat sogar (denn er stammt aus der Bibel) und weist sie auf die Geschichte von Abraham und der Hagar. Das leuchtet der guten Frau denn auch ein, und nach einigem Zögern wird der gute, heilige Rat befolgt. Soweit das Vorspiel. Die eigentliche Handlung der dreiaktigen Komödie setzt dann zwanzig Jahre später ein. Jetzt sind zwei Söhne da, ein echter Spätling und der untergeschobene unechte Sohn. Die Tragik ist, daß der Seehofer in seinen unechten Vuben ganz vernarrt ist, der nun im Elternhause wie ein Schranz herrscht, während sein spätgeborener echter Sohn Pfarrer werden muß und früh aus dem Hause kommt. Für ihn tritt nun die Mutter ein und dieser Kampf um die Anerkennung des echten Kindes droht den Frieden zu stören. Da tritt auch noch der alte geistliche Herr auf den Plan und lenkt die Sache zum Guten.

Gespielt wurde sehr flott unter Anleitung eines tüchtigen Regisseurs. Aber der Dialekt machte doch recht Schwierigkeiten, obgleich manche Osterreicher unter den Darstellern waren. Dafür gelang um so besser bei allen, auch den kleinen Rollen, die Herausarbeitung der typischen Figuren.

Franz E. Willmann (Leipzig).



Matteo Ricci.

Am Frühlommer 1610, vor dreihundert Jahren, starb der kenntnisreichste Pionier westlicher Bildung in China. Gerade die Gegenwart ist gut geeignet, das Andenken des großen Italieners wieder zu beleben. Ricci ward 1552 in Macerata geboren (wurde also nicht 80 Jahre alt, wie Richthofen schreibt). Er studierte zuerst Jurisprudenz. Man will bemerkt haben, daß alle großen Männer mit diesem Studium nur begannen, um es nachher aufzugeben, ich wünsche jedoch keinen Groll der Juristen zu wecken etwa durch die Andeutung, daß die Abwendung Riccis von der Rechtslehre seine erste Zeichen für seine Größe war. Ricci wurde Jesuit. Bald schloß er sich dem feurigen Apostel Valignari an. Noch war der Orden kaum gegründet und noch war China kaum entdeckt, da wollte schon die Gesellschaft Jesu das ganze himmlische Reich zum Christentum bekehren. Alessandro Valignari entwarf den Plan dazu. Auf seine Anregung hin ging Ricci nach Kanton. Der erste Versuch scheiterte. Ricci und zwei Genossen mußten nach Matao zurück. Da kam ein neuer Vizekönig und erlaubte 1583 den Jesuiten eine Niederlassung in Chao-king. Damals gab es noch keinen Pöuffaint-Langenscheidt, um das Chinesische in drei Monaten zu lernen. Aber auch in das verschlossene Land der Schrift drang der Italiener ein. Er meisterte die Lan-tsz, die Hieroglyphen. Durch die eigene Wissenschaft wollte er die Chinesen zwingen. Aber auch durch westliche Wissenschaft. Er, ein Schüler des berühmten Clavius, stellte die erste mappamondo auf chinesisch her. Ein Zugeständnis machte er hierbei: auch in dieser auf östlicher Kunde fußenden Weltkarte nahm China den Ehrenplatz der Mitte ein. Bis dahin glaubten die Bezopften, die Erde sei eine Scheibe; und sie wußten nichts von der Außenwelt, im besten Falle beherrschte ihre Kenntnis eine Hälfte von Asien. Auch frühere eigene Errungenschaften, die Erweiterung ihres Gesichtskreises

durch die Jüge des Han nach Fergana, der Schang nach Kaschmir und Magadha und zum Uralsee, waren wieder in Vergessenheit versunken. Selbst China war nur schlecht bekannt. Die Karte Riccis wirkte wie eine Offenbarung. Eine Kopie dieser Karte mit ergiebigen chinesischen Randbemerkungen ist in der Barberins-Abtheilung der vatikanischen Bücherei.

Darnach verfaßte Ricci einen Katechismus. Das erste Werk auf chi.: esisch, das ein Europäer veröffentlichte. Von den Einheimischen wird der Stil als klassisch anerkannt. Dabei philosophische Gedanken von bisher unbekanntem Wurf und die örtlich besondere Schwierigkeit, einesteils unveränderliche Hieroglyphen gebrauchen zu müssen, andererseits aber darauf zu achten, daß die christlichen Worte dieser Zeichen nicht mit den ähnlichen Gedanken des Buddhismus und Konfazianismus verwechselt würden. Eine crux der Art ist nie überwunden worden: Der T'ien der Ostasiaten ward auch der Christengott. Der vielseitige Ricci lehrte dann noch Chemie und Mathematik. Er schrieb weitere 14 Werke in der Sprache des himmlischen Reiches. Vom T'ien tschu shi li, der „wahren Lehre von Gott“, sagten die Einheimischen, nur sehr wenig Chinesen hätten so meisterhaft chineisch schreiben können. Vielleicht stört gerade die Einheimischen oft ihr Dialekt. Von Amerikanern habe ich gehört, daß kein Mann in Amerika so gut englisch spreche wie Karl Schurz.

„China ist eine große Familie“, so beginnt ein kaiserliches Edikt. Um die Chinesen zu gewinnen, muß man mit dem Kaiser anfangen; so dachte Ricci und trachtete in zäher Wühlarbeit darnach, Eintritt bei Hofe zu erlangen. Erst nach langjähriger Mühe gelang es ihm, im Jahre 1600. Der Kaiser Wan-li schätzte den großen Gelehrten, und hinfort war für Ricci der Weg geebnet. Nur einer Gefahr ist er ebensowenig wie Hart und andre, die sehr lange in Ostasien lebten, entgangen; er wurde chineisiert. Er nahm sogar die Tracht und den Zopf des Landes an, ein Vorbild, das jetzt nur noch sehr selten von Missionaren befolgt wird. Aber schließlich macht das Kleid nicht den Mönch und auch nicht den Missionar.

A. Wirth (München).



Lanx satura aus Bayern.

V.

Als der Kulturkampf beendet war, sprach Windthorst die Prophezie: jetzt beginnt der Schulkampf. In der That ist er auf allen Linien entbrannt, bald offen, bald unter der Asche, wie es eben den ultramontanen Drahtziehern zweckmäßig erscheint. In Bayern macht es das Zentrum mit dem Kultusministerium unter der Hand, ohne viel Geräusch ab. Das konnte man wieder recht deutlich merken bei den jüngsten Verhandlungen des Finanzausschusses über die Volksschule. Der Kultusreferent Dr. Schädler, der wohl einer der kürzlich genehmigten Weihbischöfe werden wird und damit dem Landtage Valet sagen muß, weiß gar sänftiglich seines Amtes zu walten; er spielt gern den objektiven Berichtstatter, zeigt sich hie und da ziemlich fortschrittlich gesinnt; weiß er doch, daß die „Herde“ gut dressiert ist und den Hammelsprung auf Rommando vollzieht. Da hatte der bairische Lehrerverein mit 14 000 Mitgliedern verschiedene Denkschriften eingereicht, die besonders die Absicherung der geistlichen Schulinpektoren und den Ersatz durch Fachmänner bezweckten. Man wüschte sie ohne viel Federlesens glatt über den Tisch des Hauses. Dagegen wurde die Eingabe des katholischen Lehrervereins mit 240 Lehrermittgliedern als wertvolles Material der Regierung übergeben. Carriere sagte einmal: „die Abstimmung der Mehrheit ist die gleiche Tyrannei, wie der Eigenwille des Despoten“; der Mann hat recht.

Man glaube ja nicht, daß die meisten Geistlichen ein eigentliches Interesse an der Vervollkommnung der Volksschule und an der Fortbildung des Volkes überhaupt haben! Bildung, sagt Fichte, bezweckt Selbsttätigkeit, und diese paßt nicht zu der Nachfolge des Zentrums. Als jüngst Lehrer Schubert im Landtag meinte, die Zeiten seien vorüber, da man in der Volksschule sich mit den elementarsten Kenntnissen des Lesens, Schreibens und Rechnens begnügen konnte, da warf Abg. Dr. Bichler, der geistliche König von Niederbayern, das inhaltsreiche Wörtlein „leider“ dazwischen. Will man die Segnungen des kirchlichen Kultureinflusses beleuchten, so darf man nur die ultramontanen Kreise Bayerns, Niederbayern und Oberpfalz im Lichte der Kulturstatistik besehen. Die geistlichen Lehrkräfte sind dort in der Aberzahl — von den Religionslehrern abgesehen; die Kulturstiftungen (47,19 Ml. auf einen katholischen Einwohner Niederbayerns) sind am höchsten; die Gesamtausgaben für Volksschulzwecke am niedrigsten; sogar die Besuchsziffer der landwirtschaftlichen Schulen am schwächsten; dagegen ist das Kindbettfieber, der Keuchhusten, die Säuglingssterblichkeit in jenen beiden Kreisen weitaus am verbreitetsten. Die kirchliche Bevormundung hat den Fortschritt überall aufgehalten, sie hat auch jene zentrumssicheren Wahlbezirke kulturell rückständig gemacht. Die meisten Geistlichen schämen denn auch die Wirksamkeit des Volksschullehrers herzlich gering ein. Die Hauptsache ist ihnen, daß die Kinder ihren Katechismus herunterlernen können, daß sie die äußerlichen Gebote der Kirche erfüllen lernen. Aber Schulverjämnisse regen sie sich wenig auf, begünstigen sie durch kirchliche Feiern u. dgl. Wenn der Lehrer, „Organist zugleich und ehrsamster Küster“, seine liturgischen Verrichtungen pünktlich vollzieht, zum Pfarrer hält, dann mag er seine Schule halten, wie er will, zu spät beginnen, zu früh aufhören, über den Leichenarmen und -schmaus den Unterricht versäumen, kein Hahn kräht danach und beim Schafkopf im Pfarrhof darf er sein Geld verlieren, dafür sich an pfarrherrlichem Bier und Braten schadlos halten. Aber wehe! wenn er „liberal“ gesinnt ist, die „Bayerische Lehrerzeitung“ verteidigt, bei den Wahlen aufmuckt! Da verwandelt sich des göttlichen Stellvertreters fromme Milch der Dentart in gärend Drachengift, und gar häufig trifft des alten Lehmann Sprüchlein zu: „Ein gut Amt vernaturet oft das Schaf in einen Wolf“. Wir haben in unserm Lande genug erbauliche Beispiele, wie der Pfarrer herr des verhaßten Lehrers Ansehen in der Gemeinde systematisch untergräbt, ihn schikaniert, wo er kann, bei seinen Vorgesetzten anshwärzt, seine Familie in jeder Weise schädigt. Daher rührt der Kampf gegen die geistliche Schulaufsicht in erster Linie. Und wird natürlicherweise von Stadtlehrern geführt, weil sie die Bürde des Küster- und Organistendienstes losbekommen haben und aus der geistlichen Hut entkommen sind. Sie rühren die Trommel unaußgesetzt und sind die lauten Ruser im Streit und kämpfen oft mit der Erbitterung freigewordener Sklaven. Die Landlehrer, immer noch kärglich besoldet, zumelst kinderreich, auf die Nebeneinnahmen des Kirchen- und Gemeindedienstes angewiesen, müssen sich ducken; sie knirschen zwar unter dem Drucke, aber die kalte Vernunft zwingt sie zum verhaßten Schweigen. Nicht wenige aber, zermürbt und zerrieben, fügen sich ergeben ins Unvermeidliche, wenn die Lava der Jugend erkaltet ist, bauen ihren Kobl, halten sich geflissentlich von aller Politik fern, ertragen die wechselnden Lanzen der Pfarrherrn und Korperatoren und — Pfarrerkatheln um des Friedens und der Familie willen. Einzelne aber sind mit der geistlichen Schulaufsicht sehr zufrieden; gestattet sie ihnen doch, wenn sie zügelfromm sind, recht bequem zu sein; sie lassen unsern Herrgott im Himmel einen guten Mann sein und stapfen schlecht und recht in der Treitmühle weiter.

Die Schlachtrufe der begeistertesten Vertreter des Fortschrittes haben aber nun ein unerwartetes Ergebnis erzielt: die Vereinigung der geistlichen Schulvor-

stände Bayerns, ein geschicktes Manöver. Ein anderer „seiner Plan! sein zugespitzt“, würdig des Jesuitengenerals, war aber die Anregung, Pädagogikprofessuren an den geistlichen Lyzeen zu errichten, die pädagogikstolzen Lehrer mit den eigenen Waffen zu schlagen, d. h. die geistliche Schulaufsicht zu einer tatsächlichen pädagogischen Leitung umzuwandeln. Das Kultusministerium ging darauf ein und erklärte zugleich, von der Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht als einer Verfassungsbestimmung könne gar keine Rede sein. So ist denn der Ring geschlossen. Und Rom hat wieder einmal die Kinder der Welt überlistet. Wieso? Als vor Jahren an die Universitäten Bayerns die Anfrage kam, wie sie sich zur Errichtung von Pädagogikprofessuren stellten, da ward das Bedürfnis verneint; man erkannte die Pädagogik als „Wissenschaft“ nicht an. Nun ist es zu spät: die Lyzeen bekommen die Pädagogikprofessuren, und Geistliche und Lehrerkandidaten der Seminarlehrerprüfung werden künftig darauf hingewiesen. Daß diese Pädagogik der ultramontanen „Weltanschauung“ entsprechend zugeschnitten werden wird, dafür ist gesorgt. Als die „Ortsgruppe München des deutschen Hochschullehrertags“ den Braten roch und anfangs dieses Jahres Thesen aufstellte, darunter 7: „Besondere Professuren für Pädagogik an den Lyzeen sind abzulehnen“, da war er im Kultusministerium schon verspeist und verdaut.—

»Swer vuhs mit vuhse vähen sol,
Der muoz ir stige erkennen wol.«

Wie nötig Geistlichen Pädagogik ist, lehrt wiederum ein Vorfall, der sich an der höheren Töcherschule des Englischen Fräuleinstitutes (Kloster) zu Bamberg, der Domäne des Erzbischofs Dr. Albert und seines künftigen Weihbischofs Dr. Schädler, vor wenigen Tagen abspielte. Gab da der Religionslehrer den sechzehn-jährigen Mädchen folgende Aufgabe: „Es ist ein Brief an eine Freundin zu richten, die ihre Unschuld verloren und deshalb Selbstmord begangen soll“. Nicht wahr, ein zeitgemäßes, weitherziges Thema? Frä. Eulalia Underdorben, die die Verhandlungen des Allensteiner Prozesses mit Spannung las und die Konfiszierung der Hardenschen Nummer lebhaft bedauerte, schrieb u. a.: „Zwar weiß ich, daß Franz I. nach der Schlacht bei Pavia an seine Mutter schrieb: „Schlacht verloren, viel verloren; Unschuld verloren, alles verloren“, aber auch, daß Margarete bei Shakespeare im Ring Heinrich VI. ruft: „Kein Weiser jammert um Verlust“. Und du willst dich selbst morden? Wie gerne opferte ich meine Unschuld, um die deine zu retten! Aber wirf dich hin vor deinen Beichtvater! Er wird deinen Seelenschaden wieder gutmachen und dich wieder in den Zustand der Unschuld versehen. Bete zum heiligen Antonius, der das Verlorene uns wiederfinden läßt! Oder wenn dich nicht religiöse Gründe bewegen können, schau auf die Welt! Siehe die Frau v. Schönebeck! Trotzdem sie sicherlich nicht im Stande der heiligmachenden Gnade lebte, fand sie doch wieder einen zweiten Mann. Und was für einen! Oder soll ich dir Zeugnisse von Dichtern sagen? „Glück und Glas, wie bald bricht das“. Drum tröste dich, laß deine dummen Gedanken, bleibe bei uns, namentlich bei deiner dicklebenden Freundin Eulalia“. — Der betr. Religionslehrer soll übrigens für eine Professur an einem Lyzeum ausersuchen sein.

Ein heiteres Gegenstück zu dieser Bamberger These bildet ein Vorkommnis aus Schweinfurt. Hatten da verschiedene deutsche Heben eine Offerte eingereicht auf ein Commerengagement in Bad Rissingen, worauf sie vom „Stellungsvermittlungsbureau Schweinfurt“ folgendes hektographierte Schreiben erhielten: „Seile Ihnen mit, daß wir noch mehrere unbefetzte Stellen haben. Eine besonders gute haben wir vorläufig für Sie reserviert, bitten aber „um ganz genaue Beschreibung Ihres Aussehens, Wesens, Größe, Alter, Figur, Stärke, Zartheit, Busen usw.“ Das Bureau scheint sich auch mit Stellenvermittlung für Freudenhäuser zu beschäftigen und in der Eile die Abzüge verwechselt zu haben. Menippus.

Ranbmerkungun.

Der Rücktritt des Erbprinzen zu Hohenlohe-Langens aus dem Reichstagspräsidium hat verschiedene Deutungen erfahren, und die Norddeutsche Allgemeine Zeitung durch ihre verlegene, nichtslagende Kommentierung, vollzogenen Tatsache, daß ihr, wie aller Welt, damit eine Überraschung bereitet worden war, mit der sich abzufinden gewisse Regierungsstellen noch nicht in der Lage waren. Den Anstoß zu dem Schreiben des Erbprinzen hat, so erhellt aus dem Wortlaut, die Borromäus-Enghilfen gegeben, nicht die Vertiefung der Gegensätze zwischen den ehemaligen Parteien des Bülow-Blocks; denn diese Gegensätze bestehen schon längst in aller Schärfe. Es ist kein Geheimnis, daß erhebliche Anstrengungen gemacht worden sind, den Erbprinzen zum Verharren auf seinem Präsidialposten und zur Zurücknahme seines Schreibens zu bewegen; denn er tritt damit auf Seiten derer, denen die Haltung der preussischen Regierung gegen den Vatikan nicht genügt. Es ist ein Mißtrauensvotum auch gegen deren zukünftige Haltung in anderen Fragen, — ein Zeichen der Zeit, aber ein unerfreuliches. M. K.

Die Spekulation auf die Mitwirkung der Nationalliberalen,

die bei den nächsten Reichstagswahlen von gewissen Parteisanatikern zu Hilfsstruppen der Sozialdemokratie designiert worden waren, ist fehlgeschlagen. Man kann den Zentrumsteufel nicht mit dem sozialdemokratischen Beelzebub austreiben, nicht mit dem Todfeind der bürgerlichen Gesellschaft ein grundsätzliches Wahlbündnis eingehen. Lokale Verhältnisse mögen unter Umständen derartige Geschäfte, wenn auch nicht rechtfertigen, so doch verständlich machen; aber nie darf die Feindschaft z. B. gegen den Bund der Landwirte so weit gehen, daß seinen Kandidaten der Weg zugunsten der „Genossen“ verrannt wird. Augenblicklich wird ja viel in Pestmismus gemacht, der begreifliche Groll über die gegenwärtige Parteikonstellation erhitzt die Köpfe; allein bis zum Gang an die Wahlurne dauert noch ein Weilschen, und die Nationalliberalen müßten von allen guten Geistern verlassen sein, wollten sie sich der Opposition à tout prix verschreiben. Noch ist kein Wörtlein von einer Gegenleistung verlaute, noch gewahrt man, wie eifrig die Organe der bürgerlichen Demokratie, diese politischen Wolfenruducksheimer, der fortschrittlichen Volkspartei selbst, als wäre sie von reaktionären Anschauungen besetzt, in den Rücken fallen, und innerhalb dieser Volkspartei, die in Bayern von den Jungliberalen Sukkurs erhalten hat, zelgen sich Risse: es ist mit der frisch gestitteten Einigkeit noch nicht viel anzustellen, die Reichen haben noch nicht richtig Eritt gefaßt. Da ist denn wohl verständlich, wenn sich der Nationalliberalismus nicht wehrlos zum Prügeln abgeben, nicht sein Fell schon jetzt verteilen lassen will, sondern zum Sammeln bläht und Bündnischancen erwägt. So bündnisfähig wie der zur Zeit des Bülow'schen Blocks von den Konservativen bei den Wahlen geförderte Freisinn, ist er in vielen Bezirken sicherlich und basiert in seiner ganzen Zusammensetzung nicht auf Elementen, die radikal angehaucht, dem Werben der Sozialdemokratie leicht hin zugänglich sind. Der Hansabund wenigstens hat keine Veranlassung, wenn er Handel und Industrie durch geeignete Mandatbesetzung fördern will, sich durch Begünstigung der Sozialdemokratie ins eigene Fleisch zu schneiden; für seine Zwecke liefern die Mittelparteien ein verlässliches Kontingent. Das muß im Auge behalten werden. Dr. Fr. St.

Die Vertagung des österreichischen Reichsrats hat wieder einmal die Völker und Völkchen trans und cis der Leitha sanft in die Sommerruhe hinübergeleitet auf dem ausgefahrenen, nicht auszubesserndem Wege der Obstruktion. Diesmal waren es die Slovenen, die den Staatskarren rechtzeitig, ehe die italienische Unversität für Eriest sich in dem wunderjamem Bündnis zwischen

Deutschen und Italienern ausdrücken konnte, auf diese beliebte Straße abshoben. Es ist, als wollten die Geister der Verwirrung den Parlamentarismus ad absurdum und dem von keinen konstitutionellen Bedenken getrübbten Absolutismus in die Arme führen. Der österreichische Staatsbürger nimmt die durch Obstruktion bewirkte Hemmung der parlamentarischen Geschäftsverleitung nachgerade mit dem Gleichmut eines Eskimos auf, der den Anbruch seiner halbjährigen Nacht als ein natürliches, die verdamnte Arbeitszeit abkürzendes Ereignis ansieht. Ein winziges Sandkorn gerät in die Uhr und alle Räder stehen im Plenum und in den Kommissionen still. Wer wissen will, was die Glocke geschlagen hat, wirft einen Blick auf den Zeiger der großen Turmuhr der Wiener Reichsregierung und der verharrt ruhig auf der Ziffer 14 des berühmten Artikels, bis im Herbst nach eitlichem Rütteln und Schütteln das Sandkörnchen aus dem Chronometer des Reichsrats fällt; der Österreicher kann ein Bismarcksches Diktum variieren und sagen: „Die ewig festgestellte Uhr des Parlamentarismus hält uns im Geleise“. Es geht wirklich auch so, und je öfter sich die Obstruktion wiederholt, um so segensreicher erweist sich der Artikel 14 der Verfassung. Hätte er nicht die längst übliche Auslegung erfahren, die ein Weiterregieren einzig und allein ermöglicht: die Herren Volksvertreter müßten Herrn v. Bienerth kniefällig um diese Verzerrung bitten. Die Regierungskunst in Wien, virtuosmäßig im Fortwusteln geschult, denkt gar nicht daran, sich auf einen Bogmatich mit der Volksvertretung einzulassen; den mögen die Herren gelegentlich unter sich abmachen. Bella gerant alii . . . Bei der Errichtung einer Eriestiner Universität, genauer: italienischen Rechtsfakultät, würden freilich Italiener und Slovenen sich beständig in die Haare geraten; aber es ist besser, daß dieser Streit der Nationalitäten an der Adria sich abspiele, als in Orient oder Roveredo zwischen Deutschen und Italienern. Eine Universität in Wälschtrol würde außerdem die Auslieferung des Landes an die Irredentisten bedeuten. Einsteuilen ist mit dem Reichsrat auch diese Frage vertagt und damit einstweilen die Gefahr, daß Wien zu einem Kompensationsobjekt für slavische Universitätschwärmer wird, in die Ferne gerückt.

Dr. Fr. St.

* * *

O, du mein Österreich!

Ruhige Köpfe fragen: quo usque tandem? Die Fahnen vor dem österreichischen Parlament sanken nieder, der Vorhang fiel über die Komödie der letzten Tage, die kein Satiriker mit so drastischer Komik hätte erfinden können. Die Polen, dieses Schoßkind jeder österreichischen Regierung, sprangen störrisch plötzlich zur Obstruktion, und die Sozialdemokratie wurde Helferin des Ministeriums; freilich nur im Budgetauschuß. Im Finanzauschuß beantragte diese selbe Partei ein Mißtrauensvotum gegen diese selbige Regierung. Das Versöhnungskomitee der Nationalitäten trat in Streik, der Wehrauschuß wurde beschlußunfähig. Und diese Desorganisation des Parlaments trat kaum eine Woche nach versassungsmäßiger Erledigung jenes Budgets ein, welches das Riesendefizit des Staatshaushaltes vor aller Welt ausgebreitet hatte. Die Wasserstraßen bleiben ein hübsches Geseh, dessen Nichtausführung man mit der ohnehin vorhandenen Unterbilanz der Staatsbahnen entschuldigt. In Wahrheit aber fehlt's an den zwei Milliarden, und die jüngste österreichische Rente mußte auf reichsdeutschen Märkten begeben werden. Das Defizit der Wiener Verkehrsanlagen wächst von Jahr zu Jahr, und unsre allzulang vernachlässigten wissenschaftlichen Institute sind in einen solchen Zustand geraten, daß der größte Gelehrte, den unsre Wiener Universität in den letzten Jahren gewonnen hat: Geheimrat Strümpell, unsre Stadt aufatmend verläßt. Wir zahlen — milde ausgedrückt — praeter legem 720 000 Kronen jährliche Ministerpensionen, dagegen sind 8000 Kronen für die Lieferung wissenschaftlicher Apparate nicht da, so daß sich die Geschäftsleute mit ihrer Forde-

rung an Professor Strümpell wenden. — Dem immimenten Staatsbankerott steht eine Mißwirtschaft in den Privathäusern gegenüber. Die ungeheure, unberechtigte Steuer der Wohnungen, Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände droht das Gleichgewicht zu sprengen. Die agrarische Schreckensherrschaft treibt die Preise künstlich in die Höhe; und von Regierung und Parlament, dem dreimal benedicteten Volksparlament Österreichs, verlassen, greift das Volk zur Selbsthilfe. In der kleinen niederösterreichischen Kreisstadt Krems schlossen sich die Konsumenten gegen die Fleischspaschas zusammen, die plötzlich eine Preis-„zuwag“ von 40 Hellern für das Kilogramm dekretierten. In Waadhofen a. d. Ybbs und in Hainburg findet diese Bewegung schon Gefolgschaft. Das Volk verzweifelt an der Volksvertretung, und das Streikkomitee von Krems richtet an den Minister des Außern (!), den Grafen Arentthal, eine Petition, die seine Hilfe anruft, weil von Regierung und Parlament nichts mehr zu erhoffen sei. Seiner Hand, die sich in der bosnischen Annexion stark gezeigt hat, wollen sie vertrauen. Im Innern aber fehlt jede starke großzügige Organisation. Ach, wie lange schon! Seit Jahren spricht man davon, Dalmatien dem Fremdenverkehr zu erschließen: nun werden dort mit englischem Kapital Hotels gebaut. Österreich fehlt's an mobilem Kapital. Die auswärtige Industrie triumphiert über die heimische, weil diese die technischen Erneuerungen jener nicht mitmachen kann. So wächst der Import, während der Export zusammenschrumpft. Statt dessen wird das Geld hierzulande in Luxus und Amüsement verleppert. Wir sehen, wie hier in Wien ein Weinslokal, ein Singelangel nach dem andern eröffnet werden. Die Fialer organisieren an Sonntagnachmittagen Sondertagen bis zu 25 Kronen. Und alle Standplätze sind ebenso leer, wie die nächtlichen Amüsierlokale zum Versten voll. Dafür setzt aber auch schon das Börsenspiel kleiner Leute ein. Es ist die Stimmung von 1873, die Apres-nous-Stimmung, die an einem einzigen Tage hunderte Familien verarmt und die deutsche Sprache um das Wort „Krach“ bereichert hat. Aber unbedenkliche Köpfe scheuen noch immer nicht davor zurück, der Welt von der Stärke „Neuösterreichs“ vorzudröhnen. Wer diese aufgeblähte Großtueri in der Literatur und die verzweifelten Zustände unsrer Wirklichkeit miterlebt, den packt ein schmerzvoller Jörn. Jetzt aber schlägt durch alles nichtige Kintengeklir mit Riesenslettern das Menetekelwort: Wie lange noch? . . .

Janus.

* * *

Die spanische Justiz

arbeitet nicht schneller als die anderer Länder, aber vielleicht gründlicher. Als bei den Krawallen in Barcelona einige Klöster in Flammen aufgingen, sanden unsre Radikalen diese Art von Volksbergnügen durchaus angemessen, man konnte aber auch Berichte lesen, worin die Tatsache der Brandstiftung und der damit verbundenen blutigen Ausschreitungen schlankweg in Abrede gestellt wurde. Es hätte auch gar zu übel zu dem Ferrerrummel und der Glorifizierung der spanischen Freiheitshelden gepaßt. Man vergaß, daß man mit einem solchen Vorgehen den spanischen Antiklerikalen selber einen schlechten Dienst erwies; denn auf der iberischen Halbinsel wußte jedes Kind, wie die vom Anarchismus geschürte Volkswut in Barcelona gegen das Eigentum der geistlichen Genossenschaften gewütet hatte. Jetzt hat das Geschick einen jener Brandstifter ereilt, und der Sozialist Villanuova ist wegen Einäscherung eines Klosters zu vierzehn Jahren Gefängnis und 1750 000 Pesetas Selbststrafe verurteilt worden. Nehmen wir an, der Abeltäter sei vermögenslos — was wohl der Fall sein wird — und er habe für jede nichtbezahlte Peseta einen weiteren Tag Gefängnis abzupfizen, so wird er nach Verbüßung seiner Hauptstrafe im Jahre 1924 noch etwa 4793 Jahre abzusitzen haben und im Jahre des Heils 6717 nach Christi Geburt den Kerker verlassen, falls nicht eine Amnestie ihm die Freiheit inzwischen wiedergibt. Die Richter sind gewiß nach dem

Buchstaben des Gesetzes verfahren; aber sie hätten doch wohl einen Ausweg finden können: einen Vermögenslofen zu 1 $\frac{1}{4}$ Millionen Schadensersatz verurteilen, forderten den Spott heraus.

M. L. F.

Yankee-Kultur.

Ich will nicht über Johnson und Jeffries, über die Brutalität der Faustkämpfe und der Zuschauer sprechen, an die sich dabei äußernde Bestialität ein Wort zu verschwenden, wäre Unrecht. Ich will auch nicht hinweisen auf die Kämpfe zwischen Weißen und coloured gentlemen, die sich an den Match von Reno schlossen, ich möchte nur auf die Depesche hinweisen, die meldet, daß am Thanksgivingstag im Lande 28 Personen getödet und 1758 verletzt worden seien. Vielleicht sind es auch ein paar mehr, es kommt so genau nicht darauf an. Und das, obgleich im Staate New York und in einigen anderen der Verkauf von Feuerwerkskörpern schon einen Monat vorher streng verboten ist. Die Yankee-Kultur treibt doch herrliche Blüten. Nun könnte es uns gleich bleiben, ob und wie sich die Yankees gegenseitig bald um Geld und bald um ihre gefundenen Knochen bringen; aber leider wird der Amerikanismus immer mehr unser Vorbild. Unre Presse wird oder ist schon ganz amerikanisch, lehrt uns die captains of industry anbelen, weil sie jederzeit so und so viel tausend hands auf die Straße werfen können, den frischen und gefunden Sport sucht man mit aller Gewalt zu amerikanisieren, im Geschäftsleben führt man amerikanische Methoden und Prinzipien ein, man schneidet die öffentlichen Einrichtungen auf das Luxusbedürfnis erfolgreicher business-Männer und ihrer Damen zu und sogar im Vergnügen kopiert man schon Amerika, indem man Einrichtungen schafft, bei denen die Massen durch kostspielige Anlagen maschinell amüsiert werden. Der Frohsinn wird durch die Technik ersetzt. Was bei einer so durch und durch materiellen Ingenieur-Kultur herauskommt, zeigt Amerika, das in sein Wappen Fußball, Revolver, Bibelbuch und Wasserrutschbahn aufnehmen sollte. Wollen wir unsere alte, feine Zivilisation wirklich dem brutalen, amerikanischen Materialismus opfern? Wollen wir uns, um den Yankee ähnlich zu werden, alle geistigen Interessen abgewöhnen? Muß es auch bei uns dazu kommen, daß man an nationalen Festtagen zur Erhöhung der Festfreude keine Nebenmenschen mit Petarden blendet oder in Stücke reißt? Es ist Zeit, daß das deutsche, das kultivierteste aller Völker, aufhört, die kulturloseste Nation der Welt nachzuahmen.

Dr. M. P.

Männerstolz vor Königsthronen.

Der Yankee hat diesmal die Rielers Rennen gemacht; mit Ausnahme eines einzigen hat sich die amerikanische Nacht „Westward“ alle Preise geholt. Dieser Sieg hat eine recht interessante Vorgeschichte: die Nacht sollte nämlich eigentlich dem Kaiser gehören. Daß sie der Yankee bekam, ging, wie man sich in Riel erzählte, folgendermaßen zu. Majestät hatte voriges Jahr, oder sind es schon zwei Jahre her, zur Tafel auch den Schiffsbauingenieur H. gezogen, unterhielt sich sehr angeregt mit diesem Herrn und sprach schließlich auch vom Nachtbau und Nachtbauen. Unser Ingenieur bekam denn auch zwischen Fisch und Braten einen Auftrag. Zwischen Eis und Käse hatte Majestät den Riel zu dieser Nacht gezeichnet: so soll er werden. Aber dieser Ingenieur besaß die — ich weiß nicht, wie man nennen soll — kurz und gut, er wagte zu sagen: wenn ich die Nacht baue, Majestät, zeichne ich auch den Riel. Damit war Auftrag und Mann „erledigt“. Ja, und der Mann ging hin und unterhandelte sich, dem Yankee die „Westward“ zu bauen, die, wie gesagt, leider alle Rennen gewonnen hat.

Patria potestas.

Man muß schon sagen: das österreichische Gesetz schützt durch prägnante Bestimmungen die Kindespflichten vor

den Elternrechten. Das altrömische *parentis voluntas suprema lex* wich schon vor hundert Jahren aus unsern Gesetzbüchern. Aber es nistet immer noch in den Köpfen östlicher Richter. Das bürgerliche Gesetz schützt das Liebesleben der Kinder. Und der Straffodex erhöht diesen Schutz; denn § 508 droht den Eltern strengen Arrest an, wenn sie Kinder „zu nach den Gesetzen nichtigen Ehen zwingen“. Theorie und Praxis verstehen unter diesen nichtigen Ehen auch solche, die aus dem Rechtsgrunde mangelnder Willensfreiheit ungültig werden. Allein das Gesetz läßt sich an einer Fürsorge bei der Eheschließung nicht genug sein. Es sucht auch die „Standeswahl des Kindes“, seinen Bildungsgang, seine Berufsbestimmung vor elterlicher Willfür zu bewahren. Es erlaubt (§ 148 B. G.-B.) dem Kinde „nach erreichter Mündigkeit, wenn es sein Verlangen nach einer andern, seiner Neigung und seinen Fähigkeiten mehr angemessenen Berufsart dem Vater fruchtlos vorgetragen hat, sein Gesuch vor das ordentliche Gericht zu bringen, welches mit Rücksicht auf den Stand, auf das Vermögen und die Einwendungen des Vaters von Amtswegen darüber zu erkennen hat“. Man sollte meinen, daß diese Bestimmung mit eindeutiger Klarheit die gesetzgeberische Absicht ausdrücke. Aber man meint es bloß, und das f. l. Landesgericht in Krakau meint es anders. Da sind zwei Töchter orthodox-jüdischer Eltern, 20 und 18 Jahre alt. Sie wurden fünfzehnjährig gegen ihren Willen mit 14jährigen Knaben verheiratet. Bloß nach jüdischem Ritus, also nach österreichischem Gesetze ungültig. Ihre weitere Ausbildung wurde ihnen untersagt. Durch heimliches Privatstudium bestand die ältere das Abiturium. Aber die millionenreichen Eltern verweigerten den Universitätsbesuch. Ihre jüdische Gläubigkeit hält Wissenschaft für Sünde. Der Widerwille gegen Vater und Mutter und Männer trieb die Mädchen aus dem Hause. Und die Behörde . . . sah nichts, hörte nichts, wußte nichts. Sie respektierte das erzwungene Konfubinat der beiden Mädchen. Nur freiwillig eingegangene freie Verbindungen trifft ihre entrüstete Sittlichkeit. Eine Klage der beiden Mädchen half ihrer mangelnden Aufmerksamkeit. Gesetzmäßig verlangten sie die rituelle Scheidung der erzwungenen Ehe, die Alimentierung, die Erlaubnis zum Studium. Aber das hohe Landesgericht in Krakau meint es anders. Sein abweisendes Urteil klingt wie Hohn: es bezeichnet die Nötigung der Mädchen zum Eheabschluß als „sehr ungehörig“, wirft aber den Weibern vor, sie hätten durch ihre Einwilligung (!) in die Verlobung, „beziehungsweise“ Trauung die Eltern getäuscht, hätten durch die Mißachtung der Religionsübungen im väterlichen Haus sich pietätlos gezeigt. Lustig! Die religiöse Pietät der „Chassidim“ verlangt z. B., daß sich das Mädchen bei seiner Verheiratung die Haare kurz schere; dieser Pietismus betrachtet die Universitäten als Teufelswerk. Was ist es nun in unserm lieben Österreich mit den pietätvollen Bräuchen der Aeger und Indianer? Muß sich ein emanzipierter Schant den traditionellen Nasenring, ein indianischer Mischling auf väterliches Gebot den trockenen Kopfsputz gefallen lassen? Darf die Unduldsamkeit des jüdischen Meritismus sein Gesetz über das allgemeine Recht stellen, mit seiner alttestamentarischen Rechtlosigkeit der Frau unserm modernen Empfinden aufzutrompfen? Man mag (recht und billig) die Chassidim nach ihrer Fassung selig werden lassen. Aber sie müssen Menschen, die nach dieser Fassung ihre Seligkeit nicht mehr finden, die Freiheit geben, ihren eigenen Heilsweg zu suchen. Es verstimmelt, daß der Staat sein brachium-saeculare immer nur dem verbissenen Ultramontanismus leiht, mag er über die Alpen oder nach dem Libanon schießen. Das Schicksal dieser beiden mißbrachten Mädchen wird zum typischen Ausdruck rückständiger Gewalttätigkeit, in der sich Eltern und Staat als Verwandte treffen. Daß wir in diesem Falle gesunde Gesetze haben, genügt nicht; sie müssen auch lebendig, Wirklichkeit werden. Möglich, daß Österreichs höchstes Gericht, das sich mit diesem skurrilen memento aus Kulturansängen zu befassen haben wird, möglich, daß diese alten, grabartigen Herren des

obersten Gerichtshofes moderner, gesünder, gefeszmäßiger denken werden als ihre jungen Kollegen im Kratauer Landesgericht.

Janus (Wien).

Mal so — mal so.

Die Deutsche Tageszeitung liebt die Juden nicht und dagegen kann kein Mensch etwas einwenden. Unverbroffen kämpft sie gegen den „jüdischen Geist“, und das ist ihr gutes Recht. Aber sie macht es sich mitunter dabei doch zu bequem. Paßt ihr ein Mann nicht, dann „degradiert“ sie ihn zum Juden, auch wenn er so christlich-germanisch ist, wie etwa Herr Dr. Vertel; hat aber ein Jude solche Verdienste, daß sie diese keinesfalls totschweigen kann, dann befördert sie ihn, um ihren Lesern nicht den Schmerz zu bereiten, daß sie einen Ebräer lobt, zum „deutschen Mann“. Das gibt natürlich mitunter recht ergöhlige Stüchchen, wie neulich. So erklärte in ihrer wissenschaftlichen Beilage ein Herr v. Levegow es als charakteristisch für den „jüdischen Geist“, daß ein Professor Leo in einer Vorrede zu den von ihm herausgegebenen Schriften (Briefen) Machiavellis als den einzigen Grund für die Tätigkeit des italienischen Staatsmannes den Wunsch eine Anstellung zu erhalten, angeführt habe. Diese Unfähigkeit uneigennütigen Idealismus zu begreifen, sei echt jüdisch. Herr v. Levegow hat Heinrich Leo bitter unrecht getan, denn der bekannte — d. h. ihm nicht bekannte — Hallenser Historiker war so christlich-germanisch wie möglich und ein Reaktionär auf politischem und kirchlichem Gebiet. — Andererseits Prof. Ehrlich, der Erfinder des Anti-Syphilitikums ist Jude und die Deutsche Tagesztg. benutzte die Gelegenheit, daß ein Wiener jüdischer Arzt sich über die Wirksamkeit des „Präparates 606“ szeptisch äußerte, um über diesen Semiten herzufallen und den „deutschen Mann“ Ehrlich in Gegensatz zu ihm zu stellen und zu feiern. Beides ist nicht hübsch und auch nicht klug. Denn wenn ein Sachverständiger auch die Leser des genannten Blattes als „minder intelligent“ eingeschätzt hat, solche Kunststüchchen dürfte der eine oder der andre doch merken und sein blindes Vertrauen zur Redaktion verlieren.

Dr. M.

Schulpaffen.

Ein schönes Sortiment Perücken mag in dem „Oberschulrat“ in Baden zusammenhocken. Wir, die wir der Herrschaft verknocheter Pedanten gottlob schon lange entronnen sind und unsre Kinder doch nach einigermaßen vernünftigeren Prinzipien und mit mehr Liebe behandelt sehen, als sie uns seinerzeit zuteil geworden ist, glaubten vielleicht gar nicht mehr, daß es solche Exemplare noch gebe. Ein vom „Oberschulratsdirektor“ — schon dieser Titel kann einem Abelselten erregen — erlassener Ukas verbietet Schülern unter 16 Jahren die Fahrten des bekannten Jugendvereins „Wandervogel“ mitzumachen. Das ist echt schulpfäffisch. Direkt verbieten mag der „Oberschulrat“ in unsrer Zeit, da der Sport von Allerhöchster Stelle protegirt wird, die Wanderveranstaltungen nicht, und da erläßt er eine Bestimmung, die es den bei weitem meisten Schülern unmöglich macht, daran teilzunehmen. Ganz in diesem Geiste muten auch die fürsorglichen Bestimmungen an, daß die Wanderfahrten nicht über Nacht ausgebeht werden, und daß an ihnen nicht Schüler verschiedener Geschlechter beteiligt sein dürfen. Man kann das ganze nicht anders als schulpfäffisch bezeichnen und das um so mehr, als wirkliche Pfaffen und Pfaffenossen dahinter stehen, nämlich die Zentrumsabgeordneten Kopf und Dr. Schofer. Diese beiden erleuchteten Geister hatten sich in der zweiten Badischen Kammer recht mißlieblich über den „Wandervogel“ ausgesprochen, und trotz seiner Verteidigung durch zwei liberale Redner hat der Oberschulrat sofort Dilligentiam prästiert und seine Ergebenheit für das Zentrum durch die Tat bewiesen. Ein Trost ist ja vorhanden, mögen die Schulpaffen sich noch solche Mühe geben, Geschlechter von Muckern und Stubenhockern heranzuziehen, es wird ihnen nicht gelingen. Dazu ist der Wind, der gegenwärtig durch Deutschland weht, zu scharf

und frisch. Er wird es sogar fertig bringen, obbemelte Perücken auszufegen, d. h. den Jahrhunderte alten Staub aus ihnen zu entfernen. Sollten die Perücken dabei selbst weggewirbelt werden, so wäre es auch noch kein Schade und ließe sich ertragen.

Dr. M. P.



Der Schwarze und der Weiße.

Wohl dem, der seine Bogfaust rührt
Und so sich mit Kultur beschiert!
Amerika, du hast es besser
Als unser lappriges Gewässer.

Für den Problemruf: Black or white?
Hast du zum Grübeln keine Zeit —
Zwei Boger sieht man wild sich tummeln,
Die das Problem per Faust befummeln.

Zwar hat das Resultat geprellt:
Der Schwarze steigt, der Weiße fällt,
Doch ward dadurch ein Grund gefunden:
Der Nigger wird jetzt mehr geschunden!

Hei, wär es nicht ein schöner Brauch,
Wenn wir so bogig wären auch!
Ich möchte anmarschieren lassen
Des Parlaments verschiedne Rassen.

Der Sozi bogt den Junker um,
Der Liberale 's Zentrum krumm,
Der Bebel klopft auf Bethmann kräftig,
Der Heydebrand trifft Wiemern heftig.

Man sähe Resultate traun,
Zu höchsten Zwecken ausgehau —
Ein neu Gesicht kriegt Volksvertretung
Durch solche edle Körperknetung.

Du, Unterlegner, wirst geschafft,
Weil du kein Bogertraining hast,
Anstatt der stundenlangen Reden
Ergözen blau-schwarz-rote Fehden!

Es bleiben übrig Reden nur
Von deutscher Urweltvollnatur,
Worauf die wackelnden Ministler
Entschwinden mit Pardon-Geslüster.

Und schließlich liest im Morgenblatt
Der Bourgeois, behäbig-satt,
Statt langer Parlamentsberichte
Nur die lokale Mordgeschichte:

„Im preußischen Dreiwählerhaus
Bracht man ein neues Wahlrecht raus,
Die Bogmajorität, die neuste,
Hats rausgebogt! Hurra die Fäuste!“

Terentius.



Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren u. s. w. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unbenutzt und ungelester Werke kann nicht erfolgen.

Carlo Dadone: Seltene Geschichten. Übersetzt von Dr. Karl Wiesendahl. Verlag von Robert Luz (Stuttgart). Preis M. 1.50.

Der italienische Kritiker Giuseppe Giacosa und der Übersetzer Karl Wiesendahl nennen ihren Schützling Carlo Dadone den italienischen Poe. Ein großes Wort, wenn man sich ihm unbedingt unterwerfen müßte. Wiesendahl geht sogar weiter, er stellt Dadone noch über Poe, behauptet, daß die Motive bei jenem noch weit großartiger, kühner und moderner behandelt seien, daß sie noch viel mehr in die Tiefe gehen, einen viel stärkeren Stimmungseffekt haben und viel scharfer profilierte Charaktere vorführen. Wenn man von alledem so ziemlich das Gegenteil annimmt, so wird man ungefähr zur richtigen Einschätzung Dadones kommen. Dieser junge Piemontese ist nämlich ein recht guter Novellist mit oft ganz originellen Einfällen, aber bei weitem kein Dichter von der elementaren Kraft Edgar Allan Poes. Seine Arbeiten lesen sich amüsant und spannend, aber sie hinterlassen kein Zittern in uns wie Poes grauig-schöne Novellen. Dadone hat viel weniger Scharfsinn als Poe, er wischt oft gerade über das wesentliche Motivische hinweg, und an der wissenschaftlichen Basis seiner Arbeiten merkt man oft die Unsicherheit des Autodidakten. Wenn Wiesendahl von Dadone behauptet, er habe die neue Gattung der „wissenschaftlich-phantastischen Novellen mit realistischer Ausführung“ geschaffen, so ist das einfach ein literarhistorischer Irrtum. Man braucht außer Poe nur die Namen Boüte, Wells (in gewissem Sinn Jules Verne), Kurt Laßnik, Oskar Panizza, Hanns Heinz Ewers und — in aller Bescheidenheit mich zu nennen. Aber soviel soll Dadones Novellen nicht vorenthalten sein: sie sind gut geschrieben, spannend und prächtig lesbar.

Karl Hans Strobl (Brünn).

Ch. H. Pantenius: Geschichte Rußlands bis zur Gegenwart. R. Voigtländers Verlag (Leipzig).

Es ist sehr bequem, aber nichts weniger als wissenschaftlich, die Entwicklung eines Landes nach den einzelnen Herrschern einzuteilen. Das tut aber Pantenius und kennzeichnet sich damit als Anhänger einer längst verlassenen und abgetanen Schule. Am wenigsten Sinn hat die Einteilung bei Rußland, das überhaupt in einem Jahrtausend höchstens fünf Herrscher von ausgeprägter Eigenart gehabt hat. Im übrigen ist das wohlgemeinte Werk von Pantenius gut geschrieben, klar, schlicht, verständlich, zuverlässig. Es will nicht gelehrt sein. Doch ist vielfach ernste Forschung gewissenhaft verwertet, so namentlich für das Aufkommen der Normannen. Nur schade, daß Marquarts grundlegende Forschungen nicht benutzt wurden. Der Verfasser bevorzugt die innern Begebenheiten, die er anschaulich und oft flammend zu erzählen versteht. Unzulänglich ist dagegen der Bericht von der Ausdehnung in Turkestan und Sibirien. Kritiklos ist das Lob Alexander Newskijs, der weder ein kluger, noch ein guter Mann war. Am besten ist der Abschnitt über Peter d. Gr. Leider sehr kurz ist die allerneueste Zeit behandelt. Ich bemerke noch, daß Bajaren mit Art, Krieg, gar nichts zu tun haben, sondern von den türkischen Coila, Coilades, Edelseuten, stammen.

Dr. Albrecht Wirth.

Gesammelte Schriften von Jakob Michael Reinhold Lenz. In 4 Bänden. Herausgegeben von Ernst Lewy. II. und III. Bd. Paul Cassirer (Berlin).

Die Fortsetzung dieser Ausgabe, deren erster Band bereits in diesen Blättern beurteilt war, enthält (II. Band) die Gedichte und (III. Band) die Lustspiele nach Plautus. Das, was an der Ausgabe selbst zu tabeln war, hat sich nicht wesentlich gebessert; die Zutaten des Herausgebers bleiben dürftig und enthalten kaum den Versuch einer

Einführung in die immerhin seltsamen Werke. Sie statieren zwar, daß Handschriften verglichen sind, geben an, welche früheren Drucke benutzt wurden, gewähren aber im einzelnen keinen Aufschluß über die Art, wie die Bewertung der ersteren und die Benutzung der letzteren stattfand. Ebensovienig wie textkritische Anmerkungen, über deren Notwendigkeit man streiten kann, werden sachliche Erläuterungen gegeben, die nach meiner Auffassung gerade bei einem Schriftsteller wie Lenz beigebracht werden müssen. Ist dies Verfahren des Herausgebers ganz gewiß nicht zu billigen, so muß ihm eingeräumt werden, daß er reich daran tat, sich zu beschränken, z. B. bei dem dramatischen Nachlaß nicht alles zu veröffentlichen, sondern eine Auswahl zu treffen. Gar manches, darunter das von vielen hochgehaltene Faustfragment, ist so herzlich unbedeutend und dabei so hochtrabend, daß es ohne Schaden hätte fortgelassen werden können. Gegen die Lustspiele nach Plautus habe ich schon wegen des Titels eine starke Abneigung. Denn diese Aufschrift ist irreführend: was haben diese ganz modernen Stücke eigentlich mit Plautus zu tun? Im Stoff ganz gewiß nichts, in der Form wenigstens im Inhalt höchstens das, daß sie sehr derb sind. Gewiß konnten sie nicht vollständig fortbleiben, weil sie in ihrer Eigenart zu bezeichnend sind, aber sie hätten ganz wohl etwas beschränkt werden können.

Bedeutend war Lenz hauptsächlich als Lyriker. Seine Gedichte enthalten entweder Verhöhnungen Lebender und Verstorbener oder Lobpreisungen Hochstehender, z. B. der Weimariischen Fürstinnen, auch des Philosophen Kant, ferner Verherrlichungen seiner Träume und Meister, unter denen Lavater einen hervorragenden Platz einnimmt; die und da begegnet einzelnes Religiöse, die meisten Gedichte sind erotisch. Nicht im üblen Sinne. Denn wenn sein Leben auch nicht geradezu klösterlich war, so blieb seine Muse keusch. Manche seiner Gedichte sind wert, neben Goetheschen zu stehen; seine Gesenheimer Lieder, an Friederike Brion gerichtet, die man lange Goethe zuschrieb, sind denen des eben genannten Dichters zwar nicht vollkommen ebenbürtig, aber doch ihrer nicht unwürdig, sie finden sich nebst vielen andern Liebesgedichten in unserer Sammlung. Ein Gedichtchen, wie das folgende, das hier mitgeteilt werden mag, um wenigstens eine Probe zu geben, hätte dem jungen Goethe keine Schande gemacht:

Aus ihren Augen lacht die Freude,
Auf ihren Lippen blüht die Lust,
Und unterm Amazonenkleide
Hebt Mut und Stolz die edle Brust.
Doch unter Locken, welche fliegen
Um ihrer Schultern Elfenbein,
Verrät ein Seitenblick beim Siegen,
Den schönen Wunsch, besiegt zu sein.

Die Ausgabe ist von der Verlagsbuchhandlung in sehr würdiger und schöner Weise ausgestattet.

Prof. Dr. Ludwig Geiger (Berlin).

Walter v. Molo: Die törichte Welt. Roman. Verlag von Schuster & Loeffler, (Berlin).

Ja, wenn die Welt im Genie einfach den hervorragenden Ausnahmefall sehen und nicht von ihm noch verlangen wollte, daß seine Kinder und Kindeskinder Genies sein müßten! Das Gegenteil tut sie jedoch. Weil der Vater ein großer Mann gewesen ist, muß der Sohn in der Genteshierarchie womöglich ein paar Rangklassen höher hinauf, gerade so, als ob es sich um Beamtenstellen handelte. Da nun in den weitaus meisten Fällen die Erbsahrung lehrt, daß ein genialer Vater keineswegs geniale Kinder haben müsse, die Nachkommenschaft dann also enttäuscht, ist die Welt betroffen und glaubt vor einem Rätsel zu stehen. Das ist die Folge einer falschen Voraussetzung. Es kann aber tatsächlich der Fall eintreten, daß ein Genie ein geniales Kind hat. Dann tritt die Schätzung nach Rangklassen erst in Kraft, und das Kind wird am Vater abgehängt. Der Erzeuger hat so und soviel geleistet, also bleibt dem Nachkommen

so und soviel zu leisten übrig. Daß der Beiden Genie aneinander nicht gemessen werden darf, weil Genie überhaupt nicht nach Klaftern ausgemessen werden kann, stört die Welt in ihrer kritischen Beobachtung nicht. Die einfache Grundwahrheit muß man sich vor Augen halten, um Molo's Roman in seiner ganzen Tiefe zu ermessen und auch zu erkennen, welche Tragik für den Nachkommen darin liegt, daß er an den Laten seines Vaters gemessen wird. Gerade so wie dem jungen Haltberg das Kunstschaffen verehrt wird, weil er eben einen andren Weg als sein Vater gehen wollte, die Welt aber von ihm kategorisch verlangt, auch als Künstler der Familientradition treu zu bleiben, die Malerin Sören niemals zu Höherem gelangen wird, weil auch ihr die Welt, die ihren Vater gelassen ließ, den Weg vertritt, ergeht es manchem, der, auf sich selbst gestellt, vielleicht Großes leisten könnte. Aber die Welt will auch edel erscheinen, und so stellt sie z. B. den jungen Dr. Kote, der der Sohn eines großen Arztes ist, geradeaus an seine Stelle, nachdem dieser die Augen geschlossen hat. Diese Art „Edelmut“ rächt sich natürlich auch. Ohne daß der Dichter das weitere Schicksal des jungen Kote erzählt, ahnen wir, wie dieser junge Mann, der an sich ja ganz tüchtig ist, dennoch niemals den hervorragenden Posten, den er vom Vater gewissermaßen ererbt, wird ausfüllen können; den Schaden, den sich die Welt selbst anrichtet, indem sie einen an einen ungeeigneten Posten gestellt, abgerechnet. Und warum das alles? Weil die Welt den hervorragenden Einzelfall fast niemals begreift und das Abmessen einer Größe an einer andren nicht lassen kann. — Mit großer Wucht, dramatischer Stärke und gewaltigem Schilderlalent hat Molo diese Tragikomödie des Epigonen dargestellt. Hat sich der Dichter schon in früheren Werken als feiner Psychologe und hervorragender Milieuzeichner gezeigt, so erkennen wir aus dem vorliegenden Romane Molo als tiefen Denker. Man wußte dies wohl schon längst, z. B. aus seinem Werk: Die unerbittliche Liebe. Dennoch aber steht Molo diesmal, da er ein Thema behandelte, das weniger Gelegenheit zu fatten Szenen gab, noch höher. Eben in der feinen, diskreten Art, in welcher er den Vorwurf behandelt, erkennen wir den Meister. Dabei wird nicht philosophiert, aber wir haben dennoch ein Werk voll philosophischer Tiefe vor uns. Daß der Aufbau in wohlgefügter, die Charakterisierung scharfklinig und die Entwicklung der Handlung eine rasch fort-

schreitende ist, erwähne ich nur anbei; denn der Wiener Dichter hat längst gezeigt, daß er darin viel, sehr viel kann. Karl Wilhelm Fritsch (Brünn).

Heinrich v. Kleist: Erzählungen. 3 Bände. Bruno Cassierer, Berlin.

Ein wundervoller Neudruck auf Büttenpapier. Das ganze Buch hat das Aussehen eines alten Druckes aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, liegt in höchst originellen Einbänden vor und ist der großen Gemeinde der Bücherliebhaber nachdrücklich zu empfehlen. Der erste Band enthält die größeren Erzählungen, z. B. Michael Kohlhaas und das Bettelweib von Locarno, der zweite die Marquise von O. und den Findling, nebst andern kleinen Geschichten; den Inhalt des dritten Bandes machen nicht Erzählungen, sondern die kleinern und größern Artikel aus den Zeitschriften aus, die Kleist herausgab, oder deren Hauptmitarbeiter er war: „Germania, Phöbus, Abendblätter.“ Ein Herausgeber der Sammlung ist nicht genannt, leider ist auch keinerlei Bemerkung hinzugefügt. Der ganze Neudruck soll wohl eine Art Säkular-Ausgabe der zuerst 1810 und 1811 in zwei Bänden erschienenen Edition von Kleists Geschichten sein, denen etwas willkürlich die Sammlung kleinerer Stücke hinzugefügt ist, die zwar manches Wichtige und Interessante enthalten, aber ihrem inneren Werte nach mit den Erzählungen nicht zusammenzustellen sind.

Ausstattung und Druck der neuen Ausgabe ist gar nicht genug zu loben. Der Verleger hat mit dieser köstlichen Gabe den Bücherfreunden ein Schmuckstück geschenkt. L. G.

Præhistorische Zeitschrift. Herausgegeben von E. Schuchhardt, R. Schumacher, H. Seger. 1. Band, Heft 1. Verlag der Præhistorischen Zeitschrift (Süddeutsche-Berlin).

Dr. Kurt Floerke: Kriechtiere und Lurche Deutschlands. Mit zahlreichen Abbildungen. Verlag Kosmos. Geschäftsstelle: Franck'sche Verlagsbuchhandlung (Stuttgart). Preis: Mk. 1.—

Joh. Christian v. Mannlich: Ein deutscher Maler und Hofmann. Lebenserinnerungen 1741 bis 1822. Nach der französischen Original-Handschrift herausgegeben von Eugen Stollreither. Mit 8 Bildnissen. Verlag von E. C. Mittler & Sohn (Berlin). 1910. Preis: geh. Mk. 10.50.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M.
Einzelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

**Kaiser
Friedrich
Quelle**

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15b, Schönebergstr. SW.
— Telefon-Amt VI, No. 689. —

Beste Materialien

sind in der **Photographie**
:: unentbehrlich. ::

Arbeiten Sie mit

„Agfa“ - Hilfsmitteln:

„Agfa“-Verstärker
„Agfa“-Abschwächer
„Agfa“-Fixiersalz
„Agfa“-Schnellfixiersalz
„Agfa“-Tonfixiersalz
„Agfa“-Negativlack
„Agfa“-Blitzlicht etc.

Verlangen Sie gratis von
Ihrem Photohändler
16seitigen

„Agfa“ - Prospekt

:: mit der Sphinx! ::

(„Agfa“ 118)

„Agfa“-Photohandbuch 30 Pf. (180 Seiten)



**Jagd-Trophäen, in- und ausländische
Waffen u. Gebrauchs-Gegenstände**
für Dekorations- und Sammelzwecke.
Wiedmann & Schoeffler, Nürnberg H.
Jll. Prachtkatalog, H^o geg. 35 Pf. i. Briefm.

Antiquar. Kat. 34. Philosophie
" " 36. Litteratur
gratis und franco:
J. Krause, Antiquariat, Halle a. S.

+ Hygienische

Bedarfsartikel. Neuest. Katal.
m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
H. Unger, Gummiwarenfabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Empfehlenswerte Hôtels

Berlin:

Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:

Hôtel zur Traube (L. Ranges). Bes.:
Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):

Hôtel und Naturweinkellerei „Zur
Kanne“. Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:

Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:

Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:

Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:

Hôtel Bellevue (L. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10,50 an pro Tag.

Kettwig:

Hôtel „Schiesen“-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:

Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:

Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:

Hôtel Sachsenhof, Haus I. Bismarck.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:

Hôtel Cecilie u. Badehaus (L. Ranges).
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.

Hôtel Fürstenhof (L. Ranges). Besten-
volle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.

Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbad.
„Weisses Ross“. Bes.: Reinhold Haas.

Wilhelmshöhe:

Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

„Berliner Lokal-Anzeiger“: . . . Der Schillerband bringt Originalaufsätze über Schiller aus der Gegenwart, die über den Augenblick hinaus zu werten sind. Geben sie auch nicht ein Gesamtbild von Schillers Wesen und Leben, so sind sie doch geeignet, auf einzelne Züge in diesem Bilde ein scharfes Licht zu werfen. Der Herausgeber hat durch seinen Kommentar das viele Einzelne ans grosse Ganze geknüpft und hat in seiner Einleitung — Schiller und die Wirklichkeit. Ein Schicksal — eine sehr interessante und originelle Stellungnahme zu dem Problem „Schiller“ versucht. Die Bücher der Gegenwart sind ein zeitgemässes Unternehmen, das der Wochenschrift und dem Verlage viele Freunde gewinnen wird.

Im „Tagesbote aus Mähren u. Schlesien“ sagt Karl Hans Strobl u. a.: . . . Die Genesis dieses Buches schliesst von vornherein eine erschöpfende Behandlung des Themas aus. Aber was hier in Einzelheiten behandelt wird, bringt so viel Neues und das Bekannte so frisch und interessant, dass ein buntes Leben überall zu quellen scheint. Von der literarhistorisch-gründlichen Quellenuntersuchung bis zum Essay sind alle Formen vertreten, wir finden hier ebenso das Feuilleton wie die Impression und es gelangt ebenso der Germanist wie der Journalist zu Wort. — Hier hat man ein Buch, das abwechslungsreich und interessant ist und jeder Schillerbibliothek als Ergänzung willkommen sein darf.

Bücher der Gegenwart

Band I

Schiller

Gesammelte Aufsätze aus der „Gegenwart“
(1872—1909)

Herausgegeben von
Ignaz Jezower

Mit einem Zweifarben-Holzschnitt des Schillerhauses (von Otto Dellings). XVI, 184 Seiten imit. Bütten in geschmackvollem steifen Umschlag.

Preis 2 Mark

Zu beziehen durch jede Buchhandl.

Hermann Hillger Verlag
Berlin W. 9 . . . Leipzig

„Berliner Neueste Nachrichten“: Der Herausgeber hat durch sachkundige Anmerkungen einen festen Bindfaden zwischen den zahlreichen Einzelstücken getan. In einer feinen u. schwermühevoll geschriebenen Einleitung hat er das Problem „Schiller“ auf einem neuen Wege zu lösen gesucht. Er zeigt, dass der Idealist Schiller doch ganz gute realistische Augen hatte, dass er nicht im Kampfe mit der Wirklichkeit unterlag — wie die Helden in seinen Dramen. Vielleicht hat seine krankliche physische Natur daran schuld . . . und so hat er sich in das Reich der Gedanken, in das der Ideale zurück. Das Wertvolle an dieser kurzen Einleitung ist die Aufweisung der unendlich fein verknüpften und verknüpften Fäden zwischen dem physischen und dem psychischen Menschen. Auch sonst enthält das Büchlein manchen fein geschriebenen Aufsatz und tief gefassten Gedanken.

„Ulmer Tagblatt“: Es war ein glücklicher Gedanke des jetzigen Verlegers der bekannten Wochenschrift „Die Gegenwart“, die gehaltvollsten der dort erschienenen Aufsätze über Schiller zu einem schönen Band zu vereinigen. Ignaz Jezower, der selbst mit einem markanten Essay über „Schiller und die Wirklichkeit“ vertreten ist, hat die Auswahl mit feinem Verständnis besorgt, und wir freuen uns heute, aus ihr entnehmen zu können, dass Schiller noch nicht vergessen ist. Die Verehrer des grossen Dichters finden hier neue Anregung in Hülle und Fülle. Wir wünschen dem Unternehmen, das so glücklich begonnen, schönen Fortgang.



Die Gegenwart

Nr. 30.

Berlin, den 23. Juli 1910.

39. Jahrgang
Band 78.

Der Kulturkampf in Spanien.

In seiner „History of civilization“ in England macht Henry Thomas Budle gelegentlich die Bemerkung, Spanien sei fortgesetzt Erberschütterungen unterworfen, nur erführe man in andern Ländern wenig oder nichts davon, es müßte denn ein ganz gewaltiges Erdbeben sein. Es ist richtig, der einzige spanische Vulkan befindet sich auf Teneriffa, und sein kleinster Ausbruch, wie der lächerlich geringfügige letzte im Vorjahr, beschäftigt sofort alle Welt. Rauch, Feuerschein aus unerforschlichen Tiefen, Lava regen die Phantastie mehr an als schnell verlaufende Bodenschwankungen. Das gilt auch für das politische Gebiet: es müssen sich erst einige dampfende Schlände öffnen, damit wir erinnert werden, wie unterhöhlt und unsicher das Bauland jenes westlichen Reiches ist, dem wir außer der Entdeckung Amerikas die Gründung des Jesuitenordens verdanken. Dieser Hinweis ist nötig zum historischen Verständnis jener Vorgänge, die wir heut den spanischen Kulturkampf nennen; denn wenn die Gesellschaft Jesu in früheren Jahrhunderten in Feindschaft mit den meisten andern geistlichen Orden lebte, zogen diese gleichwohl reichlich Nutzen aus der Stärkung der katholischen Weltanschauung, die die Grundtendenz der Jesuiten war. Der Nutzen bestand in der Vermehrung des Kirchenvermögens, der Klostergüter, in dem Anschwellen der Mitgliederziffer aller geistlichen Gemeinschaften, und jedesmal, wenn die Gebote und Gelübde der hohen, höheren und höchsten Armut der Klöster in hohen, höheren und höchsten Reichtum umgeschlagen waren, erfolgte in den katholischen Ländern bei den durch diese finanzielle Übermacht erschreckten weltlichen Regierungen eine Reaktion dagegen. Unse Zentrums-
presse hütet sich, indem sie beständig von der Bedrohung des alleinseligmachenden Glaubens durch protestantische Abergriiffe fabelt, ihre Leser darüber aufzuklären, daß es apostolische und sonstige Majestäten, die treusten Söhne der Kirche waren, die ihrer verehrten Frau Mutter von Zeit zu Zeit einen Aberlaß durch Säkularisationen beibrachten, und gerade Spanien, das katholischste aller katholischen Musterländer, liefert dafür klassische Bei-

spiele. Diese selbe Zentrums-
presse stellt sich aber, wofür später Belege beigebracht werden, als eingeschworene Parteigängerin derart auf Seite des Vatikans in dem jetzt am Manzanarez entbrannten Streite, daß sie die von ihr stets gepriesene „Toleranz“ in hellste Beleuchtung setzt.

Zunächst ein kurzer Rückblick auf die Geschichte der Ordensentwicklung in Spanien, soweit dies in den Rahmen dieser Betrachtungen gehört.

Die ersten drei Jesuitengenerale der ersten Periode des Ordens waren Loyola, Jacob Layneg und Francesco v. Borgia, der 1565 an die Spitze trat. Zwei Jahre darauf erhielt der Orden die Quittung für sein Wirken, indem der Minister Aranda seine Aufhebung durchsetzte. Das waren die Anfänge der Gesellschaft in seinem urkatholischen Gründungslande, und hundert Jahre darauf salzte auch Portugal den Blutegel: der Marquis v. Pombal verfrachtete alle Jesuiten, deren man habhaft werden konnte, zu Schiff nach Rom, eine Maßregel, die neben der Beschlagnahme des Ordensvermögens erkennen läßt, wie groß die Erbitterung gegen die Einmischung der Gesellschaft Jesu in weltliche Dinge gewesen sein muß. Kein Staatsmann kann ruhig zusehen, wenn die Steuerkraft der Bevölkerung fortgesetzt durch andre Kanäle abgeleitet wird. Es tritt notwendig einmal der Zeitpunkt ein, da das abgegrabene Wasser wieder in das alte Bett, soll der Flußlauf nicht überhaupt versanden, zurückgeleitet werden muß. Auf die Dauer verträgt kein Gemeinwesen eine derartige Doppelbesteuerung, die scheinbar freiwillig ist und doch, ähnlich den Parteibeiträgen der Sozialdemokratie mit unkontrollierbaren Machtmitteln erzwungen, eine gefährliche Mißstimmung gegen den Staat als den ursprünglich alleinberechtigten Steuererheber erzeugt. So hat denn die spanische Staatsregierung im vergangenen Jahrhundert wiederholt versucht, ihren Finanzstrom zu regulieren und die irdischen Abläufe, die die klerikalen Mühlen mit Wasser versorgten, zu verstopfen. 1820 vertrieb sie die Jesuiten, beseitigte die Inquisition, schritt gegen die Klöster ein. Drei Jahre darauf setzte eine rückläufige Bewegung bis 1835 ein. Die Jesuiten hatten sich wieder eingemischt, die Klöster überhand

genommen. Es folgte eine neue Austreibung der Jesuiten und die Aufhebung der Klöster durch Dekret vom 9. Mai 1837. Mit welchem Erfolge? Die Jesuiten bewährten bald ihre Eigenschaft als Stehaufmännchen, und 1841 mußten erneut die Klöster gesetzlich aufgehoben werden. Dies Auf und Nieder wiederholte sich: durch das Dekret vom 12. Oktober 1868 wurde nochmals die Ausweisung der Jesuiten verfügt und durch das vom 19. Oktober wiederum die Aufhebung der Klöster. Bis zu diesem Jahre war, was besonders angemerkt zu werden verdient, die Ausübung jeder nichtkatholischen Religion gesetzlich verboten, man konnte sich jedoch noch nicht zur Gewährung der freien Religionsübung entschließen, sondern ließ es bei der Duldung bewenden. Immerhin, es war ein Fortschritt; er bewies das langsame Anschwellen der antiklerikalen Bewegung, und Sagasta konnte im September 1901 die Eintragung aller Kongregationen (religiöser und der Gleichmäßigkeit wegen auch politischer) in die Präfecturregister dekretieren. Schon 1875 hatte der Kampf wegen der Herstellung der katholischen Glaubenseinheit getobt, was von Aufklärungstendenzen in einem Lande zeugte, das unter seinen annähernd 18 Millionen Einwohnern hochgerechnet nur 9000 Protestanten zählt, gewiß ein bescheidener Prozentsatz und außerstande, durch freie Religionsübung der römischen Kirche irgendwie gefährlich zu werden. Die Verhältnisse glichen denen in Japan zu der Zeit, da die Holländer ihres Handelsmonopols willen sich auf der Halbinsel Desima internieren ließen und Trampelpfade für jeden Japaner bereit lagen, der sich etwa beikommen ließ, sich der von den Jesuiten empfohlenen Religion zuzuneigen. Der Geist Loyolas, die starre Andachtsamkeit, war in diesem Kulturlande, das sich die Ausbreitung des Christentums allezeit mit Feuer und Schwert gegen Mauren, Azteken, Inkavölker oder Indianer hatte angelegen sein lassen, noch sehr stark, und darum fand Sagasta auch keine nachhaltige Unterstützung bei der Nation, als er, um die unerträglich gewordenen Kirchenlasten zu mindern, mit Rom in Verhandlungen trat. Sie verliefen resultatlos. Weder gelang es ihm, eine Verminderung der Bischofsstühle herbeizuführen, noch die Besteuerung der Kongregationen. Nicht einmal die Beseitigung der im Konkordat vom 16. März 1851 nicht anerkannten religiösen Gemeinschaften vermochte er zu erzielen.

Es läßt sich ziffernmäßig natürlich nicht beweisen, in welchem Maße die Ausbreitung des Ordenswesens an der finanziellen Zerrüttung Spaniens schuld ist; aber soviel ist doch wohl klar, daß die Orden durch die Aufsaugung des Kapitals und die daraus resultierende Schwächung der Steuerkraft einen Teil der neuen spanischen Silberflotte zum Sinken brachten. Vergeblich forschte man nach der Gegenleistung der Kirche für diese finanziellen Opfer. Wie in allen katholischen

Ländern blüht der Analphabetismus in Spanien, und wir erfahren mit heiterem Staunen, daß 90% der spanischen Auswanderer, die sich in Südamerika ein besseres Arbeitsfeld suchten, bis vor kurzem Analphabeten waren. Würdig dürfen sich Italien, Frankreich und Portugal diesem Kulturreigen anschließen. Die Zahlen dafür sind in jedem statistischen Handbuch zu finden. Wo bleibt die Tätigkeit der Klosterschulen, sofern sie überhaupt noch vorhanden sind? In keinem Staat der Welt blüht so üppig der Anarchismus. Beherrschte die Kirche wirklich in wohlthätiger Weise die Geister, so könnten so blutige Ausartungen des Revolutionsgedankens nicht alle Augenblicke die Augen auf Spanien hinlenken. Der schmählich unterdrückte Protestantismus — die Verfolgung evangelischer Geistlicher bildet eines der dunkelsten Kapitel der modernen Kulturgeschichte — hängt mit dem Anarchismus nicht zusammen. Die Wut der fanatisierten revolutionären Menge wendet sich, wie wir in Barcelona gesehen haben, bezeichnenderweise gegen die Orden. Sie sind als Ausfänger verhaßt, und wenn gerade keine Gebäude von Steuereinnehmern in Brand zu stecken sind, wird ein Klostersturm veranstaltet. Das sind Symptome, an denen kein Staatsmann achtlos vorbeigehen darf, denn sie zeigen klärllich: so kann es nicht weitergehen. Die Kirche hat ihre Pflicht nicht getan; sie ist zwar finanziell erstarkt, die Herrschaft über die Geister beginnt sie zu verlieren, und damit hat sie an Bündnisfähigkeit für die staatserhaltenden Elemente eingebüßt.

In Deutschland pflegt man die innere Entwicklung Spaniens nur mit halbem Auge zu verfolgen. Als die Hidalgo's die Verwendung des ostelbischen Spiritus zur Weinherstellung verboten, Handelsvertragschwierigkeiten sich erhoben, in Algeciras Alphons XIII. sich vom Kabinett von St. James gegen Deutschland ausspielen ließ, merkten wir auf. Im übrigen waren uns die Wendungen Cosas de España, Chateaux en Espagne über das Reich des Cid und des Don Quichote geläufig, und was sonst dort vorging, mochte in den Kontoren von Hamburg und Bremen, von unsern Exporteuren und Fabrikanten erwogen werden: wir nahmen wenig Interesse daran und betrachteten die Nachrichten aus Madrid als Zeitungsfüllsel. Das hat sich seit einiger Zeit geändert. Die Hörigkeit, in die unsre protestantische Mehrheit zu einer katholischen Minderheit zu geraten droht, die Enzyklika, die die geistliche Musik zu diesem weltlichen Sert lieferte, haben uns aufgerüttelt und unser Ohr für fernere Klänge geschärft: Spanien hat die Bahnen einer Maigesetzgebung beschritten. Der Ministerpräsident hatte zunächst mit dem Dekret vom 31. Mai d. J. auf das Sagastasche Dekret vom Herbst 1901 zurückgegriffen und die Klöster unter das Vereinsrecht gestellt. Sie sollen behördliche Genehmigung nachsuchen, Statuten einreichen, ihre Mitglieder

genau angeben und vor allem ihre Einnahmen. Diesem Vorspiel folgte am 8. Juli der Gesetzentwurf, der die Errichtung neuer Klöster schlangweg so lange verbietet, als nicht die Verhandlungen mit dem Vatikan über die Konkordatrevidierung beendet sind. Als Zwischensatz ist das Dekret vom 10. Juni anzusehen, wonach den nichtkatholischen Kulturen die Kenntlichmachung ihrer Gotteshäuser gestattet wird. Also zwei kulturkämpferische Dekrete und eine Gesetzesvorlage, nach Maßgabe der reichsdeutschen Verhältnisse ein Vorstoß, kaum der Rede wert; sie setzen auf dem Papier für Spanien fest, was im übrigen zivilisierten Europa längst gäng und gäbe ist. Ob der Gesetzentwurf, der von Canalejas den Cortes vorgelegt worden ist, ein Kampfmittel bedeutet, um den Vatikan gefügiger zu machen und die Verschleppung der Konkordatsangelegenheit zu verhindern, bleibe dahingestellt. Warum soll der Ministerpräsident nicht solche spanische Fliege anwenden, wenn es ihm sachdienlich erscheint, und er der Überzeugung ist, daß das noch bestehende Konkordat ihm keineswegs, wie die römisch-offiziösen Blätter behaupten, Schranken auferlege hinsichtlich des Klosterverbots. An den vorhandenen 3450 Klöstern, d. h. denen, die behördlich genehmigt worden sind, mit ihren 1550 Millionen beweglichem Vermögen — das unbewegliche entzieht sich vorläufig der sichern Schätzung — hat ein armes Land gerade genug. Es ist wirklich nicht einzusehen, weshalb unsre Zentrumsprelle plötzlich aufbegehrt; denn, wie gesagt, die Dekrete sind wirklich harmlos. Trotzdem wird Lärm geschlagen. Die Internationalität, der Kosmopolitismus der römischen Kirche tritt hier wieder einmal glänzend zutage. Ihre Anhänger erklären sich unter allen Zonen für solidarisch, nicht anders wie es die Sozialdemokraten tun. Beide tolerieren in gewissen Grenzen Seitensprünge ihrer Glaubensgenossen. Unsre Römlinge nehmen, so sehr sie ihr Deutschtum herauszutreiben belieben, prompt für die Polen und ihren Nationalismus Partei, und die Sozialdemokratie, die sich bei uns nicht international genug gebärden kann, wagt nicht zu mucken, falls die tschechischen, französischen, italienischen, polnischen Befenner des Marxismus, in erster Linie Tschechen, Franzosen, Italiener und Polen und dann erst Sozialdemokraten sein wollen. Im vorliegenden Falle ist es nun kostbar, zu beobachten, wie sich die „Germania“ und die „Rölnische Volkszeitung“ für das spanische Konkordat ins Zeug legen, als gelte es die heiligsten Güter der Menschheit zu verteidigen. Die Frage liegt doch wohl nahe, was gehen uns die Kämpfe um Einrichtungen an, die ein Schlag ins Angeficht der Kultur sind? Wollen unsre Zentrumsorgane etwa damit ausdrücken, daß wir in Deutschland derartige Rückständigkeiten aufrecht erhalten wissen wollen oder sollen? Natürlich sollen wir es. Der heilige Stuhl erblickt in Abzeichen, Inschriften

auf Gebäuden, Bannern usw. öffentliche Kundgebungen fremder Kulte, und wenn ein Geistlicher an seinem Gotteshaus die Bezeichnung „Evangelische Kirche“ anbringen läßt, wohl gemerkt in Madrid, dann schreit die „Germania“ über „Unverfrorenheit und Verletzung des Konkordats“, wohl gemerkt in Berlin. Das sind die Herrn, die in Deutschland den Mund so voll nehmen und angefichts der Enzyklika noch von Toleranz gegen Andersgläubige zu reden wagen. Sie halten es für selbstverständlich, daß die zwischen dem Vatikan und Spanien abgeschlossenen Abkommen, „die dissidenten Kulte, als überhaupt in Spanien nicht existierend“ betrachten. Soweit diese famose Vertreterin jener Partei, die auf ihrem Banner unbeanstandet die Inschrift führt „Für Wahrheit, Freiheit und Recht“ und ihre Anhänger nach der Melodie „Adam hatte sieben Söhne, sieben Söhne hatte Adam“ in Echter nach atemraubende Sprünge vollführen läßt, die freilich lange nicht so komisch sind wie der Toleranzhopsfer der „Germania“. An Romik kann sich ihre rheinische Kollegin mit ihr nicht messen. Während nämlich die Herrn in Berlin sich für das Konkordat festlegten, meinten die Neunmalklugen in Köln — obschon sie mit den gleichgesinnten Spaniern den Beginn des Abbruchs des Gebäudes der Religiosität durch Canalejas befürchteten —, es handele sich um mehr als das „bißchen Toleranz“, um mehr als bloß die amtliche Registrierung und Besteuerung der Kongregationen. „Das sagen, erwarten und verlangen die internationalen Freunde der Kirche Petri so oft und so laut, daß wir es hier nicht noch besonders zu beweisen brauchen.“ Die „Germania“ perhorresziert also jede Toleranz und die „Rölnische Volkszeitung“ hat gegen „das bißchen Toleranz“ nichts einzuwenden, nichts einzuwenden gegen die Registrierung und Besteuerung der Kongregationen! Mögen sich die Herrschaften gegenseitig die Correctio fraterna angeeihnen lassen, daß es über ganz Deutschland schallt. Im übrigen braucht niemand das Organ der Familie Bachem für einen Nibelungenhort halten, der goldene Schätze der Aufklärung enthält; es ist nur klüger als das Berliner Blatt und benutz den Anlaß, sich an dem „Mißbrauch der protestantischen Propaganda“ in Deutschland zu reiben. Es hätte auch auf wirklich reformbedürftige Verhältnisse hinweisen können, unter denen die katholische Seelsorge in einigen Bundesstaaten zu leiden hat; aber statt dessen hat es die Aktion Canalejas als „kombistisch“ bezeichnet und einiges über die ferreristische Presse einfließen lassen. Das geschieht den Teilnehmern des Ferrerrummels ganz recht. Sie, die sich damals in die Rechtsprechung spanischer Gerichte einmischten auf Grund ungenügenden Materials, die sich vom Unarchismus als Vorspann benutzen ließen, müssen jetzt gewahren, daß der liberale Ministerpräsident, weit

entfernt, dem Radikalismus Zugeständnisse zu gewähren, nichts von einer Amnestierung der verurteilten Revolutionäre wissen will und eine scharfe Klinge gegen den Radikalismus führt. Ihn mit dem Ferrerismus zusammenzuschmieden geht daher nicht an, und damit ist dem Zentrum der Hammer aus der Faust geschlagen. Bei einigem Nachdenken werden sich die deutschen Eiferer sagen müssen, daß sie in Gefahr laufen, vatikanischer als der Vatikan selbst zu sein. Will sich Spanien modernisieren, so mag es das tun; es mag den religiösen Eid abschaffen, in eine sozialpolitische Gesetzgebung eintreten und das Konforbat so umgestalten, daß Raum für die weitere staatliche Entwicklung gewonnen wird. Da sollten sich unerbetene Ratgeber fern halten und nicht im Tone eines tirolischen Dorfpfarrers „aufklärend“ eingreifen wollen. In Italien und Frankreich hat der Katholizismus abgewirtschaftet, überspannt er in Spanien den Bogen, wird ihn dasselbe Schicksal ereilen. Die Zentrums- und sozialistische Presse in Deutschland richtet aber ihre Aufmerksamkeit auf die ihrer Hut anvertrauten Schäfchen, damit nicht der Wolf der Sozialdemokratie unter sie fahre; er umkreist sie längst, und wenn dieser Kulturkampf einsetzt, wird der Krummstab zu zeigen haben, ob er in Deutschland mehr leisten kann, als er in Spanien geleistet hat.



Australien und Argentinien.

Von Otto Corbach (Charlottenburg).



ie jüngsten Erfolge der Nordamerikaner in Argentinien, die Gefahr, daß deren Trüste in einigen Jahren die Bedingungen vorschreiben könnten, unter denen die vorgeschrittenste südamerikanische Republik fortfahren dürfte, Europa und besonders England mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen zu versorgen, legt den Engländern wieder die Frage nahe, ob und inwieweit Australien dem Mutterlande das sein könnte, was ihm Argentinien bisher gewesen ist. Sieht man näher zu, so erscheint es überhaupt verwunderlich, daß Australien von seinem südamerikanischen Rivalen so rasch und so weit überholt werden konnte, wie es der Fall ist. Vor zehn Jahren hatte Argentinien, das kaum ein Drittel des Flächeninhalts Australiens umfaßt, keine wesentlich stärkere Bevölkerung als dieses, aber es hatte bereits 5000000 mehr Schafe, 13000000 mehr Rinder und 3000000 mehr Pferde als das Commonwealth. Es hatte zweimal soviel Land in Kultur als das Commonwealth und machte rasche industrielle Fortschritte. Es führte jährlich zweimal soviel Schafe und dreimal soviel gefrorenes Fleisch nach England aus als Australien.

Inzwischen ist die Bevölkerung Australiens nur um eine, die Argentinien's hingegen um vier Millionen Köpfe angewachsen, und obgleich dafür keine Zahlen vorliegen, ist anzunehmen, daß sich der Unterschied des Besitzes in Schafen, Rindern und Pferden inzwischen ebenfalls vervielfältigte. Australien ist das gelobte Land des Staatssozialisten, nirgends ist der Kapitalismus mehr zugunsten der Unternehmungen des Staates eingeschränkt. Es gibt auch kein Land, wo die Politik annähernd so stark durch die Arbeiterklasse unmittelbar beeinflusst wurde als das Commonwealth. Seit dem großen Wahlsiege Mitte April verfügt die australische Arbeiterpartei sogar in beiden Häusern des Parlaments über die ausschlaggebende Mehrheit. Wie ist es nun zu erklären, daß Australien gleichwohl bisher so wenig Anziehungskraft auf die europäische Auswanderung auszuüben vermochte? In der Zeit von 1906—1909 erhielt das Commonwealth nur 46463 Einwanderer, während Kanada und Argentinien gleichzeitig Hunderttausende aufnahmen. Das Wachstum des gesamten australischen Gesellschafts- und Anleihekapitals betrug in den letzten zehn Jahren 911 Millionen Mark, aber der englische Anteil ist um $690\frac{3}{4}$ Millionen gefallen. In Argentinien sind heute nicht weniger als 6 Milliarden Mark englisches Kapital beschäftigt. Warum ziehen englische Finanzleute ihr Geld vom australischen Markt zurück, um es außerhalb des britischen Weltreiches unterzubringen, wo es Konkurrenten der englischen Kolonien zugute kommt?

Wäre es allein die kürzere Verbindung mit Europa, die die raschere Entwicklung Argentinien's erklären müßte, so wäre es unbegreiflich, warum Kanadas Bodenreichtümer trotz zeitweiser englischer Frachtvergünstigungen erst sehr viel später für die Versorgung Europas in Betracht gekommen sind, als die der Vereinigten Staaten, die um nichts näher liegen. Der Vorteil der unbeträchtlichen geringeren Entfernung der Absatzmärkte im Falle Argentinien's wird auch hinlänglich durch den Nachteil aufgewogen, daß es in viel höherem Maße als Australien auf fremdes Kapital angewiesen und diesem also tributpflichtig ist.

Argentinien hat vor allem das voraus, daß es ein selbständiges Land und keine bloße Kolonie ist. Wenn in Australien ein Mann Glück gehabt und viel australisches Eigentum erworben hat, so geht er in der Regel nach London, um irgend einen eiteln Titel zu ergattern, seine Söhne in der britischen Armee unterzubringen und seine Töchter in die englische Aristokratie hineinzuverheiraten. Sein Einkommen geht aus Australien hinaus, und sein dort angelegtes Vermögen wird zu genau solcher Schuld Australiens gegenüber England, als wenn Australien das Geld in England geliehen hätte. Wenn jährlich 600000 Mark australische Rente nach England wandern, weil der Empfänger

dorthin gegangen ist, um ein Anhängsel der englischen Gesellschaft zu werden, so ist das genau so gut als wenn Australien 20 Millionen zu drei Prozent geborgt und jährlich 600 000 Mark Zinsen nach England zu senden hätte. Die Tatsache, daß London das Zentrum des britischen Weltreiches ist, der Platz, wohin die Hennefer Heaton's, Samuel Wilson's und Daniel Coopers gehen, hat Australien schon Milliarden gekostet.

Eine weitere Ursache der Rückständigkeit Australiens gegenüber Argentinien ist gerade in dem übertriebenen australischen Staatssozialismus zu finden. Die australischen Eisenbahnen sind Staatseigentum, die argentinischen gehören privaten Kapitalisten, überwiegend englischen Gesellschaften. Die argentinischen Bahnen eilen den Bedürfnissen weit voraus, die australischen hinken ihnen nach. Die australischen Frachten sind ungewöhnlich hoch, die argentinischen niedrig. Die argentinischen Bahnen breiten sich von Buenos Aires aus strahlenförmig über das ganze Land aus, bei dem australischen Bahnnetz fehlen einheitliche Gesichtspunkte; von allen Provinzstaaten sind nur Victoria und Neusüdwales durch mehrere Bahnlinien miteinander verbunden, Neusüdwales weigert sich aber, seine südwestlichen Linien mit den Viktorialinien zu verbinden, damit der Handel nicht von Sidney abgezogen und nach Melbourne hingelenkt werde. Das Nordterritorium und Westaustralien sind vollständig isoliert, so daß die ganze Nord- und Westküste dem gefährlichen chinesischen Menschenmuggel zur Verfügung steht. Die australische Arbeiterschaft hat durch ihren Einfluß im politischen Leben den privaten Unternehmungsgeist auf ein Minimum herabgedrückt, ohne für genügenden Ersatz zu sorgen. Sie hat ihre eigenen Bequemlichkeiten vermehrt, sich aber um neue Verantwortlichkeiten herumgedrückt, oder, wo sie solche auf sich nahm, sich von ihnen überwältigen lassen. Das Trachten des australischen Arbeiters ist auf ein sorgloses Dasein gerichtet, das keine Verpflichtungen kennt, außer denen gegen die eigene Person und keine Aufgaben, außer denen der eigenen Existenz erleichterung. Er arbeitet acht Stunden für sehr hohen Lohn und beginnt gleichwohl alle Augenblicke neue Streiks. Der argentinische Arbeiter arbeitet zehn Stunden für niedrigen Lohn und streift selten. Da ist es kein Wunder, wenn englisches Kapital lieber in Argentinien als in Australien Beschäftigung sucht und der private Unternehmungsgeist in Argentinien Wunder wirkt, während die Ergebnisse des viel gepriesenen australischen Staatssozialismus, der die Verluste, die die Zurückdrängung des Kapitalismus durch die Politik zur Folge hatte, mehr wie wettmachen sollte, geradezu kläglich genannt werden dürfen.



Der 16. Juli, erster Mobilmachungstag.

Erinnerungen
von Max Liebermann v. Sonnenberg (Berlin).

II.

Mein Elternhaus durfte ich mit Urlaub auf einen halben Tag hinsfahren, und wir verabredeten, daß Vater, Mutter und Schwester am Abmarschtage herüberkommen sollten. Bald trafen auch unsre Reservisten ein. In langen Zügen wurden sie nach der Festung geführt und dort den einzelnen Kompagnien zugewiesen. Alle Offiziere, sofern sie nicht andre dienstliche Beschäftigung hatten, waren dabei. Man teilte die Reservisten grundsätzlich den Kompagnien zu, die denen entsprachen, wo sie während ihrer aktiven Dienstzeit gestanden hatten, berücksichtigte aber auch besondere Einzelwünsche. Gegen den Schluß der Verteilung fragte der Major (wörtlich): „Wer will sonst noch irgendwo gerne hin?“ Eine Anzahl von Mannschaften treten vor, darunter ein auffallend wohlbeleibter, aber sonst strammer Reservist. „Wo möchten Sie gerne hin?“ Prompt erfolgt die Antwort: „Zu meiner Frau, Herr Oberstwachmeister.“ Man sah es meinem alten Major an, daß er Mühe hatte, das Lachen zu verbeißen. Wir Leutnants hinter ihm genierten uns weniger. Der Anschnauser, der dem guten Ehemanne zuteil wurde, fiel nicht gerade hart aus. Ich werde von diesem Füsilier, von seinem unerschöpflichen Humor und von seinem Heldentode noch an andern Stellen zu erzählen haben. Nach Einrücken der Reservisten mehrte sich für uns Leutnants der Dienst. Die Reservisten mußten eingekleidet werden, Stiefel, Gepäck und Waffen empfangen; in den folgenden Tagen wurde dann auch ein paar Stunden täglich in den Kriegskompagnien exerziert, um Offiziere und Mannschaften aneinander zu gewöhnen. Auch Schießdienst mit Platzpatronen und mit scharfer Munition wurde auf den kurzen Schießständen in den Festungsgräben betrieben. Ich füge hier ein, was wohl schon meist in Vergessenheit geraten ist, daß eine Reihe von preussischen Füsilierbataillonen, darunter auch wir, damals schon das „aptierte Zündnadelgewehr“ in Gebrauch bekommen hatten, welches einige erhebliche Vorzüge vor unserm alten Gewehr aufwies. Da die neue Waffe aber nicht in ausreichender Zahl vorhanden war und vor allen Dingen, da die Munition nicht zwischen dem alten und dem verbesserten Gewehr übereinstimmte, mußten die letzteren wieder abgegeben werden. Wir haben uns manchmal später im Winterfeldzuge daran erinnert, wieviel angenehmer und bequemer das aptierte Gewehr beim Laden zu handhaben war. Die Mobilmachung brachte natürlicherweise große Veränderungen in der Zusammensetzung des Offizierkorps mit sich. Schon am 18. Juli verließ uns unser, zum Kommandeur der 35. Brigade ernannte Oberst

v. Blumenthal, der das Regiment mit großer Auszeichnung im Feldzuge 66 geführt hatte. An seine Stelle rückte der Oberst von Legat, bisher Oberstleutnant im Königs-Grenadier-Regiment Nr. 7. Wir Füsilier lernten unsern neuen Regiments-Kommandeur erst bei dem Aufenthalt des ganzen Regiments in Berlin kennen. Etwa gleichzeitig mit dem Eintreffen der Reservisten kam auch die Kriegsranliste für das Regiment heraus, d. h. die endgültige Verteilung der aktiven Offiziere und der zum Regiment eingezogenen Reserveoffiziere, auf die Kriegskompanien, zum Ersatzbataillon und die Abkommandierung zu den Landwehrformationen. Das war ein schwarzer Tag für diejenigen von uns jungen Offizieren, die statt, wie sie gehofft, mit uns andern fröhlich in den Krieg zu ziehen, nun das Los traf, beim Ersatzbataillon pflichtmäßig Rekruten auszubilden. Sie mußten sich mit der Hoffnung trösten, später einmal nachgeschickt zu werden. In den nächsten 24 Stunden nach dem Erscheinen der Kriegsranliste vollzog sich der Wechsel der Offiziere. Die von uns zu den andern beiden Bataillonen nach Gumbinnen und Bartenstein versetzten, reisten ab, die den Füsilieren zugeteilten trafen ein. Auch die Reserveoffiziere und Offizierdiensttuer meldeten sich in diesen Tagen zum größten Teil bei ihren Kompagnien.

Hoffentlich wird es bei einer Mobilmachung der Zukunft möglich sein, so große Veränderungen im Offizierkorps wie sie damals nicht nur bei uns, sondern wohl in den meisten Regimentern vor sich gingen, zu vermeiden. Im Regiment behielten nur vier Hauptleute ihre bisherigen Kompagnien. Bei sechs Kompagnien des Regiments wurden die Führerstellen etatsmäßig durch Premierleutnants besetzt. Von den aktiven Premier- und Sekondelieutenants blieben nur sehr wenige bei den Kompagnien in denen sie im letzten Jahre Dienst getan hatten. Ich war schon sehr zufrieden, daß ich wenigstens bei demselben Bataillon nur von der 10. zur 12. Kompagnie übertrat. Man kennt bei dem Bataillon, bei dem man steht, doch einigermaßen das Unteroffizierkorps von allen vier Kompagnien. Bei künftigen Mobilmachungen müßte grundsätzlich, wenn es schon nicht angeht, den Hauptmann bei der Kompagnie zu lassen, wenigstens ein älterer Leutnant bleiben, der das Unteroffizierkorps kennt und mit ihm eingearbeitet ist. Die 12. Kompagnie war beim Ausrücken mit folgenden Offizieren besetzt:

Kompagnieführer: Premierleutnant v. Streng,
Kompagnieoffiziere: Premierleutn. v. Brunn I
und ich, dazu 2 Offizierdiensttuer: Wizefeld-
webel Möller, Unteroffizier Günther.

Der Feldwebel, der wohl schon 10 Jahre diente, hieß Biernat und war aus der Kompagnie hervorgegangen. Er, der später zum Offizier ernannte Unteroffizier Günther und ich blieben vom

Anfang bis zum Ende des Feldzuges bei der 12. Kompagnie. Im Rahmen dieser Schicksalsgenossenschaft oder Feldfamilie spielten sich alle die persönlichen Erlebnisse ab, die ich in diesen Erinnerungsblättern schildere. —

Der Übergang einer Friedenstruppe in die Kriegsformation bedingt begreiflicherweise immer recht erhebliche Veränderungen; besonders aber war dies damals bei unsern Fußtruppen der Fall, weil die Erfahrungen des Krieges von 66 noch nicht im Generalstabe und im Kriegsministerium so weit hatten durchgearbeitet werden können, um auf Grund derselben die Fechtwaise und Gefechtsformation der Infanterie reglementarisch zu ändern. Es hätte auch die Zeit gefehlt, die Truppen nach solchen neuem Reglement auszubilden.

Für eine zweckmäßige Verwendung der Kavallerie hatte man aus den Unterlassungssünden im böhmischen Feldzuge und dem erneuten Studium der friderizianischen und napoleonischen Kriegsgeschichte aber bereits erhebliches gelernt. Das trat mir in den Anfangstagen des Feldzuges an einem praktischen Beispiele entgegen.

Die heldenmütige Aufopferung der österreichischen Artillerie bei Königgrätz hatte für unsre Artillerie zu unserm Nutzen und Frommen eine Rabinettsordre gezeitigt, daß Geschütze auch mit Ehren verloren werden können. Früher hatte der Grundsatz gegolten: „Geschütz verloren, Ehre verloren“, und dadurch war der Drang an den Feind heranzugehen, gezügelt. Das wurde jetzt anders.

Unser Infanteriereglement aber war fast unverändert geblieben; es hatte im Jahre 66, wo wir ein dem feindlichen Heer überlegenes Gewehr, den Hinterlader, gegenüber dem Vorderlader ins Feld führten, durchaus seinen Zweck erfüllt. Ich entnehme unsrer Regimentsgeschichte, daß z. B. das Füsilierbataillon bei Olmütz nach Überschreiten eines Baches: „seine vier Schützenzüge in der Flanke des Feindes entwickelt hat“. Also nicht die selbständige Kompagnie, sondern das Bataillon stellte damals noch die kleinste taktische Einheit dar. Da bedeutete es schon einen großen Fortschritt, daß wir bei unserm Kriegsbataillon seit dem Ausrücken nicht mehr die dreigliedrige Grundformation anwendeten, sondern daß auf dem Marsche, im Bivak und im Gefecht die Kolonne nach der Mitte in Kompagnie-Kolonnen mit drei zweigliedrigen Zügen ständig beibehalten blieb. Der „Zug“ in Friedenszeiten mit 13, höchstens 15 Rotten war für den Zugführer nur beim Schul- und Gefechtszerzerieren vorhanden. Ein administrativer Begriff war es nicht. Bei jedem inneren Dienst, beim Kontrollieren der Speiseanstalt, beim Brotempfang, beim Nachsehen der Kleider und Waffen, handelte der Leutnant nicht als Zugführer, sondern auf Befehl des Bataillons oder der Kompagnie. Der Kompagniechef trug für alles die volle Verantwortung. Ein Zug der Kriegs-

Kompagnie mit 35 Rotten (also 70 Mann ohne Unteroffiziere und Spielleute) war ein ganz andres Ding. Der wurde gewissermaßen die Gefolgschaft, die der Leutnant zum Kampf und in den Kampf führen und für den Kampf vorbereiten sollte, für deren Verhalten er einzustehen hatte mit seiner Ehre und für deren Wohlergehen er zu sorgen verpflichtet war. Zum Begriffe dieser Gefolgschaft gehörte für mich ein gegenseitiges Treue- und Vertrauensverhältnis zwischen dem Zugführer und seinem Zuge. Ich darf mit Genugthuung sagen, daß ein solches zwischen mir und meinen Leuten während des ganzen Feldzuges stets bestanden hat. Auch bei den Unterabteilungen des kriegsstarren Zuges deckte sich die Gefechts- und Marschformation mit den Verwaltungsabteilungen. Er zerfiel in 2 Halbzüge und jeder Halbzug wieder in 4 Sektionen oder Gruppen. Jede Gruppe hatte für das Gefecht einen bestimmten Führer (Unteroffizier oder Gefreiter). 2 Gruppen bildeten eine Korporalschaft unter dem Älteren der beiden Gruppenführer. Der älteste Unteroffizier jedes Halbzuges führte diesen. Ich weiß nicht, ob diese Einrichtung einer besondern Anordnung von oben entsprach, oder ob sie der Führer jeder Kompagnie bei der Mobilmachung sich selbst ausprobirte. Jedenfalls war die bei uns getroffene Einrichtung praktisch. Im Gefecht, auf dem Marsche, im Bivak und im Rantonnement, wußte jeder Mann jederzeit, an welchen Vorgesetzten er sich zu halten hatte, und jeder Vorgesetzte kannte die Leute genau, für die er zu sorgen hatte, und die er führte.



Vom Tod.

Ein Kapitel aus den „Mysterien des Lebens“.

Von Paul Friedrich (Berlin).

Sind meine einsame Seele dachte des Todes. Sie dachte seiner wie eines unbekanntes Freundes, der ihr eines Tages begegnen und die kalte Hand reichen würde. Er war der Vertraute ihrer ersten Zweifel und Ängste gewesen, nach dem sie schon mehr als einmal aus kühler Nacht gerufen hatte, aber er war noch nicht gekommen. Sie hatte ihn geliebt und heimlich gehaßt, gesucht und doch gemieden, aus Furcht und Sehnsucht sich von ihm ein Bild gemacht, wie das einsame Mädchen von dem künftigen Geliebten. Aber geglaubt hatte sie immer an ihn als ein letztes Ziel alles Suchens und Fehlgehens, an ein unverrückbar Seiendes, das Einzige, an dem wie an einem Felsen die Wogen ihrer Zweifel strandeten.

Wir entnehmen dieses Essay dem in Kürze bei Wils. Vorgräber (Berlin) erscheinenden Werke unfres Mitarbeiters: „Mysterien des Lebens“.

Heute zweifelte sie zum erstenmal an ihm und dachte: Wie, wenn auch er nur ein Traum ist, wenn es in Wirklichkeit einen Tod und ein Letztes nicht gibt?

Und als sie unter ihrem eigenen Gedanken zusammenschauerte und wie nach einem stützenden Geländer hinaus in die Sternennacht sah, da löste sich ein Stern aus seinem Ort und schoß wie ein goldner Funke über den Himmel. Wohin? Und in dem Augenblick, als die Schnuppe fiel, ertönte eine bange Frage: „Was ist der Tod?“

Hoch auf horchte sie, und die tonlose, graue Stimme, die ihr antwortete, erschien ihr süßer als Honigseim. Die sprach:

„Der Tod ist das O der Dinge. Alle Dinge sind dem Tod verfallen und verpfändet. Was lebt, das stirbt. Und mag es noch so groß und herrlich scheinen, ein Augenblick löscht es aus, und es ist, als wäre es nie gewesen. Manches vergeht, ehe der letzte Schlag es vernichtet. Es wandelt lebend schon im Tode hin. Andres wieder scheint ihm Hohn zu sprechen, wie die Glut der Sonne am größten ist, wenn sie schon ihren Höhepunkt am Himmelsgewölbe einer Erdhälfte überschritten hat. Aber das Nachleben ist nur ein Nachsterben: denn auch das Höchste verblaßt, und die Weisheit von vorgestern ist armseliger als die Torheit von heut.“ „Wenn der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch.“ Aber was ist der große Name andres als ein hohler Klang? Cäsars Taten sind hin und werden nie mehr leben, es sei denn, die Taten eines neuen Cäsar. Was den Menschen erst unüberwindlich schien, wird später zu einem Bubenpiel, einer Bagatelle. Es gibt Zeiten, in denen eine neue Gulsform mehr Wichtigkeit beansprucht als eine neue Weltanschauung. Was ehemals die Revolution der Gesellschaft war, das ist heut eine neue Art, sich zu kleiden. Nichts lebt als der Augenblick. Aber der Augenblick ist, kaum da, auch schon dahin. Unaufhörlich klingt die Sichel des Schnitters. Ohne Erbarmen mäht er Jugend und Alter, Krantes und Blühendes, ja, das heitre Leben reißt er am liebsten in seine Arme. Denn der Tod hat Sehnsucht nach allem Lebenden. Vielleicht deshalb, weil er selber Leben werden möchte. Und aus Ärger darüber, daß er es nie vermag, schlingt er gerade das kräftige Leben am liebsten in seinen kalten Abgrund. Furchtbar ist der Tod, aber ist er auch notwendig?“

„Wer fragt den Zufall nach Notwendigkeit! Der Tod ist blind. Er ist der Arm des Schicksals, nichts als Arm. Es kümmert ihn nicht, was er trifft. Wahlos fallen seine Streiche. Wie kann der Tod notwendig sein, wenn es das Leben selber nicht ist. Aber ist das, was wird, um gewesen zu sein, als wäre es nie gewesen, denn überhaupt? Es gibt keinen Tod, wie es kein Leben gibt. Das einzige, was ist, ist, daß nichts

ist!“ — So sprach der Hagere, und sein spitzes Horn funkelte gespenstisch aus dem Dunkeln.

„Ja, es ist nichts!“ — echote die graue, tonlose Stimme, und die alte Bratfche knarrte und unkte: „Nichts! Wahn! Nichts als Wahn!“

Da begann erst zaghaft, dann anschwellend die helle Frauenstimme ihre Glocke zu läuten und sang:

„Seht Ihr denn nicht, wie der Tod ewig zu schanden wird am Leben? Wie sich die Halme nach dem Sturm aufrichten, so verjüngt sich aus dem Tod das ewige, siegreiche Leben. Vergebens springt der Tod von Blume zu Blume. Die Furchen, die er vor sich mäht, schließen sich wieder hinter seinem Schritt. Aber auch das Tote ist nur scheinbar. Denn es kehrt immer wieder in unererschöpflicher Erneuerung; wo das Vöglein heute tot vom Zweige sank, da wiegt sich morgen ein jubelnder, gefiederter Sänger, der dem Toten nicht nur gleicht, der nichts andres als der Tote ist. Die Schlange stirbt, aber die Schlange lebt. Cäsar vergeht und wird ein Klumpen Erde, aber Cäsar lebt und wird ewig und ewig wiedergeboren. Die Götter der Griechen sind tot, aber in der Seele der Wälder lebt ihre Seele, Religionen vergehen, aber der Glaube der Menschheit ist unzerstörbar wie sie. Der Stachel des Todes kehrt sich gegen ihn selbst, er wechselt nur die Namen und die Stimmen. Was Tod scheint, ist Umwandlung. Kein Lebendes geht verloren. Ein Stern erlischt, und seine Trümmer entzündend sich als eine neue Sonne. Nur die Erscheinung wandelt, das Sein ist unwandelbar das Ewig-Gleiche.“

„So gibt es keinen Tod?“ — fragte meine Seele in Bangen.

„Kein endliches, letztes Ziel, kein Ausruhen von heißer, schattenloser Pilgerfahrt? Ach, mein Sehnen gilt doch nur der Ruhe. Friede, ewiger Friede, wo bist Du?“

Da nahm die ruhige Stimme der Vernunft das Wort und sagte: „Beide, Tod und Leben, sind unzertrennlich. Sie sind, aber nur für einander sind sie. Was Leben an sich selbst ist, das weiß Keiner. Denn das Leben ist das tiefste Geheimnis. Das Leben ist scheinbar des Todes wegen da, der Tod aber wahrscheinlicher um des Lebens willen. Er sorgt dafür, daß die Unvollkommenheit in ihrer Einzelform nicht daure, denn nur Vollkommenes kann ewig sein. Aber, da in dem Unvollkommenen der Keim der Sehnsucht nach Vollendung schläft, darf er das Unvollkommene nicht ganz vernichten, denn dann vernichtete er auch die Möglichkeit der Dauer. Solang noch eine Möglichkeit im Seienden schläft, muß es leben, aber solange noch Unvollkommenheit in ihm beschlossen ist, muß es sterben. Der Einzelne stirbt und stirbt auch nicht. Soweit er Einzel-Jch ist, findet er sein Ziel im Tode, soweit er Leben ist und nichts als Leben, ist er zu nichts als neuem, anderm Leben vorbestimmt und verdammt. Aber

er weiß von seinem früheren Leben nichts. Und weil er nichts von diesem Leben weiß, darum erscheint ihm dies sein kurzes Leben Alles, was er denken kann. Deshalb klammert er sich an das Leben mit allen Kräften des Leibes und der Seele. Und dennoch ahnt er seine Unvollkommenheit. Die Not, der Schmerz machen sie ihm immer von neuem fühlbar. Wird er sich seiner Ohnmacht allzu klar bewußt, dann sehnt sein Lebensdrang sich nach dem Tode. In Wirklichkeit jedoch ist auch die Todessehnsucht Lebensdrang. Er will sich häuten, das Kleid der Halbheit von sich streifen, frei und selig sich in leichten Lüften wiegen über den Mängeln und den Qualen seiner Erdenform. Er möchte nicht sein, aber dieses Nichtsein fühlen. Es genießen, wie einen tiefen Schlummertrank der Genesung.“

„Gibt es einen Tod und dennoch keinen?“ — fragte meine geängstete Seele — „Wozu ist dann der kurze Rausch, wozu das Ahnen des Vollkommenen, das Sehnen, Eins zu werden mit dem All und Glück zu finden im Wahn der Einbildung?“

„Das Leben ist sich in sich selber Antwort. Es scheint zu einer letzten Entfaltung hinzudrängen, aber, ob es sie je erreicht, das ist die große Frage. Sein Glück liegt in dem Suchen nach dem Ziel, nicht in dem Ziel. Ob Tod und Leben Werte in sich selber sind, wer weiß das? Aber beide sind Werte für den Menschen, ohne beide kann er sich nicht denken. Beide dienen ihm zur Entfaltung seiner Kraft.“

Hier schwieg die Stimme, und die Gefährten meiner Abendgedanken waren im Dunkeln verschwunden.



Militär-Küche und Krankenhaus-Küche.

Von Dr. Wilhelm Sternberg (Berlin).



ie Vertreter der theoretischen Medizin begehen oftmals den Fehler der Einseitigkeit, indem sie den technischen oder kaufmännischen, gewerblichen Fachmann für einen Gegner der objektiven wissenschaftlichen Wahrheit halten und ihn daher nicht als ebenbürtigen Sachverständigen anerkennen, der von seinem praktischen Standpunkt aus mitzureden hat. Das zeigt sich ganz besonders auf dem praktischen Gebiet der Ernährung im Bereich der Nahrungsmittel, der Genußmittel und der Zubereitung der Lebensmittel. Denn nur so ist das Überwiegen der Nahrungsmittel-Chemie über die Nahrungsmittel-Industrie zu verstehen. Der Nahrungsmittel-Chemiker und der Nahrungsmittel-Händler verfolgen grundsätzlich verschiedene Ziele. Der Nahrungsmittel-Chemiker betrachtet einseitig die chemische Zusammensetzung der Nahrungsmittel und Nahrungsstoffe. Die Industrie legt ihren

Maßstab an den Genuß der fertigen Speisen von Gar Küche und Keller. Dankbar ist es daher zu begrüßen, wenn der praktische Fachmann von seinem Gesichtspunkte aus versucht, aus eigener Initiative mitzuwirken.

In schätzenswertester Weise hat sich der technische Sachkundige der Förderung der Militärküche angenommen. Bereits in meinen Schriften: „Die Krankenküche in den Hospitälern“ (Leipzig, E. Leineweber), „Die Küche im Krankenhaus“ (Stuttgart, F. Enke) u. a. m. hatte ich hervorgehoben, wie schon vor drei Jahrzehnten ein einfacher Hotelier, E. U. Pütz in Düsseldorf, die Initiative ergriffen habe, dem Kaiserlichen Gesundheitsamt eine Reformierung der Militärküche angelegentlichst zu empfehlen. Diese Anregung ist in einer Schrift veröffentlicht: „Die Militärküche nach Anleitung eines erfahrenen Fachmanns, der die Freundlichkeit hatte, das Küchenpersonal beim diesseitigen Regiment praktisch in der Zubereitung und Zurichtung der Speisen zu unterweisen“, bearbeitet nach eigener praktischer Überzeugung von M. Kühne, Zahlmeister des zweiten Westfälischen Husarenregiments Nr. 11, Düsseldorf 1878, S. 39/40. Die Anregung, die der Küchenmeister in Düsseldorf gab, wurde vom Kaiserlichen Gesundheitsamt dankbar angenommen.

Schmackhaftigkeit und Genuß sind nicht nur physiologisch berechtigt, sondern für die Gesundheit und die Gesundung geradezu Bedürfnisse.

Auch der Soldat, die Elite der gesunden, männlichen Jugend, bedarf zu seiner Ernährung der Schmackhaftigkeit in der Kost. Es ist höchst bemerkenswert, daß die gesamten Heilwissenschaften den Faktor des Geschmacks und der Schmackhaftigkeit in theoretischem und in praktischem Sinn nicht so hervorheben, wie gerade die Militärverwaltung. Friedrich der Große sagt geradezu, wer eine Armee bauen will, müsse mit dem Bauch beginnen. Diesen Grundsatz hat man ja schon im Altertum befolgt.

Neuerdings hat sich der Berliner Küchenmeister Eugen Brunfaut an den Kriegsminister v. Einem gewandt. In einem Schreiben gab er seiner Erfahrung Ausdruck, daß aus dem vorzüglichen Rohmaterial, über das die Militärküche verfüge, durch richtige und sachgemäße Zubereitung, zumal durch eine fachkundige Verwendung der Gewürze leicht eine bessere und schmackhaftere Kost herzustellen sei. Trotz der rückhaltlosen Offenheit des Schreibens wurde dem Küchenmeister sofort Gelegenheit gegeben, im Januar 1909 einen Koch-Lehrkursus im ersten Bataillon des vierten Garderegiments in Berlin abzuhalten. Da dem Fachmann der Nachweis gelungen war, daß man aus denselben Materialien mit denselben Gewürzen bei richtiger Zubereitung eine Aufbesserung der Kost erzielen kann, führte man viele solche Lehrkurse bei den einzelnen Regimentern ein. Bis jetzt haben insgesamt 206 Schüler,

Offiziere, Ärzte und Küchen-Unteroffiziere an diesen Kursen teilgenommen. Ganz neuerdings hat die Heeresverwaltung sogar für die Marine auch einen eigenen Küchenmeister mit der Abhaltung von Lehrkursen beauftragt.

Wenn man hiermit gute Erfahrungen für die Militärküche gemacht hat, so verdient diese Maßnahme besondere Beachtung für die Krankenhausküche. Denn die Militärküche ist vielleicht in mancher Hinsicht noch schwieriger als die Krankenhausküche. Für die Militärküche kommt die Verschiedenheit der National- und Lokalküche der aus den verschiedensten Teilen des Reiches in einem Regiment zusammengezogenen Mannschaften in Betracht. Demgegenüber ist die örtliche Zusammengehörigkeit der Insassen im Krankenhaus eine viel engere und begrenztere. Da die Krankenhausküche, nach den letzten Vorkommnissen zu urteilen, reformfähig, wenn nicht reformbedürftig ist, so verlohnt es sich, sie nach dem Vorbild der modernen Militärküche neu zu organisieren.

Das Vorgehen der Militärküche erfordert noch in einer weiteren Hinsicht für die Organisation der Krankenhausküche Beachtung. Denn neuerdings plant man von Seiten einiger Ärzte Fortbildungs-Kurse für Krankenpflegerinnen in der Kranken-Kochkunst gemeinsam mit der Vorsteherin des Haushaltungs-Lehrerinnenseminars und der Kochschule des Letzte-Vereins in Berlin. Das ist die Vorsteherin, unter deren Leitung die kürzlich aus dem Rudolf Virchow-Krankenhaus infolge der dort vorgekommenen Fleischvergiftungen entlassene Küchenleiterin dieser Anstalt ihre Ausbildung und Fortbildung genossen hat, wie ich bereits an anderer Stelle*) hervorgehoben habe.

Beim Militär läßt man nicht die Köchinnen zum Unterricht der Küche für die gesunden, jungen kräftigen Menschen zu, sondern beruft einen Fachmann. Für die Krankenküche, die den schwachen, appetitlosen und heissen Patienten dienen soll, verdient diese Maßnahme noch viel dringender Berücksichtigung.



Große Berliner Kunstausstellung 1910.

Von Hermann Abeking (Charlottenburg).

III.

Der Verband deutscher Illustratoren, der sonst so manchem Besucher eine frohe Stunde bereitet, ist dieses Mal nicht vertreten. Zwei seiner Mitglieder, Franz Jüttner und Franz Stassen, entschädigen hierfür durch geschlossene Sammlungen. Franz Jüttner ist den Lesern der Lustigen

*) Pflügers Archiv d. ges. Physiologie. Bd. 125, S. 253. „Die Zahl der Geschmacksqualitäten“.

Blätter bekannt, so bekannt, wie es nur der Meister des Griffels durch die Presse werden kann. Sein abgerundeter Strich treibt sein heiteres Wesen sowohl auf dem Gebiet der Politik als auch auf dem des bürgerlichen Lebens. Dort, wo er das Lachen selbst über die feisten Gesichter zaubert, wirkt er wahrhaft ansteckend. Franz Stassen bedorzt den großen, edlen Stil bei seinen ebenfalls edlen Motiven entnommenen Blättern. Er illustriert mit sicherem Strich der Feder den Parzival, dann in der weicheren Technik der Lithographie den Ring der Nibelungen. Letztere löst auch glücklich eine etwas kalte Härte, die den Federzeichnungen manchmal eigen ist, in dunstigem, stimmungsvollem Tone.

Auch der Schwarz-Weiß-Saal setzt sich hauptsächlich aus größeren Sammlungen Einzelner zusammen. Hier ist es besonders der Amsterdamer Radierer M. A. J. Bauer, der durch den Reichtum seiner Erfindung und seines Gestaltungsvermögens auffällt. Er steht Rembrandt sehr nahe, sowohl im Halbdunkel als auch in der leichtstrichigen Art, mit der er das Leben der Figuren und der Masse beherrscht. Sein Stoffgebiet fällt in den Orient, Moscheen, Beerdigungen, Pilger, türkische Musikkapellen, Reiterscharen, Einzüge wechseln in schier unermesslicher Fülle. Man ist erstaunt über dieses Fazit von Kraft, das alle diese Vorgänge so sicher und selbstverständlich beherrscht, dabei das Malerische der Radierung zu vollster Blüte gelangen läßt. Das Leben der großen Welt, besonders dort, wo es sich hinter den Kulissen des Balletts abspielt, schildert Louis Legrand mit unnachahmlicher Grazie und Verve. Fast nur mit einem Hauch oder mit weniger flotten Strichen zaubert er so reizende Szenen wie Toilettenkünste, Ballerinenübung, Ballettratte, die Maitresse. Es ist ein Wirbel von jungen Gliedern in tausend neuen Varianten, in dem das matte Gesicht des Lebegriffes den ruhenden Pol bildet. Willy Geiger benutzt die Radierung ebenfalls dazu, um mit ihr in mehreren Blättern einer raschen Impression zu folgen. Sein Zyklus „Stierkampf“ ist erfüllt von schneller, pulsierender Bewegung. Hubert v. Hertomers Lithographien wirken in dieser Umgebung doppelt gegenständlich und nüchtern. Die humoristisch phantastischen Federzeichnungen von Heinrich Kley werden viele erfreuen, die gerne solch einem heiteren Spiel übermütiger Laune folgen. Auguste Lepère radirt Häuser und Dörfer in lustigem Strich und stimmungsvoller Helle.

Die Plastik bringt nichts neues, auch nicht viel Gutes. Die Achilleus-Statue für Korfu von Johannes Götz ist stilistisch gedacht und auf die Ferne berechnet; sie muß in diesem Sinne gewürdigt werden. Der Läufer am Start des gleichen Künstlers ist eine Studienarbeit ohne sonderlichen Reiz. Richard König geht mit einer Bronzegruppe dem Problem der Wahrheit

auf den Grund. Ein Jüngling hat einer handfesten Frauensperson mit häßlichen Gesichtszügen den Schleier entrissen und steht entsetzt vor ihr. Wir schließen uns ihm an. Fritz Heinrichs „Speerwerfer“ ist ebenfalls nur einer von den überflüssigen Akten, die wenig sagen, „Sein Weib“ von Adele Paasch hat durch die Bronze-Ausführung nicht wesentlich gewonnen. Hans Dammann zeigt einen Brunnen „Der Durst“ mit zwei guten Panthern, aber mit einer zwecklosen buddhaartig stilisierten Figur. Arthur Bock nennt seine robuste weibliche Gestalt mit dem Windhund „Die Jagd“. Alfonso Canciani baut einen großen Felsen auf, den er oben mit einem Dante krönt. Unten windet sich qualvoll die Schar der Verdammten. Das ist Panoptikum, nicht Plastik. Eine ernstere Darstellung ist das große Hochrelief von Jenny v. Bary-Douffin „Kommet her zu mir alle“. Eigentlich warm wird man aber auch hier nicht. Julius Steiner scheint in seinem „Der Schöpfer Michelangelo“ Schaffen mit Magenbeschwerden zu verwechseln. Das Grabmal kommt immer noch nicht aus dem Urnen. Es würde sich wirklich empfehlen, diesen Zweig ganz fallen zu lassen, als ihn immer wieder mit neuen Unerträglichkeiten zu proppen. Süß und ungenießbar ist das Kindergrabmal von Heinrich Koch, aber auch Hermann Macheleidt, Hans Dammann, Johannes Seiler wetteifern miteinander, diesen Gegenstand so trivial wie möglich erscheinen zu lassen. Einen feinen kleinen Marmorakt „Die Jazende“ zeigt Arthur Lewin-Funke, Wilhelm Haverkamp ein erblühtes Weib „Vom Brunnen“, das durch die einknickende Bewegung der Beine apart erscheint. Hugo Kühnelt drängt seine „Schmachtende“ und „Medea“ zu außerordentlichster Bewegung, beherrscht diese aber in feiner Ausführung völlig. An Porträtbüsten ist die von Paul Vesten „Bildnis des Herrn Reinhard Heyl-Schlubek“ entschieden von überragender Bedeutung. Ganz schlicht erwächst der Oberkörper im Sweater dem grauen Steine, die jungen Züge des Kopfes sind mit sicherem Eingehen auf das Empfinden und auf das Material des Steines gefügt. Eine Wachsbüste „Beatrice“ schließt sich dem gleichwertig an.

Mehr humoristisch, doch technisch nicht schlecht ist Hermann Pagels W. v. Mendelssohn, der mit weitgeöffnetem Munde das schöne Lied „Als ich ein Junggeselle war“ zur Gitarre singt. Ebenfalls eine komische Note betonend, dabei durchaus ernst gearbeitet und charakterisiert ist der Kopf „Leo Pus“ von Eduard Beyrer. Willy Zügel bringt drei dicht beieinander stehende Pariser Omnibusperde, eine treffliche Arbeit, sowohl in der Natürlichkeit des einfachen Stehens wie auch in lebensvollen Einzelzügen.



Waldmenschchen.

Von Karl Hans Strobl (Brünn).

Sines Abends trat der Vater hinzu und hörte die Geschichte vom Zaunkönig. Da faßte er den Jungen bei der Schulter und fragte, indem seine Augen ihr Blau in Graubraun wandelten, wer ihn diese Geschichte gelehrt habe. Udalbert sah fröhlich auf: „Niemand“, sagte er, „diese Geschichte habe ich selbst erfunden“. An diesem Tage lernte der Knabe zum erstenmal den Aem der Finsternis kennen. Der Vater führte ihn, ohne ein Wort zu sprechen, in einen jener Gänge, die Udalbert schon längst zu betreten gewünscht hatte. Zuerst war nur eine glückselige Neugierde in ihm, dann aber, als es immer tiefer in den Berg ging, als die Wände preßten und die Decke drückte, wuchs die Furcht, rasch wie ein unheimlicher Riesenpilz, in der Brust und legte sich feucht und rauh auf seine Lungen. Endlich blieb der Vater stehen und sagte: „Dein Märchen vom Zaunkönig ist ein Unsinn. Wer die Macht hat, soll Mut haben; wer Mut hat, soll auch Übermut haben, denn dieser ist die Blüte aller Kraft. Nur die Schwachen sind strafbar, und Reue und Sühne sind die schlimmsten Feinde des Menschen. Für die Schwäche deiner Gedanken strafe ich dich, indem ich dich die Nacht, die ich dir als Freundin zuzuführen dachte, zuerst als Feindin kennen lehre. Bleibe hier bis ich wiederkomme!“ Dann ging der Vater fort, und seine Fackel verschwand hinter den Felsen. Nun lernte Udalbert das Dunkel als Feind kennen. Es kroch klebrigen Leibes heran und tastete mit nassen, großen Händen über sein Gesicht. Oft glaubte er ein Antlitz vor sich zu sehen, ein ungeheures, trauriges und doch grausames Antlitz. Dann fuhren Funken über sein Gesicht, seine Augen begannen zu schmerzen und es schien ihm, als ob sie vor Anstrengung, einen Schimmer von Licht zu erhaschen, aus dem Kopf treten wollten. Mit beiden Fäusten preßte er sie in den Kopf zurück und rieb die Augäpfel, wütend vor Schmerz und von einer Angst vor dem Unbegreiflichen geschüttelt. Wispernde Stimmen kamen heran, und die Vorstellungen vom Leben der Tiefe erwachten in ihm, daß er mit einem Schrei die Hand zurückzog, als ob er eine der weichen, weißlichen, larvenähnlichen Gestalten berührt habe. Endlich kreisten seine Gedanken so toll, daß es ihm unmöglich war, einen von ihnen festzuhalten und nur ein Geschwirr, ein wüstes, verworrenes Getöse in seinem Kopf toste.

Von diesem Tage an hütete sich Udalbert, seine Geschichten zu erzählen, wenn er seinen Vater in der Nähe wußte. Denn es war ihm unbegreiflich, was sein Vater von ihm verlangte, und stets erschien ihm der Gang seiner Fabeln als das einzig Richtige und als das Selbstverständliche. Aber Andreas Semilasso fand genug andere

Anlässe, mit seinem Sohne unzufrieden zu sein. Bei jedem Gespräche, bei allen Handlungen entdeckte er bei ihm eine von der seinen ganz verschiedene Art, eine weiche Hingebung, eine schwärmerische Anbetung der Milde und Güte, und immer klarer wurde es dem Alten, daß der Sohn nicht imstande sei, ihn zu verstehen und sein Leben fortzusetzen. Durch die Straße der Finsternis nahm er dem Knaben nur die Offenheit und den Mut seiner Bekenntnisse, ohne ihm die stählernen Nerven und das harte Herz geben zu können, das er an seinem Sohne erziehen wollte.

Die Mutter litt unter diesen Szenen und unter den Vorwürfen Semilassos, der ihr seinen Verdacht nicht verhehlte, daß sie ihm das Blut der Kinder verdorben hätte. Wenn die kleine Nella ähnliche Anlagen zeigte, so kümmerte ihn das weniger, aber seinen Sohn hätte er gerne auf seinen eigenen Wegen gesehen.

Udalbert Semilasso aber war ein Dichter und sah die kleine Welt in seinem Kreise nicht mit den Augen des Herrschers, sondern mit den Augen des Geliebten. Er bezwang sie nicht, sondern gab sich ihr hin.

Als er zwanzig Jahre alt war, starb die Mutter und Andreas begrub sie am Fuße des Herensteins zwischen Brombeergebüschen und Schlehhdorn. An dem Steine, den er über ihr Grab wälzte, wachte er eine lange Winternacht hindurch. Dann kam er in die Höhlenwohnung, und es war, als ob er niemals eine Gefährtin an seiner Seite gehabt hätte. Aber das unbändige Blut des Greises, das aus Wald und Felsen die Lebenskraft aufgenommen zu haben schien, brauste noch wild und stürmisch. Wie die Felsen schien er hart, unempfindlich und gegen die Zeit geschützt, nur für die geheimen Stimmen der Tiefe zugänglich. Seine Begierden reckten sich nun, da die Mutter tot war, nach der Tochter. Als Nella endlich die Sprache seiner Augen und seiner glühend zitternden Hände verstanden hatte, wick sie ihm aus, aber seine Angriffe erneuerten sich immer ungestümer und unbedenklicher. Dann kam eine Nacht, in der ihn sein Blut zur Umwendung von Gewalt zwang, und Nella rettete sich nur durch eine schnelle Flucht in den Wald. Zwei Tage lang kam sie nicht zurück. Am Abend des dritten Tages, als sich Semilasso eben entfernt hatte, um sie zu suchen, kam Nella vorsichtig den Abhang über der Höhle herab. Der Bruder saß vor der Höhle auf einem Baumstumpf und war dabei, das Klopfen des Spechtes in Worte umzuprägen. Sie rief ihn an, er erhob sich, ging ihr entgegen und streckte ihr beide Hände hin.

„Ich muß dich verlassen, Brüderlein,“ sagte Nella und küßte ihn.

„Du willst mich mit dem Vater allein lassen?“

„Es muß sein, ich kann nicht mehr hier bleiben.“

„Was willst du tun?“

„Ich habe die Landstraße gefunden und bin ins Dorf gekommen.“

„Du willst ins Dorf hinaus?“

„Ich will noch weiter. Ich will in die Stadt und vielleicht sogar noch weiter. Auf dem Dorfplatz fand ich die grünen Wagen mit den kleinen Fenstern, von denen uns die Mutter erzählt hat. Ein großer Mann stand dabei, und als ich den Zipfel eines Hauses von Leinwand hob, klopfte er mir scherzend auf den Rücken. Er nahm mich mit hinein und zeigte mir viele hölzerne Bänke und ein Gerüst, auf dem seine Leute alle Abende spielen. Auch die Kleider hat er mir gezeigt, dehnbare Häute, die man über die Beine zieht und die ganz glitzernd und silbern sind. Dann dünne Röcke aus einem Stoff, der ganz durchsichtig ist.“

„Das sind die Kostüme, nicht wahr! Mutter hat es Kostüme genannt.“

„Ja, und er nahm meine Arme, hob sie auf, schlug mit der Schneide der Hand hierher, er umfaßte meine Knöchel und hob mir die Röcke bis zum Knie. Und dann fragte er mich, ob ich mit ihnen gehen wolle und auch abends vor den Leuten tanzen und diese glitzernden Häute tragen.“

„Und du, und du?“

„Ich dachte an unfre Höhle und an den Vater, der so schrecklich ist, und da habe ich gesagt, daß ich mit ihnen gehen will.“

„Ich will mit dir gehen, Nella.“

„So komm.“ Aber dann besann sie sich: „Der Vater . . . soll er ganz allein bleiben. In seiner Einsamkeit . . . Wird er das ertragen können . . .?“

Da küßte Udalbert die Schwester und hielt sie mit keinem Wort mehr zurück.

„Weißt du, Brüderlein,“ sagte Nella und legte den Arm um seinen Hals, „ich ziehe hinaus, und wenn ich alles gesehen habe, was es da draußen zu sehen gibt, so komme ich wieder zurück und hole dich.“

„Versprich es mir!“

„Hier gebe ich dir meine Hand!“ Nella küßte ihn noch einmal, gab ihm die Hand und ging mit einem Lebewohl davon. Langsam stieg sie wieder den Abhang hinan, winkte noch einmal, und dann griffen die grünen Büsche nach ihr, schlugen über ihr zusammen und verbargen sie. Nur noch ein leises Schwanken der Zweige war dort oben . . .



Lanx satura aus Bayern.

VI.

Die Polizei will alles, alles wissen und besonders Geheimnisse, meint der Wirt in Lessings „Minna“ und hat recht. Die Münchener Polizei, die sich jüngst eine eigene sittenkriminalistische Abteilung zugelegt hat, um den Eulenburgerien in Sarathen

nachzusteigen, machte neulich auch heftig im Anarchistenfang. Mit verblüffender Schläueheit entdeckte sie eine gruselige Verschwörung und ließ die Klappe zufallen, als die Gimpel im Fanghaus saßen. Gar erschreckliche Mären liefen in München um und ließen den Pfahlbürger erblassen. Der Komet, die Bierverteuerung und nun gar noch ein anarchistischer Todesbund „Gruppe Sat“ — das war zu viel für einen ehrlichen Christenmenschen. Als zudem in einer Nacht in nächster Nähe des Marienplatzes und des Rathauses eine Bombe mit fürchterlichem Getöse platzte — Skeptiker erkannten zwar in dem Wurfgeschloß eine pensionierte Gardellenbüchse —, da erhoben sich die wildesten Gerüchte. In einem Kellergeschoße versammelten sich Nacht für Nacht die katilnarischen Existenzen Münchens, sämtlich verummmt, Männer und Frauen selbst aus den besten Kreisen; ein feuriger, junger Mann wettete gegen Staat und Kirche und folgender ruchlose Plan wurde ausgeheckt: am Fastnachtsdienstag sollte München an 365 Stellen angezündet, das Rathaus in die Luft gesprengt werden. Im Hofbräuhaus sollte die Republik ausgerufen werden. Ein fürchterliches Strafgericht sollte die derzeitigen Machthaber treffen: Bürgermeister v. Borscht verliere die Zunge, sein Bestes; Dr. v. Orterer werde solange gemästet, bis er den Leibumfang des Dr. Daller erreicht habe und dann in den Wäldern Tutenhausens den Jungliberalen vorgeworfen: der Kultusminister v. Wehner den bayrischen Volksschullehrern zur Marter ausgeliefert; der Finanzminister v. Pfaff wegen des erhöhten Malzaufschlages in eine siedende Braupfanne geschleudert usw. Es hieß, in jeder Sitzung würden ein paar neue Opfer erforen und aus den täuschend imitierten Papiermaschenschädeln bayrischer Polizeiräte und Staatsanwälte tränke die Schar blutrünstig Doppelbier. Die Mafia und die Fenier seien Lämmer gegen die Münchener Anarchisten; jedes erste Wort triefe von Blut, jeder zweite Atemzug röchle Rache und jeder dritte Seufzer stöhne Mord. Mich lockte diese Gefahr. Vorsichtig schrieb ich zuvor noch ein Testament, eine Gratulationskarte an meinen Nachmann im Amte, küßte meine Schwiegermutter zum ersten und letztenmal, so daß meine Frau, Unheil witternd, mich auf den Knien beschwören wollte — das Modekleid hinderte die Ärmste daran —, ihr das fürchterliche Geheimnis, das meine zottige Männerbrust beschwere, zu verraten. Und als ich wie Chamisso Meister Nikolaus beim Kaffee saß und die Sonne zitternde Kringeln an die Wand malte, da — brachte es die Sonne an den Tag. Sie warnte mich, wie weiland Karpurnia den Bestieger des Verdingetorig, heute zur Kurie jener Männer zu gehen: es habe ihr von einem modernen Wahlrecht Preußens geträumt. Umsonst, ich grinste wie Popsart als Mephisto, rollte meine Augen wie der edle Januschauer und ging von dannen. — Zwar schlotterten mir die Knie, als ich mich dem Versammlungslokal näherte, zumal ich mich von einem unauffällig postierten Polizisten scharf ins Auge gefaßt sah. Aber ich faßte den Mut der Verzweiflung und betrat die Höhle der Anarchisten. Da saßen ein paar Männlein mit Gummimäntel angetan um einen Tisch und warteten; in der Ecke stand ein Fäßchen Bier zur beliebigen Benutzung; nach und nach schlichen verdächtige Gestalten herein, die wilde Blicke um sich warfen, bis sie das Fäßchen erschauten; auch diverse Weibchen, ziemlich derangiert, tauchten auf; ein konfusier Mensch kauderwelschte wirre Phrasen von Umsturz, Staatsverbesserung und dergleichen, ein anderer meinte, man solle auf Raub ausgehen und die Leute kommunistisch behandeln; die Halbwelt Damen und ihre Begleiter tranken mächtig und leerten ein Fäßchen ums andre und hörten gar nicht, was jener Catilina schrie. — Die Gerichtsverhandlung klärte alles auf: jene Anarchisten waren Leute, die man mit „Freibier“ anlockte bzw. aus dem „Goller“ — der Bierkneipe des großstädtischen Gesindels — holte; sie hatten dem untersuchungsführenden Polizeirat und Staatsanwalt gewaltige Bären aufgebunden, einzelne, die gerade im Zuchthaus oder Gefängnis saßen, zu dem Zwecke

durch die Verhandlung zu einem Auszug nach München zu gelangen. Das war für jene Freibierschärler eine „Hex“, wie man in München sagt. Die ganze Umsturzverschwörung zerfloß wie eine Seifenblase, und die Spießbürger, die zuerst sich schon in die Zupfelmütze ängstlich vergabren hatten, riefen jetzt wie aus einem Munde: „Ich hab mirs doch gleich gedacht, daß das Ganze ein Schwundel ist.“ — Plodite!

Geßen wir von diesem Trauerspiel ins Lustspiel — Verzeihung! — Ständehaus! Bismarck sagte 1864 vom Junkertum: „Ich glaube, unzertrennbar davon ist die Idee von der Aherhebung in Ansprüchen auf Einfluß und Herrschaft, die geistlich nicht begründet sind . . . ; in diesem Sinne gibt es aber auch ein parlamentarisches Junkertum.“ Dafür liefert nicht bloß die preußische, sondern auch der bairische Parlamentarismus erbauliche Beispiele. Davon gar nicht zu reden, daß das neue Steuergeß daran zu scheitern droht, daß die hochmögenden Herren den Regierungstarif von 5% für halbe Millionenvermögen um jeden Preis herabdrücken wollen, obßhon doch Jesus Sirach meint: „Einem Knauer steht nicht wohl an, daß er reich ist.“ Aber einige sozialpolitische Sprüchlein der letzten Reichsratsßigung müssen gesammelt werden. Meinte da Herr v. Soden bei Beßprechung der Verkehrsangelegenheiten, der Tarif der 3. Klasse sei zu billig; man müße die 4. Wagenklasse einführen, andrerseits den Tarif der 1. Klasse von 9 auf 8 Pfg. ermäßigen; ferner regte er sich darüber auf, daß in den Schnellzügen immer mehr 3. Wagenklassen eingeführt werden. — Man kann diese Beanstandungen nur begreifen; das gewöhnliche Volk soll überhaupt nur im äußersten Notfall die Eisenbahn benutzen, und dann ist die 4. Wagenklasse gut genug, für Leute, die nicht einmal eine ordentliche Geldbriefftasche besitzen. Dagegen muß die Eisenbahndirektion die Demütigung anerkennen, wenn reiche Leute statt des Automobils die Schneckenpost der Schnellzüge benutzen und darf den Tarif wenigstens nicht über den Benzinverbrauch erhöhen. In diesem Sinne bemerkte auch noch Ritter v. Haag, die staatliche Ausdehnung des Sonntagverkehrs gehe entschieden zu weit; der in seinem Berufe tätige Mann solle besser am Sonntag einen Rubetag machen und mit seiner Familie zu Hause bleiben. In der nächsten Nähe der Großstädte seien ohnehin Gartenanlagen, Parke und dergleichen genug. Wiederm eine sozialpolitische Weisheit erster Güte! Herr Ritter v. Haag hat recht: die guten Leute werfen nur das Geld hinaus, nehmen den Bessergeliebten die Plätze weg und sehen doch auch zu Hause in den Souterrains die Vorgärten oder in den Mansarden die grünen Wipfel der Bäume in den Palais der Reichen. Ja, ja, der Luxus der kleinen Leute ist vom Abel. —

In dem Hause der „Gemeinen“ wurden die Volksschulen behandelt und dabei das Aberfluten der klösterlichen Anstalten betont. Unser Kultusminister ist aber ein neckischer Mann: mit einer erstaunlichen Gewandtheit tanzt er durch die aufgezplanzten Schwerte der Liberalen und Sozialdemokraten. Kommt die Behauptung, die klösterlichen Lehrerinnenbildungsanstalten seien unter seinem Regime auffällig angewachsen, so beweist er in einer Statistik, die höheren Töchterschulen seien im Gegenteil zum weitaus größten Teil weltlich. Und die Zentrumsleute brüllen Beifall zu dieser Equilibristik. Und dennoch ist die Sache so, wie Dr. Müller sie behauptete. Es gibt zurzeit in Bayern

- 2 klösterliche Präparandinnenschulen,
 - 31 klösterliche,
 - 7 weltliche Lehrerfeminaristinnenanstalten
- (davon 5 private).

Aus den weltlichen Anstalten gingen 1908 893, aus den klösterlichen 2403 Lehramtskandidatinnen hervor. In Oberbayern gibt es mit Ausnahme von München in allen unmittelbaren Städten nur in Klöstern vorgebildete Lehrerinnen, in den andern größeren Gemeinden nur 2 weltliche Lehrerinnen. In Schwaben sind von den 382, in der Oberpfalz von den 163 Lehrerinnen 310 bzw. 138

in Klöstern vorgebildet. Man kann die Klostererziehung sicherlich der weltlichen nicht vorziehen; der klerikale Geist geht auf die Zöglinge über. Da zudem die von Klosterfrauen geleiteten Volksschulen rapid zunehmen, von 1884 bis 1906 stiegen die geistlichen Volksschulkräfte, die Religionslehrer selbstverständlich ausgedieben, um 65%, während das Lehrpersonal überhaupt nur um 35% zunahm, ist der Kreis bald geschlossen: in einem Jahrzehnt ist die Mädchenvolksschule vollständig klerikalisiert, entweder in den Händen der Klosterschulen selbst oder in den in klösterlichen Anstalten in klösterlichem Geiste vorgebildeten Lehrkräften. Der Klerikalismus hat schlauerweise zunächst die Eroberung der Mädchenschule ins Werk gesetzt. Die zukünftigen Frauen werden auch die Männer befehren, vor allem die Erziehung der eigenen Kinder wieder in rüchständigem Geiste leiten. Bismarck, der Frauentenner, sagte zu den Damen aus Schlessien, die ihn in Friedrichshuh (1895) besuchten: „Halten die Frauen fest zur Politik, so halte ich die Politik für gesichert, nicht bloß für den Augenblick, sondern auch für die Kinder, welche von den Frauen erzogen werden.“ —

Es gibt so viele geßeite Leute, die den Ultramontanen für einen geistigen Trottel halten, obßhon das kluge Wort Shakespeares davor warnen sollte:

In cases of defence, 'tis best to weigh
The enemy more mighty than he seems.

Dieser Hochmut hat den Ultramontanismus groß werden lassen. Hinter diesen oft mit Schnupftabak bestreuten abgetragenen Soutanen, in diesen bäurischherben Köpfen mit groben, geistlosen Zügen, steckt häufig viel mehr Verstand und zähe Energie, als der vermeintliche Erbpächter der Intelligenz sich einbildet. Dazu kommt der Zölibat, die Freiheit von Familienrückßichten und die in jedem Priester schlummernde Herrßsucht. Neben dem Sozialdemokratismus, dessen Ziel die Wagenfrage in unverhülltester Form ist, hat der Ultramontanismus die zielbewußteste Politik und die seltene Kunst, mit Schweigen Politik zu treiben. Die feinsten Pläne werden ausgeheckt, weitvorausßchauende und mit unerrückbarer Fähigkeit verfolgte; durch Scheuchen verschiedener Art wird die Aufmerksamkeit der Gegner abgelenkt; Mißerfolge werden ertragen, ebenso stillschweigend, bis der Schlag fällt. Aber auch dann hält straffe Disziplin vor eitlem Siegesfreude zurück. Das gemeine Volk wird durch Himmel und Hölle geschreckt, die Regierung durch den Hinweiss auf die thronstürzenden Bestrebungen der sozialdemokratischen und materialistischen Tendenzen. Alle Angriffe gegen religiöse Bestrebungen sind willkommenere Waffen für sie. Den Ultramontanismus kann nur der Ultramontanismus erwürgen. (Siehe Frankreich)

Menippus.



Das Wiener Theaterjahr 1909/10.

Wien, im Juli 1910.

Die Aherlegung am Schluß eines Theaterjahres macht das Mißverhältnis bedrückend bewußt: zwischen der Unsumme vergeudeter ökonomischer Werte, die an die Hervorbringung belangloser, nichtiger, ärgerlicher Kunstwerke verschwendet werden, und der geringen Zahl wirklicher künstlerischer Leistungen, die unser Leben reicher und schöner gestalten. Die Menge zwecklos verbrauchter Kräfte und materieller Werte schnell weit über die Summe, ergiebig, beglückend verwendeter Arbeit empor. Und der Galdo bleibt passiv. Man muß seinen Betrachtungsstandpunkt über das Menschenwirken erhöhen, das Kunstschaffen mit dem Naturwalten in eine Linie legen, muß sich der täglich in der Natur verschwundenen Kräfte erinnern, um über den Glückszufall der Entfichtung eines reinen Kunstwerkes immer noch jubeln und jauchzen zu können. Und man erstaunt schließlich, daß die Erinnerung an das letzte

Wiener Theaterjahr am Ende mehr reife Wirkungen bewahrt, als unsre stete Klage über den Wiener Bühnenverfall erwarten ließ. Daß uns die Bekanntheit mit einem neuen Dichter versprochen wurde, daß ein zweiter der deutschen Schauspielwelt hier zum ersten Male präsentiert ward und ein dritter durch Jarnos Mittlerschaft auch uns bezaubern durfte, daß neben diesen Dreien: Stucken, Birinski und Sinnerk „Das Konzert“ Hermann Bahrs als Jugtstück triumphierte, Björnsons wundervoll sanfter Epilog entzückte, und Shaw's Arztkomödie interessierte: das ist im Grunde kein so böses Ergebnis und wird beinahe erfreulich, wenn man manches Bühnenjahr der dreimal genedediten Theaterleitung Heinrich Laubes danebenlegt. Und damals waren noch Uraufführungen Heinrich v. Kleists eine freilich nicht beglückene Schuld. Damals lebten Grillparzer, Hebbel, Otto Ludwig, war Wien die Sehnsucht aller Schauspielerräume. Die Menge überragender mimischer Persönlichkeiten hat sich seit jenen Tagen nicht vermehrt, aber die Zahl jener Bühnen in Berlin und Wien, in München, Frankfurt, Dresden ist gewachsen, deren Kassenstände die Niveau-lage ihres Schauspielstandes zu heben gestatten. Und man hätte bei der Abrechnung mit Paul Schlenther, dem man die Vernachlässigung des Burgtheaterensemble so verbittert vorwarf, auch billigerweise diesen Posten sozialer, volkswirtschaftlicher Tatsachen berücksichtigen müssen.

Der Übergang der Burgbühnenleitung von Schlenther an Alfred v. Berger war das markanteste Ereignis dieses Wiener Theaterjahres. Ob dieser Personenwechsel auch eine Systemänderung bedeutet, wird erst das nächste Jahr bestimmen lassen; der Prospekt ist nicht beglückend, aber der übertriebene Haß gegen Schlenther schlug in übertriebene Zuvorkommenheit gegen Berger um. Der vornehme Preuze verstand es nie, die Lärmtrommel zu rühren und war — ein treuer Wiener seines Herrn. Bei seinem Abschied wurde er nicht diviniert, und man zerschlug die Statuen, die seine künstlerische Arbeit sich errichtet hatte. Gerechter und richtiger als die, welche heute seine Fußtapfen füllen, wird die nächste Zukunft über diesen Mann urteilen, der als unglückseliges Gegenbild zu Heinrich Laube, diesem Glückseligen äußerer Umstände, unter denkbar ungünstigster Konstellation die Bühnenleitung übernahm. Die Theaterkunst des Naturalismus, die gerade vor einem Dezennium die Vorherrschaft in den Schauspielhäusern gewann, mußte ebenso naturnotwendig in Berlin ihr wahlverwandtes Mägenamentum finden, wie ihre mehr geistigen Werte dem sinnlichen Wiener Bühnenpublikum fremd blieben. Ibsen- und Hauptmannspieler, Gorki- und Shawdarsteller waren die großen Mimen dieses Zeitraumes, Rittner und die Lehmann, Sauer und Bassermann, Reichel und Reinhardt. Sie blieben in Berlin. Und gerade heute, da sich unsre künstlerische Sehnsucht wieder andren Sternen zuwendet, da mit der Reife einer neuen Stilkunst, einer Bühnendichtung stimmungsvoller, starker Wirkungen für Wien die Aussichten, wiederum Führerin des deutschen Theaters zu werden, günstig stehen und für einen Burgbühnenleiter darum reichste Wirkungsmöglichkeit gegeben ist — gerade in diesen Zeitpunkt fällt Schlenthers Direktionsende. Gewiß war im letzten Jahre Ernst Dibrings „Hohes Spiel“ ebenso überflüssig wie Larsen-Rostrups „Per Bunte“, Hans Müllers Zarowitzigkeit „Hargudl am Bach“ ebenso unverantwortlich geschmacklos wie Georg Hirschfelds „Das zweite Leben“ durch leise anklingende dichterische Ahnung entschuldbar: aber der sanfte Glanz, der von Björnsons „Wenn der junge Wein blüht“ lächelnd über die Seelen fiel, leuchtet unvergessen über Schlenthers Abschied. Und Karl Schönherr's „Aber die Bräute“ bleibt eine schöne Dichtung; trotz allem und allen. Man vergaß Paul Schlenther, daß er die dichterischste Erscheinung der jüngsten österreichischen Literatur, Karl Schönherr, am Burgtheater zur Darstellung brachte, verschwieg die überwältigende Wiedergabe der „Gespenster“, der „Frau vom Meere“, des „John Gabriel Borkmann“, unterschlug die bezaubernde Aufführung von Schnitzlers

„Zwischenspiel“, die starken Darstellungen von Hauptmanns „Rose Bernd“ und Hauptmanns „Griffelba“. Und jubelte Herrn v. Berger zu.

Baron Berger ist von den fünf Jahren, die nach dem infalliblen Heinrich Laube jeder Theaterdirektor braucht, um „seine Feinde zu veröhnen, aufzuräumen und abzu- umen und dann zu schaffen, sich Freunde zu erwerben“, er ist von diesen fünf Jahren nicht einmal ebensoviele Monate in Wien. Einer mäßigen Grillparzer-Ouvertüre folgte eine überflüssige Calderonerneuerung des „Lebens ein Traum“, einer gezwungenen Huldigung für den achtzigjährigen Paul Hefke folgte ein netter Moliereabend, der „George Dandin“ und die „Schule der Frauen“ brachte, folgte endlich eine Darstellung von Oscar Wilde's „Ein idealer Gatte“, die nichts ergab als die Erkenntnis unfrer Überschätzung dieses im Grunde sehr philistrischen Blagueurs, und die durch Akzentuierung der menschlichen, schicksalsvollen Werte der Komödie ihre Kolportagemache herantrieb. Moliere und Wilde waren Schlenther'sche Premierenabsichten. Vier Monate sind eine zu kurze Zeitpanne, um eine prägnante Tat zu schaffen. Darum verlegte sich Herr v. Berger aufs Verkünden. Aber der Rainzkontrakt liegt noch ebenso unerledigt, wie das jüngste Kompaniestück Blumenthal's und Lothar's fest angenommen ist. Und diese zwei Tatsachen sind das einzig Gewisse für Berger's nächstes Jahr.

Von den übrigen sechs Schauspielhäusern Wiens werfen nur das „Deutsche Volkstheater“, die „Neue Wiener Bühne“, das „Theater in der Josefstadt“ Stoff zu ernsthafter Kunstbetrachtung ab. Aber den Umweg des deutschen und gallischen Schwanks ist das deutsche Volkstheater zur wirklichen Wiedergabe des deutschen Salonschauspiels gelangt. Sein Ensemble umschließt keine überdimensionalen Schauspielriesen, aber es hat zwei Duzend geschmacksfester, überdurchschnittlicher Talente, die nie etwas verderben und durch inniges Zusammenspiel nicht allzu besonders markant gestalteten Stücken den richtigen Ausdruck geben. In der Darstellung von Shaw's „Der Arzt am Scheideweg“ blieb man uns (Fräulein Marberg und Herrn Edthofer ausgenommen) die Doppeldeutigkeit des Stückes schuldig: dieses Spieles geistreicher Apercus, hinter dem ein tiefer Ernst, ein neues Ethos aufleuchtet; man vereinfachte das Problem: die einen gaben das Pathos, die andern den Akt. Auch in Bahrs „Konzert“ blieb der Künstlerkopf hehnt's bei Herrn Lachner ohne feste Konturen. Aber das Publikum ließ diese Komödie, welche die übermutvolle Laune der „gelben Nachtigall“ verbürgerlicht, philistrisch verankert hat, zum Kassenerfolg werden, der nebst dem unliebsamen Gemenge aus Sentimentalität und Fechtität, Wiener Witz und jüdischem Jargon: nebst Viktor Leons und Leo Felds „Der große Name“ und Henri Batailles „Skandal“ (diesem geschmacklosen Nervenreizer) den Finanzbedarf des Deutschen Volkstheaters hereinbrachte. Die wundervollen Pastellwirkungen von Schabdeus Rittners „Der dumme Jakob“, dessen entzückenden Liebreiz diese Bühne ohne Wänderung seines Zaubers wiedergab, fand beim Publikum ebensowenig Verstehen wie die ungewöhnlichen Sensationen von Schnitzlers „Der Ruf des Lebens“.

Aber eine erfreuliche Änderung des Publikumsgeschmackes ist doch festzustellen: man ist des ewigen Eternellei wüthloser Verwechslungen, der Dessous-Gemeinheit humorloser Joten überdrüssig; die Franzosen haben ihre Berve verschleudert, und das Boulevardstück ist gewesen. Aber die Jarnoschen Bühnen jagten zwei Duzend kurzatmiger Pariser Schwänke, ohne daß auch nur einer 25 mal wiederkehren konnte. Bedauerlich, daß diese Arbeit für den Tagesbedarf weniger als sonst zu künstlerisch bedeutsamem Wirken Zeit ließ. Als dauerndes Ergebnis eines ganzen Sptelsjahres dürfte seinem Repertoire nebst Moliere's „Eingebildetem Kranken“ nur Otto Sinnerk's „Närrische Welt“ verbleiben, dieses reizende Kapriccio über eine moderne Lilith, die mit Naturnotwendigkeit der Umarmung eines jeden ihrer Zimmerherrn verfällt und

ihren Mann doch mehr liebt als ihr ganzes Geliebtenkorps.

Otto Hinnersks echt germanische Lustspiellkunst, die man jenseits der schwarz-gelben Pfähle längst schon kennt und gern als Erbin Hartlebens bezeichnet, war dem Wiener Theaterpublikum bisher fremd geliebt. Und diese Tatsache zwingt doch, an den stets beteuerten guten Willen der Bühnenleiter einige starke Fragezeichen zu setzen. Es fehlt den Wiener Direktoren alle Findexfreude. Was in Berlin approbiert wurde, wird uns hier in kärglicher Auslese vorgeführt. Und es ist darum um so nachdrücklicher anzuerkennen, daß die etwas allzu laute Regsamkeit Adolf Steinerts an der „Neuen Wiener Bühne“ das Werk eines Unbekannten zur Darstellung brachte. Dieses Terroristendrama eines kaum Fünfundzwanzigjährigen will nichts geringeres, als eines der tiefsten Probleme des neuzeitlichen Menschen: die Stellung des Einzelnen zur Gesamtheit an dem Sonderfall der russischen Revolution gestalten. Es ist die Tragödie des Prometheus, der das Größere, Lichtere in einer kommenden Zeit mit dem Instinkt der Selbstbewahrung hassen lernt, weil seine Heraufführung die Sehnsucht nach eigenem, allerpersönlichem Glück erstickt; und der doch wieder nicht mit robuster Ignorierung des fremden Leides sich selber bewahren kann. Dieser junge Mann heißt Leo Birinski, sein Stück, das in diesen Tagen im Buchverlage Egon Fleischel & Co. erscheint, ist „Der Moloch“. Vielleicht gibt dieser Glücksfall eines Wiener Direktors auch den übrigen ihre Findexfreude zurück, die ihnen bei der steten Plagierung Berliner Erfolge verloren gegangen ist.

Dr. Hans Wantoch (Wien).



Aus den Theatern.

Marlowes „Doktor Faustus“ in Göttingen.

Es ist auffallend, wie stark man sich seit einiger Zeit in akademischen, besonders gerade in studentischen Kreisen für das Faustproblem auf der Bühne interessiert. Die Heidelberger „Akademische Gesellschaft für Dramatik“ brachte den Ur-Faust auf die Bühne, in Leipzig bereitet man eine Aufführung des Puppenspiels vom Doktor Faust vor, dem Goethe wesentlich die Anregung zu seinem Werke verdankt; nun haben Göttinger Studenten dem „Doktor Faustus“ des Christopher Marlowe, also der ältesten dramatischen Bearbeitung der Faustsage, eine deutsche Erstaufführung zuteil werden lassen. Die Veranlassung hierzu sind in erster Linie rein akademische, wissenschaftliche Forschungen gewesen, die aus der Schule des bedeutenden Göttinger Anglisten Professor Morzbach hervorgegangen sind. Sein Schüler H. de Vries hat in den Englischen Studien nachgewiesen, daß die sogenannte Quarto-Ausgabe von 1604 die beste ist, während die von 1616 teils durch Fortlassungen, teils durch unbegründete Zusätze entstellt ist. Ein zweiter Gewinn war die Feststellung der richtigen Szenenfolge, nachdem man erkannt hatte, daß es sich nicht um ein Originalmanuskript handelte, sondern offenbar um einen Rollendruck, der durch Aneinanderfügen der Sprechrollen der verschiedenen Schauspieler zustande gekommen ist. Nachdem de Vries und Dr. R. Kohde diese wissenschaftlich grundlegende Arbeit geleistet hatten, machten sich zwei befähigte Göttinger Studenten an die schwierige Arbeit, den nunmehr festgestellten englischen Originaltext zu übersetzen. In dieser Form ging nun das Werk, gereinigt von allen fremden Bestandteilen, über die Bühne und erzielte eine nachhaltige Wirkung, trotzdem es im Grunde doch nur eine Illustantenaufführung war. Für die Hauptrolle des Faust hatte man sich allerdings eine auswärtige Kraft geholt. Damit ist an einer Stelle, wo man es sonst nicht gewöhnt ist, ein Werk zur ersten Aufführung gekommen, das wegen seiner innern Werte doch die größte Beachtung verdient, und

zunehmend literarisch interessierten Vereinen und auch den Bühnen zur Aufführung empfohlen sei. Hier ist wirklich ein Werk neu gewonnen, das auch andern als etwa dem literarischen Feinschmecker etwas zu bieten vermag, das im guten Sinne modern bleibt und durch seine Sprache gefangen nimmt; ein Bühnenwerk, dem man anmerkt, daß es aus großer literarischer Zeit stammt und, wenn es auch die zeitgenössischen Werke Shakespears an Größe und Tiefe nicht erreicht, ihnen doch an Unmittelbarkeit des Empfindens wenig nachsteht.

Die Anregung, die hier in einem Falle zunächst von rein akademischer Seite ausging, verdient aber Verallgemeinerung. Möge man sich in den führenden literarischen und Theaterkreisen darauf besinnen, daß wir außer den großen Klassikern, die längst Gemeingut des Volks geworden sind, auch andre bedeutende Bühnendichter der nach- und vorklassischen Zeit haben, deren Werke von den Brettern herab zu wirken berufen sind, die literarhistorischen Wert haben und um dessentwillen verdienen auch noch in unsren Tagen gehört zu werden.

Franz E. Willmann (Leipzig).



Randbemerkungen.

Zentrumsahnungen.

Wenn ein Parteiblatt einer „Zuschrift“ Raum gibt, lächeln die Aulguren: die Redaktion hält sich mit dieser Etikettierung eines Artikels ein Hinterpförtchen offen; sie will nicht die volle Verantwortung übernehmen und möchte doch ihren Lesern die scharfgewürzte Kost nicht vorenthalten. Es ist nicht anders, als wenn jemand einem Fremdling ein Gewehr anvertraut und ihn schleßen läßt „zur Übung“. Wird irgendwer dann zufällig verlegt, so trägt der ungeschickte Schütze und nicht Besitzer der Waffe die Schuld. So heißt es denn in einer „Zuschrift“ der „Germania“, Herr v. Bethmann Hollweg und sein Generalstabschef, Herr v. Schorlemer-Niesar, gedächten bei den nächsten Reichstagswahlen die Einigkeit der deutschen Katholiken zu lockern. Kurz nach der Ernennung des Landwirtschaftsministers las man es anders. Wir haben in diesen Blättern stets die Ansicht vertreten, der aufrechte Katholik Schorlemer sei seinen Glaubensgenossen im Zentrumslager ein Dorn im Auge, obson die Herrn mit der bitteren Pille auf der Zunge so freundlich grimassierten, als wäre ihnen köstlicher Honigseim verabreicht worden. Aber länger können sie den fatalen Geschmack nicht herunterlämpfen: jetzt muß die Wahrheit heraus. Der „praktizierende“ Katholik Schorlemer, den keiner des Taufscheinatholikentums bezichtigen kann, ist ein Zentrumsgegner. Es will da der Verfasser der Zuschrift oder sein Gewährsmann in einem Eisenbahnwagen I. Klasse sich zum Schlaf niedergelegt und dabei ein Gespräch zwischen einem aktiven und einem inaktiven Minister belauscht haben, des Inhalts, daß Regierung, Scharfmacher und Hansabund sich vereinigt hätten, um das Zentrum zu sprengen. Man sieht: Den Seinen gibt's der Herr im Schlaf. Aber gleichzeitig ließ sich die „Rheinische Volkszeitung“, die augenscheinlich noch nicht in dies Komplott I. Klasse eingeweiht war, vernehmen und redete den Nationalliberalen zu, sich zur Vernunft, d. h. zu einem Zusammenarbeiten mit dem Zentrum zu befehlen. Ob etwa in der Weise, daß an verschiedenen Stellen innerhalb des Hansabundes katholische Filialen eingerichtet werden sollen, ist vorläufig nicht verraten. Das rheinische Zentrumsorgan befindet sich ja manchmal im Widerspruch zu den Federn, die in der Stralauerstraße in Berlin, mit Hilfe von Matthias Erzberger, die Mischung von Weiswasser und Anilin zu Parteimeinungen verarbeiten; allein das ist häufig nur Taktik, und später nach getrenntem Marsche findet man sich zu gemeinsamem Schlagen wieder zusammen. Das kann auch diesmal der Fall sein, und der

Zentrumsvogel nicht vorne und hinten pickt er; aber vielleicht liegt in dem tröstlichen Zuspruch, mit dem die Nationalliberalen betrauert werden, bloß die Ferienarbeit eines stellvertretenden Sommerredakteurs vor, der seine Zeit zwischen zwei „Spezialen“ nicht besser auszufüllen wußte, milde gestimmt durch den Duft der sauern Gurke, die am Rhein wie an der Spree den Herren Parteileitern das Nachdenken über die Herbstkampagne erleichtert.

Dr. Fr. St.

Kiderlen.

Man braucht sich dem höflichen Brauch der Presse nicht unbedingt anzuschließen. Bei solchem Schönfärben kommt kein Nutzen heraus. Höchstens, daß das ohnehin über große Selbstgefühl des Auswärtigen Amtes noch gestärkt wird. Die Presse behandelt jeden abgehenden Minister zart — *de mortuis nil nisi bene* — und jedem kommenden drückt sie ihr volles Vertrauen aus. Höchst ungerechtfertigt! Die Berufung von Schön auf den Pariser Posten war eigentlich ein Schlag ins Gesicht für ganz Deutschland, denn ganz Deutschland hielt den Staatssekretär für unfähig, außer den Sozialdemokraten und Herrn v. Bethmann. Und für einen Franzosenfreund. In Paris hat man gelauscht. Kommt denn der deutsche Botschafter nach Paris, um französische Interessen zu vertreten? Zufällig waren wir Zeugen des Austrittes im Reichstage, als Herr v. Schön ableugnete, daß Fürst Rhedenhüller sich in die Marokkofache eingemischt. Dieser sehr feierlichen und peremptorischen Verleugnung wurde die Wahrheit gegenübergestellt, und Herr v. Schön hat bis heute den Makel nicht wieder abgewischt. Dementieren mag eine schöne Sache sein, aber wenn gewisse Grenzen überschritten werden, nennt man es anders. Und Kiderlen? Wir wollen nicht trübe Kladderadatsch-Erinnerungen wecken, obwohl aliquid haeret, wollen noch weniger uns um Bufarester Erinnerungen kümmern, obwohl die Privatpolitik Herrn v. Kiderlens die Staatspolitik beträchtlich beeinflusste, sondern wollen lediglich sehen, was der Mann leistet. Im Anfang des ereignissschweren Jahres 1908, als der Baron Herr v. Marschall vertrat, kam aus dem Gehege seiner Zähne das Wort: „Aber wir sind ja nur hier, um Österreich zu verdrängen.“ Zeugt schon dieser Ausdruck von keiner hohen Einsicht, so noch weniger die unzweckmäßige Haltung, die Kiderlen in der deutsch-österreichischen Zeitungsgründungs-Angelegenheit zu Konstantinopel einnahm. Wort wie Tat im selben Jahre, da die Wibelungentreue gepriesen wurde. In der Nähe nimmt sich Lieb und Treue manchmal verflucht anders aus. Was jetzt übereinstimmend dem neuen Staatssekretär nachgerühmt wird, ist Rauheit. Die ist zweifellos vorhanden, und die hat ihn auch einst in den 90er Jahren — und das ganz anders als das Regierungsrat Martin berichtet — in die Ungnade des Kaisers gestürzt. Nun, an und für sich ist Rauheit kein Mangel für einen Staatsmann, falls sie mit Klugheit und Schöpferkraft vereint ist. Hoffen wir, daß Herr v. Kiderlen in Zukunft seine Rauheit zum Besten des Vaterlandes und seiner Entwicklung anwenden werde.

W.

Die Mandatsmüdigkeit Bassermanns

ist ein wahres Labfal in der Zeit, da selbst die politischen Ereignisse Urlaub genommen zu haben scheinen. Geht er, geht er nicht, geht er? Das Sternblumenzupfen ist recht unterhaltsam in diesem Falle, jedoch erklärlich. Die Nationalliberalen verfügen über wenige Köpfe, die so markant sind wie Bassermann, der Vertreter der entschiedeneren Front. Träte er von der Bühne ab, so würde das Repertoire eine bedeutende Veränderung erfahren, und mehr das schlichte bürgerliche Schauspiel von der ihres Heldenpielers beraubten Truppe gepflegt werden. Es ist seltsam, daß dieser Parteiführer von ausgesprochener Begabung niemals einen Anspruch auf einen politischen Unterstüßungswohnsitz hat finden können; ehe er sich einbürgern konnte, wurde er regelmäßig abgeschoben, ohne daß die Kleinen von den Seinen daran gedacht hätten,

ihm einen sichern Wahlkreis einzuräumen. Das könnte auch einen weniger Ehrgeizigen mürbe und mandatsmüde machen und ist ein Zeichen für das Erstarken eines Randnützlichkeits, wie er in der großzügigen Vergangenheit Bennigsen'schen Angebens unmöglich gewesen wäre. Zwar wird versichert, im Saarrevier würde die Industrie erforderlichenfalls für Bassermann einen Platz an der Tafel reservieren lassen. Ist das richtig, dann wäre eine deutliche Erklärung längst angezeigt gewesen, schon deswegen, um den Spottreden über die Unterstandslosigkeit eines Parteiführers ein Ende zu machen, die, wie die Dinge liegen, bei den nächsten Wahlen leicht zur Tatsache werden dürfte.

Dr. Fr. St.

Der tierärztliche Beruf

wird von polnischen Blättern den preussischen Polen mit dem Hinweis empfohlen, daß z. B. in Polen von 18 Tierärzten nur 2 Polen seien. Bekanntlich halten sich die Polen von allen Staatsstellungen fern. Wir kennen weder polnische Richter, noch polnische Regierungsbeamte; an den Gymnasien und Realschulen gibt es verhältnismäßig wenig höhere polnische Lehrer, und nicht minder ist das Offiziercorps frei von polnischen Elementen. Dafür hat sich die sarmatische, nicht unbedeutende Intelligenz um so stärker den freien Berufen zugewandt. Ärzte, Rechtsanwälte, Chemiker, Ingenieure, Redakteure, Schriftsteller, das Bankfach werden aus den Reihen akademisch gebildeter Polen mit Nachwuchs versorgt, was wesentlich zur Stärkung subversiver Tendenzen beiträgt. Ein nationales Freimaurertum verbindet alle diese geistig hochstehenden Elemente und, unterstützt von einer regsam fanatischen Geistlichkeit, sind sie die gebornen Führer im Nationalitätenkampf. Unleugbar sind ihnen gegenüber die Deutschen im Nachteil. Da vermag auch eine verdreifachte Ostmarkenzulage keine Abhilfe zu schaffen. Es müßte auf Mittel gesonnen werden, diese geistigen Kräfte in den allgemeinen Staatsdienst einzuspannen und so eine offensichtliche Spaltung zwischen den loyalen preussischen Polen und den mit dem Traum einer polnischen Adelsrepublik spielenden herbeizuführenden. Natürlich müßten diese Loyalen, ihrer heimischen Umwelt entrückt, einen Wirkungskreis in westelbischen Provinzen erhalten. Die Kenntnis von Land und Leuten fehlt unfern preussischen Beamten nur zu oft; das Heimatgefühl, so rühmendwert es ist, begünstigt, da jeder seinem Geburtsbezirke Anhänglichkeit bewahrt und dorthin zurückstrebt, den Verwaltungspartikularismus, und so ist jede Provinz mehr oder weniger ein Staat für sich. Eifersüchtig wird jede landschaftliche Eigenart gepflegt, und wenn auch manches seit der Reichsgründung abgeschliffen ist, so hat sich doch eine unverfügbare Summe von Eigentümlichkeiten erhalten. Das soll man nicht beklagen, sondern begrüßen, weil trotzdem ein Vaterlandsgefühl alle Stämme, den Ostpreußen wie den Rheinländer, den Sachsen wie den Schleswiger eint. Ganz abseits von diesen Staaten im Staat, die doch wenigstens in einem gewissen Bevölkerungsaustausch stehen, sich ergänzen und ausgleichen, steht der gebildete lokale Pole. Die untern polnischen Schichten verbreiten sich zwar als Sachseingänger, als Erdarbeiter, als Bergleute durch Preußen und das Reich, ja sie schließen sich im Westen unter Leitung der Geistlichkeit und nationalpolnischer Agitatoren wieder zu Einheiten zusammen und werden künstlich von den deutschsprechenden Umwohnern abgesperrt. Das führt jedoch eben wegen dieser Begleitumstände nicht zur Amalgamierung, die so wünschenswert wäre. Viel eher wäre sie möglich bei polnischen Richtern und Regierungsbeamten, bei Offizieren und Lehrern an höheren Lehranstalten. Sie würden langsam und sicher von der deutschen Kultur aufgelosen und durch Heirat dauernd an die neue Scholle gefesselt werden. Auch würden, von ihnen angezogen, andre folgen. Das wäre als Gewinn für das Staatsganze zu betrachten, während jetzt viele tüchtige Kräfte brach liegen oder dem preussischen Staatsgedanken abspenstig gemacht werden. Die Zahl derer, die für ihn

gewonnen sind, ist verschwindend gering, aber unschätzbar ist die Menge derer, die im Ausland, obwohl eine Emigration im früheren Sinne nicht mehr besteht, für uns verloren gehen. Es lohnt sich wohl, die Völkerpolitik einmal unter diesem Gesichtswinkel zu betrachten und neben scharfen Kampfmitteln, die dem Großpolentum gegenüber unerlässlich sind, auch kalmierende Mittel da anzuwenden, wo die Voraussetzungen dafür gegeben sind.

R. A.

Die Zukunft des britisch-japanischen Bündnisses.

Die englische Diplomatie legt anscheinend Wert darauf, in der europäischen Presse betont zu sehen, daß der japanisch-russische Vertrag unter ihrer Mitwirkung zustande gekommen sei, also darin keine gegen englische Bestrebungen gerichteten Tendenzen enthalten oder dahinter verborgen sein könnten. Die englische Gebatterschaft läßt sich nicht in Abrede stellen, aber die davon abgeleitete Folgerung ist zweifellos falsch. Man hatte auf japanischer wie russischer Seite um so weniger Grund, die Annäherung hinter dem Rücken John Bulls zu vollziehen, als diesem keinerlei Mittel zu Gebote standen, sie zu verhindern. Da es aber vorläufig nicht englischen, sondern amerikanischen Quertreibern in Ostasien zu begünstigen galt, gebot die Klugheit den beiden Mächten, der englischen Diplomatie die Möglichkeit zu geben, das Gesicht zu wahren, und deshalb durfte sie dabei sein, als man verhandelte, damit der Anschein erweckt würde, als habe sie Gelegenheit gehabt, die Verhandlungen zugunsten der britischen Interessen zu beeinflussen. Tatsächlich soll Japan die russische Freundschaft als Ersatz für die britische dienen, nachdem diese mehr und mehr versagt, und zugleich als ein Rückhalt, um den englischen Handel bekämpfen und sich nach und nach ganz von englischem Einfluß befreien zu können. Schon in der Vergangenheit hat sich Japan in Asien rücksichtslos über englische Interessen hinweggesetzt, wenn es sein Vorteil erheischte. Japanische Schiffsabrislinien erhielten öffentliche und geheime Regierungszuschüsse, um der englischen Küstenschiffahrt in chinesischen Gewässern möglichst den Garauß zu machen. Tatsächlich gelang es auch, ihr sehr viel Abbruch zu tun, während der Verkehr zwischen Indien und Japan allmählich völlig an japanische Linien überging. In der Mandchurie wie in Korea sah sich der englische Handel infolge ungerechter Behandlung zurückgedrängt. Ein führender englischer Kaufmann äußerte einmal, mit jeder Anleihe, die England japanischen Industrien gewähre, gebe es gleichsam Japan ein Messer in die Hand, um dem britischen Handel im fernem Osten die Kehle zu durchschneiden. Japan hatte seinem Verbündeten versprochen, auf dem asiatischen Festlande eine Politik gleicher Gelegenheiten zu befolgen; aber es fehrte sich nicht im geringsten daran, sondern umging seine Verpflichtungen in jeder Weise durch Außerachtlassung von Varentrechten, durch Vergünstigungen für japanische Waren und alle möglichen andren Mittel. Mit unberühoblen Schadenfreude ließ man es in Tokio ruhig geschehen, daß das erstarkende China gerade dem englischen Einfluß im fernem Osten planmäßig entgegenarbeitete, und daß in Indien japanische Elemente all-asiatische Propaganda trieben. Wenn es nach alledem noch eines Beweises bedürfte, daß Japan auf englische Interessen in Ostasien keine Rücksicht mehr nimmt, nachdem es auf englische Unterstützungen nicht mehr angewiesen ist, so würde ihn sein Verhalten bei der Erneuerung der Handelsverträge liefern. Ende Juni läuft der Termin der Handelsverträge ab, die Japan mit verschiedenen ausländischen Staaten abgeschlossen hat. Das „*Wowoje Wremja*“ hört nun, daß Japan entschlossen sei, die allen Handelsverträge nicht mehr zu erneuern, sondern neue Bedingungen auszuarbeiten, und in der Tat hat es ja auch den deutsch-japanischen bereits gekündigt. In Kraft bleibe nur der russisch-japanische Handelsvertrag von 1907, der auf der Basis der gegenseitigen Gleichheit abgeschlossen ist. Von den „neuen Bedingungen“ hat aber noch jüngst der

Sekretär der China Association in Shanghai, H. C. Willcox, in einem Briefe an die „Times“ behauptet, daß sie den britischen Handel auf das Empfindlichste, schwerer denn irgend einer andern Nation, schädigen und viele britische Firmen, die heute in Japan bestehen, zwingen würden, ihr Geschäft aufzugeben.

Japan hat bisher nicht darauf bestanden, daß seine Untertanen in britischen Besitzungen allenthalben frei ein- und ausgehen und die gleiche Behandlung beanspruchen dürfen, die weißen Einwanderern zuteil wird. Eines Tages wird es den Zeitpunkt für gekommen erachten, England vor die Wahl zu stellen, keinerlei Beschränkung japanischer Einwanderung und keinerlei unbillige Behandlung von Japanern in seinen überseeischen Besitzungen zu dulden, oder den bisherigen gelben Verbündeten in einen entschiedenen Gegner verwandelt zu sehen, gegen dessen starke Seemacht seine wertvollsten Kolonien nur unzulänglich geschützt sind. Dazu kann ihm dann ein Bündnis mit Rußland als Grundlage dienen.

Otto Corbach, (Charlottenburg).

Frauenschulen oder Studienanstalten?

Auf die Bestimmung der Regierung, daß Studienanstalten für Mädchen nur dort gegründet werden dürfen, wo Frauenschulen bereits bestehen, ist es zurückzuführen, daß mit der Gründung von Frauenschulen so sehr geeilt wird, auch dort, wo kein nennenswertes Bedürfnis danach vorliegt, während umgekehrt die Gründung der Studienanstalten hinter dem bestehenden Bedürfnis zurückbleibt.

Den 77 im letzten Jahr anerkannten Frauenschulen ist es 3. S. sehr schwer geworden, eine genügende Zahl von Schülerinnen zu bekommen. Wenn Eltern ihre Töchter einen zwölfjährigen Bildungsgang durchmachen lassen, so wollen sie ihnen in der Regel doch wenigstens eine Zukunft damit sichern, und das konnte durch die Frauenschule, die nur eine Fortbildungsschule sein wollte, nicht geschehen. Daraufhin haben schon etwa 10 Frauenschulen angefangen, Vorbereitung zu Verufen, so zu dem der Haushalt- und Handarbeitslehrerin, der Kindergärtnerin, Bibliothekarin, Apothekerin mit in ihr Programm aufzunehmen. Sie wollen also Fortbildungs- und Berufsschulen zugleich sein, den doppelten Zweck einer allgemeinen und fachlichen Ausbildung in kürzester Zeit erreichen, und dies sehr oft unter Leitungen, die den betreffenden Berufsgebieten ganz fern stehen.

Während 3. B. ein gutes Kindergärtnerinnenseminar zwei Jahre ausschließlich der Berufsbildung widmet, will manche Frauenschule in einem Jahr, und zwar nebenbei, dasselbe erreichen, ja sogar ihren Absolventinnen noch ein Zeugnis ausstellen, wonach sie befähigt sein sollen, Kindergärten einzurichten und zu leiten.

Es ist sehr zu hoffen, daß die Gründung von bloß „weiterbildenden“ Frauenschulen nur dort erfolgt, wo ein wirkliches Bedürfnis vorliegt, daß aber denjenigen Frauenschulen, die Berufsschulen sein wollen, feste Bestimmungen durch die Regierung auferlegt werden, die sie hindern, Dilettantismus auf dem Gebiet weiblicher Berufsarbeit großzuziehen, wozu sie jetzt auf dem besten Wege sind.

Im Gegensatz zu den Frauenschulen sind die 28 im Jahre 1909/10 anerkannten Studienanstalten sogleich von zusammen 2012 Schülerinnen besucht worden, was für Anstalten, die 3. S. erst eine oder 2 Klassen führen, eine sehr große Frequenz bedeutet. Von diesen Schülerinnen sind etwa 600, also fast ein Drittel, Auswärtige, die also den größten Teil, da in ihrer Heimat keine Studienanstalt existiert, in einer fremden Stadt in Pension leben müssen. Die rheinisch-westfälischen Städte Köln, Bonn, Münster und Essen zählen allein 131 auswärtige Schülerinnen an ihren Studienanstalten, die Charlottenburger Studienanstalt zählt 73, die neue Studienanstalt der Stadt Berlin 51, die Studienanstalt Hannover 46 auswärtige Schülerinnen.

Wenn man bedenkt, daß alle diese Mädchen schon vom 13. Jahr ab das Elternhaus entbehren, so wird die

Notwendigkeit vermehrter und zweckmäßigerer Fürsorge für die höhere Schulbildung der Töchter ganz besonders einleuchtend.

Der alte Herr.

Der vornehmste „alte Herr“ unter den vielen vornehmen „alten Herren“ der Bonner Vorussen ist Ge. Maj. der Deutsche Kaiser. Nun ist ja schon eine geraume Zeit vergangen, seitdem „Wilhelm, Prinz von Preußen s./l. Borussia 3. fr. Cr.“ sein Bild mit Band und Stürmer bedizierte; denn man schrieb damals 1878, aber die Erinnerung an die glückliche Zeit „in Bonne, wo der Prinz studiert mit Wonne“ muß, wie man übrigens auch aus sonstigen Dingen weiß, noch nicht in ihm erloschen sein, ja sogar so prävalieren, daß er über seinem Korps alles vergessen hat, was sonst noch auf Deutschlands hohen Schulen studiert und sich „studierenshalber“ aufhält. Während Wilhelm II. in Gießen weilte, richtete die Ferienkommission des Ausschusses der Gießener Studentenschaft ein Huldbigungstelegramm namens der Gießener Studentenschaft an ihn. Und richtig erhielt der Ausschuß ein Dank-Telegramm. Es lautete: „Ich danke für den freundlichen Gruß. Vivat, crescat, floreat der Gießener S. C. Wilhelm. I. R.

Ei der Taufend, werden sich die Gießener Kommilitonen gefreut haben, als diese Depesche eintraf. Die Burschenschaftler, Landsmannschafter und Turner unter ihnen, ferner die Mitglieder von Blasen und die Finken werden ganz glücklich gewesen sein, daß der Kaiser sich noch so als alter Herr fühlt. Freilich einen Tropfen Bitterkeit wird es in ihren Freudentelch gegossen haben, daß der Monarch sich nur als alten Herrn des S. C. fühlte und gar nicht bedachte, daß es unter den Studierenden der Ludoviciana auch welche gibt, die dem S. C. nicht angehören, ja überhaupt kein Couleur schwingen, und die trotzdem noch ganz anständige, tüchtige Männer werden können. Natürlich handelt es sich bei dieser Depesche nur um eine Ungeschicklichkeit eines Rates aus dem Zivilkabinet, wie dergleichen ja schon oft vorkam. Da die Ungeschicklichkeit der betr. Stelle aber ein bißchen grob ist, sei sie hier festgenagelt.

Dr. M. P.

Ein Geschworenen-Urteil.

Wer sich heutzutage unterfängt, etwas gegen die Schwurgerichte zu sagen, läuft Gefahr, von freihheitsliebenden Volksmännern gelächelt zu werden, als sei er Bürger der Vereinigten Staaten und Kassengenosse von Johnson. Und dennoch könnte man mit unglaublichen Geschworenen-Urteilen Bände füllen, wobei man die Neigung der Volksrichter, ihr Gutdünken als suprema lex über das Strafgesetzbuch zu stellen, noch ganz außer acht lassen kann. Ein Tagelöhner lauert seiner ehemaligen Geliebten in der Nacht auf und wirft zwei große Steine nach ihr. Einer zertrümmert den Schädel des Mädchens, und dieses stirbt einige Minuten nachher. Die erleuchteten Geschworenen in Nürnberg bekommen Fragen auf Totschlag und Körperverletzung mit Todeserfolg vorgelegt und — verneinen beide. Aber fiat jus, pereat mundus, sie wollten das Verbrechen doch nicht ungerochen lassen, und deshalb besahen sie die Hüßfrage aus § 366, 3, 7, „wer Steine usw. auf Menschen .. wirft“, und so bekam der Rohling sein Teil, nämlich die für diese Abtretung höchste zulässige Haftstrafe von vierzehn Tagen. Die wurden als durch die Untersuchungs-haft verbüßt erachtet, und so ging der Angeklagte frei aus dem Gerichtssaal.

Dieses Urteil scheint bestimmt der Jurisprudenz neue Wege zu weisen. In welcher Richtung, zeigt folgender Schussfall. Ein leidenschaftlicher Rechtsfreund, ein neuer Michael Kohlhaas kränkt sich, und andere Leute kränken sich mit ihm über ein törichtes Geschworenen-Urteil. Flugs geht er hin und schlägt dem Obmann den Schädel ein. Wird er nun wegen Mordes gestraft? Bewahre, die Verurteilung erfolgt, weil er eine öffentliche Lustbarkeit ohne polizeiliche Genehmigung veranstaltete hat.

Dr. jur. P.

Der Quartaner Scholly.

Der heillose Schlingel soll hier ein für allemal an den Pranger gestellt werden. Nur mit Schaubern soll sein Name hinfüro genannt werden und ganz Deutschland soll sich vor ihm entfesen. Denn er ist schuld daran, daß die Reichslande noch immer nichts von uns wissen wollen, ja möglicherweise hätte er ihren Abfall vom deutschen Vaterlande herbeigeführt. Obmeldeter Bube ist der Sohn eines alldeutschen Beamten, der aus Gram über sein ungeratenes Kind nun wahrscheinlich vorzeitig mit Nummer in die Grube fahren wird. Trotz seiner korrekten Abstammung aber hat dieses Bürschlein in einem Eisenbahnzuge die Marsellaise gesungen und mehrere Mitschüler bewogen, sie mitzufingen. Die Worte des unsagbar gefährlichen Liedes kannte er nicht, und das ist doppelt schlimm; denn hätte er den Text gekannt, dann wäre es drei und vierfach schlimmer gewesen. Kurz und gut, er summt die Melodie, etliche Quartaner fielen mit ein und das Deutsche Kaiserreich wante und zitterte in allen Fugen. Aber, Gottlob, der Hochverrat fand seine gebührende Ahndung. Die Gymnasialleitung griff ein und verhängte über ihn, „ihme zur gebührenden Straff, jedermänniglich zum abscheulichen Exempel“, zwei Stunden Arrest. Der Dank des geeinten Vaterlandes wird dem Direktor oder Ordinarius geschuldet, weil er sich um daselbe wohlverdient gemacht hat (bene meruit de). Ewige Schmach aber, müssen wir glauben, daß sie jenen Knaben treffen wird, der nicht nur nicht sein eigenes Vaterland verschmäht, sondern, indem er ein von dem Feinde geliebtes Lied sang (particip.), gezeigt hat, daß er jenen höher schätze, denn seine Mitbürger (cives). Nachdem ich so meiner Meinung in klassischer Form Ausdruck gegeben habe, sage ich daselbe noch einmal in schlichtem Deutsch. Heil dem wackeren Scholarchen, der uns Elß-Lothringen zum zweiten Male erwarb, pfui über diesen Quartaner Scholly, „der so jung und so verdorben“ ist.

Dr. M. Pollaczek.

Aus der Finanzwelt.

Saison morte — Sommerstille, damit ist alles gesagt zur Kennzeichnung der gegenwärtigen Lage. Die Vertreter der Finanzwelt weilen zum Teil in der Sommerfrische und der Sempel Merkurs in der Burgstraße bietet 3. J. einen friedlichen Anblick. Wäre in diesen Tagen nicht der Zwischenfall mit einer vielgenannten Provinzbank gewesen, die, um allen Andeutungen ein Ende zu machen, bei der Treuhandgesellschaft eine Untersuchung ihres Status selbst beantragte, nichts hätte den stillen Frieden an der Börse unterbrochen. Unter diesen Umständen sind die geschäftlichen Ergebnisse der letzten Zeit sehr geringe gewesen, zumal auch an den fremden Börsen ähnliche Verhältnisse wie hier vorherrschen. Die Börse hat um so weniger Neigung, sich zu engagieren, als sie hinsichtlich der weiteren Ausfichten mehr als je im Dunkeln tappt. Die vielfach besprochenen Erklärungen eines Mitgliedes unsrer Hochfinanz über die Syndikatsverneuerungen sind geeignet, die Zukunft in Dunkel zu hüllen und der Börse die Initiative zu nehmen. Sollten daher nicht außerordentliche Ereignisse eintreten, so dürften Veränderungen in dem beschaulichen Sommerdasein unsrer Börse zunächst nicht zu erwarten sein.

Wie sehr übrigens die Erleichterungen der Gebungen der Börse zuzustatten gekommen sind, beweisen in erster Linie die Stempelsteuern. Der Effektenstempel betrug im April d. J. 4,42 Mill. M. gegen — 1,8 Mill. M. im Vorjahr, im Mai d. J. 4,2 Mill. M. Auch die Umsatzsteuern liefern höhere Erträge. Im April v. J. stieg ihr Ertrag um 0,3 Mill. M., im Mai d. J. um 0,7 Mill. M. Es soll nicht wundernehmen, wenn bei dieser Leistungsfähigkeit die Agrarier demnächst mit neuen Anträgen hervortreten. Der Börse ist überhaupt seit geraumer Zeit alles nach Wunsch gegangen — um das sog. Börsengesetz, das ein Schattenbaisein führt, kümmert sich kein Mensch mehr; seine Hauptbedeutung besteht darin, die Staatskommissionäre zu zukünftigen Bankdirektoren heranzubilden. Es ist überhaupt heute ein eigen Ding mit der Bank-

karriere. Früher trat man als Lehrling in ein Bankgeschäft ein und arbeitete sich mühselig empor. Heute fängt man als Oberverwaltungsgerichtsrat an, wird dann Bankkommissar der Börse und häutet sich zuletzt als Bankdirektor, um in dieser Eigenschaft dann für die „Freiheit des Standes“ zu wirken. Man findet sich auch in alles. Die Börse zieht hohe Staatsbeamte in ihr Bereich, namentlich der verstorbene Herr v. Hannemann war in dieser Hinsicht vorbildlich. Die geschäftliche Leitung behielt er sich indessen vor und ließ sich von niemandem dreinreden. Indessen ist diese Praxis in Generalversammlungen wiederholt bekämpft, und die Anstellung zwar titelloser, aber darum um so tüchtigerer Kaufleute befürwortet worden.

Aber auch in andrer Beziehung können unsre großen Finanzmänner zufrieden sein. Die Bankenquete, die einige Zeit drohend über den Häuptern unsrer Finanzgrößen schwebte, ist endgültig begraben worden. Das offizielle Leichenbegängnis fand in diesen Tagen seinen Ausdruck im amtlichen Organ, und zwar in einer Bekanntmachung, die nur das Siegel unter den Bestimmungen darstellt, die die Banken seit langem getroffen haben. Es bleibt also alles beim Alten.

Mercator.



Bülow und Bethmann.

Bülow kehrt vergnügt und heiter
Auf acht Tage nach Berlin,
Aber baldigst zieht er weiter
Nach der schönen Nordsee hin.
Und er denkt in seiner Seele stumm:
„Gott, wie gut hab ich's als Publikum!“

Manche saßen schon mit Hoffen
An der Stelle, wo ich saß;
Aber jeder hat's getroffen,
Daß man ihn als Tropf ermaß.
Dieser auch, der jetzt so fest hier scheint,
Kommt sich eines Tages vor versteint.

Und dann zieht er ab als Mante,
Ist a. D. mit Ordensband,
Kriegt ein Zeugnis von der „Sante“
Und verschwindet kurzerhand.
Keine Seele redet Guts von ihm,
Und er nimmt verzweifelt einen Prim.

Wenn ich Optimist nicht wäre
Und mit Grübchen nicht beschenkt,
Hätt' ich auch geheult, auf Ehre,
Daß man so die Kanzler henkt . .
Aber, Theobald, das Dichterwort
Sagt ja: „Auch das Edelste muß fort!“

Lieber Freund und Fachkollege,
Sehn Sie sich bei Zeiten um!
Denn wir sind zulezt im Wege
König, Land und Publikum.
Geht man aber ab nicht gar zu spät,
Dann geneußt man Popularität.

Sehn Sie: jetzt erschallt mir zur Feier
Überall Hurrageschrei!
Friedlich bad ich mit Herrn Meyer
Und Herrn Cohn in Norderney.
Weber Rot, noch Blau, noch Schwarz
Kommt an mich ran — —
Ziehn auch Sie sich Badehosen an!

Terentius.



Neue Bücher.

Die Beschreibung eingegangener Bücher, Broschüren u. s. w. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unbenutzter und ungehörter Werke kann nicht erfolgen.

Dr. Paul v. Sizzo: Gerabeaus. Ein Kompaß für die Fahrt durchs Leben, herausgegeben von Dr. Max Kullnick. Zweite Auflage. Verlag von Karl Curtius (Berlin). Preis: geh. M. 2.—.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M.
Einzelnummer 40 Pf.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareilzeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugspätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

**Kaiser
Friedrich
Quelle**

Offenbach am Main

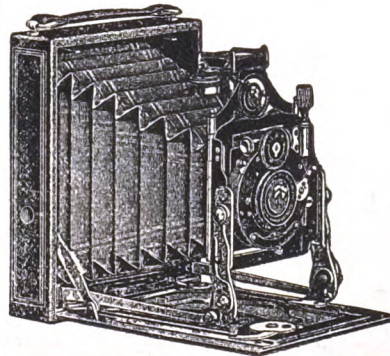
Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW.
— Telefon-Amt VI, No. 668. —

Ica
Die Camera,
die sich selbsttätig
einstellt.

Preisliste
No. 513 gratis.

ICA,
Aktiengesellschaft
Dresden.

Größtes Camera-
werk Europas.





Jagd-Trophäen, in- und ausländische
völkerkundliche
Waffen u. Gebrauchs-Gegenstände
für Dekorations- und Sammelszwecke.
Wiedmann & Schoeffler, Nürnberg H.
JILPrachtkatalog, H^o geg. 35 Pf. i. Briefm.

Antiquar. Kat. 34. Philosophie

„ „ 36. Litteratur

gratis und franco:

J. Krause, Antiquariat, Halle a. S.



Hygienische
Bedarfsartikel. Neuest. Katal.
m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
H. Unger, Gummiwarenfabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:

Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:

Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.:
Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):

Hôtel und Naturweinkeller „Zur
Kanne“. Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:

Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:

Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:

Hôtel Anè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:

Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:

Hôtel „Schiesen“-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:

Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:

Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:

Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:

Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang).
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.

Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Pracht-
volle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.

Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus
„Weisses Ross“. Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:

Grandhétel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

„Berliner Lokal-Anzeiger“: . . . Der Schillerband bringt Originalaufsätze über Schiller aus der Gegenwart, die über den Augenblick hinaus zu werten sind. Geben sie auch nicht ein Gesamtbild von Schillers Wesen und Leben, so sind sie doch geeignet, auf einzelne Züge in diesem Bilde ein scharfes Licht zu werfen. Der Herausgeber hat durch seinen Kommentar das viele Einzelne ans grosse Ganze geknüpft und hat in seiner Einleitung — Schiller und die Wirklichkeit. Ein Schicksal — eine sehr interessante und originelle Stellungnahme zu dem Problem „Schiller“ versucht. Die Bücher der Gegenwart sind ein zeitgemässes Unternehmen, das der Wochenschrift und dem Verlage viele Freunde gewinnen wird.

Im „Tagesbote aus Mähren u. Schlesien“ sagt Karl Hans Strobl u. a.: . . . Die Genesis dieses Buches schliesst von vornherein eine erschöpfende Behandlung des Themas aus. Aber was hier in Einzelheiten behandelt wird, bringt so viel Neues und das Bekannte so frisch und interessant, dass ein buntes Leben überall zu quellen scheint. Von der literarhistorisch-gründlichen Quellenuntersuchung bis zum Essay sind alle Formen vertreten, wir finden hier ebenso das Feuilleton wie die Impression und es gelang ebenso der Germanist wie der Journalist zu Wort. — Hier hat man ein Buch, das abwechslungsreich und interessant ist und jeder Schillerbibliothek als Ergänzung willkommen sein darf.

Bücher der Gegenwart

Band I

Schiller

Gesammelte Aufsätze aus der „Gegenwart“
(1872—1909)

Herausgegeben von
Ignaz Jeżower

Mit einem Zweifarben-Holzschnitt
des Schillerhauses (von Otto Dellling).
XVI, 184 Seiten imit. Bütten in geschmackvollem steifen Umschlag.

Prels 2 Mark

Zu beziehen durch jede Buchhandl.

Hermann Hillger Verlag

Berlin W. 9 . . . Leipzig

„Berliner Neueste Nachrichten“: Der Herausgeber hat durch sachkundige Anmerkungen einen festen bindenden Mörtel zwischen die zahlreichen Bausteine getan. In einer feinen u. schwungvoll geschriebenen Einleitung hat er das Problem „Schiller“ auf einem neuen Wege zu lösen gesucht. Er zeigt, dass der Idealist Schiller doch ganz gute und realistische Augen hatte, dass er aber im Kampfe mit der Wirklichkeit unterlag — wie die Helden in seinen Dramen. Vielleicht war seine kränkliche physische Natur daran schuld . . . und so zieht er sich in das Reich des Gedankens, in das der Ideale zurück. Das Wertvolle an dieser kurzen Einleitung ist die Aufweisung der unendlich fein verschlungenen und verknüpften Fäden zwischen dem physischen und dem psychischen Menschen. Auch sonst enthält das Büchlein manchen fein geschriebenen Aufsatz und tief gefassten Gedanken.

„Ulmer Tagblatt“: Es war ein glücklicher Gedanke des jetzigen Verlegers der bekannten Wochenschrift „Die Gegenwart“, die gehaltvollsten der dort erschienenen Aufsätze über Schiller zu einem schönen Band zu vereinigen. Ignaz Jeżower, der selbst mit einem markanten Essay über „Schiller und die Wirklichkeit“ vertreten ist, hat die Auswahl mit feinem Verständnis besorgt, und wir freuen uns heute, dass Schiller noch nicht vergessen ist. Die Verehrer des grossen Dichters finden hier neue Anregung in Hülle und Fülle. Wir wünschen dem Unternehmen, das so glücklich begonnen, schönen Fortgang.

Die Gegenwart

Nr. 31.

Berlin, den 30. Juli 1910.

39. Jahrgang
Band 78.

Der Kultus der Vernunft.

Wenn der Wind über die Stoppeln geht, und die Schwalben südwärts gezogen sind, wird der diesjährige Parteitag der Sozialdemokratie stattfinden: auf den 18. September hat die Partelleitung die Mannen nach Magdeburg einberufen und eine vorläufige Tagesordnung bekannt gegeben, die dem üblichen Schema entspricht. Daß, was sie wirklich interessant machen wird, enthält sie noch nicht; aber es unterliegt keinem Zweifel, daß sich die Aussprache über das Verhalten der sozialdemokratischen Großblockpolitiker in Baden, die in der Parteipresse das Oberste zu unterst gefehrt hat, zu Unträgen verdichten wird. Einstweilen hören wir, wie die Instrumente gestimmt werden, und es quiekt und rumort beträchtlich durcheinander. Man will den Revisionisten aufspielen, und wir dürfen uns, wenn nicht alle Zeichen trügen, auf ein disharmonisches Konzert gefaßt machen; denn die badischen Budgetbewilliger scheinen nicht gesonnen, nur ihre Trommelfelle herzugeben, sondern werden die ihrer Gegner zu sprengen versuchen. Das Freibad des Dresdner Jungbrunnes wird also nach dem Luisenpark in Magdeburg verlegt werden, und manch einer dürfte beim Getauchtwerden das Wasserfchlucken mehr lernen, als ihm lieb ist. Nur sollten die bürgerlichen Parteien nicht Hoffnungen auf eine endgültige Spaltung der Sozialdemokratie setzen. Damit hat es gute Wege. Gegensätzlichkeiten sind in jeder Partei vorhanden; sie kommen nur nicht in dieser an ein Volksvergnügen erinnernden Weise zum Austrag, und die Öffentlichkeit erfährt wenig von dem Streit, der sich hinter geschlossenen Türen abzuspielen pflegt. Gelegentliche Sezessionen, Verschiebungen nach rechts oder links, verschlagen wenig; sie schwächen wohl die davon betroffene Fraktion, aber die neue Parteibildung vollzieht sich im Bannkreis des staats-erhaltenden Gedankens. Hingegen verneint die Sozialdemokratie, auch in der Form des Revisionismus, diesen Staatsgedanken grundsätzlich und kann nie auf die Dauer, auch bei mildester Sonart, mit der bürgerlichen Gesellschaft paktieren, sondern nur von Fall zu Fall. Wollte sie anders handeln, so würde sie in bürgerlichen Radikalismus auf-

gehen und damit sich selbst in ihren Grundlagen verleugnen. Es ist ein Irrtum, die Ebbe, als welche der Revisionismus anzusprechen ist, für ein Verlaufen der Gewässer zu halten; die Vorsicht rät vielmehr, diesen Zustand zu fleißigem Deichen zu benutzen, denn die Flut kehrt mit erneutem Schwall zurück und zehrt am festen Lande. Ein Stadthagen, ein Ledebour, eine Rosa Luxemburg, diese Extremsten der Extremen und ihr Anhang sind verhältnismäßig ungefährlich; sie sind in der Truppe nicht zu entbehren, werden zu brüllender Statisterte verwendet, rütteln das Donnerblech und tragen nach Kräften dazu bei, Furcht und Mitleid zu erwecken, aber die werbende Kraft fehlt ihnen. Sie wirken nur auf die bereits gewonnene Masse. Man stelle sich Rosa, eine zweite Demoiselle Maillard, als Göttin der Vernunft in einer ländlichen Wählerversammlung vor, und man wird wissen, weshalb ihr derartige apostolische Sendungen nicht anvertraut werden. Man wird aber auch begreifen, warum diese russische Importe für die Revisionisten zu starker Tabak ist. Der Revisionist vom Schläge der Kolb, Bernstein, Frank, Südekum, weltmännisch geartet, abhold radikaler Phrasendrescherei, zu Augenblickstompromissen geneigt, liebt feinere Arbeit. Das sagenhafte „Endziel“ läßt er einstweilen Endziel sein und verzichtet darauf, jeden Tag zum Frühstück einige Bourgeois zu verspeisen. Weil er den Prophezeihungen des „Großen Kladderadatsch“ mißtraut und einfieht, daß die Gesellschaftsordnung nicht von heute auf morgen umzustosen ist, daß die Volkswirtschaftslehre wohl die Gesetze der Entwicklung auffinden, aber ihr selbst keine Gesetze geben kann, daß die schönsten Theorien noch stets der Praxis auf Krücken nachgehinkt sind, weil ihm die Erkenntnis alles dessen geworden ist, geht er einen andern Weg, den der vorsichtigen Werbung. Er bequemt sich scheinbar den gegebenen Verhältnissen an, läßt manchmal fünf gerade sein und schlägt den bürgerlichen Gegner nicht vor den Kopf. Als Priester Schitwas, des Gottes der Zerstörung, zeigt er den zu Befehrenden die gnädig lächelnde, nicht die furchtbare Seite des Idols. Diese Kunst des Diplomatisierens macht die Anhänger des Revisionismus gefährlich. Sie bewilligen in Baden das Budget, sie gehen in Karlsruhe und in Darmstadt

zu Hofe, sie erheben sich beim Landtagschluß im Halbmondsaal zu Stuttgart beim Hoch auf den König, wie es ihre badischen Genossen beim Hoch auf den Großherzog getan haben, kurz, sie sind in Rebellion gegen den heiligen Geist der Parteibeschlüsse; sie, die Befenner der alleinseigmachenden Majorität, fügen sich ihr nicht und geben dem norddeutschen Parteibataillon ein abscheuliches Exempel von Disziplinlosigkeit.

Es wäre möglich, daß diese Übung, dieses Abweichen von Grundätzen mit der Zeit diese überhaupt verwischt; daß Mitarbeit das Gefühl der Verantwortlichkeit erstarken läßt und eines Tages diese Lotophagen Gefallen an dieser Kost finden und nicht mehr zu den Kochtöpfen des ungesalzenen Marxismus zurückkehren wollen. So gering die Aussicht scheint, befürchtet wird sie von den starren Parteidogmatikern in Nord- und Westdeutschland, und darum stürzen sie sich mit solcher Erbitterung auf die „Hofgänger“, um sie in das glückhafte Schiff zurückzuzerren, wo ihnen bei dem gleichmäßigen Ruderschlag der Agitation der Gedanke an Desertion ausgetrieben werden soll.

Verfolgt man die sozialdemokratischen Preßstimmen und sieht sie als Wetterglas an, so naht sich Magdeburg ein Minimum, ein Orkan von unerhörter Heftigkeit, und das Schicksal der Straßenhunde von Konstantinopel, denen jungtürkischer Reformeifer die Sommerfrische auf der Insel Oria bereitet hat, ist gegen das harmlos zu nennen, was den Badischen angedroht wird. Die „mit bewußter, wohlwogener Absicht in Szene gesetzte Provokation der Gesamtpartei“ soll, wenn die Mehringsche Richtung ausschlaggebend ist, mit Ausschließung der Widerspenstigen geahndet werden, und in der Tat, mit Ausnahme einiger süddeutscher Blätter, die den Rebellen die Stange halten, stehen sie verlassen da. Vorläufig wenigstens. Indessen schon Baruch Spinoza, der auch Brillen für das geistige Auge geschliffen hat, bemerkt in seinem „Politischen Traktat“, daß jeder gerade soviel Recht besitzt, als er Macht hat, und Redakteure, die gegenwärtig an Stoffmangel leiden und deshalb mit Wonne die Tintenspritze gegen den zum Großfeuer ausgehenden Stubenbrand in Baden in Bewegung setzen, sind noch keine Parteitagdelegierten, und diese werden sich zehnmal überlegen, ob sie endgültig die Mainlinie mitten durch die Partei ziehen wollen. Das Rezept, einem den Pelz zu waschen und ihn nicht naß zu machen, wird wahrscheinlich nicht gänzlich verlegt worden sein. Wir haben das schon öfter erlebt: es ist bei verschiedenen Gelegenheiten recht tüchtig auf einander losgeschlagen worden wie in Shakespeareschen Königsdramen, duzendweise deckten die Kämpen die Wahlstatt; aber nachdem das Blech genugsam gekracht hatte, fiel der Vorhang und die Herren Darsteller erhoben sich unbeschädigt — bis zur nächsten Vorstellung. Die Herren in Karlsruhe, der schönen

Stadt, die die „Fidelitas“ im Wappen führt, haben sich die Enzyklika des Parteivorstandes wenig anfechten lassen und so gemütsruhig ihre Budgetbewilligung, unter Berufung auf den badischen Großblock, gerechtfertigt, daß sie ihres landsmannschaftlichen Gefolges wohl recht sicher sein müssen. Mit langatmigen Leitartikeln, mit Drohungen und Bannstrahlen wird man ihnen niemand abspenstig machen können, zumal da in Baden ohne den Zusammenschluß der Liberalen und Sozialdemokraten das Zentrum die Oberhand gewinnen würde. Das liegt so klar zutage, daß kein Gegenargument verfängt. Es gab im Musterlände kein andres Mittel, sich der Klerikalen zu erwehren; denn die konservative Partei zählt dort nicht mit. Zu beachten ist hierbei, daß der Abgeordnete Frank einer der hervorragendsten Köpfe der Partei überhaupt ist, einer der Diadochen, die nach Bebel und Singers Abtreten von der Bühne um die Vorherrschaft streiten werden. Das läßt die Aktion in einem besondern Lichte erscheinen. Offenbar wohl überlegt und sorgfältig vorbereitet, führt sie vielleicht zu einer Revidierung der Haltung der Partei im Reichstage überhaupt; denn was in Baden als praktische Politik angesehen wird, darf unter Umständen auch für die Abstimmungen über Reichsgesetze gelten, und dann würde sich der Ausblick auf eine neue Ara öffnen. Für die nächste Zukunft derartiges erhoffen zu wollen, wäre harmloser Optimismus. Wenn die Fraktion auch nicht mehr bei einem Kaiserhoch fluchtartig den Saal verlasse, Schriftführer und Präsidenten zur Wahl stelle, dürfte sie zunächst damit kaum Erfolg haben, da kein Politiker darin eine Änderung ihres Grundcharakters erblicken dürfte. Das Eigentümliche der Mauerung ist eben, daß der rote Vogel nur ein neues Federkleid erhält und doch derselbe Vogel bleibt. Es wäre zu weit gegangen, aus dem Verhalten der badischen Sozialdemokratie eine Nutzenanwendung für die nächsten Reichstagswahlen zu ziehen und sie nunmehr etwa für bündnisfähig zu erachten. Gewiß wird der Kampf auch gegen die Zentrumsstellung geführt werden müssen, aber im Reich liegen die Verhältnisse anderswie in Baden. Im Reich treten sich elf Parteien gegenüber, und daraus entsteht eine Fülle von Bündnismöglichkeiten. Es wäre falsch, aus Abneigung gegen das Zentrum die Parole „Für die Sozialdemokratie“ auszugeben, mag auch, wie zu erwarten ist, der Revisionismus mit blauem Auge in Magdeburg davontommen oder gar der Luffenpart zum Philipp für die Partei werden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sie innerlich geschwächt wird durch die Auseinandersetzungen; allein trotz derartiger Schwächungen hat sie sich regelmäßig wieder auferafft, ist von Erfolg zu Erfolg geschritten. Eine Förderung des Revisionismus in seiner heutigen Verfassung liegt nicht im bürgerlichen Interesse: die Gegensätze sind unüberbrückbar, das muß man

sich allezeit vergegenwärtigen, wenn man auch nicht so weit gehen soll, wie unsere bürgerliche Demokratie Breitscheid'scher Färbung, die sich für den „Vorwärts“ ins Zeug legt und wohlgefällig die Budgetverweigerung als eine Demonstration gegen eine auf den schwarzblauen Block gestützte Regierungspolitik empfiehlt. Das ist ein Luxus, den sich ein Grüppchen leisten darf, das mit einer Handvoll Anhänger auf den Beistand der Sozialdemokratie spekuliert, eine ganz eigene Art, den Kultus der Vernunft zu betreiben. Diesen radikalen Elementen ist es unbenommen, die sozialdemokratischen Generalversammlungen der Berliner Wahlvereine mit ihrer Sympathie zu begleiten; je eher sie, von dieser Bewegung aufgeflogen, von der Bildfläche verschwinden, um so besser. Sie tragen nur Verwirrung in die Reihen der Liberalen und fälschen das Stimmungsbild. Ohne die Unterstützung einer sich freisinnig anstreichenden Inseratenpresse würde man von der Tätigkeit dieser Offiziere ohne Mannschaften nichts in der Öffentlichkeit vernehmen.

Der Minister v. Bodmann ist wegen der Anerkennung, die er der „großartigen Bewegung zur Befreiung des vierten Standes“ zollte, hart getadelt worden. Seine Äußerung ist nur im Rahmen der badischen Umwelt zu verstehen, unter Berücksichtigung der Verhältnisse, wie sie sich dort herausgebildet haben. Im Reichstage oder gar im preussischen Landtage dürfte sich kaum ein Staatsmann zu einer derartigen Höflichkeitssloskel — als mehr ist sie wohl kaum zu bewerten — versteigen. Die Revisionisten werden mit dem ihnen aus ministeriellem Munde gespendeten Lobe zufrieden sein; aber wenn sie sich darauf in Magdeburg stützen wollen, wird ihnen dieses dürre Rohr durch die Hand fahren, und die Gegner werden nicht verfehlen, das Dichterwort zu variieren:

Wenn deine Schrift dem Renner nicht gefällt,
So ist dies schon ein schlimmes Zeichen;
Doch wenn sie des Ministers Lob erhält,
Dann ist es Zeit, sie auszustreichen.“

Hüten wir uns vor Parteinahme für den Revisionismus; er mag seine Sache selber durchsetzen. Im Ernstfalle, bei den Wahlen, hat sich der Mittelstand in Stadt und Land gegen die Sozialdemokratie als solche zu wehren, gegen den „Saint-Terreur“, und es ist ganz gleich, ob ihm höflich-revisionistisch à la Südekum die Schlinge um den Hals gelegt, oder von Ledebour mit dem Szepter des seligen Völkse der Weg in den Zukunftstaat gewiesen wird. Daran wird Magdeburg nichts ändern. Die rauhe Tonart ist wünschenswerter; sie schläfert uns nicht ein.



Sozialismus und Parlamentarismus.

Von Otto Corbach (Charlottenburg).



In keinem modernen Staate haben die Sozialisten auf parlamentarischem Gebiet bisher so nachhaltig ihren Stolz in einer selbstgewählten Isolierung gesucht, allerdings auch so wenig Zuneigung auf Seiten der Regierungsvertreter und bürgerlichen Parteien erfahren, und infolgedessen so wenig den Gang der Dinge unmittelbar beeinflussen können wie in Deutschland. Nichtsdestoweniger ist für die Arbeiter, die Sozialisten ins Parlament schickten, in keinem Lande soviel mit parlamentarischen Mitteln geschehen, hat sich in keinem Lande durch den Parlamentarismus der Sozialismus in der Welt der Handarbeiter so rasch ausgebreitet, und die Wahlbeteiligung fortgesetzt so sehr zugunsten des Sozialismus entwickelt, wie in Deutschland. Die letzten Reichstagswahlen bildeten keine Ausnahme hiervon, weil nur die Mobilmachung früherer Wahlabsinenten und ein vorübergehendes Abschwenken vieler Wärläufer, nicht ein Rückgang sozialdemokratischer Stimmen und sozialdemokratischen Beteiligungseifers den Ausschlag gab. Auf der andern Seite haben wohl in keinem modernen Staate die Sozialisten auf parlamentarischem Gebiete soviel Gelegenheit gehabt, „positiv“ zu arbeiten, den Gang der Gesetzgebung unmittelbar zu beeinflussen, wie in Frankreich; und doch hat, wie Bebel selbst einst seinem Freunde Jaurès in Brüssel vorhielt, kaum ein moderner Staat weniger sozialpolitische Leistungen aufzuweisen, als die französische Republik. Millérand konnte als sozialistischer Minister sein Heil für soziale Reformen versuchen, Briand und Viviani können es noch; aber das französische Proletariat erblickt, nach der „Humanité“, in diesen Ministern sozialistischer Herkunft heute nur Leute, „die der Bourgeoisie dienen, nachdem sie die Sache des Proletariats verrieten“. Mehr als irgendwo anders hat der Parlamentarismus in Frankreich in Arbeiterkreisen die sozialistische Partei in Mißkredit gebracht, den Beteiligungseifer bei den Wahlen eingeschläfert, und immer stärker anschwellende Proletariersmassen in die Bahnen des antiparlamentarischen, wirtschaftlich revolutionären Syndikalismus abgetrieben.

Welchen Standpunkt man daher auch wählen mag: es drängt sich immer dieselbe Wahrnehmung auf, daß sich das starre System unbedingten Regierens, das die deutsche Sozialdemokratie bisher übte, als Mittel, die Herrschaft über die Massen auszubreiten, zu vertiefen und zu erhalten, vorzüglich bewährt hat. Als die Ara der Sozialpolitik im Deutschen Reiche eingeleitet wurde, erklärte Bebel ironisch, man habe sich, um die Sozialdemokratie „positiv“ zu bekämpfen, schließlich doch nicht anders zu helfen gewußt, als daß man die Waffen dem Arsenal eben dieser Sozialdemokratie

entlehnte. Die Arbeiter-Genossen haben sich diese Art positiver Bekämpfung schmunzelnd gefallen lassen, ohne daß sie sich von den revolutionären Ideen, die sie eingesogen hatten, ein Jota abhandeln ließen. Sie sahen darin nur eine Wirkung der Furcht, die die revolutionäre Geste ihrer parlamentarischen Vertreter auf die „Bourgeoisie“ ausgeübt hätte, und ließen sich im übrigen in dem Glauben nicht irre machen, daß dem Gegenwartsstaate in Anbetracht seiner enormen Rüstungsausgaben gar bald auf sozialpolitischem Gebiete der Atem ausgehen, und er dann doch vom „Zukunftsstaat“ abgelöst werden müßte.

Wie verhält es sich nun mit der Behauptung der badischen Budgetbewilliger, daß das, was sich in Baden seit etwa sechs bis sieben Jahren in der politischen Entwicklung abspielte, nichts weiter sei, „als die Overture zu dem großen politischen Problem, das nolens volens auch für die Reichspolitik gelöst werden muß?“

Wenn es auf die sozialistische Wählerschaft allein ankäme, so würden sie sicher Unrecht bekommen. Aber es kommt eben auf diese nicht allein und nicht in erster Linie an, sondern auf ihre jeweiligen Vertreter im Parlament. Mag die sozialdemokratische Fraktion im deutschen Reichstage in ihrer überwiegenden Mehrheit auch noch so stolz auf ihre revolutionäre Unberührtheit sein, man hat allen Grund diesem Stolze zu mißtrauen; denn er ähnelt dem Stolze mancher Jungfrau auf eine Unschuld, der nie ein Versucher nahte. So lange das Bülow'sche Experiment mit einer „konservativ-liberalen Paarung“ noch nicht gemacht war, war auch im liberalen Bürgertum im allgemeinen mehr Neigung vorhanden, mit den Konservativen zu paktieren als mit den Sozialdemokraten. Jetzt aber breitet sich im liberalen Lager mehr und mehr die Überzeugung aus, daß ein, wenn auch nur vorübergehendes Zusammengehen mit der Sozialdemokratie, die Bildung eines „Block der Linken“, notwendig sei, um die konservativ-kerikale Reaktion“ aus ihrer herrschenden Stellung zu vertreiben. Jetzt erst eröffnet sich für sozialistische Parlamentarier im Reiche die Aussicht, ihre bisherige, zwar für die Arbeiterschaft erfolgreiche, aber dafür höchst uninteressante Rolle ewigen Nörgelns und Negierens mit der der viel interessanteren und für sie dankbareren Rolle „positiver“ Mitarbeit im parlamentarischen Leben des Gegenwartsstaates zu vertauschen. Gerade die intelligentesten Köpfe unter den sozialistischen Führern müssen solcher Versuchung am leichtesten erliegen, und da sie über eine gewandtere Dialektik verfügen, als die weniger intelligenten Starrköpfe, die bei der alten Taktik beharren mögen, so dürfen sie hoffen, ihre Wähler von der Notwendigkeit einer veränderten Taktik überzeugen zu können. Das Leben ist kurz: für die persönlichen Interessen eines Parlamentariers kann die Täuschung lange genug vorhalten; im übrigen dürfte man sich in

Hinsicht auf die späteren Folgen entweder selbst täuschen oder denken: Nach uns die Sintflut!

Ohne Zweifel wird aber einmal der Rückschlag kommen. In dieser Hinsicht hatte der „Vorwärts“ durchaus die richtige Witterung, als er vor einiger Zeit meinte, ein enges Bündnis zwischen Sozialdemokraten und Liberalen im Reichstage müßte schließlich dazu führen, daß sich starke antiparlamentarische, syndikalistische oder anarchistische Gruppen von der Partei absonderten.



Der 16. Juli, erster Mobilmachungstag.

Erinnerungen

von Max Liebermann v. Sonnenberg (Berlin).

III.

Die Hauptaufgabe von der endgültigen Zusammenstellung der Kriegskompagnie ab war nun, daß Mannschaften, Offiziere und Unteroffiziere sich gegenseitig kennen lernten und sich miteinander einarbeiteten. Das geschah bei dem schon von mir erwähnten täglichen Exerzieren in den Kriegskompagnien.

Zwei- oder dreimal rückten wir auch zum Exerzieren im kriegstarken Bataillon auf den großen Übungsplatz neben der Festung. Nach meiner Erinnerung kam dabei aber nicht viel Praktisches heraus. Mir dämmerte schon damals der feherische Gedanke auf, daß man zweckmäßigerweise kleine Gefechtsübungen im Bataillon hätte unternehmen sollen, bei denen die Kompagniekolonnen auseinandergezogen wurden. Aber auf diesen Gedanken kam unser alter braver Major nicht. Wir übten vielmehr Avanzieren des Bataillons in Linie, wobei die Schützenzüge neben den betreffenden Kompagnien in die Front eingerückt waren. Zwölf zweigliedrige, 35 Rotten starke Züge in einer Linie auf dem unebenen Exerzierplatz konnten dabei, was Richtung und Geschlossenheit anbetraf, nicht gerade Musterleistungen zeitigen. Mit den gemeinsamen Griffen klappte es, dank der klaren Kommandostimme unfres Majors, besser. Auf einen besondern Trick, den er sich ausgedacht hatte, befinne ich mich noch. Er supponierte, daß das in Linie aufmarschierte Bataillon von irgend einer Flanke her von Kavallerie angegriffen wurde, ließ nach dem Feinde hin im Marsch Marsch eine Schwentung machen und gab Bataillonsalben ab. Wenn ich nicht irre, mißglückte aber dies Experiment und wurde schon beim zweiten Versuch aufgegeben. Das zweite Pferd des Adjutanten, welches vor kurzem erst eingetroffen war, wurde nämlich durch das Rennen des Bataillons scheu und vollführte lebensgefährliche Uttaden auf uns. Wenn diese Exerzitionen im Kriegsbataillon also keinen großen

praktischen Wert besaßen, so haben sie anderseits auch nichts geschadet. Mannschaften und Offiziere bekamen einen Begriff davon, wie groß ein solcher Menschenhaufen ist, der ein Kriegsbataillon bildet, und aus diesem Begriff zog man unwillkürlich Folgerungen für die Verwendung der Unterabteilungen des Bataillons im Gefecht.

Kurze Zeit vor der Mobilmachung hatten wir die Offiziere eines Remontekommandos vom Gardehufaren-Regiment bei uns zu Gaste gehabt. Wir sahen die Herren in ungeahnt kurzer Zeit wieder. Kaum waren sie in Berlin angekommen gewesen, als sie auch schon wieder zurückkommen mußten, um die damals angekauften Pferde zu holen. Die Herren waren mit unserm neuen Regimentskommandeur auf der Eisenbahn zusammengefahren und berichteten und über seine Persönlichkeit. Im Winterfeldzuge traf ich mit dem Führer des Kommandos, dem Rittmeister Geyr v. Schwepenburg unter interessanten Umständen wieder zusammen und werde später davon erzählen.

Nach den Reservisten kamen auch bald die Mannschaften der Landwehrebataillone, die beim Bezirkskommando Loeken ihren Gestellungsort hatten, dort formiert und eingekleidet wurden. Dabei ging es nicht ganz ohne Anzuträglichkeiten ab. Unter der Einwirkung des Abschiedes von Müttern und des Alkohols ereigneten sich hier und da Verstöße gegen die Disziplin. Ich erinnere mich gern eines Vorfalls, bei dem ich durch zweckentsprechendes Verhalten vielleicht eine schwere Insubordination verhinderte. Ich kam die Straße in den Abendstunden, aber noch bei vollständiger Helligkeit entlang. Mir entgegen von der andern Seite etwa ein Duzend Landwehroleute, lärmend und augenscheinlich angetrunken. Wie sie ungefähr 10 Schritte vor mir sind, machen die Vordersten Miene, statt zu grüßen, sich die Hände zu geben und mir den Weg zu versperren.

Ich legte die Hand ruhig an den Helm und sagte sehr freundlich: „Guten Abend, Wehrleute.“ In demselben Augenblick flogen alle Hände an die Mützen, und die Vordersten umdrängten mich: „Ach Gott, entschuldigen Sie man bloß Herr Leutnant.“ Ein scharfes Wort in diesem Augenblicke hätte möglicherweise einen schweren Konflikt herbeigeführt.

Ein kleines Erlebnis will ich aus diesen Vorbereitungsagen noch nachtragen, weil es nachher noch in meine Erinnerungen hineinspielt. Als wir eines Tages bei dem geschilderten Fröhshoppen im Deutschen Hause zusammensaßen, kam zu dem Major ein großer breitschultriger Mann, der sich als Landlehrer von einem Orte einige Meilen von Loeken vorstellte und bat, als Kriegsfreiwilliger angenommen zu werden. Er hatte es bei seiner aktiven Dienstzeit zum Unteroffizier gebracht. Wir alle waren sehr begeistert von diesem Patriotismus, und auch der Major

verwandte sich für ihn, da bei uns kein Platz mehr war, brieflich bei unserm ersten Bataillon. Dort ist er später eingestellt worden. Ich traf mit diesem „Patrioten“ einmal im Winterfeldzuge in Amiens zusammen. Da war ich aber weniger von ihm entzückt.

Zu Abschiedsbesuchen in der Umgegend, wo wir von der Garnison aus einen sehr angenehmen Landverkehr unterhalten hatten, war keine Zeit übrig. Bei den Gutsbefitzerfamilien war ja auch fast aus jedem Hause ein Familienmitglied mobil geworden, von dem es Abschied zu nehmen galt. Aber der eine oder der andre von unsern Gastfreunden kam noch nach Loeken herüber. Wie ich von meinem schwärmerisch geliebten See, wo ich den Schwimmunterricht des Bataillons geleitet und alle meine freie Zeit im Ruderboot zugebracht hatte, wie ich von diesem, meinem alten Freunde und Vertrauten Abschied nahm, steht in meinen Gedichten zu lesen und ich füge hier ein paar Verse ein:

Abschied vom See.

Zum letztenmal, mein See, grüßt dich mein Lied.
Wild brausen deine sturmbelegten Wogen,
Als sei in deine Brust auch eingezogen
Der heil'ge Groll, der meine Brust durchglüht
Und der in diesen wundersamen Tagen
Millionen Herzen hoch und heiß macht schlagen!

Was einst des Knaben liebtes Hoffen war,
Was glutentheil' des Jünglings Brust durchlohte,
Dem winkt Erfüllung, denn der Feind bedrohte
Des Vaterlandes heiligen Altar.
Drum komm ich freudig Lebwohl dir sagen,
Dir, altem Freund, aus jungen Blütentagen.

Ein Völkerkampf, ein heil'ger Rachekrieg
Entbrennt. Bald hörst du seine Donner hallen,
Und nennt die Kunde dann auch mich gefallen,
Ein freudig Opfer für des Reiches Sieg,
Dann eilt mein Geist zu dir auf Sturmeschwingen,
Vereint mit dir sein Siegeslied zu singen.

Endlich war der Abmarschtag bestimmt. Die persönliche Ausrüstung war beendet, ein neuer Anzug auf dem Leibe, ein zweiter in dem vorchristmännigen Koffer, in dem sonst nur noch die notwendige Wäsche pp. Platz hatte. Ferner ein Regenmantel, ein Paletot und ein Paar lange Stiefel; mehr konnte auf dem Kompagniewagen nicht verladen werden. Einen neuen Revolver hatte ich mir nicht beschafft, aber dies, glücklicherweise, noch in Berlin nachgeholt, denn mein alter kleiner Revolver hätte mir nicht den Granitsplitter aufgefangen, der mir am 4. Januar mutmaßlich das Leben gekostet hätte. So ging es mit einem blauen Fleck auf dem Leibe ab. — Ich erinnere mich noch, wie in den letzten Tagen alle Bekannten, mit denen man zusammentraf, uns noch irgend eine Freundlichkeit oder Liebeshwürdigkeit zu erweisen bemüht waren. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit des ganzen Volkes war in diesen bewegten Tagen besonders lebhaft erwacht. Der alte Kantinenwirt z. B. in der Kaserne, wo

ich wohnte, war früher Büchsenmacher gewesen. Er hatte mir auf meinem Koffer das vorschriftsmäßige Messingschild mit meinem Namen angebracht und graviert, aber er ließ sich nicht bewegen, beim Abschied Bezahlung dafür anzunehmen. Der Abmarschtag kam heran. Das Bataillon sollte am 27. früh 2 $\frac{1}{2}$ Uhr mit der Bahn in der Richtung auf Berlin abfahren. Durch die Liebenswürdigkeit meines Kompagnieführers wurde ich für den ganzen Nachmittag vom Dienst dispensiert, damit ich mit meinen Angehörigen in der Stadt noch zusammen sein konnte. Am Mitternacht hatte ich dann den Auftrag, in der Stadt aus der Wohnung des Majors mit dem Fahnenträger die Fahne abzuholen und mich mit ihr dem Bataillon, welches um diese Zeit aus der Festung kam, zum Marsch auf den Bahnhof anzuschließen.

Die stimmungsvollen Stunden, die ich im Hause von Verwandten mit meiner alten Großmutter, meinem Vater, der Mutter und meinem kleinen 13jährigen Schwesterchen zum Abschied verleben durfte, sind mir fest und treu in der Erinnerung geblieben. Mein altes Großmütterchen hielt sich tapfer und erzählte von den großen Zeiten von 1813. Gegen Abend nahm sie Abschied von mir und ging in ihre Wohnung herüber. Auch mein Mütterchen hielt sich aufrecht und zeigte keine Schwäche. Sie wußte ja, daß mein ganzes Fühlen und Denken Zeit meines Lebens ausgegangen war in dem Gedanken, einmal dem Vaterlande zu dienen. Nur meine kleine Schwester konnte manchmal die Tränen nicht bekämpfen, so tapfer sie auch mit den kleinen Fingern die Augen drückte. Endlich wurde es Zeit für mich, zur Fahne zu gehen. Da brach auch die Fassung meiner Mutter zusammen und ich hatte Mühe, mich selber gefaßt zu halten. Beim Abfahren des Zuges wollte sie mir noch von der Barriere des nahen Bahnüberganges mit der Schwester ein Lebewohl zuwinken. Der Vater aber versprach nach dem Bahnhofs zu kommen, wo wir voraussichtlich noch längere Wartezeit haben würden.

In der Wohnung des Majors traf ich den Fahnenträger. Wir nahmen das alte ehrwürdige Feldzeichen von seinem Platz, zogen die Hülle von der Spitze herunter und betrachteten die Fahnenbänder, die von den Kämpfen früherer Zeiten erzählten. „Herr Leutnant,“ sagte der alte Sergeant, „die bringen wir wieder mit dem neuen Eisernen Kreuz geschmückt.“ „Ja“, antwortete ich, „und ohne sie kommen wir beide nicht wieder.“ Das Schicksal hatte es so gewollt, daß wir alle drei, die Fahne und ihre Hüter, mit dem Eisernen Kreuz geschmückt und alle drei mit ehrenvollen Wunden aus dem großen Kriege zurückgekommen sind. Während wir so plauderten, hörten wir durch das offene Fenster von der Festung her den Trommelwirbel des herannahenden Bataillons. Wir traten vor die Tür. Die Zeremonien, die sonst beim Abholen der Fahne sich vollziehen, unter-

blieben heute. Nur als das Bataillon herannahte, erscholl das Kommando: „Tritt gefaßt, kompagnieweise das Gewehr anfassend.“ Ich brachte die Fahne an ihre Stelle und ging dann zu meiner Kompagnie an meinen Zug. Die Bewohner des Städtchens, Jung und Alt, standen an den Fenstern oder begleiteten ihr Bataillon bis zum Bahnhof, wo der Zug schon vorgefahren war. Aber mit dem Einladen des Gepäcks, die Pferde waren schon früher eingeschifft, verging noch etliche Zeit. Die Züge setzten die Gewehre neben den Wagen, die für sie bestimmt waren, zusammen; die Zugführer erteilten den Leuten eine eingehende Instruktion über das Einsteigen und über das Unterbringen des Gepäcks und der Gewehre. Dann hatte ich noch ein halbes Stündchen Zeit, mit meinem Vater zu verplaudern. Von den vielen abschiednehmenden Gruppen, die sich am Bahnhof gebildet hatten, von den Ansprachen der Stadtvertreter, an den Kommandeur und von seiner Antwort, habe ich keine Erinnerung mehr. Nur daß ich meinen alten Kriegsgesultkameraden Nußbaum, der beim Ersatzbataillon zurückbleiben mußte und jämmerlich heulte, trösten wollte und dabei selbst zum ersten Male an diesem Tage zu schluchzen begann. Das stolze Abschiedswort meines Vaters habe ich in das nachfolgende Gedicht verflochten:

Hurrah! ins Feld.

Zur Abfahrt, kriegsgerüstet,
Ein preuß'sches Bataillon.
Es tauschen Abschiedsgrüße
Der Vater mit dem Sohn. — —

Dein König hat gerufen,
Ich preise dein Geschick!
Sei deines Namens würdig,
Als Sieger fehr zurück.

Nicht brauch ich dich zu mahnen
An treue Männertat,
Du bist wie deine Vater
Ein preußischer Soldat.

Noch brennt auf deiren Lippen
Der Mutter Abschiedsfluß,
Ihr bring ich und der Schwester
Jetzt deinen Scheidegruß;

Und kehrtst du nimmer wieder
Zurück vom freien Rhein,
So soll dein Ungedenken
Bei uns in Ehren sein.

Langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Ich lehnte mich aus dem Fenster und glaubte an der Barriere noch die Gestalten meiner Mutter und meiner Schwester zu erkennen. Dann rollten die Wagen in schnellerer Fahrt, vorüber an den alten Wällen der Feste Bohen, in die Nacht hinein. Jetzt sollten wir zeigen, war wir in der Schule unsres Friedensaufenthaltes dort gelernt hatten. Hurra in den Krieg! —



Der Mond und das Wetter im Winter 1909/1910.

Von Emil Brandt (Hildesheim).

In der Zeitschrift „Wissenschaft für Alle“^{*)}, die sich inzwischen in die Halbmonatsschrift „Das Wissen“ umgewandelt hat, veröffentlichte ich im vorigen Jahre unter der Überschrift „Der Mond und das Wetter“ einen längeren Aufsatz, in dem ich auf gewisse Erscheinungen der Wetteränderung hinwies, die den von der Wissenschaft bisher noch geleugneten Einfluß des Mondes auf die Witterung als dennoch tatsächlich vorhanden erkennen lassen möchten. Am Schlusse dieses Aufsatzes unternahm ich es, auf der Grundlage der von mir gemachten Beobachtungen und der darauf gestützten Theorie eine Voraussage über den mutmaßlichen Verlauf des Winters zu geben, namentlich in Hinsicht des Wechsels zwischen den zu erwartenden Frost- oder Kälteperioden und den ausgesprochenen Sauwetterperioden.

Nachdem die Zeit, auf die diese Voraussage sich bezog, nunmehr hinter uns liegt, dürfte es wohl nicht ohne Interesse sein, auf dieses vielumstrittene Thema des Mondeinflusses zurückzukommen und zu prüfen, ob und inwieweit einmal jene Voraussage sich bestätigt hat, oder etwa der tatsächliche Verlauf der Witterung mit den von mir in den früheren Aufsätzen dargelegten Grundsätzen sich vereinigen läßt.

Wie aus den von mir dort angeführten Beobachtungen zu ersehen ist, lege ich, abgesehen von den Hauptphasen des Mondes, das Hauptgewicht auf die Stellung des Mondes zum Äquator dergestalt, daß seine größte Abweichung nach Süden ein Vordringen der polaren Luftbewegung — somit Kälte —, seine höchste Stellung über dem Äquator dagegen eine stärkere Zufuhr südlicher Luftmassen — also die Erwärmung — im Gefolge hat.

Schon im Laufe des Sommers 1909 trat die Tatsache, daß bei gleicher Mondstellung auch das Wetter ähnlichen Charakter zeigt, höchst auffällig in Erscheinung. Im Sommer steht bekanntlich der Vollmond am weitesten südlich, unter dem Äquator, und beginnt von der Zeit der Sommer Sonnenwende ab erst allmählich wieder aufwärts zu steigen. Er muß daher nach dem eben angeführten Satze eher kühles als warmes Wetter bringen.

In dem Aufsatz vom vorigen Jahr habe ich schon darauf hingewiesen, daß in der Tat diese Wirkung des Vollmondes im August 1908 sich höchst unangenehm bemerkbar machte, indem er uns einen Kältesturz brachte, wie man ihn im Sommer nicht allzu häufig erlebt. Nahezu die gleiche Konstellation, die wir im Jahre vorher am

12. August gehabt hatten, fiel im Jahre 1909 auf den 31. August. An diesem Tage hatten wir Vollmond, die tiefste Deklination des Mondes lag 4 Tage früher auf dem 27. August. Am Tage des Vollmondes hatten wir ein kurzes Gewitter und gleich darauf trat eine Abkühlung ein, die lebhaft an die des vorhergegangenen Jahres erinnerte. Der winterliche Ofen kam wieder zu seinem Recht und, wenn ich mich recht erinnere, ging in jenen Tagen in Berlin sogar ein leichter Schneefall nieder.

Die nachfolgende Nebeneinanderstellung der beiden Jahre 1908 und 1909, auf den gleichen Mondtag gestellt, zeigt klar und deutlich die Übereinstimmung in dem Witterungscharakter.

Witterung des Mondes	Deklination des Mondes	Datum 1908	Witterung 1908	Witterung 1909	Deklination des Mondes	Datum 1909
14	-20° 59'	11.VIII.	Regen. Gegen Abend heftiges Gewitter, schnell aufziehend von SW. her.	Bedeckt und kühl. Abends heftig aufkommender Wind aus SW.	-17° 21'	30.VIII.
15 Vollmond	-17° 21'	12.VIII.	Regen, kalt. Abends aufheiternd.	Trübe, windig. Nachm. 2¼ Uhr kurzes Gewitter, sehr trübe, Regenböe. Wind SW. Gemischt kühl.	-11° 53'	30.VIII. Vollmond
16	-12° 34'	13.VIII.	Bedeckt, starker Wolkenezug aus SW. Kalt.	Wind SW. Empfindlich kühl. Abends eisigkalt.	-5° 47'	1. IX.

Auch in den folgenden Tagen blieb in beiden Jahren der Charakter des Wetters kühl und erst allmählich trat wieder eine Erwärmung ein.

Es wäre wohl der Mühe wert, darauf zu achten, ob auch in diesem Jahre die etwa in die gleiche Zeit fallende gleichartige Mondkonstellation uns einen ähnlichen Temperaturschwung, wenn auch — wegen des vorausgegangenen außerordentlich milden Winters — vielleicht nicht von gleicher Heftigkeit bringen möchte wie in den beiden vorhergehenden Jahren. Zu erwarten wäre dieser Witterungsumschlag aller Wahrscheinlichkeit nach um den 20. August 1910. An diesem Tage haben wir Vollmond mit - 18° 53' Deklination; die tiefste südliche Deklination mit 26° 37' liegt drei Tage früher am 17. August. Der erstere Tag entspricht in den vorhergehenden Jahren dem 12. bzw. 31. August, der Tag der tiefsten Deklination dem 9. bzw. 27. August.

Bei der Voraussage für den verflossenen Winter hatte ich den Vorbehalt gemacht, daß der Winter überhaupt mit einiger Strenge auftreten werde, da nur unter dieser Voraussetzung der scharfe Gegensatz zwischen der verschiedenartigen Wirkung des Mondes nach seiner Stellung über oder unter dem Äquator deutlich zu erkennen sein

*) Nr. 7 und 8 des Jahrg. 1909. Herm. Hilger Verlag, Berlin.

würde. Bei dem absolut milden Verlauf des diesjährigen Winters muß für die beabsichtigte Rückprüfung die Geltung des Vorbehalts voll in Anspruch genommen werden. Gleichwohl sind auch in diesem außergewöhnlich milden Winter genügend Anzeichen hervorgetreten, die den behaupteten Einfluß des Mondes auf die Witterung, namentlich in seiner Neigung zum Äquator, in Wirklichkeit als vorhanden erscheinen lassen. —

Die einzigen Frostperioden, wenn man von solchen überhaupt reden kann, lagen beide in der Hauptsache in dem südlichen Deklinationsbogen des Mondes, während zwei, diesen nachfolgende Wärmeperioden von einer für winterliche Zeit außergewöhnlich hohen Temperatur in die Zeit des Vollmondes und der hohen nördlichen Deklination fielen. Schon der erste winterliche Neumond am 13. November mit starker südlicher Deklination — $17^{\circ} 54'$ — brachte im Gefolge die erste eigentliche Kälteperiode. Während bis dahin noch ziemlich mildes Wetter geherrscht hatte, brachten die folgenden Tage die ersten, allerdings in Schmutz fallenden Schneefälle und demnächst auch, namentlich vom 16. November ab, dem Tage der tiefsten Deklination von $25^{\circ} 49'$, wenn auch nur geringe Kältegrade. Dieser Witterungscharakter hielt, von kleinen Schwankungen abgesehen, an bis zum 26. November, an welchem Tage wieder endgültig Tauwetter eintrat. Am 27. November hatten wir Vollmond mit einer nördlichen Neigung von $21^{\circ} 17'$. Von diesem Tage ab bis zum 4. Dezember, dem Tage des letzten Viertels, hatten wir eine nahezu ununterbrochene Sturmperiode, die uns gleichzeitig, namentlich vom 29. November ab, an welchem Tage der Mond seine höchste Deklination mit $+25^{\circ} 48'$ erreichte, eine aufällige Erwärmung bis auf 10°C. und mehr brachte.

„Neumond haben wir am 12. Dezember mit — $23^{\circ} 29,6'$ Deklination, tiefste Deklination mit — $25^{\circ} 53,7'$ am 14. Dezember. Es läßt sich daher annehmen, daß der Winter um diese Zeit seinen eigentlichen Einzug halten wird.“ So lautete die Voraussage in dem früheren Aufsatz; lediglich mit einer kleinen Verschiebung nach dem ersten Viertel wurde noch gerechnet. Diese Voraussage ist mit einer Pünktlichkeit eingetroffen, wie ich sie selbst kaum glaubte erwarten zu dürfen.

Nachdem schon vom 6. Dezember ab die Wärmegrade erheblich zurückgegangen waren, hatten wir in der Nacht vom 10. zum 11. Dezember den ersten leichten Frost. Nach einigen weiteren trüben und feuchtkalten Tagen setzte am 14. Dezember, also wie im Vorjahr, genau mit der tiefsten Deklination die Frostperiode ein. Sie war allerdings weder von besondrer Stärke, noch von langer Dauer und erreichte schon am Nachmittag des 17. Dezember ein Ende, von wo ab bis zum 20. Dezember wieder geringe Wärmegrade mit

dem Maximum von $3-4^{\circ}$ Celsius zu beobachten waren. Dann aber trat nochmals für wenige Tage ein leichter Frost ein.

„Von langer Dauer wird diese erste Frostperiode voraussichtlich nicht sein, sondern vielleicht schon am 24. Dezember, sicher aber mit dem Vollmonde oder in den beiden folgenden Tagen ihr Ende erreichen.“

Auch diese Voraussage hat sich erfüllt. Mit dem 23. Dezember, drei Tage vor dem Vollmond bei einer aufsteigenden Deklination von $14^{\circ} 52'$, trat der volle Umschlag zu milder Witterung ein. Genau an dem gleichen Mondtage, am 3. Januar 1909, bei einer damaligen Deklination von $+19^{\circ} 34'$ hatte auch die starke Frostperiode vom 24. Dezember 1908 ab ihr Ende erreicht. Die milde Witterungsperiode nach dem 23. Dezember 1909 brachte uns zeitweise so hohe Wärmegrade — $+10^{\circ}$ Celsius und darüber —, wie man sie in dieser Jahreszeit selten beobachtet. Die weitere Voraussage einer mit dem nächsten Neumonde am 11. Januar einsetzenden zweiten Frostperiode hat sich allerdings nicht bestätigt. Der Neumond versagte, wenigstens für die Ebene, dieses Mal als Kältebringer völlig. Wohl schien es nach den Wetterkarten in den letzten Tagen vor dem Neumonde, vom 6. bis zum 10. Januar, als ob die Kälte von Osten her über den westlichen Kontinent vordringen wollte; aber die mit dem Neumonde wieder auftretende erhöhte westliche Luftbewegung war von solcher Kraft, daß sie die polaren Luftmassen völlig zurückdrängte. Die von dem vorhergegangenen Vollmond bewirkte nördliche Verlagerung äquatorialer Luftmassen muß — wie auch schon die starke Wärmeperiode im Dezember vermuten ließ — jedenfalls von einer solchen Intensität gewesen sein, daß sie auch noch über den Neumond hinaus ihre Wirkung übte. —

Dagegen zeigten die wöchentlich gegebenen Witterungsberichte vom Brocken, die überhaupt für die scharfe Scheidung der Witterungsperioden ein äußerst wertvolles Material bieten, deutlich erkennbar den Einfluß des Neumondes und seiner tiefen Deklination. Während bis zum 12. Januar dort das milde Wetter ziemlich konstant angehalten hatte, setzte mit diesem Tage wieder Kälte mit leichten Schneefällen ein.

Erst gegen das Ende des ersten Viertels, kurz vor dem Vollmonde, und um die Tage der höchsten Deklination hatten wir für einige Tage wieder etwas Frost zu verzeichnen. Hätte diese Frostperiode sich zu einer dauernden und standhaften entwickelt, so würde damit allerdings die von mir aufgestellte Theorie stark erschüttert worden sein. Ich habe aber bereits früher darauf hingewiesen, daß gegen das Ende der Mondviertel hin häufig eine Abnahme der westlichen Luftbewegung einzutreten pflegt, die auch in diesem Falle die im Osten angesammelten kalten Luftmassen begünstigte. Die bestimmte Vermutung aber, daß diese

so kurz vor dem Vollmond auftretende Frostwelle diese Mondphase auf keinen Fall überdauern würde, wurde wieder vollauf bestätigt. Dabei zeigte sich auch eine andre, für den Vollmond und die hohe Deklination charakteristische Erscheinung, daß die Kälte dieses Mal von sehr reichlichen Schneefällen begleitet war, die teilweise zu gewaltigen Schneestürmen — England und Dänemark — ausarteten, ein Zeichen dafür, daß in den oberen Luftschichten eine starke Zufuhr mit Feuchtigkeit gesättigter Luft äquatorialen Ursprungs stattgefunden haben mußte, die nun bei dem Zusammentreffen mit der kalten polaren Luft ihren Gehalt an Feuchtigkeit in Gestalt von Schnee wieder zur Erde fallen ließ. — Diese Erscheinung zeigte Abereinstimmung mit dem Witterungscharakter im Vorjahre, wo ebenfalls zur Zeit der höchsten Deklination, wenn auch einige Tage früher, 30. Januar bis 2. Februar 1909, gewaltige Schneemassen niedergingen. — Am 25. Januar 1910, dem Vollmondtag, trat nach Schneefall bereits wieder leichtes Sauwetter ein, und wenn auch die Kälte in den nächsten Tagen nochmals wieder etwas vordrang, so war es doch mit dem 28. und 29. Januar endgültig damit vorbei.

In dem früheren Aufsatz hatte ich auch die Vermutung ausgesprochen, daß wir mit dem Herannahen des Vollmondes und der hohen Deklination, wie im Jahre 1909 vom 2. bis zum 7. Februar, so in diesem Jahre um den 23. Januar herum wieder mit Hochwasser rechnen müßten. Unsere Gegend östlich des Rheines ist zwar in diesem Jahr davon verschont geblieben, da bei uns Frost nicht gewesen und bis dahin fast gar kein oder doch nur wenig Schnee gefallen war, so daß die Voraussetzungen für ein übermäßig schnelles Abfließen großer Wassermassen und eine Stauung infolge gehinderten Abflusses nicht gegeben waren. Wie sehr aber die westlichen Teile Europas, insbesondere Frankreich und namentlich Paris, damals unter den Überschwemmungen zu leiden hatten, ist gewiß noch in frischster Erinnerung. Auch der Rhein zeigte infolge der starken Schneeschmelze in seinen Quellgebieten eine ganz außerordentliche Anschwellung seiner Wassermassen.

Damit möge der Rückblick auf den Winter geschlossen werden. Zwar ließen sich auch für die Folgezeit, namentlich an der Hand der Brockenberichte, noch ganz interessante und charakteristische Belege für den Einfluß der Monddeklinaton erbringen, der beschränkte Raum dieses Blattes verbietet aber ein näheres Eingehen.

Dafür möchte ich aber noch die neueste Zeit, wo die umgekehrte Wirkung des Voll- und Neumondes zur Geltung kam, kurz berühren. Die erste kräftige Wärmeperiode setzte ein vom 12. April ab bei einer nördlichen Deklination von $19^{\circ} 37'$, brachte uns am 14. April, am Tage vor der höchsten Deklination fast schwüles Wetter

und gab am 17. April auch zu Gewittern Veranlassung. Vom 20. April ab wurde der Charakter der Witterung wieder ausgesprochen kühl und blieb auch so, ohne daß bis zum 11./12. Mai hierin eine wesentliche Änderung zu beobachten war. Vom 12. Mai ab, dem Tage der höchsten Deklination, $+ 26^{\circ} 32'$, schnellten die Temperaturen gewaltig empor, und erst von diesem Tage ab konnte man im Haushalt dem winterlichen Ofen Valet sagen. — Auch hier ist wieder der Vergleich mit dem Vorjahr außerordentlich interessant. Im Jahre 1909 hatten die gestrengen Herren, 11., 12., 13. Mai, die unmittelbar in der tiefsten Deklination lagen, ein recht unfreundliches Ansehen, und erst mit dem 17./18. Mai 1909 fand die Heizperiode ihr Ende. Vom 20. Mai ab, einen Tag nach Neumond und zwei Tage vor der höchsten Deklination, begann im Jahre 1909 die erste sommerliche Wärmeperiode. — Wir haben demnach dadurch, daß in diesem Jahre die höchste Monddeklinaton des Monats Mai um volle 10 Tage früher lag als im Vorjahr, um volle acht Tage früher Sommerwetter bekommen als im Jahre 1909.

Die Wärmeperiode hielt an bis zum 25. Mai 1910. Von diesem Tage ab — einen Tag nach Vollmond und zwei Tage vor tiefster Deklination (im Vorjahr am 3. Juni — einen Tag vor Vollmond und drei Tage vor tiefster Deklination) — trat eine deutlich wahrnehmbare Abkühlung ein, die allerdings nur kurze Zeit, bis zum 2. Juni, anhält.

Mit dem 2. Juni 1910, dem 26. Mondtage (1909 am 15. Juni, dem 28. Mondtage), begann eine Wärmeperiode, wie wir sie um diese frühe Zeit wohl seit langen Jahren nicht erlebt haben. Gewitter folgten einander Tag auf Tag, und mit der höchsten Deklination am 9. Juni steigerten sie sich zu einer Heftigkeit, die an vielen Orten große Verheerungen anrichtete — Urtal, Schweiz, Bayern, Tirol usw. — Mit dem 15. Juni war die Gewitterperiode beendet. Das Wetter war tagsüber von da ab nicht mehr übermäßig warm und die Nächte brachten stets erfrischende Abkühlung. Am 22. Juni hatten wir Vollmond, am 23. tiefste Deklination. Mit dieser Konstellation trat ein deutlich wahrnehmbarer Temperaturrückgang ein, der stellenweise sogar zu Nachfrösten Veranlassung gab — vgl. Berichte aus Mecklenburg und vom Südharz. Erst mit dem 1. Juli — Tag nach dem letzten Viertel bei $+ 7^{\circ} 13'$ Deklination — machte sich wieder eine allmähliche Erwärmung bemerkbar. Der letzte Neumond, 6. Juli, hat uns allerdings die erwartete Hitzeperiode nicht gebracht, dafür aber ergiebige Niederschläge von offenbar äquatorialer Herkunft. — Mit dem ersten Viertel, 14. Juli, durften wir auf eine standhafte Besserung des Wetters hoffen, die um die Zeit des 20. und 22. Juli herum — erster Tag Vollmond, letzter Tag tiefste De-

klination — wohl durch einige Gewitter unterbrochen werden wird,*) dann aber schnell wieder konstant zu werden verspricht, mit tagsüber warmem Wetter und angenehmer nächtlicher Abkühlung. Anfang August dagegen — 2. August höchste Deklination, 5. August Neumond — können wir wieder auf eine starke Wärmeperiode mit zahlreichen Gewittern rechnen. Wie sich das Wetter bei dem dann folgenden Vollmond — 20. August — aller Wahrscheinlichkeit nach gestalten wird, habe ich bereits oben erwähnt. Vielleicht ist noch der Eine oder Andre geneigt und in der Lage, bei seinen Reiseplänen hierauf Rücksicht zu nehmen und speziell diese letzten, mehr als kritischen Tage für größere Unternehmungen, namentlich Fußreisen, zu vermeiden.

Daß den von mir gemachten und hier mitgeteilten Beobachtungen eine bestimmte Theorie zugrunde liegt, die mir erst die Möglichkeit gab, diese Beobachtungen in ein festes System zu bringen, ist wohl selbstverständlich. Auf diese Theorie werde ich gelegentlich zurückkommen.



Die Alten und die Jungen.

Von Felix Lorenz (Berlin).

Emerson hat versichert, daß die Menschen ihren Zeitgenossen weit mehr gleichen als ihren Erzeugern. Die Behauptung läßt sich auch heute wieder bejahen. Ein Zeitalter „steckt an“, es gibt denen, die in ihm atmen, ein gleiches Blut, einen übereinstimmenden Herzschlag, ein verwandtes Gehirn. Der Strom einer Zeit schäumt über die Fluten der Vorgängerin hin, verwüstet das alte Bett, sucht sich ein neues, taucht die Menschen mit einem andern Wasser als mit dem, das ihre Väter getauft hat. So gibt es nach dem endgültigen Abschluß einer Generation stets den Beweis ihres Genug-gelebt-habens: ein neuer werdender Gesamtcharakter rückt heran, prägt sich allem, was gedacht und getan wird, auf und spricht gleichzeitig damit ein gutes oder ein niederwerfendes Urteil über das „Dahin“ aus. Aber die Erzeuger sind so oder so abgetan — die Menschen werden „Zeitgenossen“, das heißt, sie werden sich im Sinne der gegenwärtig herrschenden Generation ähnlich, und der Verlust ihrer Rückverbindung mit der vorigen wird kontiert als „Geschichte“.

Diese Ähnlichkeit der Zeitgenossen untereinander (sie ist mit dem Wunder identisch, das auch Ehegatten nach längerer Ehe körperlich und geistig immer ähnlicher macht) wird von den Ideen der

Äpoche gesetzmäßig veranlaßt. Wir Jungen fühlen uns seit dem Herrschaftsantritt der neuen Zeitidee — der der Mathematik; der Zahl; der Technik; der Nützlichkeit um jeden Preis — völlig losgelöst von der Macht des sittlichen Ideals, der die entschundene Generation untertan war. Wir wollen für ihre Werte keinen böhmischen Schilling mehr geben, wir als Träger völlig neuer Münzen; es hängt uns nur noch als Demonstrationmaterial des Schuldozenten an, was die Alten da gebaut haben, und die paar Greise, die von ihnen noch leben, nötigen uns heiläufig die Ehrfurcht der Passivität ab. Freilich gibt es hier und da Momente, da man sich mit einer Art schamboller Sehnsucht, träumerischer Begeisterung an jene Ideale der Alten erinnern muß, dann errichtet man ihnen rasch einen unsichtbaren Triumphbogen mit einer hohen Inschrift — bis das Ehrengerüst von selbst wieder einstürzt. Auch sind Metrologe sehr billig als Anweisungen auf Freiplätze im kühlen Unsterblichkeitsshimmel. Unsere Zeit ruft uns; neue Herren, Vermittler und Knechte braucht sie millionenfach, und wir sind schweißtriefend bei der Massenarbeit, aus uns, die wir einst „Originalmanuskripte“ waren, Durchschlagsblätter, Kopien zu machen.

Das Ideal der Alten vor uns war die ernsthafte Ausbildung einer einzigen inneren Richtung, die unerfättliche Durchdringung eines Gedankens unter Verleugnung jedes Nebeninteresses, vor allem des äußeren Genießens. Die in der nationalen Geschichte einzig dastehende sublimen Gelehrtengruppe von den Humboldts bis zu Mommsen und Treitschke zeigt überall den forschenden Menschen nur in seiner Forschungswelt zu Hause, nirgends sonst. Diese hohen Geister waren alle von einer gesegneten Einseitigkeit, aus der für jeden einzelnen die restlose Erfüllung seiner Aufgabe entsproß, so daß der Zusammenklang all dieser Stimmen die volle und klarste Harmonie dessen ergab, was man vielleicht am besten als „Denkfunkst“ bezeichnen könnte. Die große persönliche Anspruchslosigkeit, mit der die erlauchten Historiker, Bewahrer und Forscher deutscher Kultur, die feinen philosophischen Köpfe, die großen Mediziner und Juristen fast ausnahmslos dem Leben gegenüberstanden, ist ein charakteristisches Merkmal dieser nun fast ausgestorbenen Gelehrtengeneration; ihr Leben war innen und außen Wissenschaft und dreimal Wissenschaft — hier lag das alleinige Ideal. Bis auf die herzergreifende Einfachheit des Goetheschen Arbeitszimmers und seines Schlafgemachs in Weimar, bis auf die strenge Sachlichkeit der Räume, in denen Alexander v. Humboldt die Gesetze der Natur nachschrieb, greift die Erinnerung zurück, wenn man den Spätergekommenen in die Gelehrtenstuben schaut. Diese Einfachheit im Verein mit der Begeisterung gab dem Zeitalter wissenschaftlich die Signatur einer Plato-Nachblüte; der sterile Boden Berlins schien auf einmal unter

*) Diese letztere Voraussage hat sich gleichfalls überraschend bestätigt. Der Aufschlag war schon Anfang Juli in unsern Händen. D. R.

die Schattenden Hänge des Hymettus verweht zu sein.

In dieser sokratischen Einfachheit glichen sie etwa den alten kriegerischen Haudegen ihrer Zeit, mit denen sie das Menschlich-Solide völlig gemeinsam hatten; infolgedessen stimmten aber auch die Wirkungen dieser getrennten Weltbetrachtungen überein. Die unverbrossene heitere Gelehrtenarbeit des Jenenser Hellenen Gaedechens glich der Ausdauer des alten Generals Versen, der sechs Stunden hintereinander seinen deutschen Trab reiten konnte und in Muskau die Freitreppe des Schlosses hinaufsprenge, und die fast erhabene Einfalt, mit der der greise Häseler noch heute seine alte siebziger Uniform „aufträgt“, liegt auch über der Gestalt Wilhelm Bunsens, des Entdeckers der Spektralanalyse.

Über zur Kennzeichnung der Alten gehört noch etwas andres, wenn man ihren Abstand von uns Heutigen fühlbar machen will. Die Gelehrten und die Politiker hatten etwas Nationales gemein: sie bewiesen eine Art zäher Verbissenheit für ihre Sache, eine Art heiliger Wut. Damit stiegen sie auf die goldenen Stühle, die ihnen bereitet standen. Der alte Bastian, der unermüdete Wanderer nach den Arten menschlicher Sitte und den Gestaden der Vergangenheit, der mit achtzig Jahren noch nach Trinidad reiste und dort im Dienste seiner Wissenschaft starb, hatte schon Jahre vorher seinen eigenen Menschen völlig vergessen. Er war beobachtender Geist schlechtthin. Und wenn der siebzigjährige Mommsen die schwankende Leiter im großen Lesesaal der alten Bibliothek hinabkletterte, so brauchte man nur in seine Falkenaugen zu sehen, um zu erfahren, daß er dies Klettern völlig mechanisch besorgte, daß sein geistiger Sinn selbst dabei gebannt war und ununterbrochen erbarmungslose Geschichtskritik abhielt.

Nein, das waren keine Frackgelehrten — eine Speziess, die heute immer mehr zunimmt und gegen den Vorbeizug der Alten ein trüb-komisches Bild gewährt. Ein großer Teil der gegenwärtigen „führenden Intelligenzen“ ist alles weniger als von der heiligen Flamme angeweht; viele, die am Altar Minervens opfern, haben keine innerliche Priesterhohheit mehr. Wieviel Pseudowissenschaft hat sich an die erste Stelle gesetzt! Der Gelehrte, der ernste Grübler von einst, ist so vielfach zum Feuilletonisten geworden. Tiefe und Gründlichkeit waren einmal die Haupttugenden der deutschen Forscher, nun aber lassen Hunderte von ihnen einen Sud aus Seichtheit und Anmaßung in zahllosen Zeitschriften und Zeitungen, in allerhand Bilderbuch-Sammelwerken aufkochen. Die Oberflächlichkeit dieses Wirkens straft schon die Vorgabe: „Popularisierung der Wissenschaft!“ Lügen. Frackgelehrsamkeit für die geduldige Menge. Und der Nachwuchs, für dessen wissenschaftliches Weiterkommen bekanntlich heute mehr gesellschaftliche und wirtschaftliche Beeinflussungen

maßgebend sind als wahre Qualifikationen im strengsten Sinne der Wissenschaft, wird allem Anschein nach wenig Männer stellen, die ernsthafte Führerrollen übernehmen können. Wenn man von der vorhandenen notorischen Süchtigkeit auf den rein technischen (aber nicht allein seligmachenden) Gebieten absteht, stößt man überall auf erschreckende Mankos, so sehr man sich auch vor der Befennung der Tatsache scheut. Die starken Grundwerte des großen Gelehrtentums fehlen. Da schauen wir mit Gefühlen der Beschämung auf die Alten, die Sächtigen, denen diese Welt nicht stumm war. Denken wir nur kurz zurück, hören wir, wieviel ungeheure menschliche Geisteskraft, wieviel Energie des Willens, welche ethischen, sozialen, physischen und psychologisch wirksamen Potenzen in diesen Namen anklingen: Encke, Gauß, Struwe, Galle (der Neptunentdecker), v. Haase, Herrmann Grimm, Mommsen, Treitschke, Bastian, Alfred und Adolf Kirchhoff, Runo Fischer, Virchow, Bergmann, Eschsch, Bunsen, Helmholz, Ed. v. Hartmann, Steinschneider, Ernst Curtius, Hinzpeter, Heinrich Dernburg, Eduard Zeller, — von bezeichnenden Künstlergestalten, wie Menzel und Joachim ganz zu schweigen. Alles geschlossene Persönlichkeiten, zu denen die Deutschen der lebenden Generation bis jetzt keinen der ihrigen hinzunehmen können. Alles Persönlichkeiten, für die es das fatale Wörtchen „unmöglich“ nicht gab — deshalb waren sie auch direkt oder indirekt Menschheitserzieher von Geburt. Noch leben einige Pfadfinder von den Alten, so Haedel und Harnack, Suchen und Wilhelm Wundt, aber diese Zeit spricht schon eine andre Sprache zu ihnen — die scharfen Profile sind erloschen, geschichtlich werdende Silhouetten bleiben übrig.

Der alte Gelehrte hatte seine Stube, der neue hat seinen Salon. Die Gesellschaft ruft ihn mit der Vorgabe, daß er nur interessant sei, wenn er in der Mode des Tags besser Bescheid weiß als im Seneca oder im Thukydides. Die laute, neue Zeit, stürmisch voran mit der Bewältigung der Elemente und der Bändigung aller mechanischen Kräfte, verachtet den Stubengelehrten, der sich andern Dingen als der Schaffung neuer Geschwindigkeiten zuwendet. Die Zeit ist nicht zu den kleinsten Zugeständnissen an ihre Mutter bereit, sie schließt keine Kompromisse, arbeitet mit Funken statt mit Gedanken. Die Bücher im Leben haben ihre Bedeutung verloren — man fragt sich, ob es nicht besser sei, überhaupt nichts aus dem Vergangenen, vor allem nichts Gedrucktes, mehr anzunehmen und auch die Kunst abzulehnen. Es scheint, daß die Welt bereit ist, Goethe, Shakespeare und die medizinische Göttin dazu für eine direkte Luftschiffverbindung von der Erde zum Mars hinzugeben. Man will dem „grand peut-être“ auf andre Weise näher kommen, und es stürzt dazu heran, was Füße hat. Freilich sind wir auch auf der Suche nach einer neuen Religion, einer neuen Schule,

einer neuen Moral, aber hunderttausend kleine Kräfte zerplittern sich in diesen bitteren Bemühungen, ohne irgend eine feste Basis zu finden. Nur der original denkende, eruptiv schaffende Geist kann mit eins die Kultur darauf stellen, ihr ein neues Gesetz vorschreibend.

Unser Zeitalter ist zweifellos ein Vorpostenzeitalter; aber die Einzelköpfe, jene, die die Zäune der Allgemeinheit durchbrechen und den latten Triumph der Allzu-Zeitgenössischen mit der Schaffung gewaltiger Neuwerte, mit dem Aufbau irgend welcher Ideale zerstören, sie fehlen überall. Aber nur sie haben „der Eroberung Recht wie Bacchus“. Diese glatte Halbbildung, die von vielen Köpfen nachsch, die jeder tüchtigen Begrenzung auf ein Erwähltes aus dem Wege geht, will sich mit Gewalt durchsetzen. Sie begleitet die andern Forderungen der Epoche, die praktischen. Nur ein dreifach Bebrillter wird nicht einsehen wollen, daß diese kosmopolitische Zerkleinerung des ganzen Menschen — denn es ist eine Zerkleinerung — eine psychische Selbstverstümmelung bedeutet. Geschlossenheit krönt den Charakter, nicht der absurde Mut, der in vielen Sadgassen herumrennt, um auf einen freien Platz zu gelangen. Es ist nicht möglich, und kein neuer Hyperion möchte es wünschen, daß Vergangenes sich zu einer Blüte wieder erwecke, die in der fatalen Blässe des Todes bleichen muß; aber in dem fortstürzenden Gewirr dieses Tages muß es gut tun, zuweilen etwas unmodern zu werden und den Blick auf ein abgeklärtes reines Bild zu werfen, wenn wir auch seine Farben nicht selbst haben mischen helfen.

Vergessen wir nicht, daß wir Tributäre Vorangegangener sind. Unser skrupelloses Ausbreiten und die Unermehlichkeit unsrer leichten Neugier, auch von dem und jenem noch etwas zu profitieren, macht aus der Entwicklung eine Verwicklung: Man will die humanistische Erziehung ausrotten — gut; man will das absolut Praktische an die Stelle aller gedanklichen Emanationen setzen — gut; aber wer will es wohl auf die Dauer vergessen machen, daß diese Alten, die wir bald verlachen und in die Alteisenhandlung der Klio stecken werden, einer Sache dienten, aus der sie ihre Persönlichkeiten gewannen? Sie schufen sich Ideale und wurden Vollmenschen dabei — wir werfen alle nicht absolut nützlichen Prinzipien aus unsrem Begriffsvorrat und müssen an einer empfindlichen Stelle arm dabei werden. Das ist der Unterschied zwischen den Alten und den Jungen. Es läutet immer zum Nachdenken, wenn wieder einer unsrer Alten dahin ist. Auf diesem Wege des unbedingten Alleswissens bauen wir nur Tempel für unsern Eigendünkel, worin wir uns selber anbeten. Der alte abgesetzte Gott war besser — ich sage es auf den Verdacht hin, als ein lästerlicher Reaktionär zu erscheinen. Aber man hört zu der Frage der respektlosen Eigendünkelei eines übersättigten Geschlechts den immer noch modernsten Weisen

(weil skeptisch sein so modern ist) als Zeugen: Montaigne, der die Wunderlichkeit des Menschen belacht, weil er nicht einmal eine Käsemilch fabrizieren kann, während er Götter und Heilige immer wieder zu Duzenden macht.

Jeder Hinweis auf jene staunenswerte Konzentration in den besten Köpfen vor uns wird dennoch in gärenden Zeiten die Unter in so vielen ungewissen Buchten auswerfen, den Suchern nach Neuland Richte und Leuchfeuer angeben können. Führerhände sind hier und dort bald ausgestreckt, und die Stimme des Lynkeus verklingt nie von der Zinne der Menschheit. Etwas, was über die Herrschaft des Nur-Sichtbaren hinausreicht — schmähend das Ideal genannt — muß diesem Geschlecht verbleiben. Haltet die Fackel nach unten — ewig nach oben züngelt die Flamme.



Gedichte.

Von Frida Schanz (Berlin).

I.

Heute, du Heute!
Raum erstanden aus blauer Nacht,
Bringst du mir schon deine Morgenbeute,
Schüttest du mir deine Lebenspracht!

Bist wie Diana, die früh schon gejagt
Über Wiesen in Morgengluten,
Bist wie eine taujunge Klostermagd,
Alle Hände voll Rosenbluten.

II.

Neulich hab ich einmal im verwegnen
Aufstieg in die weit und hoch entlegnen,
Wilden, rauhen, großen Felsenmassen
Irgendwo mein Leid dort liegen lassen,

Nahm nur eine dort in farger Krume
Aufgeblühte weiße Strahlenblume
Mit mir in des Tales trübe Luft, —
Sieh, und lebe nun von ihrem Duft!

III.

Mir hat ein Vöglein heute zugefungen,
Daß ich im Grase liegend, nichts versaume,
Daß ich gewonnen, wo ich nichts errungen.
Mein wahrstes Leben seien meine Träume.
Das leichte Vöglein sang so glockentönig,
Die weiße Wolke sei mein festes Land,
Der singende Hirte sei der wahre König,
Der Tau sei wirklich, nicht der Diamant.

IV.

Wir, die wir Lieder dichten, wir sind Schmiede,
Wir schmieden mit urewigem Zauberhammer
Und meißeln, glätten, formen dann am Liebe
Mit stiller Blut in matterhellster Kammer.

Wir formen Kronen, Schließen, Ring und Kette
Aus altem Gold von seltsam tiefem Scheine
Und setzen Perlen ein und violette,
Glutrote, blaue, grüne Edelsteine.

V.

Unsre Nerven sind wie Seidengras!
Welche wilde Qual, wenn rauhe Herren,
Strenge freche Winde daran zerren,
Fluten es beregnen, schrill wie Glas!

Aber welcher Balsam, wenn die weichen
Rechten Sonnenlüfte darüber streichen!
Sonnenlüfte, seidiger als Seide!
Welch ein Ausruhn dann vom wilden Leide.

VI.

Der Bergwind rief in die erstarrten Gründe
Sein Lösungswort von Not und Bann.
Lichtfluten übergossen Nacht und Sünde;
Ein strahlender Gesang begann.
Die Blumen blühten auf, als zünde
Ein Licht sich groß am andern an.
Der arme Quell rinnt frei im wilden Tann.
Hoch steigt die Lerche, daß sie's breit verkünde.

VII.

Die feinen fernen Berge blauen,
Die Büsche blühen wie rosige Scham.
Prunkend in Schönheit gehn die Pfauen,
Der königliche Frühling kam.

Viel große Weisenaugen lachen.
Ein Klingklang kleiner Wellchen rinnt.
Ganz fern verschweht ein dunkler Nachen.
Goldflüglig tanzt ein seliger Wind.

VIII.

Laßt mir frei von eigenem Erraffen
Meine Hände! Ich will Wunder schaffen!

Eine Frau in grauen Vorzeittagen
Konnte eine Wasserkugel tragen
Ohne Hülle, nur in sich gebannt,
Kraft der Reinheit ihrer weißen Hand.

Und ich möchte für ein fiebernd Leben
Wasserkugeln aus dem Wasser heben!

Der Direktor.

Schauspiel in einem Aufzuge von Paul Scheerbart
(Friedenau).

I.

Personen:

Umandus Weidemann, Theaterdirektor.

Wally Weber, Schauspielerin.

Die Handlung spielt in einer kleinen Stadt.

Zeit: Zukunft.

Rechts eine schwarze Wand und links eine schwarze
Wand — rechtwinklig zur vorderen Lampenreihe.

Hinten auch eine schwarze Wand.

Rechts und links hinten zwischen der hinteren Wand
und den hinteren Ranten der Seitenwände meterbreite
Durchgänge.

Vorne links sitzt im Profil der Direktor vor einem
größeren Tisch, der mit einer größeren, lang herunter-
hängenden grünen Tischdecke bedeckt ist; die Schmalseite
des Tisches nach vorn.

Vor der Mitte der rechten Seitenwand ein Stuhl.

Der Direktor sitzt angelehnt und aufrecht mit langem
weißen Bart und langen weißen Haupthaaren und halb
geschlossenen Augen vor seinem grünen Tisch in einem
langen karminroten Seidenmantel; seine Hände sind nicht
zu sehen.

Nach jeder halben Minute geht der Kopf pagoden-
haft langsam nach vorn herunter, als bejahte er etwas.
Langsam geht er wieder zurück.

Der Direktor kann von einer Pagodenpuppe — aber
auch von einem Schauspieler dargestellt werden; in jedem
Falle muß aber der Name eines Schauspielers auf dem
Theaterzettel stehen, so daß das Publikum niemals recht
weiß, ob da eine Puppe oder ein Mensch sitzt.

Das Leere, Düstere und Einfarbige würde auf einer
größeren Bühne noch besser zur Wirkung kommen als
auf einer kleineren; genügen dürfte aber auch die kleinste
Bühne.

Wally Weber: (In Hut und Mantel hinten im
rechten Eingang.) Hier ist es. (Sehr besangen, immer
hinten rechts.) Herr Direktor, ich sollte mich Ihnen
heute vorstellen. Ich bin auch gleich gekommen.
Ich heiße Wally Weber. Verzeihen Sie nur, daß
ich etwas besangen bin. Aber es ist hier alles so
ungewöhnlich. Mir wurde gesagt, daß Sie nicht
sprechen — daß Sie nur mit dem Kopf nicken.
Ich bin ja ganz damit einverstanden. Doch können
wir hier nicht belauscht werden? Verzeihen Sie,
daß ich frage. Sie antworten ja nicht. Ich werde
selber sehen. (Geht hinten zum linken Eingang und
blickt durch.) Nein, hier ist niemand. Wir sind
ganz allein. Unangenehm wärs mir allerdings,
wenn jemand dort wäre. Die schwarzen Wände
wirken so eigentümlich. (Kommt jetzt langsam nach
vorn.) Ich wollte Ihnen eine Szene aus einem
japanischen Tempeldrama vortragen. Es hat wahr-
scheinlich wieder ein Deutscher geschrieben. Aber Sie
wissen ja, daß die Deutschen jetzt immer unter aus-
ländischen Namen schreiben. Man kanns ja den
Deutschen nicht verdenken. Diese ausländische
Konkurrenz! Entschuldigen Sie, daß ich so viel
Nebensächliches rede. Aber Sie antworten ja nicht.

Für sämtliche Bühnen ausschließlich durch den Bühnen-
vertrieb Desterheld & Co., Berlin W. 15, zu beziehen, von
dem allein das Recht der Aufführung zu erwerben ist.



Und Ihr Kopfnicken ist doch ein wenig anders, als ich dachte. Es macht mich etwas nervös. Verzeihen Sie, daß ich das sage. Ich werde mir Mühe geben, das Kopfnicken zu vergessen. Es wirkt wie bei alten Pagoden. (Nimmt den Hut ab.) In dem javanischen Drama — es ist ein Tempeldrama, und die schwarzen Wände hier passen ganz gut dazu — habe ich eine Tempeltänzerin darzustellen. Ich habe das Kostüm der Tempeltänzerin gleich angezogen, damit das Ganze deutlicher wird. Es ist Ihnen wohl nicht unangenehm. Ich werde also mit dem Spiel beginnen — im Kostüm. (Nimmt Mantel ab und legt ihn mit dem Hut auf den Stuhl rechts. Ihr Tänzerinnen-Kostüm ist mit Bevorzugung der hellblauen und gelben Seide beliebig, nur sind die Kopfschmucke rot.) Verzeihen Sie nur, daß ich immer so viel frage, während ich weiß, daß Sie nicht antworten.

Ich werde jetzt anfangen.

Die Tänzerin kommt zu einem alten Oberpriester, der auch immer schweigt wie Sie, Herr Direktor.

Und diesen schweigsamen Oberpriester will die Tänzerin zum Reden bringen.

Es ist mitten in der Nacht.

Und wir sind im Tempel ganz allein.

Im Tempel brennen ein paar alte Öllampen. Draußen — da hinten — stehen die Fackelträger mit brennenden Fackeln und warten auf mich. Ich tanze immer nur mitten in der Nacht bei brennendem Fackellicht. Ich bin als Tempeltänzerin engagiert und muß tanzen, wenn es der hohe Tempelrat gebietet.

Entschuldigen Sie die lange Vorrede.

Jetzt werde ich endlich beginnen. (Geht rasch nach hinten und kommt langsam schleichend wieder nach vorn.)

Ehrwürdiger Oberpriester! Gewaltiger! Höre mich! Höre mich einmal! Ich komme mitten in der Nacht zu dir. Meine Fackelträger warten draußen vor der großen Tempelpforte mit ihren rauchenden Fackeln. Ich habe nicht lange Zeit. Sie warten auf mich. Ich muß nachher wieder tanzen.

Ich kann gar nicht mehr schlafen. Ich bin jetzt schon ein ganzes Jahr hier und verstehe noch immer nicht, was dieses ganze Tempelleben bedeutet. Und ich möchte es doch so gerne begreifen. Ich bin kein Kind mehr. Aber alle behandeln mich so, wie man ein Kind behandelt. Die andern Priester geben mir keine Antwort, wenn ich sie frage. Sie lächeln nur immer, und das brennt mich so.

In meiner fernen Heimat bin ich auch in Tempeln gewesen — da waren Göttergestalten. Hier sind keine Göttergestalten.

Hier spricht man nur von den kolossalen Großartigkeiten der Welt. Nachts sagt man, daß die Sterne so großartig seien. Und ich weiß nicht, warum sie großartig sind. Und das möchte ich doch so gerne wissen.

Man sagt, unser Leben sei so großartig, und ich weiß nicht, warum man das sagt.

Die Priester sagen, daß sie nicht beten — aber ihr ganzes Beten sei ein einziges Anbeten des Großartigen.

Und ich weiß nicht, was sie damit sagen wollen.

Ich will aber hinter alle diese Geheimnisse kommen. Ich will. Und deswegen bin ich hier, um dich zu fragen.

Ich weiß, daß du immer schweigst.

Aber mir wirst du eine Antwort geben.

Ich will so lange bitten, bis du mir sagst, was ich wissen will.

Ich kniee vor dir. (Sie kniet nieder.) O, sage mir, was das hier alles bedeutet. Sage mir, warum die Sterne so großartig sind — und warum unser Leben so großartig ist — und zum Dritten: warum das Leben der Priester ein einziges Anbeten des Großartigen ist. Auf diese drei Fragen gib mir eine Antwort. Ich flehe dich an darum: kniefällig!

Ich bitte dich so sehr — so sehr ich kann.

Ich hatte eine kleine Schwester, die konnte nicht gehen; ihre Beine waren zu schwach. Und sie starb.

Soll ich das großartig finden?

Sieh nur, wie ich vor dir kniee! Gib mir Antwort!

Ich weiß ja wohl auch, daß die Sterne sehr groß sind. Aber wir wissen nicht, wie es sich auf ihnen lebt — und wir wissen auch nicht, was das ist, was auf ihnen und in ihnen lebt.

Und — das, was wir nicht wissen, das sollen wir großartig finden?

Die Priester trinken hier oft sehr viel Wein. Ich weiß es. Und ich weiß, daß sie nachher nicht nach Hause gehen können. Sie lassen sich in Sänten tragen und sind dann sehr laut — besonders dann, wenn die Nacht ganz still ist.

Soll ich das auch ein Anbeten des Großartigen nennen?

Ich bin hier ganz verwirrt.

Und es kommt mir oft so vor, als wäre mein Leben hier im Tempel kein wirkliches Leben. Mir ist oft so, als träume ich nur. Und die Priester sagen, daß wir alle träumen — immerzu — seit unendlich langen Zeiten.

Aber — (Sie springt plötzlich auf.) das Allerfeinste der Welt und des Lebens müßt Ihr entdeckt haben. Ja — das müßt Ihr. Ihr seid nicht dumm. Ich weiß es. Aber Ihr wollt mir nicht sagen, was Ihr entdeckt habt.



Vom Grabe Willibald Alexi's.

Sein Weckruf in der „Vossischen Zeitung“ und der „Gegenwart“, meine Klage über den traurigen Verfall der Grabstätte unfres märkischen Dichters hat in der deutschen Presse lebhaften Widerhall gefunden. Er hat aber auch die „Litterarische Vereinigung zu Arnstadt“ zu einer Entgegnung veranlaßt, die ich zunächst hier wiedergeben will. Der Vorsitzende dieser Vereinigung, der Kaufmann Franz Boese, der seinerzeit auch Schatzmeister des „Aussschusses zur Errichtung eines Willibald Alexi's-Denkmal's“ war, schreibt mir unterm 14. Juli das Folgende:

„Ich erlaube mir, Ihnen zur Beruhigung der Verehrer des Dichters einige Mitteilungen über meinen gestrigen Besuch am Grabe des letzteren zu machen. Alexi's Grabstätte, die von seinen Verwandten, der Familie des Rittmeisters v. Petersdorff in Kolberg erhalten wird, umschließt ein wohl 1½ m hohes Eisengitter, das bis auf eine Anzahl fehlender Spitzen gut erhalten ist. Das mit Efeu bepflanzte Grab ist sauber gehalten, von Brennesseln ist nichts zu sehen. Das schlichte Marmorkreuz ist zwar geflickt, die Flickenstelle aber weiß gestrichen, so daß sie keinen unwürdigen Eindruck macht.

Die Worte über die Marlitt sind nicht gerade taktvoll und feinfühlig. Und über das inzwischen entfernte Säfelchen an ihrem Grabe braucht sich Herr Heilborn nicht zu wundern. Nach Alexi's fragen die Großstädter, Berliner und Märker, nicht, wohl aber nach der Grabstätte der Marlitt, wenn sie unsern alten Friedhof besuchen.

Das „dürftige“ Denkmal, das wir Alexi's gesetzt haben, wäre größer und schöner ausgefallen, wenn die Berliner und Märker mehr zugesteuert hätten. Von den 6000 Mark betragenden Kosten des Denkmal's sind außer einer Gabe des Kaisers und der Stadt Berlin von je 500 Mark, der Stadt Potsdam und der Familie v. Bredow von je 100 Mark im ganzen 797 Mark 85 Pfennige aus Berlin und der Mark eingegangen! So sind die Märker! Nicht einmal einen Granitstein, einen Findling hätten wir davon setzen können!

Daß es übrigens vorkommen kann, daß ein Grab einmal nicht in richtiger Beschaffenheit ist, gebe ich zu. Ich denke an das Grab Heinrich v. Kleiße, welches jetzt endlich gebührend gepflegt wird.“

Diese Zuschrift gibt uns Märkern ein paar bittere Wahrheiten zu hören, und ich mußte dabei lebhaft an Fontanes' Worte denken: „Die märkische Art ist nicht alles Kaufmännischen bar und bloß“, und des noch viel böseren: „Die Märker sind im übrigen neidisch, schabernackisch und engherzig und haben in hervorragender Weise den ridiculösen Zug, alles, was sie besitzen oder leisten, für etwas ganz Ungeheures anzusehen.“ Sind wir Märker wirk-

lich so? Ist das nicht bloß „Fontanesch“ medifiziert? Ist unser Zurückstehen bei solchen Dingen nicht vielleicht mehr ein schamhaftes, farges Verschlossen-sein, so verschlossen wie unfre farge Scholle? Aber schließlich — diese Erörterungen gehören nicht hierhin.

So will ich denn auf die Entgegnung der „Litterarischen Vereinigung zu Arnstadt“ antworten. Ich muß meine Schilderung der verwahrlosten Grabstätte Wort für Wort aufrecht erhalten. Ich war am 18. Mai an der Grabstätte, und wie ich schrieb, fand ich sie damals. Ich kann auch dafür Zeugen benennen. Meine ersten Mitteilungen über das Grab erschienen in der „Vossischen Zeitung“ am 29. Juni — dem Geburtstag von Alexi's —, sie gingen alsbald durch zahlreiche Blätter. Sollte vielleicht „inzwischen“ eine säubernde Hand das Unkraut gejätet, den Efeu gestutzt haben, wie „inzwischen“ die geschmacklose Marlittreklame glücklicherweise getilgt wurde? Ist der Zustand des Grabkreuzes wirklich deshalb „kein unwürdiger“, weil das über handbreite Blechstück, mit dem es geflickt ist, weiß gestrichen ist? Von dem zerbrochenen Gitter hatte ich nicht einmal etwas erwähnt. . . Nein, Herr Boese: ich habe eine andre Vorstellung von dem würdigen Eindruck der Ruhestätte eines großen Dichters, und ich hoffe, daß es mir gelingen wird, durch Spenden der Märker jene kleine Summe aufzubringen, die erforderlich ist, das vergessene Alexi'sgrab zur würdigen Andachtstätte zu gestalten und Ihren so wunderschönen alten Kirchhof mit einem Denksteine zu schmücken, der von der Liebe und Treue der Märker zu ihrem Dichter Zeugnis ablegen soll.

Dr. A. Hn.



Randbemerkungen.

Das Quinquennat.

Der Abgeordnete Erzberger möchte die neue Militärvorlage verschoben wissen; ein einjähriges Provisorium wäre angezeigt, so daß der Reichstag von 1912, nicht durch Beschlüsse seines Vorgängers gebunden, ein Definitivum schaffen könne. So hat er sich an verschiedenen Stellen vernehmen lassen. Es ist unbestreitbar: das Finanzjahr 1911 weist einen schwierigen Etat auf mit Schuldbentilgung, Veteranenfürsorge, Marine-Ausgaben und Matrikularbeiträgen, die in das erste Stadium der Tilgung treten. Ebenso unbestreitbar ist es, daß der gegenwärtige Reichstag eine Mehrheit für die Vorlage bieten würde, falls der schwarz-blaue Block und die Nationalliberalen ihre so oft betonte Opferwilligkeit für patriotische Zwecke durch Laten erhärten wollen. Insofern wäre eine Quinquennatsvorlage ein Probierstein, und namentlich das Zentrum könnte beweisen, ob ihm die Wehrhaftigkeit des Reiches wirklich so am Herzen liegt, wie es immer behauptet. Wird die Vorlage schon jetzt unter Dach und Fach gebracht, so ist der neue Reichstag entlastet, und ein Gegenstand den kommenden Parteikämpfen entrückt, dessen Bedeutung weit über das Budgetrecht hinausreicht. Den Gegnern im Osten und im Westen, wie den Dreibundgenossen würde durch die Bewilligung der Mittel für den Heeresausbau gezeigt

sein, daß Deutschland nach wie vor das stärkste Landheer ins Feld zu stellen vermag, und aller Rederei über den finanziellen Zusammenbruch des Reichs wäre damit der Boden entzogen. Es könnte sehr wohl zunächst mit Rücksicht auf die Finanzlage von 1911 Fürsorge im Rahmen des Gesekentwurfs getroffen werden, daß die Anforderungen stoffelweise gesteigert werden, ohne daß die Hauptwirkung dabei zu kurz käme. Der Reichstag hat jedesmal eine Lebensdauer von vier Jahren; das Quinquennat umfaßt, wie sein Name besagt, einen Zeitraum von fünf Jahren, greift also jedesmal in den Wirkungsbereich eines nächsten Reichstags hinüber. Daß man sich 1904 mit der einjährigen Verlängerung der Friedenspräsenz begnügt hat, lag darin begründet, daß es sich eben nur darum handelte, und die Bereitstellung weiterer Mittel zum Heeresausbau im Hinblick auf die Durchführung des Flottenprogramms nicht angängig war. Nun wissen wir aber noch gar nicht authentisch, was die Vorlage bringen wird, und wir sind auf Vermutungen angewiesen und auf die Äußerungen der Fachmänner, die an allerlei längst geäußerte und als berechtigt anerkannte Wünsche erinnert haben. Warum macht also das Zentrum schon heut gegen das Quinquennat mobil und bringt auf ein Provisorium? Die Vermutung liegt nahe, daß es sich unsicher fühlt und die Partei, ihren Bestand, die Stimmung der Wähler dabei im Auge hat. Die Sozialdemokratie macht sich die Rolle des Zentrums bei der Reichsfinanzreform zunutze und puscht die Massen gegen die Steuerbewilliger auf; da ist es wohl zu verstehen, wenn das Zentrum sich bemüht, einer Entscheidung auszuweichen, die möglichenfalls neue Opfer erfordert. Die Rückwirkung hiervon auf die Wahlen wäre unausbleiblich. Das trifft auch für alle andern staatsverhaltenden Parteien zu. Führt die Reichsregierung jedoch Gründe von Gewicht an, die eine Beschleunigung der Rüstungen erheischen, umbüstert sich vielleicht der politische Horizont, so dürfen Mandatsrückichten keinen Einfluß auf die Volksvertreter gewinnen. Glücklicherweise scheint vorläufig der Janustempel fest verschlossen zu sein, und die Kriegsgefahr darf nicht in den Kreis der Erwägungen einbezogen werden, wie es zur Zeit der Septennatwahlen geschehen mußte. Die englischen Kriegsheere sind inzwischen verstummt. Ob unter diesen Umständen die Wahlparole „Für oder gegen das Quinquennat“ — vorausgesetzt, daß es zur Mehrbelastung der Steuerzahler führt — besonders zugkräftig wäre, dürfte zweifelhaft erscheinen, und es ist verfehlt, schon jetzt mit dem Gedanken einer Reichstagsauflösung zu spielen, die, wie die Verhältnisse liegen, nur dem Radikalismus die Segel mit Wind füllen würde. An Verdrehungen wird ja bereits heute das Menschenmögliche geleistet, da die Wirkungen der Finanzreform sich noch nicht in vollem Umfang übersehen lassen, wer will die Verantwortung für die Folgen von Neuwahlen übernehmen, die allem Anschein nach, selbst wenn man keine Milchmädchen-Rechnungen mit Mandatsziffern anstellt, auch 1912 noch die gedeihliche Fortentwicklung der Gesetzgebung im Reich hemmen werden!

Dr. K. L.

Wien politisches Erwachen.

Erfreulich die Erscheinung, peinlich ihre Form und ihr Anlaß. Von den Sitzen der Wiener Raitsstube hat die liberale, demokratische, sozialistische Opposition nur den zehnten Teil inne. Und während der letzten Jahre des Luegerschen Absolutismus war fast nirgend ein nachdrücklicher Kampf der Parteigegensätze zu bemerken. Das oft gehörte Scherzwort Luegers: er hätte die Herren der Opposition sehr gern und käme mit ihnen sehr gut aus, eine naive Äußerung, die er bei der debattelosen Annahme einer bedenklichen Vorlage machte: wenn ich da drüben (auf der Linken des Hauses) säße . . . sie waren mehr als bloße Gelegenheitswaise. Und nun zeigt sich, wie recht der selige Montesquieu hatte: die Christlichsozialen wirtschafteten ohne Kontrolle; und böse Folgen werden offenbar. Man hat es oft in den Zeitungen gelesen, daß

Lueger „der“ Bürgermeister war, nur Bürgermeister werden wollte, gleichgültig durch welche Partei, daß an dieser Meinung sicherlich etwas Wahres sein wird. Die Christlichsozialen waren im Koordinatensystem des politischen Lebens eindeutig bestimmt: für den Gewerbetreibenden gegen den Industriellen, für Kaplan und Pfarrer gegen den Bischof, für den kleinen Mann gegen die großen Herren war ihre wirtschaftliche Lösung, für den Katholizismus gegen alle Andersgläubigen ihre kulturelle. Als Gekmanns Ehrgeiz die Wiener Rathauspartei zur österreichischen Reichspartei ausweitete, als so im Landtag und Reichrat Agrarier neben städtischen Vertretern saßen, loderten sich die festen Linien des Parteiprogramms. Jedes Kind weiß, daß die Interessen der Landwirte und Städter einander entgegengesetzt sind. Durch die Überzahl der agrarischen Mitglieder wurden die Christlichsozialen zum Verrat der kleingewerblichen Interessen an billiger Lebensmittelversorgung gebrängt. Und diese Wendung wird nach dem Tode Luegers, seit Gekmann die Marionettenfäden zieht, deutlicher merkbar. Dieser Erminister hat nicht die überragende Persönlichkeit Luegers, und darum tauchen neben ihm kleinere Größen seines Kalibers auf, die für sich die Zeit gekommen glauben. „Enthüllungen“ steigen mitten aus dem Parteihofe, die Christlichsozialen geben ihren Gegnern selbst die Angriffswaffe. Nun zeigt sich's aber, daß die Gegner sie nicht zu gebrauchen verstehen, zeigt sich's, daß diese Stadt zu klein war, einen zweiten Lueger, einen Volksmann von reiner Wucht und Macht, zu fassen, zeigt sich's, daß der Ultraliberalismus in seinen heutigen Vertretern nicht geeignet ist, die Gestinnung des Volkes auszudrücken. Armann wurde aus der Christlichsozialen Partei gestoßen, und die liberalen Gemeinderäte erzählten Herrn Greißler und Herrn Handwerker, daß „der rasende See sein erstes Opfer haben wollte“. Sie zitterten Lueger, freilich den jungen, oppositionellen, agitatorischen, sie führen mit seinem Kampfruf die Wähler gegen seine Partei. Das offenkundigste Eingeständnis eigenen Unvermögens. Verwundert's? Die paar oppositionellen Gemeinderäte sind zu $\frac{1}{4}$ Juden, gebildete Juden, die ein tadelloses Hochdeutsch sprechen (während sich in der Sprache der ungebildeten jüdischen Jargon und Wiener Dialekt kreuzen). Jene hochdeutsche Redeweise bleibt dem Volke aber fremd. Vielleicht würde ihm das Dialekt- und Jargon-Rauderwelsch immer noch näher stehen, würde es in ihm seinen Zorn und seine Leidenschaft immer noch besser erkennen. Aber die jüdischen Gemeinderäte zitteren. Jede Unmittelbarkeit, jedes robuste Wort leidenschaftlicher, augenblicklicher Hingerissenheit ist ihnen verlag. Das Volk erkennt in ihrer Rede seine Sprache, seinen Geist nicht wieder, fühlt sein Wesen nicht erhöht ausgedrückt, wie in dem ganzen Wesen Luegers. Und wenn man auch in den liberalen Blättern täglich liest: die Zeit habe sich erfüllt — die Wirklichkeit wird diese Behauptung richtigstellen, weil dem Volk kein neuer Messias erschienen ist. Es müßte erst ein neuer Lueger, einer, in dem alles Wienerische wie in ihm gesammelt ist, kommen, um sein Erbe an sich zu bringen, auf den Trümmern seines Reiches die eigene Herrschaft aufzurichten. Die Volksversammlungen der liberalen jüdischen Gemeinderäte, die Enthüllungen der Christlichsozialen, die Affäre Graba und der Skandal Armann bedeuten nicht mehr als vorübergehende Augenblickserscheinungen, weil sie keiner hervorgebracht hat, der aus dem Herzen der Wiener Bevölkerung kommt. Erst mit einem Manne solcher Art, der den Kampf gegen die morschen Reste der Luegerherrschaft aufnimmt, würde Wien politisch erwachen. Jetzt aber ist es nur ein wirres Reden aus bösen Träumen.

Janus.

Die britische Gefahr

glaubt Dr. Paul Weisengrün in zwei Wiener Vorträgen über „Englands wirtschaftliche Zukunft“ (München-Leipzig, Hans Sachs-Verlag 1910, 31 S., geh 1 M.) prinzipiell überwunden zu haben. Sein eigenartiger Grundgedanke

ist, wenn man dabei von allen zu beanstandenden Einzelheiten, Druckfehlern oder logischen Mängeln absteht, folgender: England geht mit der populären Bewegung des Schutzöllnerischen „Imperialismus“, der die wahre Wurzel des deutsch-englischen Konflikts sein soll, einer für seinen Welthandel verhängnisvollen Entwicklung zur Universalherrschaft — von einem neuen Karthago zu einem neuen Rom — entgegen. Diese sei notwendig sowohl aus Gründen staatlicher Vorsicht — zur Verhütung kolonialer Verluste, besonders bez. Indiens — als auch als Ausdrucksform eines neuen sozialökonomischen Entwicklungsprozesses des in Kartellen organisierten „gereifteren“ Großkapitals. Allein die dadurch geforderte völlige Abgabe an die alt-ehrwürdige Freihandelspolitik — die zwar auch heute allein einen großen Teil der britischen Industrie erhalten könne, wie sie den englischen Welthandel einst begründet habe, die aber bei gänzlich veränderter Lage des Weltmarktes, bei der Teilnahme anderer, auch entferntester Völker an demselben und der Unmöglichkeit einer britischen Weltindustrie in der Zukunft, heute unrentabel geworden sei: diese bedinge zugleich mit einem „Greater“ Britain eine ungeheure und doch — wie Verf. glaubt — friedliche Verschiebung der Macht- und Interessenverhältnisse in der Welt. Deutschland werde binnen 20—30 Jahren, noch ehe Amerika oder gar der gelbe Osten sich für den Welthandel völlig entwickelt haben könnte, in Englands Weltanstellung einrücken; dieses werde sich friedlich und freiwillig in den Tausch finden und auf eine militärische Entschädigung über seine wirtschaftliche Zukunft, sobald erst der politische Konfliktsstoff beseitigt wäre, verzichten — zugunsten einer Bereicherung seiner ganzen Kultur, die mit dem Weltreich eintreten werde. Im Laufe des nächsten Vierteljahrhunderts, für das Verf. allein prophezeit, werde somit der deutsch-englische Gegensatz von selbst verschwinden.

Mag man immerhin dem Engländer einen plötzlichen Zuwachs an romantischem Idealismus und damit eine Abnahme seiner psychologischen und kaufmännisch-realpolitischen Fähigkeiten zutrauen, die allein einen friedlichen Ablauf dieser „organischen Verschiebung“ der Weltpositionen ermöglichen würden, so spricht gegen diese These fast genug noch immer vor allem dies: der einseitige Zug der englischen auswärtigen Politik, wie ihn Erich Marsch soeben in einem Vortrage (Stuttgart-Berlin, Cotta 38 S., geh. 1 M.) von 1500 ab bis zur Gegenwart festgestellt hat, geht auf eine denkbar enge Verbindung staatlicher und wirtschaftlicher Interessen. Historisch scheint es daher ebenso undenkbar, daß die angebotene Entwicklung des britischen Kapitalismus das „Wunderwerk der Herbeiführung einer gewissen Interessenharmonie zwischen England und Deutschland“ in dem Sinne einer Teilung der Gewalten von Macht und Wirtschaft vollbringen wird, wie es falsch ist, daß der „Kommandowechsel auf dem Gebiete des Welthandels“ sich jemals friedlich vollzogen habe, da er mit der Weltmachtsstellung nichts zu tun habe. Hollands Beispiel beweist nichts: seine Weltanstellung war unnatürlich, weil ihr die breite politische Basis fehlte, und konnte darum nicht Bestand haben. Dagegen haben Spanien, Frankreich und eben erst — durch Japans Waffen — Rußland ihre wirtschaftliche Position in heißem Kampfe an England verloren. Dessen Eifer sucht auf Deutschlands wirtschaftliches Aufstreben hat auch die momentan zurückgegangene Spannung erregt, deren Wurzeln — wie aus meinem Artikel „Bismarck und England“ („Grenzboten“ 1910 Nr. 24) hervorgeht — weiter zurückliegen als Verf. meint. Es ist darum klar und auch durch die Geschichte seit Elisabeths Zeiten bewiesen, daß England niemals zugunsten einer dann doch nur kurze Zeit möglichen Weltmachtsstellung auf seine Weltanstellung verzichten wird, wie überhaupt beide wohl theoretisch, aber niemals in der praktischen Politik getrennt werden können.

Maximilian v. Hagen (Heidelberg).

Die Zersetzung der Türkei.

Viele Politiker, wie neulich Herr vom Rath, haben noch immer eine gute Meinung von der Zukunft der Türkei. Die Tatsachen sprechen wahrhaftig nicht dafür. Oder sind die Augen der Menschen wirklich so verschieden? Ich sehe bloß Verwirrung, Zerfetzung, Auflösung. Auch ist man in der Türkei selbst der Ansicht, daß sich alles zum Schlechteren gefehrt hat. Vielfach wird offen erklärt: so schlimm wie jetzt sei es in der schlimmsten Zeit Abdul Hamids nicht gewesen. Zunächst die elementarste Verbindung von Fortschritt und Gedeihen, die Sicherung der Herrschaft, wie steht es um sie? Nun, einfach erbärmlich. Die Armenier betreiben immer eifriger und offener ihre gewalttätige Propaganda der Loszersetzung. Sie verstärken sich durch Rasse- und Gesinnungsgenossen vom Kaukasus und verschmähen auch nicht die Hilfe revolutionärer Georgier. Die Kurden gebärden sich unabhängiger denn je. Fortwährend setzt man Regierungstruppen gegen sie in Bewegung, aber stets mit demselben Mißerfolg. Einig gehen die Kurden mit jenen Truppen nur vor, sobald es sich um einen Plünderungszug ins Persische handelt. In Mesopotamien rotteten sich erst vor wenigen Wochen sechstaufend Araber zusammen und lieferten nicht nur den Türken regelrechte Feldschlachten, sondern beschossen auch englische Dampfer. In Arabien stehen umgekehrt bedeutende Araberstämme unter englischem Schutz. Die türkische Herrschaft wankt so ziemlich in ganz Arabien. Die wichtigste Stadt des Südens nächst Mekka, Sanaa, soll jüngst von Aufständischen erobert worden sein, während von einer Wiedergewinnung nichts verlautet. In Nordostarabien vollends, so hat die englische Regierung vor wenigen Tagen unverblümt in Konstantinopel erklären lassen, habe der Großherr nichts zu suchen, und wenn er fort-fahre, sich in die Verhältnisse von El Haza, Assyr, sowie dem Neidsch einzumischen, so werde England das als einen feindseligen Schritt betrachten. Ist diese Erklärung schon an und für sich ein Markstein in der Geschichte Südasiens, so zeigt noch ganz besonders der Anspruch auf das Neidsch, von welcher Seite der Wind weht. Ein derartiger Anspruch ist früher noch nie erhoben worden. Man kann füglich behaupten, daß in der ganzen Geschichte der arabischen Halbinsel eine auswärtige Macht noch nie versucht hat, ihre Hand auf das Neidsch zu legen. Wir scheint der Schluß unabwendlich, daß England durch den Nordsaum des Neidsch seine Bahn legen will, die u. a. die nordarabischen Erdölquellen erschließen soll. Die englische Forderung ist denn auch mit Recht den osmanischen Staatsmännern so verderblich erschienen, daß sie in einer Sitzung des Komitees für Einheit und Fortschritt den Rat gaben, ohne weiteres das britische Lager zu verlassen und sich fortan wieder auf Deutschland zu stützen. Jedoch weiter! Am Libanon ist seit mehreren Monaten, ja eigentlich schon seit den ersten Erfolgen der Revolution, eine Bewegung für Autonomie bemerkbar. In Tripolis bringen die Franzosen vor. Die Albaner sind noch keineswegs erledigt. Die Bulgaren werden neuerdings schwierig, und ganz besonders die Griechen.

Da kommt nun gar noch eine Nachricht, die vollends die türkischen Zustände im schlimmsten Lichte erscheinen läßt. Wiederum ist ein Zeitungsmann auf offener Straße ermordet worden. Ein ganz besonders übles Omen! Denn eine solche Ermordung war ja das Vorzeichen zu den Straßenkämpfen im April des verflossenen Jahres. Außerdem ist schon wieder der Großpater verbraucht. Wir erleben so den sechsten Sadrazan in bloß zwei Jahren.

Zum Schluß habe ich mich noch einer unangenehmen Aufgabe zu erledigen und auf den Niedergang reichs-deutscher Macht in der Türkei hinzuweisen. Am liebsten ist augenblicklich Frankreich. Die deutschen Beamten sind fast überall verschwunden. Die einzige Ausnahme stellt ein Arzt dar, Professor Mieting. In dem Heere sind allerdings zwanzig reichsdeutsche Offiziere, dagegen ist in der Flotte Kalau vom Hofe durch Engländer verdrängt worden. Im höheren Postdienste mußten unsere Landsmänner einem Belgier, im Zollwesen einem Eng-

länder, im Finanzministerium einem Franzosen weichen. In allen Ministerien erblickt man genug Fremde, aber keinen einzigen Deutschen. Unfre Bagdabbahn ist andauernd gefährdet. Rodefeller, Wilcog und ihre Mannen sind auf dem Plan. Große Lieferungen gehen alle nach England und Frankreich. Auch der reichsdeutsche Handel geht zurück, während mit Ungarn, Italien, Frankreich und Rußland neue Verbindungen angeknüpft werden.
Dr. Albrecht Wirth (München).

Muttersprache.

Nichts Löblicheres, als das Ausmerzen überflüssiger Fremdwörter. Die Bestrebungen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins haben meinen ganzen Beifall. Aber es müssen Berufene sein, die sich an das schwere Werk der Sprachreinigung machen, Leute mit feinem Sprachgefühl, künstlerisch veranlagte Menschen, nicht Menschen, die vom Leben der Sprache keine Ahnung haben, nicht trockene Pedanten, nicht leberne Bureaukraten. Wenn die über unsre Sprache kommen und an ihr herumrutschen, dann geht es schief. Jetzt hat eine Behörde, die Württembergische Bahnverwaltung, das Bedürfnis gefühlt, Sprachreinigend zu wirken, und es ist Furchtbares zutage gefördert worden. Im Württembergischen Staatsanzeiger steht zu lesen: „Mit sofortiger Gültigkeit wird im Warenverzeichnis des Ausnahmetarifs 1a (Stammholztarif) vom Württembergischen Binnenverkehr das Wort „Telegraphenmasten“ ersetzt durch „Hölzerne Masten für elektrische Leitungen aller Art“. — Das ist einfach schief. Möglich, daß die Behörde sich bei ihrer Anordnung weniger von dem Bestreben der Sprachreinigung, als von juristischen Gründen leiten ließ, indem sie einen umfassenderen Ausdruck wählte, der auch die Masten für Telephon- und Kraftleitungen in sich begriff; aber mußte sie dabei diese Unbeholfenheit zeigen? Hätte es das kurze Wort „Leitungsmasten“, das zweifelsohne nicht mißverständlich ist, nicht auch getan? Aber nein, „Hölzerne Masten für elektrische Leitungen aller Art“. O Muttersprache.

Bescheidene Anfrage.

Als die Zivilliste erhöht werden sollte, was mir gerechtfertigt erschien, wurden nörgelnde Stimmen laut, daß die Wirtschaft am Hofe ein wenig zu luxuriös sei. Wir wollen darüber kein Urteil abgeben, sind aber der Ansicht, daß bei aller für eine kaiserliche Hofhaltung gebotenen Opulenz das Geld nicht weggeworfen werden soll. Nun hat der Kaiser für rund 5000 M. Exemplare von Königin Luise-Gedenkschriften ankaufen lassen, um sie an Schüler verteilen zu lassen. Fünfundzig in einem Neustrelitzer Verlage erschienene Bücher wurden direkt telegraphisch von Bord der Hohenzollern, die vor Bergen lag, bestellt, um an die Kinder dortiger deutscher Eltern verteilt zu werden und wurden mittels Depeschenbootes nachgeschickt. — Wie hoch mögen sich nun die Kosten für jedes Buch stellen? Wer bezahlt das Depeschenboot? Ist nicht die bescheidene Anfrage gestattet, ob man die Bücher nicht schon früher bestellen konnte? Daß der 100. Geburtstag der Königin Luise bevorstand, wird im Hofmarschallamt wohl bekannt gewesen sein. Muß wegen 50 Bücher ein so großer, kostspieliger Apparat in Bewegung gesetzt werden?

Dr. M. P.



Still ruht der See . . .

Still ruht der See, die Bureaukraten
Sie schnarchen sanft, man hört es kaum.
Und all die lieben kleinen Staaten
Entschlafen fromm im Sommertraum.

Auch Preußen deckt die grünen Tische
Mit einem Mottenläppchen zu,
Der Diplomat der Sommerfrische
Erfreut sich am Geläut der Ruh.

Das M. d. R. verzehrt Diäten
In Homburg, Pantow oder Binz,
Und Erntelust und Unkrautjäten
Macht selbst den Sozi milden Sinns.

Der Wähler, liberal dermalen,
Sitzt an der Angel, still und brav;
Nur ferne drohn die Reichstagswahlen
Wie Nachtgewitter in den Schlaf.

Er denkt: Ich spreng den Bloß entschieden
Und soll' ich bei den Voten stehn — — —
O Wählerherz, gib dich zufrieden,
Auch du wirst schwarzblau wählen gehn.

Terentius.



Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren uft. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Kurt v. Francois: Ästhetik. Erster Teil. Verlag von Kahlenberg & Günther (Groß-Lichterfelde).

Der Grundgedanke des Buches ist kurz skizziert etwa folgender. Die ästhetische Kontemplation ist erstens eine intensive Beobachtung der sinnlichen Wirklichkeit, sodann aber und in letzter Hinsicht ist sie eine Betrachtung der Dinge gemäß ihrem allgemeinen Willenswert und Gefühlscharakter, jedoch in rein kontemplativer Absicht und objektiver Tendenz, um eben hierdurch auch die tiefere Bedeutsamkeit, den „inneren“ Wesenssinn, wie die äußere Erscheinungswirklichkeit zu verstehen und ins geistig freie Bewußtsein zu bringen. Die primäre (nichtästhetische) Bewußtseinstätigkeit schließt diese Bewußtseinsformen aus. Denn sie ist entweder reine Intelligenz, d. h. aber, in ihrer Sphäre isoliert, reine Objektivität, die ihren besondern Erkenntniszwecken gemäß alle Gefühlsmischung ebenso wie ein Verweilen bei der kontemplativen und intimen Betrachtung der sinnlichen Erscheinung ausschließt. Oder aber sie ist im Gegenteil eine Gefühlsbewußtheit, die zunächst nur das egoistische Wollen des Subjekts betrifft und selbst in den höheren ethischen Gefühlen des Mitleidens und der moralischen Beurteilung in Folge persönlicher Befangenheit oder Teilnahme nicht zu freier Objektivität der Wesensbetrachtung gelangt. Diese ist hier ausgeschlossen, da der geistige Ultruisimus, den sie bedingt, nur die Willensenergien gegen das eigene nächste Interesse des Subjekts lähmen würde.

Allein als die notwendige Ergänzung dieser Negativität aller primären Bewußtseinstätigkeit ist die ästhetische Kontemplation ihrem Daseinsgrunde und Wesen nach zu verstehen. Sie dient dem Zwecke, der Subjektivität des Menschen zu ihrem objektiven absoluten Bestimmungsrechte zu verhelfen.

Der Verfasser nimmt von gewissen Gedanken der Ästhetik Schopenhauers seinen Ausgang, wendet sich dann aber doch gegen diesen Philosophen, indem er zeigt, daß die ästhetische Erkenntnis Bewußtheit des „Absoluten“ nicht im transzendenten, sondern nur in dem ange deuteten rein psychologischen Sinne ist, und daß im Gegensatz zu Schopenhauers Ansicht im ästhetischen Seelen-

prozeß ein positives und aktives Gefühlsmoment wirksam ist. Nicht minder entzieht diese Lehre aber auch der Spieltheorie den Boden, denn indem sie den wichtigen, der ästhetischen Kontemplation allein vorbehaltenen Funktionszweck nachweist, der eben zunächst ein objektiver Erkenntnis- und Bestimmungszweck ist, zeigt sich, daß die ästhetische Bewußtseinsstätigkeit eben kein bloßes „Genießen im zwecklosen Spiel von Gefühlen“ ist. Bei der berechneten und konsequent durchgeführten Zurückhaltung, die der Verfasser dem Begriff des Schönen, der erst in den folgenden Abschnitten erörtert werden soll, bewahrt, läßt sich zwar ein abschließendes Urteil noch nicht aussprechen; aber wer sich für den Gegenstand interessiert, sieht mit Spannung der vom Verfasser angestrebten Lösung entgegen.

Dr. K. R.

Christian Kraus: Georg Reimers, der Schüler, Roman. W. Borngräber (Berlin). Broschiert Mk. 3,50, gebunden Mk. 5,—.

Ein neues starkes Talent tritt mit diesem Roman hervor. Noch gärend und unausgeglichen, in einer stürmisch bewegten, oft zu zerhackten Sprache schildert der Dichter das Werden eines Sohnes des grubenreichen Saarreviers. Also ein Entwicklungsroman. Scharf gesehene Typen ziehen an uns vorbei, die sich durch ihre Eigenart der Seele einprägen. — Das Kindheitsmilieu in Walberg mit seinem kräftigen Kontrast zwischen mittelalterlichem Katholizismus und neuzeitlichem Sozialismus ist scharf und plastisch gezeichnet. Schön ist ein Gegensatz in dem alten verträumten pfälzer Residenzstädtchen, dargestellt mit vorherrschend weichen lyrischen Stimmungstönen. Der Jüngling wächst durch die Liebe zu einer eigenartigen verheirateten Frau, deren tragisches Schicksal erschütternd wirkt. Das Buch schließt mit der Fahrt des jungen Georg Reimers in das moderne Leben der Berliner Universität.

So läßt uns der Roman eine Fortsetzung erwarten. Wir sehen ihr mit Spannung entgegen. Denn wenn auch dies Buch noch kein Meisterwerk ist, so zeigt es doch Spuren eines starken, noch im Sturm und Drang befindlichen Talents. Christian Kraus ist eine literarische Hoffnung.

P. Friedrich, Berlin.

Rudolf Maillon: Anleitung zur Bildhauerei für den kunstliebenden Laien. Zweite Auflage, umgearbeitet von Richard König. Mit zahlreichen Abbildungen. Verlag von J. J. Weber (Leipzig), Preis gebunden 3 Mark.

Die schwierige Aufgabe, den sich für die Bildhauerei interessierenden Laien auf knappem Raume durch Wort und Bild in diesem Kunstzweig einzuführen, ist von Professor Rudolf Maillon meisterhaft gelöst worden. Die hier vorliegende zweite Auflage hat von Richard Königs Hand wesentliche Verbesserungen erfahren.



Preisauflage.

Die Kantgesellschaft (Geschäftsführer Prof. Dr. Vaihinger-Halle) schreibt eine fünfte Preisauflage aus mit einem 1. Preis von 1500 Mark, den Geh. Rat Prof. Dr. Imelmann-Berlin gestiftet hat, und mit einem 2. Preis von 1000 Mark, dessen Stiftung Prof. Dr. Walter Simon-Königsberg, Direktor U. v. Gwinner-Berlin und Dr. Ludwig Jaffé-Berlin verbannt wird. Das von Prof. Dr. Vaihinger formulierte Thema lautet: „Kants Begriff der Wahrheit und seine Bedeutung für die erkenntnistheoretischen Fragen der Gegenwart.“ Preisrichter sind die Professoren Otto Liebmann-Jena, Richard Faldenberg-Erlangen und Paul Menzer-Halle. Die näheren Bestimmungen nebst einer Erläuterung des Themas sind gratis und franko zu beziehen durch den stellvertretenden Geschäftsführer der Kantgesellschaft Dr. Arthur Liebert, Berlin W. 15, Fasanenstraße 48.

Die Jury der Internationalen Photogr. Ausstellung 1910 zu Budapest hat, wie uns soeben mitgeteilt wird, den Ausstellungsobjekten der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G. zu Steglitz die höchste Auszeichnung, die ihr zu Gebote stand, nämlich das Diplom zur goldenen Medaille zuerkannt. Die Exponate der Firma haben nicht bloß durch die Gediegenheit der Ausführung, sondern auch durch ihre geschmackvolle Aufmachung allgemeinen Beifall gefunden.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M.
Einzelnummer 40 Pf.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugspätze nach Vereinbarung. ·
Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

**Kaiser
Friedrich
Quelle**

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quansel, 15 b, Schönebergstr. SW.
— Telefon-Amt VI, No. 869. —

Eine ernste Mahnung an alle Amateurphotographen!

Jeder Photographierende muss bedenken, dass die Qualität seiner Bilder von der Qualität der verarbeiteten Papiere abhängig ist, denn mit einem vorzüglichen Papier kann man auch von einer schlechteren Platte noch brauchbare Bilder erzielen, mit einem schlechteren Papier aber nicht einmal von guten Negativen. In der ganzen Welt sind die N. P. G. Papiere als erstklassig bekannt; ihre jahrelange Gleichmässigkeit und Haltbarkeit rechtfertigt diesen guten Ruf und machen es dem gewissenhaften Amateur sozusagen zur Pflicht, diese Marken für seine Arbeiten zu verwenden. Jeder Lichtbildner informiere sich deshalb im eigensten Interesse über die N. P. G. Fabrikate und verlange von der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G., Steglitz 181, kostenfreie Zusendung der Gesamtpreisliste nebst Probeheft der Zeitschrift »Das Bild«.



Jagd-Trophäen, in- und ausländische
völkerkundliche
Waffen u. Gebrauchs-Gegenstände
für Dekorations- und Sammelzwecke.
Wiedmann & Schoeffler, Nürnberg H.
Jll.Prachtkatalog, H^o geg. 35 Pf. i. Briefm.

Antiquar. Kat. 34. Philosophie

„ „ 36. Litteratur
gratis und franco:

J. Krause, Antiquariat, Halle a. S.

Hygienische

Bedarfsartikel. Neuest. Katal.
m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
H. Unger, Gummiwarenfabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:

Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:

Hôtel zur Traube (L. Ranges). Bes.:
Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):

Hôtel und Naturweinkellerei „Zur
Kanne“. Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:

Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:

Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:

Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:

Hôtel Bellevue (L. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:

Hôtel „Schliesen“-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:

Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:

Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:

Hôtel Sachsenhof, Haus L. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:

Hôtel Ceclie u. Badehaus (L. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.

Hôtel Fürstenhof (L. Ranges). Pracht-
volle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.

Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus
„Weisses Ross“. Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:

Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

„Berliner Lokal-Anzeiger“: . . . Der Schillerband bringt Originalaufsätze über Schiller aus der Gegenwart, die über den Augenblick hinaus zu werten sind. Geben sie auch nicht ein Gesamtbild von Schillers Wesen und Leben, so sind sie doch geeignet, auf einzelne Züge in diesem Bilde ein scharfes Licht zu werfen. Der Herausgeber hat durch seinen Kommentar das viele Einzelne ans grosse Ganze geknüpft und hat in seiner Einleitung — Schiller und die Wirklichkeit. Ein Schicksal — eine sehr interessante und originelle Stellungnahme zu dem Problem „Schiller“ versucht. Die Bücher der Gegenwart sind ein zeitgemässes Unternehmen, das der Wochenschrift und dem Verlage viele Freunde gewinnen wird.

Im „Tagesbote aus Mähren u. Schlesien“ sagt Karl Hans Strobl u. a.: . . . Die Genesis dieses Buches schliesst von vornherein eine erschöpfende Behandlung des Themas aus. Aber was hier in Einzelheften behandelt wird, bringt so viel Neues und das Bekannte so frisch und interessant, dass ein buntes Leben überall zu quellen scheint. Von der literarhistorisch-gründlichen Quellenuntersuchung bis zum Essay sind alle Formen vertreten, wir finden hier ebenso das Feuilleton wie die Impression und es gelangt ebenso der Germanist wie der Journalist zu Wort. — Hier hat man ein Buch, das abwechslungsreich und interessant ist und jeder Schillerbibliothek als Ergänzung willkommen sein darf.

Bücher der Gegenwart

Band I

Schiller

Gesammelte Aufsätze aus der „Gegenwart“
(1872—1909)

Herausgegeben von
Ignaz Jezower

Mit einem Zweifarben-Holzschnitt des Schillerhauses (von Otto Dellings). XVI, 184 Seiten imit. Büttin in geschmackvollem steifen Umschlag.

Preis 2 Mark

Zu beziehen durch jede Buchhandl.

Hermann Hillger Verlag

Berlin W. 9 . . . Leipzig

„Berliner Neueste Nachrichten“: Der Herausgeber hat durch sachkundige Anmerkungen einen festen bindenden Mörtel zwischen die zahlreichen Bausteine getan. In einer feinen u. schwungvoll geschriebenen Einleitung hat er das Problem „Schiller“ auf einem neuen Wege zu lösen gesucht. Er zeigt, dass der Idealist Schiller doch ganz gute und realistische Augen hatte, dass er aber im Kampfe mit der Wirklichkeit unterlag — wie die Helden in seinen Dramen. Vielleicht war seine kränkliche physische Natur daran schuld . . . und so zieht er sich in das Reich des Gedankens, in das der Ideale zurück. Das Wertvolle an dieser kurzen Einleitung ist die Aufweisung der unendlich fein verschlungenen und verknüpften Fäden zwischen dem physischen und dem psychischen Menschen. Auch sonst enthält das Büchlein manchen fein geschriebenen Aufsatz und tief gefassten Gedanken.

„Ulmer Tagblatt“: Es war ein glücklicher Gedanke des jetzigen Verlegers der bekannten Wochenschrift „Die Gegenwart“, die gehaltvollsten der dort erschienenen Aufsätze über Schiller zu einem schönen Band zu vereinigen. Ignaz Jezower, der selbst mit einem markanten Essay über „Schiller und die Wirklichkeit“ vertreten ist, hat die Auswahl mit feinem Verständnis besorgt, und wir freuen uns heute, aus ihr entnehmen zu können, dass Schiller noch nicht vergessen ist. Die Verehrer des grossen Dichters finden hier neue Anregung in Hülle und Fülle. Wir wünschen dem Unternehmen, das so glücklich begonnen, schönen Fortgang.

Die Gegenwart

Nr. 32.

Berlin, den 6. August 1910.

39. Jahrgang
Band 78.

Friedensprofessionals.

Sunter den Fanatikern ihrer Überzeugung nehmen die Vegetarier und die Friedensfreunde eine ganz besondere Stelle ein; man sollte glauben, ihre Blutscheu, ihre Beschäftigung mit völkerbeglückenden Ideen müßte sie milde stimmen und duldsam machen; aber das Gegenteil ist der Fall; ein waschechter Vegetarier schließt sich, wenn er irgend kann, von den Fleischessern ab und verachtet sie als auf einer niedrigeren Kulturstufe stehend, während der ausschließlich vom Gemüse des Friedens Lebende, weit entfernt sanftmütig zu sein, mit seiner friedensstiftenden Tätigkeit regelmäßig die Gemüter erregt und die Geister aufeinander plagen läßt. Es ist ein eigen Ding um diese Friedensstifterei: gerade wenn die tiefste Stille eingetreten ist, alles in sommerlichen Schlummer versinken will, alle Lärminstrumente beiseite gelegt sind, schleicht irgend ein Verehrer der Suttner'schen Symphonien in den verlassenem Orchesterraum und haut kräftig auf die Pauke; das ist das Signal für die andern Friedensprofessionals, und nun geht das Getrommel los. Diese anmutige Bezeichnung für die Friedensfreunde, die wie ein Ekelname klingt, ist keineswegs unsre Erfindung, sondern uns im Gedächtnis haften geblieben aus dem Artikel eines sonderbaren Friedensschwärmers, der nicht wußte, was er tat, als er sich und seine Gesinnungsgenossen so taufte. Friedensamateur hätte zwar ebenso laudewelsch gelautet, wäre aber dem Wesen der Sache nicht gerecht geworden; der Professional lebt eben vom Frieden und deshalb muß er, je länger der Frieden dauert, von Zeit zu Zeit Lärm schlagen, um ihn zu befestigen.

So hat in diesen Tagen der französische Senator Gervais dem Pariser „Matin“ verraten, der König von Italien sei ein Anhänger der internationalen Abrüstung. Viktor Emanuel habe erklärt: „Ich habe meine Idee demjenigen vorgelegt, der ihr durch seine Stellung volle Wirkung verschaffen konnte, aber ich bin nicht verstanden worden.“ Das ist mehr als müßiger Hundstagschwall, denn der Senator interpretiert diese Bemerkung dahin, daß der König von Italien gerade in London oder in Berlin nicht verstanden wurde, wobei es klar

ist, auf wen die Wendung „aber ich bin nicht verstanden worden“ zielt. Wozu dies Versteckspielen? Herr Gervais will sagen, der Deutsche Kaiser habe sich verständnislos gezeigt, und er sucht den Unschin zu erwecken, als ob der Wille eines einzigen Mannes imstande sei, die Abrüstung voll zu verwirklichen. Es ist das alte Spiel: Deutschland ist der mächtigste Militärstaat, hat sich vierzig Jahre hindurch gerade in seiner starken Rüstung als Hüter des Friedens bewährt, und der jetzige Kaiser hat während seiner ganzen Regierung sich durchaus friedliebend gezeigt. Mit dieser Tatsache sollten sich die Friedensprofessionals abfinden, aber sie tun das Gegenteil, vielleicht deshalb, weil die Tatsache ohne sie zustande gekommen ist, und sie sind merkwürdigerweise stets geneigt, ihre Sympathien denjenigen zuzuwenden, die Friedensphrasen im Munde führen und beständig in Kriege verwickelt sind.

Nun ist es eigentümlich, so, daß man gewisse geheime innere Zusammenhänge vermuten darf, wenn jetzt der Gedanke einer deutsch-englischen Flottenverständigung wieder auf Tapet gebracht wird. Nachdem die englischen Kriegsbeheren, die Verdächtigung, Deutschland plane einen Abfall, im letzten Wahlkampf sich nicht zugkräftig genug erwiesen hatte, um den Unionisten zum Siege zu verhelfen, aber immerhin das einmal gewedte Mißtrauen der Engländer unter der Maske des Gleichmuts weiterbesteht, glaubte der englische Premier in seiner diesjährigen Flottenrede wieder auf die Beschränkungen der Rüstungen zur See zurückkommen zu sollen, ein mit der Phrase der „herzlichen Beziehungen“ zu Deutschland verbrämtes Angeln nach Volksgunst. Mr. Asquith und sein Kabinett müssen sich darüber klar sein, daß von ihnen gewünschte Verständigung auf gleicher Basis eine Utopie ist: weder ist das deutsche Volk dafür zu haben, noch das englische, für das der „Two Power Standard“ zum unerschütterlichen politischen Glaubenssatz geworden ist, und der „Daily Express“ hat denn auch nicht gezögert, als einziges Mittel, den Wettkampf im Rüsten zu beenden, eine Anleihe Englands zu bezeichnen, die die Durchführung eines Flottenprogramms ermöglicht, das die Rivalität jeder andern Macht aussichtslos erscheinen läßt. Ob

dem Premier in seinen Darlegungen Irrtümer über den deutschen Flottenausbau unterlaufen sind, mag dahingestellt sein, aber sie lassen für Böswillige die Deutung zu, als ob Deutschland in einer passiven Resistenz England auf der Bahn der Rüstungen weitertreibe und somit in letzter Linie der eigentliche Störenfried sei.

Nun wäre es sehr verdienstvoll, wollten die Friedensprofessionals nach dieser Richtung hin aufklärend wirken und die Schleusen ihrer Beredsamkeit öffnen; indessen, davon ist nichts zu verspüren; es genügt ihnen nicht, das Schwert in der Scheide zu wissen, das Schwert soll überhaupt in der Scheide festgelötet werden. Wie dies durchgeführt werden könnte, macht ihnen ebenso wenig Sorge, wie einem Vegetarier die Einführung des Gemüsebaues bei den Eskimos. Sie träumen den angenehmen Traum jeglicher Kriegsverfehlung mittels internationaler Schiedsgerichte. Mit welchem Mittel wollen sie die Rechtskraft eines Schiedsspruchs durchsetzen? Sie sagen, die öffentliche Meinung wird ein genügendes Zwangsmittel sein. Nun ist die sogenannte öffentliche Meinung, der von der höchsten Moral befehlte Volkswille, die Summe aller Intelligenz, doch ein recht beweglicher Faktor; sie ist in Sirschiegel anders als in Berlin und Köln, in London anders als in Paris, in Wien anders als in Rom. Die Menschen und ihre Leidenschaften sind je nach Ländern und Zonen anders geartet, eine allgemeine Übereinstimmung, das liegt in der menschlichen Natur begründet, läßt sich nie erzielen, und solange der Mensch imstande ist, Waffen zu erfinden und zu gebrauchen, wird er sie im letzten Notfalle ergreifen, um der öffentlichen Meinung zu ihrem Rechte zu verhelfen, die er sich zu eigen macht. Hinter dem bürgerlichen Recht, dem im Namen des Königs oder der Republik verkündeten Urteil steht in letzter Linie der Gerichtsvollzieher mit seinen Zwangsbefugnissen, und den Ansprüchen der Völker verleihen die stehenden Heere Nachdruck. Die menschliche Natur hat, soweit unsre Augen in das Dunkel der Geschichte einzudringen vermögen, sich nicht verändert, und nirgends sind die geringsten Zeichen dafür vorhanden, daß sich Änderungen zum Guten anbahnen, stets werden Gegensätzlichkeiten nach dem Ausmaß der körperlichen und intellektuellen Kräfte bestehen, auch Gegensätzlichkeiten, bedingt durch Rasse und Klima. Der Internationalismus ist ein wechselndes Wolkengebilde, verglichen mit dem starren Fels des Nationalismus; es ist denkbar, daß wir, wie Nietzsche meinte, eines Tages zu einer allgemeinen Weltsprache im Handel und Verkehr uns durcharbeiten, aber die Massen werden ihre Muttersprache nie verlieren, nie ihre Eigenart abschleifen, und der Gedanke des allgemeinen Weltfriedens, einmal durch eine Konferenz auf dem Papier festgesetzt, würde doch eines Tages in der Explosion eines Weltkrieges zugrunde gehen. Die Ver-

schiedenheit der Interessen läßt sich mit Verträgen und Paragraphen wohl mildern, niemals ganz beseitigen, und die Friedensfreunde täten besser daran, statt echt gefärbte Gegensätze verwaschen zu wollen, den Sinn für Gerechtigkeit zu schärfen. Vor allem Deutschland gegenüber. Wir haben nie Angriffsriege geführt und sind trotz aller Kriegstüchtigkeit allezeit langmütig und friedfertig gewesen; so lange sich die deutschen Stämme nicht zusammenschlossen, war ihr Grund und Boden, vermöge seiner zentraleuropäischen Lage, der gegebene Kriegsschauplatz. Um eine Wiederholung dieses jahrhundertlangen Trauerspiels zu verhüten, bedürfen wir der Rüstung. Sollen wir etwa mit der Entwaffnung vorangehen? Die Herren Friedensprofessionals redeten trotz des Frankfurter Friedens noch vor 10 Jahren ganz unbefangen von einer elsass-lothringischen Frage. Soll Osterreich die Entwaffnung zugemutet werden, während Rußlands Ambition in bezug auf den Balkan und Italiens Gelüste auf Triest und Trient ruhig weiterbestehen? In dem Augenblick, wo die slavischen und romanischen Völker die Abrüstung in die Wege leiten und England seine Werften nur noch mit dem Bau einer Handelsflotte beschäftigt, kann Deutschland ihnen nachfolgen. Nichts hat schlagender den Utopismus des Friedensgedankens erwiesen als die Haager Konferenz, und auch damals, als die Frau Baronin v. Suttner im Bosph als Friedensphilomele flötete, fehlte es nicht an Stimmen, die Deutschland die Schuld an der Ergebnislosigkeit der Verhandlungen beimäßen; nur Phantasten können wähen, daß wir trotz aller Beschlüsse seitdem viel weiter gekommen sind; Englands Verhalten in allen das Brisierenrecht betreffenden Fragen läßt erkennen, wie wenig John Bull im Ernstfalle geneigt ist, ernstlich auf die Kaperei zu verzichten. Frankreich rüstet ungeschwächt weiter und spielt mit dem Gedanken, seine koloniale Armee im Kriege auf europäischem Boden zu verwenden. Rußland schafft sich eine neue feste Operationsbasis im Westen; überall ist wenig davon zu spüren, daß die öffentliche Meinung, dieses kostbare Zwangsinstrument zur Beilegung eines Krieges, zur Funktionierung geneigt ist. Mit dieser Dorfspritze wird man den Weltbrand, dem wir nach Moltkes Ansicht nicht entgehen können, nicht löschen können.

Herr Senator Gervais möge sich doch einmal an seinen Gesinnungsgenossen Mr. Stead wenden und sich nach den Friedensausichten erkundigen. Dieser betriebsame englische Journalist hat ja in London, wie wir gehört haben, ein Bureau für den Verkehr mit der Geisterwelt eröffnet und wird Auskunft geben können. Wenn die Wesen aus der vierten Dimension Mr. Usquths Äußerungen über die „herzlichen“ Beziehungen bestätigen sollten, würde das allerdings für uns ein Warnungssignal sein müssen; dann hieße es doppelt aufpassen. Die liberalen Rabinette in England sind

mit wenigen Ausnahmen in der auswärtigen Politik zwar nicht aggressiv gewesen, aber bei der sich darin offenbarenden Schwäche pflegten sie um so leichter von den Tories überrannt zu werden. Der jetzige König von Großbritannien und Irland, der fünfte in der Reihe der George, steht in dem Rufe, mehr Soldat als Diplomat zu sein und wird eines Tages Mr. Asquith keine Träne nachweinen, und ist sicher nicht derjenige, der von Viktor Emanuel „nicht verstanden worden ist“. An einem so nüchternen Engländer würde sich der auf englischen Flottenbeistand im Mittelmeer angewiesene Sproß des Hauses Savoyen schwerlich gewandt haben, er, der durch seine Verschwägerung mit Montenegro zu erkennen gegeben hat, welche Ausdehnungsmöglichkeiten er für sein durch den französischen Freundschaftsdienst von Tripolis abgesperrtes Königreich ins Auge gefaßt hat. Ihn als Friedensfreund abzustempeln in dem Sinne der Baronin v. Suttner, ist ein ziemlich phantastischer Versuch, wenn nicht etwas Schlimmeres. Aber vielleicht ist der Herr Senator ein Gasconner und seine ganze Erzählung ist eine Gasconnade, die ernst zu nehmen dem Berufe der Professionals angemessen ist.



Rußlands Rückkehr nach Europa.

Von Otto Corbach (Charlottenburg).

Rußland, welches solange Zeit abwesend aus Europa war, kehrt endgültig in unsern Erdteil zurück, und zweifellos wird es im europäischen Osten seine historische Rolle als Schutzmacht der Slaven wieder aufnehmen. Das neue Abkommen (mit Japan) stellt für Rußland eine Rückkehr zu dem Wege seiner Überlieferung dar. Niemand braucht sich darüber zu beunruhigen, aber wir Franzosen dürfen uns darüber freuen.“ So schließt ein Artikel René Pichons, den die Wiener Neue Freie Presse vom 20. Juli veröffentlicht. Allerdings ist der politische Unternehmungsgeist Rußlands in den letzten Jahrzehnten vorwiegend in Asien wirksam gewesen, und bei der Verständigung mit Japan spielte auf seiten der russischen Regierung der Wunsch eine große Rolle, die Hände für europäische Zwecke frei zu bekommen. Schon als die französisch-russische Allianz abgeschlossen wurde, dachte man in Petersburg weniger an europäische als an asiatische Verwicklungen, das trat mit dem Beginn des Bündnisses, der Reise des jetzigen Zaren und damaligen Zarewitsch nach China zutage. Seit der Zeit widmete sich Rußland in immer wachsendem Umfange ostasiatischen Aufgaben, bis der japanische Krieg seinem Ehrgeiz, in jenem entfernten Weltteil die Hauptrolle

zu spielen, ein jähes Ende bereitete. Auch noch nach dem Frieden von Portsmouth ist das Interesse der russischen Machthaber an ostasiatischen Dingen zunächst recht rege geblieben, und eine Zeitlang mochten sie wähen, allmählich den früheren vorherrschenden Einfluß in Nordchina wiedergewinnen zu können. Als aber dort nichts wieder gelingen wollte, als Japan jeder Wiederaufnahme russischer Initiative außerhalb seines Machtbereiches entschiedenen Widerstand entgegensetzte, als auch die Chinesen russischen Bestrebungen in der Mandschurei und Mongolei alle erdenklichen Schwierigkeiten bereiteten, und als dann schließlich in Europa infolge der Rückwirkungen des ostasiatischen Krieges nichts mehr nach Wunsch der russischen Regierung gehen wollte, da dämmerte in den maßgebenden Köpfen an der Newa allmählich die Erkenntnis auf, daß man vorläufig nicht mehr gleichzeitig in Asien und Europa einen großmächtigen Einfluß auf den Gang der Dinge auszuüben vermöge, und man entschloß sich, allen Konfliktstoff im fernen Osten zu beseitigen, um sich mit ganzer Seele und mit allen Kräften europäischen Aufgaben zu widmen.

Inwiefern haben nun aber die Franzosen Grund, sich über die Rückkehr Rußlands nach Europa zu freuen? René Pichon gibt darauf folgende Auskunft: „Die europäische Krisis von 1905, welche Deutschland und Frankreich so nahe vor einen Krieg stellte, wäre nicht möglich gewesen, ohne daß Rußlands Kräfte in Ostasien beschäftigt gewesen wären. Das französisch-russische Bündnis ist notwendig für die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts und des Friedens. Ist Rußland anderweitig beschäftigt, so ist das Gleichgewicht gebrochen.“ Darauf kann man antworten, daß die französische Marokkopolitik, die zur Krisis von 1905 führte, eine Frucht der Entente cordiale war, und daß es gerade die russischen Niederlagen waren, die England gestatteten, seine Kräfte für eine deutschfeindliche und franzosenfreundliche europäische Politik zusammenzufassen. Da Frankreich mit englischer Hilfe auf der Konferenz in Algésiras trotz oder vielmehr gerade wegen der Schwäche Rußlands besser abschnitt als Deutschland, und da sich seitdem die deutsch-französischen Beziehungen immer freundlicher gestaltet haben, so ist nicht einzusehen, inwiefern die Franzosen unter den Rückwirkungen der ostasiatischen Geschehnisse in den letzten Jahren zu leiden gehabt haben sollten. Im übrigen kann sich jeder gute Europäer nur darüber freuen, daß in unserm Weltteil seit dem japanisch-russischen Kriege vieles geschehen ist, was Rußland oder sein Einfluß verhindert haben würde, wenn es ungeschwächt daraus hervorgegangen wäre. Dazu gehört die Verselbständigung Norwegens als Voraussetzung seiner freiheitlichen Entwicklung, der Umschwung in der Türkei, die Wiederbelebung politischer Tatkraft in der Donaumonarchie, die noch unvollendete Umgestaltung der innerpolitischen

Verhältnisse in Deutschland, die dahin wirken muß, dem vorwärts gerichteten, fortschrittlich gesinnten Bürgertum einen ausschlaggebenden Einfluß auf die Führung der politischen Geschäfte des Deutschen Reiches zu verschaffen. Wo einst Stagnation herrschte, weil die Furcht vor dem reaktionären russischen Koloß keine fortschrittliche Veränderung zuließ, ist jetzt überall Bewegung und Regsamkeit. Eine „Rückkehr Rußlands in unsern Erdteil“ kann diese Entwicklung nur wieder zum Stillstand und Rückgang bringen. Als eins der nächsten Ziele schwebt Rußland ein eisfreier Hafen im Norden vor. Die Knebelung Finnlands war der erste Schritt in dieser Richtung. Der Bau zweier Schienenstränge durch Archangelik zum Eismeergrund zur Grenze nach Norwegen, beide verbunden durch eine Querbahn, die zum botnischen Meerbusen führt, weist noch deutlicher auf das Ziel hin, aus den Olandsinseln ein russisches Gibraltar zu machen. Die völlige Vergewaltigung Persiens, die Aufrollung der Dardanellenfrage, die Neubelebung bulgarischen und serbischen Expansionsdranges auf Kosten der dadurch in ihrer Existenz wiederum bedrohten neuen Türkei bilden weitere Programmpunkte des nach Europa zurückgekehrten Rußland. René Pichon spricht von der „historischen Rolle Rußlands als Schutzmacht der Slaven“, die Polen, für die sich die Franzosen einst aus gewiß edleren Motiven ebenso interessierten wie heute für die knuten-schwingenden Großrussen, wissen am besten, was darunter zu verstehen ist, und weil sie es wissen, blieben sie dem jüngsten neoslavischen Kongreß in Sofia fern. Sie wollten nach den Worten eines ihrer hervorragendsten Führer, des Sprachforschers Dzechowski, dort nicht mit Leuten zusammenarbeiten, „für die die slavische Einheitsidee und Russifikation ein und dasselbe ist“. Auf innerpolitischen Gebiete hat man in Rußland für die nächste Zukunft ein rücksichtslos, gewalttätige Bekämpfung aller „Fremdstämmigen“, besonders der Deutschrussen, zu erwarten, wie die Vorlage über die „Beschränkung des Landbesitzes im Westgebiet“ lehrt, mit der sich die Duma demnächst zu befassen haben wird, und durch die die dort seit 200 Jahren ansässigen, angeblich „pangermanistisch“ gesinnten, „strategisch“ gefährlichen Ansiedler deutscher Herkunft verdrängt werden sollen.

In wirtschaftlicher Hinsicht hat der japanisch-russische Vertrag, der die „Rückkehr Rußlands in unsern Erdteil“ ermöglichte, die Bedeutung, daß Rußland nach der asiatischen Seite hin seine Tore für die chinesische und japanische Einfuhr weit öffnet, dagegen sich, genau wie Japan, gegen die Einfuhr aus dem nichtrussischen Europa noch mehr wie bisher abschließt. Schon die zu erwartende Einverleibung Finnlands in das russische Zollgebiet muß zu großen Verlusten für die Industrien Mittel- und Westeuropas führen. Nun wird heute bereits, obgleich die betreffenden Handels-

verträge noch einige Jahre laufen, eine Revision des russischen Zolltarifs vorbereitet, wofür z. B. die russische Eisenindustrie eine wesentliche Erhöhung des Zolls auf alle ausländischen Eisenprodukte besserer und verfeinerter Gattung fordert. Japan hat bekanntlich begonnen, eine Reihe von Handelsverträgen, die am 16. Juli 1911 ablaufen, zu kündigen, um für eine Erneuerung erheblich schwerere Bedingungen als die bisherigen stellen zu können, nur der für beide Teile, besonders aber Japan, günstige russisch-japanische Handels- und Schifffahrtsvertrag soll unverändert bestehen bleiben. So ist ein riesiges, russisch-mongolisches Wirtschaftsreich in der Bildung begriffen, das sich nach allen Seiten gegen das nichtrussische Europa und gegen Amerika durch hohe Zollmauern absperrt. Sollte sich unter solchen Umständen René Pichon nicht doch gewaltig irren, wenn er meint, niemand brauche sich über die Rückkehr Rußlands in unsern Erdteil zu beunruhigen, aber die Franzosen dürften sich darüber freuen?



Die Eisenbahn und die Verkehrsmittel durch die Luft.

Von Prof. Dr. K. Schreiber (Greifswald).



Während der Ur Mensch zu seiner Bewegung nur die ihm von Gott anerschafften Gehwerkzeuge, Beine und Füße, hatte, stehen jetzt dem Menschen eine ganze Reihe verschiedener Beförderungsmittel zur Verfügung. Nicht nur, daß er schon seit Jahrtausenden gelernt hatte, Tiere zum Ziehen und Reiten zu benutzen und in Schiffen und Rähnen sich auf dem Wasser tragen zu lassen und dazu den Wind sich so dienstbar zu machen, daß ihm keine andre Arbeit mehr blieb, als das Lenken, im eben vergangenen Jahrhundert hat er noch weitere Beförderungsmittel geschaffen, gegen welche die der früheren Zeiten das reine Schnecken tempo haben.

Das älteste dieser modernen Beförderungsmittel, das Fahrrad, ist für kurze Entfernungen geradezu als idealstes zu bezeichnen. Bequem und schnell, jedoch teuer ist das jüngste, das Automobil.

Das wichtigste aber ist die Eisenbahn, sie ist es, die es dem Menschen ermöglicht, für billiges Geld mit angenehmer Bequemlichkeit und bester Sicherheit in kurzer Zeit Orte zu erreichen, die man noch vor 100 Jahren als unerreichbar weit zu betrachten gezwungen war.

Das neue Jahrhundert hat uns nun noch zwei neue Beförderungsmittel gebracht, das Luftschiff und das Flugzeug, die geeignet erscheinen, alle andern in den Hintergrund zu drängen; wegen sie sich doch durch den Luftraum, der in ungehinderter Ausdehnung die ganze Erde um-

gibt; während alle andern teils an das Wasser, teils an die schmalen, staubigen Straßen des festen Landes gebunden sind. Namentlich die Eisenbahn sollen sie ersetzen, über die zu schimpfen man männiglich Ursache zu haben sich einbildet.

Ganz so schnell geht das aber doch nicht. Zunächst kann man, ohne große Überlegung anstellen zu müssen, sich sagen, daß die Beförderung der Güter niemals Sache der Luftschiffe und Flugzeuge werden kann. Ein Zeppelinisches Luftschiff, mit seiner Länge von 136 m und seinem Durchmesser von 13 m, hat eine größere Ausdehnung als ein normaler Güterzug, und trotzdem beträgt seine gesamte Nutzlast 1 bis höchstens 2 Tonnen, ein Gewicht, welches ein Güterwagen kaum merkt. Die Tragfähigkeit der Flugzeuge ist kaum besser. Zwar kann man bei ausreichender Geschwindigkeit und guter Form der Tragflächen 1 qm mit 20 kg belasten. Will man aber außer dem Eigengewicht des Flugzeuges und des Fliegers auch noch eine Nutzlast laden, so werden die Abmessungen der Tragflächen bald so groß, daß sie unhandlich und damit auch unwirtschaftlich werden.

Zum Gütertransport sind die Luftschiffe und Flugzeuge nicht nur jetzt, sondern wahrscheinlich für immer ungeeignet.

Die Beförderung von Personen schreibt jedoch ganz andre Bedingungen vor, was man schon daraus erkennt, daß alle Vollbahnen Personen- und Güterbeförderung trennen.

Auch hier wird das Luftschiff wohl niemals der Eisenbahn Konkurrenz machen können, dazu ist es viel zu langsam und viel zu teuer. Soweit man jetzt schon, wo überhaupt noch kein Betrieb einer Luftschifflinie vorliegt, so oft solche, namentlich von der Zeppelin-Luftschiffbaugesellschaft, für Anfang 1910 in Aussicht gestellt worden sind, von einer Schätzung der Kosten einer Reise im Luftschiff sprechen kann, muß man sie, wenn man an eine mäßige Verzinsung des hineingesteckten Kapitals denken will, auf 1 bis 2 Mk. für 1 km annehmen*); gegen 2 bis 7 Pfennig auf der Bahn. Es ist ja möglich, daß die Zeppelingeellschaft ihre ersten Reisen, die allerdings wieder einmal aufgeschoben sind, billiger gibt; dann muß man sich aber erinnern, daß dieser ein zinsfreies Kapital von ungefähr 10 Millionen Mark zur Verfügung steht, was ihr teils vom deutschen Volk im Anschluß an den Brand von Echterdingen geschenkt, teils infolge der Tätigkeit ihres Direktors Colsmann jetzt von großen Städten zur Einrichtung von Luftschifflinien überlassen ist. Wer über ein derartiges Kapital nicht verfügt, muß den oben angegebenen Preis fordern.

Trotz dieses Preises ist die Geschwindigkeit, mit der die Reise von statten geht, eine recht

langsame. Die Eigengeschwindigkeit, d. h. die Geschwindigkeit, mit der das Luftschiff die es umgebende Luft durchschneidet, ist, wie die sorgfältigen Messungen des Militärs an den Luftschiffen P II und Z II ergeben haben, für das erstere 14,25 m in der Sekunde oder 51 km in der Stunde, für das letztere 12,8 m in der Sekunde oder 46 km in der Stunde. Wenn das auch gerade keine sehr schnellen Geschwindigkeiten sind, so ist doch namentlich die des P-Schiffes von der Größenordnung der Schnelligkeit guter Personenzüge, und auch die letztere ist schneller als die der Bummelzüge.

Leider können nun diese Geschwindigkeiten nicht als Reisegeschwindigkeiten gelten. Ein Luftschiff bewegt sich über die Erde hinweg ähnlich wie ein Fährboot, welches über den Fluß herüber soll. Will der Fährmann die gerade gegenüber liegende Stelle des andern Ufers erreichen, so darf er nicht, wie in einem stillen Teich, gerade darauf zu halten, sondern er muß den Riel, je nach der Geschwindigkeit des Flusses, mehr oder weniger scharf nach oben richten. Die Geschwindigkeit, mit der der Rahn das Wasser durchschneidet und die wesentlich durch die Form des Bootes und die Kraft des Fährmanns bedingt ist, würde man als die Eigengeschwindigkeit des Bootes zu bezeichnen haben. Sie ist für den Fährmann, der über den Fluß geschafft sein will, ebenso gleichgültig, wie die Eigengeschwindigkeit des Luftschiffes für den Reisenden. Den Fährmann interessiert nur die Geschwindigkeit, mit der er übergesetzt wird, d. h. die, welche sich ergibt, wenn man die Breite des Flusses durch die zum Übersetzen nötige Zeit dividiert. Es ist ohne Schwierigkeit einzusehen, daß diese Geschwindigkeit sehr von der Geschwindigkeit des Flusses bedingt ist.

Der Luftschiffführer hat es aber noch schlechter als der Ferge. Die Geschwindigkeit eines Flusses ändert sich im Laufe eines Jahres verhältnismäßig wenig und ist auch sehr leicht an der Oberflächenbewegung zu erkennen, so daß der letztere an jeder Stelle seines Weges genau weiß, wie er seinen Riel zu richten hat. Der Wind dagegen ändert fortwährend seine Geschwindigkeit und seine Richtung, und dem Luftschiffführer steht kein Mittel zur Verfügung, den Wind nur irgendwie beobachten zu können. Er wird deshalb stets auf einem, aus gekrümmten Strecken zusammengesetzten Wege steuern und dadurch die Reisegeschwindigkeit ganz bedeutend verlangsamen.

Die wirklich erreichte Reisegeschwindigkeit kann man nur an wirklich ausgeführten Reisen erkennen. Wenn z. B. das Zeppelinische Luftschiff, welches nachher als Z II vom Reich übernommen wurde und jetzt bei Weilburg so elend zugrunde gegangen ist, auf seiner Fahrt von Bülzig nach Friedrichshafen, der längsten, welche es ohne irgendwelchen Anstoß zurückgelegt hat, von Bülzig nachts um

*) Auf dem kürzlich untergegangenen Verkehrsluftschiff „Deutschland“ sollte die einfache Reise von Düsseldorf bis Köln, rund 40 km, 100 Mk. kosten.

11 Uhr abgeschwommen und am nächsten Abend um 10 Uhr in seiner Heimat angekommen ist, so hat es 23 Stunden gebraucht. Die Länge der Strecke kann man auf jedem Atlas nachmessen; sie ergibt sich, wenn man nicht die Luftlinie nimmt, sondern sich möglichst an den eingeschlagenen Weg hält, zu 551 km. Danach ist also die mittlere Reisegeschwindigkeit $551 : 23 = 24$ km in der Stunde.

Bearbeitet man auf diese Weise sämtliche havarienlose Fahrten Zeppelinischer Luftschiffe, wie es der Verfasser in der Zeitschrift für Flugtechnik und Motorluftschiffahrt getan hat, so erhält man als mittlere Reisegeschwindigkeit 30 km in der Stunde. Parafelsche Luftschiffe haben die um 20 % schnellere Reisegeschwindigkeit von 36 km in der Stunde, die aber auch noch nicht an die des Bummelzuges, der ja mit durchschnittlich 40 km in der Stunde fährt, herankommt.

Daß Zusammentreffen von sehr teurem Preis mit ganz unmoderner Langsamkeit schließt es völlig aus, daß die Luftschiffe der Eisenbahn jemals Konkurrenz machen. Sie sind höchstens zu Vergnügungsfahrten für Millionäre da.

Anders ist es mit den Flugzeugen.

Selbst bei den jetzt noch recht im Entwicklungsstand befindlichen Flugzeugen sind für Eindecker 80 km in der Stunde die gewöhnliche Reisegeschwindigkeit, ja es sind schon 100 km in der Stunde erreicht, also die Schnellzüge überholt worden. Allerdings sind zurzeit die Flugzeuge erst noch ein Sportmittel, nur für Sportleute brauchbar. Man erinnere sich aber der Zeit des Hochrades. Ein Beförderungsmittel war das Hochrad gewiß nicht, und dennoch hat sich aus ihm das für den Nahverkehr jetzt unentbehrliche Fahrrad entwickelt.

Der Preis einer Fahrt im Flugzeug läßt sich natürlich nur annähernd schätzen; es liegen für eine genauere Berechnung noch gar keine Erfahrungen vor. Ich will ein Flugzeug mit der sehr starken Maschine von 50 Pferdestärken voraussetzen, die, wie die jetzigen Luftschiff- und Flugmotoren 0,3 kg Benzin für jede Pferdestärke in der Stunde verbraucht. Wenn das Kilogramm Benzin 0,30 Mk. kostet und die Geschwindigkeit 100 km in der Stunde beträgt, so kostet der Brennstoff für 1 km 4,5 Pfennig. Es ist die Wahrscheinlichkeit sehr groß, daß man mit viel schwächeren Maschinen auskommt und auch der Brennstoffverbrauch noch ein günstigerer wird, so daß die 4,5 Pfennig ein Höchstpreis sind. Dazu kommen noch die Kapitalkosten. Zurzeit haben die Flugzeuge noch Liebhaberpreise, sobald aber erst die Herstellung fabrikmäßig geschehen wird, so daß die Erfindungskosten nicht mehr so großen Einfluß auf ein Stück haben, wird man für 5000 Mk. ein sehr gutes Flugzeug bekommen. Nehmen wir an, der Besitzer mache in ihm im Laufe des Jahres 20 Flüge von Berlin nach München und zurück,

dann wird eine Amortisation mit 20 % sehr reichlich gerechnet sein, so daß also, da Berlin-München rund 500 km sind, auf 1 km Fahrt noch 5 Pfennig Kapitalkosten kommen. Im ganzen hat man also für 1 km 10 Pfennig zu zahlen; das ist ja zwar etwas teurer als die Eisenbahn, aber nicht so sehr viel, namentlich wenn man die schnellere Geschwindigkeit und die Unabhängigkeit vom Fahrplan mit in die Rechnung setzt.

Vielleicht entwickelt sich infolge des immerhin nur kleinen Anschaffungspreises der Flugzeuge wieder das Gewerbe der Mietfuhrwerkbesitzer nur mit dem Unterschiede, daß sie jetzt Flugzeuge vermieten. Es würden sich dann natürlich die Amortisationskosten noch mehr verteilen und die Reise wird nicht teurer als im Schnellzuge. Sie ist aber freier und ungebundener; man kann fahren wann man will und wie man will; man braucht auch bei langen Reisen nicht umzusteigen und auf dem Umsteigebahnhof lange zu warten.

Hier wäre also die Möglichkeit, daß der Eisenbahn Konkurrenz erwachse. Aber diese Konkurrenz wird der Eisenbahnverwaltung nicht unangenehm sein. Zunächst sind die Schnellzüge diejenigen Züge, welche sich am schlechtesten rentieren, es würde also, wenn nicht mehr soviel Schnellzüge nötig sind, die Eisenbahnrente nur besser, nicht schlechter werden. Der Hauptvorteil, den das Wegfallen der Schnellzüge bieten würde, wäre aber wohl der, daß der Betrieb dadurch einfacher und somit sicherer würde. Jetzt fahren auf demselben Gleis Schnellzüge mit 80 und Güterzüge mit 30 km in der Stunde, so daß also die Geschwindigkeiten im Verhältnis von ungefähr 3 zu 1 sich ändern. Eine Zugverspätung eines Schnellzuges oder die Einlegung eines Sonderzuges bringt deshalb ganz gewaltige Verschiebungen des Fahrplans, namentlich auf verkehrreichen Strecken, mit sich, die leicht Veranlassung zu Unglücksfällen geben. Ich erinnere hier an das Unglück von Mühlheim a. Rh. Werden durch die Flugzeuge die Schnellzüge überflüssig, so daß nur Personenzüge mit schnellstens 60 km in der Stunde neben den Güterzügen verkehren und die Geschwindigkeiten nur innerhalb der Grenzen 2 zu 1 sich ändern, so treten so gefährliche Verschiebungen des Fahrplans gar nicht mehr auf und der Betrieb wird ganz von selbst viel sicherer. Man muß also eine Entwicklung des Flugzeuges zum Verkehrsmittel schon im Interesse der Sicherheit auf der Eisenbahn wünschen.

Um dieses Ziel zu erreichen, sollte man die jetzigen Flieger zu Überlandflügen veranlassen durch Stiften von Preisen, wie sie in England und Frankreich vielfach gestiftet sind. Die Besitzer unserer großen Zeitungen erinnere ich an ihre englische Kollegin The Daily Mail, welche 200 000 Mk. für einen Flug von London nach Manchester gestiftet hatte.

In Deutschland ist, nachdem durch den Lanz-

preis die Flugtechnik zum Leben erweckt ist, doch nur ein einziger Preis vorhanden, welcher die Flugzeuge zu Beförderungsmitteln auszubilden strebt: der Preis des Kommerzienrats Lust von der Firma Rathreiners Malzfabriken, welcher einen Flug von München nach Berlin verlangt. Ähnliche Aufgaben sollten noch mehr gestellt werden, auch kleinere für Anfänger, d. h. für solche, welche noch keinen Preis bekommen haben. Es wird dadurch die Zahl der für das Flugzeug als Verkehrsmittel sich interessierenden Sportsleute größer werden, und man wird leichter erkennen können, was zur Vervollkommnung dieses neuesten Verkehrsmittels noch nötig ist.


Hoffen wir, daß das recht bald erreicht wird; dann haben diejenigen, welche recht schnell lange Reisen zurückzulegen haben, ein vorteilhaftes Beförderungsmittel, und für die andern hat die Eisenbahn bedeutend an Sicherheit zugenommen.



Weib, Frau und Dame.

Eine Plauderei von Theodor Lessing, Privatdozent der Philosophie (Hannover).

I.

 Ist schon hat man gesagt, daß die ganze Seelengeschichte der Menschheit in ihrer Sprache niedergelegt sei, daß es keine andre Wahrheit gäbe, als die Wahrheit des Wortes. Wer die Worte der Menschen richtig zu analysieren verstünde (so behauptet man), der müsse auch das ganze Sein und Wesen des Menschengeschlechtes verstehen. Ich habe nun den Gedanken: Es müsse sich durch eine Analyse der Wortbezeichnungen für das weibliche Geschlecht eine Geschichte der Frauenbewegung entwickeln lassen. Die Namen für die Frau offenbaren den Wechsel ihrer Stellung in der Gesellschaft. Indem wir sie aussprechen, tritt uns in den geläufigen Vorstellungen der Sprache zugleich ein Stück Kulturpsychologie vor die Seele.

So möchte ich denn an Feststellungen der Sprachgeschichte anknüpfen. Es handelt sich um die Worte: Weib, Frau und Dame.

II.

Das allerälteste dieser Worte ist das Wort Weib. Ein wahres Urwort. In die ehrwürdigste Ferne unsrer Vorgeschichte hinabdeutend. Ein Wort von rein geschlechtlichem Sinn, in dem noch keinerlei soziale oder kulturelle Wertung ausgesprochen liegt. Woher kommt das Wort? Die Gelehrten sind sich darüber nicht einig. Im altnordischen hieß es *Wif*, mittelhochdeutsch: *Wip*, später: *Wiber*, am Rhein erhielt sich bis heute die Form *Wif*. Alle diese Formen weisen auf

ein einziges Wurzelverbum *wipan*, das soviel bedeutet wie bewegen, schwanken, sich winden. Es ist dasselbe Verbum, von dem auch das Substantiv „der Wind“ kommt. „Weib und Wind!“ Lieberhaber der Sprachpsychologie wittern hier natürlich eine Anspielung auf die Unstetigkeit und Wandelbarkeit des weiblichen Charakters. Es wäre ja wohl möglich, daß die Psychologie bei vielen Konstatierungen, die sie vermeintlich aus der Natur des Weibes herausholt, sich unbewußt von alten sprachlichen Assoziationen leiten und verleiten läßt. Zweifellos war das im Altertum überall und immer der Fall. Aristoteles hat eine Schrift über die Seele geschrieben, in der er auch über den charakteristischen Unterschied der Geschlechter abhandelt. Aber die Worte *άνηρ*, der Mann, und *γυνή*, das Weib, haben für ihn schon von vornherein eine bestimmte sprachliche Tönung, die die ganzen Orientierungen über das Seelenleben der Weiber ein für allemal festlegt. „Mann“, „männlich“ — das ist Kraft, Aufschwung, Lichtgewalt, ist alles Hohe, Emporstrebende, in der Menschenseele. — „Weib“, „weiblich“, „weiblich“, das ist Schwäche und Schwere, Armut, Engherzigkeit, Unverstand. „Mann“ ist Geist und Sat, „Weib“: Erde und Erdgeist. — Ganz ähnlich philosophierte auch Giordano Bruno in einem seiner berühmtesten Dialoge. Und auch bei Kant ist die ganze Geschlechterpsychologie rein sprachlich orientiert. Wenn er dem Manne die Würde, der Frau aber die Unmut, dem Manne moralisch-soziale, der Frau dagegen ästhetische Ziele und Kräfte zuspricht, so sagt er eigentlich nicht mehr, als was ihm eben in den Worten Weib und Mann darin zu liegen scheint. Erkenntnis aber, die nüchterne Erkenntnis, die psychologisch orientiert, hätte sich vor solchen instinktiven Vorwertungen zu hüten, die durch Sprache dekretiert sind. Man sagt nun freilich, daß die Sprache Schöpfung des Weibes sei, aber auch das gehört zu den Vorurteilen, die in der Sprache vom Manne über das Weib festgelegt werden.

So steckt denn nun auch im deutschen Wort „Weib“ schon von vornherein eine verhängnisvolle Beziehung. „Treulosigkeit, dein Name ist Weib“. Das scheint sprachgeschichtlich, etymologisch tief begründet zu sein. Aber trösten wir uns, denn es gibt wieder andre Forscher, die das Wort Weib nicht mit dem Wind und der Bewegung, sondern mit den Worten Weben und Weifen in Verbindung bringen, und hierin liegt just umgekehrt der Hinweis auf die Gebundenheit und Seßhaftigkeit weiblichen Wesens.

Fragen wir nun, was wir heute als weiblich, was als unweiblich bezeichnen, so scheint mit dem Prädikat „unweiblich“ alles belegt zu werden, was irgendwie auf freiere Bewegung, auf Selbstbetätigung deutet. Weibliche Berufe sind die der Hausfrau, Köchin, Nähterin,

Krankenpflegerin; dagegen bezeichnete man lange das Tanzen und Reiten, das politische Wirken, das öffentliche Reden als „unweiblich“. Spezifisch „männliche“ Berufe, wie: Soldat, Seemann, Luftschiffer, sind also solche Berufsarten, die der natürlichen Gebundenheit an die Natur und Scholle, an das Haus und die Familie zuwiderlaufen. Es sollte somit in dem Begriffe „Weiblichkeit“ schon von vornherein ein Hinweis auf Sehnsucht und bürgerliche Begrenztheit des Lebens gefunden werden. Es ist klar, daß die moderne Frauenbewegung mit diesem Begriffe von Weib und Weiblichkeit nicht mehr auskommen konnte. Aber zweifellos umschließt dieses Wort die allerältesten durch tausend feine Wurzelfäden genährten Instinkte. Erst sehr allmählich haben sich auch andre Wesensseiten der weiblichen Natur auskristallisiert und zu neuen Wortbildungen hingeführt. Heute wirkt es vorfindlich, wenn etwa Schopenhauer oder Strindberg, Möbius oder Weininger dekretieren, die Frauenbewegung solle besser Weiberbewegung heißen. Weib sei der eigentlich ursprüngliche und richtige Name. Diese Auffassung ist sehr primitiv. Es liegt in ihr das Streben, die Frau auf dem Rein-Geschlechtlichen festzunageln, während doch die neuen Bezeichnungen der Sprache schon dokumentiert haben, daß das Weib über das Geschlechtswesen hinausgewachsen und in die Ordnung sozialer Werte aufgestiegen ist.

III.

Um das Jahr 1200, also in den Vorwehen der Renaissance, taucht das neue Wort im allgemeinen Sprachgebrauch auf: Frau, mittelhochdeutsch *Brouwe*, altsächsisch *Froho*. Damit aber glaube ich, ist der Keim der ganzen Frauenbewegung gegeben. Zwei Begriffe, zwei Gefühlswelten treten nun gegen einander. Die geschlechtliche Bezeichnung und die wirtschaftlich-soziale. Und nun entsteht der große Kampf. Er wird zuerst ausgekämpft in der Seele Walthers von der Vogelweide. Dieser größte Dichter des Mittelalters faßt eine wahre Wut gegen das neue Wort Frau:

„Weiber sind die Frauen,
Man höhnt sie mit dem Worte Frau;
Weib ist der Name, der eine jede krönet.“
Und ein andermal ruft er aus:
„Wie mag man denn nur sein Weib eine Frau
nennen?“

Und ein drittes Mal:
„Ein schönes Weib ist ein viel höher Lob
als eine schöne Frau!“

Das sind Vorstürme, Frühlingswehen der neuen großen sozialen Bewegung. Zwei Gefühlswerte stehen nun gegeneinander. Das Natürliche rebelliert gegen das Soziale. Die Natur gegen Kultur. Der Mann Walthers, dieser

prachtvolle, kernige Mann, empfindet das Wort „Frau“ als zu nüchtern, ungeschlechtlich.

Woher aber kam dieses neue Wort? Ein alter Göttername lebt in ihm auf, Freia, die altnordische Königin des Himmels. Es ist das griechische *xopia*, das lateinische *domina*; Froujo, die Herrin; Frouja, der Herr. In diesem Sinne schreibt noch Luther: „Kommt die Frau der Welt.“ Nun aber bedenke man wohl, der primitive Mann will sich als Beschützer fühlen. Sein Weib kann er beschützen, für die Frau aber konnte er nur der „Ritter“ sein. Und mit dieser Zeit der Minneritter, der Troubadoure und Frauendiener beginnt ein neues Alter der Kulturgeschichte. Die Ableitung des neuen Wortes ist schwer. Die Wurzel kommt im Sanskrit vor, *pru* lieben, *pruja* geliebt; mit ihr stimmt das gotische Verbum *frijan* überein, das einmal soviel wie „lieben“, das andere Mal „freien“ bedeutet. Eine sehr merkwürdige Verknüpfung. Die Worte frei und geliebt sind ursprünglich ein und dasselbe Wort, das lateinische *privus*. Noch heute lebt diese Verbindung in dem Worte „der Freier“, das gleichzeitig „der Geliebte“ und der „Freie“ bedeutet. — Die Sprache bewegt sich ja häufig in Sautologien, d. h. in ein und demselben Worte stecken mehrere Bedeutungen, z. B. wenn wir von einer „Freifrau“ reden, *fri-fro*, so sagen wir in zwei Silben im Grunde nur das nämliche. Ebenso wenn wir von „freier Liebe“ sprechen. Liebe ist schon von Natur frei und das äußert sich auch wohl darin, daß ursprünglich ein und dasselbe Wort „frei“ und geliebt bedeuteten.

Jacob Grimm leitete von den Worten frei und Frau noch eine Reihe weiterer Worte her, nämlich *frant* und *frech*, Frei, der Freier, *frant*, *frech*, das umspannte ursprünglich alles nur ein Wort. Andre Forscher bringen das Wort Frau mit dem deutschen „sich freuen“ und „froh“ zusammen. Wieder andre, — ich erwähne das nur als Unikum — wittern eine Beziehung zu dem lateinischen Worte *fraus*, das so viel heißt, wie Betrug oder Prellerei.

IV.

Des wahren Walthers Kampf nutzte nicht viel. Modeworte sind unbefleglich. Es blieb fortan bei einem Doppelbegriff. „Frau“ bezeichnete die Würde, „Weib“ das Geschlecht. Schiller spricht von der Würde der Frauen. „Ehret die Frauen, sie flechten und weben himmlische Rosen ins irdische Leben.“ Über von dem „Aufruhr der Weiber“. „Da werden Weiber zu Hyänen und treiben mit Entsetzen Scherz.“ Wo Goethe auf das Geschlechtswesen abzielt, da sagt er Weib. „Aus dem bewegten Wasser rauscht ein feuchtes Weib hervor.“ Nebenbei bemerkt, kommt bei Schiller die Frau, bei Goethe das Weib häufiger vor. Von der einfachen schlicht natürlichen Dorothea heißt es: „Die- nen lerne bezeiten das Weib“, aber von der

selbstherrlichen stolzen Iphigenia: „Der Frauen Zustand ist beklagenswert.“*)

V.

Es ist wohl klar, daß im Zeitalter unsrer Klassik diese Doppelheit der beiden Beziehungen: Geschlecht und soziale Würde schärfer als je vorher auseinander drängt. Es gab nun Zeitalter, in dem das Geschlecht und die geschlechtliche Bedeutung offiziell in den Hintergrund zu treten schien. Man wird geneigt sein, dazu vor allem die Zeit des Minnegefangs, der Liebeshöfe und Ritterturniere zu rechnen, denn diese Ritter treiben ja mit Bild und Wappen der angebeteten Frau einen hysterischen, fast an Wahnsinn grenzenden Kult. Die Frau wird zur unirdischen Gottheit. Eine fallengelassene Rose, ein Handschuh, ein buntes Band, sind Gnadengeschenke, die der treue Trovatore lebenslang auf dem Herzen, im eisernen Wams, trägt. Aber um eine Locke ihres Haares, um ihren Händedruck oder gar ihren Kuß zieht er mit Freuden ins Türkenland und wagt in Kämpfen um das heilige Grab gerne tausendmal sein Leben. Gerade diese Zeit aber war doch das Zeitalter des schlimmsten Tiefstandes, der schwersten Reaktion im Freiheitskampfe der Frau. Es war der geistreichste, unwiderstehlichste Versuch, sie für immer in Banden des Geschlechtswesens festzuschmieden. Und was die Ritter begannen, das vollenden die Dichter und Künstler, Bildhauer und Maler. Das Weib wurde verklärt, ein Gemisch von Sphinx und Muttergottes, von Dämon und Erlöserin. Täuschen wir uns niemals darüber; die Brocken der Galanterie, das Schmeichelbrot der Dichterverehrung und Künstlerveneration, dieser herauschende Trank von Chevalerie und Anbetung, von Himmellei und gesellschaftlichem Kult, das ist das schrecklichste, gefährlichste Opiat der Frauenbefreiung. Alle diese Höflichkeiten, die gebieten, daß der Mann überall dem Weibe den Vortritt läßt, ihm ritterlich und nachsichtig begegnet, — nicht weil die Frau schwächer und hilfbedürftiger ist, sondern ausschließlich, weil sie eben Frau ist, — dieser ganze Rodeo der Galanteriemoral — er wurde vom männlichen Machtwillen und vom Interesse diktiert. Das ist am deutlichsten in Italien und Frankreich, als den klassischen Ländern der ‚Galanterie‘. In Italien, wo Venus und Madonna geboren wurden, ist das gealterte und alternde Weib rechtloser und verlässener als in jedem andern Lande.

*) Daß der Begriff ‚Weib‘ die Naturseite, das Schmiegsame, Feminine, der Begriff ‚Frau‘ dagegen die Kulturseite, das Sittliche, Ideelle umspannt, zeigt sich auch darin, daß wir von einem Manne verächtlich sagen: ‚Er ist ein altes Weib‘, aber niemals ‚Er ist eine alte Frau‘. Schon im ‚Armen Heinrich‘ heißt es von der Jungfrau, die den kranken Helden rettet: ‚Mir rät mein Herz, zum Weibe sie zu nehmen‘. Nachdem er sie ‚zum Weibe genommen hat‘, ist sie seine ‚Frau‘.

VI.

Nun ist freilich Eines sicher, daß sich in diesem galanten Begriff von der ‚Frau‘, den wir nur als Abfindung betrachten, eine unendliche Fülle von Poesien niedergeschlagen hat. Viel Ehrfurcht, viel Liebe lebt noch heute darin. Mittelalterliche Burgen steigen vor uns auf, Erker und Kemenate. — Mittelalterliche Dome troken zum Himmel. Darin waltet unsre liebe Frau. Alles, was dem Menschen teuer war, ihm wohlgefiel, zu seinem Herzen Beziehungen gewann, wurde mit ihr in Verbindung gebracht. Der kleine feine Leuchtkäfer, das rote Sonnenkälbchen heißt Frauenkäfer. Das Gras mit den langen zarten Grannen Frauenhaar, die feine gelbe Blume der Wiese war das Bettstroh unsrer lieben Frau. Die Beere am Weißdorn die Frauenbeere. Die schönste Distel im Felde die Frauendistel, der schönste Schmetterling unsrer Heimat der Frauenmantel, und der beste deutsche Wein Liebfrauenmilch.

In all diesen Wendungen steckt die wahre Lebensgeschichte des Wortes. Nur als Monstrum wirkt neben ihr die Sprache der Gelehrten, und der Streit, den etwa die Juristen im 17. Jahrhundert an das neue Wort knüpfen, wenn sie diskutieren, ob eine Adlige, die einen Bürger heiratet, Bürgerfrau heißen solle? Worauf man entschied, sie solle eine Bürgerfrau heißen, nicht aber Bürgerfrau.



Rnut Hamsun.

Zu seinem 50. Geburtstag.

Von Hans Bethge (Steglich).

Rm 4. August beging Rnut Hamsun seinen 50. Geburtstag, als ein berühmter, von vielen verehrter Dichter, der bisher aus seinen Werken noch immer nicht soviel erlöst hat, daß er ein sorgenfreies Leben zu führen imstande wäre.

Rnut Hamsun ist, seit Ibsen tot, der seelisch differenzierteste unter den norwegischen Dichtern. Er ist der Sänger einer großen, melancholischen Melodie. Er ist ein Meister schwermütiger Visionen, ein Offenbarer alles Menschlichen, ein Verkünder der Geheimnisse, die in uns wohnen. So tief in das seltsam pochende Herzblut der Menschheit hineingehört wie er haben nicht viele der heutigen Dichter. Und wer verfügte über eine so bereedte Sprache, das Erlauschte zu verkünden, wie er?

Wenn man seine Bücher betrachtet — sie liegen ja alle in deutscher Übersetzung vor — und sagen sollte, was in ihnen vorgeht, man könnte leicht um die Antwort verlegen sein. Das Leben geht in ihnen vor, die konstruktiven Linien sind oft verwischt. Zuweilen sehen wir kaum eine Verwicklung, sondern wir sehen einfach das Leben,

wir und seltsam, launisch und meistens grau. Ein heißer Atem weht durch Hamsuns Bücher, sie sind nicht erdacht, sondern ganz und gar empfunden. Es sind nordische Bücher, wir lauschen in die Stille nordischer Wälder und sehen in die Helligkeit nordischer Nächte. Seine Menschen sind keine „Helden“. Sie haben keine großen Geberden, sie sind nicht „edel“, sie verüben nichts, was unsre Bewunderung herausfordert, sie tragen nicht den Glorienschein der Ausgewählten um das Haupt. Es sind vielmehr Menschen mit vielen Schwächen und meistens ohne das, was man „Charakter“ nennt, — und dennoch lieben wir sie! Wie lieben wir Viktoria in jenem schmerzlichen Buche der Liebe, das ihren Namen trägt, wie lieben wir sie, obwohl sie dem Manne, dem ihre Sehnsucht gilt, nichts als Trübsal bereitet. Und wie lieben wir den Leutnant Glahn, den schönen, braunen dreißigjährigen Leutnant Glahn in dem Buche „Pan“, das man vielleicht Hamsuns beseeltestes Buch nennen kann, — wie lieben wir ihn mit seiner müden Weltfremdheit, mit seiner Charakterlosigkeit, mit allen seinen Schwächen. Glahn ist eine von Hamsuns reizvollsten Figuren, man merkt, wie der Dichter in diesen Typus vernarrt ist. Glahn ist ein Verführer, dem alle Frauen erliegen, ein Jäger, der kein Wild verfehlt, er ist ein Einsamer, und das Leben gilt ihm nichts. Absichtlich endet er es frühe, mit zweiunddreißig Jahren. Hamsun schrieb eine große dramatische Dichtung „Munken Vendt“, in der es sich um einen verwandten Typus handelt. Munken Vendt ist eine Gestalt, die an Gösta Berling erinnert, den berühmten Helden des Romans der Selma Lagerlöf. Munken ist ein verlotterter Student, schön, von allen Frauen begehrt, er streift mit der Büchse durch den Wald. Er trinkt, er ist ein Abenteuerer, er ist unstet und herrlich. Er narret alle Welt und besonders alle Frauen, er taucht bald als Küster, bald als Pfarrer, bald als Schuhmacher im Lande auf, und keiner kann ihn fangen, kein Häfcher und kein Weib. Er ist ein wirrer Wanderer, er weiß mit seinem Leben nichts zu beginnen, wie Gösta Berling und wie Glahn, und er stirbt einsam am Wege. In „Munken Vendt“ finden wir die Größe der nordischen Wälder an hellen Frühlingstagen und in schneeigen Winternächten. Es ist eine derbe nordische Bauernromantik, in die wir schauen: kernige große Gestalten schreiten daher, in mehr epischen als dramatischen Konturen.

Hamsun ist ein Erhellter der Dämmerung, die über den Laten und den Gefühlen liegt. Wir blicken in das Leben hinein, und manchmal ist uns, als sinte ein Schleier von allem Lebendigen herab, und wir meinen, der Sinn des Daseins enthülle sich. Wir blicken in Seelen hinein, und mitunter meinen wir, jetzt wüßten wir erst, was „Seele“ ist, — nie haben wir so empfunden, wie es in den verborgensten Winkeln unsres Gefühls aussieht. Dies lehrt uns Knut Hamsun mit wunder-

bar deutendem Finger, ähnlich wie es zwei andre große Dichter des Nordens taten: Ibsen und Jens Peter Jacobsen. Er taucht in die mystischen Gründe der Seele und der Natur. Er weist auf das Rätsel des Alls, er weist auf das in uns, was uns mit dem All verbindet. Er empfindet kosmisch, indem er physisch empfindet. Er belebt den Tannenzapfen, der einsam, ohne daß es einer hört, tief im Walde vom Baume fällt; er zeigt uns die Seele der Quelle, die verlassen im Walde rinnt, ohne daß sie jemand hört oder sieht. Er beseelt die Nächte und den Wind in den Nächten, den rinnenden Regen und die untergehende Sonne. Der Wind und die Sonne und der rinnende Regen und wir, das ist Eins.

Hamsuns Sprache erscheint oft hastig, ja hitzig. Er kann gar nicht schnell und kurz genug das Herausbringen, woran ihm gelegen ist. Mit sechs Worten möchte er eine ganze Seelenstimmung aufbauen, und dies gelingt ihm auch in der Sat. Prägnanz des Ausdruckes ist fein heißes Bemühen, er schreibt ein paar Worte hin, und wir blicken in die Tiefen eines ganzen Lebens. Manche Kapitel seiner Bücher scheinen in einem Zuge niedergeschrieben zu sein. Das ganze, mächtige Buch „Mysterien“ macht den Eindruck, als sei es in einem Atemzuge hingedichtet. Etwas Fliegendes, unruhig Dahineilendes ist in diesem temperamentvollen, überquellenden Stil, der doch wieder so fein gefeilt und durchgebildet ist. Jens Peter Jacobsen war Impressionist, aber Knut Hamsun ist in noch viel höherem Maße Impressionist. Er hat die impressionistische Technik zu ihrer äußersten Grenze geführt. Jacobsen war ein Maler, er malte impressionistische Bilder. Hamsun führt keine Bilder mehr aus, er gibt großzügige Skizzen. Seine Sprache wird dithyrambisch, wo er Visionen gibt. Etwas Verzücktes, Hymnisches ist da, eine holde Zwiesprache mit dem ewig Rätselhaften. Hier ist ein mystisches Sehertum, hier stehen Hamsun große Symbole zur Verfügung, hier rinne ihm die Worte in wunderbar strahlenden, tanzenden Rhythmen von den Lippen. Er erkennt immer das Unheimliche, Unentrinnbare im Hintergrund alles Seienden. In den „Mysterien“ handelt es sich um nichts als um die geheimen mystischen Unterströme der Seele, die uns beherrschen. In den Novellen spukt es zuweilen. Er erzählt von Geschichten, von unheimlichen Beziehungen der Seelen, die uns das Blut erstarren machen.

Seine Menschen sind Menschen der subtilsten, verworrensten, launenhaftesten Empfindungen und niemals Menschen der Vernunft. Wir sehen sinnende, grübelnde Menschen, aber man möchte sagen: nicht ihr Verstand grübelt, sondern ihr Gefühl. Alles, was sie tun, wird von ihrem Gefühl diktiert, ihr Gefühl hebt sie hinauf in ihre rosige Seligkeit und leitet sie in alle Schmerzen und in den Tod. Er hat eine starke Sympathie

mit Menschen, in denen es nicht hell und klar aussieht, in denen es vielmehr rätselhafte und eigentümlich verschlungene Wege gibt. Hamsuns Menschen gehen nicht mit Siegerschritten durchs Leben, sie sind zu kompliziert und zu unsicher. Sie tun oft gerade das, was sie nicht wollen, und das, was sie wollen, unterlassen sie. Ihr Fühlen und ihr Handeln stehen im Widerspruch, — sie erkennen auch diesen Widerspruch, aber sie vermögen ihn nicht zu bezwingen. Ich denke an einen Menschen, den ich kannte, und dem etwas passierte, was sehr wohl einem Menschen in Knut Hamsuns Büchern hätte passieren können. Er schritt dahin, — da fällt ihm plötzlich etwas sehr Wichtiges ein, und er will es schnell niederschreiben. Aber er hat keinen Bleistift bei sich. Er tritt daher flugs in ein Geschäft. Dort fragt ihn das Ladenfräulein: „Wollen Sie einen gewöhnlichen oder einen gespitzten Taschenbleistift?“ Der Mann weiß, daß er kein Messer bei sich hat, und daß ihm also ein ungespitzter Bleistift nichts nützen kann, — aber was tut er? Er verlangt mit lauter und deutlicher Stimme einen ungespitzten Bleistift. Er sieht schweigend zu, wie das Fräulein diesen unnützen Bleistift einwickelt, nimmt ihn in Empfang und stolpert hinaus. Draußen faßt er sich an die Stirn, er ist innerlich siedend heiß und fragt sich: „Bist du wahnsinnig?“ Er getraut sich nicht, in ein andres Geschäft zu treten, er hat seine ganze Sicherheit verloren, er läuft blöde herum und kann die richtigen Worte nicht niederschreiben, an denen ihm so viel gelegen ist. Dafür hat er freilich einen ungespitzten Bleistift in der Tasche! Endlich hält er es nicht mehr aus. Er stürzt auf einen Knaben los und brüllt ihn an: „Hast Du ein Messer, Junge? Ein Messer, damit ich meinen Bleistift spitzen kann? Ein Messer! Ein Messer!“ Der Knabe meint, einen Irrsinnigen vor sich zu haben, macht Kehrt und läuft, so schnell er kann, von hinnen. — Ähnlichen Komplikationen begegnen wir in den Büchern Knut Hamsuns nicht selten.

In den „Mysterien“ hat er in meisterhafter Weise eine Szene geschildert, auf die man verweisen muß. Er hat dort geschildert, wie jemand Gift nimmt, und nun beginnt er eine Beschreibung des Seelenzustandes, der danach eintritt. Man kann kaum etwas Ergreifenderes lesen. Die Qualen des Betroffenen steigern sich ins Namenlose. Wie ist dieser Seelenzustand der Angst gesehen! Das Ende aber ist nicht tragisch, sondern komisch. Der Mann hat nämlich gar kein Gift genommen, sondern er hat ein Schlüßchen Wasser getrunken, — ein Freund hatte vorher in dem Fläschchen das Gift mit Wasser vertauscht. Dunkelste Tragik löst sich auf in Komik und Ironie. Das fanden wir schon bei Jacobsen, aber milder und lächelnder. Bei Knut Hamsun ist alles gewalttamer, untergründiger, verzerrter — wie eine Maske.

In seinem düstern Roman „Hunger“ hat er von den Qualen erzählt, die ein herabgekommener, hungernder Mensch zu ertragen hat. Hamsun selbst hat in seinem unruhigen Leben die Marter des Hungers erfahren, daher weiß er dieses schreckliche Bild des Hungers in so kräftigen Farben vor uns hinzumalen. Alle Schattierungen dieses Elends, das ein armseliger Schriftsteller durchzumachen hat, alle diese Demütigungen, diese Verzweiflung, diesen Kampf aufs Messer mit dem jammervollen Leben, — wie überzeugend und wie maßenhaft tritt dies alles vor uns hin! Ein qualenderes Buch als dieses Martyrium eines Elenden ist wohl selten geschrieben worden. Und dabei fühlt man immer, daß es ein ganz wahres und ehrliches Buch ist; das Leben, das es erfüllt, ist wie ein grinsendes, hämisches Gesicht. . . .

Und wie ist es mit der Liebe? Zwei Menschen lieben sich und bereiten sich nichts als Weh, — so ist es immer bei Knut Hamsun. Sie lieben sich und quälen sich, bis aufs Äußerste, aus Trost und Mißverständnis und weil es das Leben so will, — bis sie zusammenbrechen. Sie lieben sich und sagen es sich kaum, sie finden nicht zusammen, sie sind voll namenloser Sehnsucht nach einander, aber ihre Sehnsucht wird nicht erfüllt? Das Ende ist immer grau, und blickt man zurück auf alles Erleben, so bleiben als sicher gewonnen schmerzliche Güter: Resignation und Ironie.

Man kann manches über Knut Hamsun sagen, aber das Letzte, das, was seinen feinsten und persönlichsten Reiz ausmacht, kann man mit Worten nicht ausdrücken. Wer könnte den Duft und den Glanz seiner Sprache schildern, dieser rhythmisch so beseelten Sprache, die mitunter braust wie das Meer, mitunter melancholisch wallt wie weiße, gespenstische Nebel über nördlichen Wiesen? Seine Sprache ist hinreißend. Sie ist so bildlich, daß wir unter den Menschen und Dingen zu atmen glauben, von denen er redet. Er vermag von der Natur zu reden, daß uns scheint, als enthülle er uns das geheimnisvolle Leben der Gräser und der tiefere Sinn der einsam murmelnden Bäche. Wir wandern mit ihm durch die Bäche und hören ganz klar den Wohlklang der duftigen Stille. Wir empfinden die Liebe wie das Wehen des Frühlings in Rosenbüschen. Alles ist wunderbar beseelt, alles ist Seele, Mensch und Bauer und Blüte und Meer, — und alles ist Eins und alles ist Mythos und alles ist Traum und alles ist Rätsel, Rätsel, Rätsel. Dies lassen wir nicht ab zu fühlen, wenn wir in den Büchern von Knut Hamsun lesen. „Victoria“ und „Pan“ gehören zu seinen schönsten Dichtungen. Sie haben den zartesten Duft, den goldigsten Schimmer, die holdesten Gestalten. Sein mächtigstes Buch heißt „Mysterien“. Hier starrt uns das Dasein mit den schmerzlich verworrensten Augen an. In seinen Novellen ist

Rnut Gamsun eigentümlich ungleich. Meisterliche Dinge stehen neben mittelmäßigem Gut. Seine besten Novellen sind in dem Buche „Die Königin von Saba“ vereinigt. Wem der Dichter noch fremd ist, der mag zuerst dieses Novellenbuch und dann „Pan“ und „Victoria“ lesen.



Zwei Gedichte.

Von Karl Ernst Knodt (Bensheim).

Erfüllung.

Auf den Hügeln meiner Heimat
Liegt so eine linde Liebe,
Als ob hier Erfüllung stünde
Und nichts mehr zu wünschen bliebe.

Und ich lenk drum meine Blicke
Nicht mehr hin zu weitre Fernen:
Denn hier ist herabgestiegen
Schon ein Leuchten von den Sternen.

Mond und Sterne und die Sonne
Sind so eine starke Straße,
Drauf die Engel leibhaft wallen,
Daß ich sie mit Händen fasse.

Der neue — alte Gott.

Und immer wachen Welche auf,
Die gehn und gehn auf neuen Wegen
Als Sucher in erregtem Lauf
Dem neuen — alten Gott entgegen.

Und wenn sie ihm beim Sternenlicht
Weit hinter Mitternacht begegnen,
So sehn sie: Er ist nicht — Gericht!
Nein! Seine Zukunft ist nur Segnen!



Der Direktor.

Schauspiel in einem Aufzuge von Paul Scheerbart
(Friedenau).

II.

Ihr habt hier im Tempel etwas, was mir noch unbekannt ist. Und dieses Etwas ist die geheimnisvolle Seele alles dessen, was wir sehen und hören und fühlen. Von dieser Seele bekommt alles, was geschieht, die Richtung — dieses geheimnisvolle Etwas, das Ihr entdeckt habt, dirigiert alles Unverständliche, so daß es für den, der das geheimnisvolle Etwas in Händen hat, nicht mehr unverständlich bleiben kann.

Und dieses Geheimnisvolle will ich auch haben, obgleich ich nur eine Tänzerin bin.

Verstehst du nun, was ich will?

Ich will den kleinen Schlüssel haben, mit dem alle Geheimnisse des Lebens und der Welt aufgeschlossen werden können.

Bin ich so schrecklich unbedeutend, daß mir niemand einen Begriff geben kann von all den ungeheuerlichen Grandiositäten, von denen Ihr immer redet? Soll ich ganz fern stehen und nichts von dem Großen begreifen?

Ihr seht zu den Sternen hinauf und seid begeistert. Und ich möcht es auch gern sein. Aber ich stehe weitab und weiß nicht, warum ich mich für die Sterne begeistern soll. Ist mein Nichtwissen eine große Sünde?

Ihr sagt, die Größe der Welt sei so unheimlich, daß sie alle Menschen niederwerfen muß. Ich aber weiß nicht, warum die Welt groß ist — worin ihre Größe besteht.

Ich will den Schlüssel haben!

Gib ihn mir!

Du denkst aber gar nicht daran, mir den Schlüssel zu geben.

Ich erscheine dir wohl zu unreif.

Ich bin in deinen Augen nur ein bunter Wurm, den du verschrecken kannst, wenn du willst.

Ich lasse mich aber nicht verschrecken.

Ich werde dir zeigen, daß ich nicht mehr ein Kind bin. (Zieht einen kleinen Dolch vor.) Wenn du meinen Bitten unzulänglich bist, so sollst du kennen lernen, was in mir das geheimnisvolle Etwas ist, das alles in mir dirigiert. (Sie geht mit erhobenem Dolch auf ihn zu.) Sprich — oder ich stech dich!

Glaube nicht, daß ich mich fürchte; meine Fackelträger werden mich nicht verraten.

Du weißt nicht, wie sehr mich das Lächeln der Priester verletzete — es brennt mich immer noch — als hätte man mich geschlagen — meiner großen Dummheit wegen.

Ich töte dich, wenn du jetzt nicht sprichst. (Sie springt wie eine Kasse gegen den Tisch und taumelt dann plötzlich zurück.)

Was ist das? (Angstvoll aufschreiend.) Was stößt mich zurück? Das ist das geheimnisvolle Etwas? Ah! Ah! Jetzt weiß ich: Du bist ganz und gar von dem Geheimnisvollen umgeben.

Ich kann nicht an dich ran.

Du bist mit dem Geheimnisvollen ganz vereint. Ich stecke ja schon den Dolch ein. (Ist es zitternd.) Laßt mich! Laßt mich frei! (Klingt mit Unsichtbarem.) Ich werde nie mehr wagen, mich dem Geheimnisvollen zu nähern.

Ich seh ein: es ist nicht für mich.

Laßt mich los!

Warum lachst du so, du Oberpriester?

Warum lachst du?

Ich habe dich ja nicht gestochen.

Ich wollte dir nur drohen.

Ich wollte dir nichts tun.

Vergib mir! (Kniet wieder nieder mit hoch erhobenen Armen und geschlossenen Augen.)

Ich werds nie wieder tun.

Lach nicht mehr!

Der Tempel brennt — ich fühls!

Die Priester kommen und lachen — lachen!

Ich halte das Gelächter nicht mehr aus!

(Sieh die Ohren zuhaltend.)

Erlöse mich von dem Geheimnisvollen!

Oberpriester, erlöse mich!

Es würgt mich!

Hilfe! Hilfe!

Fackelträger! Kommt schnell!

Fackelträger! Ich sterbe!

Jetzt kann ich nicht mehr! (Fällt ohnmächtig zurück.)

(Sie erhebt sich langsam wieder und steht nun stehend starr den Direktor an.) Herr Direktor, haben Sie mir jetzt nichts zu sagen?

Wie?

Sie schweigen immer noch?

War Ihnen mein Spiel nicht bedeutsam genug?

Wollten Sie noch mehr?

Nicken Sie immer noch mit dem Kopf?

Wollen Sie mich mit ihrem ewigen Kopfnicken verrückt machen?

Ich ertrage das nicht mehr.

Sie benehmen sich lächerlich, Herr Direktor. (Lacht laut, lange und grell.)

Ubrigens (Ganz kühl, stolz und höhnisch.) sagen Sie mal: sind Sie wirklich ein Mensch von Fleisch und Blut?

Antworten Sie mir!

Bei allen Göttern!

Ich glaube — — man hat sich einen Spaß mit mir geleistet!

Ich glaube: Sie sind eine Puppe, Herr Direktor. Das ist die höchste Frechheit, die ich erlebt habe!

Das ist unverschämt!

Ich werde Ihnen beweisen (Zieht wieder den Dolch.) — aber was?

Vielleicht leben Sie doch.

Und wenn ich Sie trafe, könnte meine Seide — rot werden.

Oder — wollen Sie vielleicht das moderne Publikum symbolisieren?

So immer den Kopf nicken und Ja zu Allem sagen und kein Gefühl haben — für nichts — für rein gar nichts — — das ist ein großes Kunstpublikumssymbol.

Im Ubrigen: (Stecht den Dolch ein und setzt den Hut auf.) es ist mir ganz gleichgültig, ob Sie Publikum, Puppe oder Direktor sind. Engagieren Sie, wen Sie wollen — ich danke Ihnen! (Verbeugt sich vor ihm, indem sie ebenso den Kopf beugt wie der Direktor — ein Glas fällt im Nebenraum hin und zerbricht, sie schreckt zusammen und nimmt den Mantel um.) Ich glaube: wir sind belauscht.

Leben Sie wohl, Herr Direktor! (Stolz und kühl hinten rechts ab, am Eingang dreht sie sich noch einmal um und verbeugt sich mit dem Kopfe — so wie der Kopf des Direktors sich immer verbeugt.) Adieu!

Vorhang!



Die goldene Treppe.

Novelle von Fëdor Sologub.

Seit dem Tode seiner Mutter konnte und wollte sich Leonid nicht trösten, und eine unablässige Trauer bedrückte ihn, wie sie seinem Alter nicht eigen ist, — erst dieser Tage war er fünfzehn Jahre alt geworden. Es waren schon einige Monate seit jener Zeit vergangen, da sich der Leichenwagen an einem Wintertage über den festen Schnee von der Treppe des großväterlichen Hauses durch die Birkenallee bewegte, begleitet von einer Schar von Verwandten, Freunden und Bekannten, ein schwarz mit weiß, matt gefärbter und schrecklicher Leichenwagen führte im schmalen Sarge den leblosen Körper der geliebten, lieben Mama fort, — und immer noch, wie am ersten Tage des tödlichen Schmerzes war Leonid trübgestimmt und traurig, und nichts erregte sein Lächeln, und über nichts hatte er sich auch nur ein einziges Mal gefreut. Aber nichts!

Jeden Tag, am frühen Morgen, stieg er die hohe Steintreppe in den Garten hinab und setzte sich auf die Bank dort unten. Er betrachtete diese hohe graue Treppe, auf der damals die schwarzen Männer den weißen Sarg langsam hinuntergetragen hatten, — er betrachtete, erinnerte sich und dachte an etwas Trauriges. Wenn er sich mit etwas beschäftigen mußte, verließ er voller Schmerz und Unlust seinen Lieblingsplatz, und nach getanem Werke eilte er wieder an den Fuß der Treppe.

Auf einer Erhöhung stand das alte, große Haus, — es gehörte jetzt mit dem ganzen Landgut Leonid. Die lange Steintreppe führte von diesem Hause hinab zur alten Birkenallee und zu dem fröhlich grünenden Garten. Aus grauem Stein waren die kleinen Säulen ihrer Geländer gehauen, und kalt und traurig lag sie auf dem Berge da. Dort oben, bei der Terrasse am Eingang, war sie noch nicht zu Ende, sie bog um die linke Seite des Hauses und führte von der Außenseite zu einem hohen Turm auf, von dem sich ein weiter Ausblick in die ferne Umgebung bot. Im Vergleich zum Hause erschien die Treppe zu groß, und ihre steinerne kalte Trauer schien die beiden bewohnten Räume zu bedrücken und stieg zum hohen Turm empor, zu den Wolken, sie eröffnete ihnen, den sprachlosen und hohen, ihre

große, kalte Sehnsucht, ihre trüben, ewigen Seufzer.

Wenn das purpurne Abendrot am freudigen Himmel spielte, erglänzten die kalten, steinernen Stufen in kurzer Freude — und erloschen kraftlos wieder.

Aber ob der Himmel über der Treppe und dem Turm auch klar war, ob er durch die Trauer dunkler Wolken verfinstert wurde, — Leonid erschien es immer, als ob unsichtbare Boten der Trauer zu ihm von der steinernen Kälte der Stufen herabschritten. Und ihre Flügel sind scharf, lang und schwarz, und ihre Augen sind erfüllt von feuriger Finsternis, und in den Händen tragen sie bis an den Rand gefüllte Tränenfrüge. Ihre Blicke senkten sich tief in die Seele Leonids, und weder der Tag noch die Sonne entlockten ihm ein Lächeln, und er hatte nicht Freude an der Luft und dem Lachen, das über die weiten Rasen des alten Gartens schallte.

Vergebens dufteten und prangten vor Leonid die Blumen, die die sorgsame Pflege eines erfahrenen und geschickten Gärtners bewachte, — vergebens strahlte der blaue Himmel über Leonid in der endlosen Klarheit des wolkenlosen Tages, vergebens schallt über ihm der leise Schrei leicht beflügelter Vögel, ihr freudiges Gezwitsher, vergebens kamen zu Leonid, mit ihm zu sprechen, ihn zu trösten und zu zerstreuen, seine zahlreichen Verwandten, — Schwestern, Tanten, — und ihre Freundinnen und lächelten ihn mit dem hellen Zauber sorglosen Lächelns an, — vergebens! Nichts erfreute Leonid, und nichts bewegte seine Lippen zu einem Lächeln. Seine Schwester Jelena sprach zu ihm:

„Wir haben alle die Mama geliebt . . .“

Und ihre dunkelbraunen Augen füllten sich mit Tränen.

„Wir alle können sie nicht vergessen . . .“

Und leichte Trauer zog über ihr liebes Gesicht, — das liebe Gesicht eines im Herzen reinen siebenzehnjährigen Mädchens.

„Aber wäre denn unsre Mama, unsre liebe Mama zufrieden, wenn sie sähe, daß wir ohne Ende trauern und weinen?“

Und Leonid antwortete ihr:

„Wenn ich die Augen schließe, so ist es mir, als ob die Boten der Trauer einer nach dem andern aus unserm Hause zu mir kämen. Und sie treten einer nach dem andern an mich heran, und ich sehe die scharfe Biegung ihrer schwarzen Flügel, und ich höre, — jeder sagt mir ein bitteres Wort. Und in ihren Worten liegt — der Vorwurf eines unehrlichen Lebens und das Lob des tröstenden Todes. Und sie ziehen vorbei. Wenn ich nachts zur Treppe komme, sehe ich sie wieder auf den kalten Stufen, unter dem kalten Monde, — und ihre Gewänder glänzen weiß, und ihre Augen sind dunkel, und ihre Reden sind bitter,

— ach, bitter, aber auch freudig, freudig von der Freude, die tödlich mein Herz verwundet!“

Und Jelena sprach zu ihm:

„Sie sprechen die Unwahrheit. Was will es denn sagen, daß sie aus unserm alten Hause zu dir kommen! Du mußt ihnen nicht glauben. Sie sind böse Boten des bösen Geistes, und ihre schmerzvollen Blicke sind trügerisch, und ihre traurigen Reden sind — Lüge. Weißt Du denn nicht, daß die Unwahrheit ihrer bösen, böswilligen Einflüsterungen schon längst entlarvt ist?“

„Von wem entlarvt? Wann!“ — fragte Leonid betrübt.

Er lauschte ihrer Antwort und hoffte etwas Gewisses zu hören, was seinen Schmerz besiegen würde. Aber er konnte dem nicht glauben, was Jelena sprach, als sie antwortete.

Sie sprach:

„Hast du denn den süßesten Namen von Jesum vergessen, der geboren wurde, um das Leben zu rechtfertigen und den Tod zu besiegen?“

Und Leonid antwortete ihr:

„Er kam zur Welt und wir haben ihn erschlagen. Er kommt zur Welt, und wir erschlagen ihn von neuem. Ach, ich weiß, — die Wunder und der Ruhm waren sichtbar, aber was sollen wir damit? Wir gehen im Dunkel des unsinnigen, häßlichen Lebens unter. Und wie soll ich denn den lieben Boten des endlosen Schmerzes, die zu mir die Kälte der grauen Treppe hinuntersteigen nicht glauben!“

Langes Schweigen. Und Jelena fragte:

„Erschlagen wir denn nur? Unter Leiden schaffen wir und durch die Heldentat des Schaffens erfreuen wir und freuen uns.“

„Ich kenne die Freude nicht“, — sprach Leonid. „Schwere Steine bedrücken meine Seele.“

„Ich werde sie dir von der Seele nehmen“, — sprach Jelena.

„Ich will nicht“, — antwortete Leonid.

„Meine Trauer ist bitter, aber mein Weg ist gerecht, und er führt nicht zum Leben. Ich werde vor Trauer sterben, hier auf diesen grauen Fliesen, hier zu Füßen der herabsteigenden Boten des Schmerzes.“

Und da legte sich der Ausdruck eines unabwehbaren Willens auf Jelenas herrliches Antlitz, und ihre schwarzen Brauen zogen sich trotzig zusammen, und drohend erhoben sich ihre dunklen Augen zu dem alten Hause und den grauen Stufen, auf denen die Unsichtbaren herabstiegen. Sie sprach:

„Mit nichten wird es so sein! Wenn sie auch gerecht sind, die Bösen und Freudlosen, so ist es doch mein Wille, die Welt des Schmerzes in eine lichte Welt des Entzückens zu wenden. Ich werde durch die Botschaft der Freude die grauen Stufen dieser schweren Treppe verzaubern, und statt ihrer wirst du eine goldene Treppe erblicken, und auf dieser Treppe werde ich zu dir

freudige Botinnen hinabführen, eine leichte Reihe von Botinnen, die erfreut sind und erfreuen. Dann wirst du, Leonid, ihnen und mir glauben? Dann wirst du dich trösten? Dann wirst du die leichte, süße Luft des irdischen, lieben Daseins segnen?“

„Ja,“ — antwortete Leonid leise, — „dann werde ich glauben, und mich trösten, und das Leben segnen. Aber nein, Jelena, — diese Treppe ist so groß, so schwer, so kalt, — wie soll sie eine goldene Treppe sein! Werden denn über ihre rauhen Stufen die zarten Füße der still erfreuenden Jungfrauen schreiten können?“

Jelena antwortete ihm nichts darauf. Und sie ließ ihn allein mit seiner Trauer zurück. Sie ging zu den Schwestern und Freundinnen, und sprach mit ihnen lange über etwas.

Auch andre kamen zu Leonid und sprachen mit ihm und trösteten ihn. Das Schwesterchen Lisa, eine verliebte Schönheit, war bereit, ohne Ende von ihrem Bräutigam zu sprechen. Und plötzlich unterbrach sie sich selbst und sagte:

„Lieber Leonid.“

Abersezt von Eugenie Chmielnikhy (Berlin).



Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt.

Von Franz E. Willmann (Leipzig).

Am den Tagen des 6.—10. August findet in Berlin eine große öffentliche Tagung statt, die als fünfte ihrer Art und zum ersten Male in Deutschland die religiös-liberal Gesinnten aller Länder zu gegenseitigem Ideenaustausch vereinigen soll. Die früheren Weltkongresse fanden 1901 in London, 1903 in Amsterdam, 1905 in Genf, 1907 in Boston statt, und besonders dieser letztere gestaltete sich zu einer großen einmütigen Kundgebung. Es liegt ein ausgezeichnete Bericht darüber vor, von Prof. Weinel-Jena unter dem Titel „Das freie Christentum in der Welt“ herausgegeben. (Tübingen, J. C. B. Mohr).

Wenn auch alle Staaten und Religionsgemeinschaften dort durch Abgesandte vertreten waren, stand dieser Kongreß doch ganz unter dem Zeichen des Unitarismus. Dieser ziemlich unbeschränkten Vorherrschaft verdankt er nicht zum geringsten Teile die große Einheitlichkeit, wie denn auch naturgemäß die Vereinigten Staaten selbst den weitaus größten Teil der Besucher stellten. Man wird also gut tun, von vornherein dem Berliner Weltkongreß gegenüber, der auf gänzlich anderem Boden, unter ganz andern Bedingungen tagt, eine andre Stellung einzunehmen. Die Führung des deutschen liberalen Protestantismus liegt in den Händen von hauptsächlich zwei großen Verbänden: den „Freunden der Christlichen Welt“, an ihrer Spitze Professor Kade-Marburg, der Schwager des Abgeordneten D. Friedrich Naumann, und dem „Deutschen Protestantischen Verein“, in dem der bekannte Politiker Direktor Karl Schrader den Vorsitz führt. Der ersten Gruppe haben sich die Freunde der evangelischen Freiheit in Rheinland-Westfalen und die in Hannover angeschlossen. Der wesentliche Unterschied ist der, daß der Protestantischen Verein auch Politik treibt, wemals nützt, die andre Gruppe das grundsätzlich vermeidet. Es war daher für das Zustandekommen des auf rein religiöser Grundlage gestellten und alle Politik prinzipiell ausschließenden Welt-

kongresses nötig, daß Schrader, der den Kongreß präsidieren wird, zugleich für seinen Verein sich verpflichtete, die Politik diesmal aus dem Spiel zu lassen. So konnten auch politisch rechtsstehende, aber religiös-liberale Protestanten den öffentlichen Aufruf unterzeichnen und ihre Mitwirkung zusagen. So konnte insbesondere Harnack gewonnen werden, der ja, wie ich bei Besprechung des diesjährigen Evangelisch-sozialen Kongresses in diesem Blatte schon ausführte, merklich nach rechts rückt. Was nun die zu übeende politische Abstinenz Schraders angeht, so scheint es angebracht, ein wie ich glaube ziemlich unbeachtet gebliebenes Monitum zu erwähnen, das die „Preussische Kirchenzeitung“ an Schrader ergehen läßt. Das Organ der kirchlichen Mittelpartei, das leider auch mehr nach rechts hinneigt, als uns recht dünkt, hat Anstoß genommen an einem Begrüßungsartikel, den Schrader im „Berliner Tageblatt“ dem Kongreß widmete. Er erklärt, er habe trotz seiner anfänglichen Versicherung, daß dem Kongresse jede Polemik und jedes Eingreifen in die kirchlichen Verhältnisse fernliege, die Grenze überschritten; es weist deshalb Schraders Äußerungen als dessen Privatleistung sehr energisch zurück, die den Kongreß nicht angehe. Ich vermag nichts Versängliches in Schraders Artikel zu erblicken; es ist aber interessant festzustellen, daß man doch in gewissen Kreisen vor etwaigen Entgleisungen Angst hat.

Die Gegenstände der Hauptverhandlungen lassen sich nun in folgende vier Gruppen fassen. Als erste: Was verdankt das Ausland dem deutschen religiösen Geist und der deutschen Theologie? Die Vertreter aller großen Nationen werden sprechen, von denen besonders der Armenier Interesse erregen wird. Denn seit Jahren bemühen sich auf Anregung von Pfarrer Stier (Anhalt) und unter tatkräftigster Unterstützung durch Prof. Kade (Marburg) die liberalen Protestanten um die Förderung der christlichen Armenier und haben eine eigene Sonderbewegung dafür ins Leben gerufen. Den zweiten Teil bilden die Vorträge deutscher Theologen und Pfarrer über Deutsche Theologie und deutsche Kirche. Unter den Rednern sind die besten, die Deutschland aufstellen kann: Erich Foerster (Frankfurt), Naumann, v. Soden (Berlin), Weinel, Eucken (Jena), Baumgarten (Ariel), Niebergall (Heidelberg), Otto, Bouffet, Titius (Göttingen), Gunkel (Gießen). Einer eminent praktischen Frage ist die dritte Hauptverhandlung gewidmet: Wie können sympatische Beziehungen zwischen den verschiedenen Religionsgemeinschaften und kirchlichen Richtungen gewonnen werden? Da handelt es sich natürlich um Katholiken und Protestanten einerseits, um Orthodoxe und Liberale andererseits. Aber letzteres Thema werden Laffon (Berlin) und Emde (Bremen) sprechen, für das erstgenannte Problem sind Ausländer gewonnen worden: Sabatier (Paris), Murri (Rom), Lilley (Paddington) und Salvadori (Florenz). Als vierter Hauptpunkt steht zur Beratung „Die Pflichten des Christentums gegen die nichtchristlichen Völker“. Darüber werden sich ein Buddhist, ein Hindu, ein Aegerpaster hören lassen, während als Anwalt des Islam Montet (Genf) spricht. Außerdem werden in vier gleichzeitigen öffentlichen Abendversammlungen die Thematata behandelt: Die Religion in ihrem Verhältnis zum Sozialismus, zur Enthaltbarkeit (Alkoholfrage), zum Völkerfrieden und zur Frauenfrage. Auch hier sind allererste Redner gewonnen, die eine Gewähr bieten, daß die Vorträge sich durch Sachkenntnis auszeichnen und nicht in Utopien aufgehen. Insbesondere wird die Behandlung der Frage „Religion und Sozialismus“ Repräsentanten der verschiedensten Richtungen vereinigen, die schon allein als Persönlichkeiten Interesse erwecken, wie Traub (Dortmund), Kutter (Zürich), Peabody (Amerika), Sounelb (Paris). Zwei weitere Versammlungen werden sich mit dem Verhältnis von Christen zu Juden und Freidenkern beschäftigen sowie mit dem freien Christentum in und außer den Landeskirchen.

Soweit das Gesamtprogramm in großen Zügen: eine Reihe von Spezialkonferenzen außerhalb des eigentlichen

Kongresse finden noch statt, die aber auf den Besuch der Kongreßteilnehmer rechnen. Es bedarf also kaum noch weiterer Worte, um jeden zu überzeugen, daß es sich hier im Gegensatz zu so vielen andern Kongressen um eine Tagung handelt, die in weitestem Maße Interesse verdient wegen der Bedeutung des Gegenstandes, wegen der Fülle von anregenden und belehrenden Vorträgen, wegen der Anwesenheit so hervorragender Repräsentanten aller Konfessionen, Kirchen und Religionen; gar nicht zu reden von dem Wert der Beziehungen, die sich für den Einzelnen daraus ergeben, und der starken psychomotorischen Kraft, die allen solchen Zusammenkünften zu eigen zu sein pflegt.

Daß eine solch imposante Rundgebung des religiösen Liberalismus der gesamten Orthodogie ein Dorn im Auge ist, versteht sich von selbst und hat bereits in verschiedenen Äußerungen der Fachpresse unmißverständlichen Ausdruck gefunden. Um so erstaunlicher ist, daß die große, endlich gesinnte Tagespresse bis auf wenige Blätter sich ebenso wenig geäußert hat wie die zahlreichen Zeitschriften, die sich irgendwie für religiöse oder kirchliche Probleme interessieren. Der Fehler, der bei den meisten Tagungen begangen wird, scheint mir auch hier nicht vermieden zu sein: der Stoff ist zu reichhaltig, und an die physische Ausdauer und die Aufnahmefähigkeit der Teilnehmer werden zu große Anforderungen gestellt. Das ist aber eine Äußerlichkeit, die sich wie manche andre von selbst reguliert. Freies Christentum und religiöser Fortschritt, so lautet der Name des Kongresses, und um eine Welt-Herrschaft des kirchlichen protestantischen Liberalismus der verschiedensten Richtungen, nicht aber, wie der Name des Kongresses besagt, eine internationale Tagung aller derer, die im Gegensatz zur Orthodogie religiösen Fortschritt wollen und sich zum Christentum bekennen, in welcher Form es auch sei. Ich hatte dies nicht nur erwartet, sondern hätte es auch für das Richtige gehalten, gemeinsam mit der äußersten Linken des christlichen Individualismus eine Rundgebung und Aussprache zu veranstalten. Statt dessen sind nun die kirchenfeindlichen Christen und religiös Fortschrittlichen nur gewissermaßen Gäste, ebenso wie die Vertreter der nichtchristlichen Religionen. Und das scheint mir ein taktischer Fehler zu sein, dessen Folgen kaum ausbleiben werden. Auf diese Art ist die Sache nun im Grunde doch vor allem eine Gegenrundgebung der Liberalen gegen die Orthodoxen. So schrieb denn auch schon die „Vof. Union“ von dem Kongreß als einem Schaustück, und auch die schon zitierte „Preussische Kirchenzeitung“ verhält sich äußerst abwartend. Das sind immerhin Vorboten, die zu denken geben.



Randbemerkungen.

Von Bebel bis Bassermann.

„Die Fortschrittler stellen sich unter dem an sich unmöglichen Bloß von Bebel bis Bassermann eine Gesellschaft zur Sicherung freisinniger Mandate vor.“ Auf diese runde, nette Erklärung der „Leipziger Volkszeitung“ wird man zurückgreifen müssen, wenn der Wahlkampf entbrennt, denn sie trifft den Nagel auf den Kopf. Die Sozialdemokratie ist nicht gewillt, für die fortschrittliche Volkspartei die Kastanien aus dem Feuer zu holen, sie wird sich deren Unterstützung gefallen lassen, wie man sich gefallen läßt, wenn ein Straßenjunge herbeispringt, um in Erwartung eines kleinen Tringelds den Wagenschlag zu öffnen, aber mitzufahren? Dir ist wohl nicht ganz richtig im Kopf, mein Junge; willst du hinten aufsitzen und eine Strecke mitbefördert werden, nur zu! Dabei kann es dir zustoßen, daß dir der Rutscher mit der Peitsche um die Ohren knallt. Das Leipziger Blatt, das die radikalste Richtung der Sozialdemokratie vertritt, schwingt denn auch schon jetzt die Peitsche und verhöhnt den

„altersschwachen Freisinn“ wegen seiner Hoffnung, als könnten ihm Wahlkreise überlassen werden, die früher einmal bereits einen sozialdemokratischen Vertreter gehabt haben. „Eine solche Selbstverleugnung der Sozialdemokratie zuzutragen, verrät schon nicht mehr bloße politische Naivität. Dies grenzt an Stumpfsinn.“ Das sind liebliche Sirenenklänge: die freisinnigen Führer hören sie wohl, haben sich aber an den Mast des Parteischißs festbinden lassen, und den unglücklichen Ruderern, die es vorwärtstreiben müssen, sind die Ohren verstopft: die freisinnige Presse verrät ihnen nichts von dieser Musik, die eine Begräbnismusik für viele Mandatshoffnungen bedeutet. Die Sozialdemokratie akzeptiert die Parole von Bebel bis Bassermann nur in dem Sinne, daß sie ihren Herrschaftsbereich bis in die Reihen der Nationalliberalen auszubehnen gewillt ist; sie wird unbedenklich überall mit eigenen Kandidaten im ersten Anlauf so vorstürmen, daß der Freisinn zum Handlanger bei den Stichwahlen degradiert und demnach ausgeschaltet wird. Das Lugeln mit der Sozialdemokratie, die Verbreitung der Ansicht, sie sei von vornherein als das kleinere Übel zu betrachten, wird für unsere Bürgerlich-Radikalen unerwünschte Früchte tragen. Vergebens steht man sich nach etnem energischen Protest gegen die würdelose Einschätzung des Freisinns um; man läßt sie sich ruhig gefallen und hält die Vorstellung aufrecht, als ob das Phantom „Von Bebel bis Bassermann“ Fleisch und Blut gewinnen könne. Der Ragenjammer wird sich einstellen, wenn es zu spät ist und der Freisinn, der jetzt von der Herausgabe eigener fürtrefflicher Werke träumt, eine Brotstelle als Markthelfer der Sozialdemokratie gefunden hat.

Dr. Fr. St.

Die Feuerbestattung.

Die Frage ist wieder in Fluß gekommen, und wenn nicht alle Zeichen trügen, wird Herr v. Dallwitz die von seinem Vorgänger mit der Rechtswohlthat des Inventars überkommene Erbschaft in einem der Feuerbestattung günstigen Sinne regeln. Was er in dem kleinen Anhalt, ohne den Bestand dieses Bundesstaats zu gefährden, durchsetzte, wird er auch in Preußen durchsetzen können. Es wäre unklug, länger zu zögern. So lang die Bank auch ist, auf die die Erledigung berechtigter Wünsche geschoben worden ist, jetzt ist man am Ende angelangt, und der Minister steht vor der Gefahr, bei der nächsten Verhandlung im preussischen Landtag sich selbst verleugnen zu müssen, wenn er nicht Ernst macht. Seitdem die Medizinalabteilung des Kultusministeriums an das Ministerium des Innern übertragen worden ist, dürften gewisse geheime Widerstände außer Gefecht gesetzt sein. Mit der Religionsübung hängt die Feuerbestattung ohnehin nur sehr lose zusammen, und das um so mehr, als niemals etwas andres als die fakultative Einführung gefordert, also in keiner Weise ein Gewissenszwang beabsichtigt wurde. Wie im Herrenhause diese klare Sachlage verkannt werden konnte, wie z. B. vom Grafen Zieten in der Sitzung vom 21. Mai d. J., ist unerfindlich. Niemand soll in der Bestattungsart beschränkt werden. Neues wird schwerlich für oder gegen noch vorgebracht werden können. Die Literatur über den Gegenstand füllt allein eine ganze Bücherei aus, und es ist ganz aussichtslos, die Bewegung zum Stillstand bringen zu wollen, die Angehörige aller Stände, aller Parteien zu ihren Freunden zählt, so daß der Vorwurf kultureller Rückständigkeit gegen Preußen nicht unbedeutend ist. Die Antwort, die der neue Minister des Innern auf eine Eingabe der Kommission der preussischen Vereine für Feuerbestattung erteilt hat, bedeutet zwar die Interessenten, daß die Verhandlungen im Schoße der Staatsregierung über das Ob und das Wie noch nicht zum Abschluß gelangt sind. Das klingt nicht sehr ermutigend, aber die Bejahung der Prinzipalfrage läßt sich schwerlich vermeiden, wenn nicht die Homogenität des Gesamtministeriums in eigentümlicher Beleuchtung erscheinen soll, und die Festsetzung der einzelnen gesetzlichen Bestimmungen dürfte nicht allzu schwer fallen, da zahl-

reiche die Materie regelnde Gesetze und Verordnungen in andern Bundesstaaten als Muster vorliegen. Die bürokratische „Gründlichkeit“ liefert auf andern Gebieten genug Stoff zu berechtigten Beschwerden, warum auch hier? Die beteiligten Ressorts haben Zeit genug gehabt, sich schlüssig zu werden. Es handelt sich wirklich nicht um die Quadratur des Kreises.
Dr. Fr. St.

Schwefelsäure.

Nicht nur unsere Strafgesetzgebung, sondern auch unsere Rechtsprechung krankt daran, daß sie das Eigentum stärker schützen zu müssen glaubt, als Ehre, Leib und Leben. Wehe dem, der sich gegen einen Rassenchranz vergeht, er wandert unweigerlich ins Zuchthaus, wer aber eine Körperverletzung sich zu schulden kommen läßt, findet gewöhnlich milde Richter. Wenn in Frankreich die Geschworenen eine Frau freisprechen, die sich am treulosen Geliebten oder der Nebenbuhlerin mit ein paar Revolvergeschüssen oder durch Bespritzen mit Vitriol rächt, dann entsteht bei uns gewöhnlich ein Sturm der Entrüstung, und in allen Sonarten wird das blöde Thema von der französischen Deladenz variiert, dabei aber gibt es ähnliches auch bei uns. Erst kürzlich hat die 2. Ferienstrafkammer des Landgerichts II in Berlin ein Urteil gefällt, das sich mit den berüchtigten französischen messen kann, nur daß es nicht von leicht zu beeinflussenden Jurymitgliedern, sondern von rechtsgelehrten Richtern gesprochen wurde. Einem Bahnarbeiter sagt die „Braut“ oder Geliebte ab, um mit einem andern anzubinden. Was tut der Verschmähte? Er verschafft sich konzentrierte Schwefelsäure und gießt sie dem ahnungslosen Mädchen ins Gesicht. Ein Wunder, anders kann man es gar nicht nennen, rettete der Unglücklichen das Augenlicht, selbstverständlich aber trug sie schwere, schmerzhaft Brandwunden davon und wird durch die fürchterlichen Narben zeitweilig entstellt sein. Man kann sich ein feigeres, grauameres, niederträchtigeres Attentat gar nicht vorstellen, und da § 224 Str.G.B. Zuchthausstrafe vorsteht, so mußte man annehmen, daß der Verbrecher sie erhalten würde. Aber nein, die Strafkammer gab ihm nicht einmal die durch den Paragraphen festgesetzte Mindeststrafe von einem Jahr Gefängnis, auf die der milde Staatsanwalt angetragen hatte, sondern bewilligte ihm „mildernde Umstände“ und ließ es bei sechs Monaten Gefängnis, die er wahrscheinlich gar nicht als Strafe empfindet, bewenden. Solch ein Urteil ist einfach unverständlich und beleidigt das Rechtsgefühl aufs tiefste. Das arme Mädchen ist für Lebenszeit unglücklich gemacht, hat von dem Strolch natürlich keinerlei pekuniäre Unterstützung zu erwarten und er läßt sich auf ein halbes Jahr auf Staatskosten verpflegen und zieht dann vergnügt fürbaß. Sechs Monate Gefängnis! wer einen unvorsichtigen Zeitungsartikel schreibt, oder sich eine Richterbeleidigung zu schulden kommen läßt, kriegt ebensoviel und mehr. Die Begründung dieses Fehlurteils möchte man kennen lernen, sie muß ein tüchtiges Stück Arbeit darstellen.
Dr. jur. Pollaczek.

Studierende Japs.

Deutschland erfreut sich wieder des lebhaften Besuchs durch japanische „Studienkommissionen“. Die kleinen gelben Herren sind außerordentlich witzbegierig und eben erst sind in Berlin wieder Mediziner und auch ein Mitglied der Japanischen Landesaufnahme zu Studienzwecken eingetroffen. Das mag hingehen, aber binnen kurzem wird eine aus den Ingenieuren des staatlichen Stahlwerks in Wakamatsu, den Herren Sakori und Dramake, bestehende Kommission eintreffen, die besonders im Rheinisch-Westfälischen Industriebezirk „studieren“ wollen. Man kann gespannt sein, ob die Hütten- und Werkbesitzer den Japanern die Erfüllung ihrer Aufgabe ermöglichen und erleichtern werden. Geschieht es, dann sind wir Deutschen nicht so dumm, wie man glaubt, sondern noch dümmer. Denn zweifellos handelt es sich auch hierbei nur um ein Stück Industriespionage. Unsere Fabriken, nicht zum

mindesten der Textilbranche, haben in dieser Beziehung doch wahrlich genug trübe Erfahrungen gemacht und könnten durch Schaden klug geworden sein. Wie kommen wir dazu, eine ohnehin bedrohlich anwachsende Konkurrenz noch selber zu stärken und aufzupäppeln. Wer da weiß, und schließlich sollte das jeder Industrielle wissen, wie gering oder vielmehr gar nicht in Japan fremde Patentrechte geachtet werden, wie parteiisch die japanische Justiz in Zivilprozessen zwischen Ausländern und Japanern zugunsten dieser ist, der muß es erst recht unbeeindruckt finden, wenn wir Japaner über unsere Erfahrungen und Methoden unterrichten. Wir sind dann einfach unsere eigenen Totengräber. Hoffentlich finden aber die japanischen Ingenieure überall verschlossene Türen und werden höflich, doch entschieden hinauskomplimentiert.
Dr. P.

Der Minister im Walde.

Herr v. Schorlemer, der neue Landwirtschaftsminister und Bürgermeister Dr. Reide, der Verfasser des grünen Huhns, sind im Automobil durch die Waldungen um Berlin gefahren, um festzustellen, was davon stehen bleiben und nicht abgeholzt werden solle. Und als sie die Staubmäntel abgelegt und die Brillen hinuntergetan hatten, waren allsogleich die Interviewer bei ihnen und erhielten auf ihre Fragen die Antworten, die sie getroffen schon vorher hätten niederschreiben können. Der Bürgermeister schwelgte in Hoffnungen und der Minister in Wohlwollen. Das ist bisher immer noch der Fall gewesen, die Art aber tat ihr beamtenstwertes Werk weiter. Denn natürlich hat der Minister andre Sorgen, als sich für Berlins Waldungen zu interessieren, und selbst wenn er es täte, würden seine Räte, insbesondere der verehrte Herr Oberlandesforstmeister Wrobel, oder wie der Titel des Waldförsters sonst lautet, doch tun, was sie wollen. Es wird weiter lahl geschlagen werden, und der Fiskus und die Spekulanten werden Unsummen auf Kosten unsrer Gesundheit einstreichen. Wir glauben nicht mehr an ministerielles Wohlwollen und teilen bürgermeisterliche Hoffnungen nicht mehr. Das grüne Huhn ist das einzige Grün, das uns Herr Dr. Reide rettet. Die Parole bleibt nach wie vor: „Es wird abgeholzt“, und das Feldgeschrei: „Non olet“.
Dr. M. P.

Wellmanniana.

Im Herbst will Wellmann mit seinem Lenkballon „Amerika“ die Fahrt über den Atlantischen Ozean nach Europa antreten. Er will. Er wollte auch den Nordpol mit seinem Luftschiff erreichen, ohne Proben von dessen Gebrauchsfähigkeit gezeigt zu haben, und so konnte es nicht ausbleiben, daß in Europa der bemerkenswerte Fall eintrat: die Dummen wurden alle. Die Fachleute hatten längst Wellmann als einen eingeschätzt, der das Gold andrer in Gas zu verwandeln verstand, aber sonst nicht ernst zu nehmen war. Nur in Amerika, dem Lande der Technik, wo angeblich jeder ein geborner Ingenieur ist, waren „sie“ nicht alle geworden, und die Presse unterstützt Wellmann darin, um Gimpel einzufangen. Man kann schon heute sagen, was geschehen wird: Zunächst wird wochenlang vorher der Luftstiege angekündigt. Zahllose Neugierige strömen herbei, lassen sich Vorträge über den Ballon und den Motor halten, werden in Bewunderung versetzt und meinen den kühnen Luftschiffer schon in Irland landen zu sehen. Dann stellen sich Fehler an den Apparaten heraus, dann mißglückt der erste Aufstieg, dann beginnt das Wetter umzuschlagen, der Gegenwind wird zu stark, die Möglichkeit, die Geschwindigkeit der „Mauritania“, des schnellsten Windhundes des Ozeans, zu erreichen, verringert sich. Jetzt bemächtigt sich der Gläubigen eine gewisse Unruhe und, nachdem die Welt genug genarrt worden ist, steigt Herr Wellmann mit 17 000 Gallonen Gasolin in die Lüfte, um die 3000 Meilen zurückzulegen. Selbstverständlich wird er „abgetrieben“ und geht so sanft in irgend einem amerikanischen Küstenort nieder, wie jemals ein Jahrmarktssäronaut. In maquis voluisse sat est. Wenn dieses Wort nicht existierte,

würde es Herr Wellmann erfinden. Glücklicherweise hat sich das Austauschsystem noch nicht auf die Luftschiffahrt erstreckt, wir könnten sonst, nach der Prekunterführung zu urteilen, die dieser das Blaue vom Himmel herunterrenommierende Luftikus und Professor der Ballonwissenschaft genießt, Aberraschungen erleben. K. Fr.

Über Nationalismus.

Aber dem rauschenden Wasserfall der Ereignisse schwebt ein schimmernder Regenbogen. Das ist die Zeitstimmung, die Weltanschauung, die der Fall erzeugt. Am farbigen Abglanz haben wir das Leben. Aber die Farbe wechselt, und der Glanz auch, und selbst der Wasserfall ist bald klein, bald groß, bald klar, bald trübe. Fast jedes Jahrhundert hat seine eigenen Hochziele, hat einen andern Gedanken an der Aufgabe der Menschheit, als das vorangehende. Finstere Ulfese und Weltuntergangssorge um 1000, hinaus zum Kreuzzug, dann unter Gottfried von Bouillon, auf zu fröhlicher Minne unter der Leitung der Troubadours und des Vogelweiders! Oder in der Neuzeit: Religionskriege mit dem Leitwort Cujus regio, ejus religio; hierauf in schroffem Wechsel die Humanität eines Leibniz, Herder und Goethe; wieder ein Schwung des Rades, und der Spruch lautet: Cujus regio, ejus natio. Nach weltumspannendem und in die Welt zerfließendem Kosmopolitismus abweisender, ausschließender, bewußt sich verengender Nationalismus. Unter diesem Zeichen, dem des erwachenden Nationalbewußtseins, steht denn seit Napoleon die ganze neuzeitliche Entwicklung. Aber schon sind Spuren und Merkmale dafür da, daß auch das Zeitalter des Volksgedankens nicht ewig dauern wird. Vermutlich zwar wird der Gedanke noch weitere Zugkraft entfalten, wird schärfer und spitzer werden, bis dann endlich die Spitze umbricht. Auch hat der Gedanke bei weitem noch nicht überall seine erziehlige Wirkung voll ausgeübt. Dazu sind noch Nachzügler des Nationalismus im Ansturm: Chinesen, Inder, Afghanen, Kurden, Serben, Albaner, Araber. Was jedoch an dem Gedanken abstößt, ist das Übergewicht der Masse. Denn darüber muß man sich doch klar sein, daß mit dem Sozialismus, den doch die feineren Geister verabscheuen, der Nationalismus jene eine Wurzel gemeinsam hat: das Aufsteigen der unteren Schichten. Es ist das fast wie bei den Religionen, die auch in der Regel sich zunächst auf das niedere Volk stützen, wie bei andern Kulturbewegungen, z. B. akademischen Forderungen, die von der unruhigen Menge, der sozusagen besitzlosen, deflassierten, d. h. couleurlosen Studenten getragen werden. Ein Generalstreik und ein tschechischer Volksaufstand, wie ein irredentistischer Rummel haben gefährliche Vergleichspunkte. Auch in der Politik ist nur zu häufig die Masse blind und geht auch nur zu häufig das Nationalitätsbewußtsein in die Irre. Philosophen haben neidlich über den gesunden Menschenverstand gespottet, der oft weder gesund noch vernünftig sei, allein besorgter Verstand ist einmal der Gott des Gemeingefühls, der Konvention der gedankenlosen Menge. Auch der Nationalismus geht keineswegs immer den richtigen Weg. Man sah das in Österreich 1879 und 1908/09, als die dortigen Alldeutschen gegen die Großmachtstellung Österreichs und damit gegen die Lebensinteressen des Deutschlands selbst auftraten. Man sah dies in China 1900, als die Boxer, voll nationalen Grimmes über das Verhalten der Fremden, sich auf die Gesandtschaften stürzten und dadurch eine noch viel empfindlichere Einmischung der Fremden herbeiführten. Man sieht es seit einem Menschenalter bei den Magyaren, die durch überspannte Forderung ebenfalls zuletzt, wie der Ausfall der jüngsten Wahlen beweist, das Gegenteil von ihren Absichten erreicht haben.

Vor allem muß sich der Nationalismus mit dem erfolgreich aufstrebenden Imperialismus auseinandersetzen. Volkstum gegen Weltmacht! Reinheit gegen Grözel! Der Imperialismus aber kann, was auch Seillere sagen möge, nur immer von einigen Wenigen ausgehen und geleitet werden.

O wie stumm . . .

O wie stumm ist unser Preußen heuer,
Das einst Hort war der Berebtheit,
Nicht mehr wird mit Eloquenz und Feuer
Redend irgend etwas eingeweicht.
Klanglos zieht, was ich als Unlaß buche,
So vorbei — wo einst der Wortstrom schwall . . .
Alle Feste, Reisen und Besuche
Sind so schweigsam, still und wehmutsvoll.

Ach, der Hauptstoff ist verfiert der Presse,
Lethargie ergreift den Wahlverein;
Wenn ich diesen Zustand nur ermesse,
Schlaf auch ich vor Langeweile ein.
Schleichen wir nicht lustlos unsre Pfade,
Da „es“ schon so lange bei uns schweigt — ?
Lieber Preußengott, o gib voll Gnade,
Daß uns halbe wieder eine Rede steigt!

Terentius.



Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren u. s. w. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung ungerollt und ungezählter Werte kann nicht erfolgen.

Karl Hans Strobl: Romantische Reise im Orient. Mit 26 Illustrationen. Buchschmuck von J. Tom. Rita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg 1910. Geh. 5 M., geb. 6 M. 361 S.

Das Reisen ist heutzutage, wo die Entfernungen so klein geworden sind, längst eine Modesache der besser Vermittelten. Mit der wachsenden Schar derer, die es als ihre Aufgabe betrachten, dagewesen zu sein statt sich hinzugeben, hält die Zahl jener, die die Kunst des Reisens erfassen, anscheinend nicht gleichen Schritt. Goethes „Italienische Reise“ blieb ein nur von wenigen Erlesenen erreichtes Vorbild. Dieser erwählten Minderheit gehört Karl Hans Strobl an, der nun das künstlerische Ergebnis einer Fahrt durch Palästina und Oberägypten in einem stattlichen Bande darbietet. Die bunte, farbenprächtige Welt des Orients tut sich uns hier in ihrem ganzen Reichtum, in ihrer überwältigenden Fülle und in ihrem tiefsten Urgrund auf. Zugleich offenbart sich uns aber auch die umfassende eigenartige Persönlichkeit Strobls, der in einer vollendeten äußeren Form lebendige und anregende Schilderungen von hoher dichterischer Schönheit vor Augen führt. Daneben stehen Zeichnungen phantastischer und bizarrer Art, wie sie den Strobl der „Eingebungen des Arpharat“ oder der „Bedenkamen Historien“ kennzeichnen. Mit einer grauenvollen Wahrheitsstreue enthüllt sich uns an anderer Stelle der entsehlige und unergliche Anblick der Ausfälligen am Fuße des Ulbergs. Wunderbar wiederum ist die Schilderung der Märchenstadt Kairo, die zugleich in ihren Mauern die schrecklichen Züge von Glend und Laster ungeheuer enthüllt. So ist es nichts weniger als eine trodene Reisebeschreibung, die wir erhalten, vielmehr ein Kunstwerk für sich, zu dem Strobl das tiefe seelische Erlebnis seiner orientalischen Reise gestaltete, von der ein entzückendes Abbild sich hier dem minder glücklichen Leser dartut.

Viktor Wall (Wien).

Prof. Dr. A. Voigt: Exkursionsbuch zum Studium der Vogelstimmen. Praktische Anleitung zum Bestimmen der Vögel nach ihrem Gesänge und den gewöhnlichsten Rufen. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. Verlag von Quelle & Meyer (Leipzig). Gebunden 3 M.

Auf Wunsch der Redaktion fügt der Verfasser des genannten Exkursionsbuches noch einige Begleitworte hinzu. Dank und Anerkennung gebührt zunächst den Herren Quelle & Meyer, in deren Verlag das Buch seit Jahresfrist übergegangen ist; sie haben sich bemüht, ihm durch gefällige, praktische Ausstattung und stimmungsvolle Widmetten noch mehr Freunde zu erwerben. Aber auch inhaltlich ist die 5. Auflage nicht unverändert geblieben: obwohl nur 4 Arten hinzugekommen, sind doch etwa 80 Arten völlig oder größtenteils neu bearbeitet worden; ganz unverändert sind nicht viel mehr als 30 Artikel aus dem alten ins neue Buch hinübergekommen. Jede der beschriebenen 254 Arten gleich gut kennen zu lernen ist eben eine Aufgabe, mit der man sein ganzes Leben nicht fertig wird. Von diesen 254 werden in hiesiger Gegend nicht viel mehr als die Hälfte beobachtet, selbst wenn ich die Umgegend von Leipzig nach Osten bis zur Mulde ausdehne und die über 30 km südwärts gelegenen Havelbacher Teiche noch mitnehme. Manche Arten kommen so vereinzelt vor, daß man sie so manches Jahr nicht ein einziges Mal beobachtet. Von den ca. 100 Arten, die der Ornis Leipzigs fehlen, sind die Hälfte fast nur am Meere zu treffen; um ihre Willen habe ich neuerdings zu verschiedenen Jahreszeiten Studienreisen nach dem Nordsee-Strande unternommen; zwei größere Reisen galten der Vogelwelt der östlichen Provinzen. Durch Erfundigung bei Vogelfennern, die in den besuchten Gegenden wohnen, war ich bemüht, den Erfolg der Studienreisen zu mehren und zu sichern, und so war in den drei Jahren seit Erscheinen der 4. Auflage eine Fülle neuer Beobachtungen zusammengekommen für die fünfte.

Trotz vieler Korrekturen und Durchsichten ist mir ein Druckfehler entgangen; Seite 194 muß es beim Ruckuck heißen „den beispiellos spätesten vernahm ich am 31. Juli 1899“ (nicht Juni!). Dieser Ruckuck von Uedom ist überdies neuerdings übertrumpft worden durch einen, der am frühen Morgen des 5. August a. c. an einem waldumsäumten See Hinterpommerns noch einige Male rief, in menschenleerer Einsamkeit, so daß an Imitation nicht zu denken war.

Auf Seite 67 klafft in der 5. Auflage noch eine Lücke,

die mich viel bekümmert hat. Der zierlichste Rohrsänger mit den drei hellen Streifen über den Kopf, war mir trotz aller Studienreisen bisher entgangen; Anfang Juli erfuhr ich nun durch Herrn Dr. Hesse (seit Ostern Assistent an der biolog. Reichsanstalt Dahlem), einem unsrer besten Feldornithologen, daß das zierliche Vögeln in den von Havel, Spree und Rhin durchzogenen Niederungen im Herzen Brandenburgs nichts weniger als selten ist. Am 10. und 11. Juli und von Kremmen aus am 2. August habe ich gesucht, viel und gut gesehen und gehört. Der Name „Binseirohrsänger“ scheint mir nicht zutreffend; in den größten Scirpus-Beständen an unsern Teichen habe ich ihn nie bemerkt. In den weiten Grasländern, wo wir ihn so häufig antrafen, erreichen die Riedgräser, bevor sie abgemäht werden (Juli, August), über $\frac{1}{2}$ m Höhe, rundlich dichtgewachsene Weidenbüsche unterbrechen die Einförmigkeit der Landschaft; in ihrem Gezweig konzentrierte der längst gesuchte Rohrsänger. Kurze Reihen schöner Pfeiflaute treten gar lieblich hervor, zwischenhinein tritt regelmäßig ein charakteristischer Schnarrlaut, also „errr... errr... errr...“ etc.; zuweilen bringt ein Sänger auch 2 bis 4 Pfeifstouren, ehe wieder ein Errr kommt. Sein nächster Verwandter, der Schilfrohrsänger, verbindet auch wohl einmal eine Pfeifsture mit einem Schnarrlaut (Roller, vergl. S. 69), zieht aber den letzteren gewöhnlich länger aus; nur wenn er ganz kurz abbricht, kann man einmal stehen und fragen, war es dieser oder jener. Hebt er wieder an und singt mehr, so ist die Frage ohne weiteres zu entscheiden. Die Brandenburger Luch sind Landschaften, wo selten jemand Naturgenüsse sucht, aber für den Kenner und Beobachter der Vogelwelt haben auch sie ihren besonderen Reiz.

Ein intimer Verkehr mit der Natur bewahrt uns davor, den Landaufenthalt langweilig zu finden. Zwar setzt er Lust zum Denken und Beobachten voraus, erhält aber auch andererseits Körper und Geist widerstandsfähig im aufreibenden Kampfe ums Dasein und ist eine Rettungsinsel für alle, die sich hüten möchten, an den Schäden moderner Genussucht zu degenerieren. Prof. Dr. Voigt.



Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M.
 Einzelnummer 40 Pf.
 Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

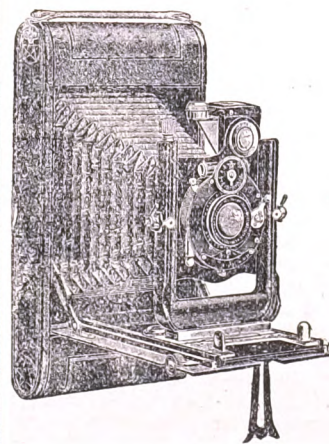
Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ··
 Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

**Kaiser
 Friedrich
 Quelle**

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW.
 — Telefon-Amt VI, No. 689. —



Ica
„Lloyd“

Rollfilm-Camera
 mit leichter Handhabung
 und geringem Gewicht.

Preisliste No. 513 gratis.

ICA, Aktien-
 Gesellschaft
 Dresden.

Grösstes Camerawerk
 Europas.



Jagd-Trophäen, in- und ausländische
Waffen u. Gebrauchs-Gegenstände
für Dekorations- und Sammelzwecke.
Wiedmann & Schoeffler, Nürnberg H.
JIL-Prachtkatalog, H* geg. 35 Pf. i. Briefm.

Antiquar. Kat. 34. Philosophie

„ „ 36. Litteratur
gratis und franco:

J. Krause, Antiquariat, Halle a. S.

Hygienische

Bedarfsartikel. Neuest. Katalog.
m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
H. Unger, Gummiwarenfabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:

Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:

Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.:
Adolf Ruter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):

Hôtel und Naturweinkeller „Zur
Kanne“. Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:

Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:

Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:

Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:

Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:

Hôtel „Schiesse“-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:

Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesland:

Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:

Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:

Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang).
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.

Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Pracht-
volle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.

Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus
„Weisses Ross“. Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:

Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

„Berliner Lokal-Anzeiger“: . . . Der Schillerband bringt Originalaufsätze über Schiller aus der Gegenwart, die über den Augenblick hinaus zu werten sind. Geben sie auch nicht ein Gesamtbild von Schillers Wesen und Leben, so sind sie doch geeignet, auf einzelne Züge in diesem Bilde ein scharfes Licht zu werfen. Der Herausgeber hat durch seinen Kommentar das viele Einzelne ans grosse Ganze geknüpft und hat in seiner Einleitung — Schiller und die Wirklichkeit. Ein Schicksal — eine sehr interessante und originelle Stellungnahme zu dem Problem „Schiller“ versucht. Die Bücher der Gegenwart sind ein zeitgemässes Unternehmen, das der Wochenschrift und dem Verlage viele Freunde gewinnen wird.

Im „Tagesbote aus Mähren u. Schlesien“ sagt Karl Hans Strobl u. a.: . . . Die Genesis dieses Buches schliesst von vornherein eine erschöpfende Behandlung des Themas aus. Aber was hier in Einzelheiten behandelt wird, bringt so viel Neues und das Bekannte so frisch und interessant, dass ein buntes Leben überall zu quellen scheint. Von der literarhistorisch-gründlichen Quellenuntersuchung bis zum Essay sind alle Formen vertreten, wir finden hier ebenso das Feuilleton wie die Impression und es gelangt ebenso der Germanist wie der Journalist zu Wort. — Hier hat man ein Buch, das abwechslungsreich und interessant ist und jeder Schillerbibliothek als Ergänzung willkommen sein darf.

Bücher der Gegenwart

Band I

Schiller

Gesammelte Aufsätze aus der „Gegenwart“
(1872—1909)

Herausgegeben von
Ignaz Jeżower

Mit einem Zweifarben-Holzschnitt
des Schillerhauses (von Otto Delling).
XVI, 184 Seiten imit. Bütten in ge-
schmackvollem steifen Umschlag.

Preis 2 Mark

Zu beziehen durch jede Buchhandl.

Hermann Hillger Verlag

Berlin W. 9 . . . Leipzig

„Berliner Neueste Nachrichten“: Der Herausgeber hat durch sachkundige Anmerkungen einen festen bindenden Mörtel zwischen die zahlreichen Bausteine getan. In einer feinen u. schwungvoll geschriebenen Einleitung hat er das Problem „Schiller“ auf einem neuen Wege zu lösen gesucht. Er zeigt, dass der Idealist Schiller doch ganz gute und realistische Augen hatte, dass er aber im Kampfe mit der Wirklichkeit unterlag — wie die Helden in seinen Dramen. Vielleicht war seine kränkliche physische Natur daran schuld . . . und so zieht er sich in das Reich des Gedankens, in das der Ideale zurück. Das Wertvolle an dieser kurzen Einleitung ist die Aufweisung der unendlich fein verschlungenen und verknüpften Fäden zwischen dem physischen und dem psychischen Menschen. Auch sonst enthält das Büchlein manchen fein geschriebenen Aufsatz und tief gefassten Gedanken.

„Ulmer Tagblatt“: Es war ein glücklicher Gedanke des jetzigen Verlegers der bekannten Wochenschrift „Die Gegenwart“, die gehaltvollsten der dort erschienenen Aufsätze über Schiller zu einem schönen Band zu vereinigen. Ignaz Jeżower, der selbst mit einem markanten Essay über „Schiller und die Wirklichkeit“ vertreten ist, hat die Auswahl mit feinem Verständnis besorgt, und wir freuen uns heute, aus ihr entnehmen zu können, dass Schiller noch nicht vergessen ist. Die Verehrer des grossen Dichters finden hier neue Anregung in Hülle und Fülle. Wir wünschen dem Unternehmen, das so glücklich begonnen, schönen Fortgang.

Die Gegenwart

Nr. 33.

Berlin, den 13. August 1910.

39. Jahrgang
Band 78.

Wahlorgen.

Die liegen noch weit im Felde, die Reichstagswahlen, und doch sind die Diener der öffentlichen Meinung schon dabei, die Plätze der Abgeordneten mit neuen Karten zu bestücken, als säßen die Herren als Neugewählte bereits am Königsplatz, und selbst um die Präsidentenstellen rollen bereits die Würfel. Wer den Sozialdemokraten weniger als 120 Sitze herausrechnet, wird als Stümper in politicus beiseite geschoben, was am Ende noch nicht das Schlimmste ist, denn das Zungenreden der modernen Prophetenschule ist für Nüchterne unerträglich. Wer sich seine Kaltblütigkeit bewahrt, bemerkt, daß sich in die Reihen der Mittelparteien maskierte Feinde geschlichen haben, die Rückzugssignale blasen, während ihre Freunde auf der Gegenseite schreien: „Sie fliehen!“ Diese Verwirrungstaktik wurde zu früh angewendet, als daß sie nicht erkannt werden sollte. Wir sind noch lange nicht bei der Generalprobe vor den Wahlen angelangt, wo die Darsteller ihr Organ mit vollster Kraft spielen lassen; einstweilen handelt es sich nur um Leseproben, und der Rotstift des Regisseurs wird noch manchem einen dicken Strich durch die Rolle ziehen. Nur darf diese Erkenntnis nicht Gemeingut werden, das verträgt sich nicht mit dem Geschäft; es gilt die Siegeszuversicht zu steigern, als wenn die Wahlmacher einen festen Pakt mit dem Schicksal abgeschlossen hätten, der Bär schon zur Strecke gebracht wäre. Er ist zu früh aus dem Lager geseucht worden, und es wäre nicht das erste Mal, wenn vorzeitiger Jubel über einen Feind seinen Widerstand gestärkt hätte.

Sicher trifft dies auf den Bund der Landwirte zu. Nicht ganz taktvolle Äußerungen, die wirklich besser unterblieben wären, einiger Bundesagitatoren über die Beamenschaft haben den Gegnern in einigen Bezirken Wasser auf die Mühle geliefert, wobei vielleicht anzumerken wäre, daß eben diese Gegner zu andern Zeiten ebenso brastisch ihrem Zorn gegen den heiligen Bureaukratismus Luft gemacht haben. Denn nur dieser ist gemeint gewesen. Der Bund zählt viel zu viel Beamte in seinen Reihen und kann deshalb nicht

in grundsätzliche Bekämpfung des Beamtentums eintreten. Außerdem schwärmte der Bauer zu keiner Zeit für die Herrscher in der Amtsstube. Innerhalb des Bundes werden also die beanstandeten Äußerungen schwerlich mehr als eine leise Rüge zeitigen und dem Demagogentum, auf das er notwendigerweise zugeschnitten ist, keinen Abbruch tun. Es ist Heuchelei, einem agrarischen Agitator das zum Vorwurf machen zu wollen, was die Sozialdemokratie gewohnheitsmäßig Tag für Tag verübt. Man soll sich diese Verteidiger des Beamtentums näher ansehen, und man wird wissen, zu welchem Zweck sie sich in dieser Pose gefallen: Die Sozialdemokratie ist lieb Kind bei ihnen und darf sich alles erlauben, selbst dem Liberalismus tüchtig ins Gesicht schlagen; das wird als Streicheln aufgefaßt und mit dem milden Lächeln der Verzeihung quittiert, obschon es sich bei geschwollener Wade einigermaßen verzerrt ausnimmt. Der Bund der Landwirte als solcher stellt nun aber, was ins Gewicht fällt, im Reichstage keine geschlossene Partei dar; es ist ein Freikorps, das Wahlarbeit verrichtet und mit dem Geiste des Agrariertums andre Parteien zu durchdringen versucht. Dieser friedlichen Durchdringung sind, allerdings nach französisch-marokkanischem Muster, die Nationalliberalen von jeher in erster Linie ausgesetzt gewesen. Die Freischärler beunruhigten stets die Grenzgebiete und werden diesen unsichern Besitz vermutlich einbüßen. Das berührt aber die konservative Partei als solche nicht; ihr ist der Hauptfeind im Hansa-Bund entstanden, und von ihm hat der Liberalismus mittlerer Linie Förderung zu erwarten, vielleicht auch die Fortschrittliche Volkspartei, sobald sie gegen die Konservativen im Kampfe steht. Der Redakteur-Radikalismus, der in der bürgerlichen Presse hin und wieder sein Unwesen treibt im vollsten Bewußtsein seiner Unverantwortlichkeit, wird sich täuschen, wenn er ein Zusammengehen der vom Großkapital, der Industrie und dem Handel gestützten Hansa mit der Sozialdemokratie erhofft. So verblendet sind die Vertreter von Bildung und Besitz denn doch nicht, daß sie, obschon sie dem Bund der Landwirte Abbruch zu tun bemüht sind, Mandatschacher mit dem Feind der bürgerlichen Gesellschaft treiben sollten. Als

kluge Kaufleute wissen sie, wie leicht ein Absatzgebiet dauernd verloren ist, hat sich dort einmal eine Schleuderkonkurrenz festgesetzt, die, wie die Sozialdemokratie, nicht mit Versprechungen an die betörten Massen knausert.

Welche Haltung die Nationalliberalen bei den nächsten Wahlen einzunehmen gedenken, erhellt aus den Darlegungen des Abgeordneten Bassermann. Dieser hat dem Chefredakteur des „Hamburgischen Korrespondenten“ gegenüber genau die Grenzlinien angegeben. Keineswegs vertennt er die Gefahr der radikalen Strömung und führt sie auf die unglückselige Wahlreform und die Reichsfinanzreform zurück. Auch streng konservative Männer gestehen jetzt unumwunden ein, daß es ein Fehler war, die Erbschaftsteuer abzulehnen. Das ist mit keinen Steuereuropeln wegzudiskutieren, und seitdem weiten ländlichen Bevölkerungsschichten klar geworden ist, wie wenig die Bauernschaft von der Erbschaftsteuer betroffen und wie milde sie selbst gegen den Großgrundbesitz in der Praxis gehandhabt worden wäre, reizt die Fahnenflucht auf dem Lande ein, und der Bauernbund, anfänglich als kleinagrarisches Eigenbrödelei angesehen, beginnt seinem älteren größeren Bundesbruder mit diesen Argumenten das Wasser abzugraben. Und das, wie es aller Ableugnungen ungeachtet wohl angenommen werden muß, mit der heimlichen Unterstützung der Hansa. Mit diesem Kleingrundbesitz werden die von Bassermann Geführten arbeiten können, nicht mit den extremen Agrarkonservativen, den Bundesgenossen des Zentrums. Bassermann will nicht eine Umkehr im Sinne der Bülow'schen Blockpolitik verschwören, nur vermisst er vorläufig jede Anschlußmöglichkeit seiner Partei nach rechts. Aber auch von einem Anschluß nach links, in der Art, wie er von den Bürgerlich-Radikalen propagiert wird, will er nichts wissen. Was jenseits der Fortschrittlichen Volkspartei liegt, ist für ihn nicht bündnisfähig, und mit diesem Bekenntnis zerstückt der Popanz des Großblocks von Bassermann bis Bebel. Der nationalliberale Führer erklärt sogar, die badische Großblockpolitik bekämpft zu haben, und perhorresziert energisch ihre Übertragung auf das Reich, genau so, wie es an dieser Stelle früher geschehen ist. Er denkt nicht daran, sein Parteiprogramm zu verwässern, selbst auf die Aussicht hin, daß eine Verständigung mit der Volkspartei in gewissen ländlichen Wahlkreisen nicht zu erreichen wäre. Das ist, wie er ausführt, nur bei starken gegenseitigen Konzessionen zu erreichen, und da wird sich herausstellen, ob die Vernunft die Oberhand behält oder die Politik der Selbstzerfleischung fortgesetzt werden soll. Bassermann bricht also nicht alle Brücken nach rechts ab, nur zum Zentrum führt für ihn kein Weg.

Ob diese Partei viel Freunde aus andern Lagern an sich ziehen wird? Die Enzyklika dürfte

noch lange nachwirken und auch manchen Konservativen untätig beiseite stehen lassen. Die einzigen, die dem Zentrum Stichwahlen leisten, werden die skrupellosen Sozialdemokraten sein, und wie sich dies mit dem Charakter eines Großblocks verträgt, ist ein Rätsel, dessen Lösung den Großblockschwärmern vorbehalten bleibt. Abriegen scheint nunmehr dieses Hirngespinnst endgültig abgetan. So schwach ist denn das Begriffsvermögen keines fortschrittlichen Wählers, daß er dies nicht einsehen sollte. Endgültig erledigt ist auch die Tradition Eugen Richters: er war stets bemüht, Fühlung mit dem Zentrum zu behalten, und lag sich andererseits beständig mit der Sozialdemokratie in den Haaren. Bei den Wahlen werden seine Nachfahren die Zeche für das Liebäugeln mit den Roten zu bezahlen haben, aber es wird sich auch kein Zentrumsmann regen, um irgend ein Mandat für die Fortschrittler zu retten.

Schließlich hat Bassermann auch die Frage der Wahlparole berührt, und er glaubt nicht, daß die Regierung eine zugkräftige finden werde. Herr v. Bethmann Hollweg hat vermutlich denselben Glauben und wird es andern überlassen, den Stein des Weisen zu gewinnen. Die Parole liegt eben in der Vergangenheit, in den „Sünden“ der Finanzreformmajorität, und die Frist ist zu kurz, um durch eine Neuauflage der Erbschaftsteuer Indulgenz zu erlangen. Die letzten Nachwahlen reden eine deutliche Sprache: sie liefern nur Sozialdemokraten, und es wäre sinnlos zu leugnen, daß bürgerliche Überläufer scharenweise unter die rote Fahne abgeschwenkt sind und der Pessimismus sich lähmend über Deutschland verbreitet. Es weht Oppositionsluft und der Bazillus der Unzufriedenheit gedeiht in Reinkultur. Dagegen ist mit Zahlen über das Anwachsen der Sparkassenguthaben, mit Nachweisen über günstige Arbeiterlöhne und Prosperität der Industrie nicht anzukämpfen. Aus trocknen Ziffern läßt sich keine Wahlparole herausdestillieren und Vergleiche mit andern Ländern treffen auf taube Ohren. Mag in Frankreich die Sozialpolitik noch so sehr im Argen liegen, in England sich die Lebensmittelteuerung als Folge des Freihandels allmählich bemerklicher machen, in Spanien die Auswanderung einen bedrohlichen Umfang annehmen, im Deutschen Reich regiert einstweilen das Schlagwort des radikalen Agitators die Massen, als lebten wir in der denkbar schlechtesten aller möglichen Welten, und diesen Mächten gegenüber ist man um ein zugkräftiges Feldgeschrei in der Wilhelmstraße nicht verlegener als im Rathaus von Schilda. Wenn ein Politiker wie Bassermann, der mit der Volkseele in Süddeutschland Fühlung besitzt, dem Quinquennat keine Zugkraft beimißt und es überhaupt für gefährdet ansieht, wird es damit wohl seine Richtigkeit haben. Militärforderungen dem Parteigetriebe entrückt zu wissen, von diesem Ideal sind wir noch weit ent-

fernt, und die Cannstadter Wahl dürfte dafür den Beweis erbracht haben, weil sie ein Stimmungssymptom ist. Der badische Nationalliberale vermeidet denn auch ein Eingehen auf diese Frage und beschränkt sich, ohne seine eigene Entschliebung festzulegen, auf den Hinweis, daß das Zentrum große Schwierigkeit machen werde. Die Gelegenheit, die ramponierte Popularität auszuheilen, ist auch gar zu verführerisch, und wenn dabei die konservative Partei von der rettenden Planke in den Wogenswall hinabgestoßen wird, so wird das nur ein neuer Beweis dafür sein, wie gefährlich die Bundesgenossenschaft mit dem Zentrum und wie wenig auf Dauer sie angelegt ist.

Nun wurde neulich in der fortschrittlichen Presse eine sonderbare Rechnung aufgemacht. Da hieß es, wie schlecht die Liberalen auch bei den Wahlen abschnitten, immerhin würden sie das Zünglein an der Wage, nämlich in letzter Linie doch die Ausschlaggebenden sein. So kann es allerdings kommen, wenn die Verleugnung des liberalen Programms zugunsten der Sozialdemokratie mit dem jetzt üblichen Nachdruck fortgesetzt wird. Nur daß diese Liberalen ungefähr zur Bedeutung der polnischen Reichstagsfraktion herabgedrückt sein würden. Alsdann wären die Konservativen auch nichts weiter als ein Anhängsel des Zentrums, und die Möglichkeit, mit zwei wechselnden Mehrheiten zu regieren, würde dem Reichkanzler unterbunden sein. Der Nationalliberalismus, das darf man wohl nunmehr hoffen, wird sich zu Großblockexperimenten nicht herleihen. Er ist zwar im Laufe der Zeit gealtert, aber er kann sich, wenn er seine Selbständigkeit wahr, wieder verjüngen. Nur ist er noch nicht so alt, daß er nach Art des „junggeglühten Männleins“ behandelt werden müßte. Wir kennen das Märchen, das erzählt, wie der von Alter und Gebrechen gedrückte arme Mann vom Herrn und von Petrus in die Schmiedeeise geschoben, in den Löschtrog getaucht, als ein Zwanzigjähriger von dannen ging. Wenn jetzt Pfuscher dem Nationalliberalismus die gleiche Verjüngungstur anraten und ihn im Feuer der sozialdemokratischen Wahlmache jungglühen wollen, könnte es dem Versuchsobjekte ergehen, wie der Schwiegermutter des Schmieds, bei der das Verfahren nicht anschlag und die zusammengeschnurrt aus dem Trog gezogen wurde.

Es ist durchaus nicht wünschenswert, daß dem Liberalismus dieses Schicksal beschieden wird, aber der Haß gegen die Konservativen läßt die radikalen Politiker völlig übersehen, daß nach Aufreibung der Mittelpartei das Zentrum mit den Sozialdemokraten zusammen alle andern Parteien lahm zu legen imstande ist. Die schwarze und die rote Internationale vereinigt, ergäbe eine Chimära, die in den Staatswagen einzuspannen, sich jede Regierung bedanken würde. Vielleicht denken die Herren Katastrophenpolitiker diese Sachlage noch

einmal gründlich durch und erwägen, ob es anständig ist, daß im Deutschen Reich eine katholische Minderheit verbündet mit dem Stimmproletariat der Besitzlosen den Ausschlag gibt. Ob sich Herr v. Bethmann dann, wie Herr Bassermann meint, zu einer „volkstümlichen Politik“ bekehrt und der liberalen Weltanschauung Rechnung trägt? Es ist zu bezweifeln. Er holt am Ende aus den Falten seines Philosophenmantels ein Mittel hervor, das seinen Anschauungen über den Wahlmodus entspricht. Wir wissen, wie er darüber denkt; er hat im preußischen Abgeordnetenhaus sich freimütig darüber geäußert. Von Popularitätshascherie war dabei wenig zu spüren, aber er könnte seine Ansichten dem allgemeinen Verständnis näher bringen, wenn erst einmal der schwarze Terror die Staatsmaschine in ihrem Gange hemmt. Das sind fraglos unerfreuliche Zukunftsperspektiven, die die schwersten inneren Konflikte zeitigen würden und jeden Vaterlandsfreund mit Bangnis erfüllen müssen. Von unerhörter Neuheit sind jedoch derartige Erwägungen nicht; sie haben sich wiederholt schon früher an die Öffentlichkeit gewagt, haben stürmischen Widerspruch erfahren, sind wieder von der Bildfläche verschwunden und tauchen regelmäßig dann auf, wenn der Ton der großen Reichsglocke Sprünge zu verraten scheint, die ein Umgießen angezeigt sein lassen. Bis wir an diesem Punkt angelangt sind, wird noch manche madige Pflaume die Spree hinunterschwimmen, wird noch viel gestritten und gehezt werden, und wenn

„der Unfug dieser Lügengeister Jedwedes Maß phantastisch überschritten“, wird vielleicht eine Reaktion dagegen eintreten, eine Selbstbesinnung. Es wäre nicht der erste Wahlkampf, der allzu Siegesgewissen Enttäuschungen bereitet hätte.



Die Besoldung der im Heere wiederangestellten Offiziere z. D. im Lichte des theoretischen Staatsrechts.

Von v. K. . . . (Charlottenburg).

I.

Das neue Besoldungsgesetz hat eine alte Schuld der Militärverwaltung, die befriedigende Regelung der Bezüge der im Heere wiederangestellten Offiziere z. D., unbeglichen gelassen und damit Verhältnisse geschaffen, die als schwere Mißstände empfunden werden müssen. Bevor der Nachweis für die Reformbedürftigkeit der heutigen Besoldung geführt wird, möge ein kurzer Exkurs in das Gebiet des Staatsrechts die Ansprüche festlegen,

die der Staatsdiener an den Staat im allgemeinen und hinsichtlich der Besoldung (Pension) im besondern aus Billigkeitsgründen zu stellen berechtigt ist.

Der eingang des vorigen Jahrhunderts die Jurisprudenz beherrschende Gedanke, das nach damaligen Begriffen unbrauchbar gewordene historische Staatsrecht allmählich durch das auf spekulativem Wege gewonnene, an die Rousseauschen Ideen vom Contrat sozial anklingende „Naturrecht“ zu ersetzen, wie es zu jener Zeit allerorten gelehrt wurde, ist insofern bahnbrechend gewesen, als er zu einer sorgfältigen Durchforschung der zwischen dem Staat und seinen Dienern bestehenden rechtlichen Beziehungen die Anregung gegeben hat. Einer der bedeutendsten Vertreter dieser theoretisierenden Richtung, der Münchener Staatsrechtslehrer N. Th. Gönner, stellte damals in seinem von Professor Max v. Seydel als eine der geistvollsten Erscheinungen der staatsrechtlichen Literatur bezeichneten Werke: „Der Staatsdienst aus dem Gesichtspunkte des Rechts und der Nationalökonomie“ folgende Sätze auf:

„Jede berufsmäßige Arbeit des Untertanen für den Staat ist Staatsdienst. Dem Staatsdiener muß dafür Ersatz geleistet werden, daß er durch die Uebernahme des Staatsdienstes die Möglichkeit eines anderen Erwerbs für die Zukunft aufzugeben genötigt ist; ein Ersatz, der nur darin bestehen kann, daß er auf Lebenszeit einen eignen Nahrungsstand im Ertrage des Staatsdienstes besitzt, so wie andere Bürger in ihren Gewerben ihren Nahrungsstand auf Lebenszeit gesichert haben. Augenscheinlich wäre der Ersatz unvollkommen, offenbar die unerläßliche Gleichheit unter den Staatsbürgern verletzt, wenn andere Erwerbszweige die volle Subsistenz der Bürger sicherten, wenn sie also unter einer unwiderrüflichen Garantie des Staates ständen und wenn der Staatsdiener, der einen unwiderrüflichen Nahrungsstand dem Staate geopfert hat, dafür einen widerrüflichen Ertrag — den Namen Nahrungsstand verdiente er dann nicht — erhielt, wenn seine Zukunft nicht gesichert wäre.“ Zu niedrige Gehälter als eine „offenbare Rechtsverletzung“ bezeichnend, weil sie dem Staatsdiener den vollen Ersatz seiner mit Uebernahme des Staatsdienstes gebrachten Opfer nicht leisten, fordert Gönner, daß die Besoldung auskömmlich, d. h. standes- und zeitgemäß und dem Lebensalter des Staatsdieners angemessen sei.

Wenn auch die historische Schule Savignys und die spätere positivistische Hegels schließlich das geschichtlich entstandene Recht wieder zu Ehren gebracht haben, ist gleichwohl ein großer Teil der Rechtsanschauungen der Gönnerschen Periode teils positives Recht geworden, teils in das Rechtsbewußtsein unserer Zeit übergegangen. So fand die Forderung der vollen Ausnutzung der seitens seiner Diener dem Staate vertraglich dargebotenen Kräfte ihren Niederschlag in den verschiedenen

heute die Beamtenberufe umgebenden Kautelen. Und eine neuerliche Anerkennung dieser Forderung bildet die bei der Beratung der Beamtenpensionsgesetze abgegebene Erklärung des Staatssekretärs von Stengel: „Mit der staatsrechtlichen Literatur und der Judikatur des Reichsgerichts sind die verbündeten Regierungen darin einig, daß der Staatsdiener mit seiner Anstellung seine ganze Arbeitskraft auf Lebenszeit in den Dienst des Staates stelle, wogegen dem Staate die Verpflichtung erwächst, bis an sein Lebensende für ihn zu sorgen.“ — Daß ferner der Staat seine Diener auskömmlich, d. h. standes- und zeitgemäß, zu besolden habe, darüber scheint auch in der neueren staatsrechtlichen Literatur kein Zweifel zu bestehen. — Dem „theoretischen“ Staatsrecht, an das meine Ausführungen überall anknüpfen — der Kürze halber wird es schlechtthin als Staatsrecht bezeichnet — fehlt zwar die es zum „positiven“ Recht erhebende gesetzliche Anerkennung, allein hier, wo es sich lediglich darum handelt, durch Nachweis eines Widerstreits zwischen bestehenden Einrichtungen und dem natürlichen Rechtsempfinden der weiteren Gesetzgebung den Weg zu weisen, wird man über diesen Mangel hinwegsehen können.

In der für den Staatsdiener so wichtigen Verabschiedungsfrage sind die obersten Zivilbehörden auf Grund der oben gekennzeichneten Rechtslage der Ansicht (s. die Erlasse der Minister der Finanzen und der Eisenbahnen von 1907), daß vor jeder Pensionierung eines Staatsdieners die Frage zu prüfen sei, ob nicht dessen körperliche und geistige Kräfte zur „Verwaltung eines andern Amtes der gleichen Verwaltung von nicht geringerem Range und Dienst Einkommen“ oder „zur Wahrnehmung leichterer Dienstverrichtungen in andern amtlichen Stellungen des gleichen Ressorts“ noch ausreichend erscheinen. „Ist nach dem Gesundheitszustande und dem Lebensalter des Beamten anzunehmen, daß er in einem andern Amt noch mit Erfolg und nicht nur vorübergehend zu verwenden ist, so ist ihm ein solches Amt zu übertragen. Dies wird besonders in Frage kommen, wenn ein im Außendienst beschäftigter Beamter dessen Anstrengungen nicht mehr ertragen oder ohne Gefahr für seine Gesundheit sich den Unbilden der Witterung nicht mehr aussetzen kann, den Anforderungen des Innendienstes aber, für den geringere körperliche Rüstigkeit ausreicht, noch gewachsen erscheint.“ — Der letztere der Erlasse stellt fest, daß „professionelle Mindergeeignetheit“ eines Staatsdieners keinen gesetzlichen Grund seiner Verabschiedung bilde, sondern der weniger Befähigte in Stellen zu verwenden sei, in denen seine geringeren Leistungen am ehesten nutzbar gemacht werden können.

Im Gegensatz hierzu verabschiedet die Militärverwaltung schon den nicht mehr als „voll dienstfähig“ oder professionell für die von ihm bekleidete oder die nächsthöhere Dienststelle „nicht als hin-

reichend geeignet“ erachteten Offizier ohne Berücksichtigung der Möglichkeit, ihn im Garnisondienst, dem militärischen Innendienst, zu verwenden. Das bedeutet um so mehr eine wesentliche Abweichung von dem, im Staatsrecht begründeten, gegenüber den anderen Staatsdienern geübten Verfahren, als die erdrückende Mehrzahl der als dienstunbrauchbar entlassenen Offiziere bei der ihrer Verabschiedung vorausgehenden militärärztlichen Untersuchung ausdrücklich als noch garnisondienstfähig bezeichnet wird und bei der Geringfügigkeit der vorhandenen Defekte in andern staatlichen oder bürgerlichen Berufen anstandslos weiterdienen kann. Die meisten werden sogar sofort für den Kriegsfall in mobile Frontstellen, die mit der Qualifikation zum Bataillonskommandeur verabschiedeten älteren Hauptleute sogar für aktive Bataillonskommandeur- oder sonstige Stabsoffizierstellen designiert, ein deutlicher Beweis ihrer — sogar an den Anforderungen des Krieges gemessen — nur in geringem Grade herabgesetzten militärischen Brauchbarkeit.

Durch diese verschiedene Auffassung der Verabschiedungsbefugnis bei Zivil- und Militärbehörden wird zwischen dem Offizier und allen übrigen Staatsdienern eine für ersteren folgenschwere Ungleichheit geschaffen, deren Ausgleich mit Recht von der Militärverwaltung erwartet wird. Denn daß der Offizier, der für die berufsmäßige Darbietung seiner Arbeitskraft aus Staatsmitteln bezahlt wird, im Sinne des Staatsrechts Staatsdiener ist und deshalb, soweit es möglich, die natürlichen Rechte eines solchen genießen muß, unterliegt keinem Zweifel. Die ihm in der preussischen Verfassung im Staate zugewiesene, von dem Reiche übernommene Sonderstellung findet ihre Erklärung in den Worten Friedrich Wilhelms IV.: „Unsere Armee ist durch die Könige, meine Vorfahren, geschaffen und gepflegt worden. Sie ist länger als 100 Jahre an diese treue Pflege gewöhnt. Jeder Offizier sieht in dem Könige seinen persönlichen Herrn, der ihn anstellt, befördert, sich seiner annimmt und ihn vertritt. Diesem innigen Verhältnis der Armee zu ihrem Kriegsherrn verdankt das Land die Zuverlässigkeit und Hingebung der Armee.“ Zur Aufrechterhaltung resp. Befestigung dieser Beziehung zwischen Krone und Offizierkorps erfolgt die Bestallung jedes einzelnen Offiziers durch den Landesherren, wird der Offizier nur auf diesen, nicht zugleich auf die Verfassung, vereidigt, sind die für den Offizier aus dem Staatsrecht sich ergebenden „Ansprüche“ nicht wie bei dem Beamten auf dem Wege der Gesetzgebung in „Rechte“ verwandelt, und ist dem Offizier durch Verfassung des politischen Wahlrechts nicht nur jede Einwirkung auf die Politik, sondern zugleich die Möglichkeit einer selbständigen Vertretung seiner Berufsinteressen unmöglich gemacht worden. Sinngemäß ist das nicht dahin zu deuten, der Offizier sei kein Staats-

diener oder daß ihm vorenthalten oder verkürzt werden solle, was ihm als Staatsdiener gebührt. Denn dann wäre die Stellung des Offizierkorps zum Landesherren, die als Prerogativ und Mittel gedacht ist, das Offizierkorps mit dem Landesherren unlöslich zu verbinden, ein Danaergeschenk und zur Erreichung des verfolgten Zweckes so ungeeignet als denkbar. Demnach ist nur die Auslegung möglich, daß, während den übrigen Staatsdienern die Erfüllung ihrer staatsrechtlichen Ansprüche — diese Voraussetzung jedes Staatsdienstes — gesetzlich garantiert ist, der Landesherr dem Offizier ohne gesetzlichen Zwang, gewissermaßen als Gnadenbeweis, geben will, was ihm als Staatsdiener zusteht. — Aus dieser Sachlage ergeben sich wichtige Schlüsse. Zunächst ist trotz der im Heere bestehenden diskretionären Verhältnisse das Staatsrecht als Legitimation der dem Offizier zubilligenden „Ansprüche“ nicht außer Kraft gesetzt. Daher kann von der mit dem Vollzug der landesherrlichen Zusage, d. h. mit der Vertretung der militärischen Standesinteressen, beauftragten Militärverwaltung erwartet werden, daß sie durch entsprechende Maßnahmen die besonders gearteten militärischen Berufsverhältnisse (Besoldung, Verabschiedung, Versorgung) mit denen der andern Staatsdiener, soweit als angängig, in Übereinstimmung erhält, resp. in Übereinstimmung setzt. Keinesfalls gibt ihr die Sonderstellung des Offiziers einen Freibrief, den Offizier als außerhalb des Staatsrechts stehend zu betrachten und deshalb den im militärischen Ressort noch verwendbaren Offizier ohne Umstände zu verabschieden. Von dem gegenüber den „beschränkt dienstfähigen“ oder „mindergeeigneten“ andern Staatsdienern geübten Verfahren ist billigerweise nur dann abzuweichen, wenn die Militärverwaltung gewillt und imstande ist, den militärisch oder im Sinne der Beamtendienstfähigkeit noch brauchbaren Verabschiedeten für den Verlust seines „Nahrungsstandes im Ertrage des Staatsdienstes“ voll schadlos zu halten. — Die natürliche Grenze ihrer Regreppflicht liegt da, wo der Verabschiedete das Normalziel — das ist unter Berücksichtigung des Durchschnittsertrags der höheren Beamtenberufe der Bataillonskommandeur — erreicht hat, wo also der Nachweis eines durch die Verabschiedung erlittenen wirtschaftlichen Schadens ausgeschlossen ist.

Auf Grund der oben angeführten, die Auffassung der Zivilverwaltungen überhaupt kennzeichnenden Ministerialerlasse wird der beschränkt dienstfähige Beamte in eine seiner noch bestehenden Dienstfähigkeit entsprechende Stelle „gleichen Ranges und Dienst Einkommens“ versetzt. Solche Stellen gibt es in allen Verwaltungen. Sie haben teils geringeren Geschäftsumfang oder weniger Verantwortlichkeit (nicht selbständige Stellen), teils günstige örtliche Verhältnisse, zentrale Lage des Amtes, gutes Wege- oder Bahnverbindungs-

gen u. dergl. Auch das Vorhandensein zur Unterstützung resp. zeitweisen Vertretung geeigneter Hilfskräfte spielt eine Rolle. — Für den für seine Stelle weniger qualifizierten Beamten besteht meist noch in fortgeschrittenen Jahren die Möglichkeit, in eine seiner Veranlagung mehr entsprechende seines Ressorts überzugehen. Daher der häufige Wechsel zwischen Staatsanwaltschaft und Amts- bezw. Landgericht, zwischen Land- und Regierungsrat, Minister und Oberpräsident usw. — Der versetzte Beamte nimmt an der weiteren Befoldungsgesetzgebung teil und kann vor allem sein Berufsziel erreichen, weil schon die Unterstufen der höheren Beamtenberufe, die Amtsrichter, Land- und Regierungsräte, Oberförster, Oberlehrer usw. in Alterszulagen zu einem Einkommen aufsteigen, das höher ist als das des Bataillonskommandeurs. — Stellt man dem die Tatsache gegenüber, daß selbst der im Garnisondienst sofort wiederangestellte Offizier zunächst verabschiedet wird, um dann in seiner neuen Stelle eine auf seine Pension basierte Befoldung zu erhalten, die, wie wir sehen werden, als eine Befoldung von Staatsdienern nicht gelten kann, so bedeutet das eine Benachteiligung des Offiziers, die nicht nur empfindlich, sondern ungerechtfertigt und im höchsten Grade unbillig ist.



Weib, Frau und Dame.

Eine Plauderei von Theodor Lessing, Privatdozent der Philosophie (Hannover).

VII.

Ich komme nun zu dem dritten Begriff. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß überall, wo etwas noch Ungesagtes, Schwerfaßbares, Zartes und Eigenes ausgedrückt werden soll, die Sprache zunächst nach einem Lehnwort aus der Fremde, nach „Fremdworten“ sucht. Es scheint dann, als ob das Fremdwort vornehmer, aparter sei, als ob man das Ungewöhnliche noch nicht durch die gewohnte Rede ausdrücken könne. Im 17. Jahrhundert, wo das französische Wesen, die französische Verfeinerung, die Alamoderei in Deutschland blüht, da werden im Sprachgebrauch das Wort Madame und das Wort Dame allgemein. Es sind zunächst die Worte eines gebildeten distinguierten Kreises. Schließlich aber die Worte des ganzen Volkes. Sie kommen aus dem Französischen. Aber man suchte in ihnen alsbald eine altdeutsche Bezeichnung, nämlich zu dem Worte ‚dammeln‘, was so viel wie tändeln heißt. Noch heute heißt in vielen deutschen Gegenden der Geliebte des Bauernmädchens der Dammel oder Damel. Diese Bezeichnung grünt noch fort in unserm guten Worte ‚dämlich‘. — Um's Jahr 1700

bringt der große Schlesier Logau die Begriffe zusammen, und zwar in folgendem Epigramm:

„Wer Dame sei und wer ein Dammel wird verspüret,
Die Dame Hörner macht, der Dammel Hörner führet“.

Und ein andermal sagt er: „meine Erlebnisse sind alle dämlich“. Er denkt dabei an Erlebnisse mit Damen. Nun aber geschieht es, daß gerade diese pretiösen Kulturworte bald abgegriffen und schmutzig werden. Man denke nur an moderne Bildungsworte, wie Übermensch, differenziert, sich ausleben, Persönlichkeit, vornehm, Ewigkeitzwert und dergleichen. — Alle diese Worte, die zunächst etwas Gutes und Gesundes meinen, werden, wenn sie lange im Volke zirkulieren, abgegriffen und schmutzig wie alte Münzen. Das Volk rächt sich für das Pathos, mit dem es eine Zeitlang ein bestimmtes Wort durchblutet hat, und je subtiler das Wort ursprünglich war, um so sicherer wird es zuleht nur noch ironisch gebraucht. Aus dem Edelsten wird schließlich das Allgermeinste. So erging es nun auch einer ganzen Reihe von Frauenbezeichnungen. Man denke an die Worte Dirne und Dirnchen, mit denen ursprünglich jedes junge Mädchen bezeichnet wurde, oder an das Wort Magd. Im mittelalterlichen Kirchenliede heißt Maria die reine Magd; und noch Schillers Jungfrau sagt: „Wie kann ich solcher Sat mich unterwinden eine zarte Magd.“ Das Wort „gemein“ bedeutete ursprünglich soviel wie herablassend und leutselig. Die Worte Weibse, Weibstück, Frauenzimmer und Weibmensch waren durchaus hoffähige Titulaturen, und noch von Maria Theresia sagt der Chronist: ‚sie war ein gemeines Weibsmensch‘, womit er so viel meint, wie eine leutselige, hohe Frau. —

Dies sind Erscheinungen eines Prozesses der Selbstironisierung, dem alle pathetischen Wortwendungen verfallen, sobald sie ins Leben des Volkes Einlaß finden. Man denke, welchen andern Sinn die Anrede „Du edler Jüngling“ in der Wertherzeit und in unserm Zeitalter besitzt, wo man Niemanden als „Edlen Jüngling“ und kaum noch als edlen Menschen bezeichnen kann, ohne den Verdacht einer Ironie zu erregen. Das Wort „das Mädchen“ war ursprünglich ein zärtliches Rosewort, das wohl mit dem Wort Made zusammenhängt. Ein Mädchen also, das war ein niedlicher kleiner Wurm, in dem ein Schmetterling steckt. Aber wenn wir heute von Kammermädchen, Dienstmädchen, Ballettmädchen reden, so ist darin im allgemeinen wohl nichts mehr von Zärtlichkeit zu spüren.)* Ganz ähnlich entwickelten sich die

*) In einem Volksliede um 1700 heißt es: „In Dorf und Stadt und Burgverließ ein Jeder hat sein Mädchen, Der eine seine Dorilis, der andere sein Rätchen“. Später gewann das Wort die Bedeutung „Magd“. So schreibt Lessing: In Berlin erhält ein Mädgen 10 Thaler Lohn im Jahr und 4 Thaler Biergeld“. Einer ähnlichen Defabenz verfielen die Worte Frauenzimmer, Fräulein und Jungfrau. Das Wort Frauenzimmer, ursprünglich das Gemach der Frauen bezeichnend, erfuhr später die Erweiterung,

Worte „Frau und Dame“. Wer ahnt wohl heute in der Obstfrau, der Putzfrau, der Scheuerfrau, Waschfrau noch die alte Bedeutung von Frau als domina, als Herrin. Unser einziger Trost gegenüber der alltäglichen Degeneration poetischer Worte kann nur dies sein, daß das Zärtlichkeits- und Rosebedürfnis der Männer immer neue, poesiegetönte Bezeichnungen für das weniger schöne, aber klügere Geschlecht hervortreibt; z. B. kommt gegenwärtig offenbar das „Mädi“ in Aufnahme oder das „süße Mädel“; in München das Gespusi, in Berlin der süße Pummel.

VIII.

Auch das Wort „Dame“ erlebt nun seine Blütezeit und seine Dekadenz. Es war im 17. Jahrhundert ein pretioses Lehnwort für vornehme und große Frauen, im 18. Jahrhundert aber ersetzt es bereits das ebenfalls ursprünglich ganz untadelige Wort „Maitresse“, das so viel wie Herrin hieß. Im 19. endlich nannte sich schon jede kleine Spießbürgerfrau „eine Dame“, und heute meinen wir, wenn wir von Damenwelt und ces dames reden, beinahe schon etwas Demimondaines. Auf einer ganz andern Linie ist dann auch das Wort Madame langsam entartet. Es ersetzte noch vor hundert Jahren unser „gnädige Frau“, aber wenn wir heute jemanden Madame oder gar Madamesen anreden, dann wirkt das beinahe schon wie eine Ohrfeige. — Allgemein üblich wurde die Bezeichnung „Dame“ ums Jahr 1700 durch die ungeheuerere Verbreitung des berühmten Romans Simplicissimus. In ihm ist schon durchweg Dame anstatt Frau gesagt, und nun dringt das Wort auch ins Schach- und Kartenspiel ein. Man sagt Herzdame, Treffdame, wo noch Andreas Gryphius von Herzfran, Trefffrau gesprochen. Seitdem aber die Dame in den Skat aufgenommen wurde, war natürlich ihr Sieg über den deutschen Mann besiegelt.

IX.

Unsre drei Begriffe, deren Entwicklungsgeschichte wir hier betrachteten, bezeichnen drei Seelenseiten, die sich genau wie die Worte immer mehr gegeneinander abgegrenzt und differenziert haben, bis sich jede schließlich zu einer selbständigen Macht aufgipfelte, die mit der andern zu hadern begann, bis die Frau dem Weib nach dem Leben trachtete, das Weib die Frau zu überrumpeln suchte, und

daß es für jedes weibliche Wesen galt (Wachtmeister Paul Werner in Lessings „Minna“: „Frauenzimmerchen, Frauenzimmerchen“), daneben kam (um 1620 bei Opitz) das Wort „Frauensperon“ für gemeine Frauen auf. — Fräulein, ursprünglich das Diminutiv von Frau = kleine Herrin, wurde nur für Adlige gebraucht. Man denke an Gretchen: „Bin weder Fräulein, weder schön“. Bei Hofmannswaldau heißt es: „Karl der Große hatte viele Töchter, darunter auch ein Fräulein“, heute kennen wir ein „Adensfräulein“ und eine „kohlen-saure Jungfrau“. Dagegen ist das Wort Maid, das als gutes Reimwort von den Pyriern aufgebracht wurde, vorläufig noch seines poetischen Stambres teilhaftig.

alle beide gegen die Dame rebellierten. Auch im praktischen Leben der Frauenwelt traten jene drei Seelenseiten immer einseitiger auseinander. Das Geschlechtswesen, das durch den Namen Weib bezeichnet wurde, soll heute in Kämpfen berücksichtigt werden, wie sie die Reformer der Sexual-ethik, die Abolitionisten, der Bund für Mutterschutz, auszufechten haben. Sie alle wirken für Befreiung des Weibes. Daneben aber steht eine Frauenemanzipation im engeren Sinne, jene eigentlich feministische Bewegung, die teils wirtschaftliche Verbesserung, teils politische Gleichheit mit dem Manne erstrebt. Diese Kämpfe um die Frau sind die wichtigsten und weitaus notwendigsten. Aber auch sie sind doch nicht der einzige, der letzte Wert weiblichen Lebens. Denn weit höher als jegliche wirtschaftliche Leistung steht das kulturelle Ideal, der künstlerische und lebenspolitische Wert, den das viel geschmähte Wort Dame umschließt. Indem die moderne Entwicklung diese drei Lebensseiten, die sich in der Bedeutung unserer drei Worte manifestieren, immer weiter auseinanderreißt, entsteht eine Fülle der schwersten Konflikte und Gefahren, mit denen die europäische Zukunft, sobald wir erst die ökonomische und politische Gleichheit der Frauen erkämpft haben, sich noch weidlich wird herumschlagen müssen.

X.

Wenn die Differenzierung von Weib, Dame und Frau zu einer vollen Isolierung und Abschneuerung dieser drei Seelentypen führt, dann gewinnt man ein Bild, wie es etwa die drei Rasten im Bienenstock bieten. Einmal Muttertiere. Sodann Arbeiterinnen, reizlos und geschlechtslos. Endlich die Luxuslaste der Drohnen. So konnte ein englischer Philosoph von den Frauen unsrer Tage paradox behaupten, alle Frauen zerfielen heute in drei Klassen, in Ragen, Ruhe und Affen. Ragen, das sind die Weibchen, Ruhe, das sind die wirtschaftlich arbeitenden Nützlichkeitsgeschöpfe. Und Affen endlich, das sollen die Damen sein. — Sehr unliebenswürdig, aber es liegt etwas Wahres darin. Das Bild unsres Lebens zeigt uns einerseits reine Luxusgeschöpfe, untüchtig und untätig, mußebrante Embleme des Besitzes, Puppen oder Götzen, Idole oder Spielzeuge der Männerwelt. Daneben steht dann als zweite Gruppe die Sklavin, nichts als Hausmutter, ewig überarbeitet, langsam abstumpfend, langsam verdummend, ohne Dank und Verständnis von Mann und Kindern aufgebracht. Und drittens endlich die Raste der Hetären, Bohème oder Halbwelt, freilich ein freier Typus, aber ohne Zucht und Form, ohne Geschmack, ohne Kultur, nichts bietend als Ekel und Widerwillen. Man könnte wohl je nach dem Überwiegen eines dieser drei Wertideale, Weib, Dame oder Frau kulturhistorische Perioden gegen einander abgrenzen. Die Reformation z. B. kannte nur das Weib. Luther

sieht in der Frau nur Weib und Mutter. Sein Ideal ist das ehrpuffelige, kinderreiche Eheweibchen. „Der Zweck der Frau ist, neue Männer zu gebären.“

Andererseits kannte jene Zeit der Minneturniere, kannten jene Liebeshöfe, die festsetzten, daß Ehe und Liebe unvereinbar sei, ein Ideal der vollendeten Dame. Hier lebte in der Tat Sicherheit und ästhetische Ganzheit beherrschter Kultur, aber nicht der mindeste soziale Inhalt heiligte ein unheroisches Leben. Keinerlei Arbeits- oder Leistungsideale lebten in den toten Seelen jener Frauen, deren ganze Aufgabe darin bestand, jederzeit gut auszusehen und eine Rolle zu repräsentieren. Mit der französischen Revolution endlich, mit dem Aufkommen der bürgerlichen Ideale, beginnt die Frau über Weib und Dame zu triumphieren. Aber damit entsteht auch eine europäische Verhäßlichung des Weibes. Das Leben wird tüchtiger und sittlicher, aber auch ein gut Stück reizloser, automatischer und nüchterner.

XI.

Ich glaube, daß man auch an den Erscheinungen der Kunstgeschichte den Wechsel der Vorherrschaft unsrer drei Oberwerte, aufweisen könnte. Man betrachte das weibliche Porträt und den weiblichen Akt verschiedener Generationen. Welch ein Wechsel von der griechischen Anadymene bis zur Madonna klassischer Malerei. Er spiegelt jene Sozialgeschichte wider, die ganz allmählich den Begriff der Weiblichkeit in das Frauentum überwandern läßt. Noch krasser springt uns ein Umschwung der Gefinnungen in die Augen, wenn wir Frauenporträts verschiedener Jahrhunderte nebeneinander stellen. Man sehe das Frauenbildnis zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Es war die Zeit des bürgerlichen Moralismus, wo in der gebildeten Welt, und zumal in England, der sogenannte „Blaustrumpf“ dominierte, die Hanna Moore oder Sara Trimmer, wo die weinerlichen Tugendheldinnen, die Clarissen und Pamela, das gute Bürgertum erregten. Welch eine bodenlose Verhäßlichung des Lebens! Überall, wo Bürgerlichkeit und Liberalismus oben aufschwimmt, da wird das Leben klein, langweilig und unheroisch, da verliert es an Wagemut, Trunkenheit, an Hinreizungs- und Opferkraft. . .

Aber schon wenige Jahrzehnte später ist die Kunst aus der alltäglichen Nüchternheit mitten in Ekstase und schmerzliche Romantik geraten. —

Wir beobachten oft, daß zwei Meister, die verschiedenen Generationen angehören, ein und dieselbe Frauengestalt in vollkommen verschiedene Wertrichtung einstellen. So malen Reynolds und Gainsborough beide die Mrs. Siddons, die größte Schauspielerin des 18. Jahrhunderts, die damals für England war, was für uns etwa Frau Duse ist. Aber der eine sieht nur ein leidenschaftliches gefühlbewegtes Weib, der andre malt eine

große Dame der vornehmen Gesellschaft. So zeigt sich denn, daß die gleiche Frau Anlaß zu entgegengesetzten Illusionen gibt. Wer in sehr verschiedenen Gesellschafts- und Begriffssphären gleichzeitig daheim ist, der empfindet oft erschreckend deutlich, daß all unser Sein nur in Illusionen besteht, die wir in verschiedenen Naturen zu erwecken vermögen, und in denen ebensoviel die andern, wie wir selber, lebendig sind.

XII.

Im Augenblick, wo die Frauenbewegung unmittelbar vor ihrem größten Siege steht, vor der Erlangung des aktiven und passiven politischen und kommunalen Wahlrechts der Frauen, wo sich bald auch in Deutschland und Österreich derselbe Umschwung der politischen Stellung vollzogen haben wird, der sich in ganz Australien, in fast ganz Amerika, in einem großen Teile Asiens schon siegreich vollendet hat, da beginnt nun neuerdings die Gefahr lebendig zu werden, daß das Weib und die Dame der voranstrebenden Frau gegenüber in den Hintergrund und zu kurz kommen. Wenn die ewig wiederholte Phrase recht behält, daß die Frau selber der schlimmste Feind der Frau ist, dann sind es wesentlich zwei Kategorien weiblicher Gegner, die der deutschen Frauenbewegung bisher im Wege standen: die Weibchen und die Damen. Die mütterlichen „Weibchen“ erblicken in sozialethischen Arbeitszielen ein Unrecht am Geschlecht. Ihre Sehnsucht nach Liebe, nach Hingebung, nach Bewahrung der Mütterlichkeit sieht instinktiv aus Idealen der Frauenbewegung eine Weltordnung erblühen, die den Mann abstoßen, und zwar mit vollem Rechte abstoßen wird. Kein Mann von Selbstachtung darf sich bieten lassen, als eine Art notwendiges Übel im Leben der selbständig gewordenen Frau zu funktionieren, so wie der Zuchttier zur Erzeugung wertvoller Nachkommen herangezogen zu werden und die väterliche Versorgung und Verantwortung für Kinder zu übernehmen, auf deren Seele er nicht das gleiche Unrecht wie die Mutter, ja im Falle neuer Liebesverbindungen der Mutter ein Vorrecht hat. Die Angst, daß die Selbständigkeit der Frauen zu Gegnerschaften dränge, und so den ewigen Prozeß, den seit Jahrtausenden die Geschlechter gegen einander führen, nutzlos verschärfen werde, — sie hält die Feigheit, oft aber auch den Gerechtigkeitsfönn vieler Frauen von der „Frauenbewegung“ noch fern. Liegt in diesen Bedenklichkeiten des Weibes, das nicht nur Kamerad und Mutter, sondern auch Geliebte und Gattin bleiben will, immerhin gesunder Instinkt, so sind die Bedenklichkeiten der Dame gegen die Frauenbewegung oft unvergleichlich berechtigter. Denn ein jeder Mensch, der geboren wird, ist nicht nur Naturwert und nicht nur Wirtschaftswert, sondern er soll auch ein Stück Kultur in sich prestieren. Und es ist sehr leicht möglich (das sehen wir vor allem an der bodenlos nüchternen Wirt-

schaft Amerikas), daß der einseitige Kampf um die wirtschaftlich-politische Freiheit eine große, tiefe Seelenkultur darein gibt, die in der Stille des Familienlebens hin und wieder schöne und edle Lebenswerte hervortreibt. Es liegt genau so beim Manne. Auch bei ihm absorbiert der „Arbeiter“ oft den ganzen Menschen und es gibt genug Künstler, deren Leben kein Kunstwerk, genug Weltbeglückter, deren nächste Umgebung durchaus nicht besonders glücklich ist. — Über worauf kommt es denn in diesem kurzen Leben an? Doch wohl nicht auf Leistungen, nicht auf neue Werke, sondern darauf, daß ganze Menschen, volle, gerade, große Menschen im Leben dastehen! Es ist oft schwer, ein Mann zu sein, und doch gut. Aber vom Manne wird gefordert, daß er zugleich ein rechter Arbeiter sei, und zugleich ein Mensch der besten Kultur, ein Herr, und endlich auch ein rechter Kerl. Die gleiche Forderung tritt an die Frauen heran. Eine wirtschaftliche Bewegung soll nicht die hohen Werte natürlicher Weiblichkeit, nicht die höheren, beherrschter Kultur zerstören.

Was liegt in dem Worte „Dame“? Sicherheit, Saft, vornehme Zurückhaltung, Zucht der Nerven, erworbene Schönheit.

Was umfaßt das Wort „Frau“? Arbeitsgeist, Aktivität, stolze Selbständigkeit und Tüchtigkeit des Lebens.

Und was liegt im „Weibe“? Mütterlichkeit, Helferwille, Wärme des Herzens, Kraft der Sinne, starker Instinkte und Gefühle.

In allen drei Richtungen fordert die Frau Entwicklung, Würde und Ehrfurcht. Als die Geliebte des Mannes, als gleichwertiger Kamerad, als Bewahrerin sicherer und guter Sitten. Es kann geschehen, daß einer der drei Werte — Natur, Wirtschaft oder Kultur — die andern eine Zeitlang unterbindet, aber es braucht nicht zu geschehen. Die natürliche Befreiung, als Emanzipation der Sinne und Leidenschaften schließt nicht den zivilisatorischen Kampf um soziale Ideale aus, und dieser wiederum nicht den Kampf um die kulturellen Werte persönlicher Bildung, in denen die Frauenbewegung ihre Erfüllung findet. —



Paul Heyeses literarische Würdigung.

Ein Nachhall.

Von Ludwig Fränkel (Planegg, Oberbayern).

Senn große nationale Feiern verrauscht sind, ziehen in der Regel berufene, auch unberufene Wortführer der öffentlichen Meinung das Fazit, und verwehnen die Klänge eines pomphaft inszenierten Haus- oder Familienfestes, so rücken gern die Nächstbeteiligten zusammen, um festzustellen, was Greifbares denn übrig geblieben. Bei Gedent-

tagen des geistigen Lebens ist kaum viel anders, außer daß die Stimmungsbilder fast durchweg — vorher entworfen werden, zumal wenn es sich um einen vielgenannten und weitbekannten Künstler oder Literaten wie Paul Heyese handelt. Denn überschreitet heutzutage ein Poet von seiner Fruchtbarkeit, der also reichlich Anknüpfungspunkte darbietet, die Altersgrenze des Psalmisten, so heften sich allerlei betriebsame Federfuchser, gleichsam Totengräber schon bei Lebzeiten, ihm an die Fersen. Und nun gar wenn einer sich erlaubt hat, frisch und gesund die Schwelle der Achtzig zu mischten. Es gäbe ein überraschendes Kapitel zeitgenössischer Literaturgeschichte, zugleich einen lehrreichen Beitrag zur Kenntnis der jetzigen Presse sowie der literarischen Bildung, die Auffassungsweise und Stellungnahme der allerneuesten Biographen Heyeses mit derjenigen seiner früheren Richter zu vergleichen. Zumal ihn, den Jahrzehnte hindurch wirklich auch starkgelesenen Nestor der jetzigen deutschen Schriftstellerrepublik, läppisches Getratsch über Allzumenschliches oder anmaßendes Phrasengebrech über den Rang eigentlich gänzlich verschont hat. Dies bildet keinen der kleinsten Glückszufälle, die diesem beneidlich sonnenfrohen Manne in den Schoß gefallen. Wohl haben geistreiche Kritiker verschiedenster Tendenz — nach Robert Bruß, Treitschke, Julian Schmidt, die nur erst den Aufsteigenden porträtieren konnten, Theobald Ziegler, Georg Brandes, Laura Marholm, Harden, Bölsche — angestrebt, eine feste Ansicht über die sich damals immer mehr ausdehnende Wirksamkeit zu begründen. Wohl haben zünftige Literaturhistoriker aus mannigfachen Lagern die Leser mit Beihilfen zum Urteil über diese umstrittene Erscheinung und ihre Erzeugnisse ausgestattet: Erich Schmidt, Munder, R. M. Werner, Ud. Stern, E. Pezet u. a. In den memoirenartigen Veröffentlichungen markanter Literaten seines Kreises erhellen allerlei fesselnde — im guten Sinne pikante — Einzelheiten Heyeses äußeren Entwicklungsgang wie mit Blitzlicht: so bei Bodenstedt, Herm. Lingg, Roquette, M. Lazarus, Wilbrandt, Julius Groffe, Felix Dahn, Hans Hopfen, W. Riehl, Max Haushofer, und für die selige Jünglingszeit im Berliner „Tunnel über der Spree“ Theodor Fontane. Nicht zu vergessen die, trotz des angeborenen geschmeidigen Stils, ungeschminkten eigenen „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse“, die zuerst in der „Deutschen Rundschau“ (Band 101/102), dann, 1901, als zusammenhängende Selbstpiegelung erfreuten, sowie sein Beitrag zu R. E. Franzos' verdienstlicher Umfragen-Sammlung „Die Geschichte des Erstlingswerkes“, nebst manchen halbverschleierte autobiographischen Andeutungen in einigen novellistischen Büchern. Die zwei letzten Gewinde von Erzählungen, „Menschen und Schicksale, Charakterbilder“ (innerhalb zweier Jahre fünfmal aufgelegt) und „Hell dunkles Leben. Novellen“ liefern manche Bausteine zum Bilde ihres Verfassers. Vor

allem der erstere Band, durch musterhafte Abgeglichenheit der Sprache ein Zeugnis der schönen, mit Einfachheit gepaarten Höhe des Vortrags, die der Erzähler Heyse erreicht hat (der noch spätere — 1909 — Roman „Die Geburt der Venus“ zeigt übrigens den Meister auch auf dem ihm so vertrauten Felde der Künstlergeschichte noch unverdrossen).

Erst vor zwei Jahren trat, als Nummer 4 der Landsbergischen Sammlung „Moderne Geister“, ein Aufsatz zur Gesamtschilderung Heyses hervor. Viktor Klemperer hatte diese lebensgeschichtlich ungemein knappe, aber der vier- oder fünffältigen Schriftsteller-Tätigkeit redlich nachspürende Arbeit geschrieben. Freilich ging ihm der Einblick in die hochbedeutungsvolle Münchner Sphäre ab, in der Paul Heyse seit vollen 56 Jahren mittendrin steht, und so schnitt Klemperer nicht nur die Wiedergabe der äußern Schicksale kurios gerade mit dem Eintritt des Berliner Jünglings in Residenz und Zirkel König Max II. ab, sondern berücksichtigte auch den breiten Einfluß dortiger Beobachtungen und Erfahrungen zu wenig, wo es Richtlinien für sein Schaffen und den Hintergrund für die spezifisch süddeutsch oder gar ausgesprochen münchenerisch gefärbten epischen Werke zeichnen hieß. Trotzdem und trotz anderer kleiner Mängel habe ich, vor Jahresfrist, beim Antritt seines 80. Lebensjahres auf „Neues über und von Paul Heyse“ hinweisend, Klemperers Schrift gelobt „als die objektive und dennoch nicht ohne Liebe unternommene Erledigung einer längst winkenden Aufgabe: eine seit Dezennien emporragende Größe deutschen Schrifttums nach ihren tatsächlichen Eigenschaften und Leistungen in großen Zügen, aber ohne die auffälligen Kleinigkeiten zu vernachlässigen, zu werten“. (Vgl. d. Münchn. Neuest. Nachr. v. 14. März 1909).

Und nun, unmittelbar während die Glückwünsche zum Jubeldatum des 15. März sich zu würdigen Festklängen verdichteten, brachte der alte Stuttgarter Klassikerverlag Cotta, dessen Obhut seit eilichen Jahren nun sämtliche Offenbarungen der Heyseschen Muse pflegt, zwei Bücher auf den Markt, die, jedes in seiner Art, den Anspruch authentischer Biographien erheben dürfen. Das erste, von Helene Raff, der erzählfreudigen und -gewandten Tochter des ausgezeichneten Musikers Joachim Raff, konterfeit mehr den Menschen Heyse und den Menschen im Dichter. Führt doch hier echte Hausfreundschaft die Feder. Denn H. Raff steht dem Meister und dessen Gattin Anna (ihr ist das Buch „in treuer Verehrung zugeeignet“) weit näher als eine flüchtige Besucherin seiner gemüthlichen Nachmittags-Teestündchen — hätte er ihr sonst allerlei Intimitäten und namentlich die bis dato sorgsam bewachten Tagebuchblätter (die übrigens auch zeitgeschichtlich überaus fesseln), anvertraut und sie hier zu benutzen ermächtigt? Herrliche Bildnisse des 19., 73. und 79-jährigen

zieren das höchst anmutige Lebensbild, das die langgestreckte Bahn genau und warm, durchaus nicht mit nüchternem Chronistenstift begleitet.

Daneben steht in Dr. Heinrich Spiros, des schon wiederholt mit Heyses Poesie befaßten gewissenhaften Gelehrten, Festgabe „Paul Heyse. Der Dichter und seine Werke“, ein klarer Umriss der äußeren und inneren Entfaltung des Mannes, dem er aus sichtlichlicher Überzeugung diese Blätter inniger, nirgends einseitiger Hingabe, in alter Liebe und Verehrung zu eigen“ gibt. Sieben sorgfältige Kapitel gliedern die lyrische, erzählende, dramatische Übersetzer-Betätigung, und schließlich zieht Spiros daraus die Summe der „Wirkung“: den Ruhm, ein poetischer Träger hoher Bildung (im Sinne Goethes), Kunst und echter Leidenschaft zu sein. So redet einer, der sich mit Eifer und Verständnis in die Heyseschen Bändereien vertieft hat!

Neben die Monographien Raffs und Spiros, welche — der letztere möglichst alle vom Jubilar berührten Literaturgebiete berücksichtigend, jene mehr die Personalien im weitesten Sinne herausarbeitend — auf ein rundes Bild ihres Helden zielen, tritt ein schmächtigeres Heft (des im März 1910 †) Professor Dr. Edmund Ruete in Bremen („Paul Heyse“, Bremen, Gustav Winter, 53 Seiten, 1 M.). Eines Mannes, der seit längerer Zeit als vollgewandter Übersetzer der Lieder des unerreichbaren Schotten Robert Burns, vornehmlich aber der mannigfach schwierigen Dichtungen Robert Brownings Ruf besitzt, demgemäß das Zeug hat, die „nicht zu übertreffende Wiedergabe“ charakteristischer Belege italienischer Kunst- und Volkspoesie des 18. und 19. Jahrhunderts durch Heyse, deren Erläuterer voll „intimster Sachkunde und feinsten Urteils“ spanischer Lyrik, Shakespearescher Dramen richtig abzuschätzen. Aber Ruete ist auch stimmungsvoller selbstschöpferischer Poet (2 Bände Gedichte). Und so gelingt es seinen sechs frei zusammenhängenden Essays ungezwungen uns den warm verehrten Meister nach seinem vielseitigen Empfindungsleben, seinem schier unvergleichlichen Motive-Reichtum als Erzähler, voran als solcher von wahrer Liebe, seiner seelischen und ästhetischen Ehrlichkeit, endlich seiner allgewinnenden schönen Menschlichkeit anmutend abzuspiegeln. Dabei vermeidet Ruete jede gesuchte Redensart, alle Schulausdrücke und Schlagworte, wo er sich in die ihm allerdings sonderlich sympathische Natur Heyses hineinfühlt, um sie sofort innig nachzufühlen. Auch kommt ihm zugute, daß er nicht weniger liebevolle Vertrautheit mit den verschiedensten Niederschlägen Heysescher Kunst bis auf die allerneuesten von 1910 („Hellsdunkles Leben“) verrät als mit den hellen und dunklen Ereignissen des Heyseschen Alltagsdaseins auf Grund der so lebhaft anziehenden Autobiographie.

Nach alledem fiel es nicht auf, daß zugleich zwei Zeitschriften Sarasens, die am Wohnsitz Heyses die moderne Kultur im vollen Umfange

besprechen, ihre betreffende Nummer von Mitte März ihm weihen. Die „Jugend“ mit einem glänzenden Essay Oskar Bulles, des nunmehrigen Generalsekretärs der Schiller-Stiftung, über deren langjähriges Vorstandsmitglied und den Goethehaus-Monographen Heyse, ferner poetische Gaben Ludwig Fuldas, eines alten Heyseaners, und anderer ihm Nahestehender, einem idealen Bildnis von Lenbachs Freundeshand, endlich einigen alten und jungen leuchtenden Perlen Heysescher Gefühls-
poesie. Dann die „Süddeutschen Monatshefte“ mit Heyses Tagebuch-Aufzeichnungen aus seinem Anteil an den Schleswig-Holsteinschen Wirren von 1863/64, seinem Märchenschwank „Die Geister des Rheins“ aus dem 1871er Siegesjubel und, damit da nicht plötzlich der „Politiker“ alle Aufmerksamkeit auf sich lenke, einem originell preisenden Aufsatz Josefs Hofmillers, „Heyse, der Dichter“. Das Schönste, worauf der oft angeschwärmte Mann heute wahrhaft stolz sein darf, ist ja eben der Umstand, daß der kunststimmige Chor seiner Gegnerschaft jetzt schweigt und keinerlei zugespitzte Widersprüche am Lebensabend die Meinung über seine Leistungen trüben. Denn wie alle vier begeisterte Biographen die wundersame Frische und dauerhafte Reife des Achtzigers buchen, so verbanden sich zur eindrucksvollen offiziellen Sonntagsfeier vom 13. März zu München so arg verschiedene Brüder in Apoll wie Wilhelm Jensen, Ludwig Ganghofer, Max Halbe, Ludwig Thoma mit allen möglichen Spitzen der künstlerischen, gelehrten, amtlichen, politischen, gesellschaftlichen Welt der bayerischen Hauptstadt. Und über all diese Monographen, Richter, Lobredner hinaus hat Heyse die volle Gewißheit, daß seine Werte nicht, wie die Klopstocks bei Lessing, zu rufen brauchen: „Wir wollen weniger erhoben, doch desto mehr gelesen sein!“ Dazu helfe die Aufnahme richtig gewählter Musterstücke in weitverbreitete Sammlungen; in Reclams Universalbibliothek z. B. ist Heyse mit drei Dichtwerken vertreten: der feinen Novelle „Zwei Gefangene“ als Jubiläumsummer 1000, der biblischen Historie „König Saul“ und dem modern-psychologischen Drama „Mutter und Tochter“. So hat soeben die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung zu Hamburg-Großborstel ihren höchst preiswerten „Volksbüchern“ als Heft 26 „Andrea Delfin“ mit Einleitung und Bild des Meisters einverleibt. Rein schlechtes Zeichen für die Hochschätzung echter Poesie in deutschen Landen ist es wahrlich, daß Biographen, Kritiker, Herausgeber wetteifern, das Schöne und das Bleibende aus der Fruchtfülle seines Dichtergartens festzuhalten.



Die französische Lyrik der Gegenwart.

Von Otto Grautoff (Paris).

Daß Erscheinen der Anthologie des poètes français contemporains, die der Literaturhistoriker G. Walch in dem Pariser Verlage von Ch. Delagrave herausgegeben hat, gibt Gelegenheit, die Entwicklung der französischen Dichtkunst im Verlauf der letzten vierzig Jahre so gründlich kennen zu lernen, wie es an der Hand einer Anthologie überhaupt möglich ist. Walch hat in den vier Bänden seiner Sammlung Proben von allen Dichtern vereinigt, die im Laufe der letzten vier Jahrzehnte irgendeine Art von Berühmtheit genossen haben; er hat auch Mut und Unparteilichkeit genug besessen, um im letzten Buch die jüngere Generation ausführlich zu Worte kommen zu lassen. Verdient die Einteilung der einzelnen Bände Anerkennung, darf die Auswahl der Gedichte Lob beanspruchen, so schleppen diese vier Bände doch soviel Ballast mit, daß dem Uneingeweihten der Geist ein wenig verwirrt wird durch die Überfülle: Daß Theophile Gautier den ersten und Stephan Mallarmé den zweiten Band dieser Anthologie einleitet, gibt dem fremdländischen Leser ein richtiges Bild von der Bedeutung beider. Daß aber Emile Verhaerens Verse im zweiten Bande zwischen Victor Margueritte und Ernest Dupuy's leichterem Kunst eingeklemmt wurden, täuscht das Publikum über die Bedeutung von Walchs flandrischem Landsmann. Verhaeren, der größte unter den lebenden Dichtern, die in französischer Sprache schreiben, hätte der erste Platz in dem dritten Bande gebührt und nicht Edmond Rostand, dessen geschwähzige Muse, die markt-schreierisch sich in jeder Reklamespezies profaniert, nie einen großen Gedanken dachte, nie einen lebendigen Vers schuf. Weil die Tagespresse häufig Namen wie Mendès, Rostand, Theuriot u. a. wiederholt, brauchen wir sie noch nicht als Dichter ernst zu nehmen und sie gleichzeitig mit Namen auszusprechen, deren Träger, fernab von allen buhlerischen Umgarnungen des Publikums, ernste und wahre Priester der Kunst waren oder sind. Diese allzu unpersonliche und offenerzige Humanität beeinträchtigt ein wenig den Wert der schmucken Bändchen. Doch darf dieser Tadel nicht gar zu heftig ausgesprochen werden; denn Walch hat sich das Verdienst erworben, durch seine Anthologie, die in kurzer Frist in 60 000 Exemplaren abgesetzt wurde, die besten Dichter des modernen Frankreichs volkstümlich zu machen. Die französische Dichtkunst der letzten Jahrzehnte scheidet sich deutlich in drei Gruppen. Zu der ersten sind die wenigen zu zählen, die ohne irgendwelches Neue in Form und Inhalt hinzuzufügen, die Kunst der Parnassier fortsetzen. Ihr Haupt ist der greise Léon Dierx, nach Gully Prudhomme's Tode der letzte Überlebende aus der alten Gene-

ration von 1830. Diejenigen, welche sich an seine Ferse heften, haben als unpersönliche Epigonen für die Entwicklung der Lyrik keinerlei Bedeutung. Betrachtlicher ist die Gruppe, die in Mallarmé ihren Meister ehrt. Es gibt zwar auch in diesem Lager schwächliche, dünnblütige Nachahmer, aber in diesem Kreise ist die Zahl derer groß, die Mallarmés Kunstprinzipien und Weltbetrachtung mit eigenem Empfinden in sich durchlebt und aus ihr heraus neue Schönheiten und Formgedanken abgeleitet hat. Variationen der Mallarméschen Kunst spiegeln sich vielfältig wieder. Einige leisten Mallarmé nicht strenge Gefolgschaft; sie knüpfen an Beaudelaire an. Andre wiederum ehren in Verlaine ihren höchsten Meister. Und so ergibt sich innerhalb dieses Kreises ein außerordentlich vielfältiges Bild. Franzis Jammes, Henri de Regnier, Camille Mauclair, Viéle-Griffin, Jules Laforgue und Charles Guérin sind unter sich sehr verschiedene Dichter, die sich im Temperament, in der Weltbetrachtung und in der Form von einander deutlich unterscheiden.

Die dritte sich wahlverwandt fühlende Gemeinschaft geht in den Gleisen vorwärts, die Emile Verhaerens Entwicklung gezeichnet hat. Obgleich Verhaeren schon die Mitte der Fünfziger erreicht hat, ist sein Ruhm erst jung, ist der starke Eindruck, den sein Lebenswert in den Herzen der Jüngsten grub, kaum zehn Jahre alt. Die zwingende Logik seiner organischen Entwicklung, die sich erst mit ganzer Seele in die Tradition versenkte, sich dann losriß, um die eigene Persönlichkeit zu ergründen und zu glorifizieren und endlich die Synthese erreichte, hat die ergreifende Wirkung hervorgerufen, der die Jugend nun erliegt. In der Betrachtung Verhaerens lernten diese Dichter den großen und tiefen Whitman begreifen. So kann eigentlich nicht von einem reinen Einfluß Verhaerens gesprochen werden; denn gleichzeitig gewann Whitman große Macht über die Jugend Frankreichs. Aus beiden lernten sie den feinen Zauber eines neuen sensibleren Rhythmus kennen, der ihrem differenzierten Empfinden entsprach. Als Bestätigung und Anregung ihrer Bestrebungen dienten ihnen die verdienstvollen Experimentals- und Theoriestudien zur Phonetik, die der kluge Abbé Rousselot als Grundlage zu einer ganzen neuen Philosophie der französischen Sprache betrieb, indem er durch Atemmessungen das rhythmische Gefühl begründete und das Sprachgefühl vertiefte.

Die strenge Bewährtheit der Formen in der Tradition, die scheinbare Unerbittlichkeit alter Sprachtheorien und alter, metrischer Lyrik lassen die Bestrebungen, das junge Wollen dieser Gruppe als Revolution erscheinen. Diese Dichter wollen die Bewegtheit der Großstadt schildern. Wenn sie sich nun am Leben der Großstadt entzündeten oder ihre Sehnsucht in den mythischen und geheimsten

Bildern ihrer Seele atmen lassen, so ist ihnen der Alexandriner, der langatmige Sechsfüßler, ein zu verbrauchter, fast unmöglicher Rahmen. Sie wollen dem Rhythmus lauschen, der mit den Gedanken zugleich in ihnen geboren wird, und nur ihn als Form ihrer Gedanken gelten lassen. Sie horchen auf die geheimen Schwingungen der einzelnen Worte und Silbenbetonungen und entdecken ein neues Leben, eine neue Beweglichkeit in ihnen, die dem alten System des Messens und Zählens der Versfüße widerspricht. Neue Möglichkeiten der Ausdruckskraft und des musikalischen Schwunges öffnen sich vor ihnen und locken sie auf eine neue Bahn. Die stärksten Dichter dieses Kreises sind René Ghil, Paul Fort, Jules Romains, Charles Vildrac, René Arcoz, Alfred Mercereau und Henri Guillaud.

Die Kunst dieses Kreises, die einer Renaissance der französischen Dichtkunst gleichkommt, hat einen bedeutenden Einfluß auf die französische Prosa gewonnen, so daß es dem Literaturfreund rätlich erscheinen dürfte, die Entwicklung dieser neuen, kräftigen Dichterschule aufmerksamer zu verfolgen. Sie teilt sich in viele kleine Zirkel, von denen jeder eine eigene Zeitschrift herausgibt. Da ist die älteste und bewährteste Vers et Prose, die Paul Fort leitet. Während diese Revue auch heute noch die zentralste ist, zersplittert sich die Bewegung in den jüngern Gründungen. Die bedeutendste und wertvollste sind Les Bandeaux d'Or, der Arcoz und Mercereau vorstehen. Jean Royères Monatschrift La Phalange ist anregend und wertvoll. Unter gleich großen Gesichtspunkten wird La Revue des Lettres et des Arts geleitet, die allerdings wieder andre Tendenzen bevorzugt, vor allem sich viel mit deutscher Literatur befaßt. Einen großzügigen Charakter trägt der von Graf Fersen geleitete Akademos, der einen ganz internationalen Stil hat. Die nouvelle revue française ist allein durch ihren Herausgeber und hauptsächlichsten Mitarbeiter, André Gide wertvoll. Pan, Feu, Bessroi, les Marges stehen alle den jungen Dichtern offen. Von den älteren Zeitschriften befassen sich hauptsächlich La Revue, La Grande revue und la revue bleue mit der jungen französischen Dichtkunst. Alle diese Wochen- und Monatschriften beständig zu verfolgen, ist für den Ausländer unmöglich, für den Pariser selbst schon schwierig, da keine Bibliothek, keine Zeitschriftenzentrale in Paris regelmäßig alle Zeitschriften erhält. Die mangelhafte Organisation des französischen Buchhandels trägt nicht nur die Schuld, daß der Abnehmerkreis dieser Revuen gering ist; sie ist auch dafür verantwortlich, daß die ersten Gedicht- und Prosabücher der jungen französischen Literaten, die naturgemäß bei kleineren Verlegern erscheinen, so ungenügenden Absatz finden. Daraus erklärt sich, daß viele ernste Dichter Frankreichs (und oft gerade die begabtesten) häufig bis in ihr vierzigstes Lebensjahr hinein sich aus bitterer Lebens-

not nicht herausarbeiten können. Das erfahren wir, sobald wir uns in den Werdegang jeder literarischen Bewegung vertiefen. Die harten und schweren Existenzkämpfe der Dichter aber machen uns ihre Persönlichkeiten höchstens noch sympathischer: denn über solchen Kämpfen um der Kunst willen liegt immer ein Hauch der Weihe.



Reisebilder.

Von Christian Wagner (Warmbronn).

Luzern.

Abend ist's, und all die Blumen schlafen
Düftestreuend an Lucernas Hafen.

Nächtlich gürtet seines Ufers Säume
Thujasträucher und Kastanienbäume.

Da auf einmal: welch ein Lichtgefunkel
In der Seeflut grünem Wasserbunkel?

Jede Leuchte auf des Bergs Terrasse,
Jedes Lichtlein drüben in der Gasse

Spinnt sich über, bildet Feuerwege,
Wird zur Brücke, wird zum Wellenstege.

Mählig schwindend; — dämmeriger und blasser
Langsam so verzitternd überm Wasser. —

Näher treten an die Schattenriesen
Dich, Lucerna, in den Arm zu schließen.

Reichenau.

Reben auf ebenem Land, dort Gärten mit A stern
und stolzen
Sonnenblumen so ganz als Citadellen des Licht-
gotts;

Und der Apfelbaum hängt voll von Früchten. —
Ein Gasthaus

Nußlaubdüstig am Weg steht: Aus offenem Fenster
Spät noch tönet Musik und erfüllet die lauschigen
Gassen. —

Das ist Reichenau, Freund, und also schließet der
Abend,

So die Sonn ist hinab von den Basalthügeln
des Hegaus. —

Portici.

Badende Kinder am Strand und ebendachige Häuser,
Blendend weiß und gerade wie frisch von der Tünche.

So weithin
Rastusfeigengeheg um schimmernde Willen und
Gärten —

Das ist Portici, ist Resina. — Bläuliche Riesel
Rollet das Meer an den Strand, den leuchtenden. —

Waschende Weiber
Halb im Wasser. — Im Boot wegrudernd fröhliche
Menschen. —

Der Mensch muß wissen, was er tut.

Von Jeppe Hakjær.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen
von Erich Schlaikjer (Groß-Flottbeck).



Der Doktortwagen hielt vor dem Haus
Höfers, während ein Bote nach einer
Kiste Zigarren hineingesandt wurde. Der
Arzt legte sich schwer in den Wagenstuhl
zurück, während die Reif-Kristalle des
Bartes aneinander klirrten und über die schweren
Hornknöpfe des Wagenmantels herabrollten. Eine
Weile betrachtete er die Höhlungen in den Seiten
der schnaubenden Pferde; sie arbeiteten — aus
und ein — wie ein Blasebalg, während vom Haar
des Tiers ein feiner Rauch in die blaue Frost-
luft hinaufstieg. —

Die Stille wurde plötzlich von einer rostigen
Türangel unterbrochen; auf dem Flur des Höfers
wurde eine Tür mit roher Gewalt aufgerissen.
Ein satanischer Lärm wälzte sich wie ein Strom
aus der Ladentür heraus und ein starker be-
zechter Mann in Lederjacke und Holzschuhen kam
hinterrücks aus dem Lärm heraus. Die Mütze
war ihm vom Kopf gefallen, aber quer über den
Scheitel — bis tief unter das dünne graue Haar
hinein — lief eine mächtige frische Wunde, aus
der das Blut in drei sickernden Strömen über
die Augen und die Nasenwurzel hinabließ. So-
bald er den Arzt entdeckt hatte, steuerte er, so
gerade es die obwaltenden Umstände zulassen
wollten, auf den Doktortwagen los. Während der
Mund von Flüchen und Anklagen verzerrt war,
und während die hellen Tränen ihm aus den
Augen rannen, kletterte er auf allen Vieren durch
den Chauffeeegraben, schlug seine Tazze in die
Seitenwand des Wagens und rief zum Arzt
hinauf:

„Wollen Sie mir eins sagen, Herr Doktor
— ist es einem Christen gestattet, seinen Neben-
menschen als Hackblock zu benutzen? Was?

Hier sehen Sie selbst, wie ich zugerichtet bin!
Vielleicht ist mir der Kopf für alle Zeiten ruiniert!
Ist es nicht schrecklich mit so einem Menschen!
Daß ers übers Herz bringen konnte, so an seinem
besten Freund zu tun, der ihn immer gut be-
handelt hat.“

Wer hat Ihnen diese Wicse gegeben, fragte
der Arzt, sobald in dem rauschenden Wortstrom
des andern eine kleine Pause entstand.

„Ja, wo ist er geblieben, der Satan.“

Der arme Kerl sah ganz verwirrt aus seinen
verglasten Augen. Plötzlich ruft er, während er
mit dem Finger über das Feld hinauszeigt:

„Da läuft er! Ich erkenne ihn am Laufen!
Mit dem rechten Schinken legt er sich etwas auf
die Seite! Nun könnt Ihr selber den Burschen
betrachten! Justement, der hat mir das Pflaster
aufgelegt. Da — he, he, he — da läuft er, Gott
verdamm mich, über Berg und Tal — genau wie

Rain, als er seinen Bruder erschlagen hatte. (Er flennt).

Er hat mir ein ordentliches Ding über den Schädel gezogen. Ich weiß nicht, ob ich mit dem Leben davonkommen werde. Möglicherweise muß ich wegen dieses Halunken als Krüppel herumlaufen. Man sollte im Grunde nicht annehmen, daß ihm derartige Schandtaten gestattet seien. Soll ein Christenmensch nicht wissen, was er tut?“

„Freilich“, antwortete der Arzt und machte Miene, vom Wagen zu steigen, um die Wunde nachzusehen.

„Wie kam es, daß Sie mit Ihrem — hm — Freund so uneinig wurden? Kam es vielleicht von dieser hier?“ fuhr er fort, indem er auf eine große Branntweinkruche zeigte, die der Stümper krampfhaft am Henkel festhielt.

„Siehste woll, das haben Sie richtig erfaßt“, antwortete der Verwundete, „um dieses liebe Ding kam die Sache! Ich bin nie von der Sorte gewesen, die ihren Mitmenschen keinen Schnaps abgeben mögen, wenn er auf eine vernünftige Art darum einkommt. Aber hier war es, als wenn es sich um ein Recht gehandelt hätte. Er wollte weiß Gott den ganzen Schnaps allein haben! Der Branntwein aber war doch mein — ich hatte ihn mit den letzten Hellern bezahlt, die ich in meiner Tasche hatte. Und da er seinen Willen nun auf andre Weise nicht durchsetzen konnte, so schlug er mir die Kruche aus der Hand und dann pflanzte er sie mir mitten in den Schädel, daß mir die Funken aus den Augen stoben!“

Ich glaubte, ich wäre zu Boden gesunken! Denn es war, verflucht noch einmal, kein nachgemachtes Ding; das war echt und die Meinung, die dahinter lag, fühlte man deutlich.

Glauben Sie, Doktor, daß eine so alte Orgel wie ich repariert werden kann? Oder muß ich mich lieber in die Au werfen, um der Sache ein Ende zu machen?

Aber freilich: Dann hätte ich ihm den Branntwein ja ebensogut lassen können, denn dann krieg ich ihn ja doch nicht zu saufen.

Aber muß ein Mensch nicht wissen, was er tut?“

„Ja“, antwortete der Rutscher, der die ganze Zeit dem Gespräch gefolgt war, „es wäre gar nicht mehr als verdient, wenn man so einen Burschen bei der Polizei anzeigte.“

Bei dem Wort „Polizei“ trat der Verwundete zwei Schritte vom Wagen zurück, und während er mit der Branntweinkruche durch die Luft fuchtelte, rief er in tiefster Entrüstung:

„Ihn bei der Polizei anzeigen! Den Mann wegen so einer Lumperei vorladen lassen! Ich glaube, der Teufel fricassiere mich, daß dir der Vogel pickt! Du scheinst ja ein angenehmer Halunke zu sein! Sollten die Lausbuben von der Polizei ihre Nasen da hineinstecken! Affkurat

als wenn der Mann irgend etwas Böses getan hätte! Er hat doch weder geraubt, noch geschlagen.

Ich will ja nicht leugnen: Er hat mir ein Ding übergezogen, an das ich eine ganze Weile denken werde. Es hätte viel zarter gemacht werden können. Aber, versteht sich, wenn ich ihm den Branntwein gelassen hätte, dann wäre es ja nicht geschehen. Dann wär' der Schädel heil geblieben.

Nun stehe ich da mit meinem Loch und mit meinen Kenntnissen! Das sieht ein Blinder. Viel Leben steckt gewiß nicht mehr in mir. Das Loch brennt egal wog wie Feuer. Aber es ist doch immer ein Trost, daß einer von meinen guten Freunden es getan hat.

Denn es hätte mir ja noch viel schlimmer ergehen können. Wenn nun z. B. der Arm gebrochen wäre, was hätte dann aus mir werden sollen? Den Kopf braucht man ja glücklicherweise nicht so notwendig. Besser ist es ja immerhin, wenn er ganz bleibt. Das versteht sich.

Aber den Mann wegen so einer Sache einsperren lassen — reden Sie doch keinen Unsinn!

Nein, wenn ich der Polizei irgendetwas andrehen könnte, das wäre eine ganz andre Sache! Wenn ich die einmal in die Messeln setzen könnte, das wäre der Mühe wert, denn die Halunken spekulieren ja nur, wie sie andre Leute ins Unglück bringen können.

Nein, Jens ist ja grob geworden, das soll nicht bestritten werden. Aber wie gesagt, es war ja meine eigene Schuld. Ich hätte dem alten Knaben ja den Branntwein lassen können, dann wäre nichts passiert. Aber so geht es einem ja immer. Hinterdrein ist man immer klug genug (er flennt).

Und nun stehe ich da als Affe.

Ich nehme ja nicht an, daß das Gehirn gerade mittendurch geschlagen ist, aber viel fehlt gewiß auch nicht.

Ich möchte ja wohl, daß er einen Denzettel haben sollte, denn ein Mensch muß wissen, was er tut.

Aber wie ich gesagt habe: Ich will dem Mann nichts Böses antun. Der Mann ist sonst ein netter Mensch. Es fällt mir gar nicht ein, den Mann herabzusetzen, aber ich sage nur, er muß wissen, was er tut.“



Lanx satura aus Bayern.

VII.

In München spürte man in jüngster Zeit ein Erdbeben. Man denke, in München, wo jetzt die orientalische Ausstellung die Zugvögel aus aller Herren Länder an und auszieht, wo der Landtag am längsten in den deutschen Bundesstaaten 10 Monate lang tagt, wo die meisten Besucher des Oberammergauer Passionsspiels nach der religiösen Ekstase auch dem sündigen Leibe etwas zukommen lassen. Ganz erschreckliche Einzelszenen des Erdbebens

wurden nachträglich bekannt, wenn auch die Presse der Phäakenstadt in geschlossener Disziplin davon schwieg. Der Sessel des Verkehrsministers Frauendorfer wankte bedeutlich; die Glode des Präsidenten der Abgeordneten fing von selber zu läuten an; und Herr v. Orterer, der rector Bavaria, vor dem Minister beben, bebt einen Augenblick. Sämtliche Bürodienner und Hartshiere, die den üblichen Nachmittagschlaf machten, erwachten plötzlich mit einem Ruck. Auch von bedeutenden Kurschwankungen wird berichtet, und schwache Hypothesen kamen in gefährliche Bewegung. Einige Stammgäste des Ratskellers konnten auf dem Nachhauseweg deutlich wahrnehmen, wie die Häuser am Marienplatz wie Fichten im Sturme wankten und der Peterssturm sich wie der schiefe Turm von Pisa bedenklich zur Seite neigte. Das Sonderbarste trug sich in einigen Büros zu: von hohen Regalen fielen Akten herunter, die seit 4—5 Jahren unerledigte Gesuche oder Beschwerden enthielten, und im Kultusministerium hörte man einen uralten Aktenhimmel laut und vernehmbar wiehern. Hunderte von Beamten sind damit beschäftigt, die durch-einandergeworfenen Schemata und Formularien wieder in die alte heilige Ordnung zurückzubringen. Das Röslichste erzählt man von einer Mittelschule. Hatte da der Oberprimaner Huber die Gewohnheit, den fatalen Brauch des Klassenlehrers Dr. Trottelheimer, stets auf dem Katheder sitzen zu bleiben, voll auszunützen und seine Unaufmerksamkeit, nach Kraepelin „das Ventil des Geistes“, in Schlaf umzusetzen. Andererseits pflegte obbenannter Lehrer von Zeit zu Zeit erschreckliche Witzlein vom Stapel zu lassen und sah genau sich um, ob diese auch von allen Schülern mit gebührendem Gelächter quittiert würden. Huber nun hat seinen Nachbar, gegebenenfalls ihn durch einen Stoß aufmerksam zu machen, auf daß er seinen Verpflichtungen nachkommen könne. Dr. Trottelheimer entwickelte eben an einem Homervers seit 35 Minuten die Bedeutung des Partikelschens *äv* — da plötzlich erfolgte der kurze Stoß des Erdbebens und Freund Huber brach jäh erweckt in ein unändiges Gelächter aus. Die Tücke des Schicksals hatte ihm einen Streich gespielt, der nicht ungerochen blieb.

Im Landtag bebt Dr. Pichler und Kompagnie vor Zorn über die Ansprüche der bayerischen Lehrerschaft, wie sie in den Denkschriften des bayerischen Lehrervereins sich kundgeben. Fein, wie nun einmal Dr. Seraphicus von Passau ist, zitierte er dem Abg. Schubert, dem Vorstand des bayerischen Lehrervereins, ein lateinisches Zitat und apostrophierte ihn dann: „Wenn Sie einmal Lateinisch lernen, werden Sie verstehen, was dieser Satz heißt.“ Darob entstund unter den Zentrumsdeputaten ein höhnisches Gelächter, und besonders die häuerlichen Abgeordneten lachten äußerst verständnisinnig. Natürlich Josef Fisser und seine „Kolgen“ hatten ja das Lateinische mit der Muttermilch eingesogen und konnten sich mit Recht über die Schulmeister lustig machen, die nicht einmal die *epistolae vicorum obscurorum* zu lesen vermochten.

Man will eben die verlangte höhere Bildung der Lehrer nicht. Er soll auch in den Scheuklappen der klerikalen Bevormundung bei der Stange bleiben, d. h. bei dem Zentrum. Ein Kulturdokument ersten Ranges bietet hierzu ein Brief, der erst jetzt veröffentlicht wird und lautet:

„Da eine derartige Doppelseitigkeit“ — nämlich an einer katholischen Schule zu wirken und liberale Blätter zu lesen — „nur dazu führt, den Charakter des Lehrers zu verderben und den christlichen Geist der Schule in schwerer Zeit zu schädigen, so wird der Lehrer Bez gebeten, sich über die schwebenden Fragen der Zeit anderswo zu orientieren als in einer kirchenfeindlichen und der katholischen Bevölkerung Argernisgebenden Zeitung. Der Herr Lehrer wird ferner gebeten, den Unterzeichneten innerhalb der nächsten Tage wissen zu lassen, wie er sich zu dieser Sache stellt, damit ein unnötiger Konflikt vermieden wird.“

Lotharschulinspektion Ensfeld, 8. April 1908.

Morhardt.“

Ein Igl. bayerischer Schulinspektor verbietet also einem Lehrer die „Augsburger Abendzeitung“ — um dieses Blatt handelt es sich — zu lesen, und zwar aus erzieherlichen Gründen. So geschehen anno domini 1908 unter dem glorreichen Ministerium des U. v. Wehner.

Man ist ja bei uns schon gewohnt, daß namentlich zur Zeit des Abonnementwechsels die Herren Geistlichen für Zentrumsblätter Propaganda machen, ob sie nun Aktionäre der führenden Blätter sind oder nicht. Aber seitdem die *Encyclica pascendi* die Abertwachtung der Presse den Bischöfen und Seelsorgern besonders ans Herz gelegt hat, werden derlei geistliche Zeitungsaquisteure immer zudringlicher. Einen recht eifrigen Herrn, den Pfarrer Adam Pfeuffer von Hendungen in Unterfranken, stellt die Würzburger „Landeszeitung“ an den Pranger. Dieser liebe Mann Gottes wetterte jüngst von seiner Kanzel als peroratio herunter: „Diejenige Frau, deren Ehemann die „Landeszeitung“ liest, hat das Recht, sofort Klage auf Ehescheidung zu stellen.“ Das bürgerliche Gesetzbuch wird gut daran tun, bei der Revision diesen neuen Ehescheidungsgrund aufzunehmen.

Die Zentrums Herren gefallen sich im Regieren und behandeln unser Böhmerland wie eine Provinz des Kirchenstaates. War da in Speyer für den Neubau der Lehrerbildungsanstalt ein Platz ausfindig gemacht worden, der allen beteiligten Faktoren, dem Stadtrat, dem Lehrerkollegium, dem Bezirksarzt usw., und dem Ministerium völlig geeignet erschien, da plötzlich trat der Kultusreferent Dr. Schädler für einen Bauplatz ein, der in letzter Stunde von dem Speyerer Ofenfabrikanten Stilz angeboten wurde, einem Mitglied der Zentrumspartei. Der Bauplatz war jedenfalls billiger und von dem Zentrumsmanne aus patriotischen Gründen abgegeben worden? Das nicht, sondern der Mehraufwand erforderte in diesem Falle 56 000 M. Das Sparlame Zentrum ist diesmal merkwürdigerweise für den Mehraufwand. Kommentar überflüssig.

Ein zweites parlamentarisches Stücklein verrät der „Eichstätter Kurier“. Die Schreinerinnung Ingolstadt hatte nämlich die Arbeiten für den dortigen Neubau des Postgebäudes zu einem Preise erhalten, der den Voranschlag noch um 2% übersteigt. Und warum? Das Blättlein schreibt: „Das Verdienst hierfür gebührt dem eifrigen Zusammenarbeiten der Innung selbst, sowie den beiden Abgeordneten, Herrn Kammerpräsidenten Dr. v. Orterer und Herrn Höcht von Schrobenhausen, welche in den betreffenden Ressorts dahin wirkten, daß die Arbeiten der Innung ohne Submissionsaus-schreibung zugewiesen wurden.“

„Rühn ist das Mähen, herrlich der Lohn.“

Menippus.



Randbemerkungen.

Unser Interesse an Liberia

wird plötzlich in den Vordergrund geschoben, als sei unser Handel durch ein nordamerikanisches Protektorat bedroht. Nur fehlt jeder Beweis dafür, daß deutscher Handel in fremdbändischen Kolonien nicht gedeihen kann und die Vereinigten Staaten eine derartige Schädigung planen. Es wäre eine Wohlthat für die Kulturwelt, wenn ein eiserner Besen die Negermonarchie über den Hausen fegen und für Ordnung sorgen wollte. Die Farce dieser Staats-spielerei hat lange genug gedauert, und es wäre nicht mehr als recht, wenn die Amerikaner, die Gründer dieser famosen Republik, die nur noch durch ihre Schulden zusammengehalten wird, das Mandat übernehmen, in Monrobia wirkliche Zivilisation zu verbreiten. Je mehr die Vereinigten Staaten in andern Erdteilen festen Fuß fassen, um so stärker lockern sie selbst das Fundament der Monrobedoktrin. Vor allem sollten wir uns hüten, die Geschäfte Englands und Frankreichs zu besorgen oder

auch nur den Anschein erwecken, als könnte Deutschland eine unfreundliche Haltung gegenüber einem amerikanischen Protektorat einnehmen wollen. Der Arger der englischen und französischen Nachbarn Liberias verrät doch deutlich genug, daß sie dort am liebsten selber im Trüben gefischt hätten. Sollten wir dem etwa Vorschub leisten? Oder Mißtrauen gegen uns in Washington wecken? Der Zweck der von den Londonern und Parisern eingeleiteten Aktion ist so deutlich erkennbar, und doch finden sich in Deutschland noch immer Pächter und Wächter des Deutschlandums, die besinnungslos auf jedes rote Tuch losstürzen. Man sollte doch endlich klüger geworden sein.

Dr. Fr. St.

Polnische Nationalbotanik.

Die Korrespondenz für die deutsche Ostmark, „Der Osten“, erzählt, die Polen wären über die Wahl einer Nationalblume nicht einig und von den vorgeschlagenen, Stiefmütterchen, Kamille, Kornrade und Weilchen, habe das letztere Ausſicht, gewählt zu werden. Die Polen entdecken eigentlich ziemlich spät, daß ihnen etwas im Knopfloch fehlt: das Sinnbild der Bescheidenheit. Es ist möglich, daß sich der von der Schlachta früher gebräute polnische Bauer mit dem im Verborgenen am besten gedeihenden Blümchen verwandt fühlt, der Adel wohl weniger. Man darf nur auf sein Verhalten bei der demnächst stattfindenden Einweihung des Posener Residenzschlosses gespannt sein. Die Fraktion im Abgeordnetenhaus hat ja unzweifelhaft loyal gehandelt, als sie der Erhöhung der preußischen Krondotation zustimmte, und die polnischen Stadtverordneten in Posen haben für die Ausſchmückung der Stadt während der Kaisertage die geforderte Summe bewilligt, obwohl sie auf den Sturm in der polnisch-demokratischen Presse gefaßt sein mußten. Das sind loyale Umwandlungen, die nur etwas an Wert verlieren, weil die Mehrheit der Nationalpolen nicht dahintersteht und daraus den Anlaß zu lärmendem Widerspruch entnimmt. Insofern wäre seiner Vielsarbigkeit wegen das Stiefmütterchen bezeichnender für den Volkscharakter gewesen, und auch die Unräuter Kamille und Rade passen für den Teufel der Polen, der in Krakau und andern Orten die Schlacht bei Lannenberg feierte. Die Rade wuchert im Korn und schädigt, wenn sie massenhaft auftritt, den Landwirt. Der verwünscht sie: sie sieht gut aus und taugt doch nichts. Wenn Agitatoren diesem Symbol den Vorzug geben, gestehen sie damit eigentlich mehr ein, als sie im Interesse ihrer Sache dürfen. Sie wollen nichts nützen, sie wollen schaden, eine negative Tätigkeit ausüben. Derartige Geständnisse sind wertvoll; sie behüten uns vor falscher Sentimentalität, und wer sich bewußt dem Staatsganges nicht einordnen, nicht einfühlen will in den preußischen Staatsgedanken, der muß ausgerottet werden. Ganz unglücklich ist nun der Einfall, die Kamille zur Nationalblume zu erheben. Wenn ihn ein polnischer Abtlicher zur Debatte gestellt hätte, einer jener katholischen Raste, die das Wort im Munde zu führen pflegte: „Vexa lutherum, dabit thalerum“, dann könnte man Scherz, Ironie und tiefere Bedeutung darin wittern. Die Kamille duftet um so stärker, je mehr sie getreten wird, heißt es bei Shakspere, und der polnische Landmann ist mit den Stiefelabsätzen der Schlachta zu oft in Berührung geraten, als daß dies vergessen sein könnte. Die preußische Regierung, der deutsche Gutsherr haben erst den im Schappels dahindämmern den Hörigen zu Menschen gemacht. Das kann den Herren nicht oft genug in die Erinnerung zurückgerufen werden bei ihren nationalbotanischen Exkursionen.

Dr. Fr. St.

Rektor Bock.

Die armen Teufel, die davon leben, Wortwitze zu machen, und die dummen Kerle, die es zum Vergnügen tun, haben jetzt gute Zeiten. Ein Räuber und Räuberhauptmann, der Karl Moor heißt, und ein Mädchenſchulrektor Bock, der Sittlichkeitsverbrechen an Schüle-

rinnen begangen hat, auf den also das Wort vom Bock, den man zum Gärtner setzt, trefflich paßt, sind ein gefundenes Fressen. Mit Herrn Bock, dem allzu guten Freunde seiner Pflegebefohlenen, brauchen wir uns hier nicht weiter zu befassen, ihm winkt das Zuchthaus, das er sich redlich verdient hat. Aber ein andres muß öffentlich besprochen werden. Von seinem Treiben war manches durchgesichert, man war auf ihn aufmerksam geworden, und er konnte seine Liebespiele doch fortsetzen. Daß die vorgelegte Behörde nichts davon erfuhr, ist kein Wunder, vorgelegte Behörden sind gewöhnlich wie jene Ehemänner, die zuletzt erfahren, was sie am nächsten angeht. Aber eine Lehrerin und ein Geistlicher hatten doch so viel gehört und daraus so schwerwiegende Schlüsse gezogen, daß sie die Schulfrauen warnten, das Amtszimmer des Rektors zu betreten. Die Erteilung solch einer Warnung setzt voraus, daß die beiden felsenfest überzeugt waren, der Rektor treibe in seiner Stube, deren Vorhänge stets verschlossen waren, böse Dinge mit den Mädchen. Warum haben sie sich nicht an die Schulbehörde und die Polizei gewandt. War das nicht ihre sittliche Pflicht, ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Und wenn die Lehrerin durch eine immerhin entschuldbare Furchtsamkeit von der Anzeige abgehalten wurde, mußte der geistliche Herr, der Seelenhirte nicht ohne Menschenfurcht in die Besche treten? Und noch schlimmer. Der Rektor war schon einmal inhaftiert worden, weil ein eines Kindes genesenes junges Ding ihn als den Vater des illegitimen Sproßlings bezeichnet hatte. Dann aber wurde das verführte Mädchen in das „Kloster zum guten Hirten“ gebracht, und siehe da, hier fiel es um. Es widerrief seine Angabe und der Herr Rektor mußte aus der Haft entlassen werden. Wie ist dieser Widerruf zustande gekommen? Wer hat das Mädchen dazu bewegt und mit welchen Mitteln? Nicht nur die königliche Staatsanwaltschaft, die sich gewiß ex officio mit dieser Frage beschäftigen wird, sondern die gesamte Öffentlichkeit hat ein lebhaftes Interesse an ihrer Beantwortung. Wie konnte es geschehen, daß ein Schuldiger, wenn auch nur vorübergehend, seiner Strafe entzogen wurde, so daß er sein verbrecherisches Treiben fortsetzen konnte, und daß die Untersuchung in falsche Bahnen gelenkt wurde? Das Kloster wird sich hierzu wohl oder übel äußern müssen.

Dr. P.

Des „Dichters“ firma.

Vor mir liegt ein Briefumschlag, ein Expresbrief von
R U
Poesie und Prosa

in C

Was ist das? Was soll das? Vorerst: wer ist R U? Das ist ein „Dichter“, müssen Sie wissen. Eine Lokalgröße ersten Ranges. Ein kleines Genie sozusagen; aber ein wirklich kleines. Er macht Verse, der Mann, viel Verse, sehr viel Verse, alle Tage Verse. Jedesmal auf Ostern, auf Pfingsten usw. „liefert“ er ein Gedicht an die riesenhafteste Tageszeitung der Hauptstadt, eins an sein Lokalblättchen, eins für seine Lieblingszeitschrift und noch für ein paar andre liebe Freunde je eins: so ungefähr ein Duzend jedesmal. Ich habe mir einmal die Mühe genommen, eins fertig zu lesen und jedesmal einen blauen Strich zu machen, wo etwas nicht klappte. Das sah nachher aus wie die Darstellung des großen Ozeans auf einer Karte.

Aber davon soll ja gar nicht die Rede sein. Die hübsche Firma hat es mir nur angetan, die mir da unverzüglich in die Finger geriet. R U, Poesie und Prosa!!!

Man hat wohl schon gelesen: J. P., Wand- und Röhrenhuren. — E. J., Blut- und Leberwürste. — O. W., Mäuse- und Wanzenverteilung . . .

Aber R U Poesie und Prosa?

Der Mann will damit nämlich folgendes sagen: Meine Herrschaften! Ich empfehle mich Ihnen. Gebrauchen Sie meine Dienste. Ich mache alles, mache alles billig und

ausgezeichnet. Wünschen Sie Verse? Schöne? Klingende? lange? kurze? gereimte? ungereimte? Bierzeiler? Drei-zeiler? Bitte, wählen Sie. Oder ziehen Sie Prosa vor? **Wach ich auch, mach ich auch!** Sehen Sie, da hab ich Prosa. Da sind schöne lange Sätze, die ineinanderlaufen wie die Weglein eines Parkes. Und hier ist etwas Modernes, etwas Hypermodernes sogar. Das mach ich nämlich auch. Ich mache alles, durchaus alles. Bitte! Lesen Sie aus. Lassen Sie sich Zeit. Ich stehe Ihnen zur Verfügung, ganz zur Verfügung.

Hören Sie denn nicht dieses Reisendengeschwätz, das Sie aus diesem Firmenaufdruck anschreit? Wenn das der Kaufmann tut, na, in Gottes Namen! Man begreift das schließlich. Aber wenn einer mit seiner Verfemerei etnen so aufdringlichen Handel treibt und es einem jeden ins Ohr brüllt, was man von ihm am besten und billigsten beziehen kann, Herrgott! da kann einem die Geschichte doch zu bunt werden!

Paul Altheer (Zürich).

K. A. C.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß Ge. Kgl. Hoheit Prinz Heinrich von Preußen sich sehr mißliebig über die Gegner der Automobilrennen auf öffentlichen Straßen aussprach und die Automobilisten seines hohen Schutzes versicherte. In kritisch gestimmten Kreisen, die in diesen Zeiten einen ziemlich großen Umfang haben, nahm man diese Rede mit sehr gemischten Empfindungen auf und viele, nicht allzugut gestimmte Blätter gestatteten sich, bissige Kommentare von sehr nahe liegendem Inhalte dazu zu veröffentlichen. Dabei wurde mehrfach, mit Recht oder Unrecht bleibe vorerst dahingestellt, darauf hingewiesen, daß gesetzliche und polizeiliche Maßnahmen gegen automobilistische Exzesse von vornherein an sehr starken Einflüssen hinter den Kulissen scheiterten, oder doch ihretwegen nicht mit der nötigen Schärfe durchgeführt wurden. Es wurde so dargestellt, als sei der Kaiserliche Automobil-Club unter Umständen mächtiger, als das Parlament und die doch sonst genügend mächtige Polizei. Man kann dem Automobilismus alles Gute wünschen und die früher häufig inszenierte Zeitungshege gegen die Automobilisten aufs schärfste verurteilen und muß doch über eine von der Frankft. Ztg. gewiß nicht leichtin gebrachte Notiz stuhig werden. Danach ist ein ganz ausgezeichnete Kontrollapparat für den Automobilverkehr erfunden worden, der mit vollkommener Sicherheit und ganz automatisch anzeigt, wenn Automobile zu schnell fahren und ihre Lenker sich strafbar machen. Der Apparat bietet sowohl dem Fahrer, wie dem kontrollierenden Polizeibeamten, der am Wege steht, vollkommene Sicherheit und muß nach alledem, was man von ihm hört, ein wahres Wunder menschlicher Erfindungsgabe sein. Das Berliner Polizeipräsidium wollte ihn auch in den Verkehr einführen und seine Anbringung obligatorisch machen, aber sein Vorhaben, so heißt es in der erwähnten Notiz, scheiterte an dem Widerstande des R. A. C. Das würde doch aber nicht mehr und nicht minder bedeuten, als daß eine im Interesse der Allgemeinheit liegende, höchst vernünftige Anordnung einer sonst mit aller Autorität umgebenen Staatsbehörde, einer exklusiven Interessentengruppe zu Liebe, die sich nicht kontrollieren lassen will, unterbleiben ist. Ist der R. A. C. wirklich so allmächtig, wie es danach scheint. Gibt es unkontrollierbare hohe Einflüsse, denen Behörden in rechtmäßiger Ausübung ihres Amtes weichen? Ob eine offizielle Aufklärung erfolgen wird, steht dahin, daß aber in unsrer schwülen Zeit, da Zündstoff überall genug aufgehäuft ist, ein Dementi mit Freuden zu begrüßen wäre, ist ganz sicher.

Dr. P.

„Nachdem“.

Jenseits der schwarz-gelben Grenzpfähle schreibt man bekanntlich ein andres Deutsch als bei uns. Nicht immer ein besseres. Zu den Eigentümlichkeiten des österreichischen Sprachgebrauches gehört es das Wort „nachdem“ nicht nur temporal, sondern auch kausal zu benutzen. Der

Reichsdeutsche unterscheidet besser, er gebraucht in Kausalfällen das Wort *da*, in Temporalfällen nach dem. Dadurch wird es unmöglich, das post hoc mit dem propter hoc zu verwechseln, der deutsche Sprachgebrauch ist also logisch der einzig gerechtfertigte. Nun sind in der deutschen Presse sehr viel Österreicher tätig, und auch in der deutschen Belletristik spielen sie eine große Rolle. Auf beiden Gebieten verdanken wir ihnen viel, bedauerlich aber ist es, daß sie der bezeichneten stilistischen Unart bei uns Eingang verschafft haben. Man kann gegenwärtig keine Berliner Zeitung in die Hand nehmen, ohne auf ein falsch gebrauchtes „nachdem“ zu stoßen. „Nachdem der Angeklagte bei der Einvernehmung (auch das ist eine österreichische Wendung) ein Geständnis ablegte, erübrigte sich eine weitere Beweisaufnahme“. Hier kommt zu der schon von Wustmann gerügten „Sprechdummheit“ noch die andre auch von ihm angekreidete, daß statt des Plusquamperfekts das Imperfektum gesetzt wird. Darum die höfliche Bitte an alle, die es angeht, im Interesse der gemeinsamen deutschen Muttersprache: „Halte *da* und nach dem auseinander. Braucht das eine kausal und das andre nur temporal“. Vor allem aber, die ihr früher richtig gesprochen habt, gewöhnt euch nicht die neue, falsche Mode an.

Dr. M. P.



Aus der Finanzwelt.

Die Katastrophe bei der Niederdeutschen Bank zieht immer weitere Kreise. Das Neueste ist der Zusammenbruch der Lünener Bank, sowie die Verhaftung ihres Direktors. Dies Institut wurde im Jahre 1906 mit einem Kapital von $\frac{1}{2}$ Million gegründet, das 1909 auf 1 Million Mark erhöht wurde. Auch in diesem Zusammenbruche bestätigt sich wieder die alte Erfahrung, daß die Bücher nicht in Ordnung sind. Hierüber sind bereits Ströme von Tinte vergossen worden, und doch ist alles beim Alten geblieben. Die Aufsichts- und Prüfungsinstanzen haben völlig versagt, sowohl bei der Niederdeutschen Bank als bei der Lünener Bank. Die Aktien des ersten Institutes wurden 1908 durch die Berliner Handelsgesellschaft eingeführt, die gleichfalls bei dem Unternehmen beteiligt ist, ebenso die Reichsbank, die indessen erklärt hat, aller Voraussicht nach keinen Schaden zu erleiden. Nach den Geschäftsbedingungen der Reichsbank kann „jeder ordentliche Geschäftsmann“ mit der Reichsbank in Verbindung treten und hat zuvor der Bankanstalt, in deren Bezirk er seinen Wohnsitz hat, die erforderlichen Mitteilungen über „seine Verhältnisse“ zu machen. Inwieweit der Reichsbank die Bilanz hierbei genügt, entzieht sich unserer Kenntnis. Die Bank, eine Kommanditgesellschaft auf Aktien, hatte seit ihrer Gründung leidlich stabile Dividenden verteilt: 8, 8, 6, 4, $4\frac{1}{2}$, 5, 6, 7, 7, während die Erhöhung des Grundkapitals von 1,1 auf 12 Millionen Mark parallel ging. Durch die rasche Erhöhung des Aktienkapitals und die damit Hand in Hand gehende Einrichtung von Depostitenkassen, sowie die Erlangung von Depostitengeldern suchte sich das Institut die Mittel zu verschaffen, um sich von den Großbanken möglichst unabhängig zu machen. Offenbar sind die eigenen Kräfte hierbei überschätzt worden. Die Provinzbanken haben seit geraumer Zeit einen verzweifelten Kampf mit den Großbanken zu führen, die mit Hilfe ihres Depostitenkassen- und Fusionsystems überall in der Provinz festen Fuß zu fassen suchen. Man kann sich im Grunde über diese Dinge gar nicht wundern, und wenn gegenwärtig wieder davor gewarnt wird, zu verallgemeinern, so scheint es vielmehr, als ob der neueste Bankfrach nur als typisch bezeichnet werden kann. Er ist zunächst die photographische Nachbildung der Leipziger Bankkatastrophe, die gleichfalls mit den üblichen Veräußerungsmaßnahmen begann, die gleichfalls eine völlig einwandfreie, mit den

üblichen Erläuterungen versehene Bilanz aufstellte und drei Monate nach der letzten Bilanz die Schalter schloß. Auch die Niederdeutsche Bank schloß wohl nur die Schalter, damit das Publikum nicht sehen sollte, wie hinter verschlossenen Schaltern saniert wurde. Es war indessen nicht mehr möglich, die Dinge waren bereits zu weit vorgeschritten; und sicher ist noch manches faul im Staate Dänemark. Die großen Banken mit ihren Milliardengeldern — das liegt in der Natur der Sache — führen einen wahren Vernichtungskampf mit den Kleinen, und wenn bei diesem Kampfe wieder Einer über Bord ist, dann wird das Mißtrauen des Publikums gegen die Kleinen um so größer, und alles strömt von neuem den Großen zu. Wo soll das hinaus? Die Verantwortlichkeit, die auf den Großen lastet, ist eine ungeheure, und ein Ereignis in dieser Hinsicht wäre fast schlimmer als ein verlornen Krieg. Und doch haben wir an der Wende des Jahrhunderts Wahrnehmungen ganz bedenklicher Art machen können. Mit ihren Zweimonatsbilanzen nach Schema F können die Banken die Entwidlung nicht ändern; sie spielen nach wie vor mit verdeckten Karten, das Publikum mit offenen. Glücklicherweise diejenigen Depositäre, die von den Verhältnissen der Niederdeutschen Bank rechtzeitig Wind erhielten und auf diese Weise eine Art Vorzugsrecht auf die Depositen geltend machen konnten. Das Schlimmste ist in dieser Beziehung jedenfalls, Vertrauen zu predigen! Ohne Vertrauen gehts natürlich nicht, aber ein gewisses Mißtrauen ist schon prinzipiell notwendig, um diejenigen, denen fremdes Gut anvertraut ist, davor zu bewahren, über die Stränge zu schlagen.

Mercator.



Die Gefährlichkeit der Tagespresse.

Ein alter Buchdrucker hielt mir neulich eine lange Rede über die Buchdruckerkunst.

„Sie glauben gar nicht“, sagt er etwas weinerlich, „wie sehr die Welt unter allen Erfindungen zu leiden hat. Als man die Buchdruckerkunst noch nicht kannte, da waren die Zeiten wirklich besser. Das viele Lesen hat den Menschen mehr geschadet als genützt. Das sage ich Ihnen, der ich ein alter Buchdrucker bin. Ich weiß es ganz genau. Glauben Sie, daß der Mensch sehr viel davon hat, wenn er täglich zehn Pfund Drucksachen verschlingt?“

„Meinen Sie“, rief ich lachend, „daß die Menschen tatsächlich ganze zehn Pfund Gedrucktes täglich verschlingen?“

„Nicht alle Menschen“, erwiderte der alte Herr sanft, „verschlingen so viel, wie ich sagte. Aber es gibt doch sehr viele Leute, die es durchschnittlich auf 15 Pfund täglich bringen. Und das will etwas sagen, wenn man bedenkt, daß alle Tageszeitungen auf sehr, sehr dünnem Papier gedruckt werden.“

Ich wußte nicht recht, was ich erwidern sollte, denn ich mußte dem alten Herrn eigentlich Recht geben.

„Sie meinen also“, sagte ich nach einer guten Weile, „daß das viele Lesen dem menschlichen Gehirn sehr schädlich ist. Ja — es zerstreut wohl. Aber manchmal nützt es doch auch ein wenig.“

„Nützt!“ rief er ganz aufgebracht, „Ja — aber das tägliche Lesefutter, das uns die Tagespresse vorsetzt, nützt keinem Menschen was, füllt nur alle Köpfe mit Unglücksfällen und mit großen Wünschen, die sich doch nicht von heute bis morgen realisieren lassen.“

„Dann müßte man nach ihrer Meinung“, sagte ich leise, „allen Leuten abraten, eine Tageszeitung zu lesen. Ja — das wird aber nicht viel helfen. Die Leute lesen doch ruhig weiter. Sie sind so sehr daran gewöhnt, daß sie glauben, sie seien eigentlich zur Lektüre der Tageszeitung verpflichtet.“

„Wer verpflichtet sie?“ rief da der alte Herr in hellem Zorn.

Und ich wußte abermals nicht, was ich sagen sollte; mir wurde nun wieder ganz klar, daß der alte Herr eigentlich Recht hatte.

„Ich will Ihnen ja gar nicht widersprechen“, sagte ich so freundlich wie möglich, die Unglücksnachrichten erheitern das Gemüt nicht im geringsten. Und die große Begehrlichkeit, die durch die Tageszeitungen hervorgebracht wird, dürfte sehr viele Gefahren für unser öffentliches Leben mit sich bringen. Aber wir können doch nicht plötzlich die Tagespresse einfach abschaffen.“

„Oho!“ rief da der alte Buchdrucker, „wenn die Tagespresse von allen Leuten ignoriert wird, so wird ihr bald der Atem ausgehen. Darauf können Sie sich verlassen. Wenn der Mensch durchaus was lesen will, so kann er doch nach Büchern und Zeitschriften greifen. In der Tageszeitung steht doch gewöhnlich nur das, was uns ziemlich gleichgültig bleiben kann.“

Wir redeten noch sehr lange über dieses interessante Thema.

Paul Scheerbart.



Römische Nöte.

Wehe, gellts im Vatikanus,
Wehe, wieder arge Not!
Canelejas, dieser canus,
Schlägt uns Spaniens Dummheit tot.
Die sich eingelebt dort häuslich
Und so fett genähret schien,
Canelejas, ha, wie scheußlich,
Will sie stürzen in Ruin!

Schon la France ist durchgegangen —
Dieses war kein Laridah —
Unsre Pfäfflein müssen bangen,
Seit uns dieser Schmerz geschah!
Gläubige aller Länder, Wähler
Der Verblöbung, steht uns bei,
Unsre Bäuche werden schmaler,
Dank der schändlichen Reherlei!

Daß uns dieser Hort der Horte,
Unsres zweiten Philipp Zoll,
Daß uns diese gute Sorte
Bäuchemäster schwinden soll,
Daß auch hier der Handel ohne
Segensmittel kommt in Schwung,
Ist der Reheruntat Krone!
Ha, verfluchte Aufklärung!

Jüngst erst hat der Stuhl der Stühle,
 Von der heiligen Wut entflammt,
 Deutsche Lutherbrut-Gefühle
 Zur Infernoqual verdammt,
 Donnernd schnob sie hin zum Norden,
 Unsre Kraft-Engpflanz — —
 Ach, nun ist der Alfons worden
 Mählich zum Apostata!

In dem eignen Lager schmählich
 Wirft man unsre Fahnen hin!
 Die „Moderne“ dringt allmählich
 In die dümmsten Schädel rin!
 Sind vergebens alle Mühen,
 Wirkt nicht mehr das Signum: Rom?
 Soll der Weizen nicht mehr blühen,
 Der gesät in Peters Dom??

Nein, noch glaub es nicht, o Seele,
 Dieser Weizen wird noch blühn!
 Auf, erlauchte Kardinäle,
 Rüstet euch zur Abwehr kühn!
 Laßt uns rasch am Manzanareß
 Neunzig neue Heilige weihn —
 (Denn ein Heiliger ist was Rareß) —
 Dann wird Spanien unser sein!

Terentius.



Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usw. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unerlangt und zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Ernst Lewy: Gesammelte Schriften von Jakob Michael Reinhold Lenz. 4 Bde. Verlag Paul Cassirer (Berlin).

Von den drei ersten Bänden dieser ganz herrlich aus-

gestatteten Publikation ist in früheren Nummern dieser Zeitung die Rede gewesen. Der eben ausgegebene Schlußband hat dieselben Vorzüge herrlicher Ausstattung, leider aber auch dieselben Mängel, hauptsächlich den, daß der Herausgeber zur Erklärung der Werke nichts, oder so gut wie nichts, beigetragen hat. Auch die Erwartung, daß etwa in einem Schlußwort auf das Bleibende in Lenz' Wirken und Schaffen hingewiesen würde, ist nicht erfüllt.

Die drei ersten Bände enthielten hauptsächlich die Dramen, dramatische Fragmente und Übersetzungen und die Lyrik des merkwürdigen Dichters, die am ehesten geeignet ist, ein gutes Vorurteil für seine Begabung zu wecken und die wohl das Einzige ist, was von seinem Lebenswerke wirklich bleibend genannt werden kann. Die Prosa, die in dem eben erschienenen 4. Bande zusammengestellt ist, ist nicht gleichwertig. Unter den sogenannten „Auffäßen“ finden sich viele unbedeutende Stücke. Die „Lebensregeln“ sind unendlich fromm und von einer mehr als puritanischen Sittlichkeit; selbst in einem Aufsatz, wie „Göz v. Berlichingen“ ist trotz der halben Seite, in der über Goethes Drama enthusiastisch gesprochen wird, recht viel unbedeutendes Geschwätz; eigentlich ragen nur aus allen diesen hingeworfenen Blättern die „Anmerkungen über das Theater“ hervor, wegen ihrer Begeisterung für Shakespeares und ihres starken Widerstandes gegen die philisterhafte dramatische Technik jener Zeit. Die erzählenden Schriften, wie „Tagebuch und Waldbruder“, so psychologisch interessant sie auch genannt werden mögen, sind ohne Kommentar, ohne eindringende Kenntnis der Lebensverhältnisse des Schriftstellers kaum zu verstehen. Lieft man aber eine der andern Geschichten, z. B. „Zerbino“, so kann man sich einer starken Ernüchterung nicht erwehren. Denn man findet in ihr weder wirkliche Psychologie, noch flotte Darstellung, noch reizvolle Abenteuer: der Held der Geschichte, ein Kandidat, der, nachdem er bei zwei Mädchen abgeblitzt ist, ein lebenswürdiges Geschöpf verführt und, als diese als Rindesmörderin den Tod erlitt, sich selbst ums Leben bringt, ist doch ein gar zu abstoßendes, übrigens gar nicht wahrscheinlich gemachtes Menschenkind. So sehr man sich also hüten muß, Lenz' Leistungen zu überschätzen, so muß man doch dem Verleger dankbar sein, daß er so wichtige Denkmäler der Literaturgeschichte in so außerordentlich würdigem Gewande der modernen Leserschaft wieder vorführt.

Ludwig Geiger.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M.
 Einzelnummer 40 Pf.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ·
 Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

**Kaiser
 Friedrich
 Quelle**

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW.
 — Telefon-Amt VI, No. 689. —

**Privat-Beamte und Angehörige
 der freien Berufe!**

Sorget für Eure Zukunft und die Eurer Familie durch Anschluss an den zur Vertretung der wirtschaftlichen, sozialen und rechtlichen Interessen der Privat-Beamten gegründeten, durch landesherrliche Verleihung mit Korporationsrechten ausgestatteten

Deutschen Privat-Beamten-Verein zu Magdeburg.

Ueber 27 000 Mitglieder in zirka 500 Zweigvereinen, Verwaltungsgruppen und Zahlstellen.

Neben **Pensionskasse, Witwenkasse, Waisenkasse, Begräbniskasse** und **Krankenkasse** sehr wertvolle **Wohlfahrtsrichtungen.**

Gesamtvermögen: Ueber 15 Millionen Mark.

Halbjährl. Beitrag 3 Mk. — Man verlange Prospekt.

Deutsche Kaufleute

lerat fremde Sprachen zu Hause perfekt!
Engl., Franz., Italien., Russisch, Schwedisch, Spanisch usw., durch weltberühmte Selbstunterrichtsbriefe. Vorkenntnisse unnötig. Tausende verdanken diesen Briefen ihre Existenz od. bessere Stellung. Verlangen Sie sofort Prospekt gratis. Umfangreicher Probebrief (Lekt. I) gegen 50 Pf. in Marken.
O. Hofmann, Gemmla 203, Reuss.

Antiquar. Kat. 34. Philosophie

„ „ 36. Litteratur

gratis und franco:

J. Krause, Antiquariat, Halle a. S.

Hygienische

Bedarfsartikel. Neuest. Katalog. m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
H. Unger, Gummifabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:

Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:

Hôtel zur Traube (I. Rang). Bes.:
Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):

Hôtel und Naturweinkellerei „Zar Kanne“. Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:

Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:

Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:

Hôtel Aue, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:

Hôtel Bellevue (I. Rang). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:

Hôtel „Schlesien“-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:

Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesland:

Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:

Hôtel Sachsenhof, Haus I. Rang.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:

Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.

Hôtel Fürstenhof (I. Rang). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.

Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross“. Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:

Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

„Berliner Lokal-Anzeiger“: . . . Der Schillerband bringt Originalaufsätze über Schiller aus der Gegenwart, die über den Augenblick hinaus zu werten sind. Geben sie auch nicht ein Gesamtbild von Schillers Wesen und Leben, so sind sie doch geeignet, auf einzelne Züge in diesem Bilde ein scharfes Licht zu werfen. Der Herausgeber hat durch seinen Kommentar das viele Einzelne ans grosse Ganze geknüpft und hat in seiner Einleitung — Schiller und die Wirklichkeit. Ein Schicksal — eine sehr interessante und originelle Stellungnahme zu dem Problem „Schiller“ versucht. Die Bücher der Gegenwart sind ein zeitgemässes Unternehmen, das der Wochenschrift und dem Verlage viele Freunde gewinnen wird.

Im „Tagesbote aus Mähren u. Schlesien“ sagt Karl Hans Strobl u. a.: . . . Die Genesis dieses Buches schliesst von vornherein eine erschöpfende Behandlung des Themas aus. Aber was hier in Einzelheiten behandelt wird, bringt so viel Neues und das Bekannte so frisch und interessant, dass ein buntes Leben überall zu quellen scheint. Von der literarhistorisch-gründlichen Quellenuntersuchung bis zum Essay sind alle Formen vertreten, wir finden hier ebenso das Feuilleton wie die Impression und es gelangt ebenso der Germanist wie der Journalist zu Wort. — Hier hat man ein Buch, das abwechslungsreich und interessant ist und jeder Schillerbibliothek als Ergänzung willkommen sein darf.

Bücher der Gegenwart

Band I

Schiller

Gesammelte Aufsätze aus der „Gegenwart“
(1872—1909)

Herausgegeben von
Ignaz Jeżower

Mit einem Zweifarben-Holzschnitt des Schillerhauses (von Otto Dellling). XVI, 184 Seiten imit. Bütten in geschmackvollem steifen Umschlag.

Preis 2 Mark

Zu beziehen durch jede Buchhandl.

Hermann Hillger Verlag

Berlin W. 9 . . . Leipzig

„Berliner Neueste Nachrichten“: Der Herausgeber hat durch sachkundige Anmerkungen einen festen bindenden Mörtel zwischen die zahlreichen Bausteine getan. In einer feinen u. schwungvoll geschriebenen Einleitung hat er das Problem „Schiller“ auf einem neuen Wege zu lösen gesucht. Er zeigt, dass der Idealist Schiller doch ganz gute und realistische Augen hatte, dass er aber im Kampfe mit der Wirklichkeit unterlag — wie die Helden in seinen Dramen. Vielleicht war seine kränkliche physische Natur daran schuld . . . und so zieht er sich in das Reich des Gedankens, in das der Ideale zurück. Das Wertvolle an dieser kurzen Einleitung ist die Aufweisung der unendlich fein verschlungenen und verknüpften Fäden zwischen dem physischen und dem psychischen Menschen. Auch sonst enthält das Büchlein manchen fein geschriebenen Aufsatz und tief gefassten Gedanken.

„Ulmer Tagblatt“: Es war ein glücklicher Gedanke des jetzigen Verlegers der bekannten Wochenschrift „Die Gegenwart“, die gehaltvollsten der dort erschienenen Aufsätze über Schiller zu einem schönen Band zu vereinigen. Ignaz Jeżower, der selbst mit einem markanten Essay über „Schiller und die Wirklichkeit“ vertreten ist, hat die Auswahl mit feinem Verständnis besorgt, und wir freuen uns heute, aus ihr entnehmen zu können, dass Schiller noch nicht vergessen ist. Die Verehrer des grossen Dichters finden hier neue Anregung in Hülle und Fülle. Wir wünschen dem Unternehmen, das so glücklich begonnen, schönen Fortgang.

Die Gegenwart

Nr. 34.

Berlin, den 20. August 1910.

39. Jahrgang
Band 78.

Die Wetterede der Euzaldunaren.

Die Basken die weiße Boina wieder feck außs Ohr rücken und zugunsten des Don Jaime in den kirchenpolitischen Kampf eingreifen werden? Eine Weile schien es so: Die Junten der basischen Provinzen hatten es an Schürung der Unzufriedenheit nicht fehlen lassen und rührten fleißig die Werbetrommel, so fleißig, daß alle Welt von der in San Sebastian geplanten klerikalen Kundgebung annahm, sie werde das Signal zu einem Karlistenaufstand sein. Nun haben ja bisher in Spanien die mit Pronunciamentos eingeleiteten Revolutionen meistens einen ziemlich patriarchalischen Charakter getragen; es pflegte stets programmäßig zuzugehen wie bei Stiergefechten. Die Pflänker, die Pikadores, die Capadores, die Banderilleros verrichten nützliche Arbeit im Kleinkrieg, bis der Toro und der Espada sich messen, und in den seltensten Fällen hat der karlistische Toro seinen Gegner auf die Hörner nehmen können. Von diesen Aufständen ist die Regierung eigentlich nie überrascht worden, sie wußte immer von Anfang an, woran sie war und traf danach ihre Maßregeln. Das Opfer waren in allen Fällen die Basken, die ihre Privilegien, ihre Junros los wurden, mochte ein Papst wie Gregor XIV. noch so sehr den Karlistismus begünstigen oder in der Folgezeit sich die allerkatholischste Majestät wegen Einziehung von Kirchengut mit dem Vatikan in den Haaren liegen. Nach dem zweiten Karlistenkriege (1876) wurden sie der letzten Reste ihrer eigenen Verfassung verlustig erklärt, ohne Aussicht, jemals wieder selbstständig zu werden. Im stillen Kämmerlein mögen sie wohl noch Wünsche nach der alten Herrlichkeit äußern, und daß diese Wünsche von klerikalen Sendboten in unruhigen Zeitläuften genährt werden, ist wohl kaum von der Hand zu weisen. Es lebt ja noch immer ein Prätendent, ein Vertriebener, ein verwunschener Prinz, freilich fern vom Schuß, aber — er lebt und die Junta catolica in Alaba, Guipuzcoa, Navarra und Biscaya läßt ihn zuweilen auf dem Boden dieser getreuen Provinzen umgehen wie ein Gespenst, während er selbst gemütsruhig in Frohsdorf vom Raviar des Erils lebt.

Daß dieses Gespenst nicht Fleisch und Blut gewänne, dafür sorgte die spanische Regierung. Der geräuschvoll angekündigten Demonstration in San Sebastian setzte sie ebenso geräuschvoll die Konfignierung der Truppen entgegen, und da ein Generalkapitän kein corazon de manteca (Herz von Butter) zu haben pflegt und selbst der schönste Rosenkranz kein sicherer Kugelfang ist, hatte es bei einigem Straßenkrawall und der Verhaftung einiger der lautesten Schreier sein Bewenden. Daß vielberufene Recht auf die Straße wurde, was nicht unerwähnt bleiben darf, unter dem Beifall der Liberalen aller Länder einfach negiert. Weder der in Guipuzcoa geborene Schutzpatron Biscaya, der heilige Ignatius von Loyola, flößte den Demonstranten genügend Vertrauen ein und steigerte ihren Fanatismus zu Taten, noch vermochte ein päpstliches Telegramm den Mut der Glaubensstreiter zu beseuern. An Anstrengungen hatten es die Klerikalen zwar nicht fehlen lassen; wir hören von einer maßlos heftigen Preßheke gegen Canalejas, von aufrührerischen Kanzelreden, selbst von Konfiskation eingeschmuggelter Waffen und von 9000 Raketen, die vor dem königlichen Schlosse Miramar in San Sebastian den „Volkswillen“ in die richtige Beleuchtung setzen sollten. Ob nach diesem Mißerfolge sich die Wasser verlaufen werden, ist zu bezweifeln. Dazu ist die Fähigkeit der Basken, dieser treusten Söhne der Kirche, zu groß und das über das ganze Land ausgeworfene Netz der Geistlichkeit zu feinmaschig. Man rüstet sich zur Wiederholung der Manifestationen in andern Provinzen und will die katalanischen Karlisten in die Bewegung hineinziehen. Der Ministerpräsident darf sich also nicht außs Faulbett legen, seine Kräfte nicht zersplittern. Daß er die Abberufung des Botschafters Ojeda aus Rom bei dem König durchgesetzt hat, will nicht viel bedeuten, denn dieser selbst, ein Klerikaler vom reinsten Wasser, erhält dadurch Gelegenheit, persönlich Fühlung mit den Konservativen zu nehmen. Wichtiger wäre die Entfernung des päpstlichen Nuntius aus Madrid, denn solange dem Monsignor Vico die Pässe nicht zugestellt worden sind, hat der Ministerpräsident nur einen halben Erfolg zu verzeichnen und einen Feind innerhalb des Lagers. So ist es nur zu ver-

stehen, daß der „Osservatore Romano“, das vatikanische Organ, erregt gegen die Unterstellung protestiert, als wollte der heilige Stuhl seinerseits die Abberufung des Nuntius in die Wege leiten. Allerdings könnte Canalejas ein größerer Dienst im gegenwärtigen Augenblick kaum geleistet werden. Auf denselben Ton ist von der andern Seite die Meldung der offiziellen „Agencia Fabra“ gestimmt, die eine Besserung der Beziehungen zwischen Spanien und dem Vatikan leugnet.

Der so pomphaft angekündigte Putsch von San Sebastian ist also im Aufblähen erstickt worden, aber der Zündstoff ist noch vorhanden. Vor allem der Prätendent selber. Don Jaime III. von Bourbon, der Hüter von Don Carlos Erbe, hat vom sichern Port, von Frohsdorf, verbreiten lassen, er sei aus seiner durch die österreichische Gastfreundschaft gebotenen Reserve in keiner Weise herausgetreten. Buchstäblich aufgefaßt, gewiß. Die Würze seines Prätendentendaseins besteht für ihn selber darin, daß es eine fortgesetzte Quelle der Beunruhigung für die spanische Regierung bildet, ohne daß er einen Finger zu regen braucht. Das ist die immanente Eigenschaft aller derartigen Existenzen. Sie beschränken sich, wie z. B. der Cumberländer, auf den stillschweigenden Protest, halten als Schattenkönig ihren Hof, regieren auf dem Papier und warten ab, indeß sie ihre Anhänger für sich die Kastanien aus dem Feuer holen lassen. Aktivere Lebensäußerungen würden vermutlich eine höfliche Anfrage bei der Wiener Hofburg oder am Ballplatz zeitigen, und aller verwandtschaftlichen Beziehungen ungeachtet, dürfte eine ärztlicherseits angeratene Luftveränderung die Folge einer derartigen Erkundigung sein. Wie in Deutschland die Welfen, sind die Basken in Spanien ein monarchisch gerichtetes unzufriedenes Element, das durch Abschlagzahlungen nicht zu befriedigen ist. Sie sind die Hüter der Legitimität, hier wie dort, unbelehrbar durch die geschäftliche Entwicklung, unversöhnlich. Der Unterschied zwischen beiden liegt vornehmlich im Temperament, das bei den Basken durch den katholischen Einschlag verstärkt ist. Mit der Unentwegtheit ihrer plumpen, freischendenden Ochsenkarren, gegen die ein Burenwagen als Automobil zu betrachten ist, halten sie über Stock und Stein die Richtung auf das Ziel inne, und dies Ziel wird ihnen von unermüdeten Agitatoren gewiesen, von den freiwilligen Agenten Don Jaimes. Ihnen läßt sich ebenso wenig eine direkte Beziehung zu dem Repräsentanten des Legitimus nachweisen, wie etwa den welfischen Führern zum ehemaligen königlichen Hause Hannover. Die Karlisen Florens und Marquis de Cerralbo, die Leiter der Guskaldunaren, wissen auch ohne spezielle Weisungen, was sie zu tun haben. In den Cortes haben sie kaum ein Duzend Stimmen hinter sich, aber im Lande unter der Bauernschaft und im Adel der baskischen Provinzen sitzen ihre Anhänger, und dies Volk, das eine Feudalherr-

schaft im westeuropäischen Sinne nie gekannt hat, hört jetzt willig auf Einflüsterungen und glaubt nicht, daß der Kulturkampf in Spanien gegen die „tote Hand“ und ihre Übermacht gerichtet sei, sondern sieht in ihm einen Vernichtungskrieg gegen die katholische Religion selbst. Daher die Nachhaltigkeit der Bewegung. Nichts konnte den Konservativen ungelegener kommen als das Aufblähen des Karlismus; er ist ihnen; den Alfonso, ein fataler Bundesgenosse, und zwingt sie zu einer Stellung mit zwei Fronten: sie müssen das Konkordat und die Dynastie gleichzeitig schützen und können sich unmöglich verhehlen, daß der Republikanismus und sozialistische Radikalismus, unterstützt von der wirtschaftlichen Krise, Fortschritte macht und daß der augenscheinlich nach französischem Muster gegen die Kirche arbeitende Liberalismus, mag er sich noch so sehr auf konstitutionellem Boden bewegen, dem monarchischen Gedanken auf die Dauer abträglich sein wird. Gegen den König selber werden, seit er sich einer antiklerikalen Gesetzgebung nicht entgegen gestemmt hat, Stimmen laut, die ihn der Laubheit im Glauben bezichtigen, und die Königin ist in den Ruf des Scheinkatholizismus geraten. Ob wahr oder nicht, diese unwiderlegbaren Gerüchte, die im Dunkel umlaufen, scheinen eine Bestätigung durch die Nachricht zu finden, daß die Königinmutter Marie Christine die Intervention des Kaisers von Osterreich im spanischen Kirchenkonflikt angerufen haben sollte; jedenfalls ein Zeichen für die Ratlosigkeit gewisser Kreise und der Stärke der Position Canalejas! Er stützt sich auf eine aus Liberalen, Republikanern und Sozialisten bestehende Majorität und ist einstweilen gedeckt durch Alphons XIII., auf den durch seine Beziehungen zum Hof von England englische Regierungsmaximen abgefärbt zu haben scheinen. Der König läßt seinen Premierminister gewähren, sucht, wie seine Reise nach Frankreich beweist, Fühlung mit dem republikanischen Nachbar und widersezt sich nicht den sozialpolitischen Experimenten, die sich um so nötiger erweisen, als Riesenstreiks wie der in Bilbao zeigen, wo die Massen der Schuh drückt. Der Kulturkampf, den Spanien führt, spielt sich auf der Basis des Wirtschaftslebens ab, er hat wenig oder nichts gemein mit dem in Preußen durch die Maigesetze inszenierten Kampf. Es geht um materielle Werte. Auf der einmal beschrittenen Bahn gibt es indessen vorläufig kein Halten mehr, und der kritische Punkt wird erreicht, sobald die Opfer für die Sozialpolitik den Besitzenden fühlbar werden. Schwerlich wird die Klostergesetzgebung allein die Mittel dafür liefern können, auch die Beschneidung des Budgets für kirchliche Zwecke nicht; sofern dies alles noch zu liegen scheint, in den Bereich der Erwägungen wird es schon heut gezogen und ruft konservative Widerstände wach. Die Geistlichkeit müßte nicht die Macht haben, die sie noch immer, namentlich über

die Vascongados, besitzt, wenn sie davon nicht Gebrauch machen und alle Elemente der Unzufriedenheit entfesseln sollte. Die Ersetzung des alten katholischen Königtums durch ein soziales, zunächst von Antimonarchisten gestütztes Königtum ist keine Sache, die einem harten baskischen Bauernschädel leicht eingeht. Wir stehen erst am Anfang dieser Entwicklung, wissen nicht, ob zwischen Rom und Madrid ein modus vivendi gefunden werden wird, können uns die Wirkung der Aufhebung der Klöster, soweit sie gegen das Gesetz gegründet wurden, nicht vorstellen, doch können wir uns der Befürchtung nicht erwehren, daß es eines Tages nicht so glatt ablaufen wird wie unlängst in San Sebastian. Ein Jaime III. von Bourbon ist schließlich, wenn er alles beim Alten beläßt und nicht nach dem Lorbeer eines sozialreformerischen Kronenträgers greift, der bequemere Herrscher auch für einen Alfonsisten von heute. Der gebildete Spanier, der Sauffschein-katholik, ist indifferent und in der Minderzahl, die breiten Massen der Landbevölkerung huldigen einem starren Katholizismus, die Industrie stellt das Rekrutierungsgebiet für die Sozialdemokratie, keinesfalls für den Liberalismus ein und die bürgerlichen Radikalen vom Schlage eines Canalejas. Unter diesen Umständen ist es wohl zu verstehen, wenn mitten in der Politik stehende Spanier selbst das Baskenland mit argwöhnischem Auge betrachten und den Wunsch hegen, daß die in San Sebastian bewiesene Energie und Wachsamkeit unvermindert bleiben und nicht durch anderweite Ereignisse abgelenkt werden möge. Die bieder, bigotten baskischen Karlisten haben stets die Zehne für andre zahlen müssen und sind, wie es scheint, auch heute noch bereit, den Beutel zu ziehen für Leute, die sich — fern von Madrid — die größte Reserve auferlegen.



Die Befoldung der im Heere wiederangestellten Offiziere 3. D. im Lichte des theoretischen Staatsrechts.

Von v. K. (Charlottenburg).

II.

In dem offiziellen Kommentar zum D. V. G. 06 des Majors im Kriegsministerium v. Döring heißt es auf Seite 14: „Die Stellen sollen verdienten Offizieren, die ihre Felddienstfähigkeit verloren haben, neben ihrer meist niedrigen Pension noch einige Jahre eine Zulage gewähren.“ Diese Auffassung ist nicht sachgemäß. Ohne Zweifel hat der noch garnisondienstfähige Offizier — sofern nichts gegen ihn vorliegt — ebenso wie der

beschränkt dienstfähige Beamte den Anspruch, an geeigneter Stelle seiner Verwaltung, in erster Linie also dem seiner Berufsbildung entsprechenden Innendienst des Heeres, weiterverwendet zu werden und in ihm ein pensionsfähiges Einkommen zu beziehen. Ja selbst der nach dem heutigen Verfahren „wiederangestellte“ Offizier ist als Staatsdiener zu betrachten. Zweifellos verliert der in seinem Ressort unverwendbare oder disziplinarisch Verabschiedete jeder Kategorie mit dem Verlust der Staatsdienereigenschaft — etwaigen Pensionsanspruch ausgenommen — alle Forderungen an den Staat. Nicht minder aber ist die Auffassung berechtigt, daß jede Wiederanstellung in „etatmäßigen“ Stellen die verlorene Staatsdienereigenschaft wiederherstellt. Es ist unnatürlich, den in einer Staatsstelle des Heeres erneut in den aktiven Dienst getretenen (Kr. M. V. v. 19. 2. 00), wie die Zuständigkeit der Militär- und Ehrengerichte gegen ihn beweist, erneut mit den Standespflichten des Offiziers belegten, nur von aktiven Offizieren vollziehbare (v. Döring. Kommentar. 3. D. V. G. S. 65) Funktionen ausübenden und Uniform tragenden Offizier 3. D. nicht als vollgültigen Staatsdiener zu betrachten, während man neuerdings den halbinvaliden, also militärisch weniger dienstfähigen Unteroffizier durch Reaktivierung als solchen anerkannt hat. Auf keinen Fall besteht zwischen dem Offizier 3. D. und dem im Sinne des § 29 des Beamtenpensionsgesetzes „vorübergehend im Reichs- oder Staatsdienst beschäftigten“ Beamten eine Analogie, welche die heutige Befoldung der Stellen wenigstens äußerlich rechtfertigen könnte. Denn nach der maßgebenden Auslegung liegt „vorübergehende Beschäftigung“ nur dann vor, „wenn die Stellenbesetzung von vornherein als nur vorübergehend beabsichtigt und für ein seiner Natur nach zeitlich beschränktes Bedürfnis bestimmt ist.“ Beide Merkmale fehlen hier. Zunächst entspricht der Garnisondienst nicht nur einem dauernden Bedürfnis des Heeres, sondern zugleich der vorzeitig verabschiedeten Offiziere. Dementsprechend verbleiben die Bezirkskommandeure gewöhnlich 7, die Bezirksoffiziere durchschnittlich sogar 10 Jahre in ihren Stellen. Ein so langer Verbleib ist keinesfalls vorübergehend zu nennen. Vor allem fehlt bei den stets garnisondienstfähigen Offizieren 3. D., bei deren Wiederanstellung mit ihrer sofortigen Verwendung im Kriegsfalle, meist mit ihrer vollen Dienstfähigkeit gerechnet wird, die Hauptvoraussetzung des genannten § 29: die vorausgegangene Verabschiedung wegen völliger und dauernder beruflicher Unbrauchbarkeit. — Die Gesamtheit dieser Tatsachen bildet erst die Grundlage für die richtige Beurteilung der Inaktivbefoldung.

Diese Befoldung besteht aus der jährlich um $\frac{1}{60}$ wachsenden Pension, Stellenzulage und Wohnungsgeld. Letztere beiden nicht pensionsfähigen Bezüge betragen beim Stabsoffizier zusammen

2650, beim Hauptmann 2295 M. Der nicht „gehaltbeziehende“ Offizier ist von der weiteren Befoldungsgesetzgebung ausgeschlossen und damit von allen durch die fortschreitende Verteuerung der Lebensbedürfnisse und die wachsenden Steuerlasten bedingten, den übrigen Staatsdienern zu teil werdenden Aufbesserungen. Und dies trotz dem er, wenn man den Worten keinen Zwang antut, etatsmäßiger Diener des Staates ist, letzterem also zweifellos näher steht als seine nur „diätarisch“ oder „auf besonderen Dienstvertrag angestellter“ Kräfte, die auch ihrerseits nach allgemeiner Auffassung den Zeitverhältnissen entsprechend bezahlt werden müssen.

Im einzelnen veranschaulicht die mannigfachen Mängel und Unbilligkeiten der Befoldung am besten nachstehende Zusammenstellung der Bezüge der nach Tarif 09 und der nach dem 06 modifizierten Tarif 97 in der Armee wiederangestellten Offiziere. Das Durchschnittsalter der Chargen, resp. Gehaltsstufen, mit dem gerechnet wird, ist durch ein † kenntlich gemacht.

der Erreichung der nächsthöheren Gehaltsklasse letzten Endes in einen spez. für die Unterchergen empfindlichen Nachteil verwandelt. Denn bei der meist jahrzehntelangen Ruhestandszeit des Offiziers ist die Höhe der erdienten Pension die Hauptsache und diese wächst bei den niedrigen Pensionsquoten der Chargen unterhalb des Bataillonskommandeurs, zumal nach den alten Tarifen, in den weiteren Dienstjahren nur unbedeutend. Selbst die ältesten Hauptleute können günstigsten Falls auf nicht mehr als 4857, die nach Tarif 97 und 93 abgegangenen nur auf 4023 und 3780 M. Pension kommen. Gerade diese Hauptleute, die bei einem Alter von über 45 Jahren für andre als militärische Stellen unbrauchbar geworden sind, trifft die Ausschaltung vom Avancement am schwersten. Denn der Bataillonskommandeur, der das Berufsziel schon erreicht und es einen Ertrag erdient hat, der dem des normalmäßig viel später abgehenden Beamten seines Ranges gleichkommt, muß den 7 jährigen Bezug der hohen Bezirkskommandeureinnahme

Ebe. Nr.	Inaktive Dienststellung	Tarif	Letztes Aktiv-einkommen M.	Gesamteinkommen in der 3. D.-Stelle bestehend aus																Höchst-pension M.						
				Pension, Stellenzulage, Wohnungsgeldzuschuß nach Dienstjahren in M.																						
				16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31		32	33	34	35		
1.	Bezirks-Kommandeur als Major	09	7426																		8074	8206	8338	8470	8602	5946
		97	7087																			7449	7566	7682	7799	7916
2.	Bezirks-Offizier als Hauptmann oder charakterisierter Major	09	5974									5957	6073	6181	6289	6397	6505	6613	6721	6829	6937	7045	7153	4857		
			5474				5287	5386	5485	5584	5683	5782	5881	5980	6082	6181	6280	6379	6478	6580	6679	6778	4482			
			4274	4363	4444	4525	4606	4684	4765	4843	4924	5002	5083	5161	5242	5320	5401	5479	5560	5638	5719	5797	5878	3582		
		97	5137				5021	5098	5175	5252	5336	5425	5514	5604	5693	5782	5872	5961	6051	6140	6229	6319	4023			
		3937	4099	4169	4239	4309	4378	4447	4517	4586	4656	4725	4794	4864	4933	5002	5078	5141	5211	5280	5349	5419	3123			

Die Tabelle zeigt, daß von Einheitlichkeit der Bezüge nicht die Rede sein kann. Der im Garnisondienst weiterdienende Offizier hat nicht wie der versetzte Beamte dasselbe Einkommen wie früher, sondern ohne feste Norm im Mittel für die ersten 2 Jahre ein höheres als seine Altersgenossen der Front. Der mittlere Bataillonskommandeur bezieht als Bezirkskommandeur mit Schluß seines laufenden Militärdienstjahres nach neuestem Tarif ein Einkommen von 8338 M. Das ist 912 M. mehr als sein letztes Aktiv-einkommen. Mit den an Nebeneinnahmen (im Mittel 2600 M.) möglichen Ersparnissen steht er sich besser als der Frontoberstleutnant, dessen Kompetenz einschl. der Zulage von 1150 M. sich auf 8576 M. beläuft. Zum gleichen Zeitpunkt hat der mittlere Hauptmann 1., 2., 3. Kl. als Bezirksoffizier 6181, 5485, 4525 M. oder je 207, 11, 251 M. mehr als das Frontgehalt beträgt. — Diese bei den Unterchergen im Durchschnitt geringen Befoldungsvorteile werden durch den Ausschluß der Offiziere 3. D. von der Weiterbeförderung, resp.

als Überschuß betrachten, während der jüngere, körperlich und geistig noch elastischere Offizier es noch in der Hand hat, seine Lage durch Übergang in einen Beamtenberuf erheblich zu verbessern. — Zudem ergeben sich noch Einkommenunterschiede zwischen den Angehörigen der gleichen Charge resp. Gehaltsklasse aus der Verschiedenheit der Pensionstarife. Jährlich steigend erreichen sie im 35. Dienstjahre, das der ältere Offizier in den Stellen zu erleben pflegt, ihren Höhepunkt. Dann beträgt die später in der Pension sich fortsetzende Differenz zwischen dem Bezug des nach Tarif 09 resp. 97 abgegangenen Majors und Bezirkskommandeurs 686 M., bei den Hauptleuten höchster Gehaltsklasse sogar 834, bei denen niedrigster Gehaltsklasse 459 M. Auch hier wieder ist der älteste Hauptmann, der beim definitiven Ausscheiden Mitte der 50 steht, also ganz auf seine Pension angewiesen ist, ohne innere Berechtigung am meisten benachteiligt. Eine Anzahl charakterisierter Majors sind noch nach Tarif 93 besoldet und beziehen, jenachdem

sie als Hauptleute höchster oder niedrigster Gehaltsklasse abgingen, 1094 resp. 882 M. weniger als die nach den neuen Sähen verabschiedeten. Daß diese Stabsoffiziere nach ihrem schließlichen Ausscheiden mit 3780 resp. 2700 M. Pension heutzutage weder standesgemäß leben noch sterben können, darf unbewiesen bleiben. Insgesamt sind heute für nicht weniger als 95 % aller inaktiven Offiziere noch veraltete Tarife in Geltung. Das ist ein bündiger Beweis für die Reformbedürftigkeit der jetzigen Besoldung.

Da der im Heere weiterdienende „Pensionsempfänger“ von der weiteren Gesetzgebung ausgeschlossen ist, erhalten die vor dem Zustandekommen des Gesetzes 06 im Garnisondienst Wiederangestellten nicht die im § 24 dieses Gesetzes zur Erleichterung des Übergangs in andre Berufe geschaffenen Pensionszuschüsse. Das ist so unbillig als möglich. Denn gerade diese Offiziere, deren Pensionen z. B. „niedriger sind als die Arbeiterrenten“ (s. v. Döring, Comment. z. D. P. G. Einleitung), hätten sie doppelt nötig. Zugleich ist der Offizier z. D. der einzige Staatsdiener, der zwar den 09 erhöhten Wohnungsgeldzuschuß bezieht, dank seiner Besoldungsart aber auf die für alle andern mit ihm verbundene höhere Pension keinen Anspruch hat. Ja noch mehr! Verunglückt er auf einer seiner vielen Dienstreifen, so hat er nicht einmal Anspruch auf die gesetzliche Verstümmelungszulage — eine Konsequenz der unlogischen Auffassung, daß der Versorgungsanspruch auch des weiterdienenden Offiziers bei seinem Ausscheiden aus der Front, also vor Antritt der neuen Stellung, endgültig geregelt sei.

Zu allem verteuert die wohlgemeinte, allerdings in Hinblick auf die Besetzung der Mobilmachungsstellen auch notwendige, aber gebührenfreie Beförderung der Hauptleute z. D. in der Sour zu charakterisierten Stabsoffizieren deren Lebenshaltung und Dienstreifen. Denn auf die Preise vieler gewerbsmäßiger Dienstleistungen — Hotel-, Wagen-, Wohnungspreise, Trinkgelde) bleibt der höhere Dienstrang nicht ohne Wirkung. Die Reisegebühren der charakterisierten Majors sind wie auch ihre andern die der Hauptleute. Mit ihnen ist der durch das Lebensalter wesentlich beeinflusste Aufwand bei ihren Dienstreifen nicht hinreichend ersetzt. Dafür spricht genügend die Tatsache, daß bereits der ebenernannte, rund 20 Jahre jüngere Assessor neben den Reisegebühren des Hauptmanns die Landkilometergelde des Stabsoffiziers, also Sz. eine höhere Kompetenz bezieht als diese alten Offiziere. Auch das ist unlogisch und deshalb noch besonders unbillig, da seit jeher der zum Hauptmann charakterisierte an Lebensjahren junge Oberleutnant z. D. stets patentiert wird, damit Anspruch auf die Reisegelde seiner neuen Charge erhält.

Die definitive Überführung der Offiziere z. D.

in den Ruhestand — auch sie kurz zu erwähnen — erfolgt rein willkürlich, meist nur mit Rücksicht auf die Nachfrage nach den Stellen. Seitdem neuerdings die früher den Unterchargen vorbehaltenen Bezirksoffizierstellen mehr und mehr mit Bataillonskommandeuren besetzt werden, also mit Offizieren, die das Berufsziel schon erreicht haben, ist die Nachfrage nach diesen Stellen gestiegen. Und damit müssen u. U. in ihnen angestellte noch unversorgte Offiziere trotz ihrer noch bestehenden Dienstfähigkeit früher als ihnen wünschenswert abgestoßen werden. Auch das bringt Härten mit sich, denen nur durch eine anderweitige Organisation des Garnisondienstes abzuhelfen ist.

Nach allem widerstreitet die heutige Besoldung der über $\frac{4}{5}$ der Wiederangestellten ausmachenden Offiziere z. D. dem Rechtsempfinden und läßt dasjenige Maß an Wohlwollen vermissen, ohne das eine ausreichende Betätigung der vom Landesherrn übernommenen Fürsorge für den Offizierstand durch die Militärverwaltung undenkbar ist. Ist das bedeutungslos? — Gönner schreibt am Schluß seiner eingangs wiedergegebenen Ausführungen: „Wie kann der Staat auf treue Diener rechnen, wenn er sie durch Mangel an Unterstützung zur Untreue zwingt; wie auf fähige, wenn jedes Gewerbe mehr einträgt als der Staatsdienst; wie auf eifrige, wenn Nahrungsforgen jeden edlen Trieb ersticken? Jede Unordnung im Besoldungsfach wirkt demnach auf den Staat selbst nachteilig zurück.“ Diese überall im Staatsdienst wahrnehmbare Wechselbeziehung zwischen einer auskömmlichen Besoldung, als deren Teil nach Lage der Dinge im Soldatenberuf eine anständig bezahlte Wiederanstellung der vorzeitig Verabschiedeten zu betrachten ist, und guten Leistungen in ihren berechtigten Ansprüchen befriedigter Staatsdiener besteht in erhöhtem Maße im Heere, dessen Hingebung an seinen schweren, an Aussichten armen und obendrein unsicheren Beruf erst durch „treue Pflege“ zu voller Entfaltung gebracht werden, durch ausgesuchte Zurücksetzung gegenüber den andern Staatsdienern aber um so weniger unberührt bleiben kann, als die Mehrzahl aller Offiziere früher oder später unter der den z. D.-Stellen anhaftenden Unbill zu leiden haben.

Ein weiterer Aufschuß wird Gelegenheit geben, die Versorgung des Offiziers im Zusammenhang von den oben aufgestellten Gesichtspunkten aus zu beleuchten und entsprechende Reformvorschläge zu machen.



Friedrich Silcher und unsere Pflege des deutschen Volksliedes.

Von Dr. Willy Pieth (Wosen).



Wahen wir uns am 50. Todestage Fr. Silchers, des Wiedererweckers der deutschen Volksmusik, nach dem augenblicklichen Stande unseres heutigen Volksliedes um, so müssen wir zu unsrem Bedauern gestehen, daß sein Born dem Verfliegen recht nahe ist.

Fast wie bloße Erinnerungen klingen uns heute die alten deutschen Volkslieder, wie Erinnerungen an eine echt deutsche Zeit. Französische Chansons, die zu deutschem Wesen nie passen können, und Gassenlieder machen der schönen deutschen Volkspoesie den Boden streitig; und doch spiegelt sich gerade im Volksliede der Urkern deutschen Wesens.

Der Name „Volkslieder“, den wir seit Herders Zeit für diese Art von Dichtungen gebrauchen, war früher noch nicht bekannt; es gab Reiter- und Landsknechtlieder, Bergreihen (Bergmannsgeänge) und Gesellenlieder. Doch nur der Name schied sie von dem, was wir heute gemeinsam Volkslieder nennen, verstand man doch unter den Gesellenliedern sowohl Jäger-, als auch Natur-, Trink- und Liebeslieder.

Das wirkliche Volkslied hat keinen Verfasser; die große Masse kennt ihn wenigstens nicht. Jrgend ein wandernder Gesell hat eine Strophe gesungen, ein anderer hat eine neue dazu gedichtet und weiter ging es von Geschlecht zu Geschlecht, treu behütet vor allem von Landleuten und Hirten, Handwerksburschen und Dorfmadchen in den Spinnstuben. Singbar müssen die deutschen Volkslieder darum sein, Lieder im eigentlichen Sinne des Wortes.

Diepoesievolle Zeit der Wanderburschen ist längst vorüber. Neue Volkslieder kennen wir kaum. Wir können nur noch das Alt-Uberlieferte nach besten Kräften pflegen, können nur die köstlichen Perlen naiver Kunst dem modernen gebildeten Menschen zugänglich machen. Die deutschen Männergesangsvereine haben diese hohe Aufgabe auf ihre Fahne geschrieben und ringen um den Ehrenpreis. Auch ein gut Teil der deutschen Studentenschaft hat in edlem Wettstreit mit den Bürgervereinen die Pflege des deutschen Volksliedes zu seinem Ziele gemacht, voran der Sonderhäuser Verband deutscher Studentengesangsvereine (S. V.) und in seinen künstlerischen Spuren der Weimarer C. C.

Wenn ich an dieser Stelle aus der großen Zahl derjenigen S. V.-Berufsmusiker unsrer allerjüngsten Zeit, die sich um das deutsche Volkslied besonders verdient gemacht haben, vier besonders hervorheben soll, die, jeder in anderer Weise, dem großen Zwecke ihre Kraft gewidmet haben, so sind es Simon Breu, der bestbekannte Pfleger des Volks-, besonders des Studentenliedes, der kürzlich ver-

storbene Emil Bohn, dessen reiche Sammlertätigkeit wir nicht weniger bewundern als Felix Schmidts Dirigentenerfolge und endlich der rastlose Ludwig Wüllner, dessen Name als Liedersänger und Rezitator im deutschen Vaterlande und darüber hinaus, in der neuen wie in der alten Welt, gar wohl bekannt ist.

Die lange Reihe unsrer andren bewährten Führer auf dem Gebiete des Volksliedes aufzuführen ist hier nicht gut angängig, erinnern will ich nur noch an Fritz Volbach, den bewährten Dirigenten und Männerchor komponisten und Robert Rothe, den Mitbegründer der „Elf Scharfrichter“, der sich der Pflege des alten Volksliedes zur Lautenbegleitung widmet und dessen Volksliederabende in vielen Städten Deutschlands stets einen schönen Erfolg erzielen.

Ihren Altmeister aber, der ihnen als erster die schönen Blüten deutscher Volkspoesie erschlossen hat, fanden sie alle in Friedrich Silcher (1789–1860). Die schönsten Volkslieder hat er in 12 Hefen (enth. 144 Lieder) gesammelt herausgegeben und damit die köstlichsten Quellen deutscher Volkspoesie wiedererweckt. Den überkommenen Melodien paßt sich der vierstimmige Satz, den er ihnen gegeben, ungekünstelt an. Die allerbesten Lieder finden sich darunter, um nur zwei zu nennen: „Jetzt gang i ans Brünnele, trink aber net“, und: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus“.

Ist diese Sammlung, wie auch die fremder Volkspoesien, besonders der schottischen und irischen, ein Zeugnis nicht nur der fleißigen Sammlertätigkeit Friedrich Silchers, sondern vor allem seines feinen Gefühls für das wirklich Volkstümliche, so hat er uns auch durch seine allbekanntesten eigenen Kompositionen alter Volkslieder und Lieder älterer Dichter herrliche Schöpfungen hinterlassen. Ich erinnere nur an seine Komposition des „Annchen von Tharau“, die das Lied erst zu dem bekannten Volksliede gemacht hat, an seine Vertonungen mancher Lieder aus des Knaben Wunderhorn, wie: „Es geht bei gedämpfter Trommel Klang“, „Zu Straßburg auf der Schanz“, „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein“ (2. Teil), „Ach, du klarblauer Himmel“, „Nun leb wohl du kleine Gasse“. Nicht zuletzt denken wir an seine Komposition von Arnolds „Was blasen die Trompeten“ und Heines „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“.

Ludwig Erk hat in seinem „Deutschen Liederhort“ die Sammlertätigkeit seines großen Vorgängers fortgesetzt, doch findet sich vieles darin, was den Namen „Volkslied“ keineswegs verdient. Ein gut Teil der von Erk gesammelten wirklichen Volkslieder findet sich auch schon bei Friedrich Silcher, dessen Sammlungen sich eben dadurch von denen seiner Nachfolger unterscheiden, daß nur wirklich Volkstümliches darin aufgenommen ist. Er war eben nicht nur Sammler sondern auch Sänger.

Aus dem ursprünglichen Volksleben heraus schöpfte er seine Pieder. Der ehemalige Dorfschulmeister verlor auch als Univeritätsmusikdirektor und Ehrendoktor in Tübingen niemals das feine Verständnis für die deutsche Volksseele. Mit ihr ist er durch seine herrlichen Schöpfungen auf immer unlöslich verknüpft.



Schmitt-Reute.

Von Karl Einstein (Berlin).

Sinn der Kritik, wenn sie Größe und Ruhm in sich trägt, ist Erweckung der Ehrfurcht vor der Größe des Heldischen, und sie erklimmt den steilen Gipfel ihrer Mühe, wenn sie die Unsterblichkeit von Mensch und Werk verkünden darf.

Große Zeiten steigern und erhöhen die Kritik zur Preisrede und zum Denkmal, so wird sie geschrieben und auf solche Weise gelesen und vernommen. Die Mächtigkeit einer Epoche zeichnet sich genau ab in dem religiösen Gefühl ihres Ruhms, und der Dauer und der Größe entsprechend ist die historische Verantwortlichkeit und die Verpflichtung.

Es ist deutlich, daß wir an einer Zeitwende stehen, neue Werke zu wirken begannen. Der lange währende Subjektivismus, die überraschende Individualität, dieses sich abtrennende Aperçu, das seinen Stolz in Neuartigkeit und eine möglichst erstaunliche Willkür setzt, werden sich neuen höheren Bestimmungen unterordnen und anders sich auswirken müssen. Die durch ein großes Ganze gesammelte Persönlichkeit und somit die synthetische Kunst machen ihre unweigerlichen Ansprüche geltend. In allen Gebieten erwachte ein Wille zur Form, zu Kunstwerken, die sich gesetzmäßig und notwendig äußern. Die Laune, die Mühe um die Originalität werden vom Willen zum Stil abgelöst. Dieser zeigt sich in der Schöpfung und wandelnden Anwendung objektiver Elemente einer allgemein gültigen Lehre, und diese Eigenschaft erzwingt und schafft sich eine Überlieferung; denn Stil spricht sich seinem Wesen gemäß als historisch entwickelte Macht aus.

Ihn bezeichnet, daß er allgemeingültig ist, weil er Gesetze und Abereinkünfte schafft und sich darum niemals einseitig verwirklicht. Es gibt keinen Stil, der nicht die Gesamtheit der lebendigen Kräfte umfaßt und formt, wenn auch andererseits

Der große Karlsruher Maler, dessen Werk und Lehre immer mehr in ihrer Wichtigkeit für die heutige Kunst erkannt werden, starb kurze Zeit, nachdem die Jahrhundert-Ausstellung seinen Namen bekannt gemacht hatte, im Irrenhaus. Er wäre im Sommer dieses Jahres fünfzig Jahre alt geworden.

gerade die Sonderung der eigentümlichen Gebiete ihn auszeichnet.

Soweit eine Kunststrichtung Gesetze bildet, ist sie befähigt, eine Überlieferung zu schaffen und eine Vielheit von Personen zu vereinigen, die das Gesetz verwirklichen. Der Stil und seine Überlieferung umschreiben die Grenzen des mit den jeweiligen Mitteln Möglichen, und jener verhindert eine unnütze Kräftezerstreuung.

Ein Wille zur Überlieferung und Einschränkung des Stofflichen zur Bestimmtheit der Ausdrucksformen erwachte in den bildenden und Schriftkünsten. Bei jenen zeichnet er sich überraschend klar ab, bei diesen ist das Bestimmende des Stils wohl gefunden, doch noch nicht für große Formen gelöst worden.

Inmitten der zeichnerischen Überlieferung ragt Schmitt-Reute heraus, der neben Waldschmidt und Hodler eindringlich und folgerichtig eine großgezeichnete Form bildete und sich streng um die Monumentalität mühte.

Was Schmitt-Reute auszeichnet, ist seine bedeutende Auffassung des Akts. In der Aufstellung der Gesamtform vollendet er Kethel, an der er, was Schmitt am Akt durchführte, an einzelnen Formen bereits begonnen hatte. Schmitt bildete in dem Rain (Stuttgart), der die Reihe seiner Monumentalwerke eröffnet, aus einer höchstgesteigerten Empfindung heraus. Ein starker Mann, den seine unerbittliche ewige Schuld schwer zu Boden wuchtet, ein ganz willenskräftiger, tätiger Mensch krümmt sich, gewaltig erregt, in sich. Eine Kraft, eine Gewalt ist an den Hügel geschleudert wie nichts, und darum ist das Bild tragisch. Denn es ist nur das Gewaltige in der Vernichtung tragisch; da, wo ein Gesetzgeber, ein Schaffender zerbrochen wird, schreitet die Tragödie, die über dem Menschen sitzt. Das Tragische steht auf dem unerfaßlichen Gegensatz, daß das Mächtige nichts ist, und die tätige Kraft sich in Leiden umsetzt. Die Figur ist in dem Bilde alles. Wie in der Tragödie nur der Mensch leidet. Und sie muß in jedem Monumentalwerk dominieren, weil der Akt der geschlossenste Organismus und voller Sektion ist. Rain ist plastisch in die Landschaft gekrampft, die den zusammengeballten Körper fortführt und ihn zugleich kontrastiert. Die Landschaft ist formal und empfindungsgemäß freier und ungebundener erfährt, der starke Mensch gefesselt. Die unerhörte Kraft des Ausdrucks, der große Begriff vom menschlichen Körper erheben dies Werk zu einer außerordentlichen Leistung. Wie wunderbar ist der Akt aufgeteilt, auf das Wesentliche hin geformt. Die Figur ist, obwohl die Terrainlinie den Rücken des Mannes fortführt, in sich geschlossen, die Konturen streben alle einem inneren Kompositionskern zu, so daß der Gesamtumriß trotz der Erregtheit der inneren Aufteilung völlige Ruhe innerhalb eines Dreiecks ergiebt. Wir spüren trotz der

einzigsten Kunst Schmitt-Reutes, den lebendigen Organismus zu bilden, völlige Ruhe. Ein gewaltiger Plastiker malte.

Schmitt-Reute gab die plastische, statisch in sich geschlossene Einzelfigur und entwickelte seinen Stil zunehmend nach den Gesetzen der Tektonik, seine Akte erhalten immer mehr einen architektonischen und fast geometrischen Umriß, der wundervoll organisch aufgeteilt wird. Sie tragen und stützen den Bildrahmen gleichsam als Raryatiden, senkrechte und wagrechte nimmt Schmitt als entscheidende Kompositionsprinzipien, die Diagonale, die Bewegung hervorbringt, da sie an keiner Stelle völlig einmündet und sich auswirkt, war ihm fremd. Es ist schmerzlich bei der Verehrung der gewaltigen, edlen Künstler-natur Schmitt-Reutes zu der Überzeugung zu gelangen, daß er wohl nie ein ihm gemäßes Darstellungsmittel fand, das für sein Kompositionsempfinden die Plastik und besonders die architektonische Plastik war. Er ging von der in sich geschlossenen zentripetalen Einzelfigur aus, die er, mit dem kauern den Rain beginnend, immer mehr aufrichtete, höhete, bis er zu der reinen Tektonik des „Scheidewegs“ und der „Kreuzigung“ gelangte. Er umging dem nötigen Gegensatz von organischer, in sich verpflichteter Form und geometrischem Bildrahmen, dem der Gegensatz von Bewegung und Ruhe entspricht. Wir verspüren bei fast allen Schmitt-Reuteschen Arbeiten einen Mangel von Kontrasten, und darum gelangte er auch nie zu einer großen Komposition mehrerer Figuren. Er gab den Bildrahmen im Gesamtumriß der Einzelfigur und erkannte jenen nicht als Glied der Komposition, der das Ganze beschließt. Schmitt-Reutes Akte wurden von Werk zu Werk statuarischer; er setzte sie bald einfach nebeneinander oder wie Gemäuer und Blöcke in sich verschränkt. Seine Figuren sind nicht fernwirkende Gebilde, sie stehen in sich gelassen mit der Ruhe einer Architektur, ohne die ganze Bildfläche zu bestrahlen. Aber gerade aus diesem Grunde sind sie keine Architekturmalerei; denn diese muß durch die organisch bewegte Komposition, die individuelle Formerrregung zur ruhigen Wand kontrastieren, die sich in eine neue seelische Leistung umwerten soll. Dieses statuarische Moment bedingt weiterhin die Aktaufassung Schmitt-Reutes. Er läßt den Oberkörper auf unverhältnismäßig schweren Beinen aufruhend, Beine sind für ihn Säulen, die tragen und vor allem um keinen Preis den einheitlich ablaufenden Gesamtumriß stören dürfen, für den fortschreitend das Prinzip des Parallelismus, das besonders eindringlich durch die Wiederholung, die Unbeugbarkeit der Bildgesetze anzeigt, entscheidender wurde. Schmitt-Reute lehrte den Akt als formales Gebilde ohne psychologische charakteristische Momente darzustellen, als reine Leistung des Formalen. Er zeigte, daß die Ausdruckswerte des Akts abhängig sind von den

Forderungen der Linie und der Statik und ihnen gleichsam nichts Menschliches anhaftet. Die Monumentalität erreicht er durch eine möglichst große Einfachheit der Formen; er baut seine Akte statisch auf, die aufsteilenden Linien zeichnet er nach besonderen abgestuften Verhältnissen, jede Linie durchzieht den ganzen Akt und hat mit jeder andern eine Verbindung, ergibt innerhalb des Akts Kompositionszentren und zerlegt ihn rhythmisch. Er vermeidet verkleinernde Überschneidungen und läßt sich überhaupt nicht auf Tiefen-vorstellungen ein, die die monumentale Wirkung stets abschwächen. Ein Mangel seiner Akte ist, daß sie nur tektonisch gesehen sind, aber keine Leistungen darstellen. So haben wir in der großen Studie des Grabenden einen gebückten Akt, weiter nichts; der Mann ist in ein gleichschenkliges Dreieck, dessen Spitze der Deckenansatz ist, eingeschlossen, ein Dreieck, das sich mit einer Schaufel stützt. Aber nimmer wird sich aus solch statischem Kräftegleichgewicht ein Gramm Bewegung ergeben. Diesen Tektoniker interessierte vor allen Dingen der Körper in Ruhe, die einheitlich unbewegte Masse; Extremitäten zwang er in parallele Senkrechte. Einem Brustkorb, wie dem des Alten im „Scheideweg“, sieht man die ungeheure Liebe an, wie er in den ruhenden Oberbau all sein Können hineinzeichnete.

Was aber seinen Werken etwas wie Übergänglichkeit gibt, ist seine mit großer Energie angestrebte Monumentalität. Zuerst umgeht Schmitt-Reute folgerichtig alles Dekorative und Ornamentale, diese Vorwegnahmen der Phantasie vor der Natur. Er verbleibt zäh im Organischen und erfüllt den Gesamtumriß seiner Akte mit Leben, ohne die Formen einem Prinzip auszuliefern, das sich nicht aus den gegebenen natürlichen Formen erschlosse. Die stilisierenden Momente der Schmittschen Aktaufassung ergeben sich nicht aus einem der Figur übergeordneten Moment, wie dem Raum bei Marés, und einem ornamentalen Empfinden, wie bei Hodler, sondern er stilisiert seine Akte nach dem Prinzip statischer Kräfteverteilung, und zwar besonders glücklich im „Rain“, allerdings ohne daß die Leistung der Aufteilung in das ganze Bild überseht wird; darum sind seine Akte isoliert, bis sie sich immer mehr zu architektonischen Säulen kristallisieren. Schmitt-Reute kam eigentlich nie über die Einzelfigur hinaus, da er kein Prinzip fand, das ihm gestattet hätte, unauflöbliche Kompositionen zu schaffen. So sehr er es auch verstand, im Einzelakt Einheiten aufzufinden, so schwer gelang es ihm, eine Tafel auszukomponieren. Aber einen Block von zwei nach plastischen Prinzipien verteilten Menschen, wie in den „Ruhenden Flüchtlingen“ (Karlsruhe), wo ihm ein höchst unnötiger Sarkophag weiterhelfen muß, oder wie im „Scheideweg“ (Privatbesitz), kommt er nicht heraus. Schwerlich vermag man die Aufstellung der Akte als rhythmische zu

empfinden. Ein letztes gründliches Bildgesetz fehlte diesem Künstler, er schuf keine Gesamtkomposition, wo die Bewegung über die ganze Fläche kreist; wir vermessen Kontraste und ein letztes Kompositionsprinzip.

Der Künstler, dessen tragisches Los uns schwer angeht, ist nicht nur dem Anekdotischen nach tragisch, dies kümmerte uns wenig; seine Kunst ist tragisch, denn abgesehen vom „Rain“, den man zu den höchsten Leistungen zählen muß, arbeitete er in irrigem Material, ein Moment, das gerade bei der Reinheit seiner Werke besonders auffällt.

Die Riesenkraft fand ihren wahren Ausdruck wohl nie und zersplitterte sich in der Malerei. Schmitt-Reute, dem die Kunst Schaffen mit jedem Werk war, wollte seine Kartons in Malerei nicht nur übersehen, seine Gemälde sollten gegenüber dem Karton etwas völlig Neues und Selbständiges bedeuten. Kompositionen, die in der Zeichnung erfunden waren, sollten eine malerische Wirkung ergeben, die konturbegrenzte Fläche malerisch wirken. Welch furchtbarer Widerspruch, abgesehen von dem Kräftezersplittern, eine Sache in zwei Formen zu geben, ein linearer Taktiker, der sich malerisch aussprechen will. Ein Kunstwerk wird eben in bestimmter Art erfunden und ist darin Kunstwerk, weil seine Darstellungsweise vollkommen eindeutig ist, nichts hinzugefügt, nichts sich abziehen läßt. Das Kunstwerk ist totale, nicht weiter übertragbare Einheit und wird in einer Form erfunden. Weil die Schmittschen Kartons reine, strenge Zeichnungen sind, mußte es unmöglich sein, mit ihnen malerische Wirkungen zu erzielen; die notwendige Eindeutigkeit des Ausdrucks läßt sich nicht umgehen und rächt sich schwer bei jedem Versuch. Nur in eine Form hätte er seine Kartons umwerten können: in das Relief en creux, wo sein plastisches Streben in der geschichteten Flächenaufteilung den gemäßen Ausdruck gefunden hätte. Schmitt-Reute gab in den Kartons klare Einheit, in sich gegrenzte Maße und die stilisierende Konzentrierung, die durchgehende Einigung, der Zusammenhang der Linien bezeichnen seinen Stil. Als Maler verneinte er geradezu seine Stilisierungsgesetze und ging deren Wirkung gänzlich verlustig, ohne einen annähernden Ersatz geben zu können.

Was die Größe Schmitt-Reutes ausmacht, ist vielleicht weniger sein Werk, als die aus ihm sprechende Lehre, ihr Ethos. Schmitt-Reute verwarf die impressionistische Ideologie der Natur; er ging nicht von den passiven Eindrücken aus, sondern von dem eingeborenen künstlerischen Gesetz. Er unterwarf die einzelnen Beobachtungen strengen Gesetzen, die aus keiner Erfahrung abgeleitet werden können. Seine Kunst darf vielleicht, ohne geistreich sein zu wollen, als anschaulicher Platonismus begriffen werden, als ein äußerstes Endgebilde des Formens, wo Gesetze der Anschauung geschaffen werden.

Durch die Darstellung des Allgemeingültigen gehören diese Werke der monumentalen Kunst an; denn Monumentalität überwältigt, da sie ein Gesetz verkündet, das unbeugsam jedem Gesehnis entgegensteht.



Ein Kritiker deutscher Nachdichtung.

Von Prof. Dr. Alfons Kispner (Marburg).

Gebührt auch dem Ersinnen höhere Kunst,
Gut Übersetzen ist nicht leichte Kunst:
Der Gegenstand liegt fertig, längst gefunden,
Die Phantasie, die Hand ist dir gebunden;
Und bringst du, was ein anderer Mann ersann,
Kommt es auf Urteil, nicht Erfindung, an.



Dieser Verse des Engländers Roscommon — der geistreiche Verfasser des Essay on translated verse schrieb sie vor etwa dritthalbhundert Jahren nieder — gedachte ich, als ich im Archiv für neuere Sprachen (Bd. CXXIII, p. 212—219) einen „Charlottenburg, George Carel“ unterschriebenen Artikel über die beiden ersten Bände meiner deutschen Ariostausgabe gewahrte. Invention labours less, and judgment more: ja wohl, des Urteils und Feingefühls bedarf der Übersetzer, sagte ich mir; gewiß aber entfaltet diese Eigenschaften, wer über den Nachdichter zu Gericht sitzt! Und froh der zu erwartenden Belehrung machte ich mich ans Lesen.

Mein Auge fiel zuerst auf Bemerkungen, wie die folgende: „Wo er Moraste nur und Sümpfe fand. Kann Druckfehler sein.“ — „Stehts glaubt sie . . . lies stets; auch I, 14,8 das Komma zu tilgen.“ Befremdet fragte ich mich: kann man die Feder in Bewegung setzen, um dergleichen Nichtigkeiten niederzulegen? Zur Kennzeichnung einer poetischen Leistung? Doch bald fand ich, ich müsse noch froh sein, daß hier die Druckfehler erkannt wurden. In andern Fällen werden sie mir als „Flüchtigkeiten und Verstöße gegen grammatistische und sprachliche Korrektheit“ angerechnet. Gleich das erste Beispiel lautet: „Ankunft des Dudo, Sohn Holgers des Dänen.“ Natürlich muß es „Sohnes“ heißen, und natürlich liegt ein Versetzen des Druckers vor. Aber hält man sich bei solchen Dingen auf?

Wie Herr Carel mit offenkundigen Druckfehlern operiert, zeigt sich bei Aufmunzungen wie dieser: „Reim: verliert — zier — schier“ (daß der Konjunktiv „verlier“ gemeint ist, geht aus der Konstruktion deutlich hervor), und aus folgender: „Nahm er das Ros hinweg vom Bradamante.“ Also der Druckfehler „vom“ statt „von“ wird als Fehler angemerkt! Ist eine krassere Wortflauberei denkbar?

Nicht minder befremden positive Unrichtigkeiten: gleich zu Anfang heißt es, mein dritter Uriostband sei noch nicht erschienen, während er doch seit September 1909 vorliegt.*) — Es wird früherer Übersetzer gedacht, „die der Nachfolger spielend zu überwinden hofft“. Dem muß der „Nachfolger“ entschieden widersprechen. Jenes „spielend“ ist eine willkürliche Unterstellung des Herrn Carel. Ganz belanglose Dinge werden aufgegriffen, sobald sie zu einer seiner freundlichen „Animadversionen“ Anlaß geben.

Die eigentliche Kritik beginnt mit meiner „Vorbemerkung“, der ein „überschwengliches“ Lob meines Autors zum Vorwurf gemacht wird (wieviel überschwenglicher hat sich doch Goethe über den „göttlichen“ Ludwig geäußert!) und spricht von meiner „nicht glücklichen“ Anführung eines zum Jubiläum Anlaß gebenden Dokuments und Datums: „das 400jährige Jubiläum seines Daseinsbeginns will der Übersetzer mit dem Erscheinen seines Buches von Roland feiern“ (ich darf mit gutem Gewissen versichern, daß ich an eine 400-jährige Feier meines Daseinsbeginns nicht gedacht habe), „der doch zum erstenmal 1517 erschien.“ — Das ist falsch . . . Der Orlando erschien im April 1516; das falsche Datum ist in falsche Beziehung zu einer Äußerung von mir gebracht. Ich sage in meiner (im April 1907 geschriebenen) Vorbemerkung im Hinblick auf die dort herangezogene älteste Notiz über den im Manuskript entstehenden Roland, daß dieser „gewissermaßen“ das 400jährige Jubiläum seines Daseinsbeginns feiere. Damit war natürlich nicht die gedruckte Ausgabe gemeint (denn wenn der fertige Roland vorlag, handelte es sich doch nicht mehr um seinen Daseinsbeginn), sondern jene von mir erwähnten ersten Gesänge des Gedichts, die Uriost 1507 der Marchesana von Mantua aus dem Manuskript vorlas.

Bezeichnend für das Verfahren des Rezensenten ist das von ihm (S. 214—219) aufgesetzte Sündenregister; es mag der Aufmerksamkeit des Lesers hiermit empfohlen sein. Wer von einem Kritiker poetischer Dinge große Gesichtspunkte erwartet, wird hier sein Vergnügen finden.

Zwei Gruppen von „Animadversionen“, wie Herr C. seine Bemerkungen nennt, treten besonders hervor, und gegen beide muß ich den schärfsten prinzipiellen Widerspruch erheben. S. 24 heißt es: „die Degen in der Scheid“ reimt mit „Streit — Wirklichkeit.“ Ich sage: allerdings; warum sollte es nicht? Ebenso wird bemängelt: „verband — voneinand — Bradamant“, „früh und spät“ als Reim zu „Gott dir gnad“, — „wahrlich schad“ usw. Meint Herr C., daß, was hier für das Auge eine unreine Bindung darstellt, eine solche auch für das Ohr sei? Weiß er nicht, daß stimmhafter

Verschlußlaut auslautend in pausa als stimmlos gehört wird? Daß Scheid wie Scheit klingt und daher ruhig mit Streit gebunden werden darf? Daß ahd. hant für Hand eigentlich die richtigere Schreibung ist? Der graphische Ausdruck, das Lautbild, ist doch nicht maßgebend, sondern der Lautwert. So reimt Goethe (dem wir bei seinen Vokalbindungen nicht überall folgen können) mit vollem Recht „Leid — geheit“, „Not — Tod“, „gefint — das Kind“. Ebenso Storm und viele neuere Dichter.

Zumier zwei: unzählige Exempel rücken an, um zu bezeugen, daß Herr C. im Reim apostrophierte Silben perhorresziert. Aufgemußt werden Reime wie „Stang' — lang — Wang'“, „Ehr — mehr — her“ usw. in infinitum. Besonders wird getadelt: „Sie wartet auf das End vom Liebe lang“ für Ende. Die Beanstandungen sind ungerechtfertigt. Bei Goethe finden sich Apostrophierungen massenhaft: „ich . . . bin der lang“ reimt auf „Gesang“; „die Quer und Läng' — durch seine Gäng'“, also mit Bevorzugung der abgekürzten Form. So im Faust: „. . . so wie ich wollt' — vergehen sollt'“; ferner „her — wär“, „schielt — hielt“, eine solche Stätt' — gegeben hatt“; „Red' — tät“, „vor die Augen brächt — Knecht“. Heine reimt: „aufs Haupt dir legen sollt' — „hold“. Heutzutage wird die gleiche Abkürzung sogar im hohen Stil von den formstrengsten unsrer Poeten angewandt. Felix Dahn reimt: „. . . es gilt viel mehr als unser Leben, es gilt die Ehr“; Paul Henze: „schöner Mund — zur rechten Stund“, „Stadt — getrunken hatt“, „Herzgelüst — erliegen wüßt“. Und wer dächte nicht an das allbekannte „Lehn' deine Wang' an meine Wang'“? — Wenn somit die Apostrophierung im Reim durchaus zulässig ist, so werden schon einige Druckseiten des Herrn C. hinfällig.

Aber über mehr noch hat man sich zu verwundern: gänzliche Verkennung rhythmischer Gesetze tritt zutage. Da wird moniert: „Brennen der Durst und Wunsch nach etwas Ruh.“ Also die „Taktumstellung“, die seit Bernhard ten Brink an Stelle der früher in solchen Fällen gesehenen „schwebenden Betonung“ angenommen wird, ist Herrn C. unbekannt! Er weiß nichts von diesem wirkungsvollen Mittel zu rhythmischer Belebung? Standiert wohl auch bei Heine: „Betend, daß Gott dich erhalte So rein und schön und hold“? Kennt nicht den Ersatz der beiden Anfangsjamben durch den Choriambus (— — —): „Das ist das Loß . . .“? Rein guter Schauspieler wird „Das ist das Loß . . .“ sprechen. So haben wir: „Lieber den Tod als stets in Knechtschaft leben“, „Kurz ist der Schmerz“ usw. Freilich muß sich diese „Taktumstellung“ auf den Versanfang und auf den Anfang der zweiten Vershälfte beschränken. Gildemeister gestattet sich die Taktumstellung beliebig, und dagegen habe ich mich erklären müssen.

*) Uriost, kleinere Werke: Komödien, Iyrische Gedichte (Rime), Sattiren (München, bei Georg Müller).

Carel doziert zu Stanze II, 52 (Anselms von Hauterives Sohn, aus Mainz am Rhein): „Ein zwölfsilbiger Vers, wenn nicht Hauterives zweifilbig gemessen ist.“ Natürlich ist Haut'riv' zu sprechen, zweifilbig, wie es ja auch der Franzose ausspricht, wofür er kein Südländer ist. Diese Beanstandung ist so unbegreiflich wie vieles andre von Herrn C. Vorgebrachte.

Ganz ohne Grund moniert er I, 56: „Der also glaubt; was lieblich ist zu glauben, Das läßt sich ja der Mensch nicht gerne rauben.“ II, 1: „Die meine Lieb ersehnt, die soll ich lassen, Und lieben, die mir abgewandt voll Hassen.“ II, 43:

... dort stht mein Lieb gefangen,
Und nimmer hoff ichs, nimmer zu erlangen.“

„Leichte Änderung möglich“, bemerkt Carel hierzu. Aber ich denke nicht an Änderung, wo alles in Ordnung ist.

Grundlos bemängelt C. Formen, wie „entwind't — find't — verschwind't“*) (die aus vielen Dichtern zu belegen sind) und Wortstellungen, wie „Erbarmt euch Herr, ich sprach, die Händ erhoben“, „Betrübt und müd er bleibst im Grase liegen“. Carel fragt: Warum nicht „bleibt er?“ Antwort, weil der Vers dadurch euphonischer wurde, und solche Wortstellungen aus gleichen Gründen bei unsern Klassikern und Romantikern sich oft finden; dann auch, weil ein gewisser altertümlicher Eindruck so gewonnen wurde.

Aus derselben Erwägung gestattete ich mir Formen, wie „empfahn“, „einand“. Natürlich legt Carel auch hiergegen seine Lanze ein. Feinere Intentionen merkt er nirgends, überall sieht er nur Fehler oder Hilflosigkeit. Während ich in Stanze I, 18:

Wie einer, der von innern Gluten so brennt,
Daß ihm das Wort fehlt, und er lichterloh brennt“

geflissentlich diesen Doppelklang seiner komischen Wirkung wegen wählte (um des Dichters Ironie gegenüber dem liebestranken Ritter zum Ausdruck zu bringen), sieht der Kritiker darin lediglich ein — der Verlegenheit entsprungenes — „Auskunftsmittel gegen den stumpfen Reim!“ — Auch in St. I, 23 „quer ritt — her ritt“ ist der Beweggrund für solchen Reimschluß gänzlich verkannt, und die Bindung der Hilflosigkeit zugewiesen worden.

Zu Anfang des Huldigungsgefanges an die Este soll scheinbar Enthusiasmus lodern, ohne daß er ernst zu nehmen wäre; die ariostische Schalkhaftigkeit mischt auch hier Ironie ein. Diese glaubte ich durch Aufnahme eines etwas vulgären Ausdrucks zu veranschaulichen und schrieb (III, 1):

Jetzt müssen Gluten ganz besondrer Sorte,
Begeisterungsflammen mir die Brust umfahn.

*) Tieferblickenden entging es nicht, welchem Zweck solche altmodischen Formen dienen. Einer unser ersten Romaniisten — genauer der erste — hebt in einer Besprechung meiner Orlando-Einkleidung zustimmend hervor, daß ich dem Ganzen ein leicht archaisierendes Gepräge gegeben, das ja für den heutigen Italiener die Werke der Renaissance haben“ (Neue freie Presse, 18. April 1909).

Carel unterstreicht beides und bemerkt: „Doppelte Reimnot, die diese Ausdrucksweise veranlaßt.“ Und ich meinte es gut getroffen zu haben! Ach, wir armen!

Noch gegen eine stilistische Lektion muß ich mich wehren; der vierte Gesang beginnt:

Wohl ist's verwerflich meist, sich zu verstellen,
Wird o,t ein Zeichen niedrer Seelen sein.

Carel dekretiert: „Das Pronomen ‚es‘ kann ohne Eindruck der Flüchtigkeit nicht fehlen.“ Die abgekürzte Konstruktion ist unbedenklich und hundertfach aus unsern besten Dichtern zu belegen, z. B. bei Storm: „ohne Sorgen, soll schon werden“. Und sagen wir nicht täglich: „Scheint mir bedenklich“; „ist mir recht“; „wird gemacht“?

Meine archaisischen Wendungen „in Tränen leisen“, „aus Qualen herben“ sind berechtigt: das nachgesetzte Adjektivum darf auch in der schwachen Form stehen. — „Wo er die Geißel für den Vater ist“, schrieb ich. Carel bemerkt: „im Text ‚statico‘. Warum nicht die männliche Form?“ Antwort: weil die weibliche vorwiegend auch zur Bezeichnung eines Mannes gebraucht wird. Soll ich das übliche Geschlecht ändern, weil der Italiener statico sagt? Das wäre doch mehr als seltsam.

Was soll ich zu Einwendungen wie die folgenden sagen? St. III, 70: „Dem Roger mehr gilt als die andern Mohren.“ Im Text: più d'ogni altro. Aber „all diese andern“ sind doch Mohren! Ist das nicht zulässige Übersetzerfreiheit? Und mahnt nicht bereits Horaz: Ne verbum verbo reddas! „Rebe nicht am Wort!“?

Zweimal wird die Form „einand“, „voneinand“ mir bemängelt, und ist doch so schön archaisisch und poetisch ausdrucksvoller als das uneuphonische „einander“!

Moniert wird „Fünfzehn Galeeren, hingeführt in Banden. Im Text steht captive.“ Soll ich denn sagen: gefangengenommene Galeeren? Welchen Ausdruck wünscht eigentlich Herr Carel? — Zu St. III, 77 wird bemerkt: „Was Ursach war, erzähl' ich noch. Richtig: ‚erzähle ich dann‘; im Text poi.“ — Sehr wohl! Recht wertvoll ist der Unterschied! Ungefähr so, wie die „Animadversion“ ein paar Zeilen weiter zu St. XIII, 78: „Sie sieht in fortfliehn. Lies ‚ihn‘.“ — Dante ergebnst; ich werde „ihn“ lesen. Tant de bruit pour une omelette! seufzt man auf Schritt und Tritt im Verfolg dieser wunderbaren „Besprechung“ einer poetischen Leistung. Fürwahr, der selbige Beckmesser könnte neidisch werden.

Recht wenig angebracht erscheint das selbstgefällige Zitat am Schluß: „Wer suchen will im wilden Tann, Manch Waffenstück noch finden kann.“ Sind das „Waffenstücke“, was Herr Carel beibringt? Dann gratuliere ich zur wertvollen Beute und zum Trophäenschmuck des Wigwams.

Daß in meiner Arbeit manches besser sein könnte, ist mir wohl bewußt (ein volles Heft Änderungen liegt für eine etwaige zweite Auflage

fertig im Pult) und auch tadelnde Bemerkungen von Berufenen werde ich mit Achtung entgegennehmen. Wer aber auf dem Gebiet von Diktion und Vers als Sachverständiger gelten will und nun gar, wer das Richtschwert so selbstbewußt schwingt wie Herr Carel, dem sollten wenigstens die Elemente der Rhythmik und Phonetik geläufig sein; auch könnte man eine gewisse Weite des Blicks und etwas Feinsüßigkeit, die ihm ermögliicht, bestimmten Intentionen gerecht zu werden und nicht gleich alles ihm Auffallende in den bequemen Topf der Fehler und der Nachlässigkeit zu werfen, erwarten. Herrn Carels „Animadversionen“ sind das Urbild kurzfristiger Pedanterie; der Dünkel, der darin hervortritt, ist belustigend.

Oft erachtet C. es gar nicht der Mühe wert, sein Verneinen — andres gibt es nicht — irgendwie zu begründen. Er dekretiert kurzweg ex cathedra: Diese Seiten enthalten Verschleß, jenes wird man „schwerlich billigen“, ohne zu sagen was und warum. Die Leser haben einfach die Pflicht, ihm aufs Wort zu glauben. Zuweilen beschränkt er sich darauf, Stellen meiner Übersetzung anzustreichen, ohne aufklärende „Animadversion“, z. B.: „hätt er, Reim zu Wetter, Blätter.“ Bei nahezu sämtlichen getadelten Stellen bestreite ich den Grund zur Beanstandung.

Schließlich müßte ein Richter über den Ausdruck doch in erster Linie selbst sich einer korrekten Schreibweise befleißigen. Zur Entfaltung eines „Stiles“ war freilich wenig Gelegenheit; denn die Ausführungen bestehen im wesentlichen in dem, was Herr Carel schulmeisterlich seinen „Korrekturzetteln“ nennt, d. h. in einem Verzeichnis von Stellen aus meiner Übersetzung, die teils mit, teils ohne seine „Animadversion“ der Mißbilligung des Lesers präsentiert werden. Trotzdem hat er es fertig gebracht, uns eine hübsche Anzahl Stilblüten zu liefern. Zu dem oben gegebenen Beispiel setze ich ein andres. Carel sagt von früheren Übersetzern, daß man bei ihnen „Die Schönheiten des Originals wiederfindet neben unüberwindlichen oder unüberwindlich gewesenen Schwächen der Wiedergabe . . .“ Man sollte meinen „Schwächen“ wären leicht zu „überwinden“. Aber welche Schwächen sollten denn überwunden werden? Was der Nachdichter zu überwinden hat, ist doch eine Schwierigkeit (des Originals) und nicht eine Schwäche (der Wiedergabe)! Gemeint war etwa: „neben unüberwindlichen Schwierigkeiten, denen gegenüber die Übersetzungen Schwächen aufwiesen“. Eine solche schülerhafte Zusammenschachtelung zweier Gedanken und Konstruktionen nennt man Kontamination, und sie wird den Gymnasiasten in ihren Aufsätzen mit Recht dick als Fehler angestrichen. — Ein andermal spricht C. vom „rasenden Roland“, „dessen Umfang wohl berechtigt, die Übersetzungskunst des Herrn Verfassers . . . zu zeigen.“ Die Ehre, „Verfasser“ des Roland zu sein, muß ich leider ab-

lehnen. Falsch Erfasstes, falsch Beleuchtetes, schiefe Urteile jagen einander in den „Animadversionen“. Als Kritiker von Ausdruck und Vers ernsthaft genommen zu werden, kann Herr Carel nicht verlangen.

Nun dürfte auch ich mit einem „Schlußzitat“ aufwarten. Ein Freund empfiehlt mir Unknüpfung an Storm:

Ihr sagt, es sei ein Kritiker,
Zergliederer, Analytiker,
Doch sieht es nicht ein Feder,
Daß er genäht aus Leder?

Aber nein; das wäre zu — drastisch, namentlich die nächste Strophe. Ich verzichte.



Drei Gedichte.

Von Hanns Rudorff (Wien).

Wandlung.

Geschmälert dünkt mich dies Oval
Und sanft erblaßt seit dazumal
Dein frohes Rot auf Wang und Munde;
Hell blinkt die perlenschöne Dual
Aus deiner Augen feuchtem Grunde.

Hab Süßes nur empfahn von dir
Und Herbes dir getan dafür,
Dir Fried und Rindheit ganz genommen;
Doch jede Perle kündet mir
Den tiefen Trost: es mußte kommen.

Brautschaft.

Die Leidenschaft, der böse Gast,
Fällt deiner Keuschheit schwer zur Last;
Mir sagt es deines Herzens Pochen,
Der Küsse ungestüme Hast:
Schon zählst du dieser Brautschaft Wochen.

Nicht anders ich, so schön sie sind;
Denn ach! Die Leidenschaft macht blind.
So innig wir im Wunsch genießen:
Erfüllungsglanz, geliebtes Kind,
Heißt uns die Augen schmerzlich schließen.

Erfüllung.

Erfüllung kam. Ich hob den Kranz
Dir sacht vom Haupt, sah Hüll um Hülle
Der Schönheit des gelobten Lands
Entsinken; bebend sah ichs ganz,
Damit das Letzte sich erfülle.

Raum bot dies Gipfelglück mir Raft
Für scheue Ausschau, zaudernd Beten;
Vom Schönheitsstaumel jäh erfasst,
Mußt ich mein Reich in süßer Hast
Erlösend und erlöst betreten.

Psyche.

(Wilhelm Schmidtbonn zu eigen.)

Von Paul Friedrich (Berlin).

I.

Ein Mann ging aus, die Seele zu suchen. Es war ein armer, alter Mann mit einem schlechten Anzug und Hose, deren Nähte fadenscheinig waren, durch die ihm der scharfe Ostwind blies. Die Sohlen seiner schweren Stiefel waren zerrissen und an dem linken Fuß guckte eine erfrorene Zehe durch. Er hatte einen großen Schlapphut auf, dessen Krempe wie Gänsefett glänzte. Sein langer Bart war grau und an manchen Stellen glitzerte silberner Reif. Er hielt einen Knotenstock in seiner Faust und ging rüstig und im tiefen Sinnen für-
baß.

Ja, als er jung war! Da lebte sie noch, die Seele . . . nach der es jetzt seine alten, müden Füße zog. Da wirbelte sie mit Lerchenflügeln über die taufrischen Äcker seiner Heimat; da kam sie ihm, den Rechen über der kräftigen, jungen Schulter mit unter dem blau-wollnen Kopfstuch gerötetem Gesicht und lachenden Augen entgegen, oder sie lag mit ihm am Waldrand hinter Brombeergesträuch und Hecken und drückte ihm unter Scherzen die erdbeerröten Lippen auf den Mund.

Heut war das anders. Die Eltern hatten den Sunichgut weggejagt, weil er zur Landarbeit unanstellig war und lieber den weißen Wolken nachstarrte, als hinter dem wühlenden Pfluge ging . . . „Sieh zu, wer dir für deine Faulheit etwas gibt, du Tagedieb!“ Damit gut. — Er nahm den Laib Brot, den ihm die Mutter zusieckte, ging pfeifend auf und davon und drehte sich nicht eher um, als bis der Knauf auf dem Dorfkirchturm nicht mehr zu sehen war . . . Dann kamen bittere Jahre voll Hunger und Frost. Er war froh, wenn er im Schneesturm eine Herberge fand, wo er sich neben dem Ofen zur Rake legen konnte . . . Wenns ging, blieb er draußen, oft vor Kälte wie betrunken . . . In den Pennen lachten sie ihn aus, oder sie pufften ihm blaue Flecke, weil er schnarchte wie drei Riesen zusammen. Manchmal trat ihm auch ein später Gast beim Klettern nach der leeren Bettstelle unsanft auf den Leib.

Von Mitleid hörte er viel reden . . . aber er sah es nicht. Wenn er nicht zahlen konnte, mußte er raus, und wenn vor Kälte der Rauch aus dem Schornstein in der Luft zu Eis gefror. So ging es lange Zeit. — Aber immer, wenn der Frühling kam und der Pfingstvogel schrie, dann packte ihn ein neues Sehnen, ein ungebändigtes Hoffen, er würde doch noch einst die Seele finden.

In einer großen Stadt kamen ihm später gedruckte Zettel in die Hand. Da standen wunderbar schöne Geschichten vom Königssohn, der ein armer Schäfer war, und der doch Prinzessin Rothaar

freite, vom Frosch mit der goldenen Krone und noch viel mehr. Er las und las und zwei dicke salzige Tränen fielen ihm aus den runden Rinderaugen. Dann aber wurde er gutes Muts und sagte halblaut: Das kann ich auch. Solche Musik will ich auch machen. Und er nahm, wo ers kriegen konnte, jedes Blatt Papier und Frikelle mit steifen Fingern eine bunte Welt von halb Erfahrenem, halb Geträumtem darauf zur bassen Verwunderung der Männer in der Schenke.

Eines Nachts trafen ihn so zwei feine Herren. Sie mochten sehr fein sein, denn ihre Hosen waren noch ungefleckt und ihre Stiefel glänzten wie ein blanker Teich. Die frugen ihn höflich, was er da schrieb und ob mans mal lesen könnte. Erst wollte er nicht mit der Sprache heraus, aber als sie ihm noch einen Korn und ein Glas Dunkles bestellt hatten, da plapperte er los wie ein Mühlrad. Die beiden schwarzen Herren blieben sehr ernst, lachten gar nicht und sagten, sie wollten sich für ihn verwenden, er wüßte ja gar nicht, wie reich er sei . . . Er hätte ja Geld in allen Taschen.

Er sagte verwundert, das wäre ein Irrtum, und als sie fortgegangen waren und seine Blätter mitgenommen hatten, fühlte er ganz scheu in seine Taschen, aber sie waren leer.

Da dachte er, sie hätten ihn gefoppt und war traurig, daß sie ihm mir nichts dir nichts seine schönen Gedanken gestohlen hatten. Aber am andern Tage kamen sie wieder, diesmal mit einem fetten Herrn. Der war sehr väterlich und gab ihm drei ganze Reichstaler . . . So viel Geld hatte er noch nie beisammen gehabt. Der sagte ihm äußerst wohlwollend von oben herab, er sollte sich dafür ein Paar ganze Stiefel kaufen und eine neue Hose. Und dann sollte er nur immer mehr machen . . . Er wüßte ja nun, wie er zu Geld käme! Dann konnte er sich auch mit der Zeit ein paar Hemden verschaffen und seinen krausen Bart etwas menschlicher stutzen lassen. Was er da hörte, gefiel ihm ganz gut . . . aber das letzte betrübte ihn doch. Da spricht nur der gelbe Neid raus, dachte er bei sich, der gab was um meinen Bart.

Und er schrieb und schrieb. Nach zweimal wo ihm der Dicke an der Hintertreppe seiner Wohnung Geld aushändigen ließ, das er geizig zusammenhielt, nur um bald ein ganzer Kerl zu werden, wurde ihm das dritte Mal nicht mehr aufgemacht. Er wartete gehorsam lange Zeit, da hörte er die bekannte Stimme sagen: „Der Kerl steht wohl noch immer draußen . . . Das wird einem schließlich auch zu viel. Man darf seine Humanität nicht mißbrauchen lassen.“ Da zog er geduldig seinen Hut, obgleich es niemand weiter sah, als von drüben das Stubenmädchen, die laut hinter ihm drein lachte, und stolperte traurig die enge Treppe hinunter.

„Womit hab ich das verdient!“ seufzte er in seinen grauen Bart, der noch grauer geworden

war. Aber, wenn die Not am größten &c. Die beiden Herren kamen wieder und waren sehr erstaunt, als er ihnen stotternd sein Erlebnis beichtete. „So'n Schwein!“ sagte der Jüngere, ein schöner Mann mit einer zweimal gehöckerten Nase und rückte sich den goldenen Zwicker zurecht. Er aber war erstaunt, daß ein Mensch mit ungefleckten Hosen so ungeflücht sprach.

Ein paar Abende später stand er in einem schönen Kaffeehaus mit lauter glitzernden Spiegelscheiben und echten Marmortischen, auf denen nur zum Schmuck hohe Körbe mit Kuchen standen . . . wie satt mußten die Leute sein . . . und um ihn wogte eine dichte Menge feiner Menschen. Da waren Herren in Frack und weißer Binde und Damen mit verschleierten Augen, die Zigaretten rauchten und nach Patzschuli rochen, und Männer mit langen Haaren und krummen Nasen. Aber alle waren sehr gut . . . Einer, der eine große Blume im Knopfloch trug, kam auf ihn zu, als er wünschte, der Boden möchte mit ihm einsinken, klopfte ihn auf die Schulter und sagte: „Freue mich, einen so begabten Kollegen kennen zu lernen,“ und ihm wurde so eigen, daß er ihm treuherzig die Hand drückte und sagte: „Ach, das macht nichts!“ Worauf lautes Gelächter erscholl, er wußte nicht, wem es galt, denn als er wieder hinsah, waren alle sehr ernst, und ein paar kamen auf ihn zu mit einer kleinen aufgeregten Dame und sagten ihm eine Schmeichelei nach der andern.

Und nun trat einer vor und faßte in seine Brusttasche, aus der er ein kleines, gold und grügebundenes Buch zog, aus dem er mit piepsender Stimme las, die ihn sehr müde machte. Er verstand nicht viel davon, fand es aber sehr schön, und als ein, zwei Menschen klatschten, tat er mit, worüber leises Lächeln auf vielen Gesichtern zu sehen war. Jetzt erst fiel es ihm auf, als er die Menschen genauer betrachtete, wie sie die Hände in den Hosentaschen wühlend in allen Ecken herumlehnten oder ihre Haare mit langen, spitzen Fingern zurechtdrückten und die Frauen unter dem Kleid die schmalen Stiefel vorstreckten, wie bleich und lebensmüde alle aussahen. Und dabei lasen sie doch die schönsten Geschichten vor. Er zerraupte sich den Bart und war noch im tiefen Grübeln gefangen, als ihn der eine schwarze Herr an den Händen nahm und ihn in die Mitte zog.



Aus den Theatern.

Die Salzburger Mozart-feier (29. Juli—6. August).

Wollen wir uns der Weiße, die über diesem herrlichen Mozartfeste lag, so recht inne werden, so müssen wir rückschauend zunächst des letzten Tages gedenken, der vom Morgen bis zum Abend, ja noch bis in die fröhliche Nacht hinein, während des geselligen Zusammenseins der

Künstler ganz in Mozartstimmung getaucht war und als echteste Bekrönung des ganzen Festes gelten darf. Da erklang in der Frühe durch den Dom, jenes herrliche Gotteshaus des 17. Jahrhunderts, in dem der Architekt die Peterskirche Roms zu überbieten sich vorgenommen hatte, die preisensselige C-dur-Credo-Messe des Meisters, von dem Chor und dem Orchester des Mozarteums unter der ruhig sachlichen Leitung seines Direktors Josef Reiter, da ertönte hoch von der Orchesterempore herab auf die in Andacht stauende Menge hernieder das Hallelujah, von Lili Lehmann aus Herzensgrunde singend miterlebt, dann aber — nachdem man sich noch kaum seelisch erholen konnte von dieser weihervollen Stunden Genuß, folgte die feierliche Grundsteinlegung zu dem neuen Mozarteum, in dem in einigen Jahren der Muse und der Kunst „unseres“ Mozart ein wahres Heim errichtet werden soll, darinnen männiglich Erbauungsstunden ideellster Art wird genießen können, vertieft in das Studium der Werke und des Lebens dieses „Göttlichsten“ unter allen musikalischen Freudenpendern, dieses gläubigsten zugleich; rührend war es zu hören, wie freudig der greise Erzbischof von Salzburg von dieser echten Christengläubigkeit Mozarts zu den Verammelten sprach und so recht als der gute „Hirte“ seinen Zuhörern den Gedanken nahe legte, ob wohl Mozart seine so wundervoll gläubige Kirchenmusik geschaffen hätte, wenn er nicht auch wirklich ein gläubiger Christ gewesen wäre! Und in der That — nicht umsonst ward am ersten und am letzten Tage der schönen Mozartfeier dem Kirchenmusiker Mozart ein breiter Platz eingeräumt; und ist es nicht seltsam, wie wundervoll konzentriert gerade der herrliche Schwanengesang des totmatten Mozarts, sein nur im Entwurf beendetes „Requiem“ (das neben anderen geistlichen Chören am ersten Tage unter Leitung des Mozarteum-Direktors Josef Reiter aufgeführt ward) anmutet? Gerade dieser Sinnenmensch, dieser daseinsfrohe Musiker Mozart war doch als Mensch von verträumtester Gläubigkeit — Und weiter gedenken wir der ganz wundervollen Wetherede, die der Wiener Musikforscher Dr. Robert Hirschfeld über die, die ganze Menschheit er- und durchleuchtende Musik Mozarts hielt. Das Wort „Zurück zu Mozart ist eitel“, so etwa sagte der Redner; „Mozart ist in uns, er strahlt durch die Zeiten und wird ewig strahlen!“ seine Musik aber ist grundlegend für die Musik ganzer kommender Geschlechter geworden; bis auf Wagner können wir diese Zusammenhänge fortführen: der Gralstempel ist eine Erfüllung des Weisheitstempels in der „Zauberflöte“, von Sarastro führen direkte Fäden zu Gurnemanz, und Papagenos gesunde Leiblichkeit hat in derjenigen des Lehrbuben David ihr Gegenstück . . . Als dann am Abend in dem letzten der sechs Festkonzerte des Meisters kleine Es-dur- und die große gewaltige Jupiter-Symphonie unter den Wunderinstrumenten der Wiener Philharmoniker wie von selbst zu erklingen begannen, als Lili Lehmann noch einmal mit einer Arie aus „Cosi fan tutte“ ihre Verehrer entzückte, da ging es wie ein Leuchten der Herzen durch den altehrwürdigen Saal der Aula academica und, wie man in Dr. Karl Muck den — fast möchte man sagen — väterlichen Geleiter zu und durch die Menschheitskunst Mozarts feierte, da ging es wie ein belebendes „Wach' auf!“ durch die begeisterte Menge, die geduldig ausgeharrt hatte, die ganzen Tage und Abende hindurch, da dreimal die „Zauberflöte“ und dreimal „Don Giovanni“, beide in erwählter Besetzung, in dem kleinen Rokoko-Theater in Szene gegangen war und außerdem jeden Vormittag ein genügend langes Konzert die Mozartverehrer in den Bann schlug! Die Palme unter den Opernaufführungen gebührt unstrittig dem im italienischen Urtext aufgeführten „Don Giovanni“; da traten uns in Scotti als Don Giovanni und in de Seguro als Leporello die wohl allerbedeutendsten lebenden Verkörperer dieser schweren Rollen überhaupt entgegen, namentlich dieser Leporello des Herrn de Seguro war in Maske, Mimik, Gesten und Singen geradezu

unheimlich echt; die Registerarie kann ihm wohl niemand nachsingen; den beiden zunächst kam Fr. Farrar als Berliner, voller Unmut und vollblühend national sprühender Sinnlichkeit, dabei gesanglich von wärmster Intensität; auch Herr Willi Paul (Hannover) merkt man die Jugend nicht an, so fertig und doch nicht äußerlich spielte und sang er ohne konventionelle Löpelmantieren den Mafetto; Frau Lili Lehmanns Donna Anna hat noch immer, zumal in der Darstellung, grandiose, passos wirkende Momente, aber ihrer Stimme Glanzzeit neigt sich doch bereits bedenklich dem Verwelken zu; als Ottavio und Romthur assistierten ihr die Herren Matkl und Stehmann (Wien) sehr glücklich; an Frau Gadsch-Sauschers Elvira mußte einem die Innerlichkeit des Spieles imponieren, auch das Maß der gesanglichen Haltung zeugt von vornehmer künstlerischer Gestinnung, aber auch ihre Stimme beginnt der Zeit den Tribut zu zollen: dessen ward man sich auch in ihrer, an sich sehr verständnisvollen Darstellung der Pamina in der „Zauberflöte“ inne, eine Aufführung, auf die ich nicht eingehen kann, ohne vorher Herrn Dr. Muck für seine geniale orchestrale Interpretation des „Don Giovanni“ gedankt zu haben. Herr Hofkapellmeister Franz Mikorey, der als Dirigent der „Zauberflöte“ in letzter Stunde für den erkrankten Herrn v. Schuch einspringen mußte, entledigte sich dieser, in diesem Fall doppelt schweren und undankbaren Aufgabe mit bewundernswerter Kaltblütigkeit und Energie; ihn kümmerte es herzlich wenig, daß „das Publikum ob Schuchs Absage raste und sein Opfer haben wollte“ ebenso wie die Wiener Kritik, die sich in huldvollen Gnadenbeweisen dem „ausländischen“ Dirigenten gegenüber gefiel — aber gleichwohl vermochte es Herr Mikorey nicht, die Darsteller, die Herren Slezak, Wahr, Groß und Lieban, sowie die Damen Lili Lehmann, Frida Hempel, Gadsch-Sauscher, Förstel zu einem völlig ausgeglichene Ensemble zusammenzuschließen; rein orchestrale jedoch leuchtete die unsterbliche Schönheit der Partitur in Mikoreys Interpretation aufs reinsten hervor. Das Orchester stellten wieder die Philharmoniker, die, wie bereits angedeutet, auch in den Konzerten tätig mitwirkten und uns eine Reihe der schönsten Mozartischen Symphonien, die in G-moll, die in Es-dur, die Jupiter-Symphonie unvergleichlich schön interpretierten. Neben diesem Orchester behauptete sich das kleine Mozarteumsorchester mit Ehren. Bei Gelegenheit dieses Festes trat auch einmal das Wiener Fikner-Quartett vor eine allgemeinere Öffentlichkeit und bewährte sich als eine höchst solide, ungeschminkt mustzierende Quartettvereinigung, der eines der schönsten Quartette des Meisters (C-dur, aus dem Jahre 1785) sowie ein Klavierquartett (G-moll), bei dem E. v. Dohnanyi glücklich mitwirkte, ganz ausgezeichnet gelang. Auch eine Bläserferenade ward uns durch die Wiener philharmonischen Bläser zu Gemüte geführt. An Solisten möchte ich zum Schluß wenigstens die hervorragenden nicht unerwähnt lassen. Ich zolle daher der überaus sicheren und kraftvollen Schülerin und Gattin des Wiener Altmeisters, Frau Marie Gabriele Leschetzky, ferner dem sehr tiefgründigen Violonisten Karl Fleisch, unter den Singenden aber namentlich noch den Damen Helbig (Leipzig) und Reiborfer (Dresden) ein kräftiges Lob. Es waren reichbewegte, aber auch an Genüssen überreiche Festtage, die wir in der lieblichen Geburtsstadt Mozarts erleben durften, Tage, die ein herzliches Wiedersehenssehnen in unserm Herzen erweckt haben.

Arthur Neisser.



Randbemerkungen.

Zentrumsfrage.

Das bayerische Zentrum hat beim Sessions-schluß eine Abschiedsfeier begangen, wobei gebührendermaßen die Bernegroße sich gegenseitig ihre Verdienste ums Vaterland

bescheinigten und die Kraft und die Macht und die Herrlichkeit der Fraktion übers Schellendaus lobten. Man kann sich aber auch an Reden herauschen (womit nicht gesagt sein soll, daß dabei die Korzenzieher verrostet mußten), und in diesem angenehmen Zustand spricht dann auch einmal ein Zentrumsführer die Wahrheit. So der vielele Herr v. Daller, der in Schwungvoller Weiserede ausdrücklich bei der Tätigkeit des Zentrums unterschied „die grundsätzlichen und prinzipiellen Aufgaben für unsere heilige Kirche und für unser geliebtes Vaterland“. Zunächst ist es höchst erfreulich festzustellen, daß beim Zentrum ein Unterschied auch zwischen Grundsätzen und Prinzipien gemacht wird. Das erklärt vieles: manches, was wir bisher für Heimtücke — womit nicht der Abgeordnete Heim gemeint ist hielten, für kuhhändlerisches Gebaren, für Jesuitik, ist nunmehr aufgelöst in eitel Biederkeit und Geradheit. Ein Beispiel wird dies erläutern: ein Zentrumsmann weiß, seine Partei tritt grundsätzlich für das direkte Wahlrecht ein, und wir andern wissen es auch. Trotzdem stimmt besagter Zentrumsmann für die indirekte Wahl, vorausgesetzt, daß sie geheim ist. Er hat nämlich herausgefunden, daß seine Partei im Prinzip für das Wahlgeheimnis ist, und um Prinzipien und Grundsätze in Einklang zu bringen, konstruiert sich der kluge Herr die indirekte aber geheime Wahl. Wir werden also in allen Fällen zu untersuchen haben, ob das Zentrum gegen seine Grundsätze gehandelt habe, und werden regelmäßig dabei feststellen können, daß es seinen Prinzipien treu geblieben ist. Die Dallersche Rede räumt aber mit der großen Männern eigentümlichen Offenheit in der Tätigkeit der Partei den Aufgaben für die Kirche den ersten Platz ein; in zweiter Linie rangiert erst das geliebte Vaterland, und wer nach diesem Bekenntnis noch an dem konfessionellen Charakter des Zentrums zu zweifeln wagt, trete zuversichtlich als Bewerber für die große goldene Medaille für Stupidität und Unverfrorenheit auf, die alljährlich vom Collegium Germanicum in Rom unter der Hand für die besten klerikalen Presteleistungen verteilt zu werden pflegt. Aber der Bewerber beeile sich: schon zückt man in der Redaktion der „Germania“ die Feder, um den kostbaren Preis zu erwerben und trotz aller Dalleri zu bestreiten, daß das Zentrum eine in erster Linie konfessionelle Partei ist. Wem aber auf der Gegenseite das Verhalten der Klerikalen in der Enzyklika-Angelegenheit noch nicht die Augen geöffnet hatte, dem werden sie auch die jüngsten Confessiones des beinahe heiligen Fraktionsvorsitzenden nicht öffnen.

Dr. Fr. St.

Die bayerische Sozialdemokratie

hat, indem sie im bayerischen Landtag das Budget ablehnte, zwar nicht grundsätzlich gegen den Revisionismus ihrer babilischen Genossen Stellung genommen, aber doch gezeigt, daß eine Budgetverweigerung ebenso wie eine Bewilligung lediglich Sache der Taktik ist. Und es ist gut so. Hätten die Bayern wie die Badener gehandelt, so würde die liberale revisionistenfreundliche Presse ganz außer dem Häuschen gewesen sein und den Anbruch einer neuen Ara geweissagt haben. In den Augen gewisser Leute sind ja die Revisionisten die Retter der Gesellschaft, und sie um Vollmar sind besonders mit dieser Schutzmarke versehen worden. Man vergißt dabei, wie sich die sozialdemokratische Partei, die jetzt durch ihre Abstimmung gegen die bayerische Regierung und das Zentrum protestierte, früher unbedenklich mit dem Zentrum gewirkt und mit ihm Wahlgeschäfte gemacht hat, während es eigentlich näher gelegen hätte, das Anschwellen der Zentrumsmandate zu verhindern. Aber wenn der Liberalismus so töricht ist, trotz dieser Erfahrung ein Bündnis mit der Sozialdemokratie anzustreben, wird diese sich schwerlich die Gelegenheit entgehen lassen, dabei für sich etwas herauszuschlagen. Sie wird wie ein Zauberdoctor bei den Papuas, von beiden Seiten Bezahlung annehmen, um Mißliebige zu beseitigen, und dabei ins Fäustchen lachen. Hätten sich die Bayern denselben

Disziplinbruch wie die badischen Abgeordneten zu schulden kommen lassen, so lägen sie jetzt neben ihnen auf der Anklagebank und könnten sich nicht eventuell als Verteidiger aufspielen. Als Prinzipienfeste sind sie dazu in der Lage und können den Norddeutschen in den Arm fallen, wenn diese etwa, wie z. B. die Wähler Babels in Hamburg, die „Abstoßung von Gliedern, die sich als schädlich erweisen“, durchsetzen wollen. In Bayern sind übrigens, was angemerkt zu werden verdient, bürgerlich-radikale Stimmen laut geworden, die gleichfalls für die Budgetverweigerung sich an den Laden legen, ein kindliches Vergnügen, das von den „Genossen“ höhnisch glossiert wird. Sind die Wähler erst einmal auf diesem Standpunkt der generellen Negation angelangt, dann lohnt es sich für sie wirklich nicht mehr, aus der kleinen Schüssel des Fortschritts ein par dürftige Brocken herauszufischen, denn setzen sie sich gewiß lieber gleich an den großen Napf der Sozialdemokratie und versuchen, ob sie dort ihren Hunger mit Prinzipien stillen können. Der Zauberdoctor wird ihnen die Brühe schon würzen. In Bayern, dem Lande der Biernot, der Modernistenverfolgung, der Pfarrerrmeineide fehlt es nicht an Ingredienzien, und die Budgetverweigerer verstehen sie besser zu mischen als ein Feinsinn, der den Staat zwar erhalten, aber die Mittel dazu, das Budget, nicht bewilligen will.

Dr. Fr. St.

* * *

Homerule für Irland,

das ist der Preis, den Roosevelt für Amerikas Freundschaft gefordert haben soll von England, nämlich vom König Georg und von maßgebenden konservativen Staatsmännern. Einige deutsche Publizisten geben sich dazu her, dies Zeug weiter zu verbreiten, das in England angeblich „bestinformierte konservative Publizisten“ in die Welt gesetzt haben. Es ist Herrn Roosevelt ja manche Taktlosigkeit zuzutragen. Als größter Reklamepolitiker dieses Planeten hat er den Beweis geführt, daß jemand nicht das Geringste von Bedeutung weder auf sozialem, noch auf politischem noch gar auf wissenschaftlichem Gebiet zu leisten braucht und doch für einen Heros angesehen wird. Das ist wie beim Tischrücken; einer fängt an, der Tisch bewegt sich, die andern springen mit. Aber bei aller Achtung vor der Reklamekunst des großen Theodor, das, was man ihm jetzt in die Schuhe schiebt, hat er sicherlich nicht getan: von dem König und ausgerechnet konservativen englischen Staatsmännern Homerule für England als Freundschaftspreis fordern, wäre eine gröbliche Einmischung in die innerpolitischen Verhältnisse des Königreichs, und wir möchten den Herrscher oder gar den Thron sehen, der sich dies bieten ließe, nicht einmal im leichten Plauderton. Dazu ist in Betracht zu ziehen die Stellung des Expräsidenten; er ist lediglich Privatmann, allerdings einer, der wohl gern zum dritten Mal an die Spitze der Vereinigten Staaten treten möchte, doch genügen derartige Wünsche noch nicht, um Mr. Roosevelt als Unterhändler wegen einer englisch-amerikanischen Entente zu legitimieren. Augenscheinlich haben wir es mit einer fetten Hundstags-Ente zu tun, die man hat aufflattern lassen, um die Ir-Länder in Amerika für Roosevelt günstig zu stimmen. Auf sie kommt es viel bei der nächsten Wahl an, und bei allem Mutterwitz sind sie unter dem Sternenbanner dem Schicksal nicht entgangen, in politischer Beziehung naive Dummlinge zu werden. Hören sie nun, der rauhe Reiter habe eine Privatattacke zugunsten von Homerule geritten, so werden sie sich ihm in entscheidenden Augenblick erkenntlich erweisen. Das ist des Pudels Kern.

Dr. Fr. St.

* * *

Denunziation.

In Köln hatte sich ein Privatdetektiv, von der Wirtinnung beauftragt, nichtkonfessionierte Bierauschänke zu überwachen, an die Inhaber kleiner Läden gemacht und sie unter der Vorgabe von Erschöpfung und Unwohlsein veranlaßt, ihm eine Flasche Bier zu verabfolgen. Dann denunzierte er sie wegen Gewerbevergehen.

Es gibt Gemeinheiten der aller verschiedensten Sorte auf unsrer herrlichen Welt; aber ich erlaube mir, dies oben genannte Stücklein als eine der größten zu betrachten, die man in unserm Gottesgarten erleben kann. Fern liegt mir, diese Anschauung jemand aufzwingen zu wollen; aber ein paar Worte dazu wird man nicht von sich weisen. Es ist ja nicht gerade eine rühmliche Sache um Denunziationen an sich; aber es muß nun mal so sein. Also finde man sich ab damit. Aber wenn man einen Menschen seines Unrechtes überführen will, so tue man das in drei Teufels Namen! ehrlich und redlich, nicht so, daß man sich selber noch unendlich miserabler hinstellt, als der Denunzierte steht. Wer an das Barmherzigkeitsgefühl eines Menschen appelliert und nachher hingeht und ihn dem Radt anslagt, daß er zwar ein gutes Herz habe, aber den Kranken mit Mitteln helfe, die er nicht verkaufen dürfe — um Himmels willen, kann sich denn so einer noch im Spiegel ansehen, ohne Schüttelfröste zu bekommen? Eine gewisse Dickfelligkeit muß man ja besitzen, wenn man alt werden und nicht vor Jammer umkommen will. Aber hie und da einmal schämt es doch in einem über, und man steht sich gezwungen zu sagen, wie einem ekelt vor so viel Gemeinheit und Schmutzigkeit. Mit Genugtuung erfährt man, daß auch die Richter so etwas empfunden haben. Sie mußten zwar nach dem Paragraphen richten und die Ungelagten verurteilen, drückten aber deutlicher als mit Worten durch die Tat aus, wie sehr sie mit dem „heldenhaften“ Spitzel sympathisierten, indem sie ihn zu fünfzig Mark Buße verurteilten. So haben wir hier ein bemerkenswertes Beispiel, wie man dem Buchstaben sein Recht lassen und doch den Schuldigen fassen kann, wenn er sich auch noch so sehr ein Mäntelchen des braven Bürgers umzuhängen bemüht.

Paul Altheer (Zürich).

* * *

Deutsche Ortsnamen.

Einst hielt man Hebräisch für die Ursprache der Völker. Davon ist man abgekommen. Gleichermäßen davon, daß Sanskrit die Urmutter des Urischen. Nur das Keltenmonopol in Deutschland dauert noch fort. Jeder Ortsname, den man nicht erklären kann, muß keltisch sein. Selbst eine Stadt wie Windobona, obwohl doch die Wenden keine Kelten. Natürlich ist Wien ebensovienig slavisch. Was denn also? Nun, die Stadt der Veneter. Und woher kamen die Veneter? Laut Strabo und Homer aus Paphlagonien. Aus der Nachbarschaft des Pienz, der im Lech wieder aufsteht, und des Ortes Auraraca, den wir in der Kauris bei Gastein, mithin nicht gar so weit von Wien, und in Augusta Randocorum, also ebenfalls in den Alpen, wieder antreffen. Wir können die Figur der Kaukasus bis zum Tiber (Voire) und bis Britannien verfolgen; warum sollten da nicht auch die Veneter die Urlichter für die Vendée, für Venedig, für die Venediger Mandln, Zweige der Alpen, und für die Venedi an der Weichsel, sowie schließlich die — später slavisierten — Wenden geliefert haben?

Die Veneter Venetiens waren Illyrier, und Illyrier wohnte bis mindestens zum Brenner. So die Alten. Ich möchte es jedoch unternehmen, illyrische Ortsnamen bis viel weiter nördlich nachzuweisen. Peklari ist bergestalt ein Gegenstück zu Büchlarn, die Maja Melks (s ist Genetiv) in Nordalbanien zu Melf, Dobreni und Dibra in Mittelalbanien zu Döbra und Döberitz. Am auffälligsten ist die Übereinstimmung zwischen Preilip und Prilip. Ruhla läßt sich durch die makedonische Rila aufhellen, die Hessa durch die Hasi bei Skutari, Trehja durch die illyrischen Travoos, die Darm bei Darmstadt durch den Drin, slavisch Drim. Selbst für Alpennamen, die doch nach klaren Zeugnissen starken illyrischen Einschlag haben, ist im Grunde noch kein Albanisch so recht verglichen worden. Die Moll ist doch klärllich die Mola der Landschaft Lurja, Meran kann mit Berane bei Skutari verglichen werden (wie Mors mit Morisa), das Sarntal und Sarnen in der Schweiz mit Sarona, der Semmering mit Semeron und dem Samarinalgebirge in Makedonien,

das Hochgatt mit dem Gholic bei Prishtina, Arbor Felig mit Arbona bei Strana, zu dem seinerseits das tyrolische Stranso stimmt. Cadore ist natürlich Cotor und Shtodra, aber Cadore ist ja schon nicht mehr deutsch. Pöcking am Wärmsee könnte das albanische Bekinge sein, ebenso Brigen das albanische Breca und Bichl gleich Beyh-ista südlich von Presba. Auch in unsern Personennamen steckt albanisches Gut. So gleich Presber von Presba. Rosinna wird fast gerade so bei den Griechen erwähnt. Ich möchte jedoch hier nur die Ekstase geschärft haben. Man studiere und staune! Vivat sequens.

Dr. A. Wirth.



Dr. Martin Luther und die neue Welt = Titulatur.

Am vergangenen Sonntag ging ich vormittags um zehn Uhr Unter den Linden und kam zum Pariser Platz. Da plötzlich wirres Zusammenlaufen, und alles blüht zu den weißen Sommerwolken empor. Die Automobile und die Droschken halten alle an, auch ein Handwagen mit einem neuen Ratheder hält. Und ich sehe unter den weißen Wolken einen Drachensieger, der sich in eleganter Schraubenturve zum Pariser Platz hinunterläßt.

Aber — wer steigt ab?

Dr. Martin Luther steigt ab — in Mönchskutte — ganz im Geschmack seiner Zeit gekleidet.

Das Publikum ist sehr erstaunt. Aber Luther läßt gleich das Ratheder auf dem Pariser Platz aufstellen, steigt hinauf und fängt an zu predigen. Die Schulleute gebieten sofort Ruhe. Der gesamte Wagenverkehr stockt.

Luther redet in die Linden hinein, während er dem Brandenburger Tor den Rücken zugehrt.

Und also sprach Dr. Luther:

„Völker Deutschlands! Wenn Euch das sogenannte Leben noch einen guten Silbergroßchen wert ist, so merket auf, was vorgeht; Ihr lebet in einer bösen Zeit, in der Dinge vorgehen, die wahrhaftig zum Himmel schreien. Am Anfang dieses Jahres ward von teutschen Richtern ein Urteil gefällt, das Ihr wahrscheinlich gar nicht beachtet habt. Aber es hat tatsächlich die Grundfesten des gesamten teutschen Titulaturgebäudes erschüttert.“

„Im Namen des Gesetzes“, rief hierauf ein Polizeileutnant, „mache ich den Herrn Doktor darauf aufmerksam, daß staatliche Einrichtungen hier nicht öffentlich angegriffen werden dürfen. Wir leben im zwanzigsten Jahrhundert, und die Versammlung ist polizeilich nicht angemeldet worden.“

Luther wischte sich mit seinem blauen Sacktuch den Schweiß von der Stirn und fuhr mit erhobener Stimme fort:

„Zehn Jahre hindurch hatte sich ein Herr, der Bücher schreibt, und nicht den kleinsten Titel besitzt, ganz kühn Professor G. Herman genannt, obgleich er gar nicht so hieß; er hatte einen ganz anderen Namen. Jetzt aber kommt das Schönste: am Anfange dieses Jahres wird dieser Herr wegen widerrechtlicher Führung eines imposanten Titels zu zehn Mark Geldstrafe verurteilt. Ist das nicht unerhört? Da sollte doch das Donnerwetter

dreinschlagen. Also eine Mark pro Jahr für widerrechtliches Professortiteltragen? Die Akten können jederzeit vorgelegt werden! Das schrie zum Himmel! Und deshalb verließ ich gleich die himmlischen Heerschaaren und kam, um Euch aufzuklären. Eure höchsten Titulaturen sind durch dieses Urteil degradiert. Damit sind auch die Titel kaputt gemacht, die nach dem Professor rangieren. Was tun? Nun? Na — ich denke: laßt die alten degradierten Titel fallen und erhebet neue! Aber nur nicht moderne! Erhebet einen vergessenen Titel: den Titel Magister. Setzt den an die Stelle der ruinierten andern Titel. Der Magister Mundi kann in acht Tagen Welt-Titulatur werden! Handelt, wie ich gesagt habe, sonst geht alles bei Euch zum Teufel, der, wie ich genau weiß, den teutschen Titulaturen niemals hold war!“

Danach schlug Dr. Luther mit beiden Fäusten so heftig auf das Ratheder, daß dieses entzwei burst und in zwei Hälften auseinander fiel. Behende sprang der Doktor auf seinen Aeroplan und stieg mit Rotationsmotor wieder in eleganter Schraubenturve zu den weißen Sommerwolken empor.

Der alte Tischler, der das Ratheder herbeigeführt hatte, fragte einen Polizeileutnant:

„Bei welchem Amtsgericht klage ich nun wegen Schadenersatz?“

„Sie“, rief der Leutnant, „sind die Ursache einer kolossalen Verkehrsstörung. Sie werden verhaftet.“

Ich wollte dem Tischler zu Hilfe eilen, wurde aber von den kolossalen Volksmengen zum Brandenburger Tore hingedrängt.

Im Tiergarten sprach man noch längere Zeit von dem seltsamen Ereignis. Die Tageszeitungen haben merkwürdigerweise nichts davon berichtet.

Paul Scheerbart.



Die Moritat vom Rektor Bod.

(Nach der Melodie: „In Berlin, der preußischen Residenz“.)

An der Panke immergrünen Wogen
Lebte einst ein Rektor und ein Christ,
Doch sein Busen zeigte sich umzogen
Von der Hölle schwarzer Rabenlist.

Wo er eine Schülerin ergattert
Auf der halben Jungfraunlinie,
Hat er sich als Rektor angebattert
Mit gestrenger pädagogischer Minie.

Viele Heilige wurden in der Schule
Von den Mägdlein emsiglich verehrt,
Denn sie diente ja dem römischen Stuhle,
Der die Jugend ohne Grenzen lehrt.

Und die Jugend ist kein Mogeleispiel,
Sie erfordert Andacht immerhin,
Darum gab der Brabe manches Beispiel
Stets mit einer neuen Partnerin.

Und er nahm als ernster Vorgesetzter
Annen, Gretchen, Klärchen in die Kur —
Zehen lange Jahre durch ergetzt er
So die tugendvolle Bod's-Natur.

Ob ers auch wie Casanova triebe,
So zur Tages- wie zur Abendzeit —
Stets verhüllt blieb diese Christenliebe
Selbst der immer wachen Obrigkeit.

Als er achtzehn Mädchen so geschunden
Und sie auch in Restorangs geführt,
Ward ganz plötzlich, ach, zu Recht befunden:
Dieser Bod wird nicht mehr beamtiert.

In der großen heiligen römischen Presse
Stand kein Sterbenswörtchen drin zur Zeit,
Doch ein stiller Kranz von Stroh und Kresse
Ward noch seinem Angedenk geweiht.

Milde deckt die fromme Schar die Fehlung,
Und der Ablassschrein wird angebracht,
Und es kam nicht weiter zur Erzählung,
Was der Rektor zehen Jahr gemacht.

Nur ein bayrisch Pfäfflein daß erstaunet
Wegen der geringen Missetat,
War auch auf die Reher schlecht gelaunet,
Weil man dieses gar so breite trat.

In'sgeheime sprach er zu sich selber,
Schlug außs Bäuchlein grimmig sich dabel:
,Woas, in Preißen macht ma derahalber
Glei a so a jämmerlich's Geschrei!

Bei dem heiligen Alfons von Liguore,
Woas net, woas ma sich ereuern soll?
Derahalber so a Mordsrumore?
's woarn doch net amoal zwa Duzend voll!'

Terentius.



Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usw. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unbeantragt und ungehender Werte kann nicht erfolgen.

Ein Drama über die russische Revolution. Seit Jahren verfolgen wir die Vorgänge im nahen Osten mit Spannung: immer, wenn sie nachlassen will, wenn wir glauben, es sei ein Abflauen der Bewegung eingetreten, findet wieder ein Attentat statt, und wieder öffnet sich die Tür und läßt uns einen Blick in den Augiasstall der russischen Verwaltung tun. Blutige Mörder, Spitzel, Gauner und Diebe mit und ohne Generalsuniform bringen sich in empfindliche Erinnerung und zeigen, daß es jenseits des Niemens weiterschwellt. Unter diesen Umständen verlieren alle literarischen Erzeugnisse, die sich mit dieser vielgestaltigen, die Unkultur und Unreise des geistigen Rußlands so schmähhlich offenbaren Revolution befassen, niemals ihre Aktualität, namentlich denn nicht, wenn sie, wie es U. v. Buchford in seinem vieraktigen Drama „Der Sieg des Jaren“ (Berlin-Leipzig 1910, Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand) tut, den zähen Fluß des glühenden

Metalls in die edle Gussform der Dichtung leiten. Augenscheinlich sind die Figuren des Dramas nach dem Leben gezeichnete Gestalten, aber sie sind mit jenem Odem erfüllt, der sie auch auf der Bühne lebendig werden läßt. Eine reife Lebenskenntnis wägt da das Für und Wider ab und verkörpert in den einzelnen Figuren die Wünsche, Hoffnungen, Enttäuschungen, die die heutige Generation des in revolutionären Schwingungen erzitternden Landes erfüllen. Der junge Fürst Nicolai Dolgow verkörpert den russischen Girondismus, sein Vater das zarische Legitimitätsprinzip, beiden sind die Frauen angegliedert, die zärtliche gegen Politik gleichgültige Mutterliebe und die stürmische, von Freiheitsidealen bewegte Liebe der Gattin, die, als Revolutionärin zur Fürstin erhoben, lieber Stellung und Eheglück opfert, als Verrat an ihrer Überzeugung begeht. Packende Situationen, ein dramatisch geschickt geknüpfter Knoten fesseln uns und lassen in uns die Erinnerung an jene stürmischen Zeiten aufleben, wo ein Gapon die Massen ins Verderben führte, die Schuljugend und die Studentenschaft im Verein mit der aufbegehrenden Bauernschaft sich unter die Fahne der Empörung scharte. Es wäre erfreulich, wenn dies Drama die Feuerprobe einer Uraufführung bestehen könnte, denn es schildert nicht Episoden, sondern vermittelt uns mit dichterischer Wortgewalt einen Einblick in die russische Volksseele.

A. P.

Sven Hedins Werk: „Zu Land nach Indien durch Persien, Seistan, Belutschistan“, die Erzählung seines Karawanenzuges durch Persiens Sumpfwüsten, durch das steinige, schwer zugängliche Seistan und das heiße Belutschistan bis an die Grenze des Indischen Reiches, wird im Herbst des Jahres bei F. A. Brockhaus, Leipzig, erscheinen. Das Werk schildert den ersten Teil der Sibexpedition Hedins, die Hinreise; auch diese war reich an Gefahren, so im fanatischen Persien, dem klassischen Land der Räuber und des Rassenhasses, und im pestverseuchten Seistan, aber auch reich an Erfolgen in den nur wissenschaftlich fruchtbaren Salzwüsten und Sandwüsten. Das Werk wird sehr reich illustriert sein.

Horenauflage von Schillers sämtlichen Werken. Der große Erfolg der Prophyläenausgabe von Goethes sämtlichen Werken, die Zustimmung und der enthusiastische Beifall, den der Verlag von Georg Müller (München) nicht nur für die Ausstattung, sondern vor allem für die bei der Redaktion befolgten Prinzipien seitens der Fachgelehrten, der Presse und des Publikums entgegennehmen durfte, bestimmen ihn, einen Plan zur Ausführung zu bringen, der schon bei den Vorbereitungen zur Goetheausgabe in Erwägung gezogen war, und der durch zahlreiche Anfragen auch als Wunsch des Publikums aufgefaßt werden kann, nämlich der Prophyläenausgabe von Goethes Werken die Herausgabe von Schillers sämtlichen Werken in sechzehn Bänden nachfolgen zu lassen. Die allseitig anerkannte chronologische Anordnung des Stoffes mit Einschluß der Briefe wird auch in dieser Ausgabe durchgeführt werden, deren Textredaktion sich der Unterstützung Weimarer Gelehrter, sowie des Marbacher Schillermuseums erfreut. Dem Genuße des modernen, künstlerisch feinfühlenden Lesers soll die neue Ausgabe dienen, nicht wie so oft die aus schlechtestem Material hergestellten „Klassiker-Prachtausgaben“ bloßen Repräsentationszwecken; waren doch bei ihrer großen Volkstümlichkeit die Werte Schillers in noch höherem Maße als diejenigen Goethes dem Untusen einer geschmacklos und fabrikmäßig gehandhabten Herstellungsschablone ausgesetzt. Grelteste, vornehmste Einfachheit der äußeren Gestaltung, gebiegenstes Material und beste Druckarbeit werden bei der Horenauflage mitwirken, Schillers Werke in einer Form zu bieten, die es erlaubt, zu seinem Schaffen und Denken wieder nahe innere Fühlung zu gewinnen, den wahren, im Ungeklüm der naturalistischen Periode verkannten, in so vielen Beziehungen jedoch überraschend modernen Schiller wieder zu entdecken, ihn zu befreien aus dem Wuste des schablonenhaften Klassikerkultus. Die

Horenausgabe von Schillers Werken wird auf einem mit Schillers Namenszug als Wasserzeichen versehenen, eigens für diese Ausgabe hergestellten Habernpapier bei der Offizin Drugulin in Leipzig in alter Frakturtype gedruckt, mit keinem andern Schmuck und Zierrat als dem guter Druckerarbeit. Die Bände von je ca. 380 Seiten Umfang werden kartoniert ca. 4,50 Mk., in dunkelgrünem Buchram 5,50 Mk., in grün Halbleder gebunden 8 Mk. kosten. Auch eine besonders kostbare Subskriptionsausgabe wird gedruckt. In jedem Jahre erscheinen mindestens 5 Bände. Zu Weihnachten 1910 werden die ersten zwei Bände vorliegen, alle 16 Bände im Sommer 1913. Im Anschluß an die Horenausgabe von Schillers Werken und im gleichen Formate wie diese werden zwei Supplementbände vorbereitet, die in gleichzeitigen Bildern und Stichen alles enthalten sollen, was Schillers Leben und Werke betrifft. Die Bände werden also enthalten alle beibringbaren Bildnisse und Silhouetten Schillers und die auf ihn geprägten Medaillen, ferner alle zeitgenössischen Stiche zu Schillers Schriften, Bildnisse von Schillers Familie, Freunde, Wohnstätten usw.

Alexander v. Gleichen-Rußwurm: Geselligkeit. Sitten und Gebräuche der europäischen Welt. 1789-1900. Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. Wenn jemand berufen ist, über die Kulturfrage der Geselligkeit zu sprechen, so ist es Alexander v. Gleichen-Rußwurm, der Schillerirenenkel. Eine von Kultur durchaus gefättigte, von edelsten Geisteskräften beherrschte Persönlichkeit, steht er vor uns, als ein selbst gut Erzogener, der dazu befähigt ist, Erzieher zu sein. Denn dieses neue Buch ist seinem innersten Wesen nach erzieherisch, wie jedes wirklich gute historische Werk. Schon vor einigen Jahren hat Alexander v. Gleichen-Rußwurm in seinem Buch „Keine Zeit und andere Betrachtungen“ Kulturfragen berührt, er hat Stellung genommen gegen die Verpöbelung unsres Geschmacks und unsrer Sitten, gegen die Reizlosigkeit unsres geselligen Lebens, gegen die ganze barbarische Salmiskultur des größten Teils der Zeitgenossen. Aber er ist nicht bloß laudator temporis acti, sondern er sieht mit inniger Freude auch die Ansätze zum Besseren, die Reime des Neuen und stellt fest, daß dieses scheinbar Neue nur die guten Aberlieferungen der Vergangenheit aufnimmt und wandelt. Seine vornehme Natur bedarf einer solchen Feststellung. Denn wahre Vornehmheit steht immer auf dem Boden der Tradition.

Hier nun gibt Gleichen-Rußwurm seiner in jenen Essays nur flüchtig angedeuteten Überzeugung die historische Grundlage. Er zeugt uns das Werden und die Wandlungen europäischer Gesellschaftskultur im 19. Jahrhundert. Wir sollen den Blick für die Zusammenhänge gewinnen und sollen lernen, in den Erscheinungen unsrer Tage Kultur und Unkultur wurzelhaft zu unterscheiden. Darum nenne ich dieses Buch, das ohne feuilletonistische Mätzchen und schmödtische Tricks dem entspricht und meisterhaft in der Beherrschung des Stoffes eines noch wenig bearbeiteten Gebietes der Kulturgeschichte ist. Hier ist wirklich eine reischaffene Gelehrtenarbeit geleistet, aber nicht schweißtriefend und nicht kärrnerhaft, sondern mit der leichten Manier des Weltmannes. Gleichen-Rußwurm bleibt immer Plauderer, auch dort, wo sehr ernsthafte Mühe das Material zusammengetragen hat. Die Schlusssapitel bringen das Bild unsrer Tage. Man wird aus dem Inhalt, etwa des 23. Kapitels erkennen, worauf der Verfasser hinaus will: „Feinde und Schädlinge moderner Geselligkeit. — Die moderne Wohltätigkeit — Die unentrinnbare Flut ihrer Veranstaltungen — Das Heimweh nach dem Salon — Die Weltkame — Die gute Stube — Das Wesen der Provinz — Provinz und Großstadt — Die Heilkraft des Luxus — Der mondaine Neid — Functions und Bohème — ... Der Hang zur Einsamkeit. . .“ Der Salon steht im Mittelpunkt der Wünsche für eine neubelebte Geselligkeit. Der Salon im guten alten Sinn, als Vereinigung geistiger und kultureller Kräfte, als Ort unbedingter individueller Freiheit innerhalb der Bedingungen des guten alten Tonnes. Das ist wirklich ein Ziel, aufs innigste zu wünschen. Als Hort und Zuflucht in dem Gestaße und Gedränge unsrer Zeit, als Ausgleich geistiger Spannungen. Um mit Gottfried Keller zu sprechen: „Nur die Ruhe in der Bewegung hält die Welt und macht den Mann.“ So begrüßen wir dieses Buch als einen Mahner an Rückkehr zur Ruhe der Gelassenheit echter Kultur.

Karl Hans Strobl (Brünn).
 Chr. Rand: Geschichte der Gartenkunst. Mit 41 Abbildungen im Text. Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt. 274. Bändchen. Verlag von B. G. Teubner (Leipzig). 1909. Preis: geb. Mk. 1.25.

Franz Molnar: Die Jungen der Paulstraße. Roman. Mit 15 Vollbildern von Ludwig Verwald. Verlag von Hermann Walther (Berlin). 1910. Preis: geb. Mk. 5.—.

Bezugsbedingungen:

Vierteljährlich 4,50 M.
 Einzelnummer 40 Pf.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen:

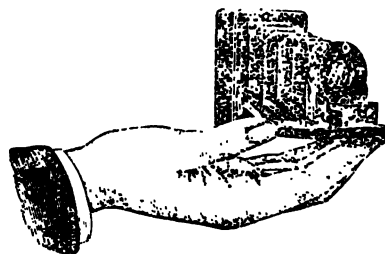
Die vierspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. *
 Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

**Kaiser
 Friedrich
 Quelle**

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quosel, 15b, Schönhaferstr. SW.
 — Telefon-Amt VI, No. 669. —



Ica „Atom“ Eine vorzügliche Camera für die Rocktasche.

Preisliste No. 513 gratis.

ICA, AKT. Dresden Größtes Camera-werk Europas.

Deutsche Kaufleute

lerat fremde Sprachen zu Hause perfekt!

Engl., Franz., Italien., Russisch, Schwedisch, Spanisch usw., durch weitberühmte Selbstunterrichtsbriefe. Vorkenntnisse unnötig. Tausende verdanken diesen Briefen ihre Existenz od. bessere Stellung. Verlangen Sie sofort Prospekt gratis. Umfangreicher Probebrief (Lekt. I) gegen 50 Pf. in Marken.

O. Hofmann, Gommila 203, Reuss.

Antiquar. Kat. 34. Philosophie

„ „ 36. Litteratur

gratis und franco:

J. Krause, Antiquariat, Halle a. S.

+ Hygienische

Bedarfsartikel. Neuest. Katal. m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr. H. Unger, Gummiwarenfabrik Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:

Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:

Hôtel zur Traube (L. Ranges). Bes.:
Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):

Hôtel und Naturweinkeller „Zur Kanne“. Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:

Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:

Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:

Hôtel Aue, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:

Hôtel Bellevue (L. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:

Hôtel „Schiesen“-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:

Hôtel Freussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesland:

Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:

Hôtel Sachsenhof, Haus L. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:

Hôtel Cecilie u. Badehaus (L. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.

Hôtel Fürstenhof (L. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.

Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross“. Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:

Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

„Berliner Lokal-Anzeiger“: . . . Der Schillerband bringt Originalaufsätze über Schiller aus der Gegenwart, die über den Augenblick hinaus zu werten sind. Geben sie auch nicht ein Gesamtbild von Schillers Wesen und Leben, so sind sie doch geeignet, auf einzelne Züge in diesem Bilde ein scharfes Licht zu werfen. Der Herausgeber hat durch seinen Kommentar das viele Einzelne ans grosse Ganze geknüpft und hat in seiner Einleitung — Schiller und die Wirklichkeit. Ein Schicksal — eine sehr interessante und originelle Stellungnahme zu dem Problem „Schiller“ versucht. Die Bücher der Gegenwart sind ein zeitgemäßes Unternehmen, das der Wochenschrift und dem Verlage viele Freunde gewinnen wird.

Im „Tagesbote aus Mähren u. Schlesien“ sagt Karl Hans Strobl u. a.: . . . Die Genesis dieses Buches schliesst von vornherein eine erschöpfende Behandlung des Themas aus. Aber was hier in Einzelheiten behandelt wird, bringt so viel Neues und das Bekannte so frisch und interessant, dass ein buntes Leben überall zu quellen scheint. Von der literarhistorisch-gründlichen Quellenuntersuchung bis zum Essay sind alle Formen vertreten, wir finden hier ebenso das Feuilleton wie die Impression und es gelangt ebenso der Germanist wie der Journalist zu Wort. — Hier hat man ein Buch, das abwechslungsreich und interessant ist und jeder Schillerbibliothek als Ergänzung willkommen sein darf.

Bücher der Gegenwart

Band I

Schiller

Gesammelte Aufsätze aus der „Gegenwart“
(1872—1909)

Herausgegeben von
Ignaz Jeżower

Mit einem Zweifarben-Holzschnitt des Schillerhauses (von Otto Dellling). XVI, 184 Seiten imit. Bütten in geschmackvollem steifen Umschlag.

Prels 2 Mark

Zu beziehen durch jede Buchhandl.

Hermann Hilger Verlag

Berlin W. 9 . . . Leipzig

„Berliner Neueste Nachrichten“: Der Herausgeber hat durch sachkundige Anmerkungen einen festen bindenden Mörtel zwischen die zahlreichen Bausteine getan. In einer feinen u. schwungvoll geschriebenen Einleitung hat er das Problem „Schiller“ auf einem neuen Wege zu lösen gesucht. Er zeigt, dass der Idealist Schiller doch ganz gute und realistische Augen hatte, dass er aber im Kampfe mit der Wirklichkeit unterlag — wie die Helden in seinen Dramen. Vielleicht war seine kränkliche physische Natur daran schuld . . . und so zieht er sich in das Reich des Gedankens, in das der Ideale zurück. Das Wertvolle an dieser kurzen Einleitung ist die Aufweisung der unendlich fein verschlungenen und verknüpften Fäden zwischen dem physischen und dem psychischen Menschen. Auch sonst enthält das Büchlein manchen fein geschriebenen Aufsatz und tief gefassten Gedanken.

„Ulmer Tagblatt“: Es war ein glücklicher Gedanke des jetzigen Verlegers der bekannten Wochenschrift „Die Gegenwart“, die gehaltvollsten der dort erschienenen Aufsätze über Schiller zu einem schönen Band zu vereinigen. Ignaz Jeżower, der selbst mit einem markanten Essay über „Schiller und die Wirklichkeit“ vertreten ist, hat die Auswahl mit feinem Verständnis besorgt, und wir freuen uns heute, aus ihr entnehmen zu können, dass Schiller noch nicht vergessen ist. Die Verehrer des grossen Dichters finden hier neue Anregung in Hülle und Fülle. Wir wünschen dem Unternehmen, das so glücklich begonnen, schönen Fortgang.

Die Gegenwart

Nr. 35.

Berlin, den 27. August 1910.

39. Jahrgang
Band 78.

Die neue Residenzstadt.

Die Einweihung des Königsschlusses in Posen ist ohne Zwischenfall verlaufen. Die polnische Volkseele ist nicht ins Kochen geraten trotz aller Bemühungen der polnischen Demokratie und Sozialdemokratie, trotzdem die Gazeta Torunská und ihre Gesinnungsverwandten jede Erscheinung des Lokalismus mit Acht und Aberacht bedroht hatten.

Der Turm des Schlosses reckt sich stolz in den Himmel. Nicht als Zwing-Uri, sondern als Wahrzeichen des Schirmherrn der Ostmark. Bleiben wir ruhig als gute Preußen bei der Bezeichnung Königsschloß. Das Reich hat keinen Pfennig dazu beigetragen, im Reich hat man uns nichts in unsere Polenpolitik hineinzureden. Wir wollen nichts von einer Kaiserpfalz wissen, wo ein Kaiser offene Gerichtstage abhält, nichts von einem Kaiserpfalz. Das könnte in dem von mißgünstigen Federn unterrichteten Auslande zu Mißverständnissen führen. Aber in Posen haben wir etne neue preußische Residenzstadt erhalten, die siebente in der Reihe, zum Zeichen, daß der Preußenaar nicht dem weißen Adler zu weichen gedenkt.

Wer von der Einweihung der preußischen Königspfalz programmatische Erklärungen der Krone, die Aufsteckung neuer Ziele erwartete, ist nicht auf die Rechnung gekommen. Ein Blick in die Liste der Geladenen hätte seine Erwartungen von vornherein dämpfen müssen: man bittet nicht den Weihbischof und den polnischen Hochadel, die Radziwiłł, die Kwilecki, die Czarniecki, nicht Vertreter des Kleinadels, Herrenhausmitglieder und preußische Kammerherren polnischer Zunge zu Gast, um sie mit einer Kriegserklärung gegen das Sarmatentum zu begrüßen. Sie sind wie alle andern zur weiteren Förderung der Provinz, zur Mitarbeit an der Entwicklung des schönen Landes aufgerufen worden, und sie können dem Rufe um so leichter Folge leisten, wenn es ihnen ernst ist mit ihren Beteuerungen, lokale Staatsbürger zu sein, denen nur Böswilligkeit geheime Anhängerschaft an ein Großpolen andichtete. Es fiel auch kein Wort, das einen Polen hätte verletzen können,

mit keiner Silbe wurde die Anwendung der bestehenden Gesetze berührt, und derartige Erwähnungen hätten auch kaum in die Feststimmung hineingepaßt, böses Blut gemacht, Erbitterung gegen die polnischen Gäste in jenen Schichten erzeugt, die grollend abseits stehen.

Aber auch den deutschen Drängern und Stürmern ward nicht als Angebinde die Beteuerung verabreicht, daß der Kurs der alte bleiben werde.

Nationale Notwendigkeiten soll man nicht zu oft betonen, wenigstens nicht ohne Zwang, und der lag nicht vor. Wenn die Festfreude verrauscht ist, die Tage der Arbeit wieder ruhig dahinfließen, wird sich Gelegenheit finden, die Zeremonie der Mundöffnung bei dem Ministerpräsidenten vorzunehmen, um etwas Genaueres über die Anwendung des Enteignungsgesetzes zu vernehmen. Ist es etwa verloren gegangen wie das Richtschwert Karls des Großen durch die Süde eines Patriotentaspar? Wenn wieder ein echtes Ding gehalten wird „bei rechter Tageszeit und scheinender Sonne“, wird man sich bei dem Herrn Hoffschulzen Bethmann erkundigen, wo es steckt, und am Ende die Auskunft erhalten, es wäre verlegt worden. Vielleicht auch nicht. Man hat zwar schon manche Gesetze in die Welt gesetzt, die hinterher sich als totgeboren erwiesen und deren Paragraphen so wenig vom frischen Laub des Lebens verspüren lassen, wie dürre Bohnenstücken, an denen sich nichts emporranft, weil der Wurm die Frucht schon in der Erde verzehrt hat. Das Enteignungsgesetz ist jedoch anders geartet, es ist ein Kampfgesetz, ein Zweihänder, nicht für muskellose Arme bestimmt, die denkbar stärkste Waffe im Kampfe um die Ostmark. Wer sie zag regiert, richtet nichts damit aus. Sicher wird über die Anwendung dieses Mittels zwischen den Maßgebenden und Ausführenden unter der Hand während der Festtage verhandelt, und auch die Neubesetzung des Erzbischofsthuhls (dürfte) in den Bereich der Erwägungen gezogen worden sein. Ebenso sicher sind die Magnaten in der Konföderatka an beiden Fragen mehr beteiligt als die polnische Nationaldemokratie.

In der Regel ist der Nachfolger des heiligen Adalbert aus der Schlacht hervorgegangen, und

diese hat ein lebhaftes Interesse daran, durch einen der Ihrigen die Geister wieder mehr unter ihre Gewalt zu bekommen, die augenblicklich, während des Interregnums, der Demagogie verfallen sind. Für diese Elemente könnte der erzbischöfliche Palast auf der Dominsel zu einem Zwing-Urnen werden. Die Regierung wird sich allerdings hüten, der Erstarkung einer polnischen Adelswirtschaft Vorschub zu leisten, denn die Erfahrungen mit der Schlachta ermutigen zu keinem Entgegenkommen, aber sie sollte versuchen, die loyalen Kräfte allmählich in ihren Dienst hinüberzuziehen. Einweilen hat die niedere Geistlichkeit das Heft in der Hand, hat sich an den Geldquellen der Vorschußvereine nach Beuinenweise etabliert und verabsolgt den rettenden Trunk nur nach Beweishebungen über den national-polnischen Charakter der Darlehnsucher. Diese entstammen der kleinbürgerlichen Klasse und dem Bauernstande, die beide von keiner Expropriation bedroht sind, beide keinen Fanatismus für die Erhaltung des polnischen Großgrundbesitzes entfalten werden. Sie sind auch nicht durch die Kampfmaßregeln in ihrem Besitze bedroht, aber sie halten sich abseits. Das Vorurteil, man wolle sie ihrer Sprache, ihrer berechtigten nationalen Eigenart berauben, muß planmäßig zerstört werden; es muß ihnen zum Bewußtsein gebracht werden, daß sie preußische Staatsbürger sind, fest eingegliedert in das große Gemeinwesen Preußens. Mit dem Anschwellen der deutschen Ansiedlungen bäuerlichen Bestandes werden sie mit der Zeit in Berührung geraten mit Deutschen von derselben Lebenslage, mit Standesgenossen, nicht mit Herren von der Art, der sie noch vor dreißig Jahren mit dem Kniefall den Rocksaum zu küssen pflegten. Dazu ist freilich eine lange mühsame Aufklärungsarbeit nötig, aber der große Aufwand wird nicht nutzlos und schmähtlich vertan sein, wenn das Wort von der neuen Residenzstadt seinen richtigen Inhalt gewinnt und der Bürokratismus und Affectörismus, das Abschließen der verschiedenen Stände gegeneinander — eine Erscheinung, über die z. B. auch in den Kolonien geklagt wird — eingedämmt wird.

In einigen Blättern ward bei der Einweihung des Königsschlusses wieder des Gerüchtes Erwähnung getan, Prinz Citel Friedrich sei als Resident für Posen ausersehen. Das kann zum Guten ausschlagen, birgt jedoch auch Gefahren in sich. Hält ein Mitglied des königlichen Hauses in Posen Hof, so ziehen sich wohl die polnischen Adelsgeschlechter dorthin und wir erleben eine Neuauflage der *Ura Radziwill* oder gar *Koscielsti*. Das hätte im Sinne der Versöhnung gedacht nichts bedenkliches. Anders freilich wäre es, wenn höfische feingefädelte Intrigue es unternähme, Regierungsmaßnahmen zu hintertreiben. Polnische Eleganz und Gewandtheit hätte ein reiches Feld der Betätigung und die

berühmte *Ramarilla*, die angeblich nicht und niemals vorhanden war, würde sich, ohne daß es attemmäßig zu belegen wäre, bald bemerklich machen. Das sind keine *mouches volantes*; dies wäre eine Folgewirkung, die sich bei jeder prinzipialen Dependance zeigt und Unheil erzeugt, wofern das nicht zeitig erkannt wird. Der gefährlichere Feind ist jedenfalls ein auf dem Parkett des Hofes lautlos einbergleitender Adel, der Bauernstiefel bringt nicht in jene Regionen, aber schwerlich auch der deutsche Mittelstand. Höfische Einrichtungen begünstigen die Separationsgelüste der Kasten, das ist unbestreitbar, und umsichtige Staatskunst würde manches zu tun bekommen, um Mißhelligkeiten die Spitze abzubrechen, damit das große Kolonisationswerk ohne Störung verläuft.

Wer Posen nur vor fünfzig Jahren sah, bekrönt vom Fort *Winiary*, hoch und fest umwallt, das Posen mit den langen finsternen Festungstürmen, den tiefen breiten Gräben und den *Glacis*, der sucht heut vergebens nach diesem Zeichen der Wehrhaftigkeit. Weit hinaus geschobene Außenforts sichern den mächtigen Waffenplatz an der *Warthe*, er kann des beengenden Mauernkranzes entbehren, und er gewährt jetzt einer doppelte so großen Bevölkerung Spielraum zur Entfaltung ihrer wirtschaftlichen Kräfte. Die alte Stärke der Festung ist scheinbar geschwunden, und doch ist sie in Wahrheit gegen früher verdreifacht, so recht ein Bild für unsere Ostmarkpolitik, die weit ins Land hinaus reicht, fernab vom engen Wirkungskreise des *Weichbildes*. Die deutsche Bauernschaft, draußen in den Dörfern, auf den Geländen ehemaliger polnischer Rittergüter stellt die detachierten Forts und sichert das Werden und Wachsen des Deutschtums unter dem Symbol des Königsschlusses.



Die Krise im Zentrum.

Von Otto Corbach (Charlottenburg).



ie schwere Krise, von der das Zentrum gegenwärtig ergriffen ist, rührt daher, daß die kirchlichen Mittel, mit denen es bisher seine politischen Zwecke zu erreichen wußte, zu versagen begonnen haben. Seit dem Bismarckschen Kulturkampfe hat sich in der katholischen Welt vieles geändert. Der Vatikan hat an weltpolitischer Macht ganz gewaltig viel verloren. Auf einen *Leo XIII.* ist ein *Pius X.* gefolgt, auf eine vorzüglich gelungene eine mißratene Inkarnation des *Buddhas* der Christenwelt. Im fernen Osten haben die erstaunlichen Erfolge eines modernisierten „heidnischen Volkes“, des der Japaner, dem Rufe des Christengottes ungeheueren Abbruch getan, das Ansehen der christlichen Kulturwelt bei allen farbigen Völkern aufs schwerste erschüttert, und im *Islam* regen sich un-

geahnte Kräfte. Das protestantische England hat auf Grund der japanischen Bundesgenossenschaft alle seine Machtmittel zusammenfassen können, um seinen Einfluß in Europa auszudehnen und die ebenfalls vorwiegend protestantischen Nordamerikaner festigten nicht nur immer mehr ihre Vorherrschaft in der neuen Welt, sondern haben auch mit bestem Glück angefangen, Europa aus seinen Stellungen im fernen und nahen Osten zu verdrängen. Frankreich, die „älteste Tochter der Kirche“, ist gänzlich von Rom abgefallen, das französische Protektorat über die Katholiken im Orient so gut wie erloschen. In Italien und besonders in Spanien macht die antiklerikale Bewegung rasche Fortschritte. Der staatsmännische Riese Bismarck machte mit dem Zentrum seinen Frieden, sobald die sozialdemokratische Fraktion auf ein Duzend Köpfe angeschwollen war, um dieser die Kette anzulegen, die er dem Zentrum abnahm. Der Zwerg Bülow konnte es eine Weile ruhig wagen, mit dem Zentrum zu brechen, als die Sozialdemokratie schon auf über 80 Sitze im Reichstage angewachsen war. Nur die Abhängigkeit Bülows vom persönlichen Regiment, die Unmöglichkeit für ihn, sich, sei es auch nur vorübergehend, auf eine parlamentarische Mehrheit zu stützen, an der auch die Sozialdemokraten teilnahmen, brachte es mit sich, daß eine „blau-schwarze“ Mehrheit die konservativ-liberale Paarung ablöste. Immerhin hat der Bülowblock lange genug gedauert, um zu zeigen, daß das Zentrum nur noch über verhältnismäßig wenig oppositionelle Kraft verfügt. Bei den letzten Reichstagswahlen konnte sich die Zentrumswählererschaft hierüber noch täuschen. Die Erinnerung an die Zeiten des Kulturkampfes lebte wieder auf; man wähnte, das Zentrum werde sich wiederum als ein furchtbarer Gegner einer ihm nicht willfährigen Regierung erweisen können. Diese Täuschung war die Ursache, weshalb das Zentrum noch einmal ungeschwächt, ja sogar gestärkt aus den Wahlen hervorging. Je länger jedoch dann die Zeit des Ausgeschaltetseins dauerte, desto trübseligere Erfahrungen machte man mit der Kirche. Die römische Hierarchie versagte vollkommen, als sie dem Zentrum im Kampfe gegen die deutsche Regierung beistehen sollte. Sie verhielt sich nicht nur neutral, sondern fiel dem Zentrum sogar in den Rücken. Solange das Zentrum im Reiche Trumpf gewesen war, solange sich seinen Vertretern von selbst die Ministerien geöffnet hatten, nutzten die Hüter der kirchlichen Autorität mit in der Tasche geballter Faust zusehen, wie die wirtschafts- und sozialpolitische Agitation des Volksvereins für das katholische Deutschland die jungen Geistlichen der ausschließlichen Seelsorge und die Gläubigen der ausschließlichen Sorge um das Jenseits entzog, wie niederer Klerus und Laien in weltliche, öffentliche, politische und wirtschaftliche Bestrebungen hineingezogen wurden. Sobald jedoch das Zentrum ausgeschaltet war, begannen

die Bischöfe offen oder geheim gegen die „präter-episkopalen“ Tendenzen des Zentrums vorzugehen und eine Bewegung für engeren Anschluß des Volksvereins an den Episkopat zu entfachen, die innerhalb des Zentrums die Losung zum offenen Kampf der Richtung Koeren gegen die Richtung Bachem auslöste. Gerade die Furcht, mit der Zeit ganz unter die Fuchtel der römischen Hierarchie zu geraten, über die man nachgerade zu herrschen gewöhnt war, schuf im Zentrum jene Stimmung, die den Konservativen im Kampfe um die Finanzreform die Unterstützung der Zentrumsführer für ein Butterbrot haben ließ. Wie wenig das Zentrum als politische Partei heute mehr geneigt ist, sich in erster Linie den Interessen der katholischen Kirche zu widmen, lehrt am besten die Haltung Koerens nach dem Zerfall des Bülowblocks. Vorher hatte dieser klerikalste aller Zentrumspolitiker eifrig die konfessionelle Seite des Zentrums zu kräftigen gesucht; nachher ließ ihn sein wiedererwachtes parlamentarisch-politisches Weltwissen nicht nur seinen auf der sog. Osterdienstagskonferenz eingenommenen Standpunkt — wonach das Zentrum eine vorwiegend konfessionelle Partei zu sein hätte —, sondern auch seine Miturheberschaft an der Broschüre „Röln eine innere Gefahr für den Katholizismus“ verleugnen.

Der katholische Historiker Schröns sagt in seiner Schrift „Gedanken über zeitgemäße Erziehung und Bildung der Geistlichen“: „Die Erfolge der ruhmvollen siebziger und achtziger Jahre auf dem Felde der Kirchenpolitik mit der äußeren Organisation haben in stolze Sicherheit eingewiegt und die Empfindung für entstehende Schäden und Lücken abgestumpft. Noch immer übertönen in Vieler Ohren die Fanfaren von damals die Stimme heilsamer Selbstkritik. Die äußerlichen Kraft- und Prachtproben, die mit gesteigerter Regiekunst vor unsern Augen aufgeführt werden, sind nur möglich auf dem ehemals errungenen Boden und kein Erweis gegenwärtiger Lebensstärke. Wer sich daran berauscht, täuscht sich über die Wirklichkeit hinweg.“ In der Richtung Bachem hat sich dieses Gefühl der Beklemmung in der Losung Luft verschafft: „Wir müssen aus dem Sturm heraus!“ Der Weltanschauungscharakter und die Vertretung der kirchlichen Interessen des katholischen Volksteiles sollen ganz aufgegeben werden, weil es erforderlich erscheint, um die Partei als wirtschaftliche Sammelpartei zu erhalten. Eine Verwirklichung dieser Absicht müßte aber auf Selbstmord hinauslaufen. Das Zentrum bleibt trotz aller Emanzipationsbestrebungen für seine Wirksamkeit vom katholischen Klerus abhängig. In den Parteivorständen und in den Wahlkomitees des Zentrums sitzen überall die Ortsgeistlichen. Für das Zentrum wird sogar in katholischen Gebetbüchern unter der Überschrift: „Wie wählst du?“ Propaganda gemacht. Ohne Widerspruch konnte der Domkapitular Dr. Hüls auf der Osterdienstagton-

ferenz behaupten: „Das Zentrum ist verraten, wenn der Klerus nicht dafür arbeitet.“ Und Bitter am 9. August 1909 zu Coblenz im Görresbau: „Lassen Sie nur einmal bei einer Wahlcampagne den Klerus neutral sein, dann ist das Zentrum zerschmettert.“ In den katholischen Gebetbüchern ist zugunsten der Zentrumsprelle das Kapitel eingeschoben: „Welche Zeitungen liest du?“ In ihrem Interesse ist der „Augustinusverein zur Pflege der katholischen Presse“, sowie der „Franz v. Sales-Verein zur Unterstützung und Verbreitung der katholischen Presse“ tätig. Doch ließ sich die katholische Bevölkerung eine solche politische Bevormundung durch seine Geistlichkeit bisher nur deshalb gefallen, weil diese im Ultramontanismus über ein Druckmittel verfügte, das sich vorzüglich bewährte, um die Regierung zu Zugeständnissen zugunsten der weltlichen, grob materialistischen Bedürfnisse des katholischen Deutschlands zu veranlassen. Das Druckmittel verfiel jedoch heute vollkommen, und da die politische Nebenbeschäftigung der katholischen Geistlichen allein nicht genügt, um ihre Existenz zu sichern, so sehen sie sich genötigt, sich wieder mehr den reinen Interessen der allein selig machenden Kirche zu widmen. Um so schwieriger wird es natürlich der Zentrumsleitung, die weltlichen Ansprüche der katholischen Bevölkerung zu erfüllen. Die Geistlichen beginnen im Interesse der Kirche zu bremsen. Da aber die deutschen Katholiken infolge der vergangenen Wirksamkeit des Zentrums schon zu sehr verweltlicht sind, um darauf noch verzichten zu können, daß die konfessionellen Mittel des Zentrums vorwiegend im Dienste des Gottes „Bauch“ arbeiten, so beginnt sich schon überall in der katholischen Wählerschaft die Neigung zu entwickeln, sich den großen wirtschaftspolitischen Vereinigungen: freiem Gewerkschaftertum, Bauernbund oder Bund der Landwirte und Hansabund und den davon abhängigen Parteien anzuschließen. Daher das Bestreben derer um Bacher, den Anschein zu erwecken, auch das alte Zentrum könne sich noch zu einer von konfessioneller und kirchlicher Mitarbeit unabhängigen Partei ummauern.

Das Zentrum hat aufgehört, existenzberechtigt zu sein; was es noch aufrecht hält, ist die Macht der Gewohnheit im Bunde mit der Schwäche der Regierung und der Trägheit des liberalen Bürgertums.



Eine Riesenfusion im deutschen Bergbau.

Von Mercator.

Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte für die Strömung unsrer Zeit auf wirtschaftlichem Gebiete, für das Prinzip der Vereinigung der Kräfte, so ist es die vor kurzem durch die Aufsichtsorgane beschlossene Fusion der Deutsch-Luxemburger

Gesellschaft mit der Dortmunder Union, die wohl als eine der ungeheuersten, und wenn man die Vergangenheit der beiden Gesellschaften in Betracht zieht, ungeheuerlichsten Transaktionen bezeichnet werden muß. Man wird gerade bei diesen Transaktionen, was bereits zur Einschränkung des Vorstehenden gesagt werden muß, berücksichtigen müssen, daß speziell Börsen-Transaktionen in größtem Maßstabe nebenherlaufen, die es zweifelhaft machen, ob ohne diese Transaktionen der Zusammenschluß in ebenso enger Weise erfolgt wäre. Man muß schon im Prinzip annehmen, daß ein Zusammenschluß von Werken den Machthabern der Gesellschaften auch ohne jene Transaktionen möglich sein würde; denn wenn sie die Macht haben, den totalen Zusammenschluß der Gesellschaften durch Aktienaustausch zu bewirken, so würde es auch ohnedies in ihrer Gewalt liegen, diejenigen Abmachungen zu treffen, zu deren Erfüllung die Aktienausgabe geschieht. Trifft dies zu, so würde der ganzen Bewegung der reale Boden, das wirtschaftliche Interesse, fehlen und man müßte im Gegenteil annehmen, daß das letztere nur in den Vordergrund gehoben würde, daß der Zusammenschluß nur den Vorwand bildet, um in Wahrheit großfinanziellen Transaktionen die Wege zu ebnen.

Im Jahre 1901 wurde die Deutsch-Luxemburgische Gesellschaft, die nach Durchführung der neuen Transaktion mit einem Grundkapital von 100 Mill. Mk. arbeiten wird, mit einem Grundkapital von — 100 000 Mk., sage und schreibe hunderttausend Mark, ins Leben gerufen. Das anfängliche Grundkapital wird sich also nach Durchführung der Transaktion, also nach neun Jahren, vertausendfacht haben. Das Unternehmen entstand aus einer finanziellen Ruine: aus der Differdingen-Dannenbaum-Gesellschaft, die wieder aus einer Verschmelzung der Differdinger und der Dannenbaum-Gesellschaft hervorging. Die letztere, die von der Differdinger Gesellschaft im Jahre 1899 übernommen wurde, hatte bereits eine sehr bewegte Vergangenheit hinter sich; früher Gewerkschaft, wurde sie 1873 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, 1878 wieder in eine Gewerkschaft, um 1889 von neuem als Aktiengesellschaft zu erscheinen. Sie begann nun mit 3½ Mill. Mk., die bald auf 11 Mill. Mk. erhöht und zu 125 % bis 156 % an den Mann gebracht wurden. Im Jahre 1900, bei der Fusion, erhielten die Aktionäre für ihre Aktien Nominal 80 % in Differdinger Aktien und 20 % in 4 % Obligationen, also 11 Mill. Francs Aktien und 2¾ Mill. Francs Obligationen dieser Gesellschaft. Diese war 1896 mit einem Kapital von 4 Mill. Francs. gegründet, die einschl. der für die Dannenbaum-A.-G. ausgegebenen 11 Mill. Francs. und weiterer Emissionen sich bis auf 25 Mill. Francs. erhöhten, die den Aktionären großmütig bis zu 140 % überlassen wurden. Raum war die Verschmelzung erfolgt und die Prospekte dieser „Fusion“

genehmigt, als die Katastrophe erfolgte: Die Gesellschaft saß fest und war außerstande, ihre Verpflichtungen zu erfüllen, während der Kurs von 140 % auf — 18 % (Ulto Dez. 1901) herabstürzte! In dieser Not erschien die Deutsch-Luxemburgische Gesellschaft und bot den Aktionären für 7500 Frchs. Differdingen-Dannenbaum 2000 Mark Deutsch-Luxemburger Stammaktien, also die Reduktion von 3:1, während die Obligationäre der Differdinger Gesellschaft, die nicht rechtzeitig sich gemeldet, mit 110 % in Vorzugsaktien abgefunden wurden. Für diese Zwecke mußte die Deutsch-Luxemburgische Gesellschaft, die mit einem Anfangskapital von 1 000 001 Mk. gegründet war, ihr Kapital auf 24 075 000 Mk. (7 075 000 Mk. Stammaktien und 17 100 000 Mk. Vorzugsaktien) erhöhen und eine Schuld von 8 Mill. Mk. kontrahieren. Kaum war das Geschäft perfekt geworden, als wiederum die Katastrophe eintrat: 1904 mußten die Aktien, die inzwischen gleichgestellt wurden, von 2 zu 1 zusammengelegt werden. Damit war die Differdingen-Dannenbaum-Gesellschaft durch die Deutsch-Luxemburgische Gesellschaft von 6 zu 1 zusammengelegt. Nachdem diese „Kinderkrankheit“ überwunden war, begann der „Aufschwung“: ein Sanierungsobjekt nach dem andern, insbesondere die Luise-Tiefbau-Gesellschaft sowie die Friedrich-Wilhelmshütte wurden erworben; daneben spielte die „Vermehrung der Betriebsmittel“ eine große Rolle, so daß das Grundkapital bald auf 63½ Mill. Mark avancierte. Nun soll dem Sanierungswert die Krone aufgesetzt werden: zwecks Erwerbung der Dortmund Union sowie weiterer Erwerbungen soll eine abermalige Kapitalvermehrung von 35½ Mill. Mk. erfolgen, so daß alsdann das Grundkapital der Gesellschaft, die, wie gesagt, sich mit 100 000 Mk. „etablierte“, auf 100 Mill. Mk. angewachsen sein wird.

Die Dortmunder Union, auf die man es bei dieser Gelegenheit in erster Linie abgesehen, ist wohl selbst das größte Sanierungsunternehmen, welches der Berliner Kurszettel aufzuweisen hat. 1872 aus Stroußbergischen Werken hervorgegangen, wurde es mit 33 Mill. Mk. gegründet, die kurz darauf auf 39,6 Mill. Mk. erhöht wurden. Zwei Jahre darauf folgte die erste Reduktion auf 26,4 Mill. Mk. bei gleichzeitiger Ausgabe von 15 Mill. Mk. Stammprioritäten. Wiederum zwei Jahre später Reduktion des Gesamtkapitals von 4 zu 3, sodann eine Herabsetzung auf ein Drittel, so daß von den ursprünglich ausgegebenen 39,6 Mill. Stammaktien noch 6,6 Mill. vorhanden waren. Ende 1896 wurde das wieder 39 Mill. Mk. betragende Grundkapital auf die Hälfte reduziert bei gleichzeitiger Ausgabe von 13½ Mill. Lit. C, denen 1899 weitere 9 Mill. Mk. zum Erwerb der Zeche Hansemann — eine der unerhörtesten Transaktionen! — folgten. Drei Jahre später abermalige Reduktion von 5 zu 3, bei gleichzeitiger Ausgabe von 10,8 Mill. Aktien Lit. D, denen 1906 weitere

6 Mill. Mk. folgten. Nun bestand das Grundkapital aus 25,2 Mill. Mk. Lit. C, und 16,8 Mill. Mark Lit. D. Dieses soll nun abermals einer Reduktion, und zwar in Deutsch-Luxemburgische Aktien, unterworfen werden: die Lit. C-Aktien auf die Hälfte (6000 Mk. Union Lit. C gegen 3000 Mk. Deutsch-Luxemburg) und die Lit. D-Aktien von 7 zu 4 (10 500 Mk. Lit. D gegen 6000 Mk. Deutsch-Luxemburg). Hiernach würde die Metamorphose der Dortmunder Union seit ihrer Gründung im Jahre 1872 die folgende sein. Es wurden:

Im Jahr	Emittiert Dortmunder Unionaktien Mill. Mk.	Reduziert insgesamt	Auf Mill. Mk.
1872	33 } 6,6 }	von 40 auf 1	0,99
II. Emission			
1873-74	15,0	„ 80 „ 9	1,6875
1878-83	21,15	„ 20 „ 3	3,1725
1896	13,5	„ 10 „ 3	4,0500
1899	9,0	„ 10 „ 3	2,7
	98,25		12,6
1902	10,8	„ 7 „ 4	9,6
1906	6,0	„ 7 „ 4	

Zusammen 115,05 Mill. Mk. Reduziert auf 22,2 Mill. Mk.
ausgegeben seit Gründung. insgesamt.

Nach Durchführung der Fusion würden mithin von den seit Gründung der Union ausgegebenen 115,05 Mill. Mk. Aktien noch 22,2 Mill. Mk. in Gestalt von Deutsch-Luxemburgischen Aktien vorhanden sein! Natürlich sind dies nur die Verluste vom Nominalkapital, dazu kommen die Kursverluste. Für den einzelnen Aktionär der Dortmunder Union, der alle Wandlungen des Unternehmens seit Gründung der Gesellschaft mitgemacht hat, stellt sich die Rechnung folgendermaßen: für eine Dortmunder Union-Aktie über 600 Mk., die er ursprünglich vielleicht mit über 200 % kaufte, besitzt er heute — 15, sage und schreibe fünfzehn Mark Nominal in Gestalt von Deutsch-Luxemburgischen Aktien!! Und das nennt man dann — die Konzentration in der Industrie!

Wir können uns nicht denken, daß die Konzentration in der Industrie in dieser Weise betrieben würde, wenn sie nicht regelmäßig mit gewaltigen Aktienemissionen Hand in Hand ginge. Wir möchten wohl einmal sehen, was aus der Vereinigung der Dortmunder Union mit der Deutsch-Luxemburgischen Gesellschaft würde, wenn die Fusion, anstatt durch Neuausgabe von Aktien durch Abstempelung der Dortmunder Aktien auf Deutsch-Luxemburgische mit dem beabsichtigten Reduktionsmodus bewirkt werden würde. Prinzipiell müßte so etwas möglich sein; billiger ist es jedenfalls! Warum also könnte dies nicht prinzipiell so gemacht werden? Es wäre jedenfalls ein Probestein für

die Echtheit der Konzentration! Wir fürchten sehr, daß, wenn dieser Weg beliebt werden sollte, wenn also die Aktienemissionen und die Agiotage wegfielen, manchen für die „Konzentration“ schwärmenden Finanzmännern die Lust zu diesen Geschäften vergehen würde. Zwar das Aktiendrücken könnte hierdurch nicht verhindert werden, aber es würde doch eine gewisse Sonderung der Spreu vom Weizen erfolgen, und vor allem würde der reale Untergrund der Konzentrationsbewegung aller Welt klarer zutage treten.

Noch Eines: Daß die Aktionäre bei dieser Konzentration in dieser Weise gerädert werden konnten, war natürlich nur dadurch möglich, daß die Emissionsprospekte regelmäßig die Zustimmung der Zulassungsstelle und — der Zeitungen fanden. Der Differdinger Prospekt wurde seinerzeit ursprünglich abgelehnt, später aber doch genehmigt. Wir haben zwar ein Börsengesetz, das der Zulassungsstelle ziemliche Freiheiten gibt, ihr aber auch gewisse Pflichten auferlegt. Sie kann den Prospekt ohne Angabe von Gründen ablehnen und muß es tun, wenn die Angaben unvollständig sind oder wenn durch die Emission allgemeine Interessen geschädigt werden. Aber die Bergangenheit pflegen die Prospekte ziemlich rasch hinwegzugehen, um desto mehr von den Herrlichkeiten der Gegenwart zu erzählen, während sie den Zeitungen die Ausmalung der Zukunft überlassen. Diese letzteren, die Zeitungen, stehen dieser Frage, wie man zu sagen pflegt, „ganz objektiv“ gegenüber: das Publikum ist ein „öffentlicher Faktor“, und die Emissionshäuser sind es auch. So wird denn auch wohl diese Fusion glücklich in den Hafen der Börse einlaufen! Die Staatskommissare aber überwachen nach § 2 des Börsengesetzes die Börsen unentwegt weiter! Lieb Vaterland magst ruhig sein!



Quid novi ex Africa.

Von Hauptmann a. D. Winkler (Berlin).

Seit langen Zeiten sind viele wagemutige Forscher ausgezogen, um den Schleier zu lüften, der Afrika geheimnisvoll überdeckte. Viele von den ersten schwanden dahin, ohne der Nachwelt eine Spur ihrer Tätigkeit zu hinterlassen, kaum daß ihre Namen noch genannt werden. Aber diesen tapferen Pionieren hat es nie an ebensolchen Nachfolgern gefehlt. Immer fanden sich begeisterte Liebhaber für das jungfräuliche Afrika, die seine Reize und sein Zauber lockte. So ist es eine stattliche Reihe von Männern geworden, deren Namen unvergänglich mit der Geschichte des schwarzen Erdteils verwebt sind.

Langsam und zögernd nur folgte die Kultur ihren wackeren Vorkämpfern, deren Taten im deutschen Vaterland erst gebührende Würdigung zuteil wurde, seit über vier weiten Ländergebieten die schwarz-weiß-rote Fahne weht. So jung die deutsche Kolonisation auch ist, so hat sie doch das Interesse der breitesten Schichten der Bevölkerung gewonnen, die deutschen Schutzgebiete sind Gemeingut des gesamten deutschen Volkes geworden. Die gewaltigen Kämpfe, die in Nord und Süd, Ost und West ausgefochten werden mußten, die manche Hoffnung zerstörten, manchen mühevoll errungenen Erfolg friedlicher Arbeit vernichteten, haben das Land mit deutschem Blut getränkt und ein unlösliches Band um Mutterland und Schutzgebiete geschlungen. Die nun frisch emporschlüßenden Kolonien sind ein Denkmal geworden für alle, die der heiße Boden Afrikas deckt, die fern der Heimat in einsamem Grabe schlummern.

Sind durch die Kämpfe die Kolonien in Deutschland populär geworden, so wird das Interesse an ihnen, nachdem Ruhe und Frieden Einkehr gehalten haben, wachgehalten durch die Entdeckung immer neuer Bodenschätze und durch die Produktionsfähigkeit des Bodens. Um nun die weiten Gebiete kennen zu lernen, zu erfahren, was sie alles in sich bergen, hat sich die wissenschaftliche Forschung der Kolonien angenommen, und kein Jahr vergeht, ohne daß wißbegierige Männer hinausziehen, um die noch unbekanntem Teile des Landes zu ergründen. In neuester Zeit galt die Forschung hauptsächlich dem deutschen Ostafrika.

Eine der größten Expeditionen, die Afrika durchquert haben, ist die von Adolf Friedrich, Herzog zu Mecklenburg, in den Jahren 1907/08, die hauptsächlich der Erforschung des Nordwestens von Deutsch-Ostafrika und dem Besuch des Rongostaats galt.

Begleitet von einer Reihe wissenschaftlicher Mitarbeiter, wie dem Anthropologen Dr. Czeka-nowski, dem Geologen E. F. Kirschstein, dem Botaniker Dr. Mildbraed, dem Arzt Dr. v. Raben, dem Zoologen Dr. Schuboz und dem Topographen Oberleutnant Weiß, brach Adolf Friedrich am 17. Juni 1907 von Bukoba auf. Die Expedition bestand weiter aus 600 Trägern.

Der Herzog und alle seine Mitarbeiter gaben sich mit unermüdlischem Eifer der Erreichung des gesteckten Zieles hin. In angestrengtester Arbeit und unter vielerlei Entbehrungen haben sie manche bisher noch unentschiedene Frage der afrikanischen Natur- und Lebewelt gelöst und der Wissenschaft neue Gebiete für ihre Forschungen erschlossen. Ein ganz hervorragender Erfolg war es, der das Unternehmen krönte.

Nach der Ansicht Adolf Friedrichs ist Ruanda das Land der Zukunft für den deutschen Ansiedler, „ein Bergland, dicht bewohnt, von hoher landschaftlicher Schönheit, mit unvergleichlich

frischem und gesundem Klima. Ein Gebiet mit fruchtbarem Boden und vielen nie versiegenden Wasserläufen, das dem weißen Ansiedler die glänzendsten Ausichten eröffnet.“

Die Tätigkeit der Expedition ist bereits an ihren Teilnehmern zu erkennen. Sie läßt sich einteilen in zoologische Beobachtungen, botanische Forschungen, topographische Studien, anthropologisch-ethnographische Ausbeute und geologische Darstellungen.

Die zoologischen Beobachtungen erstreckten sich auf alle Gruppen der Fauna und wurde eine ganze Reihe bislang unbekannter Formen unter den niederen Tieren gefunden. Die botanischen Forschungen ergaben unter vielem andern allein 233 neue Arten und vier neue Gattungen von Blütenpflanzen. In topographischer Hinsicht bestehen die Ergebnisse der Expedition in der vollständigen Neuaufnahme des Gebiets zwischen Ragera und dem Rakitumbibach südlich von Wapororo, dem sogenannten „weißen Fleck“. Die Meßtischblätter, einen Flächenraum von 2700 qkm enthaltend, sind im Maßstab 1:100000 angefertigt. Im gleichen Maßstab und annähernd den gleichen Flächenraum umfassend ist das Vulkangebiet aufgenommen worden, das am Nordende des Riwusees beginnend bis fast an den 30° östlicher Länge reicht. Bemerkenswert ist, daß bei diesen Aufnahmen zum ersten Male in Afrika der Phototheodolit in Anwendung gebracht wurde, dessen Eigenschaft, die gewonnenen photographischen Aufnahmen nach allen Richtungen hin leicht ausmessen zu können, ganz besonders den geologischen Forschungen zu großem Vorteil gereichte. So konnten Topograph und Geologe erfolgreich miteinander arbeiten. Eifrigste Studien widmete Rirschstein dem Vulkan- und Seengebiet, deren Resultat die vollständige geologische Erforschung der Wirunga-Vulkane war, womit er den Beweis erbringen konnte, daß der Riwu- und Albert Eduard-See vor Entstehung der Vulkane ein zusammenhängendes Wasserbecken bildeten. Fast unermeßlich reich sind die anthropologisch-ethnographischen Ergebnisse. Sie bestehen in ungefähr 4000 Ethnographien und 1017 Schädeln. An 4500 Menschen wurden Messungen vorgenommen, von 36 Leuten Gipsmasken hergestellt, und ferner 87 Phonogramme und 37 Sprachen aufgenommen. In ganz besonderer Weise wurde die Photographie in den Dienst der Arbeit gestellt, indem über 700 photographische Aufnahmen gemacht wurden.

Was bezüglich der Behandlung der Eingeborenen schon alle früheren Reisenden berichtet haben, betont auch Herzog Adolf Friedrich, indem er sagt, daß nur die Kraft dem Eingebornen imponiere, nicht aber die Milde, die nur seine Geringschätzung errege und seinen Spott herausfordere.

Neben der wissenschaftlichen Tätigkeit übten

die Mitglieder der Expedition auch die Jagd auf Elefanten, Löwen, Leoparden und anderes afrikanisches Großwild aus, wobei der Herzog es erlebte, daß er im Vulkangebiet des Ninagongo, wo eine besondere Art von Bergelefanten vorkommt, die vornehmlich in Höhen von 2200 bis 3400 Metern zu leben scheint, in der Nähe des Äquators auf gefrorenem Erdboden Elefanten jagte.

Einen vollständigen Reisebericht über diese Forschungsbreise hat Herzog Adolf Friedrich in dem Werk: „Ins innerste Afrika“*) gegeben, der, von echt deutschem Wesen zeugend, in schlichten Worten die Erlebnisse der Expedition schildert, alles Gekünstelte, Gezwungene, auf den Effekt Berechnende vermeidend, wodurch das Werk vor teilhaft von manchem andern der neueren Zeit absticht. Wo es sich um wichtige Spezialforschungen handelt, läßt der Herzog seine wissenschaftlichen Begleiter reden, deren Arbeiten und Verdiensten er rückhaltlos Anerkennung zollt, ein Umstand, der nicht wenig dazu beiträgt, die Person des fürstlichen Verfassers dem Leser nahe zu bringen.

Dem Studium der Völkerstämme im Norden Deutschostafrikas hat in hervorragender Art Oberleutnant Weiß obgelegen, der für diesen Teil des Schutzgebietes dasselbe ist, was Weule für die Völker im Süden Deutsch-Ostafrikas geworden, ihr bester Kenner und interessantester Schilderer. Auf Grund praktischer Erfahrungen, die Weiß während vierer Jahre in Afrika gesammelt, hat er sich ein genaues Wissen über das Wesen, das Leben, die Sitten und Gebräuche der Waturi, Wapororo, Waganda, Wagecha, Bakulla, Masai und Wandorobbo angeeignet, das er in seinem Buche „Die Völkerstämme im Norden Deutsch-Ostafrikas“**) niedergelegt hat.

Das Werk macht keinen Anspruch, eine streng wissenschaftliche Arbeit zu sein, sondern der Verfasser gibt Schilderungen von Land und Leuten, wie er diese aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, und ein getreues und interessantes Bild der vorgenannten Stämme in ihrem Tun und Treiben. Dem Texte sind eine Reihe charakteristischer Photographien eingefügt, die wesentlich zum allgemeinen Verständnis beitragen und die Anschauungen des Lesers erweitern.

Während die Expedition des Herzogs Adolf Friedrich alle in Frage kommenden Zweige der Wissenschaft berücksichtigte, während Weiß dem Studium von Menschen und Völkerstämmen oblag, hat Dr. Berger sich dadurch große Verdienste erworben, daß er die wilden Tieren Afrikas

*) Adolf Friedrich, Herzog zu Mecklenburg: „Ins innerste Afrika“. Mit zahlreichen Abbildungen und Karten. Verlag von Klinckschmidt & Biermann, Leipzig 1909. Geheftet 14 Mk., gebunden 15 Mk.

**) Max Weiß, „Die Völkerstämme im Norden von Deutsch-Ostafrika“. Verlag von Carl Marschner, Berlin. Gebunden 14 Mk.

studierte, ihre Lebens- und Daseinsverhältnisse beobachtete und wie Professor C. G. Schillings diese Tiere auf der Platte fixierte, um das Wild, das uns allenfalls aus dem zoologischen Garten bekannt ist, in seinem Leben in der Freiheit im Bilde festzuhalten und neue Naturrunden aus der afrikanischen Tierwelt zusammenzutragen. Berger ist nicht als Schießer und Fleischjäger in Afrika gewesen, wenn er auch eine ansehnliche Strecke zu verzeichnen hat. Er hat vielmehr mit seinen Leistungen der Wissenschaft ganz hervorragende Dienste geleistet.

Von Nairobi ausgehend hat er in verschlungenen Kreuz- und Quersfahrten Britisch-Ostafrika bereist, ist dann Uganda berührend über den Victoria- und Albert-See nach Gondakoro gegangen und hat, dem Laufe des Nil abwärts folgend, die Rückreise nach Deutschland angetreten. Zehn Monate hat er in Afrika gewelt. Während seines Aufenthaltes hat er eine Fülle von Wissenswerten gesammelt und eine schier endlose Reihe von Bildern aufgenommen, die in charakteristischer Weise den Gegenstand wiedergeben.

Diese Bilder sind in einem Werke*) vereinigt, das in frischem, lebendigem Plauderton die Erlebnisse des Verfassers schildert. Professor Schillings hat dem Buche ein Geleitwort auf den Weg gegeben, in dem er sagt, daß jedes der Tierbilder das Herz des Naturfreundes entzücken und sein größtes Interesse erregen müsse. Er spricht auch von kommenden Zeiten, in denen kein Elefant, kein Zebra, kein Nashorn mehr leben wird, und meint, daß diese Zeiten näher seien, als man anzunehmen geneigt wäre. Wir wollen aber hoffen, daß diese Prophezeiung, wie so manche vor ihr, nicht in Erfüllung gehen möge.

Den größten Teil seiner Sammlungen hat Dr. Berger dem Zoologischen Museum überwiesen, darunter manches Exemplar von bislang unbekanntem Säugetieren und Vögeln. Das von ihm erlegte „weiße“ Nashorn, um das sich schon ein ganzer Sagentreis gewoben hatte, wird im königlichen Museum für Naturkunde in Berlin zur Aufstellung gelangen.

Wie den ersten kühnen Forschern trotz aller sie erwartenden Entbehrungen, Strapazen und Gefahren immer neue Nachfolger geworden sind, die durch die Erlebnisse jener zu neuen Taten ange-regt wurden, so werden auch die Erfahrungen der eben erwähnten Reisenden manchen wißbegierigen Mann anlocken, all die Schönheiten Afrikas aus eigener Anschauung kennen zu lernen, die Völker zu studieren, ihre Eigenart zu ergründen, Tiere und Pflanzen zu erforschen und den Boden auf neue Schätze zu durchsuchen. Möchten alle der Wissenschaft nutzbringende Erfolge haben!



*) Dr. A. Berger: „In Afrikas Wildkammern“, Berlin 1910. Verlagsbuchhandlung Paul Parey. 14 M.

Glossen zur letzten Stratford-Feier.

Von Karl Bleibtreu (Zürich).

I.

Siederum hat man in Stratford den sogenannten Shakespeare-Gedenktag mit besonderem Pomp gefeiert. Unter den gewöhnlichen Festartikeln verdiente einer in der „Yorkshire Weekly Post“ einiges Aufmerken, über die angeblichen Shakespearebildnisse. Der gelehrte Verfasser gibt zu, daß sie alle apokryph und einander unähnlich seien, mit Ausnahme der Büste und der Folio-Gravure. Hier bemüht er sich ver-zweifelt, eine gewisse Ähnlichkeit beider auszu-legen, denn sie hätten wenigstens eine ähnliche Bartform (nicht mal hierin die gleiche). Er ver-gibt nur, daß es die übliche jener Zeit war, also von Grundverschiedenen getragen wurde. In Wahrheit gleichen der feiste derbe Bürger der Büste und der hagere düstere Edelmann des Folio sich etwa so wie Falstaff und Hamlet. Nun steht obendrein fest, daß in Dugdebis „Geschichte der Altertümer von Warwickshire“ 1636 eine gän-zlich verschiedene Büste als Original erscheint, wo auch der Schnurrbart anders und hohlwangige Magerkeit auffällig ist. 1648 wurde das Monument renoviert und soll laut Frau Stopes Erörterung erst damals die heutige Falstaffbüste einge-schmuggelt sein, förmlich wie zum Hohn. — Ein englischer Haupt-Baconier rang sich zur Überzeu-gung durch, daß Bacon's Identität mit Shake-speare keineswegs jede Wahrscheinlichkeit für sich habe, obshon die Nicht-Identität des Stratforders Schauspielers mit dem Dichter für jeden Ver-nünftigen erwiesen sei. Dieser Nämliche ver-spottete kürzlich, wie wir schon früher getan, das gradezu unanständige Triumphgeheul, mit dem entweder sogenannte Shakespeare-Gelehrte oder völlig Unwissende in der Presse die sogenannten Shakespeare-Funde des Amerikaners Wallace neuerdings begrüßten. Dem gutgläubigen Publi-kum, dem man ja auch sonst so viel kindlichen Schwindel über angebliche „Beweise“ für des Stratforders Identität aufsticht, wurde allen Ernstes weißgemacht, man habe hier neue authen-tische Proben für des Stratforders allgemein be-kanntes Dichtertum. Nicht nur darf man dies als ungläubliche Sinnfälschung bezeichnen, da wir gar nichts als Dokumente für des Theater-Managers Shadper Geschäftsverhältnisse hier erhielten, sondern das Ergebnis ist grade-zu vernichtend für die übliche Mythe. Denn wenn jener Baconier Greenfell betont, das dort geschaute Milieu passe eben nur für einen Schauspieler oder Theaterdirektor, nicht im ent-ferntesten für den hochgebildeten, in allen Sätteln gerechten Weltmann der Shakespeare'schen Werke, so hat er das Wesentlichste vergessen. Unwider-legbar geht aus dem Wortlaut der Akten im

Montjoy-Prozeß hervor, daß der angeblich so berühmte und in feinsten Kreisen verkehrende „Dichter“ dem Gerichtshof als ein ganz gewöhnlicher Zeuge wie jeder andre galt, als Vertrauter und Bekannter von Perückenmachern und Bäckermeistern. Sein angebliches Udelswappen als „Gentleman“ kam dabei gar nicht in Betracht. Denn obschon absichtliches Latschweigen der unlieblichen Tatsache oder blanke Unwissenheit der Shakespeare-Gelehrten es verschleierte, wußten damals Richter natürlich sehr gut, daß nach Erschleichung dieses Wappens durch Beihilfe irgendeines mächtigen Grandseigneurs, der aus dem Darsteller des Falstaff auch einen Ritter wie Falstaff machen wollte, drei Wappenherolde von ihren Vorgesetzten wegen Fahrlässigkeit, Bestechung und Machination dafür schwer bestraft wurden. Ferner widerlegen aber diese neugefundnen Geschäftspapiere erschöpfend alle Phantasien Sidney Lee's über des Stratforders Einkommen als Theatertheilhaber, erhöhen also die krasse Unwahrscheinlichkeit, daß der plöbliche Wohlstand des Besitzers von New Place schon 1597 irgendwie legal aus seinem eigenen Erwerb zu erklären sei. Und alle diese „Funde“ stammen gar aus des angeblichen Dichters später Lebensperiode, wo sein Ruhm, gesellschaftliches Ansehen und wirtschaftliches Gedeihen im Zenith gestanden haben müßten! Da dürfte dann wohl Ingleby, der Sammler jener „350 Nennungen Shakespeares“, auf welche Unwissende vom Hörensagen her so viel Wert legen, Recht behalten: daß diese Nennungen (des Dichters Shakespeare — Speare wohl gemerkt, was für Identität mit dem Stratford gar nichts beweist) an sich wenig bedeuten, daß „Shakespeare seinen Zeitgenossen so gut wie unbekannt war“. Nun aber betrachte man staunend, was dieser Yankee-Forscher, der seine völlig belanglosen Funde mit dem Bluff eines Cook und Peary austrompetet, sich erlauben durfte, ohne dem allgemeinen Gelächter zu verfallen. Weil der Stratford bei einem französischen Friseur Montjoy wohnte, darum steht fest, daß er dort sein Französisch lernte und den Herold in „Heinrich V“ Montjoye taufte, ein in den Chroniken von Froissart und Commines vorkommender, sehr verbreiteter französischer Name! Weil in der Friseurfamilie eine triviale Liebesgeschichte spielte, darum entstand dort „Romeo und Julia“, insbesondere die Balkonszene! Man glaubt zu träumen. Doch wundert uns nichts mehr seit der Southhampton-Mythe von den an Shakespeare geschenkten 1000 Pfund, deren Ursprung die sogenannten Gelehrten entweder (im Originaltext Rowe's) nicht mal kennen oder mit gradezu dreister Unverfrorenheit ein vom Mittheiler selbst angezweifeltes Märchen des Gewohnheitslügeners Davenant zur Tatsache umfälschen. Und Leute, die sich in solchen kindischen Phantasien ergehen, wagen es, hochfahrende Töne gegen die Baconier,

die wenigstens an Unredlichkeit oder Phantasterei nichts Schlimmeres leisten, oder gar gegen unsre unerschütterliche Rutland-Theorie anzuschlagen!

Doch wir verfolgen dies unerquickliche Thema nicht weiter, sondern möchten nur verständigen Lesern den Genuß nicht vorenthalten, den uns der Vergleich der besten Schlegel-Ausgabe, „im Auftrag der Deutschen Shakespearegesellschaft, mit Einleitungen versehen von W. Dechelhäuser“, 1891 Präsident jener hohen Körperschaft, 23. Auflage, mit der verbreitetsten englischen Ausgabe „The Brook House Shakespeare“, eingeleitet von Costle, bereitet hat. Hier nämlich haben wir in der Außschale die ergötzliche Chronologie der Dramen, wie die tiefgründigsten Studien binnen 100 Jahren sie „feststellten“. Englische Ausgabe: Heinrich VI. 1. 2. Teil zuerst in Folio (1623) gedruckt, 3. Teil schon 1595 gedruckt. Deutsche: „Wahrscheinlich schon“ 1589 entstanden, 3. Teil 1592. Diese Phantasie stützt sich auf nichts, als auf ein parodistisches Zitat in Greenes Pamphlet, worin offenbar der Stratford als „ungebildeter Clown, der sich mit fremden Federn schmückt“, gebrandmarkt wird, doch ohne Namensnennung, grade so wie die stets (absichtlich?) falsch zitierte Ehrenerklärung des Verlegers Chettle. Das würde obendrein nur andeuten, obschon Beweis fehlt, daß n u r der 1. Teil 1592 bekannt war. Die obige englische Lesart dürfte freilich auch nicht stimmen, da 1600 ein Sammelband der Königsdramen erschienen sein soll. Englische Ausgabe: „Komödie der Irrungen“ gleichfalls erst spät gedruckt, „Veroneser“ zugleich mit „Sommernachtstraum“ 1600 entstanden. Deutsche: beide „1590, höchstens 1591“ geschaffen, „Andronikus“ sogar schon 1587. Beweis? Gibt's nicht. Die älteste Ausgabe des „Andronikus“, kürzlich entdeckt, stammt von 1594. Desgleichen müßten wir das „feststehende“ Datum 1591 für „Verlorene Liebesmüh“ verspotten, wie denn die englische Ausgabe zugibt, es müsse etwa 1597 entstanden sein, weil 1598 gedruckt. Die „Widerpenstige“ erblickte „etwa um 1594“ das Licht der Welt, das weiß Dechelhäuser natürlich genau; Costle hingegen erklärt die angebliche erste Version für „zweifelhaft“, jedenfalls sei sie erst im Folio gedruckt. Möglich, dann würde auch die Annahme wegfallen, daß für unsre Rutlandtheorie bedeutungsvolle Vorpiel — der sich durch Laune eines Lords selbst zum Lord träumende Vagabund Shy trägt den Namen eines Theaterkollegen des Stratforders — habe schon so früh symbolisch die lebenslange Humbugkomödie angekündigt, welche der vornehme wirkliche Dichter der Welt vorspielte. Tatsächlich fehlt, vom zweifelhaften „Andronikus“ und „Heinrich VI“ allenfalls abgesehen, deren unreifen Schwulst jeder frühreife Knabe sich leisten konnte, ebenso wie die stilistische Marlowe-Nachahmung der „Widerpenstigen“ (vergl. Doyces Marlowe), jeder Anhalt für irgendwelche Shakespeareproduktion vor

Ende 1595. Hier nämlich entstanden die „Veroneser“ laut unsrer Theorie, weil dort deutlichst das Verhältnis der Busenfreunde Rutland-Southampton behandelt, während „Liebesmüh“ aus inneren Gründen (Biron — Dumanoir — Henri IV) gar nicht vor 1596 konzipiert und nur von einem in französische Hofintriguen Eingeweihten (1596 Rutland in Paris) verfaßt sein kann. Sowohl Stratford als Baconier haben aber gute Gründe, an der Fiktion einer früheren Dichterperiode 1587—94 krampfhaft festzuhalten, sintemal der Stratford und Bacon sonst vom 20. bis 35. Lebensjahr, also dem Alter besondrer poetischer Zeugungskraft, gar nichts und übrigens selbst innerhalb jener Fiktion nur Dinge geschaffen haben würden, die ein Genie von solcher Größe sicher nur im Stadium knabenhafter Unreife (Rutland) verbrochen hätte. Das plötzliche Reifen, die erstaunliche Weltkenntnis seit 1596 in den sich nun auf einmal drängenden Genietaten bliebe bei Jenen ebenso unerklärlich, wie es durch Jung-Rutlands Reisen und Studien sich leicht erklärt. Deshalb lächeln wir auch beistimmend zu Dechelhäusers Angabe, „Romeo“ sei „gegen 1596 verfaßt“, gedruckt 1597, wie die Brookhouse-Ausgabe als Entstehungsjahr setzt. Denn der lächerliche Unfug, der neuerdings herumspukt, dies Meisterwerk sei gleichzeitig oder gar vor jenen andern unbedeutenden Sachen schon 1591 geschrieben, zeigt wieder das unausrottbare Übel, daß Philologen sich „Literarhistorie“ anmaßen, wozu nur wirkliche Schriftsteller befähigt sind. Ein richtiger ästhetischer Sprachvergleich lehrt deutlich, daß „Romeo“ tatsächlich mit dem andern frühen Meisterwerk „Richard III.“ zusammen entstand, das 1597 gedruckt und kurz vorher geschaffen, wie unsre englische Ausgabe ganz richtig anführt. Dechelhäuser, d. h. die Deutsche Gesellschaft zur Verwirrung des Shakespearestudiums, setzt unerhörterweise diese Krone aller Königsdramen auf — 1593 an! Das übersteigt einfach alle Begriffe. Denn selbst das ältere Stück, das angeblich Sh. benutzt haben könnte, ähnlich wie den älteren „König Johann“ eines Unbekannten, wird erst 1594 erwähnt. Nun gibt für dies Jahr Dechelhäuser „Richard II.“ an, der jedoch gleichfalls erst 1596/97 im Druck erschien, für 1596 „Heinrich IV. 1. Teil“, 1597 „2. Teil“, die jedoch laut Foote erst 1598 und 1600 erschienen. Ob schon merkwürdigerweise der viel schwächere „Heinrich V.“ wirklich erst 1599 (aus gewissen Anspielungsgründen) entstand und 1600 gedruckt wurde, so gehört doch ein Ammenglaube dazu, „Richard III.“ vor „Richard II.“ zu datieren. Denn die stilistische Reife der Sprachbehandlung, das sicherste Zeichen zunehmender Entwicklung, erreicht grade in „Richard III.“ solche Höhe, daß es ungeheuerlich wäre, dies Werk unmittelbar an den so vielfach stümperhaften „Heinrich VI.“ anschließen zu wollen. Von besonderem populären

Erfolg „Richard III.“, der laut Dechelhäusers Phantasie den Dichter zum weiteren Ausbau des Zyklus veranlaßte, weiß man nichts; dagegen sagte die Königin, indem sie ihre Wut über das hochverräterische Stück „Die Enthronung Richards II.“ dem Archivar Lambarde ausdrückte, es sei „40 Mal in Häusern oder auf Straßen gespielt worden.“ Doch die uns heut vorliegende verbesserte Form erschien überhaupt erst 1608, und Dowdens Einfall, die Chronologie der Dramen nach dem Metrum bestimmen zu wollen, ist entweder haltlos oder würde „Richard III.“ auf viel spätere Zeit verlegen. Sh. habe nämlich in späterer Periode häufig den gewöhnlichen Jambenfluß durch kurze Halbzeilen unterbrochen zu realistischer Belebung des Tons. Gerade dies trifft aber schon in „Richard III.“ zu, und es scheint nicht ausgeglossen, daß die uns überkommene Form in Folio wirklich aus viel späterer Zeit stammt als alle übrigen Königsdramen. Ist die Falstafffigur erst 1597—1600 entstanden, so wäre dies der passendste Zeitpunkt für unsre Rutlandtheorie, wo der von Italien Heimgekehrte sich den Strohmann Shacksper verschaffte und in genialem Mutwillen sich und ihn als Prinz Heinz und den dicken Pseudo-Ritter verewigte. (Die Erschwindelung des Adelswappens fällt just in diese Zeit). Nach Obigem halten wir sogar für möglich, daß „Heinrich IV.“ (vom zweifelhaften „Heinrich VI.“ abgesehen, der wohl nur eine Überarbeitung war) den Anfang der Königsdramen bildete, gefolgt von „Heinrich V.“ und erst dann „Richard II.“, denn letzterer wurde ja Anfang 1601 vor der Essex-Revolte aufgeführt, als wäre es ein frisches Stück, zu diesem politischen Zweck geschrieben. Der uns heut überlieferte „Richard III.“ in jekiger Meisterschaft stammt vielleicht erst aus des Dichters höchster Reifezeit. Dagegen ist unbegreiflich fahrlässig, daß Dechelhäuser „Heinrich VIII.“ erst auf 1613 ansetzt, denn schon Sied erörterte, daß er bereits 1600 aufgeführt wurde, dagegen die 1613 am Hof gespielte Form eine Umarbeitung fremder Hand vorstellt, weshalb der Prolog sich nicht scheut, gegen die früheren Königsdramen zu polemisieren, ganz wie Ben Jonson dies in einem andern Prologe tat.



Midziwicz und Goethe.

Von Adalbert Luntowski (Fürstenwalde).

Am 18. August 1829 kamen zwei junge Polen nach Weimar und stiegen im Gasthaus zum Elefanten ab. Ihr teuerster Besitz war ein Empfehlungsschreiben von der Petersburger Hospianistin Frau Maria Szymanowska an Frau Ottilie von Goethe geb. Pogwisch und an Seine Exzellenz

den Herrn Baron von Goethe. Gleich am nächsten Tag machen sie Frau Ottilie ihre Aufwartung. Die allzeit freundliche Schwiegertochter Goethes (trotzdem; es ist das Jahr der bittersten Zerwürfnisse mit ihrem Gatten) empfängt sie in liebenswürdigster Weise und schickt sofort zum Gartenhaus im Jmpark einen Diener, der denn auch den beiden Reisenden die begeistert erhoffte Einladung bringt, morgen, am 20. August, zu Goethe zu kommen. Der Name Szymanowska war das Zauberbild gewesen, das ihnen eine so schnelle Erledigung ihrer Bitte verschafft hatte. Denn der Mann, der schon von Jugend auf ein unendliches Bedürfnis fühlte, einsam zu sein, weiß sich fein auch vor dem vornehmsten Besuch in seiner „Burg“ zu schützen. Selbst der Herzog hat vor dem gesperrten Jmgatter kehrt machen müssen. „Man kann nicht anders zu ihm bringen als mit einem Zug Artillerie oder wenigstens mit ein paar Zimmerleuten, die einem die Zugänge mit Artzen öffnen.“ Diese Klage Wielands aus längst vergangenen Zeiten hätte im Jahr nach Karl Augusts Tod noch viel mehr Berechtigung finden können. Und die beiden Polen — so bedeutend auch der eine war; auf seinem von der russischen Polizei beglaubigten Reisepaß steht: „Adam Mickiewicz, berühmter polnischer Dichter“ — hätten wohl Weimar wieder verlassen müssen, ohne Goethe gesprochen zu haben. Aber, wie gesagt, Madame Szymanowska.

Am 20. August schickt Frau Ottilie Mickiewicz und seinem Freund Odhyniec, da es regnete, ihren Wagen und läßt sie zu Goethe fahren. Dort müssen sie „unter fürchterlichem Herzklopfen“ eine Viertelstunde warten. Dann tritt Goethe ein, grüßt ungezwungen, reicht den Besuchern die Hand und entschuldigt sich: „Pardon, Messieurs, que je vous ai fait attendre. Il m'est très agréable de voir des amis de Mme. Szymanowska, qui m'honore également de son amitié.“ Und dann der Ausruf seiner entzückten Erinnerung: „Elle est charmante comme elle est belle, et gracieuse comme elle est charmante.“ Er bedaure, daß er keine der slavischen Sprachen könne. „Mais l'homme a tant à faire dans cette vie“, fügt er müde hinzu. Er kenne Mickiewicz nur aus Journalberichten und habe in der Uebersetzung Bruchstücke seines Conrad Wallenrod gelesen. Darauf berichtet Mickiewicz ihm im Grundriß über die Entwicklung der polnischen Literatur. Beim Hinausbegleiten kündigt Goethe seinen Gästen an, er werde das Vergnügen haben, heute bei seiner Schwiegertochter mit ihnen zu speisen; und zu einem verheißungsvollen Lächeln: „Wir werden da einige hübsche Damen und Fräulein haben. Ich hoffe, daß Ihnen das Vergnügen machen wird.“

Das Diner bei Frau Ottilie war zu sechzehn Gedecken. Goethe zeigt die heiterste Stimmung. Spricht hier und da ein Scherzwort. Merkt, daß Odhyniec bald sehr von der schönen Frau Vogel

enthusiasmirt ist und richtet auf Deutsch die wohlwollende Frage an ihn: „Nun, wie gefallen denn Ihnen unsre Damen?“ Und der junge Pole, welcher der deutschen Sprache nicht ganz mächtig ist, erwidert lächelnd: „Paradiesischer Vogel, Exzellenz.“ (Wollte sagen: „Paradiesvogel.) Einer der Gäste behauptet, daß in der Wissenschaft die Theorie immer der Praxis vorausgehen müsse. Goethe empfiehlt, auch bei der Betrachtung dieser Frage die Harmonie nicht außer acht zu lassen; Theorie und Praxis sollten stets als gleichwertig neben einander gehen; denn es sei den Menschen nicht gegeben, Seelen ohne Körper zu schaffen.

Die beiden Polen wissen sich schnell recht beliebt zu machen. Sie werden von der besten Gesellschaft zu Gast geladen und sind am Abend meistens bei Goethe, der sie gebeten hat, doch noch bis zu seinem Geburtstag in der Stadt zu bleiben. Odhyniec's Briefe aus Weimar (an Freunde in Polen geschrieben, erst 1875 veröffentlicht, bei uns in Deutschland wohl kaum bekannt) geben uns durch mannigfache Einzelheiten wertvolle Züge zum Bild des achtzigjährigen Goethe.

Bei einem Empfangsabend zu Ehren eines Baumeisters (M. Condray) kommt man auf „historische Monumente“ zu sprechen. Goethe versichert, wäre der Turm von Babel jemals vollendet worden, würden die Geseze der Kunst es verlangt haben, daß er in eine Spitze endige. Weil die Materialien den Künstlern bei der Ausföhrung ihrer Gedanken gewisse Hindernisse und Beschränkungen auflegen; z. B. sei aus der Härte des Granits zu erklären, daß die ägyptischen Statuen immer die Urme eng an den Körper geschniegt aufweisen.

Ein andermal behauptet Goethe, daß alle großen Ereignisse, die großen Entdeckungen und Erfindungen und die großen Männer immer am Ende eines Jahrhunderts aufstauen, wobei er bemerkte, daß im Jahr seiner Geburt der Blitzableiter „entdeckt“ worden sei.

Mit besonderer Genugthuung verzeichnet der unglückliche, seines Vaterlandes beraubte Pole, wie Goethe im Gespräch mit Mickiewicz diesem auseinandersetzt, daß die natürlichen Unterschiede im Denken und Föhlen zwischen Volk und Volk, ausgebeutet durch den Eigennuß und Hochmut „perverser Intelligenzen“, sich mit der Zeit im Kopf der unwissenden Massen zu unübersteigbaren Hindernissen auswachsen, welche die Menschheit trennen, wie die Grenzen oder die Meere die Länder trennen. Die Pflicht jedes ehrlichen Individuums müsse es sein, die Beziehungen zwischen den Völkern zu glätten und zu harmonisieren, ebenso wie man die Schiffahrt erleichtert oder Wege quer durchs Gebirge bohrt. Auch der Freihandel der Gedanken und Geföhle vermehre die Wohlfahrt und das Wohlsein der Menschheit. Daß solche Meinung noch nicht obsiege, liege einzig daran, daß die Gesellschaft im Hinblick auf die

internationalen Angelegenheiten noch nicht jene Festigkeit in den Prinzipien und moralischen Gesetzen habe, die im privaten Verhältnis die unendlichsten Ubergangen der Individuen parallel macht und schließlich in Harmonie zusammenführt.

Am 28. August empfängt Goethe die Glückwünsche zahlreicher Bewunderer „accourus de toutes parts“. Aber an diesem Geburtstag dinierte Goethe einzig in Gesellschaft von Damen. Die ganze männliche Gesellschaft festierte im Gasthaus zum Elefanten.“

Am 29. August bittet Goethe die beiden Polen zu einer Vorstellung des „Faust“.

Am 30. August schickt er zu Mickiewicz einen jungen Maler mit einem eigenhändigen Schreiben, daß Ladislaus Mickiewicz in der Biographie seines Vaters (Paris, bei Albert Savine 1888) folgendermaßen wiedergibt:

Weimar, le 30 août 1829.

M. Mickiewicz est instamment prié d'accorder à M. Schmeller, porteur de ce billet, quelques instants pour exécuter le portrait d'un visiteur aussi intéressant et convenir de l'heure qu'il voudra bien lui fixer. Avec beaucoup d'estime.
Goethe.

Damals war auch der bekannte Bildhauer David d'Angers in Weimar, um die Büste Goethes auszuführen. Eines Tages, als Odhnic bei „paradiesischer Vogel“ zum Frühstück gewesen ist und sich dort solange aufhielt, daß er die Zeit zur Mittagsmahlzeit im Hotel versäumte, trifft er bei seiner Rückkehr Mickiewicz am abgedeckten Tisch mit zwei französischen Herren. Der eine spricht von einer neuen französischen Ausgabe der Werke eines großen polnischen Dichters, dessen Namen er aber vergessen habe. Mickiewicz verständigt Odhnic durch einen schnellen Blick und meint, es handle sich gewiß um die Werke Krasinski's. Der Franzose verneint heftig und wirft ihm Unkenntnis in seiner eigenen Literatur vor. Mickiewicz erhebt sich und geht auf sein Zimmer. Die Herren — der eine ist David d'Angers — wenden sich jetzt an Odhnic, der ruhig antwortet: „Sie wollen gewiß von Adam Mickiewicz reden.“ — „Aber ja, gewiß! von ihm wollte ich gerade sprechen.“ — „Und gerade er ist es, der eben hinausging.“ — Der Franzose, ganz verblüfft (tout ébaubi): „Ah, mon Dieu, c'est drôle! mais cest ça. J'ai son portrait, il y est en manteau.“ In einer eigenartigen Sitzung — Mickiewicz spricht mit hinreißendem Schwung in schnell improvisierter französischer Prosaübersetzung sein kühnes Jugendgedicht „Der Paris“ — modelliert d'Angers dann des Dichters Porträt als Medaillon. Und da er noch nicht weiß, ob Goethe ihm sitzen wird, sagt er zu seinem Begleiter: „Und schließlich, was macht's. Die Ehre ist gerettet, und ich kann stolz nach Paris zurückkehren, wo die Büste in Marmor

dieses großen Mannes meine Exkursion auch rechtfertigen wird.“

Ganz besondere Beachtung verdient die erwähnte Briefsammlung Odhnic's in den Stellen, die den Kontrast zwischen dem größten Dichter Deutschlands und Polens aufreißen. Odhnic (selbst ein begabter Dichter und Übersetzer bürgerlicher Balladen und der Jungfrau von Orleans) sieht natürlich den deutschen Dichter nur durch die Flammenlohe seines eruptiven fanatisch-religiösen slavischen Herzens, und wir haben das anziehende Schauspiel, da Odhnic in seinen Briefen zumeist nur die empfänglich vibrierende Membran für den kühnen Geist seines Freundes sein will, wie die Wesenseigentümlichkeit zweier Völker klare Gestalt annimmt in zwei ihrer größten Genien.

Mickiewicz war eine tragische Prophetenseele, übergewaltig reich an Begeisterung und Energie, übergewaltig reich an Glanz und Pathos. Durch und durch männliche Blut, die zum Kampf treibt. Jedes Wort in Feuer getaucht. Edgar Ruinet wird später im Collège de France davon Zeugnis ablegen: „la sainte parole de notre cher, notre héroïque Mickiewicz.“ Und Michelet wird ihm schreiben: „Jamais je ne vous ai vu, que je ne me sentisse, au retour, plein de Dieu, d'imortalité.“ Auch der „in Mystizismus verfallene Geist Mickiewicz“, der Literaturhistoriker, weiß klar und mit tiefem Schmerz in der Seele, was er will. Er fühlt sich Christ vom Geist Christi. Darum will er sein Volk sittlich befreien. Das Elend soll die Menschen läutern. Ihr Christentum soll sich in hohes, starkes Leben manifestieren. Wie er in seiner „Ode an die Jugend“ singt:

Laßt Arm in Arm uns mit fester Kette
Das Erdenrund umfassen halten
Und glutentfacht unser Denken
Auf einen Herd des Geistes lenken.
Damit durch uns der Klumpen Erde
In neue Bahn geleitet werde,
Das sie Verderbtes von sich streife
Und grünend neue Früchte reife.

Wir verstehen sehr wohl den Ausspruch Odhnic's, in den Gesprächen mit Goethe seien Adams Worte ihm wie fließendes Erz, aber die Worte Goethes wie blanke, kalte Taler gewesen. Wir verstehen auch, daß die beiden Polen die naturwissenschaftliche Denk- und Empfindungsweise des weisen und reifen Goethe fast wie mit Grauen anstarren. Sie wurzeln in der Welt des Wunderbaren, sind gute Katholiken und ganz Begeisterung, Andacht und Glauben. „Gefühl und Glauben sprechen mächtiger zu mir als das Auge und das Fernrohr eines Weisen“, steht bei Mickiewicz im Gedicht „Die Romantik“ zu lesen. Aber so rein heidnisch und unerhört klar tönt jeder Ausspruch Goethes: „Die Natur hat den Reiz und die Anmut des Unendlichen. — Man muß konsequent in seinem Forschen sein, und die Natur täuscht niemand. — Die Schätze der Natur sind verzaubert; kein Spaten, ein Wort legt sie dem Auge bloß.

— Oft habe ich mit der Natur im Streit gelegen, aber ich habe sie am Ende immer um Verzeihung gebeten.“ Im Hinblick auf diese Äußerungen Goethes schreibt Odhnic dann weiter an einen Freund nach Polen: „Wenn du dich jetzt wunderst, daß hier immer nur von der Natur die Rede ist, was wirst du erst dazu sagen, daß es mindestens zweihundertmal geschah, und daß das Wort Gott nicht ein einziges Mal genannt wurde. Als wäre die Natur ein und alles, alpha und omega, ihr eigener Schöpfer und ihre eigene Gottheit. Das ist also der Pantheismus, den ich bisher gottlob nur vom Hörensagen kannte, und den ich nur von Leuten verkündet glaubte, die gegen ihre eigene bessere Überzeugung sprachen und nicht verstanden, was sie selbst sagten. Aber heute war es anders. Alles, was Goethe sagte, und selbst das, was er nicht offen heraus sagte, war klar. Und diese Klarheit, dieses Winterlicht durchfror mich mit einer solchen Kälte, daß selbst die Strahlenblicke meiner schönen Tischdame (Frau Vogel) mein Herz nur trafen wie Sonnenstrahlen einen Schnee, der nicht schmelzen kann. Ich sah neugierig zu Adam hinüber, um seine Gedanken zu erraten. Doch er saß finster und stumm.“ In einer andern Stelle schildert Odhnic seine Empfindungen bei der Vorstellung des „Faust“. Ein Entsetzen packt ihn über das gottlose Glaubensbekenntnis Faustens, daß Gott nur eine Empfindung ist, die der Mensch aus der Natur schöpfe, daß jeder Name Schall und Rauch sei. Ist dieser „Faust“ nur eine Verhöhnung der deutschen Schulweisheit? Oder gar aller ewigen Moralgesetze und Wahrheiten? Eine Verhöhnung aller Religionsbestrebungen der Menschheit. Er fragt Mickiewicz um Rat. Der begnügt sich aber zu seinem Leidwesen damit, Goethe nur zu entschuldigen: Man müsse doch immer anerkennen, daß Goethe nie angriffsweise gegen die Religion zu Werke gehe wie die Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, sondern „den religiösen Grundwahrheiten nur gleichgültig“ gegenüberstehe. „Also nicht 18, sondern 20 weniger 21“ ruft Odhnic aus. Und freut sich, daß Adam doch glaubt, daß jemand gewesen sei, der die Gewichte in die Weltuhr hing.

George Sand hat einen feinen Essai geschrieben „über das phantastische Drama, Goethe, Byron, Mickiewicz“, in dem sie den Spuren des Dämonischen in diesen drei Vollmenschen nachgeht. Sie fühlten alle drei, weil so von hochstürmendem Geist erfüllt, Schmerzlichter für ein ganzes Volk den Abstand zwischen dem Wollen des Geistes und der Ohnmacht der Kraft. Ob Faust, Manfred oder Konrad:

Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen,
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen.

Goethe, der weite, vielumschließende Geist, sah mündlich tiefer als der Mittelmaßmensch Odhnic,

der im Gefühl des „Wir sind anders“ immer gleich trennen muß. Das Genie aber will verbinden. Und der deutsche Dichter erkannte mit weisem Gewährenlassen, im Rückblick auf seine eigene Prometheusjugend: dieser polnische Genius ringt auch zum Höchsten. Als später David d'Angers mit Mickiewicz in Heidelberg zusammen traf, überbrachte er dem Dichter das Urteil Goethes über ihn: „Man sah, daß das ein Mann von Genie ist.“



Zwei Gedichte.

Von Ernst Schur (Groß-Lichterfelde).

Am Gartenhäuschen.

Sinnend sitz ich an dem kleinen Tisch
unter hohen Bäumen, breiten Zweigen,
die mich dicht beschatten.

Höre, drinnen in den alten Zimmern,
auf den toten, längst vergessenen Fluren
schlagen plötzlich dumpf die alten Uhren,
seltsam mahnend mit dem eigenen Klang,
der aufschreckt, um tiefer noch zum Traum zu führen.

Sieh, die schweren Bäume rauschen,
sieh, das Wasser fließt so sacht.
Schön ist die Vergangenheit
jung wie Frühlingstag erwacht.
Und das helle Blau dort droben
leuchtet, wie es einst geleuchtet.
Grüne Fülle quillt von oben
und die Äste die sich leicht bewegen,
glitzern nach dem ersten Regen.
Frühlingsfäden sind ins nasse Gras verwoben.
Weiße Wölkchen schwimmen in der Luft.
Süßer, voller Erdenluft!

Erlösung.

Warum fragst du immer wieder,
wo das Ziel zu finden sei.
Welle trägt dich auf und nieder,
lange Wahl steht dir nicht frei.

Darfst dich nicht zu sehr besinnen.
Oh du dich entschlossen hast,
trägt der Strom dich schon von hinnen,
läßt dir keine Rast.

Wir entnehmen beide Gedichte dem Bändchen „Siefurter Frühling“ von Ernst Schur. (Verlag H. R. Meyer, Wilmersdorf.)

In dem Wirbel aller Tage
suchst du ängstlich Halt.
Auf den Lippen stirbt die Frage,
wild ergreift dich die Gewalt.

Nur das Eine mag dir bleiben:
Sießtes Glück sei das allein,
selig in dem Strom zu treiben
und im All ein Seil zu sein.



Psyche.

(Wilhelm Schmidtbonn zu eigen.)

Von Paul Friedrich (Berlin).

II.

Sun lesen Sie in Gottes Namen los!“
Er war sehr verschüchtert, wie er vor
all den vielen Augen stand, deren müde
Trauer mit einem Male verlöschte und
sich in prüfende, gespannte Neugier ver-
wandelte.

Stotternd begann er seine unorthographischen
Einfälle und Gedichte abzulesen. Aber als ihn
schon nach kurzer Zeit tobender Beifall umbrauste,
wurde er mutiger. Er warf die Befangenheit von
sich wie ein altes Hemd und mit sich rötendem Ge-
sicht sprach er von Allem, was ihn bewegte. Von
den Lerchen und Tannen seiner Heimat, von
Sommer Sonne und Winterweh, von Abschied und
Einsamkeit, von schlechten Herbergen und keifenden
Marktweibern. Und über Allem glitzerte die
Sonne einer unkultivierten Naivität.

Immer stiller wurde es um ihn, immer
manierlicher setzten sich die Zuhörer . . . Etwas
wie Respekt kam in die blasierte Menge. Als er
fertig war und sich bescheiden in seine Ecke setzen
wollte, sprangen viele auf, stürzten auf ihn zu
und drückten ihm die harten Hände.

Der eine von den Schwarzen aber ging
lächelnd mit dem Riesenschlapphut, dessen Krempe
wie Gänsefett glänzte, durch die Versammlung
und rief: „Fünf Groschen für das Gaudium!“
und alle Hände fuhren in Westen-, Hosens- und
sonstige Taschen und beeilten sich, ihren Obolus
zu spenden. Dem Alten schwindelte vor Glück.
Mit einem Hut voll kleiner Silberstücke kam der
Schwarze auf ihn zu und überreichte ihm mit
Verbeugung das Honorar.

„Lohns Ihnen Gott, meine Herren und
Damen!“ stotterte er und machte einen linkschen
Diener. Lachend und johlend brauste noch einmal
der Beifall wie eine Sturzwelle auf — als der
Alte in die Raschemme kam, wußte er sich nicht
zu lassen. Alles, was da war, sollte sein Glück
hören. Zuhälter und „schwere Jungen“ lagerten

sich um ihn, und eine Gassendirne drückte ihm
einen nach Kollmops riechenden Musenkfuß auf
die Stirn, während sie ihm eine Handvoll Fünf-
ziger stahl.

Als er am andern Tag das Geld zählte und
schon beim fünften Fünziger Halt machen mußte,
weil keine mehr da waren, saß er lange ganz ruhig
und schüttelte seinen grauen Kopf. „Nächstes Mal
bist Du klüger, old Gustab“, sagte er zu sich selbst
und strich sich den langen Bart.

Am nächsten Abend machte sein Vortrag nicht
halb den Eindruck mehr wie das erste Mal und
der „Verdienst“ war mager. Als er fertig war,
rief eine Stimme: „Blödsinn!“ und der Beifall
stocste. Betrübt schickte er sich an, fortzugehen,
als ein feiner Herr an ihn herantrat und ihn bat,
am übernächsten Abend zu ihm zu kommen, so
wie er sei. Er werde ihn mit dem Wagen abholen
lassen. Dankbar nannte er ihm seine „Adresse“.

Das war doch noch ein Trost. Und als er
in der Schlafstelle lag und aus Vorsicht noch
einmal in die Tasche griff, damit ihm die letzten
Fünziger nicht gestohlen wurden, zog er ein blaues
Papier heraus, das er zuvor nicht gesehen hatte.
Mit zitternden Händen öffnete er's, aber so, daß
ihn die aus den Betten nicht sehen konnten, und
laß bei dem tranigen Licht: Hundert Mark. Vor
Schrecken wäre er umgefallen, wenn er nicht schon
gelegen hätte. Hastig kniff er's zusammen und
schob es in seine Hose. Dann legte er sich nieder
und starrte die ganze Nacht mit offenen Augen
nach dem unglaublichen Schatz.

Am übernächsten Abend stand er vor der
Herberge und sah zu, wie ein Schuhmann einen
Betrunkenen zur Wache schleppte. Indem er noch
so stand, hielt plötzlich ein schöner Wagen mit
zwei feurigen Rappen bespannt vor ihm. Der
Diener, der vom Bod heruntersprang, griff an
den Lakaienhut und frug, ob er's sei. „Gewiß bin
ich ich!“ brummte er. Da fiel ihm ein, was das
bedeuten sollte, und verlegen betrachtete er sich
zum ersten Male.

„Det macht nisch“, sagte der Lakai und hieß
ihn einsteigen. Wie der Wind fuhr er davon. „So
sieht dat Leben von hier aus“, dachte er und konnte
gar nicht genug nach allen Seiten durch die
Fenster spähen. Ab und zu prallte ein Offizier
oder eine Dame entsezt zurück, als sie das struppige
Bettlergesicht durch die Scheiben grinsen sahen.
„Ja, dat seht ihr auch nicht alle Dage“.

Die Villa lag im schönsten Teil der Stadt,
nah an dem großen Park. Als er ausstieg, war
es rings ganz leer. Nur oben die eine ganze
Etage war erleuchtet. „Ach, dat is fein“, sagte
er zu dem Diener. Der nahm ihn ohne langes
Zögern am Arm, nickte lachend dem grinsenden
Portier zu und brachte ihn hinauf.

Als der Alte die vielen Havelocks und
Damenmäntel sah, überkam ihn eine furchtbare
Bekommenheit. Er wollte gar zu gern fort. Aber

ehe er sich verfuhr, ging eine Tür auf und aus einem Lichtmeer trat die Gestalt des Hausherrn, der ihm freundlich die Hand reichte und ihn vor sich eintreten ließ.

„Ah — ah — da ist er!“ scholl es wie im Chore, und Zwicker und Lorgnonz flogen auf die Nasen. Richernd und lachend sah ihn die bunte Gesellschaft an. Er war ganz bleich geworden, und Tränen traten ihm in die Augen, als beize sie der ungewohnte Glanz. „Hier bring ich den Ersehnten“, rief der Hausherr. Dann ging er nach dem Büfett, holte ein schön geschliffenes Spitzglas, füllte es mit Musseux und brachte es dem Alten. „Ein Hoch dem Dichter!“ „Hoch, hoch!“ schriean alle, und die jungen Damen kreischten vor Lachen. Dann erhob man sich und stieß mit ihm an. Mechanisch hielt er das zitternde Glas vor sich und starrte mit großen, verschüchterten Rinderaugen auf all die weißen Hemdsbrüste der Herren, die hohen Frisuren, die dicken Busen der tief dekollierten Damen. Die meisten blieben frech vor ihm stehen und glockten ihn mokant überlegen, mit innerem Ekel, mit lüsterner Neugierde, mit eisigem Spotte an, wie ein fremdes, wildes Tier.

Er fühlte, wie man ihn hinten an seinem schäbigen Rocke zupfte, wie man die Flecken an seinem Kragen, die Löcher in seiner Hose suchte und fand.

Der Hausherr brachte mit Mühe die Nächststehenden dazu, einige Schritte von dem Alten wegzutreten. Dann forderte er ihn auf, etwas recht Schönes . . . Seelenvolles, zum Besten zu geben. Da regte sich in dem dumpfen Hirn ein tiefer Erwachen . . .

Mit einem kalten, brütenden Blick starrte der Alte die dreiften, ausgelebten, versetteten, stupiden Gesichter an . . . dann griff er in die Tasche, holte den blauen Schein heraus und warf ihn auf die Erde.

„Sie halten mich ja doch nur zum Narren!“ sagte er dumpf, drehte sich um und ging.

Erschrocken über die Wendung wichen ihm alle zur Seite und machten ihm Platz. So kam er ungehindert hinaus. Da brach eine schrille, unbändige Lachlose los, die ihm wie ein eisiger Wind nachfuhr. Er aber nahm seinen alten Hut und verließ stolz und einsam das schöne Haus.

Dumpfer Schmerz wühlte in seinem Innern. Es ekelte ihn, in die alte Herberge zurückzukehren . . . Er schritt ziellos durch die dunklen Straßen den Feldern zu und immer weiter . . . An einem Grabe legte er sich übermüdet nieder und schlief ein. Wilde Träume fuhren durch sein Gehirn und peinigten ihn, bis er die geröteten Augen aufschlug und in die Sonne sah, die sich blutrot über das taufeuchte Feld hob . . . Dann schritt er mühsam vorwärts. Er fühlte sich so sonderbar leicht wie nie in seinem ganzen Leben . . . Aber matt, sterbensmatt. Plötzlich hob

sich dicht vor ihm etwas vom Boden auf und schwirrte pfeilschnell in den reinen Himmel. Hoch oben schmetterte es jauchzend: Tirilih . . . tirilial! Eine Lerche! Da schwang er seinen alten Bettlerhut ihr nach und starrte selig lächelnd in die goldne Sonne, die eben den blassen Dunst der Morgennebel durchbrach. In diesem Augenblick durchfuhr ihn ein brennender Schmerz wie ein Pfeil . . . Er brach zusammen und sah noch immer lächelnd hinauf. Ganz dort oben . . . tirilih . . . tirilih . . . das war die Seele!



Lanx satura aus Bayern.

VIII.

Nach einer Tagung von 10 $\frac{1}{2}$ Monaten schloß Mitte August endlich unser Landtag seine Pforten. Bayern schlägt hierin den Weltrekord: Frankreich braucht 6 Monate, Bayern 10 $\frac{1}{2}$. Der Spaß kostet an Diäten rund 700 000 Mk., pro Sitzung 4000 Mk. Wir haben ja. Dabei sind die Extraausgaben für Druckkosten, Beamte, Beleuchtung, Beheizung &c. nicht mitgerechnet. Unzählige Reden wurden zum Fenster hinaus gehalten, durch endlose Referate über die Verhandlungen des Finanzausschusses die Zeit verträdelte; in der Tat werden wichtigere Beschlüsse unter der Hand durch die Fraktionsführer abgemacht und die ganze Session litt unter dem deutlichen Druck: Zentrum ist Trumpf; die Mehreren haben recht.

Bayern ist unter dem glorreichen Regiment des Zentrums rasch aus einem konstitutionell zu einem parlamentarisch regierten Staat geworden, dank der Nachgiebigkeit der Ministerien, die der beliebtesten Parole: „Meine Ruh will ich haben“ in jeder Weise entgegenkommen. Um parlamentarische Schwierigkeiten zu vermeiden, d. h. die Mehrheitspartei nicht vor den Kopf zu stoßen, wird nachgegeben, werden Kompromisse geschlossen, wird die Verfassung gedreht und gedeutet, soweit es die deutsche Sprache irgendwie zuläßt. Um das Budget glücklich unterzubringen, werden Regierungsanträge klagelos in den Orkus gesandt, von den eigenen Vätern wortlos preisgegeben. Bei der Vermehrung der Finanzbeamten, die die neuen Steuergesetze nötig machte, hatte das Zentrum ad libitum gestrichen, bezw. an Stelle der vorge schlagenen Posten andre gesetzt: das zuständige Ministerium sagte resigniert Amen. Das Kultusministerium hatte den Neubau der Lehrerbildungsanstalt in Speyer für dringend nötig gehalten und ein Postulat eingebracht: das Zentrum schlug die vorgeschlagene Summe zum Posten für die Hochwasserentschädigungen: und das Ministerium sagte resigniert Amen. Der Landtag ist anscheinend geschlossen: aber in den Bureaus der Referenten und Ministerien schleichen die Deputati jahraus, jahrein umher und drücken ihre Sonderwünsche durch, je nachdem sie die Mehrheit hinter sich haben. Gewöhnliche Sterbliche werden kühl, sehr kühl empfangen, ihre Wünsche höchstens in „Erwägung gezogen“; ein Abgeordneter, und sei es der Josef Filser, wird mit ausgesuchter Höflichkeit behandelt und dessen Kirchturnsinteressen finden das wohlwollendste Interesse. Die Politik des Entgegenkommens der höchsten Stellen findet natürlich bei den unteren Stellen verständnisvolle Nachahmung; dabei leidet aber die Autorität der Regierung unberechenbaren Schaden und der Hochmut der parlamentarischen Nebenregierung schwillt mit jedem Tag. Bei absichtsstehenden Männern wird die Abneigung gegen den Parlamentarismus überhaupt Jahr für Jahr größer, zum Schaden des konstitutionellen Liberalismus und der gesunden Parteitätigkeit insbesondere.

Aber auch gegen die in Bayern sehr klug geleiteten sozialistischen Bestrebungen ist unsere Regierung sehr entgegenkommend. Man duldet ruhig einen sozialdemokratischen Abgeordneten im königlichen Eisenbahndienst und wundert sich, daß unter den Eisenbahnern sozialdemokratische Propaganda getrieben wird. Man zeigt gegen die arbeitende Klasse ein Entgegenkommen, das nur Optimisten nicht mit Schwäche bezeichnen können; man schafft Notstandsarbeiten um jeden Preis und unterstützt mit größter Liberalität Bestrebungen, die der arbeitenden Bevölkerung zugute kommen. Und werden dadurch die Sozialdemokraten weniger? Im Gegenteil; selbst in Bezirken, die ganz vom Verkehr abliegen, mehren sich die sozialistischen Stimmen. Und erhofft man sich Dank von den fanatizierten Massen? Im Gegenteil; die stereotype Redensart der Wohlstatengenießenden lautet: „Sie täten nichts, wenn sie uns nicht fürchteten.“ Furcht vor den umstürzenden Tendenzen läßt die Regierung sich an das Zentrum anschmiegen, das die Religion im Wappen führt und garantiert, dem Volke die Religion zu erhalten, wenn der Kirche staatlicherseits keine Schwierigkeiten entstehen. Die Sozialdemokratie hat in ganz Deutschland den Ultramontanismus groß gemacht.

Die Furcht vor den Massen macht unsere Regierung verächtlich; so hat nicht die Not der mittleren Beamten zur allgemeinen Gehaltssteigerung getrieben, sondern nur das Grollen der unteren Zehntausend . . .

Die Nachgiebigkeit der Regierung gegenüber parlamentarischen Einzelinteressen hat Bayern zur jetzigen finanziellen Misere gebracht. Die unrentierlichen Lokalbahnen mehren das Betriebsdefizit; die planlose Beamtenvermehrung früherer Jahre belastet das Ausgabenkonto in schrecklicher Weise; und das schlimmste, die sportmäßige Gründung von Mittelschulen — jeder Deputatus wollte für seinen Wahlkreis eine Mittelschule herauschlagen, wenn die Gründung einer sonstigen Amtsstelle unmöglich war — hat zu einer Überfüllung der Gelehrten-Berufe, zu einem Ansturm an die Staatskrippe geführt, die geradezu einen akuten Charakter annahm. Der ordentliche Aufwand der humanistischen Vollgymnasien betrug 1876 noch $1\frac{1}{2}$ Millionen, jetzt $5\frac{1}{2}$ Millionen; sie betrug 1870 28, jetzt, wenn man die Parallelklassen mitzählt, eigentlich 66; 1870 zählte man 9323, 1908 über 19000 Gymnasiasten; die Bevölkerung nahm in dieser Zeit um 35%, die studierende Gymnasialjugend um 110% zu. Dazu kommen noch 4 Realgymnasien mit 33 Parallelkursen, 9 Oberrealschulen, 46 Realschulen, die allzumal dem Ausbau zu 9klassigen Anstalten zustreben. Die Folge ist ein Zubrang zum Staatsdienst, der die Ministerien zu drakonischen Maßregeln nötigt. Im Forstfach werden jährlich überhaupt nur 10 Studierende zugelassen, das Ministerium des Innern wählt unter den Zweierkandidaten 20—25 aus; Dreierjuristen sind überhaupt vom Staatsdienst ausgeschlossen, ebenso Dreierphilologen. Die Vereine der Ingenieure, Ärzte, Tierärzte, Apotheker usw. warnen jedes Jahr vor dem Zugang zu ihren Berufsgruppen. Soviele junge Leute, die 16 Jahre lang auf ihre Ausbildung verwandeten, müssen auf das gewünschte Ziel verzichten und sich mit subalternen Stellen begnügen, die eine kurze Vorbereitung erheischen. Daß dadurch ein Heer von Unzufriedenen großgezüchtet wird, das vermöge seiner geistigen Ausbildung im Dienste des Umsturzes zu einer furchtbaren Gefahr werden muß, ist sonnenklar. Aber das sind eben auch die Konsequenzen einer Politik, die laissee faire laissee aller auf ihren Fahnen trägt und sich mit der bürokratischen Abwicklung der laufenden Tagesgeschäfte begnügt.

Eine schwache Regierung zu stärken, muß man ihre Macht vermindern. Die Staatspfuscher begreifen das nicht, sagt Börne einmal in einem Aphorismus. Unsere Ultramontanen aber haben das längst begriffen. Die Furcht vor der Masse, den religionsfeindlichen Mächten, wozu sie vor allem die Sozialisten und Liberalen zählen, den heimlichen Ministeren, wozu die Freimaurer gehören, wird immer wieder bestärkt, andrerseits die mächtige Hilfe

der Kirche, der kirchentreuen Elemente aus rechte Licht gerückt, hauptsächlich die staatserhaltende Tätigkeit der Zentrumspresse beleuchtet. Besonders der katholische Presseverein arbeitet mit fieberhafter Anstrengung. Er sagt von sich: „Der Presseverein ist kein politischer Verein. Er mißt sich in die politische Haltung der Tagespresse überhaupt nicht ein, sondern betrachtet dieselbe lediglich vom Standpunkte der Religion, der Sittlichkeit, der allgemeinen Bildung und Weltanschauung.“ Einen interessanten Beleg dazu gibt eine jüngst herausgegebene Drucksache des bayerischen Landessekretariates, die an die kath. Geistlichkeit vertraulich gerichtet ist: „Jeder Ortsverein soll eigens einen oder zwei Herren aufstellen, um die an seinem Orte erscheinenden nichtkatholischen Zeitungen Tag für Tag genauestens zu kontrollieren.“ Ferner erliest man daraus, daß der Presseverein das ganze Land mit Agenten für die Zentrumspresse überschwemmt, daß der Münchener Verein bereits 2 von den 8 Anteilsscheinen des „Neuen Münchener Tagblattes“ à 55 000 Mk., die in Gefahr waren, event. in gegnerische Hände zu kommen, für sich erworben hat, daß die Korrespondenz des Pressevereins von 45 Tageszeitungen und 15 Wochenblättern „freudigst“ benützt wird, daß es „geglückt“ ist, den „Südkheimer Anzeiger“, der „in Gefahr“ war, event. von Freunden der „Jugend“ gekauft zu werden, die Zentrumsfrage zu erhalten, daß der Norddeutsche Lloyd seine Lichtbilder für den Presseverein für seine Zentrumsagitation zur Verfügung stellt, daß der Gesamtverein bei der „Münchener Volkszeitung“ 6 Anteilsscheine übernommen hat, beim „Münchener Tagblatt“ 1 Anteilsschein bekam und weitere 3 noch erworben werden, um „die nötige $\frac{3}{4}$ -Majorität“ zu erhalten, daß bei der „Zentralstelle zur Fabrikation bayerischer Zentrumsblätter“ in München am 1. Juni 1910 110 000 Mk. und am 1. Juli 53 125 Mk. eingelaufen sind. — Aber der ehrenwerte Presseverein ist kein politischer Verein. Man wird gut tun, dieses vertrauliche Rundschreiben dem Zettelkasten einzuverleihen. Man wird aber noch besser tun, mit respektvollem Staunen vor solch zielbewusster Agitation nicht im Vertrauen auf die Sieghaftigkeit des liberalen Gedankens nur am Tag der Wahl seinen Liberalismus zu betätigen, sondern hinzugehen und desgleichen zu tun. Menippus.



Randbemerkungen.

Der Aufenthalt des Zaren in Deutschland ist zum Gegenstand von unliebsamen Glossen gemacht worden. Internationale Höflichkeit sollte auch sonst Vorlauten den Mund schließen. So wenig das deutsche Volk wie irgend eines der Welt mit den innerrussischen Zuständen sympathisiert, so wenig wir den von fanatischem Panславismus geschürten Deutschenhaß als ein gefährberendes Moment unterschätzen, gegen eines können wir nicht blind sein: Der Zar ist als Mensch persönlich nicht dafür verantwortlich zu machen, und lediglich als Mensch — nicht als Repräsentant der Krone — betritt er deutschen Boden und sucht im Schlosse von Friedberg ein Asyl. Es ist vielfach Beschwerde über die Absperrrungsmaßregeln geführt worden, man hat über ihre Übertreibung gespottet und sich über die verschärfte Fremdenkontrolle in Nauheim aufgehalten. Was soll das? Wollen diese Kritiker die Bürgerschaft dafür übernehmen, daß das politische Vorgehen überflüssig und kein Attentat zu befürchten ist? Die Anarchisten aller Länder, die Propaganda der Tat, können nicht scharf genug überwacht werden, und mag der Zar noch so unpopulär in Deutschland sein, um so größer ist die Pflicht der Gastfreundschaft, in die er sich begeben hat, ihm Schutz zu gewähren, mehr Schutz, als er selbst in Sanktina oder Peterhof finden würde. Das sind Selbstverständlichkeiten, und doch müssen sie stets bei

Monarchenbesuchen wiederholt werden, weil eine gewisse Presse nicht müde wird, bei diesen Gelegenheiten über Polizeitwillkür Peter und Mordio zu schreien, als gäbe es keine Mordbuben, die mit Stilet und Bombe ihrem Berufe nachgingen. Hier waltet die Polizei im Namen der Menschlichkeit ihres Amtes, und jeder billige Denkende wird ein Auge zudrücken, wenn in Ansehung des Zweckes hie und da zu weit gegangen ist. Aber die Schnur haut allerdings die deutsche offiziös bediente Zeitung, die darauf hinweist, welchen Eindruck Angriffe auf den Zaren und seine Politik nicht nur auf ihn selbst, sondern auf die deutsch-feindliche russische Presse machen mühten. Mit derartigen guten Lehren wolle man uns verschonen, denn sie fordern die Taktlosen nur zur Steigerung ihrer Taktlosigkeit heraus. Das Recht, an der russischen Politik überhaupt Kritik zu üben, wollen wir uns um so weniger beschränken lassen, als der Zar in Friedberg gerade eher als anderswo die Möglichkeit hat, sich unmittelbar durch Zeitungsstimmen über die deutsche Volksmeinung zu unterrichten. Er wird dann gewahren, wie wenig Russenhaß hierzulande vorhanden ist, und kann Vergleiche anstellen mit dem, was in Moskau und St. Petersburg in dieser Beziehung gegen Deutschland geleistet wird, ohne daß es der Zensur oder den Offiziösen einfiel, auf den Eindruck hinzuweisen, den dieses Gebaren auf deutsche Diplomaten hinterlassen könnte.

Dr. Fr. St.

Der Hansabund — keine politische Partei.

Der Geheime Justizrat Dr. Rießer hat dem von ihm geleiteten Bunde erneut das Zeugnis ausgestellt, er sei keine politische Partei, sondern eine weder rechts- noch linksliberale wirtschaftliche Vereinigung. Der Bund will also mit dem Sauerkeit seiner Programmforderungen alle Parteien, ohne Ausnahme, durchdringen, und allen denen, die es noch nicht begriffen haben, die Augen über die Bedeutung von Gewerbe, Handel und Industrie öffnen, wie sich ja auch der Bund der Landwirte zum Teil recht erfolgreich bemüht hat, weiteren Kreisen das Verständnis für die staatsverhaltende Kraft der Landwirtschaft zu erschließen. Allerdings hat unser Agrariertum stets offene Farbe bekannt, und wenn er auch größere und kleinere firmenlose Filialen in den konservativen Parteien und den Nationalliberalen besitzt oder besaß, hat der Bund der Landwirte doch auch Volksvertreter in den Reichstag gesandt, die lediglich auf sein Bundesprogramm eingeschworen, nur deshalb nicht als selbständige Partei dort auftraten, weil sie zu schwach an Zahl waren. Aus dem Briefwechsel, den unlängst Herr Rießer mit dem Freiherrn v. Pechmann, einem Münchener Bundesmitglied der Hansa, geführt hat, erhellt nun zweierlei. Erstens will die Hansa keine Partei für sich bilden, zweitens, und das ist das Wichtigere, sie will auch keine entschiedene Stellung gegen die Sozialdemokratie nehmen. So sehr auch Freiherr v. Pechmann sich bemühte, über diesen Punkt klipp und klar Bescheid zu erhalten, sein Gegenpart wich ihm aus und erklärte vorläufig, den Kampf gegen die Sozialdemokratie, den Pechmann verlangt, als inopportun. Nach Herrn Rießer hat der Hansabund „dafür zu sorgen, daß seine Grundgedanken nach und nach Gemeingut aller politischen Parteien werden“. Also auch der Sozialdemokratie. Der Kasus macht mich lachen. In den Reihen der Genossen wird man diese Ankündigung mit stiller Seiterkeit aufgenommen haben. Besonders sympathisch wird sie der Gedanke berühren, daß in Banken festgelegte Großkapital gegen agrarische Abergriiffe schützen zu sollen und die Zukunft des Bürgertums nach außen und nach innen zu sichern. Die Sozialdemokratie schließt wohl gelegentlich Wahlkompromisse, aber ihr Grundton lautet: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich.“ Sie ist weder zu belehren noch zu befehlen und ist im gegebenen Augenblicke bereit, die Sachjentaufe an der bürgerlichen Gesellschaft vorzunehmen. Man wird keinen waschechten Marxisten zu einem Wirtschaftspolitiker im Sinne des Hansabundes, eher einen Tiger zum Körnerfresser

machen können. Nun gewinnt bei allen Nachwahlen die Sozialdemokratie im raschen Anlauf einen Sitz nach dem andern, und da ist es zu verstehen, daß einem Hansamitglied wie Herrn v. Pechmann Bedenken aufsteigen und er wissen will, wie es um des Bundes Religion in diesem Punkte bestellt ist. Mit einem Faustischen „Wer darf ihn nennen, wer ihn bekennen?“ ist es nicht getan. Konservative Männer — denn auch auf diese rechnet ja Herr Rießer — dürfen ein bündiges Bekenntnis erwarten, wie sich die Hansa zu verhalten gedenkt, und auch die Nationalliberalen, soweit sie nicht verkappte Fortschrittler sind, müssen sich gegen ein derartiges Diplomatistieren verwahren. Das verstehen die Massen nicht, und diese will man doch gewinnen.

Dr. Fr. St.

Magistrats-Reklame.

Unser städtische Verwaltung in Berlin fängt an, den ihr so oft gewünschten, kaufmännischen Zug zu bekommen. Und zwar gleich ordentlich. Sie macht Reklame und das in außerordentlich smarter Weise. Während andre Unternehmen, die ihre Produkte absetzen wollen, tüchtig inserieren müssen, weiß die Städtische Gutsverwaltung geschickter und billiger Stimmung für das zu machen, was sie zu verkaufen hat. Vor einiger Zeit erschien in einer kommunalen Zeitungskorrespondenz, die vom Magistrat gespeist wird, plötzlich eine ausführliche, längere Notiz über das „Welschkorn“, den Mais. Darin wurde erzählt, daß sich der Genuß des Mais bei uns allmählich eingebürgert habe, daß er überall als Leckerbissen geliebt werde und vielen Berlinern schon unentbehrlich geworden sei. Wer das las, wunderte sich ein wenig, denn der Mais ist der Bevölkerung so gut wie unbekannt und nur einige wenige, die das „Kukuruz“essen von hier lebenden Ungarn in einem österreichischen Restaurant gelernt haben, wissen, daß gekochte Maiskolben mit frischer Butter ein nicht unbedienstliches, wenn auch beim Verzehren nicht sehr ästhetisch wirkendes Gericht ist. Na, die Lokalredakteure druckten die Notiz ab, denn was druckt ein Lokalredakteur schließlich nicht ab, und nun wußten die Berliner endlich, was sie verpeisen mußten, um auf der gastronomischen Höhe zu stehen, und nicht hinter den Mitbürgern zurückzustehen. Ja, und der Zweck der Abung? Plötzlich erschienen bescheidene Anzeigen, daß zwei städtische Güter Quantitäten von dem beliebten Welschkorn abzugeben hätten. Man hatte also in einer scheinbar rein objektiven berichtenden Notiz erst Stimmung für die städtische Ware gemacht, und als das — kostenlos — geschehen war, brachte man sie auf den Markt. Das ist zweifellos sehr smart, aber doch nicht ganz fair und eine Zeitungskorrespondenz ist nicht dazu da, dergleichen Geschäften zu fördern und obendrein noch Honorar zu verlangen. Wäre ich Zeitungsverleger, ich würde es mir sehr energisch verbitten.

Dr. P.

Die Pandektenstelle.

Das Referendarexamen soll erschwert werden. Bravo sagen alle Leute, die da wissen, wie beschlagen die meisten Rechtskandidaten hineingehen. Es soll durch Hinzufügung einer neuen Klausurarbeit erschwert werden, die in der Abersetzung und Interpretation einer Pandektenstelle bestehen soll. Man muß diesen Vorschlag sehr vernünftig finden, denn die Rechtswissenschaft wurzelt nun einmal in römischem Boden, und wer ein jurisconsultus werden will und nicht bloß ein Routinier, wie etwa der Bureauvorsteher eines vielbeschäftigten Anwaltes, muß auf die Quellen zurückgehen. Aber das B. S. schlägt Lärm, es will von Pandekten und Pandektenstellen nichts wissen und wendet sich entschieden gegen die geplante Neuerung. Als Hauptgrund führt es dagegen ins Treffen, daß die Realgymnasialabiturienten dadurch benachteiligt würden, weil sie naturgemäß im Latein nicht so firm wären, wie die Abiturienten eines humanistischen Gymnasiums. Ja, was soll man dazu sagen? Wer Jura studieren will muß eben Lateinisch können, das Latein ist eine unbedingte Voraus-

setzung, und wer nichts davon versteht, soll eben das Studium unterlassen. Ein Schuster muß eine Ahle oder einen Pfriem und einen Knieriemens haben, sonst kann er überhaupt nicht zu arbeiten anfangen. Wenn ein studiosus juris oder vielmehr ein Kandidat nicht einmal das Elementarste beherrscht, wenn er die Quellschriften, die er verstehen und interpretieren soll, nicht einmal überhaupt erst übersehen kann, dann ist mit ihm und über ihn gar nicht zu reden. Daß sich aber ein großes Blatt, welches sich sonst so gern als Vertreter der „Intellektuellen“ aufspielt, gegen das Studium des Gemeinen und Römischen Rechts im allgemeinen wendet, ist höchst betäubend. Es zeigt, daß der Artikelschreiber, der an hervorragender Stelle zum Publikum sprechen darf und öffentliche Meinung macht, von Studium und Wissenschaft keine Ahnung hat. Sein Ideal scheint eine „Abriechung“, eine Drossel zum „Juristen“ zu sein und etwa der Napoleonischen Anschauung vom Hochschulunterricht zu entsprechen. Wir wollen aber auf der Universität wissenschaftlich gebildete Juristen und nicht auf Formelkram und gedächtnismäßiges Wissen eingepaukte Nichts-als-Praktiker heranziehen. Hoffentlich dringt das von einer so tiefgründigen Abneigung gegen das Latein erfüllte Organ mit seinem Widerstande nicht durch.
Dr. jur. P.



Amerikanische Geheimpolizei.

In jedem Montag bin ich immer frühmorgens um 6 Uhr auf der Siegessäule und beobachte mit einem kleinen Fernrohr das Erwachen der Großstadt. Es ist sehr interessant, dieses Erwachen nach den Sonntagsfreuden zu beobachten.

So stand ich auch im August dieses Jahres an einem Montag des Morgens um 6 Uhr wieder wie sonst auf der Siegessäule dicht unter der kolossalen deutschen Nike und gebrauchte mein Fernrohr. Da trat eine ältere Dame an meine Seite und sagte langsam:

„Ich bin Miß Muddleman. Ihren Namen kenne ich ganz genau. Sie lieben die Stadt Berlin gewiß von ganzem Herzen. Sie sind gewiß auch ein geborener Berliner. Ich bin eine geborene Berlinerin und liebe diese Stadt auch von ganzem Herzen.“

Sie schwieg und ich sagte:

„Jawohl, gnädige Frau.“

Da sprach sie weiter — folgendermaßen:

„Vor dreißig Jahren hatte ich einen andern Namen. Ich gehörte der besten Berliner Gesellschaft an. Aber das tut ja nichts zur Sache. Heute bin ich an einem der größten New Yorker Detektiv-Institute engagiert. Und ich bin mit 24 andern Damen nach Deutschland gesandt worden, um die Stimmung in den deutschen Offizierskreisen zu erforschen.“

„Ein interessanter Auftrag!“ sagte ich sehr wohlwollend, während ich mit meinem Fernrohr die Treppe des Reichstagsgebäudes betrachtete; da war nicht ein einziger Mensch zu sehen — nicht einmal ein Schuhmann.

Miß Muddleman fuhr fort:

„Der Amerikaner ist eine ganz rabiate Natur. Das werden Sie wohl schon wissen. Ja — da hat man nun gehört, daß das Dynamit, das vom lenkbaren Luftschiff oder vom Aeroplan heruntergeworfen wird, die schönsten Verwüstungen unten anrichten kann. Da hat, wie sie

wohl in New Yorker Tageszeitungen gelesen haben, die Regierung der United States insgeheim Versuche mit dem Dynamitrunderwerfen anstellen lassen und damit die prächtigsten Resultate erzielt; die dicksten Panzerplatten sind glatt durchgeschlagen worden.“

„Das ist doch einfach selbstverständlich!“ bemerkte ich vorwurfsvoll.

Miß Muddleman aber rief ängstlich:

„Wie grausam Sie sind! Bedenken Sie nicht, daß jetzt die amerikanischen Militärs die Absicht haben könnten, mit ihren Luftflotten alle europäischen Großstädte kaputt zu machen? Auch diese herrliche Stadt Berlin kann bald ein Schutthaufen sein. Darum bin ich ja mit den 24 Damen nach Deutschland gesandt, um zu erforschen, ob man in hiesigen Militärkreisen auch eine Luftflotte bauen will. Wir wissen jetzt, daß hier kein Mensch an Luftflotten denkt. Amerika wird somit zuerst eine große Luftflotte haben, und damit ist das Schicksal der europäischen Großstädte besiegelt. Rührt Sie das gar nicht? O — meine arme Vaterstadt!“

Mit würdevoller Ruhe versetzte ich darauf, ohne das Fernrohr abzusetzen:

„Sehr verehrte gnädige Frau, wer nicht hören will, muß fühlen. Ich hab's den Europäern ein ganzes Jahr hindurch immerzu auseinandergesetzt, daß sie Luftflotten brauchen, Land- und Seemilitär abschaffen können, sie haben's nicht getan. Nun kommen uns die Amerikaner zuvor. Nichts kann mir angenehmer sein als dieses. Wir sind die europäischen Großstädte niemals sympathisch gewesen. Ich weine Ihnen keine einzige Träne nach. Es lebe Amerika! Es lebe der reine, ganz reine — Dynamitkrieg!“

Miß Muddleman bekam einen Weinkrampf, ich übergab sie ohne Mitgefühl dem Siegessäulenportier.

Paul Scheerbart.



Neue Bücher.

Die Beschreibung eingegangener Bücher, Broschüren usw. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Bildsendung unerlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Clemens Brentano und Edward v. Steinle: Dichtungen und Bilder. Herausgegeben von Alexander v. Bernus und Alphonso M. v. Steine. Mit dreißig ganzseitigen Bildern. Verlag der Jos. Köfeler'schen Buchhandlung (Rempten). Preis 5 Mk.

Es ist aus den Biographien Ed. v. Steinles bekannt, wie Clemens Brentano den damals noch jugendlichen Maler Steinle lieben und schätzen gelernt, und wie er ihm mehrfach Anregung und Auftrag für Kompositionen gab, die er dann wieder in Dichtungen umwandelte. Weniger bekannt ist, da die meisten dieser Bilder in Privatbesitz kamen, mit welcher besondern Vorliebe Steinle sich in die Dichtungswelt Brentanos versenkte, um aus dieser Stoff für Bilder zu schöpfen und dem Freunde dadurch ein Denkmal mit Farbe und Stift zu widmen. Die Herausgeber haben es unternommen, sämtliche Zeichnungen und Bilder von Steinles Hand zu Brentanoschen Dichtungen in einem Buche zusammenzustellen und ihm teils unterfügt, teils im Auszuge die dazu gehörigen Dichtungen Brentanos beizugeben. Das splendid ausgestattete Buch

bringt Reproduktionen Steinlescher Brentanobilder und an unterfürzten Dichtungen Brentanos u. a. das herrliche Gedicht „St. Marina“, die köstliche Malernovelle „Die mehreren Wehmüller“ und die erste Fassung der „Chronica des fahrenden Schülers“ in unverändertem Abdruck, die fether nur in einer Zeitschrift publiziert wurde. Das Buch ist eine aparte Gabe für jeden Freund der Kunst und Literatur.

Ernst Schur: Tiefurter Frühling. Ein Gedichtbuch. Verlag von U. R. Meyer (Berlin-Wilmersdorf).

Ich wünschte, ich könnte zu Goethes Geburtstage immer so willkommene Gaben anzeigen wie das zierliche Heftchen Gedichte, denen Tiefurt und der Park an der Elm Leben gab. Und wenn ich sage, daß Tiefurt, von der Höhe des Wäldchens gesehen, mit seinen roten Dächern, dem Kirchturm, dem blinkenden Fließchen — und alles ins Grün der Wiesen und des Parks gebettet — mir eine der rührendsten deutschen Landschaften ist, so lieb, daß ich Jahr für Jahr sie ein paar mal besuche; wenn ich weiter bekenne, daß die stille, sehnsüchtige, erinnerungsvolle Schönheit dieser Landschaft in einzelnen Gedichten Schurs fast vollendet zum Ausdruck kommt, daß es bisweilen wie Goethesche Frische aus den Rhythmen klingt, und wie Goethesche Tiefe aus dem Sinn der Verse schaut, so glaube ich dem Büchlein Schurs das höchste Lob gespendet zu haben. Adolf Heilborn.

Bernhard Ihringer: Frauenbriefe aller Zeiten. Verlag Carl Krabbe, Erich Gußmann (Stuttgart). 1910.

Der Herausgeber möchte die Geschichte der Frauen aller Zeiten geben; daß er diesen Versuch erfüllt hat, können wir ihm nicht zugestehen. Auch das kann man ihm nicht zugeben, daß er ein Jahrtausend erschöpft hat, denn, wenn auch der erste Brief an Alcuin um 800 und der letzte Brief an Hartleben aus dem Jahre 1900 ist, der Band also eigentlich 1100 Jahre umfaßt, so muß man bedenken, daß die sechs ersten Briefe schon bis zum Ende des 14. Jahrhunderts gehen. Das aber darf man dem Herausgeber einräumen, daß er sich die redlichste Mühe gegeben, Quellen aller Art aus den verschiedensten Ländern zu benutzen. Denn wenn auch Deutschland vorwiegt, so ist doch Frankreich, Italien, England, Spanien, Dänemark reichlich vertreten, Rußland freilich nur mit zwei Briefen, Amerika gar nicht. Im Ganzen hat er ein interessantes Lesebuch

geschaffen. Nur muß er freilich nicht glauben, durch die wenigen Proben, die er gibt, die Frauen, welche er auftreten läßt, wirklich charakterisiert zu haben. Denn es sind doch eben nur wenige Seiten des Wesens dieser Frauen, die beleuchtet werden. Von den berühmten deutschen Brieffschreiberinnen des 18. Jahrhunderts ist Theresie Huber recht gut vertreten, aber Charlotte v. Stein wird durch ihren einzigen unbedeutenden Brief an Goethe gar nicht recht charakterisiert, während es doch leicht gewesen wäre, aus den Briefen an ihre Söhne oder an Charlotte v. Schiller charakteristische Stücke auszuwählen. Ebenso Henriette Herz, von der es manche Episteln gibt, die erwähnenswert waren. Nimmt man aber ein paar besonders berühmte Frauen, so kann man nicht sagen, daß sie durch die wenigen Stücke in ihrer Eigenheit uns bekannt gegeben sind. So ist z. B. der einzige Brief der Königin Luise 1795 nicht geeignet, ihr ganzes Wesen zu zeichnen, die paar Briefe von Karoline Schlegel-Schelling geben doch nur einen kleinen Auszug aus dem Wesen dieser höchst merkwürdigen Frau, und die einzige Epistel von Goethes Mutter an Bettine Brentano — noch dazu aus Goethes Briefwechsel mit einem Kinde, also doch nicht über allen Zweifel erhaben — ist viel weniger charakteristisch als viele Duzende von Stücken an Sohn, Schwiegertochter und Enkel.

Noch an zwei andern Mängeln leidet das Buch: der eine ist, daß Künstlerinnen (Schauspielerinnen, Tänzerinnen, Sängerinnen) weit weniger berücksichtigt werden, als Schriftstellerinnen; der andre besteht darin, daß die sogen. berühmten Frauen vielmehr vertreten sind, als die einfachen, die manchmal für die Signatur der Zeit und für die Eigenart des Frauenwesens bedeutender sind. Wieviel Hübsches in letzterer Beziehung hätte da aus älteren und neueren Quellenwerken zusammengestellt werden können. Trotz alledem verdient unsre Sammlung als erster Versuch ein ungeheures Quellengebiet zu bewältigen — einzelne wenige Briefe sind sogar hier erstmalig in deutscher Sprache abgedruckt — Lob und Anerkennung. In zahlreichen Anmerkungen am Schluß der Sammlung werden gewissenhaft die Bücher angegeben, aus denen die Briefe geschöpft sind, und das Leben der Brieffschreiberinnen wird kurz erzählt. Ludwig Geiger.



Bezugsbedingungen:

Vierteljährlich 4,50 M.
 Einzelnummer 40 Pf.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen:

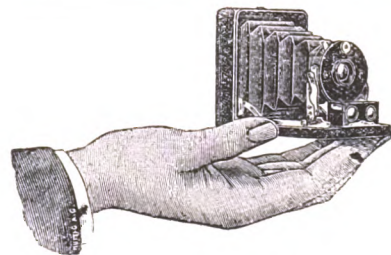
Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

**Kaiser
 Friedrich
 Quelle**

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW.
 — Telefon-Amt VI, No. 688. —



Ica „Atom“ Eine vorzügliche Camera für die Rocktasche.

Preisliste No. 513 gratis.

ICA, AKT. Dresden Größtes Camera-werk Europas.

Deutsche Kaufleute

lernt fremde Sprachen zu Hause perfekt!

Engl., Franz., Italien., Russisch, Schwedisch, Spanisch usw., durch weltberühmte Selbstunterrichtsbriefe. Vorkenntnisse unnötig. Tausende verdanken diesen Briefen ihre Existenz od. bessere Stellung. Verlangen Sie sofort Prospekt gratis. Umfangreicher Probebrief (Lekt. I) gegen 50 Pf. in Marken.

O. Hofmann, Gommla 203, Rouss.

Antiquar. Kat. 34. Philosophie

„ „ 36. Litteratur

gratis und franco:

J. Krause, Antiquariat, Halle a. S.

+ Hygienische

Bedarfsartikel. Neuest. Katal. m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
H. Unger, Gummiwarenfabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Empfehlenswerte Hôtels.**Berlin:**

Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:

Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.:
Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):

Hôtel und Naturweinkellerei „Zur
Kanne“. Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:

Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:

Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:

Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:

Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Penstion v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:

Hôtel „Schiesee“-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:

Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:

Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:

Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Miesbaden:

Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.

Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.

Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross“. Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:

Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

VERLAG VON HERMANN HILLGER IN BERLIN UND LEIPZIG.

SCHILLER. (BÜCHER DER GEGENWART, BAND I.)

Gesammelte Aufsätze aus der Gegenwart (1872—1909) von Ludwig Bellermann, Karl Berger, Ludwig Geiger, Max Hecker, Adolf Heilborn, Peter Hille, Ignaz Jezower, Marie Joachimi, A. W. J. Kahle, David Koigen, Paul Lindau, W. v. Maltzahn, Adolf Rümelin, Otto Runk, Karl Siegen, H. Welcker u. a. Das Buch ist mit einem Zweifarben-Holzschnitt des Schillerhauses in Weimar geschmückt. Kart. 2 M.

SCHILLERS WERKE. Inhalt: Vorwort (Friedrich Schiller in seiner Bedeutung für das deutsche Volk, mit Illustrationen), sämtliche Gedichte, Die Räuber, Die Verschwörung des Fiesco zu Genua, Kabale und Liebe, Don Carlos, Wallensteins Lager, Die Piccolomini, Wallensteins Tod, Maria Stuart, Die Jungfrau von Orleans, Die Braut von Messina, Wilhelm Tell. Gebunden 2 M.

FESTGABE AUS SCHILLERS WERKEN.

Mit Einleitung (Aus Schillers Leben). Inhalt: Gedichte (Auswahl) und Wilhelm Tell. Broschiert 40 Pfg. Gebunden 60 Pfg.

WORTE DER WEISHEIT AUS SCHILLERS WERKEN. Ausgewählt von Hermann Kölling. Mit biographischer Einleitung. Broschiert 50 Pfg.

WORTE DER WEISHEIT AUS GOETHES WERKEN. Ausgewählt von Hermann Kölling. Mit biographischer Einleitung. Broschiert 50 Pfg.

WILLIAM SHAKESPEARE. Eine Biographie von Dr. F. Obst. Mit 9 Illustrationen. Broschiert 50 Pfg.

ZU BEZIEHEN DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN SOWIE DIREKT VOM VERLAGE.

Die Gegenwart.

Nr. 36.

Berlin, den 3. September 1910.

39. Jahrgang
Band 78.

Kaiserworte.

Eine Woche voll Gelärm liegt hinter uns. Des Kaisers Rede in Königsberg bot in ereignisreicher Zeit der Tagespresse willkommenen Stoff zu Herzensergießungen lehrreicher Art, und ein ruhiger Beobachter konnte bei dieser Gelegenheit feststellen, auf welchem Tiefstand die angelangt sind, die den Häcksel der öffentlichen Meinung zurechtschneiden. Vorweg sei bemerkt, daß das Ausland, unrühmliche Ausnahmen abgerechnet, kühl und gerecht abwog und wahrscheinlich überhaupt nicht begriff, woher der Grund zu dieser allgemeinen Aufgeregtheit, dieser Monarchenheze, entnommen wurde.

Ein Vorspiel hatten wir schon genossen, als der Kronprinz in derselben Residenzstadt am Pregel die Mahnung ergehen ließ, die „völkische Eigenart“ inmitten internationalisierender Tendenzen zu bewahren. Damit mußte er wohl Leuten auf die Hühneraugen getreten haben, die als deutsche Zeitungsschreiber sich in Rom italienisch, in Frankreich französisch, in London englisch einzufühlen verstehen, ohne je eine tiefere nationale Empfindsamkeit überhaupt besessen zu haben. Gerade Deutschen gegenüber ist die Mahnung am Platz, und alberne Schulmeisterei, wie sie gewisse Berliner Blätter an den Tag legten, stand denen übel zu Gesicht, die wissen müssen, wie kräftig das Nationalbewußtsein bei andern Völkern entwickelt ist. Ein Engländer will in erster Linie Engländer sein, weiter nichts, und er bleibt Engländer, selbst wenn er zwanzig Jahre in Paris oder Berlin lebt, und keinem New Yorker wird es im Auslande beikommen, sich seines Amerikanertums zu entäußern. Das sind Binsenwahrheiten. Beschämend für unser Deutschtum ist nur, wie oft und wie erfolglos sie wiederholt werden. Genug, auch diesmal wirkte das Wort von der völkischen Eigenart wie die Erwähnung des Stricks im Hause des Gehentken, und die Zensur war sofort bei der Hand, um dem neuen Rektor der Albertus-Universität nachträglich den Text seiner Rede zu bessern. Tappische Lehrhaftigkeit merkt gar nicht, wie sehr sie durch übelangebrachte Ratschläge die Wirkung einer berechtigten Kritik für spätere Fälle abschwächt.

Diese Herren Merker hatten kaum an der Hand der Sabulatur ihrer Parteiprogramme ihr „Verfungen!“ gerufen, als sie sich von neuem auf ihren kritischen Richterstuhl schwingen mußten. Der Kaiser hatte gesprochen. Das Gottesgnadentum seines Herrscherberufs hatte er betont, die Notwendigkeit, unsre Rüstung lückenlos zu erhalten, die Frauen auf die stille Arbeit im Hause und in der Familie hingewiesen, die Jugend vor dem Sichaussleben gewarnt.

Und wie wurden diese vom Standpunkt des Monarchen so selbstverständlichen Darlegungen aufgenommen? Sie entfesselten einen Herensabbath. Die Stimme der Vernunft erstickte in dem Getreisch männlicher und weiblicher Hysterie, Deutschland schien ein Tollhaus geworden zu sein und der Überwitz hatte sich auf der Lehrkanzel installiert. Daß die Sozialdemokratie und der Fortschritt, vom Weltstanz befallen, am lautesten schrien, brauchte einen nicht wunderzunehmen, aber bis in die Reihen nationaler, selbst konservativer Blätter erstreckte sich dieser Parorysmus. Nur wenige blieben gegen diesen Massenwahnsinn immun, wenige nur unterzogen sich der Mühe, in dem Toben auf die Übertreibungen, die Verdrehungen, die absichtlichen Mißverständnisse hinzuweisen. Wenn der Zug nach links künftig in ähnlicher Weise sich offenbaren sollte, dürfte ein allgemeiner Raizenjammer eines Tages die betrübliche Folge derartiger Erzeße sein. Ohne jede Überlegung hat man sich einem Hyperkritizismus hingegeben, vor dem man sich, wenn man auch den Männerstolz vor Königsthronen noch so hoch stellen mag, bei einiger Besonnenheit hätte hüten müssen. Oder ist das nicht weitesten Kreisen aus der Seele gesprochen, was der Kaiser als die Hauptaufgabe der deutschen Frau bezeichnet hat? Liegt diese wirklich auf dem Gebiet des Vereins- und Versammlungswesens, in der Erreichung völliger Gleichstellung mit dem männlichen Geschlecht? Daß der Kaiser kein Gegner einer maßvollen zeitgemäßen Frauenbewegung ist, dürfte bekannt sein, ebenso daß die Betätigung der Frau im Erwerbsleben doch nur ein trauriger Notbehelf ist, teils für die weiblichen Wesen, die, unversehrt und unversorgt, sich auf eigene Füße stellen müssen, teils für die Verheirateten, die bei unzureichendem Erwerb des

Mannes leider mitangreifen müssen, um für die Erhaltung der Familie zu sorgen. Das Ideal staatsertaltender Politik muß so reichliche Schaffung von Arbeitsgelegenheit sein, daß die verheiratete Frau nicht nötig hat, ihr Heim zu verlassen. Sie muß in die Lage gesetzt sein, sich dem Hausstande und der Erziehung der Kinder zu widmen. Massenabfütterungs-Anstalten, Erziehungshäuser für die Jugend bieten doch wahrlich keinen Ersatz für das Familienleben, und ohne Familie, das Fundament der menschlichen Gemeinschaft, kein Staat. Die Mutter soll ihre Kinder erziehen, der Lehrer sie belehren und das an Erziehung ergänzen, was das Haus nicht zu leisten vermag. Darüber dürfte man sich doch wohl einig sein. Das ist die Regel, und jeder Lehrer weiß bald, ob eine mütterliche Hand über dem Schüler gewaltet hat oder nicht. Sie erleichtert ihm die Arbeit, sie entlastet ihn in seiner Verantwortlichkeit. Ist es nicht zu begrüßen, wenn der Kaiser den Müttern ihren edelsten Beruf in Erinnerung bringt? Haben sie ihn allerorten wirklich so erfüllt, daß eine Mahnung überflüssig wäre? Oder gibt es nicht in allen Ständen, ohne Ausnahme, Frauen, die sich lieber mit Vergnügen oder mit Politik beschäftigen und ihre Sprößlinge so aufwachsen lassen, daß das Sichausleben eine notwendige Folge dieser Vernachlässigung ist. Das waren Worte eines guten, besorgten Familienvaters, und wenn ihm in Königsberg das Bild der Königin Luise, dieser königlichen Familienmutter, im besten Sinne vor die Seele trat, so ist das begreiflich. Einer enragierten Frauenrechtlerin, der die Politik über alles geht, mag ein derartiges beschränktes Wirken unbeträchtlich erscheinen, nur kann der Staat bei ausgeprägtem Feminismus in der Verwaltung nicht bestehen, ohne daß er, aus hundertmal erörterten Gründen zu einem unfriederischen Gebilde umgemodelt, die Beute eines kriegerischen maskulinen Gegners wird. Für das Suffragettentum ist in Deutschland noch kein Boden vorhanden, und in England, wo es nach seiner Gewinnung strebt, ist es zur Farce geworden.

Ein zweiter Punkt war den Sozialdemokraten und den Fortschrittlern zu hören gleichfalls unangenehm: die lückenlose Erhaltung unsrer Rüstung. Es war am 28. August 1898, als Deutschland den 149. Geburtstag des Kosmopoliten Goethe feiern durfte; da veröffentlichte der Petersburger „Regierungsbote“ den vom Grafen Murawiew allen in Petersburg beglaubigten Vertretern auswärtiger Mächte überreichten Abrüstungsvorschlag des Zaren. Ganz im Stile der Philanthropen des achtzehnten Jahrhunderts war da die Aufwendung der Hunderte von Millionen getadelt, die in unproduktiver Weise durch Beschaffung furchtbarer Zerstörungsmaschinen aufgezehrt werden. Die Berufung einer Friedenskonferenz wurde als günstiges Vorzeichen des kommenden Jahrhunderts

bezeichnet. Und was brachte dieses Jahrhundert? Den Burenkrieg und dem Philanthropen auf dem Thron Swanz des Schrecklichen den Krieg mit Japan, den Niederbruch der russischen Herrschaft in Ostasien. Es fanden sich wirklich deutsche Blätter freisinniger Signatur, die es nicht billigten, daß der Kaiser so unverhohlen seine Ansicht über die Rüstungsfrage äußerte, während der Zar sich anschickte, Aufenthalt in Deutschland zu nehmen. Warum nicht? Nikolaus ist es sicher nicht verborgen geblieben, wie welthistorisch seine gutgemeinten Absichten durch die Gewalt der Ereignisse ad absurdum geführt worden sind und wie wenig die Weltlage zum Experimentieren mit diesem feuergefährlichen Stoff angetan ist.

Indessen, diese Nörgereien sind unbedeutend im Vergleich zu den Angriffen auf die Äußerungen des Kaisers über das Gottesgnadentum. Richtiger gesagt, des Königs, denn als solcher stellte er in Mitte seiner Ostpreußen die geschichtlichen Rückblicke an. Der König, als positiv gerichteter evangelischer Christ, kann gar nicht anders reden. Weder spricht der Mystiker aus ihm, noch faßt er die Wendung „von Gottes Gnaden“ als Floskel des Kurialstils auf. Er glaubt an seine Sendung und hat sich zu diesem Glauben mehrfach öffentlich bekant, so daß das Erstaunen über dies neuerliche Bekenntnis nichts weiter als ein taktisches Manöver seiner Tadler ist. Bei dem Festessen in Bremen am 21. April 1890 bereits erklärte er, daß in seinem Hause die Tradition herrsche, „daß wir uns als von Gott eingeseht betrachten, um die Völker, über die zu herrschen uns beschieden ist, zu regieren und zu leiten zu deren Wohlfahrt und zur Förderung ihrer materiellen und geistigen Interessen. Dieser Tradition huldigend hat mein Herr Großvater die gewaltigen Dinge und Großtaten vollbracht und das Reich zu einigen vermocht.“ Raum einen Monat später, am 16. Mai, erinnerte er in Königsberg daran, daß „Kaiser Wilhelm I. das Königtum von Gottes Gnaden von neuem hier proklamiert hat; dieses Königtum von Gottes Gnaden, was ausdrückt, daß wir Hohenzollern unsre Krone nur vom Himmel nehmen und die darauf ruhenden Pflichten dem Himmel gegenüber zu vertreten haben. Von dieser Auffassung bin auch ich beseelt, und nach diesem Prinzip bin ich entschlossen zu walten und zu regieren.“

Und weiter am 31. August 1897 bei Einweihung des Kaiserdenkmals am Deutschen Eck in Koblenz: „Uns allen, und vor allen Dingen uns Fürsten, hat er ein Kleinod wieder emporgehoben und zu hellen Strahlen verholfen, das wir hoch und heilig halten mögen: das ist das Königtum von Gottes Gnaden, das Königtum mit seinen schweren Pflichten, seinen niemals endenden, stets andauernden Mühen und Arbeiten, mit seiner furchtbaren Verantwortung vor dem Schöpfer allein, von der kein Mensch, kein Minister, kein Abge-

ordnetenhaus, kein Volk den Fürsten entbinden kann.“ Und zum Schluß sei wieder eine Stelle aus einer Königsberger Rede vom 6. September 1894 angeführt, wo es heißt: „Der Nachfolger dessen, der aus eigenem Recht souveräner Herzog in Preußen wurde, wie sein großer Ahne; und wie einst der erste König „ex me mea nata corona“ sagte, und sein großer Sohn seine Autorität als einen rocher de bronze stabilisierte, so vertrete auch ich gleich meinem kaiserlichen Großvater das Königtum aus Gottes Gnaden.“

Es ließe sich wohl noch die eine oder andre Wendung aus den zahlreichen Reden des Monarchen herausfinden, die bewiese, daß er nicht ex tempore, vom Strome seiner Beredsamkeit fortgerissen, Einfälle zum besten gegeben, sondern eine festgefügte, in sich durchaus abgeschlossene Weltanschauung proklamiert hat. Das ist seine Mystizismus, kein Romantizismus, sondern die Überzeugung, daß ihm die Krone eignet von Gottes Gnaden. Ihr Träger hat sie nach seiner Ansicht durch das Walten der Vorsehung erhalten wie seine Ahnen, die sie unter wechselnden Staatsformen besessen haben. Mit keiner Silbe hat sich der König in Gegensatz gestellt zum konstitutionellen System oder sich gar zum Vertreter des Absolutismus gemacht, wenn er sich in seiner jüngsten Rede „als Instrument des Herrn“ betrachtet, als einen Herrscher, der „ohne Rücksicht auf Tagesansichten und -Meinungen“ seinen Weg geht. Wie er bei früheren Gelegenheiten seine Verantwortung vor Gott hervorgehoben hat, von der ihn — also in Mitarbeit — kein Minister, keine Volksvertretung entbinden könne, so hat er auch jetzt von dieser Mitarbeit gesprochen und zu dieser Mitarbeit einen jeden im Lande aufgefordert. Das klingt nicht nach Absolutismus, und es ist eine Fälschung, wenn einige Zeitungen davon sprechen, er habe als absoluter Monarch gegen Parlament und Volksbeschlüsse Stellung genommen. Richtig ist nur seine Geringschätzung der Tagesansichten und -Meinungen, und es wäre zu wünschen, daß unsre berufsmäßigen Parlamentarier gleichfalls danach verfahren und nicht bei jedem Wort, bei jeder Abstimmung nach dem König Demos hinschielten. Was ist eine Tagesansicht? Doch wohl eine von eines Tages Dauer, eine Eintagsfliege. Wer sich mit der Pflege und Beobachtung dieses interessantesten Insekts beschäftigt, wird schwerlich großzügige Politik treiben, schwerlich seinen Blick in die Ferne richten können. Das heißt ja Kirschen nach Werder tragen, wollte man Beweise dafür beibringen, welcher Widerwille die einsichtigen Elemente gegen das Fraktionsgezänk und die Streitigkeiten der bürgerlichen Parteien erfaßt hat. Roma deliberante Saguntum perit. Bei dem ganzen Rummel ist zudem in Betracht zu ziehen, daß dieselben Gedanken die letzte Königsberger Rundgebung durchziehen, die während der letzten zwanzig Jahre wiederholt und offen, teilweise nahezu wört-

lich, ausgesprochen wurden, ohne daß es gelungen wäre, dem Publikum den Glauben beizubringen, es sei etwas Unerhörtes geschehen. Es ist geflissentlich zur Erzielung der Verwirrung der Unterschied von parlamentarischer und konstitutioneller Regierung verwischt worden, als wenn das Gottesgnadentum und seine Proklamierung absolutistische Gelüste bedeute. Man fordert gewissermaßen die Gegenzeichnung des Ministerpräsidenten oder Reichskanzlers und erregt die Vorstellung, als läge ein Eingriff in die Politik des Reiches oder Preußens unter Verletzung der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeit vor. Der Wortlaut der Rede straft diese Auslegung Lügen. Der Vergleich mit den Ereignissen, die zu der Bülow'schen Erklärung im Reichsanzeiger vom 17. November 1908 geführt haben, trifft nicht zu; sie so verwerten zu wollen, als hätte der Kaiser sich einem dauernden Schweigegebot unterwerfen wollen, wäre ein Hohn auf den monarchischen Gedanken. Keine Partei, keine Regierung eines andern Staates kann sich diesmal verletzt fühlen, wohl aber ist es von Wert für den Frieden der ganzen Welt, zu hören, daß Deutschland nach wie vor die kriegerischen Tugenden seiner Söhne pflegen will. „Denn nur auf unsrer Rüstung beruht unser Friede.“ Wahrlich nicht auf der Uneinigkeit der parlamentarischen Fraktionen, denen die Verfassung das Bestimmungsrecht über Krieg und Frieden nicht gewährt hat. Darüber hat der Kaiser, bei Kriegen, wo wir angegriffen werden, sogar nur er allein, ohne Zustimmung des Bundesrats zu befinden, und gerade er hat in einer zwei- undzwanzigjährigen Regierung bewiesen, daß er ein Friedenskaiser ist, während Deutschland, wäre es nach unsrer angeblich so friedliebenden Sozialdemokratie gegangen, längst in einen Krieg gegen Rußland hineingeheßt wäre. Jetzt steigt die rote Flut, die Verblendeten im bürgerlichen Lager freuen sich dessen, als wenn es ein besonderer Genuss wäre, mit den Konservativen zusammen ersäuft zu werden, die Angstlichen schauen sich nach Hilfe um. Vielleicht überdenken sie sich noch einmal kühl die kaiserlichen Worte und prüfen sie darauf hin, ob nicht ihr fester, mannhafter Ton mehr Bürgerschaft gewährt für die Stetigkeit unsrer innerpolitischen Entwicklung als der Wirrwarr der Meinungen. Eine zur Macht gelangte Sozialdemokratie, die jetzt am meisten aus dem Häuschen geraten ist, würde der Gesellschaft von heut vermuthlich Gesetze diktieren, die eine lebhafteste Sehnsucht nach dem Instrument des Herrn wach rufen würden. Aber einstweilen scheinen unsre Verhältnisse noch nicht so zerrüttet, die finanzielle Not des Reiches nicht so schreckenerregend zu sein, sonst würde man sich nicht so ungeberdig gegenüber Selbstverständlichkeiten benehmen und vielmehr die gelassene Überlegenheit inmitten erregter Zeitläufte beruhigend auf sich wirken lassen.



Die zukünftigen Beziehungen der Elektrotechnik zur Luftschiffahrt.

Von Dr. Albert Neuburger (Berlin).



ie Luftschiffahrt hat den heutigen Standpunkt ihrer Entwicklung erreicht, ohne daß sie von den Errungenschaften der modernen Elektrotechnik irgendwelchen nennenswerten Gebrauch gemacht hätte.

Im Gegenteil -- man hütete sich fast geflüchtlich, elektrotechnische Einrichtungen zu benutzen, da man die mit ihrer Verwendung verbundenen Gefahren fürchtete. Der wesentlichste Bestandteil eines jeden Luftschiffs, gehöre es nun welchem System auch immer an, ist der große mit außerordentlich leicht brennbaren und im Gemische mit Luft sogar explosiblen Gasarten gefüllte Ballon: es ist erklärlich, daß man in seiner Nähe um so weniger Vorrichtungen aufzustellen wagte, bei denen die Bildung zündender elektrischer Funken niemals ganz zu verhüten ist, als ja auch die Ballonhülle niemals vollständig abgedichtet werden kann, so daß auch in ihrer Umgebung ständig Gase oder explosive Gasgemische in mehr oder minder großer Menge vorhanden sein müssen.

Daß zwei derartig wichtige und hoch entwickelte Zweige der modernen Technik, wie die Luftschiffahrt und die Elektrotechnik, nicht auch in Zukunft nebeneinander hergehen können, ohne daß der eine vom andern Nutzen zieht, leuchtet ohne weiteres ein. Es fragt sich nur, wie sollen sich ihre Beziehungen gestalten, resp. auf welche Weise sollen die Gefahren, die aus ihren Wechselbeziehungen entstehen können, vermieden werden? Im Anschluß hieran ergibt sich dann die weitere Frage, in welcher Art sich die zukünftige Verwendung der Elektrotechnik auf dem Gebiete der Luftschiffahrt wird ausgestalten lassen.

Die Verminderung der Gefahren, die aus der Benutzung elektrotechnischer Apparate auf Luftschiffen entstehen können, schließt aber auch noch ein weiteres Problem von weitgehender Bedeutung für die dereinstige Entwicklung unsres Luftschiffverkehrs in sich. Nicht nur bestimmte Apparate können, wenn sie mitgeführt werden, die Ursache von Katastrophen werden, sondern die Elektrizität überhaupt und vor allem der elektrische Zustand der Atmosphäre bildet eine ständige Gefahrenquelle, besonders dann, wenn in Momenten stärkster atmosphärischer Ladungen ungeeignete Maßregeln ergriffen werden. Die größte Gefahr für den Luftschiffer, gegen die alle andern weit zurücktreten, ist das Gewitter. Liegen auch die Schrecken eines solchen in erster Linie in den Wirbelwinden, die den Ballon oft in unerwünschte Regionen entführen, so ergibt sich doch auch aus den elektrischen Ladungszuständen der Atmosphäre eine Quelle ständiger Sorgen. Insbesondere dann, wenn das Luftschiff in die Nähe von Blitzableitern, Schiffsmasten und ähnlichen Spitzen kommt, aus denen

elektrische Ladungen oder Lichterscheinungen in besonders starkem Maße ausströmen, oder wenn unter bestimmten Umständen zwischen ihm und der Erdoberfläche eine leitende Verbindung hergestellt wird, können durch elektrische Funken oder Flammen Entzündungen des Balloninhalts herbeigeführt werden. Trotz alledem, was darüber geschrieben wurde, kann die Katastrophe, die den Zeppelin II bei Scherdingen betraf, doch in ihren Ursachen als noch immer nicht vollständig aufgeklärt gelten, und die Annahme, daß hierbei elektrische Entladungen mitgespielt haben, läßt sich nun einmal nicht von der Hand weisen. Welche gewaltigen Spannungsunterschiede gerade bei den von Niederschlägen begleiteten atmosphärischen Erscheinungen auftreten, hat Verdien durch eingehende Versuche festgestellt. Er fand, daß pro Meter Höhenunterschied die elektrische Spannungsdifferenz bei Böenregen 4000 bis 6000 Volt beträgt und daß sie bei Gewitterregen bis auf 10000 Volt anzusteigen vermag. Auch über die Wirkung der Metallteile des Ballons und ihre Beziehungen zur Funkenbildung sowie über die Rolle, die feuchtes und nasses Sauerwerk dabei spielen, existieren eine ganze Anzahl von Untersuchungen, die aber wegen der hierbei in Betracht kommenden äußerst komplizierten Verhältnisse zu einem einwandfreien und abschließenden Ergebnis noch nicht geführt haben -- sind doch vor allem die Beziehungen zwischen den elektrischen Verhältnissen des Ballons und denen der umgebenden Luft noch nicht in allen Teilen klargelegt und kommen doch hierbei noch eine ganze Anzahl spezieller Fragen in Betracht. So ist es z. B. nicht gleichgültig, ob das Gerüst eines Ballons aus Metallteilen besteht oder nicht. Gerade über die Wirkung dieser Metallteile werden sich erst dann vergleichende elektrische Messungen anstellen lassen, wenn die mit Holzgerüsten ausgestatteten Ballons von Rettig und Schütte zu derartigen wissenschaftlichen Untersuchungen herangezogen werden.

Wie so oft, so muß auch hier die Praxis der Theorie vorausseilen! Man kann das Ergebnis aller der vielen noch in der Zeiten Schoße liegenden Messungen und Forschungen über die wechselseitigen Beziehungen zwischen Luستهlektrizität, Ballonhülle und Ballongerüst nicht abwarten, sondern muß einfach die Frage aufwerfen: wie schützt man überhaupt einen Ballon gegen die Gefahren elektrischer Entladungen, ganz gleich, ob diese durch Potentialdifferenzen in der Atmosphäre oder durch den Ausgleich von Spannungen an mitgeführten elektrotechnischen Apparaten und Maschinen entstehen? Als derartige Apparate kommen natürlich in erster Linie die für die drahtlose Telegraphie in Betracht, die, wie wir weiter unten noch sehen werden, insbesondere für die Ortsbestimmung auf Luftschiffen in Zukunft eine ganz bedeutende Rolle spielen dürften. Aber auch Dynamos kleinerer Abmessungen zur Speisung der Scheinwerfer mit elek-

trischem Strom, sowie überhaupt auf Versorgung mit Licht und eventuell Wärme, ferner Zünderbatterien usw. kommen hier in Betracht. Sobald es einmal gelungen sein wird, die Entzündungsgefahr des Gases überhaupt abzuwenden, wird auch eine weit durchgeführte Ausstattung der Ballons mit elektrischen Einrichtungen keine Schwierigkeiten mehr bieten, soweit ihr nicht durch das Gewicht der Apparatur eine natürliche Grenze gesetzt wird, eine Grenze, die aber auch nur für einen sehr geringen Teil dieser maschinellen Einrichtungen in Betracht kommt.

Da an einzelnen Luftschiffen Spannungsdifferenzen bis zu 50000 Volt auftreten können und da zündende Funken schon bei 3000 Volt, ja unter günstigen Umständen, nämlich bei genügender Annäherung der Pole, sogar bei 100 Volt und darunter zu entstehen vermögen, so wäre die idealste Lösung der Frage die Verwendung nicht brennbarer Gase im Ballon. Leider steht diesem Ausweg ihr hohes spezifisches Gewicht entgegen und auch die bequeme Beschaffung der nötigen Mengen dürfte bei einzelnen derselben mit Schwierigkeiten verbunden sein. Weitgehende Beachtung verdient hingegen ein anderer Vorschlag, den Zehnder vor kurzem machte und der vom elektrotechnischen Standpunkte aus zweifellos als einwandfrei bezeichnet werden muß. Es gibt eine elektrotechnische Vorrichtung, die selbst gegen hochgespannte elektrische Entladungen Schutz gewährt und die nach dem berühmten englischen Physiker Faraday der „Faradaysche Käfig“ genannt wird. Sie besteht aus einem engmaschigen Netz von feinen Metalldrähten. Jeder innerhalb dieses Netzes befindliche Körper ist gegen selbst noch so gewaltige elektrische Funken und Flammen vollkommen geschützt, da sie durch das Netz nicht hindurchgehen. Es liegt also hier eine Konstruktion vor, die gewissermaßen an die Davysche Sicherheitslampe für Bergwerke erinnert, bei der sich ja auch die im Innern der Lampe an der Flamme stattfindenden Explosionen nicht nach außen hin durch das umgebende feinmaschige Drahtnetz hindurch fortzupflanzen vermögen. Vor einigen Jahren erregte es großes Aufsehen, als Professor Ardenneff aus St. Petersburg, mit einem Schutzzug aus feinmaschigem Metallgewebe angetan, sich den stärksten elektrischen Funken, Flammen und Spannungen aussetzte, ohne irgendwie Schaden zu nehmen. Man könnte nun die Ballons gleichfalls mit einem ähnlichen Drahtnetz umgeben, das in doppelter Hinsicht Schutz bieten würde: zunächst Schutz vor den elektrischen Entladungen überhaupt und dann — nach dem Prinzip der Davyschen Sicherheitslampe — Schutz vor etwa außerhalb des Netzes stattfindenden Explosionen der Luftgasgemische, die sich — ähnlich den Explosionen der Schlagwetter in den Bergwerken — nicht durch die Maschen hindurch fortzupflanzen vermögen. Natürlich müßten auch die elektrischen Apparate, insbesondere die mit

hohen Spannungen arbeitenden, vor allem also die Sendestationen für drahtlose Telegraphie, außerhalb des Schutznetzes aufgestellt sein oder durch Einschließen in einen eigenen „Faradayschen Käfig“ noch im speziellen unschädlich gemacht werden. Ihre Bedienung durch das Netz hindurch bietet bei der Eigenart der elektrischen Leitungen ja keinerlei Schwierigkeiten dar. Bei manchen Ballons dürfte es überhaupt genügen, nur den Ballonkörper selbst mit Ausschluß der Gondeln, in denen dann die Apparate aufgestellt werden könnten, mit dem Netze zu umgeben. In welcher Weise man das Netz anbringt, ob nur um den Ballonkörper herum oder nur um die die Apparate bergenden Gondeln, oder um Ballonkörper und Gondeln zusammen mit besonderer Aufstellung der Maschinen ist eine Frage, die von Fall zu Fall je nach der Konstruktion des Ballons und unter besonderer Berücksichtigung der Belastung durch das Metallnetz bearbeitet werden muß.

Auch ein Ballon, dessen Hülle anstatt aus Geweben vollkommen aus Metall besteht, würde als gefahrlos betrachtet werden müssen. Er würde ebenso gefahrlos sein wie die Gasometer unserer Gasanstalten. Bekannt ist ja, daß der Schotte Murdoch, der Erfinder der Gasbeleuchtung, den erschrocken Stadtvätern von Birmingham, die seine Anstalt schließen wollten, ihre Ungefährlichkeit dadurch demonstrierte, daß er sie zur Besichtigung einlud, dann im Gasometerraum einsperrte, mit der Spitzhacke ein Loch in den Gasbehälter schlug und das ausströmende Gas entzündete, das mit ruhiger Flamme abbrannte. Ebenso würde auch bei einem Ballon mit unverbrennlicher Hülle im Falle der Verletzung ein ruhiges Abbrennen stattfinden. Auch die elektrischen Potentiale zwischen Metallkugeln und umgebender Luft müssen als unbedenklich betrachtet werden und keinesfalls können an der Grenze solche Spannungsdifferenzen auftreten, wie zwischen Geweben und Luft. Die Gewichtsfrage spielt keine Rolle. Schon Zehnder hat darauf hingewiesen, daß man Metalle außerordentlich dünn auswalzen und daß man ihnen dadurch, daß man sie in Wellblechform bringt, die nötige Festigkeit verleihen kann. Eine weitere, leicht anzubringende Art der Versteifung wäre das „Bördeln“, d. h. die Anbringung eines umgebogenen Randes. In neuester Zeit sind jedoch Versuche im Gange, die Gewebe direkt nach einem neuen Verfahren mit einer Metallschicht von unendlicher Feinheit zu versehen, so daß der Ballon die Vorteile des Gewebeballons mit denen des Metallballons vereint.

Man kann also dahin resumieren, daß sich ein Schutz des Ballons gegen elektrische Entladungen — ob sie nun aus der Atmosphäre herkommen oder ob sie von mitgeführten elektrischen Maschinen verursacht werden, wohl und in hinreichender Weise durchführen läßt, um so mehr, da außer den vorstehend erwähnten Hilfsmitteln auch noch

andre, wie z. B. die Anbringung von Spitzen zum Ausgleich elektrischer Spannungen usw. zur Verfügung stehen. Es fragt sich nun, in welcher Weise die Elektrotechnik zur zukünftigen Ausgestaltung der Luftschiffahrt herbeigezogen werden wird. Von allen den mannigfachen, lediglich der Bequemlichkeit dienenden Einrichtungen, die sich denken lassen, und die zweifellos mit der Zeit auch angebracht werden dürfen, wie z. B. elektrische Heizung, elektrische Kochapparate usw., soll hier ganz abgesehen werden. Wichtiger als diese sind die Fragen der Orts- und Zeitbestimmung im Ballon, sowie die Aufrechterhaltung des Verkehrs mit der Erdoberfläche. Für die letztere kann nur die drahtlose Telegraphie in Betracht kommen. Schon lange, ehe man sich von der heutigen Entwicklung der Luftschiffahrt etwas träumen ließ, nämlich bereits im Jahre 1898, ist es gelungen, von der Erde aus funkentelegraphische Signale nach Fesselballons zu senden. Daß man Zeichen, die von unten her in die Lüfte hinaufgeschickt werden, im Ballon aufzunehmen vermag, und zwar ohne Gefahr aufzunehmen vermag, weiß man also schon lange. Zahlreiche Versuche haben diese Möglichkeit immer wieder von neuem bewiesen. Anders hingegen ist es, wenn man drahtlose Telegramme vom Ballon aus senden will, sei es nach der Erde oder nach andern Luftschiffen. Dann müssen in der Gondel Sendestationen aufgestellt werden, die mit Funkeninduktoren und Kondensatoren, also mit Apparaten ausgestattet sein, deren Zweck es ist, die elektrischen Potentialdifferenzen auf das höchstmögliche Maß zu steigern. Bieten diese schon an und für sich die ständige Gefahr unerwünschter Funkenbildung, so wird diese Gefahr noch dadurch gesteigert, daß zur Erzeugung elektrischer Wellen eine Funkenstrecke direkt und absichtlich herbeigeführt werden muß. So ließ man denn lieber die Hände davon, bis es vor nicht allzulanger Zeit Major Groß doch wagte, nach einer Reihe von Vorversuchen vom „Groß II“ aus Funkentelegramme abzuschicken. Es war dies ein gar gefährliches Beginnen, und die Offiziere, die es durchführten, bewiesen jedenfalls einen hohen Mut. Welche Vorsichtsmaßregeln dabei getroffen wurden, darüber wird natürlich, ebenso wie über die neuesten Versuche im Pariseval-Ballon strengstes Stillschweigen bewahrt. Liegt doch gerade in der Möglichkeit einer Verständigung vom Ballon aus ein hervorragender und nicht zu unterschätzender Fortschritt unserer deutschen Luftschiffahrt, und speziell unserer Militärluftschiffahrt gegenüber der des Auslandes!

Auch sonst hat man eine Anzahl von Vorschlägen zur Lösung dieser Frage gemacht, unter denen sich sicher viel Brauchbares befindet, dessen Erprobung Aufgabe der nächsten Zeit sein wird. Mögen diese Versuche ausfallen wie sie wollen, jedenfalls gewährt schon die Tatsache, daß man nach dem Ballon hin auf drahtlosem Wege Mel-

dungen senden kann, eine Reihe von Möglichkeiten, die für die zukünftige Entwicklung des Luftverkehrs von einschneidender Bedeutung sein dürften. Zunächst einmal läßt sich damit ein Sturmwarnungssystem ausgestalten, in ähnlicher Weise wie es ja für unsre Küsten bereits seit langem besteht. Der Luftschiffer, dessen Barometer und Barograph durch Steigen und Fallen des Ballons beeinflusst werden, ist nicht imstande, die Schwankungen des Luftdrucks, die durch atmosphärische Einflüsse stattfinden, einwandfrei zu verfolgen. Hier tritt also die Elektrotechnik in Form der drahtlosen Telegraphie ergänzend ein.

Dies ist des Weiteren der Fall bei der Zeitbestimmung und im Zusammenhang damit bei der Ortsbestimmung. Die letztere beruht auf richtigen chronometrischen Angaben. Wenn auch die Ausbildung der Chronometer eine vorzügliche genannt werden muß, so dürfte in der Zeitübermittlung auf funkentelegraphischem Wege doch eine einfachere Methode liegen. Professor Bigourdan hat ein System der Uhrenregulierung mit Hilfe der drahtlosen Telegraphie geschaffen, das so vorzüglich funktionierte, daß der Magistrat der Stadt Wien zehntausend Gulden zur Verfügung stellte, um die öffentlichen Uhren der österreichischen Residenz nach diesem System zu regulieren. In ähnlicher Weise lassen sich natürlich auch ohne weiteres die auf den Luftschiffen mitgeführten Chronometer, die aber dann keine Uhren mehr sind, sondern elektrische Apparate darstellen, stets auf Bruchteile einer Sekunde genau regulieren. Ob eine solche Regulierung aber überhaupt noch vonnöten sein wird, ist durch einen weiteren Fortschritt der Elektrotechnik, der sich speziell auf die Luftschiffahrt bezieht, um so mehr fraglich geworden, als er das ganze Orientierungssystem überhaupt umzugestalten berufen sein dürfte. Während es bei gutem Wetter für den Luftschiffer an der Hand der Karten verhältnismäßig leicht ist, den Ort festzustellen, über dem er sich befindet, ändert sich die Sachlage, sobald Nebel — besonders in Verbindung mit starker Finsternis — das Verfolgen der Fahrt auf der Karte unmöglich macht. Rittmeister v. Frankenberg hat nun ein System der Orientierung vorgeschlagen, das in der Anbringung beleuchteter Zahlen und Buchstaben auf Kirchtürmen, auf den Dächern der Häuser und an sonstigen geeigneten Stellen usw. besteht. Jede Buchstaben-Zahlen-Kombination entspricht einer bestimmten Provinz resp. Ortschaft, und der Luftschiffer braucht nur nachzusehen, welche Ortschaft die abgelesene Kombination bedeutet, um zu wissen, wo er ist. Er kann aber nur dann nachsehen, wenn er die Zahlen und Buchstaben auch wirklich abzulesen vermochte. Ob dies bei stockfinsterner Nacht und in dichtestem Nebel möglich ist, ohne in die durch Berge, Wälder usw. usw. gefährbringende Nähe der Erdoberfläche allzuweit herabsteigen zu müssen, muß erst noch erprobt wer-

den. Außerdem muß auch dieses System auf dem Meere wohl überhaupt versagen oder nur unter großen Schwierigkeiten aufrecht zu erhalten sein. Hier ist es nun wieder die Elektrotechnik, die neuere Methoden zu schaffen berufen erscheint. Der bekannte Elektrotechniker Friedrich Lux in Ludwigshafen hat ein neues Orientierungssystem auf elektrotechnischer Grundlage ausgearbeitet, das auf der Verwendung der drahtlosen Telegraphie beruht. Die Reichweite dieser letzteren ist bekanntlich eine außerordentlich große, sie kann über weite Teile des Ozeans ausgedehnt werden. Jedes Schiff vermag die Luftschiffe in bezug auf Orientierung zu unterstützen. Auf dem Lande sind die so zahlreich vorhandenen Elektrizitätswerke, deren heutzutage — dank der geschäftlichen Rührigkeit der Elektrizitätsgesellschaften — fast schon jedes Nest eines besitzt, die gegebenen Sendestationen. Die Einteilung soll nun so erfolgen, daß die Sendestationen je 50 Kilometer Durchmesser mit einem bestimmten wellentelegraphischen Signal versehen, das für jede Sendestation anders und charakteristisch ist. Die Apparate werden so abgestimmt, daß das Signal nicht über die Peripherie dieser 50 Kilometer hinausreicht, so daß das Luftschiff in dem Momente, wo es diese Peripherie überschreitet, das Signal der nächsten Station empfängt. Auf dem Meere muß natürlich die Reichweite eine größere sein. Die Signale werden mittels einer von Lux konstruierten Apparatur, deren Anschluß an das Elektrizitätswerk nur etwa 1000 Mark kostet, ununterbrochen abgegeben. Das Luftschiff ist mit einem Empfangsapparat, dessen Kosten sich auf etwa 100 Mark belaufen, ausgestattet und erhält während seiner ganzen Fahrt ununterbrochen Signale, die mit dem Überschreiten des Aktionsradius der einzelnen Sendestationen sich ständig ändern. Diese Signale geben dem Luftschiffer kund, wo er sich befindet, sie verraten ihm die Nähe gefährdender Stellen, wie z. B. der Küsten, sie orientieren ihn über die Annäherung an eine Landesgrenze usw. usw. Die bisherigen Versuche sind sehr günstig ausgefallen, und es verlautet, daß die Zeppelin-Luftschiffahrt-Gesellschaft sich mit der Absicht tragen soll, auf der von ihr in Aussicht genommenen Strecke Luzern-Düsseldorf das Luxsche System im Großen zu erproben.



Palmström.



ichten heißt Gestalten. Die schönsten farbigsten Worte bleiben Palette, wenn aus ihnen sich nicht ein Eindruck ergibt. Und wenn er haftet, wenn sich zu unsern Erfahrungen diese neue gefellt, hat der Dichter das erreicht, was ihm das höchste

sein muß unter seinen Zielen: er hat wie sonst Lebendiges auf Lebendige gewirkt.

Das Verstimmende an den meisten Büchern unsrer Zeit ist ihre Unwirksamkeit. Sie sind als Bücher geschrieben, ja als Bücher empfangen, wenn nicht gar erschrieben (das „Literarische“). Was scheren den Genießer Richtungen und Vertreter. Er will gepackt, gerührt, bewegt sein. Das gilt für die ganze Skala vom rohesten des darstellerischen, rein faktischen Eindruck bis hinauf in die Atmosphäre des rein Künstlerischen. Nur der Schöpfer zwingt, bannt. Warum aber haben wir so wenig Schöpfer? Nicht weil so viele Menschen schreiben, sondern weil so wenige Menschen leben. Die Schreibenden glauben, es sei damit getan, sie brauchten gar nicht zu leben. Früher hatten hin und wieder Lebendige geschrieben, recht und schlecht, je nachdem sie zum Schreiben begabt gewesen waren. Heute lebt kaum je ein Schreibender, höchstens lebt er, um zu schreiben. Daß nur der ein Dichter sei, den sein Leben manchmal zum Schreiben nötige, das scheint heut ein Aberglauben. Die meisten Schreiber leben vom Schreiben.

Um so freudiger darf man in diesem Gewirr von tonlosen Stimmen einen Gestalter begrüßen. Er heißt Christian Morgenstern und Palmström*) ist sein Geschöpf.

Christian Morgenstern ist bisher ein moderner Lyriker gewesen. Weniger kann man nicht sein. Ich glaube, in gewissen Kreisen ist das heute jeder nicht idiotische Jüngling zwischen 12 und 30 Jahren. Daß von 100 lyrischen Büchern 99 völlig wertlos sind, ist dem, der sie jahraus jahrein erhält, längst eine leidige Tatsache. Ebenso aber genügt ein Blick, um das eine zu bemerken.

Ich habe eines bemerkt: Palmström von Christian Morgenstern. Ich habe die ersten zwei Zeilen gelesen und sofort vergnügt das ganze Buch (es hat nur 54 Seiten und darunter viele leere, weiße nämlich). Nach drei Gedichten schon hatte ich eine Erfahrung gewonnen: ich besaß Palmström. Er gehört nunmehr zu meinen unverlierbaren Bekannten — wie Kreisler, wie Rasolnikow, wie Niels Pyhne, wie Nora, wie Tobias Knopp. Und er hat das Lebendigste: das Unererschöpfliche. Denn Morgenstern hat ihn nur skizziert, nur ein paar Züge von ihm gezeichnet, freilich echte, sitzende, unverkennbare.

Palmström ist ein Held unsrer Zeit. Es ist wohl nicht nötig, hinzuzufügen, daß er kläglich sei. Unfre halb schlächtige, unaufrichtige, bodenlos gemeine Zeit erzeugt ja nur zweierlei Typen: Zeitgemäße (= Helden) und Unzeitgemäße. Das scheint sie freilich mit jeder Epoche gemein zu haben. Aber der Unterschied mit sonstigen Zeiten ist der, daß die Helden früherer ihnen das Gepräge gegeben haben (das napoleonische Zeitalter,

*) Verlag von Bruno Cassirer, Berlin 1910.

Metternichs Vormärz, das Preußen Bismarcks usw.), während unsre „Helden“ die von ihrer Zeit schöne Bestiegten vorstellen. Die Überwinder ihrer Zeit geben ihr heute nämlich nicht das Gepräge. Sie sind höchstens ihre Folie. Wenn man will, kann man ja künftig unsre Epoche sozusagen von hinten betrachten.

Palmström ist ein Held unsrer Zeit. Nach der Moral hat die Kritik — die objektive natürlich — das Wort. Palmström ist also selbstverständlich ein Gebildeter, ein Fortgeschrittener, ein Moderner. Er ist des weitern ebenso selbstverständlich ein Unzufriedener (nur sieht er nicht stolz aus). Die zeitgemäßen Unzufriedenen von heute sind sämtlich Snobs. Es hat seit jeher Snobs gegeben, das heißt Menschen, die nicht sie selbst sind, weil an ihnen nichts Persönliches ist, sondern ein anderer, wie sie ihn sehen; ein Snob ist ein Mensch, der sein möchte. Aber sie liefen — massenhaft zuweilen — neben ihrer Zeit her; heute wartet die Zeit auf sie, richtet ihren Schritt nach ihnen ein: sie brauchen also nicht zu laufen, deshalb scheinen sie würdevoll, freilich wieder nur Zeitgemäßen. Früher waren sie so atemlos, daß man sie immer keuchen hörte. Man brauchte sich nur umzusehen: Uha, sagte z. B. Thackeray, das ist wieder einer. Und er trug ihn in sein Notizbuch ein. Heute bilden sie die Mehrzahl. Man unterscheidet sie nicht mehr als einzelne, muß sie nicht mehr zu Klassen zusammenfassen. Im Gegenteil: heute hätte einer zu tun, der ein Antisnob-buch schriebe; er müßte wie damals Thackeray auf Snobs auf die anderen botanisieren gehen. Es ist heute gar nicht auffällig, wenn man ein Snob ist. Es ist unangenehm, wenn man's nicht sein kann. Die Gesellschaft nimmt es einem übel. Denn das ist das eminent Zeitgemäße unsrer Snobs, sie möchten sogar das sein, was sie sind. Man findet heute z. B. unter unzweifelhaften Aristokraten aristokratische Snobs. Es gibt tatsächlich unzählige Aristokraten, die Aristokraten „vorstellen“. Doch zu Palmström.

Palmström lebt intensiv. Er ist seiner Zeit sogar immer um einen Schritt voraus, ermuntert sie gleichsam, nachzukommen. Wie einer, der die Zeit am Halsband führte. „Hin bin ich so wie so“, empfindet er mit Buschs Engländer (Wisch und Blum).

Unbeschreiblich meisterhaft hat Karl Walser Palmströms Erscheinung in seiner genialen Umschlagzeichnung festgehalten. Das ist er. Ich kenne ihn persönlich. An diesem Buch — das heißt an ein paar Versen dieses Buches (denn der Rest ist mehr minder gutes Füllsel, viele besser weg) und an dieser Zeichnung ist das Bezaubernde, daß sie eine Feststellung sind, keine Postulierung. Faust z. B. ist ein Postulat. Wenn man will, eine Idee (nicht im platonischen Sinne). Konstatierungen, richtig beleuchtet, im richtigen Moment verlautbart, wirken wie Symbole. Werther

oder Adolphe sind nicht solche Abbreviaturen. Man macht sie erst historisch dazu. Don Quixote ist eine vorweggenommene Abbreviatur. Wir sehen ihn heute sozusagen im Nachhinein von vorn. Das gibt ihm etwas Transparentes. Er verkörpert nicht seine Zeit. Er ist aus ihr hinwegzudenken. Man sieht durch ihn durch. Werther und Adolphe sind Ausdrücke, sehr persönliche Ausdrücke für eine Epoche. Man kann diese Epoche ganz gut in ihnen begreifen. Einseitig freilich, aber immerhin reiflos. Das Bild ist nicht falsch, aber bedingt (durch die künstlerische Atmosphäre). Dostojewskis kranke Menschen sind alle er, aber er ist so ganz Russe und daher schon — auch in seinem typischen Schicksal — so sehr Symbol, daß man sie, alle Prämissen zugehend, als die Welt anspricht. Anders als sonst in Menschenköpfen . . . natürlich. Immer wieder anders. Auch eine Farbenskizze von Outamaro, zwei Fische darstellend, ist „anders“. Das ist nämlich das Geheimnis einerseits der Rasse, anderseits des Künstlers. Jeder Künstler drückt seine Rasse aus, und der künstlerische Ausdruck einer Rasse wirkt bei aller Lebendigkeit starr wie ein Geheimnis.

An Palmström ist nichts Geheimnis. Und er ist raffelos. Er ist völlig unpersönlich. Und sein „anders“ ist „daselbe“.

Palmström ist im Grunde die Trivialität in Person. Das ist nämlich das einzig Interessante an unsrer Zeit, soweit sie zeitgemäß ist, daß das Triviale sich individuell benimmt. Palmström benimmt sich. Er ist sogar aufdringlich. Benehmen, als solches bemerkt, wirkt — auf Außenstehende — aufdringlich. Das Vornehme ist selbstverständlich. Palmström ist ganz unverständlich. Er liebt das Unverständliche, „versteh“ es aber. Er „versteh“ zu schlafen, „versteh“ zu denken. Er lernt z. B. das Gruseln. Und — man höre mit Zeitgenossen=Sachverständnis — er bestellt (beim „Warenhaus für kleines Glück“) ein Quartal „Gemischte Post“ . . .

Neben Palmström geht, wie neben Rosenkranz Gildensstern (immer wieder geht neben Rosenkranz Gildensstern — oder umgekehrt), v. Korf. Das ist nicht etwa der Sancho Panza des edlen Ritters de la Mancha, sondern im Gegenteil: das stereotypische „Gewiß“ zum konventionellen „Nicht wahr?“. Er ist zwar immer etwas anders, immer sozusagen „Gewiß; freilich wenn man . . .“, aber es kommt doch „schließlich darauf hinaus“. Er übertrumpft aus Bewunderung. Kennt Ihr nicht v. Korf? Ich kenne ihn persönlich. Er ist ein kleiner Ironiker, aber sehr verbindlich. Wecht ihn einmal unversehens auf, und seine ganze Ironie ist beim Teufel.

Dieses köstliche Buch höhnt nicht, es „behandelt“, in Altensbergschen Extrakt=Traktätchen verschiedene „Gebiete“. Natürlich kommt — „wir Menschen des 20. Jahrhunderts“; so lautet doch die stolze Visitenkarte der Herren Jämmerlich und Konforten

— die Wissenschaft voll zu ihrem Recht. Und anderseits die Mystik. Und die Obrigkeit. Und Herr Reinhardt — pardon die künstlerische Gestaltung der Kunst. Und die Technik. Wie überhaupt jede Errungenschaft. Sogar Stefan George.

Palmström ist der Held unsrer Zeit. Er glaubt an sich. Das muß er auch um der Selbsterhaltung willen. Denn die künftige Zeit wird nicht an ihn glauben. Das ist seine, unsre Tragikomik. Man wird an uns nicht glauben. Roosevelt z. B. wird nicht geglaubt werden. Trotz den Zeitungen. Aber Gott sei Dank wird man sich an Palmström halten können. Palmström steht nunmehr für uns „fest und treu“. Wir brauchen gar nichts mehr zu erleben. Palmström, zumal seit er als Abonnent „überall hineingestellt“ ist, hat alles vorweggenommen. Wir können uns ruhig schlafen legen. Palmström wacht.

Aus dem Rest des Buches, das einen ganz eigenen komischen Ausdruck im rein Sprachlichen hat, eine neue in ihrer Art auch hervorragend parodistische Manier, der Sprache einen kuriosen Takt zuzumuten, die Grammatik, wie Herr Fluth den dicken Sir John, mit dem Stock, den sie verschluckt hat, weiterzutreiben, ruckweise, grausam, aber „ohne Ahnung“ — aus dem Rest des Buches, der kalauert, wedekindet und auch sonst überflüssig ist, ist ein unbeschreiblich komisches Gedicht hervorzuhelen (es gehört zwar noch angeblich zu „Korf und Palmström“ — wir kennen den Scherz, verraten ihn aber nicht; Schreiber dieses gilt nicht umsonst als Verfertiger oder Herausgeber von „Pierrot und Colombine“ und „Balthesser“); er heißt „der Rock“ und hebt also an:

„Der Rock, am Tage angehabt . . .“

Richard Schaukal (Wien).

* * *

Flüchtig nur angeblickt, angehaucht, scheint es ein lustiges Buch („Palmström“, von Christian Morgenstern, Verlag B. Cassirer). Da stehen Gedichte, über die man wirklich lacht, und andre, zu denen man „au“ sagt, um dann doch ebenso wirklich weiter zu lachen. Mit grotesken Verschiebungen des Alltags, wie sie etwa Frank Nothin gezeugt hat, wechseln bloße Wortverschiebungen in der Manier fast Stettenheims. Eine rührende Hauptperson, deren Herkommen aus Jbsen man nicht verkennen möge, dialogisiert weltfremd mit dem Freunde, dem Angstlichen und Wohlbedachten . . . Trotz aller Scherze jedoch spürt der Leser, daß er nicht auf festem Land wandelt, sondern wie über ein Meer dunkler verworrener Unterströmungen hin, die ihn einschüchtern, so oft er ihr tiefes Rauschen hört. Siefe also? . . . Man habe nur keine Angst! Ich werde nicht igendwelche Philosophie oder Weltanschauung in diesem Buch erraten, versteckte Weisheiten, wie man sie heutzutage in jeder Posse zu finden beliebt. Sondern die seltsame dunkle Untermalung, die dieses Buch hatte,

während ich es las, kam lediglich aus dem einen Gedanken, der mich dabei angriff: Wie müßte der Mensch ausschaun, dem dieses Buch reslos, widerspruchlos gefällt? . . . Immerfort während der Lektüre war ich versucht, einen solchen Menschen mir zu konstruieren, für den etwa „Palmström“ „das Buch“ bedeutet, sowie es Menschen gibt, die von der Bibel, der „Education sentimentale“ oder von „Dichtung und Wahrheit“ ihr Leben nähren. Wie diese großen Bücher ist ja auch „Palmström“ ausschließend und überzieht die ganze Welt mit seinem eigenen Gespinnst, durch das hindurchzublicken und immer nur durch das zu blicken manchem vielleicht wohl anstünde. Und doch: ich konnte mir diesen Menschen nicht vorstellen. Es wäre ein komischer verwuzelter Herr, dieser Mensch! Hatte ich seine Gestalt fertig und bildete eben phantastisch seine Nase, so begannen schon seine Schuhe in Nebel sich aufzulösen. War ich an seinen Schuhen beschäftigt, so verlor ich sein Ohr, sein breites Maul. Und nicht einmal das reizende Titelbild Walfers mit seinem Erdbeerstimmer konnte mich retten . . . Denn wie ich mich auch stellen mochte, mein erfundener „Palmström“-Liebhaber begann immer an einer gewissen Stelle der auf die Spitze getriebenen Wize — sich zu ärgern. Zuerst Freude, geniales Mitschwärmen und schnapp! ein Wut-anfall über diese „Nähe“ zum Beispiel, die nie an die Dinge herankann, daher zur „Näherin“ sich steigert, infolge des „kategorischen Komparativs“, Komparativs, ich bitte! Und gerade dieses Gedicht gefiel mir besonders, wenn ich meine Gehirnmolokel nur ein wenig umstellte, aber dafür entschwand mir dann das so treffliche „Butterbrot-papier“. — Endlich fand ich die Lösung. Für den einsamen Leser kann „Palmström“ kein Lieblingsbuch werden. Wohl aber für eine Familie von Lesern! Es ist ein „Familienbuch“, freilich muß man an dem Sinn dieses Wortes ein wenig ändern. Ja, jetzt hab ichs. „Palmström“ ist ein Buch zum Vorlesen, ein einzelner ist zu schwach gegen diesen Unsinn, auf dem der Autor kühn und heroisch besteht, gegen diese Kalauer, die stark wie Panzerschiffe, konsequent wie Professoren heranschwimmen. In einem Wald dieses Buch der zarten Geliebten vorlesen, das ist das Richtige, dann korrigiert des Mädchens wohlklingendes Seufzen eine plattere Wendung und, was mir wieder nicht zusagt, findet bei ihr eine Zufluchtsstätte. Zusammen haben wir beide das Buch vollständig. Oder unter Freunden einen Zyklus aus „Palmström“ und den „Galgenliedern“ machen, nicht weiter können vor Lachen, mit einem Schluck Bier allzu spitzige Pointen hinunterspülen und dafür die beliebtesten, schon auswendig gelernten Stücke im Chor herbrüllen. Oder wie es ein anderer Freund macht: er liest die Verse pathetisch seinem Söhnchen vor, die Frau ist nicht sehr entzückt von dieser Erziehungsmethode, lacht aber manchmal mit, der Rezitator wird begeistert, das Söhnchen jubelt mit fragenden Augen.

Und diese verwickelte Konstellation dreier Charaktere, scheint mir, entspricht dem Wesen des geschilderten Buches am besten. Überhaupt: je mehr und je vielfältigere Menschen daran teilnehmen, desto klarer wird es werden . . .


Max Brod (Prag).



Glossen zur letzten Stratford-Feier.

Von Karl Bleibtreu (Zürich).

II.

ie steht es nun mit der übrigen Chronologie? Englische Ausgabe: „Julius Cäsar 1601, „Hamlet-Quarto“ 1603, „Othello“ (laut Dowden) 1604, „Lear“ gespielt 1606, „Antonius“ 1608, „Coriolan“ 1608, „Macbeth“ 1610. — „Luftige Weiber 1602, „Wie es Euch gefällt“ auch, „Was Ihr wollt“ notorisch schon 1602 gespielt. „Viel Lärm um Nichts“ 1600, „Kaufmann“ gedruckt 1600. „Wintermärchen“ 1611. Dagegen deutsche Wissenschaft: „Cäsar“ 1604 „wahrscheinlich“. Vielleicht, die spätere; doch die Urform bestimmt Februar 1601 vor der Esserrevolte. „Hamlet“ etwa 1600, was stimmen dürfte, „Othello“ — „ziemlich unbestimmt, wahrscheinlich gegen 1602“, ein geradezu haarträubender Unsinn, da sogar der Quarto erst nach des Dichters Tode erschien, zwischen Abfassung und Druck aber sonst nie ein so langer Zeitraum lag. Auch 1604 ist viel zu früh. „Lear“ auf „wahrscheinlich 1604“ anzusetzen, verrät schon deshalb Unwissenheit, weil sich darin Ausfälle auf Jakobs I. Regierungssystem unter Bacon (und das sollte Bacon geschrieben haben!) vorfinden, die ausgemerzt wurden. „Macbeth“ 1605 ist auch undenkbar. Sonst müßte Sh. seine größten Werke 11—13 Jahre vor seinem Tode verfaßt und seither nur Geringes geleistet haben. Nur für „Antonius“, „Coriolan“ stimmen die Daten ungefähr überein, doch fehlte es nicht an Kritikern, die „Coriolan“ „Simon“ in die letzten Lebensjahre verlegen. Völlig unsinnig ist die Datierung des „Sommernachtstraum“ auf 1594, der aus inneren Gründen 1600 entstanden sein muß, wie auch allgemein angenommen, desgleichen der 1600 gedruckte „Kaufmann“, worin der Esserfeindliche jüdische Leibarzt der Königin porträtiert ist, was „1594“ (völlig haltlose Behauptung) unmöglich gewesen wäre. „Viel Lärm“ 1599 ist aus inneren Gründen richtig (Southampton's Liebesabenteuer und Rutlands Werbung um Lady Sidney darin beschrieben), „Sturm“ dagegen nicht 1610, sondern als letzte Schöpfung Rutlands († 1612) entstanden.

Man sieht also, welche widerspruchsvolle Verwirrung dies angeblich profunde Studium in den Zeitangaben angerichtet hat. Wenn Meres

schon 1598 zwölf Dramen Shakespeares und die Sonette nennt, so wird diese stets berufene Quelle schon deshalb hinfällig, weil notorisch nur zwei Sonette damals öffentlich bekannt waren, alle übrigen aber aus inneren Gründen erst nach 1607 entstanden sein können und das Ganze erst 1609 anonym veröffentlicht wurde. Auch G. v. Friesen („Shakespearestudien“) zweifelte, daß die genannten 12 Dramen damals schon als Originalarbeiten bestanden, mehrere davon, „Johann“ ganz gewiß, waren ältere Stücke von Unbekannten, die Sh. zu bearbeiten sich anschickte, wovon Meres gehört haben mag. Das Schönste kommt aber noch. Denn vor nicht langer Zeit wies ein englischer Forscher aus der Wassermarke des Papiers nach, daß sämtliche angeblich bei Shakespeares Lebzeiten gedruckte Quartos erst 1619 (also 3 Jahre nach des Stratforders, 7 nach Rutlands Tod) gedruckt wurden! Also sind alle darin als Druckjahr angegebenen Zahlen an und für sich Fälschung. Dies schließt freilich nicht aus, daß der Urheber der Quartodrucke recht wohl die wirklichen Entstehungszeiten kannte und ungefähr richtig datierte, indem er Entstehungs- und Druckjahr als gleichlautend annahm. Jedenfalls verrät auch diese neue Entdeckung, daß hier eine planmäßige Mystifikation obwaltet.

Blicken wir zum Schluß auf die Löfflesche Einleitung der „Brookhouse-Edition“, so muß man wieder über die naive Blindheit staunen, die aus augenfälligen Fingerzeigen auf die Unmöglichkeit der Stratford-Identität nicht eigene Logik zog. Zu den vielen andern Attributen des Dichters wird hier seine gründliche Fauna- und Florakunde gesellt, desgleichen seine Architekten- und Weidmannskennntnis. Ellacombe „The Plant — lore and Garden — Craft of Shakespeare“, Beisley „Sh.'s Garden“ erläutern erstauuliche Dinge und man braucht nur eine Garten-Beschreibung in Bacon's Essay zu vergleichen, um zu prüfen, wie selbständig und umfangreich des Dichters Botanik, wie gänzlich verschieden vom trockenen Naturforscher er sein Wissen verwertet. Harting „Ornithology of Sh.“ zeigt ihn als Vogelfundigen, auch als gründlichsten Kenner der Falkenjagd. Diese war ein Vorrecht des hohen Adels, und es läßt sich gar nicht denken, daß ein Schauspieler, Geldverleiher und provinzieller Hausbesitzer überhaupt derartig mit allen Jagdgebräuchen vertraut gewesen sein sollte. Auf den Oberjägermeister königlicher Forsten, Rutland, paßt schlagend: „Sein Anwenden technischer Jägerausdrücke ist augenscheinlich, er kannte alles und jedes dabei.“ Ungemein drollig für unsre Theorie klingt die ahnungslose Erklärung, woher der Stratford so gut Wölfe kannte: „Es gab viel Wölfe in den Landschaften Rutland, Huntington, Northampton“ (wo Rutland Oberpräsident war), „wahrscheinlich waren sie auch so häufig im Arden-Wald“ (bei Strat-

ford) oder bezüglich der Eberjagd: „Zahlreiche Eber gab es im Sherwoodwald und dem von Urden“. Daß Rutland als Oberaufseher des Sherwoodwaldes dort öfters der Sauhaß pfleg und in seinen eigenen Revieren auf Wölfe pirschte, ist also die einfachste natürlichste Erklärung, — daß der Stratford Spießbürger im Urdenwald wilderte, ist „wahrscheinlich“ höchst unwahrscheinlich, obschon man zu diesem Behuf die Rowesche Mythe von seiner Jugend-Wild-dieberei erfand. Bezüglich damaliger Architekten-Technik, die Sh. offenbar beherrschte, wird nun festgestellt, daß die Besitzer von Gebäuden fast stets zugleich ihre Erbauer waren, d. h. den Grundriß und das Gerüst entwarfen. Nun hat aber der Stratford „New Place“ oder Londoner Grundstücke nur käuflich erworben, keineswegs bebaut, während Rutland an seinem mächtigen Stammschloß Belvoir oft Bautätigkeit zu üben hatte. Endlich verbreitet der britische Kommentator sich noch treffend über des Schauspielers Nautik. „Er wußte über maritime Dinge alles, sie sind aber für dichterischen Gebrauch ihm nur da, wenn gerade nötig. Denn ein Mann, der so vielseitige Erfahrungen genoß, zieht sie nie gewaltsam herbei. Seine See-Kunde ist so umfassend und genau, daß Viele glauben, er müsse einen Teil seines Lebens auf Schiffen zugebracht haben.“ Er — ja freilich, Lord Rutland, der Teilnehmer an Essex Azorenfeldzug und dem berühmten „Sturm“, den das gleichnamige Zauberstück auf der Azorensinsel so sachkundig beschreibt. Bacon hat nur die Kanalstrecke Dover-Calais gekreuzt, Shacksper kam nie über Londonbrücke hinaus. Also!*)



Der Italiener.

Eine Studie von Hans Bethge (Steglit).

Sr spuckt. Man muß wirklich damit anfangen, daß er spuckt. Es ist einer seiner größten Mängel der Erziehung, und diejenige seiner Untugenden, die dem Fremden zuerst erschreckend in das Bewußtsein kommt: er spuckt um sich herum, als gäbe es gar keine Mitmenschen, auf die man Rücksicht zu nehmen hat; er wird sich des Unappetitlichen dieser häßlichen Angewohnheit gar nicht bewußt; er spuckt aus Gewohnheit, aus

Langeweile, aus, ich weiß nicht welchen dunklen Trieben — und bringt den Fremden, der in seiner Nähe weilt, zur Verzweiflung. Das niedrige Volk fröhnt dieser Untugend in besonders erschreckendem Maße. Wer in Italien dritter Klasse reisen muß, ist zu bedauern. Hier nimmt die Untugend des Ausspuckens Dimensionen an, die einen einigermaßen ästhetisch empfindenden Menschen in Empörung versetzen müssen; aber man kann nichts dagegen tun, die Leute würden sehr erstaunt sein, wenn man sie auf ihre lästige Gewohnheit aufmerksam machte; kein Italiener scheint diese Unsitte als häßlich zu empfinden, und an den sanitären Gesichtspunkt denkt offenbar kein Mensch. Auch in den Cafés ist es oft gräßlich. Zwischen dem Schluck Kaffee und dem Zug aus der Zigarette wird unweigerlich gespußt. Für einen reinlichen Fußboden hat der Italiener kein Interesse, und selbst in den besseren Cafés zu Rom und Florenz findet man Fußböden von einer Unreinlichkeit, die schon mehr an orientalische Verhältnisse denken läßt.

Der Italiener hoßt viel in den Cafés herum. Restaurationen in unserm Sinne kennt er nicht; die Cafés sind häufig zugleich Speiselokale. In den Cafés wird auch mit Vorliebe gespielt. Man sieht viele Domino-Spielende, und in den hinteren Räumen der Cafés werden die eigentlichen Glücksspiele entriert, bei denen es zumeist sehr aufgeregt zugeht. Alkohol wird dabei fast gar nicht getrunken. Überhaupt muß man oft erstaunen, wie die vielen Cafés bei der großen Mäßigkeit des Volkes bestehen können. Der Italiener nimmt eine Tasse Kaffee oder einen Vermout oder eine Limonade, und dann verweilt er den ganzen Abend plaudernd, Zeitung lesend oder spielend in dem Etablissement, ohne daß es ihm einfällt, noch irgend etwas für sich zu bestellen. Er sitzt da, schiebt den Hut ins Genick und politisiert mit seinem Freunde, wird erregt dabei, und nun ist es für den Fremden sehr amüsant, seine aufgeregten Gesten zu beobachten. Diese Gesten haben etwas Hastiges, Unschönes, Eßiges; sie haben keinen großen Rhythmus, sondern etwas Kleinliches ist in dieser Art, die Hände platt in die Luft zu schieben, die Finger der Hände hastig gegeneinander zu stoßen oder die Finger auseinanderzuspitzen. Die Erregtheit des Italieners hat etwas vom Flackerfeuer; sie ist nicht sehr dauerhaft, sie flammt schnell auf, um schnell wieder in Asche zu versinken; aber in dem Augenblick, wo sie da ist, scheint sie ihm außerordentlich wichtig zu sein und füllt den ganzen Menschen aus. Man kann oft in Italien sehen, wie zwei Menschen in äußerster Erregtheit aneinander geraten, der Disput scheint fast bedrohlich zu werden — dann verläuft er sich plötzlich auf irgend eine Weise im Sande, und die beiden sind so vergnüglich und so unbefangen zueinander, als wäre es gar nicht möglich, daß

*) Wenn zu „Othello“ eine nicht ins Englische übersehte obsture italienische Novelle und zu „Cäsar“ laut jüngster Enthüllung des Italieners Cipriani eine 1594 in Verona erschienene Tragödie eines gewissen Vascecci benutzt sind, so wundert uns wahrlich nicht, daß Rutland 1596 in Verona dies unbefannte Stück kennen lernte! Woher aber Bacon oder gar Shacksper?

jemaß eine Streitigkeit zwischen ihnen entstehen könnte.

Das Temperament des Italienerß wallt schnell und Iodernd auf, aber es ist auch schnell zu besänftigen. Wie ist es mit seinem Temperament der Frau gegenüber? Für den Deutschen und den Franzosen spielt die Frau im Leben offenbar eine ganz andere Rolle als für den Sohn der appeninischen Halbinsel. Wenn man in Berlin, Paris oder München abends durch die Straßen geht, sieht man die jungen Männer mit ihren Freundinnen und Gespuzis; sie haben sich gegenseitig von den Geschäften ab, in denen sie bei Tage zu tun haben, gehen gemeinsam essen und tanzen und sind vergnügt. Nie wird man dergartiges in Italien sehen. Hier werden die jungen Mädchen auch aus den Geschäften, in denen sie tagsüber arbeiten, abgeholt, aber nicht von ihren Freunden, sondern von ihren Müttern, mit denen sie nach Hause gehen. Junge, sich liebende Leutchen, die vergnüglich Arm in Arm durch die Straßen schlendern, das ist in Italien ein Aunding. Geht man in die Varietés, so findet man ein Publikum von ausschließlich Männern; in den Cafés sitzen immer nur Männer beieinander; abends stehen die Männer plaudernd in großen Scharen an gewissen Treffpunkten der Stadt beisammen (in Rom vor dem Café Uranjo, in Genua in der Galleria Mazzini usw.), — immer fehlen die Frauen. Dieses ewig einseitige Beisammensein der Männer, das schon an den Orient erinnert, hat für uns etwas unendlich Ides und Langweiliges. Es spricht nicht sehr für ein unbefangenes Temperament und auch nicht für den chevaleresken Sinn des Italienerß, daß er sich fortwährend von den Frauen emanzipiert. Ich war in geringen Tanzlokalen, wo das niedrige Volk, fast ohne einen Tropfen zu trinken, beisammen ist. Wie tanzt man dort? Man sieht sehr häufig, wie die Frauen untereinander und die Männer untereinander tanzen, ein seltsamer Anblick. Von einem Werben des Mannes der Frau gegenüber ist allgemein wenig zu spüren. Aus Statistiken geht hervor, daß Kopenhagen, das nordische, kühle Kopenhagen, die Stadt ist, in der die meisten unehelichen Kinder geboren werden, — das südliche, heiße Rom rangiert in dieser interessanten Statistik hinter den meisten andern Hauptstädten. Es scheint mit der Blut der italienischen Leidenschaft gar nicht so schlimm zu sein.

Der Sinn für die Schönheiten der Natur ist nur ganz vereinzelt vorhanden. Der Italiener liebt es durchaus nicht, in die Landschaft hinauszugehen, es langweilt ihn, er weiß nicht, was er dort draußen anfangen soll. Während in Deutschland an den sommerlichen Sonntagen niemand in der Stadt zurückbleibt, der nicht muß, fällt es dem Italiener gar nicht ein, das Weichbild seiner Stadt zu verlassen. Vor den Toren von

Rom, Florenz, Mailand usw. findet man keine Ausflugsorte wie vor den Toren unsrer Städte. Man muß mit den allerprimitivsten Osterias, die gerade an der Landstraße liegen, vorlieb nehmen, wenn man etwas genießen will. Auf der wundervollen Piazza del Michelangelo oberhalb Florenz liegt ein reizendes Café mit dem allerherrlichsten Blick auf die Stadt und auf Fiesole; niemals wird man finden, daß ein Florentiner dort seinen Kaffee einnimmt; die Menschen, die dort sitzen, sind Deutsche und Engländer, und zwar mit ihren Frauen oder Gespuzis. Wann trifft man Italiener auf Vergnügungszweifen durch die Schweiz oder andre Länder, die man ihrer landschaftlichen Schönheiten wegen aufsucht? Es fehlt ihnen der Sinn für die Reize schöner Landschaften; sie sitzen lieber daheim in den Cafés, rauchen Zigaretten, politisieren mit großen Gesten und spielen Domino.

Sie zeigen nur geringe Freude an Sport und Tanz. Die Volkstänze sind ohne Reiz und Bedeutung, im Gegensatz zu den ungeheuren Tänzen der Spanier. Dem Sport ist der italienische Mann in neuer Zeit etwas mehr zugänglich, die Mädchen halten sich von diesen Dingen noch immer gänzlich fern. Den Volksbelustigungen fehlt es am rechten Schwung und Temperament. Der römische Karneval, der noch zu Goethes Zeiten etwas höchst Reizendes und Übermütiges gewesen sein muß, ist jetzt eine äußerst klägliche Begebenheit, der man lieber aus dem Wege geht. Wieviel lustiger und übermütiger weiß man in München oder in Mainz zu sein!

Gerühmt sei des Italienerß liebenswürdiges Wesen. Er hat freilich alle Ursache, dem Fremden gegenüber liebenswürdig zu sein, der ihm so viel Geld ins Land bringt. Wenn man in irgend einer Lage an die Liebenswürdigkeit des Italienerß appelliert, wird man kaum eine Enttäuschung erleben. Das erleichtert das Reisen auf der schönen Halbinsel in der erfreulichsten Weise.



Morgenballade.

Von Leo Greiner (Berlin).

Plötzlich strahlend angerührt,
fuhr ich klirrend auf vom Lager.
Wie im Dunkel meines Zimmers
still die bleiche Scheibe schwebt!
Irgend etwas ist gekommen
durchs Gebirge, irgend etwas
geht umher und strömt verwandelt.
An das Fenster führt's mich atmend.

Überall noch Nachgewalten:
Stern und Wolken, Raum und Schlaf.
Unter ihnen ruhn die Dinge,

ruhn die stillen Elemente,
oft verwechselt, fallend, steigend,
sonderbar am festen Orte
wie der Ordner sie, der Abend,
aufgeteilt in Höhen und Tiefen.
Und uns Zweiflern an der Ordnung
dieser ausgestreuten Hügel,
wird sie noch einmal befestigt,
hallt es sommerlich vom Turme,
sicher und verschwebend: zwei!

Doch da ich mein Lager suche,
fühl ich wieder dieses stille,
bleiche Schweben meiner Scheibe
(fast wie Wasser rinnt das Glas).
Warum klagen alle Wälder
plötzlich wunderbar im Schlafe?
Warum spült der Strom so angstvoll
traumhaft aufgestörte Ufer?
Was geschah? Die Ebenen werfen,
die gestaltlosen, sich murmelnd
hin und her und branden silbern,
gräserflüsternd an den Berg.

Wird nicht flüchtig das Umgrenzte?
Rinnt nicht Erde, lichterhaft spiegelnd?
Östlich hat sich aufgetan
fest und luftiges Getriebe:
in das leere Rund des Himmels
treten dunkle Wandelheere,
langsam ziehend: in die Wölbung
steigen ungeheure Häupter,
langsam aus der Tiefe heben
Rinder die bewachsenen Joche.
Hoch! ein dumpfes Muschelhorn
schreit jenseits der Traumgebirge,
steile Pässe überhallend,
hundertfach herab zu mir.

Sieh, da fliegen durch die Ebnen
Boten, bleich, in kurzen Mänteln,
zwerghaft von Ost nach Westen,
wunderlich auf kleinen Pferden.
Einer im Vorüberlaufen
floh dicht unter meinem Fenster.
Und ich bückte mich vor Grauen.
Denn sie haben keine Augen.

Als ein erstes Brückenjoch
donnernd seinem Strom entstiegen,
wacht ein Mann in einem Hause,
und ich hör ihn durch die Frühe
nah zu seinem Weibe sprechen
(perlend dampft das frische Land):
Luftige Kofse, Morgenreiter
liegen um die Brunnen tot.
Laß uns keinen Tag erwarten,
ewig glüht das Morgenrot.



Die Furt.

Von Hermann Löns (Hannover).



Die Hitze ist heute überall; die Luft flackert
sichtbarlich über den Heidebergen.

Ich bin der Bürsche müde. Hier ist
Schatten und weiches Mooß, aber zu-
viel Geschmeiß singt und summt um
mich her. Bei der Furt wird es kühl sein; ich
wollte, ich wäre dort.

Wo bin ich gewesen? In einer weiten, hohen
Kirche; rote Pfeiler trugen ein grün dämmerndes
Gewölbe; Kerzenlicht flimmerte, Weihrauchduft
wogte, dumpf klang eine Litanei.

Aus dem Altarschreine lächelte die Madonna.
Sie trug ein weißes Kopftuch, ein rotes Leibchen
und einen blauen Rock. Ihr Gesicht war jung
und lieblich, ihre Augen waren groß und gut.
Sie lächelte und stieg aus dem Schreine heraus
und wandelte leichtfüßig durch die Kirche.

Ich sehe den gelben Sandweg entlang, zu
dessen Seiten sich die roten Fuhrenstämme erheben
und in ein grün dämmerndes Gewölbe verlaufen.
Helle Lichter spielen zwischen den Stämmen, schwerer
Rienduft wogt, wie Priestergemurmel tönt es in
der Runde.

Dort, wo der Weg zwischen den schwarzen
Machangeln bei dem Anberge verschwindet, kommt
ein Mädchen her; sie trägt den weißen Flutthut,
das rote Leibchen und den blauen Rock, wie alle
Mädchen hier zu Lande. Leicht geht sie dahin;
ihre nackten Füße wirbeln goldenen Staub auf.
Ihr Gesicht ist jung und lieblich und ihre Augen
sind groß und gut. Ihre Wangen blühen wie
Rosen und ihre Arme sind reizend anzusehen.

Ein Hauch von Frische weht hinter ihr her,
wie er an der Furt geht, gesättigt von dem grünen
Dufte des Erlenlaubes und dem bunten Geruche
der Wiesenblumen, und reißt mich aus dem Mooße
und den Sandweg entlang durch das Vorholz
über die Heide zu dem Bache hin, in dem der
Weg untertaucht und am andern Ufer in der
Wiese wieder heraussteigt.

Wie eine Laube wölben sich die Erlen zu-
sammen und verweben ihr Laub mit dem Himmels-
blau; zwischen ihren schimmernden Stämmen ist die
lachende Wiese sichtbar. In den Uferbuchten
schweben die leuchtenden Blumen der Wasserlilien,
die nur einen Tag leben. Vor der weißen Sand-
bank ist eine Insel von dunklem Wasserkraut, auf
der viele helle Blüten zittern.

Das Wasser ist klar und sein Grund ist rein;
langbeinige Wasserwanzen werfen gespenstige
Schatten darauf. Die Brombeerblüten beschauen
sich lächelnd in der grünen Flut und der Königs-

Wir geben diese Probe aus der in den nächsten Tagen
zur Ausgabe gelangenden, neuen, veränderten und ver-
mehrten 5. Auflage des Hermann Löns'schen Werkes
„Mein braunes Buch“ (Verlag von A. Sponholz,
Hannover; Preis geb. Mk. 3.50).

farn bewundert sein stolzes Laub. Der Uferbord trägt einen Schuppenpanzer von Lebermoos und darunter wallen und winken die rosenroten Wasserwurzeln der Erlen.

Ich lehne faul an dem moosigen Erlenstumpfe, fühle die Füße im Wasser, blicke dem Tabaksdampfe nach, der stetig über den Bach hinzieht und die blizenden Fliegen verjagt, und sehe den zarten Wasserjungfern zu, die um das lachende Laub des Königsfarns flattern.

Wo bin ich wieder gewesen? Dort, wo die Blumen ewig blühen, wo keine Sense das grüne Gras zerschneidet, wo kein Nordost das Laub entfärbt und edelsteinfarbene Vögel aus den Büschen leuchten, wo es keine bitteren Gedanken gibt, die über süßen Wünschen schweben wie düstere Fliegen über lichten Blumen, in dem Land ohne Tod und Sünde, auf dem Eiland Avalun.

Funkelt dort nicht der Vogel in den Edelsteinfarben? Wenn er das Köpfchen dreht, sprühen bunte Blitze um ihn her. Und ein Falter weht über den Bach, Morgenrotsonne auf den Schwingen, und ein Ruf ertönt wie eine silberne Glocke, und ein Vogellied perlt aus dem Laube, so süß wie die Liebe, süße junge Liebe im Maienlande Avalun, in dem die Menschen lachen und küssen, bis sie wie müde Blumen vergehen.

Hier ist Avalun. Aber mir ist ein Baldachin aus grüner und blauer Seide über einem Teppich, flammend von Farben. Ich bin der König von Avalun. Wenn ich lache, wiegen sich die goldenen und silbernen Blumen fröhlich über dem Wasser. Hier ist es goldig und da silbern, dort rot und drüben blau. Es ist ein wunderbares Wasser, das Wasser von Avalun; es heilt die Wunden des Herzens und kühlt die Wünsche der Seele; es ist aus reinem Tau gebildet und ohne Fehl und Talsch.

Ein heller Pfiff ruft mich zurück; ein blauer Pfeil mit smaragdener Spitze fliegt über den Bach. Der Eisvogel, der Gleichvogel ist es, und kein Vogel aus dem Lande, in dem meine Seele war, der Blumeninsel, um die der Sehnsucht perlgraue Wellen schluchzen. Meine Seele ist wieder in meinen Händen. Neben mir liegt die dreiläufige Waffe und das scharfe Glas. Alle Blumen tragen wieder kalte Namen und für jegliches Wesen weiß ich das trockene Wort.

Vogel mit der abendrotfarbigen Brust, sing mir dein tautropfenklares Silberlied. Und singe es noch einmal, und singe es abermals, bis ich still wie das Wasser bin und ruhig wie die Lilienblüte; so still soll es in mir sein, daß ich meines Blutes Klingen lauschen kann und dem Atemholem des Windes, der in dem Walde schläft. Sing, Vogel, singe dein süßes Abendlied, daß mir die Augen wieder zufallen und meiner Gedanken Umrisse zu weichen Traumgestalten verdämmern, singe mir das silberne Lied vom goldenen Avalun.

Ich grüße dich, Königin von Avalun; so schön bist du, daß deine Schönheit hüllenlos sich zeigen darf. Die Sonne verweilt, um deine schlanken Glieder zu liebkosen, die Welle zögert, weil sie deine Füße küssen muß, und der Wind hält den Atem an, so erschraf er vor deiner Schönheit. Dich grüßt der silberne Liebesstern über dem fernen Walde, dir leuchtet der goldene Wurm im tauigen Moose, dir zur Ehre duften die Blumen so süß. Du bist so schön, daß kein Dichter es sagen kann; deine Schönheit ist wie ein goldenes Gitter, das unreine Blicke blendet, und deine Augen sind Schilde, an denen freche Wünsche abprallen.

Ein gellendes Lachen klrirt durch das sanfte Schweigen. Wer wagt solches Lachen in Avalun? Du, nachtschwarzer Vogel mit der giftroten Flamme auf dem Scheitel, du lachtest mich fort aus dem Märchenland? Lache noch einmal, und ich hebe die Hand und krümme den Finger, und im Sande mußt du verbluten. Und auch du hüte dich, kreisender Weih, und fürchte meinen Zorn; allzu höhnisch klingt deine Stimme. Was habe ich euch getan, daß ihr meine Träume erschreckt, so daß sie mit bleichen Gesichtern in schwarze Wälder fliehen?

Eine heiße Flamme schlägt mir in das Gesicht, Dunkelheit umspült meine Augen und meine Brust wird zu eng für das Herz. Dort unten, vor der grünen und goldigen Wand, steht in dem blau-silbernen Wasser sichtbarlich und leibhaft, rot von der Sonne beschienen, ein nacktes Weib, läßt aus den hohlen Händen das Wasser über ihre schmalen Schultern rieseln und streut schimmernde Strahlen über ihren schlanken Leib. Die Welle zögert zu ihren Füßen und der leise Wind, der von der Wiese kommt, hält erschrocken den Atem an. Die silbernen und goldenen Blumen grüßen sie und das Rotkehlchen singt ein Lied zu ihrem Preise.

Mein Glas liegt neben mir; als ich es sah, sprang mir das Blut wieder in das Gesicht. Das Bild, das ich sehe, ist schön, wie ein Traum: die schlanke, helle, im Sonnenlicht rosig leuchtende Gestalt in dem blizenden Wasser vor der grünen Wand; aber ich wollte, ich wäre weit fort von hier. Doch hinter mir verschränken die Erlen ihr Astwerk.

Die Ellrizen spielen um meine Knöchel; weiße Falter wehen über die bunte Wiese hin, wie stille Gedanken durch laute Stunden. Vom Walde klingt des Saubers Ruf; das tiefe Schluchzen des Sturmes ist darin, das bange Weinen des Windes. Voll tiefer Zärtlichkeit und heißer Sehnsucht ist der Ruf, ein Lied ohne Worte, das alles sagt.

Ein goldenes Lilienblütenblatt treibt den Bach hinab und nimmt meine Augen mit. Verschwunden ist die rosenrote Gestalt unter dem grünen Baldachin, für immer verschwunden.

Aber ich war in Avalun.

Herletiana.

In dem letzten meiner Aufsätze, die sich mit der leidigen „Adlerbibliothek“ befassen mußten, diesem so hoch gepriesenen Allheilmittel gegen die Schundliteratur, hatte ich darauf hingewiesen, daß der Verlag W. Herlet schon andre literarische Heldentaten hinter sich habe. Ich nannte die von Katholiken wie Protestanten in gleicher Weise aufs schärfste zurückgewiesene Verunglimpfung der Wilmarschen Literaturgeschichte durch das Vorstandsmittglied des Vorromäus-Vereins, den Gymnasialprofessor Mader. Dieser Literaturhistoriker hat auch die berühmten „sitte-reinen“ Klassikerausgaben für Katholiken „verfaßt“, vor denen gleichfalls von katholischer Seite genügend gewarnt wurde. Aber die Firma Herlet hat noch mehr Schmutz am Stecken. Dieselbe Firma, unter deren Auspizien die „Deutsche Gesellschaft zur Verbreitung guter Jugendschriften“ ihre „Adlerbibliothek“ erscheinen läßt, vertreibt auch eine katholische Bilderbibel in polnischer Sprache — vielseitiger kann man schlechterdings nicht sein. Haben das alles die Vorstandsmittglieder jener Gesellschaft nicht gewußt, oder ließen sie es trotzdem zu, daß die Firma Herlet mit den Namen der Fürstlichkeiten auf ihren Briefbogen Reklame trieb?

In demselben Aufsätze warf ich auch dem Pfarrer Mader, dem Verfasser der „Flucht aus dem Sudan“, vor, er habe „gar keine naturwissenschaftlichen Kenntnisse“. Ich schloß dies namentlich aus drei Stellen seiner Erzählung. In der ersten spricht er von einem „elektrischen Kraftstrom“, den der Held seiner Erzählung durch eine Pflasterung von Metallplatten schickt, und der „eine Elefantenerbde mit einem Schläge töten würde“. Solche Wirkung dieser Vorrichtung schildert Mader folgendermaßen:

„Nun aber ereignete sich etwas Wunderbares, Furchtbares: sowie ein Derwisch durch das Tor drang, stürzte er tot nieder, ohne daß ein Schuß fiel. Schon versperrten die Leichen den Toreingang, und wer es versuchte, einen Toten anzufassen, um den Zugang wieder zu eröffnen, brach ebenfalls lautlos zusammen. Diese unerhörte Erscheinung erfüllte die Derwische mit abergläubischem Schrecken, keiner wagte sich mehr vor. Da trat Emin Beger Um Salama vor: „Ich verstehe den Zauber der Europäer“, rief er, „stoß eine Breche in die Mauer!“ Seiner Aufforderung wurde Folge geleistet. Nun konnte man an einer neuen Stelle, von den Leichen unbehindert, die todbringende Metallschwelle betreten. „Nur heran!“ rief Helling spöttisch aus dem Fenster. Aber keiner wagte den gefährlichen Versuch. „Kennst du mich, Sigmund von Helling?“ rief Um Salama, in die Breche tretend. „Emil?!“ rief der Leutnant entsetzt. „Ja, Emin Beger oder Emil Geiger, wie du willst! Der Tag der Rache ist gekommen!“ Und mit beiden Füßen zugleich sprang er auf die elektrische Schwelle, und wiederum mit einem Satz erreichte er den Erdboden gegenüber. Auf diese Weise konnte der tödliche Strom nicht durch seinen Körper hindurch, da Emin nie gleichzeitig das Metall und die Erde berührte.“

Kein Wort ist hier gelagt, daß der eine Pol der „elektrischen“ (wie Mader zu erklären für nötig befindet) Dynamomaschine mit der isolierten (auch das ist nicht gesagt) Schwelle in leitender Verbindung steht, der andre aber „geerdet“ ist, so daß der menschliche Körper, der gleichzeitig Erde und Schwelle berührt, zum Schließungsbogen wird. Konnte ich dem Autor, der von einem „Kraftstrom“ u. s. f. spricht, solche Kenntnis zutrauen; wird auch nur ein einziger der jugendlichen Leser die Stromanordnung erraten?

Die zweite Stelle behandelt die Erzeugung einer erdachten Aluminiumbronze. Mader spricht hier von einem mit „Kohlenstoffstein“ ausgekleideten Metallriegel. Ich habe das Wort „Kohlenstoffstein“ niemals gehört; ich vermutete, daß Mader damit Kohle, Graphit oder ähnliches meinte; ich wußte, daß man für gewöhnlich Ziegel für metallurgische Zwecke nicht mit diesen Substanzen füttert. Darauf bezog sich meine spöttische Bemerkung, die, wie

ich zugebe, in diesem Falle nicht ganz glücklich stillstiert war.

Die dritte Stelle betrifft die Eigenschaften jener Phantasi-Aluminiumbronze. Ich hatte solche Aluminiumbronze für ganz unmöglich erklärt. Was ist sie auch, sie ist nur eine „licentia poetica“. Wenn man sie aber als möglich zuläßt, dann kann man ihr wohl die von Mader angegebenen Eigenschaften — der luftleergepumpte Zylinder steigt mit rasender Geschwindigkeit von selbst empor — zugeben. Maders Erzeuger dieses „Nealuminiums“ hat übrigens ganz ähnliche Bedenken hinsichtlich der Eigenschaften seiner Legierung wie ich. Denn, heißt es in der Erzählung: „Da es ihm schwierig schien, die großen Behälter luftleer zu pumpen, und er auch fürchtete, sie möchten alsdann dem ungeheuren Luftdruck nicht widerstehen, beschloß er, sie mit Wasserstoffgas zu füllen.“

Ich kam also, wie eben ausgeführt, zu meinem abweisenden Urteil, das ich hiernach nicht mehr aufrecht erhalten kann. Herr Pfarrer Mader hat mir mitgeteilt, daß er in Frankreich geboren ist und seine Erziehung auf einem französischen Gymnasium erhielt. Dadurch erklärt sich vielleicht das Schiefe jener von mir gedabelten Ausdrücke, die mich zu falschen Anschauungen über die naturwissenschaftlichen Kenntnisse des Autors verleiteten und verleiten mußten.

Wie übrigens der Verlag Herlet sich zu den Autoren der Adlerbibliothek stellt, und wie er die Frage der „Prüfung“ der eingehenden Arbeiten behandelt, das mag schließlich eine Stelle aus dem erwähnten Schreiben des Herrn Pfarrer Mader beleuchten. Da heißt es:

„Was im übrigen die Adlerbibliothek anbetrifft, so wurde ich ein halbes Jahr vor ihrem Erscheinen um Beiträge gebeten unter Hinweis auf den edlen Zweck und die beteiligten erstklassigen Autoren. Ich stellte die „Flucht aus dem Sudan“ zur Verfügung, die dann um $\frac{2}{3}$ gekürzt wurde: was das bedeutet, werden Sie sich selber sagen können, namentlich wenn Sie das Original im neuen Universum (Union 1903) nachlesen. Vom Erscheinen der Bibliothek erhielt ich erst Monate lang hernach (d. h. nach diesem Erscheinen) Kenntnis und reklamierte erst dann meine ausgedungenen Frei-Exemplare, von denen ich noch keine erhalten hatte. Die Mitgliedschaft des Prüfungs-Ausschusses nahm ich auf Anfrage an; gezeichnet habe ich als Mitglied noch nichts. Es ist mir überhaupt noch nichts zur Prüfung übersandt worden, und selbstverständlich würde ich nur Urteile unterschreiben, die ich auf Grund eigener Prüfung gefällt oder als richtig erkannt hätte.“

Dr. A. Hn., 3. J. Ruhla.



Randbemerkungen.

Der Sieg Göhres in Zschopau-Marienberg hat die Sozialdemokratie in einen Freudentaumel hineingepeitscht. Der Genosse Nr. 51 zieht damit in den Reichstag ein und andre werden ihm folgen. Zunächst betrifft der Mandatverlust zwar bloß die Antisemiten, aber die bürgerliche Gesellschaft in ihrer Gesamtheit wird gut tun, sich diesen Ausfall auf ihr Konto zu schreiben, denn es gingen in dieser Wahlkampf über 5200 bürgerliche Stimmen verloren. Wenn das so weiter geht, darf man auf die Grimassen der Fortschrittler gespannt sein. Ihre Presse hat ständig die Parteien der Rechten und die Nationalliberalen bekämpft und das Programm der Fortschrittlichen Volkspartei als Panage angepriesen. Leider scheinen die Wähler von Zschopau-Marienberg nicht an diese Allheilkraft geglaubt zu haben: der fortschrittliche Kandidat, der sich als Retter des Vaterlandes auftrat, erzielte rund 4580 Stimmen, der Sozialdemokrat ungefähr 10 000 mehr. Das steht nicht so aus, als wenn das Fortschrittlerturn eine besondere Anziehungskraft ausübte.

„Was kannst du, armer Teufel, geben!“ denkt der verärgerte Wähler; ihm ist monatelang die Meinung von der Ungefährlichkeit der Sozialdemokratie von seinem Leibblatt eingetrichtert worden, so daß es ganz natürlich erscheint, wenn er einmal das Laufen mit dieser Sorte Schneeschuhe probieren will. Im Anfang geht das ja auch ganz famos, nur haben diese Dinger es an sich, daß der Angeübte, einmal ins Gleiten oder Stolpern geraten, schwer davon wieder loskommen kann. Wäre die fortschrittliche Theorie richtig, nämlich, daß der Zug nach links auch dem Fortschritt Stimmen zuschanzen werde, so hätten die 5200 den bürgerlichen Parteien jetzt verloren gegangenen Stimmen wenigstens teilweise dem Fortschrittler zufallen müssen. Richtig ist vielmehr hier wie in künftigen andern Fällen: die Mitläufer werden sich scharenweise der Sozialdemokratie zuwenden und die andern Parteien werden keinen Finger rühren, um einem der freisinnigen Grüppchen zum Siege zu verhelfen. Der Pessimismus wird in dieser Beziehung wahre Orgien der Enthaltensamkeit feiern, das läßt sich schon jetzt deutlich erkennen, denn außer den besagten 5200 bürgerlichen Aberläufern sind noch über 2100 Wähler weniger als im Jahre 1907 zur Urne gegangen, sicher keine Sozialdemokraten. Nehmen wir diese Nichtstimmenden mit den Aberläufern zusammen, so gewahren wir einen Verlust von 7300 Stimmen auf bürgerlicher Seite gegen die Vorwahl. Der „Vorwärts“ bemerkt denn auch ganz richtig: „Das Wahlergebnis bedeutet aber noch mehr, nämlich auch eine scharfe Absage an den Liberalismus, der sich einbildete, im Trüben fischen zu können“, und ebenso recht hat das Blatt mit der Bezeichnung der jüngsten Wahl als Generalprobe für den Ausfall der nächsten allgemeinen Wahlen. Täuscht nicht alles, so marschiert der Fortschritt weiter mit klingendem Spiel in die Sackgasse hinein, und seine Führer hüten sich nach wie vor, Wahrheiten, wie die von der „Absage an den Liberalismus“, weiter zu verbreiten. Sie wollen nicht hören und ihre Anhänger sollen es auch nicht tun. Der Feind steht nach ihrer Meinung rechts, während er ihnen schon von links an den Kragen faßt. Die Siegeszuversicht dieser bürgerlichen Politikafter ist nur durch ihre Verblendung zu erklären, durch ihren Haß gegen die Konservativen. Beim Vergleich der Beche werden diese aller Voraussicht nach nicht allein die Leidtragenden sein, da der Radikale, wie der Lauf der Weltgeschichte zeigt, zunächst immer von dem Radikaleren verschluckt wird und Artverwandte sich am schärfsten zu bekämpfen pflegen. Schopau-Marienberg hat dafür wieder einen Beleg geliefert. Dr. Fr. St.

Die polnische Demokratie

hat während der Kaisertage in Posen und nachher bewiesen, wie mächtig sie dem Adel den Daumen aus's Auge zu setzen versteht und wie eingeschüchtert durch ihre Presse auch die Gruppen der Posener Bürgerschaft werden konnten, die anfänglich am Werke der Versöhnung mitzuarbeiten gewillt schienen. Die polnische Fraktion hat im Abgeordnetenhaus der Krondotations-Erhöhung zugestimmt, die polnischen Stadtvordenen in Posen haben die 30 000 Mark zur Stadtaus schmückung mitbewilligt. Dem stehen jetzt die Tatsachen gegenüber, daß Mitglieder dieser Fraktion die Einladung in das Königsschloß zu Posen nicht angenommen haben und daß dieselben Stadtverordneten bei der Begrüßung des Kaisers durch die städtischen Behörden fehlten. Der Terror hatte seine Wirkung getan, und der Terror wirkte weiter in Proscriptionslisten gegen lokale polnische Gewerbetreibende, die sich an der Illumination beteiligt hatten. Die Bevölkerung — nicht die deutsche Zunge — bildete beim Einzugs stumme Statistiker. Es ist nötig, dies zu rekapitulieren, damit man die Wandlung versteht, die sich in den letzten vier Jahrzehnten vollzogen hat. Während des Krieges, als die französischen Gefangenen auf dem Kernwerk und seiner Esplanade und in den Kasematten untergebracht waren, sympathisierte die Schlachta unverböhlt mit

ihnen, selbst Verlobungen zwischen Damen der polnischen Aristokratie und französischen Offizieren verdeutlichten dies. Als dann die polnische Landwehr, von den Fahnen entlassen, in der Provinzhauptstadt ihren Einzugs hielt und am Abend des Einzugs abends eine große Illumination stattfand, lagen u. a. zwei Hotels in schweigender Finsternis da, der Bazar und am Wilhelmsplatz das Hotel du Nord. Diese Demonstration mißfiel den Volksmassen, die mit den Landwehrmännern die Straßen durchwogten, und im Handumdrehen war die Gegendemonstration fertig: es dauerte kaum eine halbe Stunde und in den beiden großen Hotels gab es keine einzige helle Scheibe mehr, selbst die Fensterkreuze waren teilweise von Pflastersteinen zertrümmert, und die rasende Menge, die sich von keinen Patrouillen auseinander treiben ließ, ruhte nicht eher, als bis in den leeren Fensterhöhlen brennende Lichter erschienen. Ein polnischer Buchladen im Hotel du Nord wurde sogar erbrochen und sein Inhalt in alle Winde zerstreut. Die polnische Landwehr war damals, wie Augenzeugen noch heute bestätigen können, nicht die Letzte, die sich an dem Zerstörungswerk beteiligte und in das vieltausendstimmige Verwünschungsgeschrei einstimmte, das sich gegen die franzosenfreundliche Haltung der Hotelbesitzer richtete. Der ersahspflichtigen Stadtgemeinde ist dieser Ausbruch der Volkswut teuer genug zu stehen gekommen, denn auch an andern Plätzen und Straßen klirrte und krachte es in jener Nacht bedenklich, überall, wo es unerleuchtete Fenster gab.

Das war im Jahre 1871. Und 1910? Wir lesen, daß wiederum der „Bazar“ und das Gebäude des früheren Hotel du Nord sich nicht an der Illumination beteiligt haben, aber keine Demonstration dagegen ist erfolgt. Nicht als ob man eine derartige Ausschreitung im entferntesten wünschen oder billigen möchte, aber ein Zeichen der Zeit ist es doch, daß es jetzt gerade die polnische volkstümliche Presse war, die mit ihrer Einschüchterung diesmal Erfolg hatte: der Ausschichtsrat des „Bazar“ stieß seinen ursprünglichen Beschluß um und ließ nicht illuminieren. Das damalige Verhalten der Landwehr wäre aus rein menschlichen Motiven erklärbar, indessen bezeugt es doch auch mehr; auf den Schlachtfeldern in Frankreich war eine Blutbrüderschaft zwischen Polen und Deutschen entstanden, der preußische Staatsbürgergedanke schlug Wurzel im alten Warthelande in den tüchtigen Schichten des Volentums. Mancher gebildete Pole vollzog damals endgültig seinen Abtritt und wirkt heute als guter Preuße polnischer Zunge in einer Staatsstellung. Wie ungeschickt muß gearbeitet worden sein, daß diese Reime verkommenen und in unseren Tagen ein wüßtes Demagogentum Annäherung und Ausgleich mit Erfolg zu hintertreiben bemüht sein darf! Aber wir dürfen nicht erlahmen; auf dem moralischen Eindruck der Kaisertage müssen wir weiterbauen. Dr. Fr. St.

Glossen zum Katholikentag.

Bei jedem Katholikentag müssen wir die Versicherung über uns ergehen lassen, er wäre keine Veranstaltung der Zentrumsparthei und habe mit der aktiven Politik nichts zu schaffen. Das ist ungefähr so, als wollte man behaupten, eine militärische Kontrollversammlung wäre eine private Zusammenkunft, weil die Teilnehmer ohne Uniform und ohne Waffen antraten.

Dr. Karl Bachem sprach sich für kräftige Unterstützung der Jesuitenmission in Japan aus. Diejenige Religion werde die Zukunftsreligion Japans sein, von der die Japaner sich überzeugt hätten, daß sie in kultureller Beziehung das Höchste sei. Der Herr Justizrat aus Köln scheint vergessen zu haben, daß in der ihm nahestehenden „Kölnischen Volkszeitung“ vor Jahr und Tag ernstlich den Gründen nachgeforscht wurde, weshalb die Katholiken vielfach, z. B. in wirtschaftlicher Beziehung, im Vergleich mit den Evangelischen minderwertig seien. Das brauchen nun zwar die Japaner nicht zu wissen, aber man kann

sich die Begeisterung vorstellen, mit der die Regierung in Tokio der Ausbreitung des Katholizismus und der damit verbundenen Bildung einer japanischen Zentrumsparlei entgegensteht. Ein Zentrum erleichtert bekanntlich das Regieren ungemein, und kleine Geschenke, wie z. B. eine Enzyklika, gewürzt mit Lobsprüchen auf den Buddhismus, erhalten die Freundschaft.

Der Volksverein für das katholische Deutschland (beileibe kein politischer Verein!) erfreute sich der Anerkennung des Bischofs von Augsburg wegen seiner Verdienste um die Kirche, die u. a. durch Flugschriften zum Ausbruch gekommen sind, in denen die Stellung des Zentrums zur Reichsfinanzreform gerechtfertigt wird. Leider hat man verabsäumt, die geheimnisvollen Beziehungen zwischen der katholischen Religion und den Reichsteuern in einer neuen Augsburger Konfession niederzulegen, um jeden Zweifel an dem völlig unpolitischen Charakter des Vereins zu zerstreuen.

Eines verdient besonders angemerkt zu werden: wie vorsichtig die Stellung Roms in staatsrechtlicher Beziehung zum Königreich Italien berührt wurde. Der Brei ist wirklich zu heiß. Wo das katholische Frankreich und das noch katholischere Spanien so gegen die weltliche Macht des Klerus vorgehen, empfiehlt es sich nicht, den Quirinal durch Resolutionen zu reizen, die als Einmischung in die innerpolitischen Angelegenheiten des Königreichs aufgefaßt werden müssen. Man hat sich denn auch auf die farblose Forderung der vollen wirklichen Freiheit und Unabhängigkeit des Papstes in Ausübung des höchsten Hirtenamts beschränkt und keine der flammenden Reden gehalten, wie sie in früheren Jahren üblich waren. Die Erkenntnis, daß der „Gefangene im Vatikan“ sich in dieser freiwilligen Klausur recht wohl befindet und niemals in seinen kirchlichen Funktionen behindert worden ist, dürfte allmählich selbst in dem Schädel des oberpfälzischen Waldlers Raum gewonnen haben. Daß bei dieser Gelegenheit mit dem Klingelbeutel zur Füllung der vatikanischen Kriegskasse geraffelt wurde, ist selbstverständlich. Die Peccata Germaniae bilden noch immer einen klingenden Niederschlag in der Retorte kirchlicher Beredsamkeit, und der Peterspfennig stellt den Ueberlaß dar, den sich die Katholiken in Deutschland trotz aller Klagen über Steuerlasten ebenso seelenruhig selber beibringen, wie die Sozialdemokraten ihre Beitragsleistung zur Parteikasse.

Wer das Hegeneinmaleins versteht, wird, auch ohne eine bischöflich-approbirte Vernunft zu besitzen, die Widersprüche der ganzen Veranstaltung begreifen und auflösen können. Der Katholikentag wird nur von Zentrumsanhängern besucht, faßt nur dem Zentrum genehme Beschlüsse und trägt einen streng konfessionellen Charakter. Gleichwohl ist das an ihm einzig und allein beteiligte Zentrum, aller auf dem Katholikentag betriebenen rein katholischen Politik ungeachtet, keine konfessionelle Partei. In unserer wunderarmen Zeit ein immerhin beachtenswertes Wunder, das einigermäßen an die berühmte Flasche Tolayer erinnert: sie enthält zwei Sorten, herben und süßen. Der herbe wird auf dem Katholikentag verschänkt, der süße in den Parlamenten, nur muß er dann tüchtig durcheinandergeschüttelt werden. Das ist das Geheimnis der geistigen Wandlung des Zentrums. „Also, ohne Wunder haben — Wir dies Wunder uns erklärt.“

L. Fr.

Englische Spione.

Ubrüsten sollen wir, unsre Flotte sollen wir verkleinern oder doch auf dem status quo erhalten und davon überzeugt sein, daß England dann in uns seinen besten Freund ansehen wird. Den Lesern der Gegenwart auseinanderzusetzen, was wir von den englischen Friedens- und Freundschaftsver sicherungen zu halten haben, hieße Eulen nach Athen tragen, leider aber gibt es in Deutschland Menschen genug, die auf das Gerüde Häuser bauen, weil

ihr deutsches Leib- und Magenblatt die Interessen Englands mit Feuereifer wahrnimmt. Für diese Sorte Patrioten mag es aufflarend wirken, daß man zwei „angelsächsische Vetter“ verhaftet hat, die fleißig auf unsern friesischen Inseln herumspionierten. England, das angeblich nur fürchtet, von uns angegriffen zu werden, noch nie aber den Gedanken gewälzt hat, uns unversehens zu überfallen, hält es für nötig, sich durch Espione über unsre Befestigungen in der Nordsee zu informieren. Das sieht außerordentlich friedlich, freundschaftlich und vetterlich aus. Wenn irgendein dunkler Ehrenmann beim „Aus-baldowern“ einer Wohnung betroffen wird, so nimmt man gewöhnlich an, daß seine geschätzten Auftraggeber hinterher einen Einbruch verüben wollten. Man wird nicht bestreiten können, daß man aus der Tatsache, England läßt bei uns spionieren, ähnliche Schlüsse auf sein zukünftiges Verhalten ziehen darf. Die deutschen Zeitungen, die bisher im Sinne und Interesse Englands Deutschland die Abrüstung gepredigt haben, sind nach der Spionage-affäre einigermäßen kleinlaut geworden und haben ihr Lieblingssthema noch nicht aufgenommen. Es bleibt abzuwarten, wie lange die Lektion bei ihnen vorhalten wird, dauernd, fürchten wir, wird es nicht der Fall sein.

Dr. P.

Das Frühstück des Kronprinzen.

Unser sportliebender Kronprinz ist rector perpetuus magnificentissimus der Universität Königsberg geworden. Man kann in einer Zeit, da schon Ausstellungsunternehmungen davon absehen, sich einen hohen, höchsten oder allerhöchsten Protetktor zu suchen und zu legen, zweifelhaft sein, ob es opportun ist, daß eine Hochschule ihre höchste Würde zu einer leeren höfischen, rein dekorativen Titulatur macht, aber man kann sich in Würdigung der tatsächlichen Verhältnisse damit einverstanden erklären. Immerhin wird man mit dieser oder jener Einzelheit des feierlichen Aktes weniger Zufriedenheit bezeugen müssen. Daß der jugendliche Rektor in der Form der Wasewalker Kürassiere erschien, um dann über diese den Seidenmantel und den Purpurtragen zu legen, ist eine Stillwidrigkeit, die uns in Preußen schon gar nicht mehr auffällt. Die Uniform ist nun einmal bei uns das höchste Ehrenkleid, und so wurde es auch diesmal getragen obgleich die Beziehungen zwischen Kürass oder Pallast und Wissenschaft und Universität ziemlich lose sind. Recht merkwürdig aber ist, daß Seine Kaiserliche Hoheit nach beendeter Feier in die Kaserne seines Grenadier-Regiments fuhr und dort mit dem Offizierkorps frühstückte. Man kann sich ja vorstellen, daß der Kronprinz sich in Kreise von Offizieren wohler fühlt, als in dem von mehr oder minder steifleinernen Professoren, aber ich meine, diesmal hätten die Professoren den Vorrang haben müssen. Ihr Gast, der Gast der Universität mußte der neue Rektor sein und nicht der des Grenadier-Regiments. Es sind nur zwei Dinge möglich, entweder man hat ihm eine solche Bewirtung nicht angeboten, so war das ein grober Fehler, oder man hat es getan und der hohe Herr hat abgelehnt, sie anzunehmen, dann war das eben auch ein Fehler und zwar ein recht böser. Hatte der Kronprinz schon, wie einst sein prinziplicher Bruder den Professoren in seiner Rede ein Publikum über ihre Aufgaben und die der Universitäten im allgemeinen gehalten, so konnte er schließlich noch ein Privatissimum inter pocula geben.

Dr. M. P.

Mond und Wetter.

Die Witterungsaussichten, die ich in meinem Aufsatz in Nr. 31 der Gegenwart unter Berücksichtigung des jeweiligen Standes des Mondes bekannt gab, sind im großen und ganzen inzwischen durch den tatsächlichen Verlauf der Witterung bestätigt worden. Die Annahme, daß nach dem Vollmond am 20. Juli nach Vorübergang der Vollmondgewitter das Wetter rasch wieder konstant zu werden verspreche, hat sich allerdings nicht erfüllt. Vielmehr hat der Vollmond mit seiner tiefen Deklination

viele Regenböden mit verhältnismäßig geringer Wärme gebracht, also wieder den Satz bewahrheitet, daß im Sommer Vollmond und tiefe Deklination kühl, regnerisches Wetter im Gefolge habe. Dagegen ist die für die Zeit des Neumondes und der höchsten Deklination erwartete Wärme- und Gewitterperiode voll und ganz eingetroffen. In einem andern kürzeren Aufsatz, in welchem ich die Wetteraussichten an der Hand des aus dem Vorjahre vorliegenden Materials einer eingehenderen Prüfung unterzogen hatte, dessen rechtzeitige Veröffentlichung wegen Ablehnung seitens eines darum angegangenen Blattes leider unterbleiben mußte, hatte ich den Beginn dieser Hitzeperiode auf den Anfang des letzten Viertels, das auf den 29. Juli fiel und eine nördliche Abweichung des Mondes von $11^{\circ} 59'$ zeigte, verlegt, eine Vermutung, die auf den Tag eingetroffen ist. Mit dem 29. Juli setzten bei schnell zunehmender Temperatur fast überall auch Gewitter ein. Die Tage zwischen dem 2. und 5. August zeigten den Höhepunkt dieser äquatorialen Wärmeperiode in den zahlreichen, überall niedergehenden wolkenbruchartigen Regengüssen. Eine Besserung trat erst ein mit dem 8./9. August, wenn auch die Temperatur noch warm und der Himmel vielfach bedeckt blieb. Erst nach dem ersten Viertel — 13. August — gewann das Wetter einen durchaus andern Charakter, indem es einige warme, sonnige, herbstklare Tage mit kühlen Nächten brachte. — Der mit dem Vollmond erwartete Witterungsumschlag ist auch in diesem Jahre mit großer Präzision am Tage vor Vollmond — 19. August — erfolgt. Genau wie in den beiden Vorjahren brach an diesem Tage das Vollmond-Anwetter mit stürmischem Wind aus SW. und böigen Regenschauern bei rasch sinkender Temperatur los. An den beiden folgenden Tagen trat bei nahezu unverminderter Stärke des Windes allerdings wieder aufheiterndes Wetter ein und der 21. August brachte uns noch eine Glutwelle vom Ozean her, mit dem 22. August aber wurde die kühlere regnerische Witterung vorherrschend.

Und das Wetter für die Folgezeit?

Für die nächsten Tage dürfte das Wetter wohl etwas beständiger werden, wenn es auch seinen vorwiegend kühlen Charakter behalten wird. Sehr bald aber, wenn der Mond seinen höheren Stand über dem Äquator mit $16^{\circ} 29'$ und $21^{\circ} 10'$ erreicht, d. i. vom 26. oder 27. August ab, müssen wir auf eine nochmalige — und zwar die letzte sommerliche — Wärmeperiode gefaßt sein, die aller Voraussicht nach wieder zu zahlreicheren Gewittern mit reichlichen Niederschlägen — wenn auch etwas weniger stutenreich als in der verflossenen Neumondperiode — Anlaß geben wird. Die Zeit zwischen dem 30. August — höchste Deklination mit $26^{\circ} 41'$ — und dem Neumond — 3. September — bezeichnet wieder den Höhepunkt dieser Wärme- und Niederschlagsperiode, die sich noch bei allmählich abnehmender Temperatur bis zum ersten Mondviertel hin — 11. September — fortsetzen kann. Erst von da ab — zugleich zwei Tage vor der tiefsten südlichen Deklination des Mondes — können wir auf eine Reihe von sonnigen Herbsttagen mit starker nächtlicher Abkühlung rechnen.

Hildesheim, 24. August 1910.

Emil Brandt.



Die Hauptstadt und die Festungen.

Ein ganzes Jahr hindurch habe ich über den für mich nun schon sehr sehr alten Luftmilitarismus geschrieben — in spaßiger und in ganz ernster Tonart. Jetzt fängt es endlich in den Militärstentkreisen an, ein wenig Tag zu werden. Ich freue mich sehr, wenn der Herr Oberst Gädke im „B. L.“ schreibt: „Der militärische

Wert der Flugmaschinen ist aber in der Tat schon gegenwärtig nicht gering.“

Was soll ich aber dazu sagen, wenn gleich danach gesagt wird, daß „die Lenkballons gelegentlich auch zur Beschließung feindlicher Truppen und Festungswerke verwandt werden können“. Was soll ich dazu sagen?

Zunächst: Die Dynamittorpedos werden vom Lenkballon nicht geschossen — man wirft sie einfach runter — oder legt sie auf Aeroplane und dirigiert diese drahtlos —, wie ich das schon 500 000 Mal lang und breit auseinandergesetzt habe.

Dann aber: Festungen und Truppenkörper sollen mit dem köstlichen Dynamit überschüttet werden? Da müßte ja der verehrliche Feind sehr viel überflüssiges Dynamit haben. Der alte Napoleon hatte doch immer die höchst vernünftige Idee, daß im Kriege stets die Hauptstadt des feindlichen Landes das Hauptziel aller Aktionen sei. Ist diese militärische Weisheit über Bord geworfen worden? Sind die Festungen und die Truppenkörper mehr wert als die Hauptstadt? Ich glaube, daß selbst der allerkühnste unserer schriftstellernden Generale dieses Letztere nicht zu behaupten wagen wird.

Demnach: Die Festungen (und auch die Landtruppenkörper) können den Aeroplanen und Lenkballons, wenn sie die Hauptstadt des Feindes erreichen wollen, nicht hinderlich in den Weg treten. Das Hauptziel, „die Hauptstadt“, wird von den Luftfahrzeugen erreicht, ohne daß die Festungen irgendwie in Aktion treten können. Die Landtruppen können auch den Feind nicht aufhalten. Sind demnach nicht die Festungen und die Landtruppen überflüssig?

Lassen wir zunächst die Landtruppen aus dem Spiel. Nicht zu viel auf einmal! Bleiben wir nur bei den Festungen! Haben diese den geringsten Wert in einem Zukunftskriege? Die französische Heeresleitung hat heute bereits 266 Aeroplane. In Jahresfrist wird sie mindestens 1000 haben. Der Luftkrieg könnte also betnahe schon übermorgen in Szene gesetzt werden.

Wird man darum endlich einsehen, wie gefährlich dieser Luftkrieg ist? Wenn man heute noch von Festungen im Ernste spricht, so hat man das Wichtigste noch nicht erkannt.

Der Feind sendet seine Aeroplane und Lenkbaren direkt zu den Hauptstädten des Landes. In einem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland würde Frankreich zunächst Köln, Frankfurt, Karlsruhe etc. mit Dynamit besprengen und dann das schöne Berlin heimsuchen und dort die Bankinstitute, die Warenhäuser und die Bahnhöfe mit Dynamit kaputt machen — nur die Stellen treffen, wo viele Privatpersonen und die heiligsten Güter der Nation zu treffen sind. Man wird die Parlamentsgebäude nur am Tage zerstören und die Schlösser der Potentaten nie, da dort zu wenig Menschen wohnen und die Bevölkerung, die zu Kriegszeiten sehr revolutionär gestimmt sein dürfte, die Zerstörung eines Schlosses mit Schadenfreude begrüßen könnte.

Andererseits würde z. B. ein Torpedo, das am Vormittag das Warenhaus Wertheim zerstörte und dabei 10 000 Frauenleben vernichtete, einen Massenwahnsinn zur Folge haben. Darüber später das Weitere! Der

Massenwahnsinn wird im Zukunftskriege ganz bestimmt eine ganz kolossale Rolle spielen.

Jedenfalls bitte ich Herrn Oberst Gädke in allerhöflichster Form, sich zu dem Gesagten demnächst im „B. Z.“ zu äußern. Ich werde sehr dankbar für eine Äußerung sein.

Paul Scheerbart.



Rönigsberger Aufklärung.

Brüder, reicht mir meinen Sarg,
Daß ich mich begrabe.
Nach dem Spruch von Rönigsberg
Bin ich Waisenknabe.
Ach, mein Untertanenblut
Wällt dahin so ölig;
Lüpfte den Zylinderhut,
Werd mit Hurra! selig.
Die Verfassung ist mir gleich
In dem Zollernhimmelreich.

Denn ich hab ja nichts zu tun
Mehr auf dieser Erde,
Weil ich als geduldiges Huhn
Schon regieret werde.
Was ich wähle, gilt kein Deut,
Ob ich blöd mich rennte —
Ganz voll Überflüssigkeit
Sind die Parlamente.

Diese Kunde ging mir fein
Endlich in der Kantstadt ein.

Auch was sonst sich „Meinung“ heißt,
Ist als Quatsch zu achten.
Überhaupt und allzumeist
Weg mit dem Betrachten!
Amme Prussia liebt nicht sehr
Eigne Denkart's-Säugung —
Und so zahl ich gar nie mehr
Für ne Überzeugung.
Was du dir da denkst für dich,
Bürgerbabb, jiebt et nich!

Und man wird — wirst du erwischt —
Dir den Hintern scheuern.
Darum sage lieber nicht
Und bezahl die Steuern.
Schau, die Gnade denkt für dich
Ohne Volksgewalten —
Darum sollst du ewiglich
Deine Schmutze halten.
Bist du nicht von selber stumm,
Kriegst du doch 'n Maulkorb um!

Sei bedankt, o Rönigsberg,
Gabst mir Licht nicht wenig!
Friedlich steig ich in den Sarg,
Still und untertänig.
„Ruhe sanft, mein Bürgerglück!“
Lautet nun mein Plalter.
Träumte mich so sanft zurück
In das Mittelalter.
O wie lebt sichs doch so glatt,
Wenn man nichts zu denken hat.

Terentius.



Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M.
Einzelnummer 40 Pf.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum
kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ·
Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Nicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis
Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW.
— Telefon-Amt VI, No. 689. —

Eine Quelle

ständigen Vergnügens ist
das Photographieren mit

Agfa
Photo-Artikeln

Act. Ges. für Anilin-Fabrikation
Berlin / O. 36

Beste Materialien
sind in der Photographie
:: unentbehrlich. ::

Arbeiten Sie mit
„Agfa“ - Hilfsmitteln:

- „Agfa“-Verstärker
- „Agfa“-Abschwächer
- „Agfa“-Fixiersalz
- „Agfa“-Schnellfixiersalz
- „Agfa“-Tonfixiersalz
- „Agfa“-Negativlack
- „Agfa“-Blitzlicht etc.

Verlangen Sie gratis von
Ihrem Photohändler
16seitigen

„Agfa“ - Prospekt
:: mit der Sphinx! ::

(„Agfa“ 118)
„Agfa“-Photohandbuch 30 Pf. (130 Seiten)

Deutsche Kaufleute

lernt fremde Sprachen zu Hause perfekt!
Engl., Franz., Italien., Russisch, Schwedisch, Spanisch usw., durch weltberühmte Selbstunterrichtsbriefe. Vorkenntnisse unnötig. Tausende verdanken diesen Briefen ihre Existenz od. bessere Stellung. Verlangen Sie sofort Prospekt gratis. Umfangreicher Probebrief (Lekt. I) gegen 50 Pf. in Marken.
O. Hofmann, Gummla 203, Reuss.

Antiquar. Kat. 34. Philosophie
" " 36. Litteratur
gratis und franco:
J. Krause, Antiquariat, Halle a. S.

 **Hygienische**
Bedarfsartikel. Neuest. Katal. m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
H. Unger, Gummiwarenfabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92

Empfehlenswerte Hôtels.**Berlin:**

Hôtel Bauer, Unter den Linden 96.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:

Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.:
Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):

Hôtel und Naturweinkeller „Zur Kanne“. Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:

Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:

Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:

Hôtel Anè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:

Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:

Hôtel „Schiesen“-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:

Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesland:

Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:

Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:

Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.

Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.

Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross“. Bes.: Reinhold Hertz.

Wilhelmshöhe:

Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

VERLAG VON HERMANN HILLGER IN BERLIN UND LEIPZIG.

SCHILLER. (BÜCHER DER GEGENWART, BAND I.)

Gesammelte Aufsätze aus der Gegenwart (1872—1909) von Ludwig Beller mann, Karl Berger, Ludwig Geiger, Max Hecker, Adolf Heilborn, Peter Hille, Ignaz Jeżower, Marie Joachimi, A. W. J. Kahle, David Koigen, Paul Lindau, W. v. Maltzahn, Adolf Rümelin, Otto Runk, Karl Siegen, H. Welcker u. a. Das Buch ist mit einem Zweifarben-Holzschnitt des Schillerhauses in Weimar geschmückt. Kart. 2 M.

SCHILLERS WERKE. Inhalt: Vorwort (Friedrich Schiller in seiner Bedeutung für das deutsche Volk, mit Illustrationen), sämtliche Gedichte, Die Räuber, Die Verschwörung des Fiesko zu Genua, Kabale und Liebe, Don Carlos, Wallensteins Lager, Die Piccolomini, Wallensteins Tod, Maria Stuart, Die Jungfrau von Orleans, Die Braut von Messina, Wilhelm Tell. Gebunden 2 M.

FESTGABE AUS SCHILLERS WERKEN.

Mit Einleitung (Aus Schillers Leben). Inhalt: Gedichte (Auswahl) und Wilhelm Tell. Broschiert 40 Pfg. Gebunden 60 Pfg.

WORTE DER WEISHEIT AUS SCHILLERS WERKEN. Ausgewählt von Hermann Kölling. Mit biographischer Einleitung. Broschiert 50 Pfg.

WORTE DER WEISHEIT AUS GOETHES WERKEN. Ausgewählt von Hermann Kölling. Mit biographischer Einleitung. Broschiert 50 Pfg.

WILLIAM SHAKESPEARE. Eine Biographie von Dr. F. Obst. Mit 9 Illustrationen. Broschiert 50 Pfg.

ZU BEZIEHEN DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN SOWIE DIREKT VOM VERLAGE.

Die Gegenwart

Nr. 37.

Berlin, den 10. September 1910.

39. Jahrgang
Band 78.

Was ist an der Wiederanstellung der verabschiedeten Offiziere im Staats- dienst reformbedürftig?

Von v. K. . . . (Charlottenburg).

I.

Die in dem Aufsatz: „Die Befoldung der im Heere wieder angestellten Offiziere 3. D. im Lichte des theoretischen Staatsrechts“ in den Nummern 33 und 34 der „Gegenwart“ nachgewiesene Regrepflicht des Staates gegenüber den nicht wegen „Dienstunfähigkeit“ im Sinne der Reichs- bzw. Preussischen Beamten-Gesetze, sondern aus einseitig militärischen Gründen wegen „verminderter Dienstfähigkeit“ oder „professioneller Minder-eignetheit“ für bestimmte militärische Dienststellen verabschiedeten Offizieren bilden die Grundlage für deren Wiederanstellung im Staatsdienst.

Der Soldatenberuf kann ohne Zuhilfenahme einer wohlgeordneten Wiederanstellung der vorzeitig Verabschiedeten keine sichere Existenz bieten. Das zeigt die in Nr. 80, Bd. 08 des „Militär-Wochenblattes“ mitgeteilte Entwicklungsgeschichte des von einem seiner Angehörigen zufällig verfolgten Offizierjahrgangs 1868. Von dessen 79 Offizieren erreichten 25 (10 waren 1870 geblieben) nicht den Premierleutnant, von den 54 übrigen nur 48 den Hauptmann und von diesen wiederum nur 38 = 41% des Jahrgangs, den Bataillonskommandeur.

Eine derartig große Zahl vorzeitiger Verabschiedungen muß mehr, als zulässig, den wirtschaftlichen Ertrag des Berufs beeinträchtigen. Sein Ertrag müßte, um ausreichend zu sein, dem des ranggleichen Beamten entsprechen. Denn die Beamtengehälter sind nur eine Alimantation (s. Laband, „Staatsrecht“ Bd. 1, S. 469), ein durch die Rücksicht auf den Steuerzahler bedingtes Minimum, von dem der Beamte gerade standesgemäß leben, seine Kinder erziehen lassen und bis zu ihrer Selbständigkeit unterstützen kann. — Zwei Aufsätze der „Gegenwart“, der eine von Agricola (Bd. 07, S. 240 ff.), der andre von Civis (Bd. 08, S. 305 ff.) ermitteln die Höhe des wirtschaftlichen Schadens, den der Offizier der Unterchargen durch seine Verabschiedung er-

leidet. Nach ersterem erdient selbst der Hauptmann 1. Kl. damaliger Bezeichnung durchschnittlich 77897 M. weniger als der auch auf der Unterstufe seines Berufs stehenbleibende, nach der dem Kommissionsbericht zum D. P. G. 06 zugrunde gelegten Statistik aber in 75% der Fälle bis zur Altersgrenze amtierende Richter. Agricola kommt zu dieser Zahl, indem er von der Summe aller Berufs-Einnahmen, einschl. der bis zum 70. Lebensjahre bezogenen Pension, die Kosten des juristischen Studiums, des Einjährigenjahrs, die Beträge an häuslichen Zulagen und die spezialisierten Standesaussgaben beider Staatsdiener während ihrer Dienstzeit absetzt. Da gerade die Einkommensverhältnisse des Richters bei der Neufestsetzung der Gehälter der höheren Staatsdiener im allgemeinen vorbildlich gewesen sind, läßt sich gegen diesen Vergleich nichts einwenden. Civis kommt bei Nachprüfung der Berechnung durch Mitberücksichtigung der Steuerersparnis des Offiziers, verschiedener militärischer Emolumente und der dem Juristen verloren gehenden Zinsen des für sein Studium verbrauchten Kapitals, wenn man den Druckfehler in der Subtraktion der beiden Berufsergebnisse berichtigt, auf 45375 M. Er rechnet aber insofern nicht richtig, als er die auf Erzielung eines möglichst hohen pensionsfähigen Einkommens berechnete, unverhältnismäßig hohe, offizielle Bewertung einzelner „fiktiver“ Einnahmen des Offiziers benutzt. Es ist zu viel, wenn er dem Offizier für die in Betracht kommenden 24 Dienstjahre 12000 M. (500 p. a.) für „Burschenbedienung“ und für die 16 Leutnantjahre 3456 M. (208 p. a.) für bezogenes „Tischgeld“ und „freie Lazarettbehandlung“ gutschreibt. Denn da der Beamte, gleichgültig, ob er das Personal des Wohnungsvermieters oder als Verheirateter das eigene heranzieht, für die dem Burschen obliegende „persönliche Bedienung“, die nur einen Teil der üblichen Dienstbotenrichtungen ausmacht, durchschnittlich nicht mehr als 144 M. p. a., in 24 Jahren also nur 3456 M. aufwendet, sind die 8544 M. Mehrkosten des durch den militärischen Dienst (Pferdehaltung, Manöver etc.) bedingten Burschen Dienstaufwand, nicht Einnahme. Das damalige Tischgeld bezog nur der Junggeselle, und nur für diesen

kommt die Lazarettbehandlung in Betracht. Deshalb ist bei der großen Zahl verheirateter Oberleutnants und Leutnants auch hier ein Abstrich zu machen. Dürfte demnach das richtige Ergebnis etwa in der Mitte beider Berechnungen liegen, so hat der Hauptmann 1. Kl. in obigem Vergleich gegenüber dem Beamten noch immer einen Nachteil von der Höhe eines kleinen Vermögens.

Auch die weitere Feststellung von Civis, daß der Bataillonskommandeur den Richter bereits überhole, wäre demnach dahin zu berichtigen, daß er ihm etwa gleichkommt.

Die Erhöhung der Offiziereinkommen von 1909 entsprach ebenso wie die gleichzeitige der Beamtenbezüge in erster Linie der allgemeinen Preissteigerung. Daher ist es nicht zu verwundern, daß die oben festgestellte Mindereinnahme des Offiziers in dem neuen Besoldungsgeß nicht ihren Ausgleich finden konnte. Allerdings waren die höheren Leutnantsgehälter, deren Einführung bei dem Vorteil des sofort besoldeten jungen Offiziers im Vergleich zu dem angehenden Beamten sonst nicht gerechtfertigt gewesen wäre, darauf berechnet, für das frühe Ende der Offizierlaufbahn eine gewisse Entschädigung zu bieten. Allein deren Tragweite darf nicht überschätzt werden. Der junge Offizier bezieht in den ersten 10 Dienstjahren heute 4500 M. mehr als früher. Das ist an sich keine große Summe. Und selbst sie wäre nur dann sicherer Besitz, wenn — was nicht der Fall — die augenblicklichen Beförderungsverhältnisse normale wären und ihr Fortbestand in Aussicht stände. Schon die Einführung der 13. Hauptleute bei den Fußtruppen, d. h. die Vermehrung der Anwärter auf den Bataillonskommandeurposten, dazu die überhandnehmenden Vorpatentierungen in den Unterchargen verlangsamten zusehends das Vorwärtkommen der großen Masse der Durchschnittsoffiziere. Schon heute braucht der Offizier in der gewöhnlichen Tour 17 Jahre bis zum Hauptmann, dieser 14 bis zum Bataillonskommandeur, so daß die Übernahme des Bataillons erst mit 51-52 Jahren stattfindet. Bei dieser jährlich fortschreitenden ungünstigen Entwicklung verbrauchen immer mehr der Eintretenden ihre Kräfte in den unteren Stellen, erreichen immer weniger das Berufsziel. Und das Ende vom Liede wird sein, daß in einigen Jahren das periodische große Aufräumen von neuem beginnt. Die Herabsetzung der durchschnittlichen Dienstgrenze um ein einziges Jahr aber, mit der es dann keinesfalls sein Bewenden haben dürfte, macht durch den mit ihr auf Jahrzehnte verbundenen Pensionsverlust und den kürzeren Bezug des Aktiveinkommens den Vorteil der Leutnantsjahre größtenteils illusorisch, ganz abgesehen von denjenigen Offizieren, die dann aus einer niedrigeren Charge resp. Gehaltsstufe abgehen müssen als die ist, aus der sie heute abgehen würden.

So bleibt nach wie vor für niedrig gerechnet 50% der eintretenden Offiziere, die bei der Eigenart des Berufs nicht den Bataillonskommandeur erreichen, mit Rücksicht auf die Altersverhältnisse des Offizierkorps nicht erreichen dürfen, eine Wiederanstellung im Staatsdienst nach der Verabschiedung aus dem Frontdienst mehr oder weniger die Vorbedingung einer standesgemäßen Existenz. Daher erscheint die Prüfung der Frage wichtig genug, ob in der Organisation des Wiederanstellungswesens diesem Umstande genügend Rechnung getragen ist.

Vorweg bemerkt, hat sich die an das D. P. G. 06 geknüpfte Erwartung einer alle berechtigten Ansprüche berücksichtigenden Reform nicht erfüllt. Es ist nicht zu leugnen, daß die Gendarmerie, vor allem der Zivildienst, durch genanntes Gesetz erheblich verbessert worden ist. Der Gendarmeriedistriktsoffizier stieg zwar schon früher bis zum Gehalt des Bataillonskommandeurs, allein er hatte ebenso wie der in eine Beamtenstelle tretende Offizier auf Jahre mit einem zum Teil so erheblichen Rückgang im Einkommen zu rechnen, daß hierdurch viele, zumal der in ihrer Freizügigkeit durch die Sorge für eine Familie Beschränkten, von der Ergreifung eines dieser Berufe abgehalten werden mußten. Heute dagegen garantieren die neuingeführten Pensionszuschüsse zu dem Gehalt der neuen Stelle in beiden Fällen den Fortbezug des seitherigen Einkommens. Und die im § 24 des D. P. G. für den früheren Offizier limitierten Beamtenbezüge sind hoch genug, ihn, der als Beamter bis zum 65. Lebensjahre unabsehbar ist, durch die Länge seiner Dienstzeit den Bataillonskommandeur einholen zu lassen. Dagegen ist bei der Gendarmerie die unvernünftige Rangierung der Offiziere nach dem Datum des Abertritts zu ihr noch immer nicht ausgemerzt. Jeder neu Eintretende fängt mit dem untersten Gehalt an und erreicht die höheren Stufen, spez. den Stabsoffiziergehalt, umso später, je länger er in der Front, also der eigentlichen Bestimmung des Offiziers entsprechend, gedient hat. Das sollte endlich durch Einführung einer auf das Offizierpatent basierten Altersbesoldung, wie sie in den Unterstellen jetzt auch die Armee hat, beseitigt werden. Bei den im Ganzen gleichbleibenden Altersverhältnissen der Zugehenden und den wenigen Stellen können dadurch nur vorübergehend unerhebliche Aufkosten entstehen, die sich mit den Jahren ausgleichen und vorschußweise aus dem Aggregiertenfonds gedeckt werden können. Während die Anwärter auf eine Distriktsoffizierstelle bis zum Freiwerden einer solchen in den Garnisondienst übernommen werden und ihren zweimaligen Umzug aus Militärfonds ersetzt erhalten, scheidet der Anwärter auf Beamtenstellen ganz aus dem Militärdienst aus und bezahlt den Umzug an den Ort seiner Einarbeitung und den der definitiven Anstellung

aus eigener Tasche. Vor allem für den Verheirateten ist das eine große Härte. Unbillig ist ferner, daß die den Unbemittelten während der Übergangszeit in einen neuen Beruf im D. P. G. 06 ausgeworfenen besonderen Zuschüsse nach der Fassung des Gesetzes nur den Leutnants und Oberleutnants zu Gute kommen. Denn da für die Zumessung aller Staatsdienerbezüge, zu denen auch solche außerordentlichen Zuwendungen zu rechnen sind, grundsätzlich das in der Länge der Dienstzeit ausgedrückte Verdienst und die nach dem Lebensalter verschiedenen Bedürfnisse maßgebend sind, ist *ceteris paribus* der Ältere — er ist meist verheiratet — ebenso unterstützungsbedürftig und dabei zweifellos unterstützungswürdiger als der Jüngere. Daher sollten diese Zuschüsse allen, die für einen Berufswechsel ihrem Lebensalter nach in Betracht kommen, zugänglich gemacht und im Prozent der Pension bemessen werden. — Abgesehen von diesen leicht zu beseitigenden Mängeln, entsprechen aber beide den Verabschiedeten früher oder später zu einer standesgemäßen Versorgung führenden Anstellungen durchaus den zu stellenden Ansprüchen.

Der Wert der heutigen Wiederanstellung kann aber nur nach dem Umfang bemessen werden, in dem die Verabschiedeten an ihren Vorteilen teilnehmen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet erweist sich der Erfolg der seitherigen Reformen als ungenügend. Denn aus natürlichen Gründen stellen das Hauptkontingent der Verabschiedeten die älteren Jahrgänge. Deren Lebensalter entsprechen in erster Linie, ja fast ausschließlich, die militärischen Stellen. Und für diese ist, wie ihre durchaus zu verwerfende Besoldung*) und ihre Ausichtslosigkeit für alle, die das Berufsziel noch nicht hinter sich haben, beweist, fast gar nichts geschehen. Auch hier ist unbegreiflicherweise der Ältere gegenüber dem Jüngeren benachteiligt.

Fraglos muß es das oberste Ziel der Wiederanstellung sein, den Verabschiedeten aller Altersklassen zur Erreichung einer Versorgung die Hand zu bieten. Versorgt ist, wie der angestellte Vergleich mit dem Amtsrichter zeigt, erst der abgehende Bataillonskommandeur. Und für diese Auffassung spricht ferner der Umstand, daß die Höchstpension dieser Charge (5946 M.) dem Einkommen des aktiven Hauptmanns (5974 M.) ziemlich genau entspricht, den die Verordnungen über die Eheschließung der Offiziere als das zur Erhaltung einer Offizierfamilie erforderliche Minimum bezeichnen. Auch die Höchstpension des Amtsrichters und der andern Staatsdiener ist dementsprechend. Sie beträgt wie die der ranggleichen Beamten, der Regierungsräte, Oberförster, Oberlehrer usw. 6000 M. Hieraus ergibt sich der wichtige Grundsatz, daß kein wiederangestellter Offi-

zier der Unterchargen als versorgt gelten kann, dem es unmöglich ist, in seiner neuen Anstellung die Pension des Stabsoffiziers zu verdienen. Dem ist bisher nicht Rechnung getragen. Vielmehr geschieht, wie wir gesehen haben, für die am Durchschnittsziel des höheren Staatsdienstes, dem mittleren Ertrag der mit „aufsteigenden Gehältern“ ausgestatteten Unterstufen der höheren Beamtenberufe, angelangten Stabsoffiziere mehr als notwendig, dagegen für einen Teil der Verabschiedeten, wie wir sehen werden, weniger als zulässig. Das wird erst dann aufhören, wenn die durch das Lebensalter der Abgehenden bedingten Bedürfnisse und ihre durch das Dienstalter gerechtfertigten Ansprüche hinreichend erkannt sind und bei der Zuweisung und Besoldung der Anstellungen auch berücksichtigt werden.



Bürgerkunde.

Von Otto Corbach (Charlottenburg).

Unsre Schule ist noch ganz und gar ein Werkzeug der Bürokratie, die die Untertanen zwangsweise dazu anhält, außer Byzantinismus und kirchlicher Frömmigkeit Lesen, Schreiben, Rechnen und andre nützliche Fertigkeiten zu erlernen, die es ihnen erleichtern könnten, Geld zu verdienen und — Steuern zu zahlen. Wenn in den Schulen heute vieles gelehrt wird, was nicht nur Subordinationsegefühl und Erwerbssinn fördert, sondern was die Jugend auch wirklich bildet und aufklärt, so kommt es nur daher, weil die Bürokratie einem wissenschaftlichen Zuge der Zeit nicht ganz widerstehen konnte. Was sie in ihrem Widerstreben gegenüber dem Drange des Volkes nach Wissen und Bildung immerhin geleistet hat, das lehrt ja die Rückständigkeit unsres Schulwesens; denn man überlege einmal, auf wie tiefem Niveau unsre Volksebildung stehen müßte, wenn nicht durch die großartige Entwicklung eines freien Zeitungswesens, durch öffentliche Bibliotheken und ähnliche Einrichtungen andre Mittel und Wege gefunden worden wären, auf die breiten Massen des Volkes aufklärend einzuwirken. Schließlich konnte die Schule nicht allzuweit hinter diesen freien Bildungsbestrebungen daherhinken; nur deshalb raffte sich die Bürokratie von Zeit zu Zeit dazu auf, die Schule neuen Bedürfnissen ein wenig anzupassen.

Von jeher haben sich nachdenkliche Naturen darüber gewundert, warum der Beamtenstaat, der die Schule nach seinem Bilde schuf, nicht dafür sorgte, daß das Volk vor allem ihn selbst durch die Schule gründlich kennen lernte. Warum befolgte er nicht den schönen Rat aus der Bergpredigt: „Laßt Euer Licht leuchten vor den Leuten,

*) Siehe Nr. 33 u. 34 der „Gegenwart“.

daß sie Eure guten Werke sehen . . ." Warum zog er es vor, sein Licht unter den Scheffel zu stellen? Ja, das hatte seine wohlertwogenen Gründe. Die Bureaufratie wollte eine Macht bleiben, die ihre Kräfte aus mystischen Quellen schöpft. Um so geheimnisvoller und wichtigtuersicher sie wirken konnte, desto größer mußte der Respekt sein, den sie den „Untertanen“ einflößte. Darum befaßt sich die Schule bei uns nicht damit, die „Untertanen“ des Staates zu „Bürgern“ zu erziehen, darum wird in ihr keine „Bürgerkunde“ getrieben. Und wenn die der Schule entwachsenen mündigen Untertanen mehr politische Rechte heischen, dann weist dieselbe Bureaufratie, die es verschuldete, daß die Kenntniß der bestehenden öffentlichen Einrichtungen noch nicht Gemeingut unsres Volkes geworden ist, höhnisch auf den Mangel an Staatsfinn hin, der den Deutschen, im Vergleich mit andren Nationen, nachgesagt wird. Damit seien neue politische Rechte nicht in Einklang zu bringen. Nun haben es sich in den letzten Jahren Sozialdemokratie und Zentrum, zwei Parteien, denen nachgesagt wird, daß sie auf staatsfeindlichem Boden stehen, angelegen sein lassen, das deutsche Volk in ihrem Sinne über den Staat, sein Wesen und seine Aufgaben aufzuklären, und das spornte patriotische Leute zu dem staatsretterischen Versuche an, eine Bewegung für die Einführung einer Bürgerkunde als Lehrgegenstand in den Schulen zu entfachen. Und neuerdings scheint es, als wolle der Staat nicht mehr lange zögern, gewissermaßen aus Notwehr, sich endlich dem Studium der Jugend preiszugeben. Schwer wird es freilich halten, die Neuerung gegen die vielen Widerstände, die ihr entgegengesetzt werden, einzuführen. Dasselbe Grauen, das ein unheilbarer Bureaufrat vor Dingen wie Telephon und Schreibmaschine empfindet, womit man ihn jetzt beglücken will, regt sich in ihm auch bei dem Gedanken, daß man künftig schon die Schuljugend in die Geheimwissenschaft des Verwaltungswesens einweihen möchte. Was soll aus der Würde des Beamtentums werden, wenn künftig einerseits die Verwaltungsgeschäfte des Staates nach denselben Grundsätzen und mit denselben Mitteln verwaltet werden sollen, die auch für den Kaufmann, den „Krämer“ in seinen Betrieben maßgebend sind, und wenn andererseits durch den Unterricht in den Schulen dafür gesorgt wird, daß das Wissen um den Staat und seine Bedeutung, um das ganze Verwaltungswesen aufgehört, das Monopol einer einzelnen Kaste zu bilden? Solange das Volk dem Staate mit jenem Grauen gegenübersteht, das jede Macht einflößt, über deren Ursprung, Wesen und Wirksamkeit man sich nicht klar ist, so lange werden auch die Beamten das Volk in einem gewissen Zustande der Furcht vor ihre Gleichheit erhalten und sich auf Kosten der Allgemeinheit eine Bedeutung, eine Würde, eine Machtfülle geben können, die das Maß ihres natürlichen Wertes weit überschreitet.

Zu befürchten ist allerdings, daß die Art Bürgerkunde, die amtlich in die Schulen eingeführt werden mag, mehr geeignet sein wird, das erwachende politische Verständnis im Volke zu verschütten, statt zu fördern. Das muß die öffentliche Kritik zu verhindern suchen. Jedenfalls kann es aber unsre politischen Zustände nur bessern helfen, wenn schon die Jugend dazu angehalten wird, sich mit den Grundlagen unsres Staatslebens, mit allen öffentlichen Einrichtungen zu beschäftigen.



Die Theaterzensur als politische und kulturelle Waffe.

Von Erich Schlachter (Groß-Flottbeck).

Wenn es irgend etwas gibt, wofür man der Sozialdemokratie zu Dank verpflichtet sein kann, so ist es der Umstand, daß die von ihr geleitete Arbeiterbewegung in den Kampf um die materielle Lebenshaltung ein Stück deutschen Idealismus hinübergerettet hat. Man mag die englische Arbeiterbewegung preisen, weil sie als das Kind eines freien Landes in politischen Fragen einen freieren und unbefangeneren Standpunkt einnimmt, aber man wird nicht verkennen dürfen, daß sie an idealem Gehalt weit hinter der deutschen zurücksteht. Die englischen Gewerkschaftsführer sind gute praktische Geschäftsleute, aber was übers gute praktische Geschäft hinausliegt, hat dann für sie auch nur ein sehr mäßiges Interesse. Sobald aber in einem Volk die kulturellen Kräfte sterben, sterben langsam auch die wirtschaftlichen, weil sich die moderne Ökonomie im engsten Zusammenhang mit der geistigen Regsamkeit und dem geistigen Fortschritt befindet. Aus dem Idealismus der Arbeiter sind nun in Berlin zwei einflußreiche starke Vereine hervorgegangen, die unter den Namen „Freie Volksbühne“ und „Neue freie Volksbühne“ allgemein bekannt sind. Als sie von der Lustbarkeitssteuer des Berliner Magistrats getroffen werden sollten, trat eine Reihe angesehener Männer aus den verschiedensten politischen Lagern zusammen, um ihnen zu bescheinigen, daß ihre Vorstellungen nicht als eine gewöhnliche Lustbarkeit, sondern als eine sehr ernsthafte Kulturarbeit anzusehen sei. Wer einmal die Vorstellungen dieser Vereine besucht hat, weiß, ein wie schönes Schauspiel sich ihm bietet, wenn sich hier die Arbeiter mit ihren Frauen und Töchtern zum Genuß eines Kunstwerks versammeln. Man sollte nun meinen, daß der Staat ein dringendes Interesse daran haben müßte, Vereine zu fördern, die die arbeitenden Schichten mit der modernen Kultur in Verbindung bringen. Offenbar wird ja der Bestand der bürgerlichen Gesellschaft gefestigt,

wenn sich der Nachweis führen läßt, daß sich auch innerhalb dieser Gesellschaft einiges Licht in die Not der unteren Klassen bringen läßt. Indessen soll sich niemand auf seine schlichte Untertanenlogik verlassen, sie kollidiert mit der Logik des preußischen Staates auch da, wo dieser selbst an vernünftigeren Anschauungen ein dringendes Interesse hätte. Der Polizeipräsident von Berlin versucht soeben den beiden Arbeiterbühnen eine Zensur aufzuzwingen, die Vereinen gegenüber unzulässig ist und den einen Teil der Vereinsarbeit vernichten würde. Die Volksbühnen verfolgen ja nicht nur den Zweck, die anerkannten deutschen Dramen in guten Auführungen für billiges Geld herauszubringen, sie wollen darüber hinaus dem deutschen Schrifttum dienen, indem sie talentvolle Dichtungen aufführen, die von den kapitalistischen Bühnen nicht beachtet oder von der Polizei zu einer öffentlichen Auführung nicht freigegeben wurden — den öffentlichen Bühnen gegenüber besteht die vormärzliche Einrichtung der Theaterzensur ja leider immer noch. Die Motive, die Herr v. Jagow seiner Aktion beifügt, sind mehr schnurrig, als eigentlich ernst zu nehmen. Weil die Vereine so stark angewachsen sind, sollen sie auf einmal keine Vereine mehr sein, oder sie sollen der polizeilichen Bevormundung unterworfen werden, damit sie den polizeilichen Sicherheitsdienst genießen können. Das eine ist ein so leeres Gerede wie das andere, und wir wollen darum auch die Motive dem Oberverwaltungsgericht zur näheren Prüfung überlassen, um uns dafür mit der politischen Seite der Sache abzugeben.

Das Theater nimmt im Leben des deutschen Volkes eine Stellung ein, die sich in dieser Form bei keinem andern Volk wiederfindet. In unserm zerrissenen und unfreien Vaterland waren die Theater der einzige öffentliche Ort, wo das Publikum zusammenkommen konnte; es lernte, wie Laube treffend bemerkt, an diesem künstlerischen Ort die Segnungen der Vereins- und Versammlungsfreiheit kennen. Im alten Deutschland war das Theater eine öffentliche Institution, der nicht nur eine künstlerische und gesellschaftliche, sondern geradezu eine nationale Bedeutung zukam. Unsere Klassiker haben denn auch alle fürs Theater geschrieben, selbst wenn sie wie Goethe der dramatischen Form recht fern standen, und die deutsche Schaubühne gewann auf diese Weise eine kulturelle Bedeutung, die sie den Bühnen aller übrigen Länder voraus hat. Es ist darum leicht ersichtlich, daß die Maßregelung der freien Volksbühnen durch Herrn v. Jagow in Deutschland tiefer empfunden werden muß, als sie in irgend einem andern Land empfunden werden könnte. Es fragt sich nur, ob der politische Gewinn, nach dem der Berliner Polizeipräsident trachtet, in diesem Fall zu dem verletzten nationalen Empfinden in irgend einem Verhältnis steht. Sollte sich ergeben, daß das nicht der Fall ist, würde ja der Präsident

auch von seinem politischen Standpunkt aus ein schlechtes Geschäft machen. Sehen wir also zu.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die alte Bedeutung des Theaters mit der alten Zeit schwinden mußte. Als Pressefreiheit, Wahlrecht, Vereins- und Versammlungsfreiheit kamen, sank das Theater von einem nationalpolitischen Ort zu einem national-künstlerischen Schauplatz herab. Man braucht nur einmal die riesenstarke Macht der Presse zu überschlagen, braucht nur an die festgefügtten politischen Organisationen zu denken, braucht nur einmal im Anzeigenteil einer sozialdemokratischen Zeitung all die Versammlungen zu überblicken, die zwischen Jahr und Tag abgehalten werden — und man wird sofort zu der Ansicht gelangen, daß die Bühne im Vergleich mit den modernen Mitteln des öffentlichen Kampfes nur ein sehr bescheidenes politisches Instrument ist, sofern man sie denn überhaupt als ein solches bezeichnen kann. Ist aber die moderne Bühne nur ein bescheidenes politisches Instrument, so ist auch ihre polizeiliche Bevormundung nur ein bescheidener politischer Gewinn. Es erhellt das am besten daraus, daß eine Bewegung gegen die Zensur an den öffentlichen Bühnen gar nicht in Fluß zu bringen ist. Die modernen Bühnen bedeuten politisch so wenig, daß ihre polizeiliche Bevormundung nicht mehr imstande ist, die Massen politisch aufzuregen. Sogar in liberalen Zeitungen kann man Auslassungen von Direktoren finden, die die Zensur als einen wirksamen Schutz gegen etwaige öffentliche Anklagen geradezu mit Entzücken preisen, was nun freilich in unsern Augen eine Ansicht ist, der wenigstens eine liberale Zeitung nicht Unterschluß gewähren sollte. Es mag schon richtig sein, daß die Theater mit der Freiheit auch die Gefahren der Freiheit verloren haben, nur würden in derselben Weise mit dem Wahlrecht auch die Gefahren des Wahlrechts schwinden, und der ganze Gedankengang ist darum von einer geistigen Unterwürfigkeit, die man modernen Menschen im Grunde nicht zutrauen sollte. Wie sehr wir nun aber auch die Erscheinung an sich bedauern, so beweist sie doch, daß die Theaterzensur als politische Waffe überhaupt nicht mehr empfunden wird — eine Waffe, für die man dem Gegner in übertriebener Untertanenseligkeit geradezu dankt, kann offenbar nicht von besonders tödlicher Wirkung sein.

So gering nun auch die Zensurfreiheit, die für Vereine besteht, in politischer Beziehung anzuschlagen ist, so wesentlich ist sie in künstlerischer. Die Polizei hat durch die Theaterzensur zwar nicht die Macht, irgendwie entscheidend in den politischen Kampf einzugreifen, wohl aber kann sie aus politischen oder sogenannten moralischen Gründen die Aufführung eines sehr ernstern Kunstwerks ruinieren. Wie sehr man in der Sozialdemokratie selber davon überzeugt ist, daß den Volksbühnen im wesentlichen eine kulturell-künst-

lerische, nicht aber eine politische Bedeutung zukommt, mag man aus Mehrings „Geschichte der Sozialdemokratie“ ersehen, in der den Arbeiterbühnen ausdrückliche eine untergeordnete Rolle im Emanzipationskampf der Arbeiter zugeschrieben wird. Was unternimmt im Grunde also Herr v. Jagow? In einer Zeit, in der infolge der Finanzreform bereits eine tiefgehende Erbitterung durchs Volk geht, unternimmt er, ein wertvolles Stück der nationalen Kunst zu ruinieren, um dafür eine Zensurwaffe in die Hand zu bekommen, die im modernen politischen Kampf nicht einmal den Wert eines Rindersäbels besitzt. Wir bezweifeln gar nicht, daß Herr v. Jagow sich von wohl-erwogenen politischen Absichten leiten läßt, wir müssen aber um Entschuldigung bitten, wenn wir ihn nach dieser Leistung unter die scharfsinnigen Politiker nicht zu rechnen vermögen. Und wir fürchten sehr, daß der weitere Verlauf der Affäre unsre Anschauung nur bestätigen wird.



Klerus und Sittlichkeit.

Von Dr. Max Kemmrich (München).

I.

Segen den ersten Band dieses Buches*) ist von ultramontanen Blättern der Vorwurf erhoben worden — natürlich ohne auch nur den Gegenbeweis, der völlig aus-sichtslos gewesen wäre, zu versuchen —, daß ich die im mittelalterlichen Klerus herrschende Unsitlichkeit stark übertrieben hätte. Nun liegt mir nichts ferner, als zu bestreiten, daß es zu allen Zeiten und überall sittenstrenge Menschen gegeben habe, und daß auch die katholische Geistlichkeit solche stets in ihren Reihen zählte. Wohl aber ist es grundfalsch, ihnen eine höhere Moral zu imputieren. Im Gegenteil waren im Mittelalter und besonders vor der Reformation dort häufig Zustände zu finden, die man kaum irgendwo in einer Gesellschaft, die nur einigermaßen auf gute Sitten Anspruch erheben möchte, antreffen dürfte.

Der ultramontane Historiker Janssen hielt die Unsitlichkeit des Klerus vor der Reformation für kaum der Erwähnung wert und führt die Verwilderung in tendenziöser und die Tatsachen auf den Kopf steller Weise auf die Reformation zurück. Mag diese große Geistesbewegung auch viele Schattenseiten im Gefolge gehabt haben, so

*) Wir entnehmen diese durch die Affäre Bod gleichsam besonders aktuell gewordenen Ausführungen dem in Kürze erscheinenden zweiten Bande der „Kulturkuriosa“ des bekannten Verfassers. Der erste, im vorigen Jahre erschienene Band (Verlag von A. Langen, München) liegt bereits in 7. Auflage vor.

wird die Gerechtigkeit ihr doch zum mindesten eine Besserung der öffentlichen Sittlichkeit zubilligen müssen.

Ein anderer Gesinnungsgenosse Janssens, H. Finte, im übrigen ein vortrefflicher Historiker, hat zum mindesten Schleswig-Holstein und Westfalen für die Länder erklärt, die von der sittlichen Verwilderung der Zeit verschont geblieben seien, eine Behauptung, die Pastor nicht nur übernimmt, sondern in seiner Bearbeitung des Janssenschen Werkes noch erweitert. Unter diesen Umständen ist es besonders amüsant, die Zustände Westfalens, also des vorgebliehen sittlichen Musterlandes, kennen zu lernen.

Es handelt sich um einen offiziellen Bericht des Fiskalprokurators Friedrich Surken, also eines Geistlichen, am Kölnischen Officialgericht in Werl an den Siegler des Officialgerichts in Köln vom Jahre 1458.

Das Dokument ist mithin völlig einwandfrei und nicht, wie man glauben möchte, die gehässige Streitschrift eines Satirikers.

Zunächst werden Verstöße gegen die äußere kirchliche Ordnung festgestellt, widerrechtliche Abhaltung des Gottesdienstes, Ausfall der Messe bis zu 14 Tagen, Simonie, gehässige Verweigerung des Beichtstuhls, Spendung des Abendmahls an Erfommunizierte, und zwar bewußt und aus Dreistigkeit. In Rütthen werden zwei Vikariate gegründet, nur damit der Pfarrer als Vagabund leben kann.

Ferner wird konstatiert, daß die Geistlichkeit sich nicht nur am Wein- und Getreidehandel beteiligt — und zwar trotz Wohlstandes aus purer Gewinnsucht —, sondern daß der Klerus allgemein Zins- und Wuchergeschäfte macht. Der Pfarrer in Rütthen erhält von einem Sterbenden um der Absolution und der Exequien willen alle Güter vermacht, hat ihn dann aber weder absolviert, noch kirchlich bestattet. Die fünfjährige Tochter des Verstorbenen ist dadurch gezwungen, sich von Almosen zu nähren.

Der Gewinnsucht ebenbürtig ist die Schimpfwut und Gewalttätigkeit. Das Dokument führt die Schimpfworte genau an. Uns interessiert mehr die Tatsache, daß ein Pfarrer den Schulmeister vor dem Altar „im Angesicht des ewigen Gottes“ verprügelt, oder daß der von Hierich seine eigene Mutter mißhandelt, oder daß ein anderer in Schwerte mit Bürgern ein Messerstechen veranstaltet. Bei demselben wird für die Fastnacht die Teilnahme an einem Turnier getadelt.

Harmloser ist das wilde Jagen der Geistlichkeit bis zu reinem Vagabundenleben, nicht schön der Wirtshausbesuch mit Betrunktheit, Erbrechen und Übernachten auf der Straße. Am wenigsten erfreulich die geschlechtliche Unsitlichkeit. Das Protokoll enthält fünf Fälle von Konkubinen der Pfarrer mit verheirateten Frauen,

deren Männer noch leben. Einmal wird die Frau gegen die ausdrückliche Reklamation des Mannes vom Pfarrer zurückbehalten, ein Mandat des Erzbischofs bleibt gänzlich wirkungslos. Daneben erschienen Prostituierte im Umgang mit Pfarrern, so scheint das Leben des Kaplans Heinrich Jummen in Werl sich — und zwar ganz öffentlich — überhaupt vornehmlich in diesen Kreisen zu bewegen. Das Benehmen dieses Seelenhirten wird im Dokument bis herab zu den Wechselreden im Frauenhause mit einer Laßzivität geschildert, die nur mit der Faßzettelliteratur verglichen werden kann. Abrißens muß sich auch die Breslauer Diözesansynode von 1440 gegen das Konkubinat mit Ehefrauen wenden. Die Eichstädter Diözesansynode von 1453 aber steht sich ausdrücklich zur Festsetzung veranlaßt, daß auch simplex fornicatio eine Sünde sei. Man war also bisher zumeist anderer Ansicht.

*

Papst Gregor XII. erließ im Jahre 1308 eine Bulle, in welcher die Zustände in einer großen Anzahl von Benediktinerklöstern der nordwestdeutschen Diözesen Bremen, Münster und Utrecht dargestellt werden.

Nachdem der Papst festgestellt hat, daß fast jegliche Religion und Beachtung der Ordensregel abhanden gekommen sind, dafür aber Fleischeslust und Laster regierten, fährt er fort:

„Sie selbst, aus weltlichem Stande und Leben hervorgegangen, nehmen bisweilen ihre Konkubinen oder Kebsweiber, die sie, wie vorausgeschickt, im weltlichen Stande gehalten hatten, sogar mit samt den Kindern, die sie mit den Kebsweibern gezeugt hatten, mit sich in die vorgenannten Klöster, in die sie aufgenommen wurden, und halten und begünstigen sie in ihnen ganz öffentlich, wie sie es früher getan hatten, als sie noch selbst in weltlichem Stande gelebt hatten, und scheuen sich nicht, die Messe und andre heilige Ämter zu feiern, ohne von solchen Verbrehen absolviert zu sein.

Die Söhne aber machen sie zu Mönchen, die auf dieselbe Weise empfangenen Töchter aber häufig zu Nonnen.“

*

Im Jahre 1423 berief Erzbischof Otto von Ziegenhain eine Provinzialsynode, auf der die Sittenzustände im Klerus der Eriener Kirchenprovinz folgendermaßen geschildert werden:

„Wiewohl aber gegen jene bereits geweihten Kleriker, die notorisch Konkubinen bei sich halten oder andre verdächtige Weiber viele neue und alte Gesetze erlassen sind und mehrere bestraft wurden, haben doch viele heutige Kleriker keine Achtung vor den genannten Strafen, sondern sie entehren sich, indem sie diese verruchte Sünde begehen. Daraus entsteht viel Argerniß, und aller Wahrscheinlichkeit nach würde es noch mehr sein, wenn nicht Vorkehrungen getroffen würden.“

Darauffin erließ die Provinzialsynode den Befehl, daß kein Presbyter oder Kleriker eine Konkubine oder eine verdächtige Weibsperson in seinem Hause habe. Habe er aber eine solche bei sich, so müsse er sie binnen zwölf Tagen „tatsächlich und mit Erfolg entfernen und entlassen“.

*

An solchen Schilderungen von authentischer Seite ist kein Mangel. Bemerkenswert ist noch das 17. Kapitel der Kölner Diözesansynode vom Jahre 1307, das über Vorfälle in Nonnenklöstern berichtet:

„. . . viele Nonnen unsrer Stadt und geheiligten Diözese werden geschändet, und wenn sie so geschändet sind, von diesen (Verführern) aus ihren Klöstern entführt und zur großen Gefahr ihrer Seelen und vielem Argerniß öffentlich abspenstig gemacht. Die so Ferngehaltenen werden durch die nämlichen bisweilen durch Listen, häufig durch Drohungen und Gewalt, ihren Klöstern wieder zurückerstattet.

Die Nonnen selbst aber, die so gehalten sind, werden, um nicht durch ihre Straflosigkeit zu Ähnlichem zu verführen, durch die Äbtissinnen, Lehrerinnen oder Priorinnen und die Konvente ihrer Klöster nicht anders wieder angenommen, als auf Grund einer Karzerstrafe, . . . bis sie durch uns . . . der Wiederaufnahme . . . würdig erachtet werden.“

Im Jahre 1371 mußte in Köln ein gleicher Befehl erlassen werden.

*

Die gleiche Kölner Synode sah sich auch veranlaßt, in ihrem 15. Kapitel ausdrücklich den Klerikern zu verbieten, in ihren Testamenten über die Einkünfte des sogenannten Gnadenjahres, das ist des ersten Jahres nach ihrem Tode, dessen Einkünfte ihnen noch zukamen, zugunsten ihrer Konkubinen und ihrer unehe-lichen Kinder zu verfügen.

Zu Beginn des 14. Jahrhunderts kam es so und so oft vor, daß Mönche und Nonnen aus ihren Klöstern entsprangen und dann nach Aufgabe der Ordenskleidung und Ordenszucht als Weltleute lebten. Daß relativ nicht viel urkundliches Material uns erhalten ist, hat seinen Grund darin, daß nur solche Fälle zu unsrer Kenntnis gelangten, in denen diese Ordenspersonen später ihre Flucht aus dem Kloster bereuten und die Wiederaufnahme begehrten. Nur wenn sie die Hilfe des Papstes dazu in Anspruch nahmen, besitzen wir die einschlägigen Dokumente. Wie häufig jedoch tatsächlich diese Fahnenflucht war, erhellt daraus, daß Papst Benedikt XII. sich veranlaßt sah, eine besondere Konstitution zu erlassen.

*

Die sogenannten Strafakten des Marienburger Ordenshauses enthalten mehrere Fälle, wo die

Deutschen Herren unter dem Deckmantel der Beichte und Buße systematisch Verführung von Frauen und Jungfrauen, ja sogar gewaltsame Schändung von neun- und zwölfjährigen Mädchen verübt hatten. Der Ordensmeister Jungingen sah sich veranlaßt, Verbote zu erlassen, daß kein weibliches Tier, weder Stute, noch Eselin, noch Hündin, im Ordenshause gehalten werden dürfe. Ähnliche Verbote bestanden auch für die Klöster auf dem Berge Athos. In Rom mußten sie gar noch in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts erneuert werden!!!

Wiewohl nun die Ordensritter in Marienburg ein wohleingerichtetes Frauenhaus unterhielten, liefen doch häufig Beschwerden von Bürgern ein, daß ihre Frauen und Töchter mit Gewalt aus dem Schloß geschleppt und dort bis zur Mißhandlung gemißbraucht wurden.

*

Klemens VI. hat im ersten Jahre seines Pontifikats 1342 sieben Trierer und dreizehn Kölner, die unehelich von Priestern erzeugt worden waren, dispensiert, so daß sie Priester werden konnten. In den Jahren 1335—1342 war dieser Dispens 9 Priestersöhnen der Diözese Metz, 17 ebensolchen der Diözese Trier, 20 der Diözese Köln und 36 der Diözese Lüttich erteilt worden. Im ganzen absolvierte Klemens im gleichen Jahre 484 Priestersöhne nach Ablegung eines Examen. Bedenkt man nun, daß selbstverständlich nicht jede Bitte um Dispens erfüllt wurde, daß doch nicht jedes Kind eines Priesters ein Sohn ist, nur ein Bruchteil das entsprechende Alter erreicht und doch gewiß nicht die Mehrheit gerade den Priesterberuf wählte, der eines besonderen päpstlichen Dispenses bedarf, also der einzige ist, den zu ergreifen diese Herkunft de jure ausschließt, so wirkt das alles auf die Art, in welcher das Zölibat gehalten wurde, ein grelleres Licht, als die noch so drastischen Exclamationen der Sittenprediger und Chronisten.

*

Von unbedingt kompetenten Beurteilern liegt für die nordischen Länder ein Bericht des päpstlichen Notars und Abbreviators Dietrich v. Nieheim („Nemus Unionis“) vom Jahre 1408 (abgedruckt bei Sauerland S. 298f.) und für Spanien und Süditalien des päpstlichen Pönitentiaris Alvar Pelajo vom Jahre 1332 in seiner Schrift „De planctu ecclesiae“ (abgedruckt eb. S. 297f.) vor. Das von beiden unverdächtigen Zeugen gefällte Urteil entspricht völlig den aus der Statistik gezogenen Schlüssen. Nieheim stellt z. B. ausdrücklich fest, daß es den norwegischen Presbytern und Bischöfen nach heimischer Sitte freistand, öffentliche Konkubinen zu halten. Dabei waren diese weiblichen Personen ganz und gar nicht gering geschätzt, sondern nahmen geradezu am Range ihres Freundes teil.

Daß Priester niederen Ranges, die das Zölibat hielten, ja, die ohne Konkubine lebten, nicht die Regel, sondern die Ausnahme bildeten, verstande sich von selbst, auch wenn es nicht ausdrücklich berichtet würde.

*

Als der päpstliche Vikar unter Sixtus IV. den Geistlichen und Kurialen verbot, sich Konkubinen zu halten, tadelte der Papst ihn deshalb heftig und hob das Verbot wieder auf. Er motivierte es damit, daß man kaum einen Priester ohne Konkubine fände. „Und aus diesem Grunde wurden die Prostituierten gezählt, die damals in Rom öffentlich waren, um ein wahrheitsgetreues Bild zu gewinnen und die Zahl der Prostituierten auf 6800 festgestellt, abgesehen von jenen, die im Konkubinat leben und die nicht öffentlich, sondern im geheimen zu fünf oder sechs ihre Künste ausüben, desgleichen jener, die einen einzigen oder mehrere Kuppler haben. Daran kann man erkennen — schreibt Infessura —, wie in Rom gelebt wird, wo das Haupt des Glaubens wohnt, und wie der heilige Staat regiert wird.“

Berücksichtigt man, daß Rom damals kaum 70 000 Einwohner hatte, so läßt sich der Prozentsatz der Prostituierten etwa folgendermaßen berechnen: Ziehen wir ein Drittel der Einwohner — sehr mäßig gerechnet — als Kinder und Greise ab, so bleiben etwa 45 000, nehmen wir an, die Hälfte davon sei weiblich gewesen, dann war jede vierte weibliche Person eine Prostituierte, ohne Rücksicht auf die im Konkubinat lebenden!



Marie v. Ebner-Eschenbachs literarische „Richtung“.

(Zum 80. Geburtstag am 13. September 1910.)

Von Victor Klemperer (Oranienburg).

I.

Marie v. Ebner-Eschenbach, die schon als Komtesse Dubsky im kindlichen Alter dichtete und von baldigen großen Lorbeerkränzen träumte, wurde dreißig Jahre, ehe sie mit der ersten Dichtung hervortrat, und fünfundvierzig, ehe sie ihr eigentliches Gebiet fand. Dies halbe Menschenalter, das für die meisten die Zeit der Reife und Höhe bedeutet, war für die merkwürdige Frau, die so erstaunlich langsam wuchs, um dann so erstaunlich lange im vollen Besitze der höchsten Kraft zu bleiben, das sie noch eben jetzt, in ihrem achtzigsten Jahre, eine Reihe der schönsten Erzählungen (die „Genrebilder“) herausgeben konnte — diese Epoche von 1860 bis etwa 1875 war für Marie Ebner von

einem schmerzhaften Werden ausgefüllt. Sie strebte unermüdet nach Vervollkommenheit in der dramatischen Kunst, und all ihre Theatererschöpfungen sind verschollen, kein Trauer-, kein Lustspiel, kein historisches und kein Gegenwartstück aus ihrer Feder hat sich durchzusetzen und zu behaupten vermocht. Resigniert und fast verzweifelt stand dann die Alternende von ihrem dramatischen Bemühen ab, und nur weil sie nicht leben konnte, ohne zu dichten — „Ich diene ja, seht ihr, bin willenlos in meines Dämons Macht“ — schrieb sie weiter, jetzt aber auf dem bescheideneren und so zu geringeren Angriffen herausfordernden Felde der Novelle.

Marie Ebners erste Erzählung, zugleich ihr erstes vollkommenes Kunstwerk, war ganz erfüllt von den Bitterkeiten, die sie in den vorausgehenden Jahren erlitten hatte. Gewiß mag ich nicht zu den ganz großen dramatischen Dichtern zählen, steht dort sehr deutlich zwischen den Zeilen; aber was mich in der Hauptsache am Erfolg gehindert hat, ist doch nicht der geringe Umfang, sondern die Richtung meiner Begabung. Ich bin anders gerichtet, als ihr Menschen von 1875, vielleicht klassischer, vielleicht idealistischer, wenn nicht gar ideologischer, vielleicht nur pedantischer, aber jedenfalls anders. Die Erzählung heißt „Ein Spätgeborener“ und hat einen sehr stillen und zarten Helden. Andreas Muth, der weltfremde kleine Subalternbeamte, schreibt in seinen Mußestunden Drama um Drama, sehr ernste und gediegene Stücke, die vom Hörer ernste Hingabe fordern würden, und vor denen deshalb eine sorgsame Theaterleitung ihr Publikum und ihre Kasse im vornherein bewahrt. Bis ein böser Zufall dem sechzehnten Stück des bis dahin trotz aller Ablehnungen still zufriedenen Schaffenden zur Auf- führung verhilft. Man vermutet nämlich hinter dem Pseudonym des „Marc Aurel“-Dichters einen bekannten Parlamentarier. Welche Aufnahme seinem Drama blühen wird, das kann Andreas ermessen, nachdem er seit langer Zeit wieder einmal ins Theater gegangen ist. Dort werden zwei Stücke gespielt, ein Kunst- und ein frivoles Machwerk. Jenes nimmt man mit völliger Gleichgültigkeit auf, dieses mit stürmischem Applaus. Doch begegnet Andreas noch ungleich Schlimmerem als bloßer Laubeit; die Kritik, die ihn eben für eine andre Persönlichkeit hält, verfolgt ihn mit dem heißendsten Spott. Als dann aus hier zu übergehenden Gründen der ersten Verspottung eine infamere und persönlichere folgt, geht der unglückliche Idealist daran zugrunde. Mit so leidenschaftlicher Sympathie Marie Ebner den zu Tode gehegten Weltfremdling zeichnet, mit ebenso leidenschaftlichem Haß verfolgt sie seinen Gegner, den Verfasser des jüngst beklafschten niedrigen Schwanks, den vielgerühmten Kritiker und Feuilletonisten Moritz Salmeyer. Zwar die Begabung spricht sie ihm nicht ab, im Gegenteil, er hat „ausbündiges

Salent“, hat „Virtuosität“, hat „Divinationsgabe“. Was ihm fehlt, sind Dinge, die anscheinend — für manchen sogar: bestimmt — außerhalb des zum Künstlerberuf Notwendigen liegen: Charakter und Ehrfurcht vor der Kunst. Es gibt in der Erzählung einen bedeutenden Augenblick, in dem der gutmütigen Regungen nicht Unzugängliche seinem Opfer Frieden und Bündnis anbietet. Hierbei entwickelt sich dieses Gespräch:

Salmeyer: Sie sind zu spät geboren! Vor dreißig oder fünfzig Jahren wäre man Ihnen verständnisvoll entgegengekommen . . . aber heute! Die Menschen, für welche Sie schreiben, sind tot.

Andreas: Damit ist alles gesagt. Ich bin nur ein Pfuscher. Der rechte Dichter schreibt für solche, die noch nicht geboren sind.

Salmeyer: Das ist eine Phrase! Welchen Maßstab legen Sie an?

Andreas: Den höchsten natürlich, den einzig berechtigten in der Kunst, der zeitlichen Offenbarung des Ewigschönen und des Ewigguten.

Salmeyer (lachend): Also auch Sie beten dieses hohle Schlagwort nach. Ich hätte mir's denken können. Wann werdet Ihr endlich einsehen, Ihr Träumer, daß nichts bleibend ist als die Veränderung, nichts schön, als was dafür gilt, nichts gut, als was Nutzen bringt. . .

Marie Ebner stellt hier also ihre Kunst als eine bewußt und intransigent idealistische hin und zeichnet ein abstoßendes Bild des gewissenlosen und um jeden, auch den schlimmsten Preis erfolg- süchtigen Künstlers. Damit hat sie aber ihre eigene „Richtung“ doch nur erst ganz allgemein bestimmt und keineswegs irgend eine gegnerische angegriffen. Denn Moritz Salmeyer ist nicht etwa der böse „Moderne“, an dem z. B. zwei Jahr- zehnte später Paul Heyse seinen Mißmut ausließ, sondern ganz einfach ein strupelloser Erfolgsgäher und innerlich roher Mensch, wie es deren zu allen Zeiten und in allen literarischen Kreisen gegeben hat.

Den Künstler, wie er nach ihrer Meinung sein soll, und wie er nicht sein soll, hat dann Marie Ebner noch mehrmals gezeichnet, durchaus aber nicht so häufig, daß man (wie Richard M. Meyer nach Moritz Neders Vorgang tut) in ihren „literarischen Satiren den eigentlichen Mittel- punkt ihrer ganzen Produktion“ sehen müßte. Nein, dieser Mittelpunkt wird stofflich gewiß von der Abschilderung des österreichischen Adels und der mährischen Bauernschaft gebildet, geistig von einem erziehlischen Bestreben, das sich auf keinen einzelnen Berufsstand, keine einzelne Schicht der Menschheit beschränkt, sondern allen Menschen schlechthin gilt. Ganz ausgefüllt von satirischen Kunst- und Literaturbetrachtungen sind im wesent- lichen nur drei der späteren Erzählungen.

Die engste Verwandtschaft mit dem Schrift- stellerpaar im „Spätgeborenen“ weisen die beiden Maler in „Verschollen“ auf. Zwar ist dort der

Idealist kein erfolglos Unterliegender. Vielmehr ein Meister, der lange Jahre den höchsten Ruhm genossen hat. Der aber in dem Augenblick allem weiteren Schaffen entsagt, da er fühlt, daß ihm die eigentliche Schöpferkraft abhanden gekommen ist, daß er von nun an zum berechnenden Pinseln seine Zuflucht nehmen müßte. Sein gegensätzlicher Schüler Heini Rufin steht diesem Entsagen völlig verständnislos gegenüber. Dieser Held des Tages verfügt über ein achtbares Können, aber es ist eben nur ein Können der Hand und des kalt rechnenden Kopfes, der höchstens vom Saumel des Erfolges, des Genossenen wie des zukünftigen, weiß. Sein Herz spricht nicht mit; er ist „ein Maler und sonst nichts“. Er „macht“ seine Bilder, er flügelte in Farben und Unordnung das Sensationelle, das Starkwirkende, das kühn Verblüffende heraus. Er ist realistisch, weil das modern ist; innerlich wahr, psychologisch bedeutend ist er nicht, kann er nicht sein, weil eben sein Herz bei der Arbeit schweigt.

Sind ihr Moritz Salmeyer und Heini Rufin hassenswerte Menschen, die niederträchtigen Mißbrauch mit ihrer Kunst treiben — sie geht in ihrem Hass so weit, den Maler eines Betruges fähig zu machen — so schildert Marie Ebner in ihren beiden andern der satirischen Kunstbetrachtung gewidmeten Erzählungen bedauernswert irrende Künstler. „Kann ich dafür“, klagt in „Lotti die Uhrmacherin“ der hochbegabte Halwig, der als reiner Poet begann und nun für den Aufwand seiner Frau und seiner Familie fronen muß, „kann ich dafür, daß die Menschen von jeher die Giftmischer besser zahlten als die Ärzte?“ Aber freilich in der Kunst herrscht eine hohe Gerechtigkeit: wer Gift mischt für die andern, vergiftet zugleich sein eigenes Kunstempfinden. Und als nun Halwig, durch das hochherzige Opfer seiner einstigen Verlobten zu reinerem Schaffen Muße gewinnt, da findet er nicht mehr zurück und muß auf dem betretenen Pfade weiter: „Da war die Fülle niederer Wirklichkeit aus dem seichten Strom des gemeinen Lebens geschöpft, da fehlte alle höchste Wahrheit, die der Poesie. Da war endlich der Nothelfer, der arm-selige, einer lahmen Phantasie: das mit photographischer Treue und Verzerrung gezeichnete Porträt; Persönlichkeiten, aus dem Schutze des Hauses gerissen und an den Pranger gestellt, zur Augenweide eines Publikums, demjenigen verwandt, das sich zu den Hinrichtungen drängt. Im großen ganzen — die klägliche Mißgeburt des schreiblustigen Jahrhunderts: der Sensationsroman.“

Noch trauriger liegt der Fall im „Bertram Vogelweid“. Ein guter Junge mit hübschem Formtalent sah zu, wie seine liebe Mutter darbt. Da zahlte ihm die Redaktion eines Provinzblättchens blankes, erlösendes Geld für die erste harmlose Plauderei. So fing er an, und dann kam der Erfolg, das Wirken in der Hauptstadt. Und nun ist er der gefeierte Vogelweid, schreibt

wöchentlich seine Feuilletons, seine kritischen Abersichten, jährlich seine zwei spannenden Romane, schreibt sich die Finger wund und die Nerven entzwei, und weiß doch, daß er nichts, gar nichts Bedeutendes schafft, daß er nur immer seine Formkunst spielen läßt, das ewige Einerlei neu ausstaffiert. Bertram Vogelweids Fall ist ein rein tragischer. Die Satire kommt in dieser Erzählung nur im Nebenbei, dort freilich schwantartig derb zu Wort: bei der Schilderung einer ganzen dilettantisch und recht sündhaft unsinnig dichtenden Familie. Doch ist es Marie Ebner geglückt, aus dem Possenhaften heraus einen hohen Aufschwung zu ihren besten und umfassendsten Ideen zu nehmen. Von dem Begabtesten und ethisch Tiefstehendsten der schreibseligen Familie zum Kritiker angerufen, urteilt Vogelweid (wobei er wohl nicht ohne Wehmut des eigenen Schicksals gedenkt): „Talent, mein Lieber, ist viel und — nichts. Was Du daraus machst, und was dieses „Du“ für ein Ding ist, darauf kommt's an. Zuerst mache Du Dich, dann wirst Du vielleicht etwas machen aus Deinem Talent.“



Drei Gedichte.

Von Erich K. Schmidt (Berlin).

Sommerneige.

Mit glatter Kontur, ein gelbrunder Stein,
Hängt der Mond am silbrigblauen
Nachtiefen Himmel; und die lauen
Luftwellen wiegen die Bäume ein.

Über schon löst sich Blatt um Blatt,
Das sich in Nächten ohnegleichen
An des Sommers schwellend weichen
Säften satt getrunken hat.

Noch schwimmt rings, von Segen schwer,
Dustglut . . . Aber wider Willen
Irrt ein Kalthauch um die stillen
Geduldigen Stämme — man weiß nicht, woher.

Reife.

Die Sonne wallt über maßlose Weiten
Mit dicken, lichtgefüllten Wellen,
Die sich verlangend bis zu den hellen,
Saphirnen Himmelsrändern breiten.

Alle Stimmen sind zersprungen —
Goldnes Schweigen schwimmt durch die schweren,
Gelben, müde hängenden Ahren,
Die von süßer Glut durchdrungen . . .

Regsam wandelt auf den engen
Wegen, die sich endlos winden,
Ceres mit den reichen, linden
Händen, die zur Reife drängen.

Blattseelen.

Alle Blätter, die einst fielen,
Sind nun nahe am Verwesfen.
Aber der Tod hat ihre kühlen
Blaffen Seelchen aufgelesen,

Um sie mit den weichen Händen,
Die so viel Erlösung bringen —
Unter leisem Grabeßklingen,
Daß sie endlich Ruhe fänden —

In ein bessres Land zu führen,
Wo sie keine Qualen kennen,
Wo die Feuer ruhig brennen;
Wo kein Wirbelsturm sie rühren,

Treiben kann in rohen Tänzfen;
Wo sie unter Blütenfarren,
Die wie Silberfinger glänzen,
Stumm des neuen Lenzes harren.



Das Miseräbelchen und das Malheurchen.

Ein Märchen von Lotte Subalke (Berlin).



Das Miseräbelchen holte das Malheurchen
auf der schmalen bunten Brücke ein, die
zum Himmel führt.

Sie waren sich auch zuweilen auf
der Erde begegnet, dann hatte jedesmal
das Malheurchen die Nase gerümpft, das Mife-
räbelchen hatte lachend die Achseln gezußt, und
beide hatten dann einen weiten Bogen gemacht,
um sich auszuweichen. Das ging heute nicht.
Denn die siebenfarbige Brücke hat, wie jedes Kind
weiß, kein Geländer, und sie ist gerade so breit,
daß zwei Personen nebeneinander gehen können.

Das Miseräbelchen blieb einen Augenblick
stehen. Das Malheurchen auch. Denn keins wollte
vor oder hinter dem andern hergehen.

Das Malheurchen meinte, sein Geschick könnte
einen andern Anstrich bekommen, wenns in so
lieberlicher Gesellschaft vor der Himmelpforte an-
käme. Und das Miseräbelchen dachte, wozu soll
ich mir diese letzte Wegstrecke noch verlangweilen
lassen!

Aber, was war da zu machen. Sie waren
zusammen aus der Lebenspforte hinaus getreten.

Es gab kein Zurück mehr. So mußten sie neben-
einander weiter marschieren. Das war ein windiger
Märztag. Es blies und pfiß aus allen Himmels-
Winkeln. Unter ihnen war die Welt in graue
Staubschleier gehüllt. Nur manchmal blies der
Wind eine Lücke hinein. Dann sah man auf frisch
aufgeworfene Ackerfurchen, oder auf einen Fluß,
der vom Eise befreit, brausend dahinzog — auf
kleine Dörfer mit roten Ziegeldächern und rauchenden
Schornsteinen . . . Einmal sahen sie einen Leich.
Der lag auf einer Waldwiese, ein Steinwall war
rings um Beide. Da seufzte das Miseräbelchen,
und der Seufzer verlor sich in ein wehmütiges
Lächeln und sagte: „Weißt du noch? Da heraus
kommen die kleinen Kinder.“

„Laß mich“, rief das Malheurchen, „sieh mich
nicht an, als ob ich Deinesgleichen wäre! Ich bin
dazu gekommen und weiß nicht wie —“

„Ich höre ganz gut, du brauchst nicht so zu
schreien! Und doch verstehe ich dich nicht.“

„Was ist dabei zu verstehen? Kann eins
nicht Unglück haben im Leben und in der Liebe?“

„Unglück in der Liebe? Wie man's nimmt!
Ich habe im Leben manches Pech gehabt. Das
Glück, das ich in der Liebe fand, wog's auf. Ich
würde nichts andres wollen, wenn ich dahin zurück
könnte — und ich ginge gerne dahin zurück — ins
Leben, in die Welt! Du nicht auch?“

„Ich? Nein! Ich füge mich in einen höheren
Willen.“

Da lachte das Miseräbelchen und sagte: „Höre
mal — ich habe mich nie in eine höhere Macht ge-
fügt. Ich tat alles, was ich tat, weiß mich freute.
Darum reut mich alleweil nichts.“

Das Malheurchen seufzte. Das Miseräbelchen
aber sang leise vor sich hin:

„Daß ich im Frühling sterben soll,
Das macht mir's Scheiden schwer.
Ich wär nicht halb so kummervoll,
Wenns nit im Frühling wär!“

Und so wie hinter den Wolken, über welche
die hochgespannte Brücke hinwegführte, ein Stückchen
Erde sichtbar wurde, seufzte es ein klein wenig auf,
das klang wie ein sehnfüchtiges Schluchzen. Die
Leute, die das hörten, konnten meinen, eine Nach-
tigall sänge . . . Und wenns einen lieben Ort er-
kannte, dann legte es die Hände muschelförmig
vor den Mund und rief irgend ein leises, liebes
Wort hinein . . . Diese Worte wurden zu Träumen,
die junge Seelen beglücken, oder zu einem leisen
Windchen, das die Gardinen eines offenen Schlaf-
stubenfensters aufblähte, oder auf seinen Schwingen
Rosenduft zu einem einsamen Menschen trug.

Das Malheurchen schalt: „Was soll das?
Hast du keine Furcht vor der Strafe, die dich da
oben treffen wird?“

„Furcht? Nein — ich hab ein Vertrauen,
daß Einer, der die Welt so schön schuf: Blumen
an allen Wegen blühen ließ, und so viel buntes
Tönen im blauen Raum, dazu ein Glickern von

Millionen Sternen, daß ders nicht böse mit denen meint, denen dieß alles gefiel —“

„Sahst du denn nicht das viele Glend da unten auf der Erde?“

„Ich habe es gesehn und gefühlt — aber dennoch, mir kam die Welt wie ein großer Rosenstrauch vor. Jede Rose wog tausend Dornen auf. Und — aber nun sind wir ja gleich da. Gud, da vor der Himmelstüre erwarten uns schon die Mannsleute.“

Das Malheurchen strich sich sein Haar, das der Märzwind verwirrt hatte, glatt hinter die Ohren und schüttelte seine Röcke zurecht. Das Miseräbelchen hob seine Röcke ein wenig hoch, so daß man seine zierlichen Fußknebel sehen konnte. Und während das Malheurchen so züchtig und bescheiden wie möglich neben ihm her ging, tänzelte es ganz unbekümmert weiter. Immer auf dem roten Streifen, denn der gefiel ihm von den Farben der Regenbogenbrücke am besten. Daraus machte es gar kein Hehl. Es meinte zu seiner Gefährtin: „Es steht gut zu Gesicht — so ein wenig rosa. Es gibt einen feinen Widerschein, wenn die Sonne darauf fällt.“

„Wie kannst du auf dem Weg in die Ewigkeit an so etwas denken?“

„Jeder nach seiner Weise“, meinte das Miseräbelchen. Da standen sie nun vor der Himmelspforte, und das Malheurchen bebte an allen Gliedern. Das Miseräbelchen sah neugierig den heiligen Himmelstürhüter an; und wie es nun da stand mit seinem vom Wind zerzausten Haar und seinem hochgeschürzten Röckchen und seinem unordentlich sitzenden Mantel, der vorne schlecht schloß, dachte das Malheurchen: „Gott Lob und Dank, da sehe ich doch manierterlicher aus.“

„Wer seid Ihr?“ fragte der Alte am Himmelsstor.

„Kommt näher!“

„Ich bin das Miseräbelchen“ —

„Ich das Malheurchen“ —

„Ach — ha — so — ich weiß. Euer Gepäck ist schon da. Es liegt dort in dem großen Kasten. Nehmts jeder heraus — und dann wird die Entscheidung getroffen, wo ein jedes von Euch hinkommt — rechts oder links.“

Das Miseräbelchen trat an den Kasten. Nun seufzte es doch. Denn da waren eine Menge Päckchen — aber es griff zu und nahm die sieben Stück — keins ließ es liegen. Und jedesmal, wenn es eins genommen hatte, flog das Ding hoch, nur der Strick, an den es gebunden war, blieb in seiner Hand. Es stand da, anzusehn wie eine Händlerin, die bunte Luftballons verkauft. Dazu blies der Wind ihm seine Röcke seitwärts und hoch, es konnte kaum stehen. Aber der Türhüter lächelte dazu.

Das Malheurchen hatte nur einen Paden. Der war so schwer, daß es ihn kaum tragen konnte.

Der Türhüter winkte dem Führer.

„Bringe sie zur Wägemeisterin!“

Nun wurden sie beide ganz stille. Denn in dem Raum, den sie nun betraten, hörte die Zeitlichkeit auf, fing die Ewigkeit an.

Auf einem grauen Stein saß eine alte Frau. Sie schüttelte den Kopf, als das Miseräbelchen mit seinen Schandtaten ankam, die ihm wie Seifenblasen um den Kopf schwirrten.

„Du,“ rief sie, „was suchst du eigentlich hier, leichte Grille?“

„Ach“ — antwortete das Miseräbelchen, „dich suchte ich nicht — ich suchte das Licht und die Sonne, und Wärme und Liebe —“

„Und du? Was suchst du?“ fragte sie das Malheurchen, das noch bleicher geworden war bei seiner Gefährtin Worten. Es rief: „Ich bitte Euch, hohe Frau, zu bedenken — daß ich zu meinem Glend kam und weiß nicht wie. Ein listiger Mann hat mich betrogen, hat meinen Kranz zerrissen — daran trug ich so schwer — ich suche Vergebung — ich trage so schwer! Ich weiß nicht, wie ich dazu kam“ . . .

„Darum — ha darum trägst du so schwer, weil du dazu gekommen bist und weißt nicht wie!“ sagte die Frau auf dem Stein.

„Und weißt denn du, wie du zu dem Deinen kamst?“ fragte sie das Miseräbelchen.

„Ach“ — sagte das Miseräbelchen, „ich hab's ha so haben wollen . . . Mich hat niemand betrogen. Das Kind, das ich empfang, war meines Lebens Wonne. Daß ich's verlassen mußte — das war mein Glend. Ein Knabe wars. Er glich seinem Vater, der im Streit erschlagen ward, Zug um Zug.“

Als ihm niemand Schweigen gebot, fuhr's fort: „Nicht nur im Außern glich es ihm. Auch sein Wesen hat er: das herrische, das doch so lieb ist, und das Gewalttätige, das Trost und Halt in sich schließt —“

Wenn ich bitten dürfte — — laßt mich noch ein Weilchen da hinunter — ich möchte ihn schützen, ihn warnen —“

„Du? Wie denn? Du!“

Das Miseräbelchen hob seine Arme hoch. Die Sonne, die am Rande der Ewigkeit stand, spiegelte sich in seinen Sünden, die wie Seifenblasen über seinem Haupte schwebten.

„Als was soll man dich für einen zum Schutze schicken!“

Da bog das Miseräbelchen seine Knie, legte die freie Hand auf sein Herz und bat: „Laß mich zerfließen, alte graue Frau, im All. Ich kann die Süße im Honig sein, und im Duft der Rose kann ich leben — das Wonniige im Ruß will ich sein und das Jauchzende in allerlei Glück, das wehmütig wonnevolle, das Tränen mit sich bringt. Laß mich hinab! Ich will mich ausschütten, ausbreiten im blauen Äther; da hinter den Wolken über meiner Heimerde. Alle, denen ich im Leben einmal nahe war, werden mich wieder erkennen.“

Vielleicht büße ich so meine Sünden? Wenn ich mich ans Ganze gebe in weher Lust?"

Die Alte winkte mit der Hand. Ein Blitz fuhr durch die graue Ewigkeit. Rosenduft flog ihm voraus, der Blitz nahm das Miseräbelchen in seine zuckenden Flammen. Es stand in einer hellen, heißen Lohe — und jauchzend zerging es in All.

„Nun du?“ fragte die Alte das Malheurchen. „Wohin willst du?“

„Ach — hohe Frau — an einen anständigen Ort, wo ich wohl behütet bin und nicht verführt werde.“

Da sagte die Alte: „Du bist ebensowenig reif für die Ewigkeit, als deine Weggenossin, das Miseräbelchen — gehe hin wie das Grillchen ins Leben zurück. Aber wo du hinkommst, wirds regnen, und graue Langeweile wird über dem Gelände liegen, du halbes Ding du — ohne Schwung und Lust, in der das Leid nie ganz ertrank. Dein Weg wird lang und weit und mühseliger sein — der dich zur Reife führen soll —“

Sie winkte mit der Hand. Da kamen trübe Wasser, und auf ihren Wogen floß das Malheurchen wieder hinab. Es floß in einen trüben Teich und stieg als Nebelgebirg allabendlich empor, und legte sich wie Blei auf die Herzen der Jagen und Halben, daß sie nie ein Glück ganz auskosten konnten. Und wer ist reif für die Ewigkeit? Kann jemand diese Frage beantworten? Haben die am Ende Recht, die das Leben für einen Ring ansehen, ohne Anfang und Ende? Der Grundfuss der menschlichen Seele ist das Ahnen — nicht das Schauen? Ja, das Ahnen, das Fühlen und das Finden . . .



Lanx satura aus Bayern.

IX.

In Augsburg, der Wiege der confessio Augustana, der splendidissima urbs Vindeliciae, fand jüngst die prächtig aufgemachte Heerschau der deutschen Katholiken statt, die „Kontrollversammlung des Zentrums“, wie Erzberger die Katholikentage nennt. Die Verquickung von Religion und Politik, der Schlüssel der ultramontanen Abermacht, zeigt sich auch hierin. Wiederum waren die öffentlichen Versammlungen eine glanzvolle Manifestation des katholischen Gedankens, heuer mit dem Stichwort: gegen Freidenkertum und Modernismus. Mehr oder minder gute oratorische Leistungen, die ebensogut auf der Kanzel wie auf der Rednertribüne sich hätten hören lassen können, Redeblüten, die vor allem auf das empfängliche Gemüt der Frauen und weichherziger Männer gestimmt waren. Die ganze moderne Kultur wurde hereinbezogen: Schule, Antialkoholbewegung, Kunst und Literatur, Esperanto, Studententum, Presse, Missionen, Frauenbildung u. dergl. Der Universalismus des modernen Katholizismus, dessen Sinn für alle modernen Fragen ward mit auffälliger Ostentation unterstrichen. Politische Fragen wurden geflissentlich vermieden. Denn die Katholikentage sind ja nach offizieller Erklärung keine

politischen Versammlungen. B. Bräunlich hat im Auftrag des evangelischen Bundes den zentrumpolitischen Charakter der Katholikentage jüngst schlagen nachgewiesen aus den stenographischen Versammlungsberichten, und so hats auch der 57. Katholikentag in Augsburg gehalten. Nämlich in den geschlossenen Versammlungen, in denen natürlich nur gestempelte Zentrumsmännern teilnehmen können, und vor allem die nichtzentrumsgetreue Presse ausgeschlossen ist, wird in Politik gemacht: hier wird die Parole für das künftige Wahljahr ausgegeben, werden die Mandatverträge ausgeteilt, die Truppenverschiebungen ausgedacht, die Mobilmachungspläne besprochen und — geheimgehalten. Das politische Zentrum arbeitet eigentlich verhältnismäßig ohne Agitation: mit der Gründung von Wahlvereinen, Aufstellung von Kandidaturen ist seine Tätigkeit ausgefüllt. Natürlich, besorgt ja doch das Hauptgeschäft die freundliche Schwester, das katholische Zentrum. Unter dem Zeichen der christlichkatholischen Religion wird jahraus jahrein von den Handlangern der Partei, den Geistlichen, ad maiorem centri gloriam gearbeitet und organisiert. Zwei mächtige Heereszweige werden beständig verstärkt und exerziert: der „Volkverein für das katholische Deutschland“, mit über 500 000 Mitgliedern, das Reservoir der Zentrumswähler, und der „Katholische Presseverein“, die Finanzquelle der Zentrumsblätter. Wie eine Riesenspinne umfaßt das Zentrum alle Bevölkerungsschichten und Berufskreise: Bauern und Studenten, Arbeiter und Bürger, Jünglinge und Jungfrauen, Mütter und Väter, Handlungsgehilfen und Kaufleute, Abstinenter und Esperantisten, Lehrlinge und Meister, Turner und Säger — alle sind sie in Vereine zusammengeschlossen, um am Tage der Wahl zur Urne zu eilen. Die Wahlgegner, Nichtzentrumsmänner werden nicht als politische Feinde hingestellt, sondern als Widersacher des katholischen Glaubens. In dieser Verquickung realer und metaphysischer Prinzipien beruht das Geheimnis der ultramontanen Erfolge. Und eine Besserung ist nur in der zielbewußten Aufklärung der Volksmenge zu erhoffen.

Uns kann selbstverständlich nur der politische Teil des 57. Katholikentages interessieren. Tragisch zu nehmen ist keineswegs der geharnischte Appell gegen die Widersacher des Katholizismus, d. i. die politischen Gegner, der in die Chamade: gegen die „Sunnen des Wortes und der Feder“ ausklang. Bemerkenswert ist nur die neue Parole: gegen Freidenkertum und Sozialdemokratie, d. i. gegen religiösen und staatlichen Umsturz. In dem Konventikel des „Augustinusvereins“ ward dieses ungemein zugkräftige Wahlwort ausgeheckt. Auch jener Verein hat sich „die Pflege der katholischen Presse“ zum Ziel gesetzt und tagt am Katholikentag hinter hermetisch verschlossenen Türen und Fenstern. Das Schlagwort von der Sammlung aller bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie ist namentlich in Regierungskreisen sehr beliebt; damit wird die Scharte wieder ausgeweht, die das Wahlbündnis des bairischen Zentrums mit den „Sozi“ geschlagen hatte; damit werden die damals sehr verschnipften adligen und konservativen Kreise wieder handfam gemacht und, was die Hauptsache ist, der Liberalismus vor das Dilemma gestellt: entweder Wahlbündnis mit den Sozialdemokraten oder mit den vereinigten bürgerlichen Parteien. Die Situation wird sehr ähnlich der des Schachspielers, dem Schach und Schach zugleich angekündigt ist. 1905 sagte der Professor Mienkemper in Straßburg zur Verteidigung der Wahlkompromisse des Weiswedels mit der Ballonmütze: „Wir haben den Teufel (d. i. Sozialdemokraten) auf der Jagd nach dem Beelzebub (d. i. Liberalismus) als Treiber benützt.“ 1911/12 heißt es: „Der Beelzebub soll als Treiber bei der Jagd auf den Teufel verwendet werden.“ Der Teufel hatte anno 1905 seine Schuldbiligkeit getan: nun wird das Scheusal in die Wolfschlucht geworfen; es ist nicht schwer zu erraten, was das liebe Zentrum nach der Treibjagd von 1912 sagen wird. Es wird wie der Igel sich in der Behaulung der bürgerlichen Parteien immer breiter machen und die Minderheiten nach und nach vertreiben,

so daß schließlich nur mehr zwei Parteien übrig bleiben: das katholische Zentrum und der protestantische Konfessionsrat, der blaueschwarze Block, Stola und Bässchen, so daß der neue Kanzler Goethes Worte (Faust II, 1) wiederholen darf:

„Kaisers alten Landen
Sind zwei Geschlechter neu erstanden,
Sie stützen würdig seinen Thron:
Die Heiligen sind es und die Ritter,
Sie stehen jedem Ungewitter
Und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn.“ —

Welche Gesinnungen der Ultramontanismus gegen den Protestantismus hat, könnte ja Gedächtnisschwachen wiederum die Borromäusenzyklistik verraten und der Kommentar des Katholikentagspräsidenten Rat M a r z. Nach ihm wurde jenes Schriftstück, das eigentlich historisch unanfechtbar sei, nur mißverstanden oder absichtlich mißdeutet, und die Schuld an der ganzen Verstimmung tragen nur die — Protestanten. Es ist doch sonderbar, daß der gebildete Präsident des Katholikentags diese Weise der obskursten Zentrumszweifelblättchen unter dem tosenden Beifall der katholischen Intelligenz zu wiederholen wagt.

Im Sinne des Katholikentags, Sektion Missionswesen, richtet die „Augsburger Postzeitung“ an die wissenschaftlich gebildeten Kreise Deutschlands“ im Interesse der Benediktiner-Abtei St. Ottilien (Bayern) einen Appell zum „Kampf gegen Heidentum, Islam und die — Irrlehre“ in Deutsch-Ostafrika. „Der Islam läßt sich seine Beute nicht entreißen, und was einmal protestantisch ist, bleibt der katholischen Kirche verloren in Europa wie in Afrika.“ Für die Benediktiner St. Ottilien handelt es sich nur um die Frage, ob das „arme Volk“ Afrikas nach der „teuflischen Lehre Mohammeds“ „Christus hassen“ und nach den „Anweisungen Luthers“ „die Gottesmutter schmähen“, oder ob es sich zum „christlichen Glauben bekehren soll“. Im Namen Christi soll also in Deutsch-Ostafrika der Kampf gegen Mohammed und Luther inzeniert, der häßliche Zank der Konfessionen auch in die Kolonien verpflanzt werden, damit die Kolonialverwaltung eines Tags die von den Nachfolgern Christi eingebrachte Suppe unter blutigen Opfern auslöffeln kann.

Ein Schmerzenskind des Zentrums ist die Presse, die leider immer noch nicht überall ultramontan ist. Seit Jahr und Tag arbeiten Tausende im Weinberg der katholischen Presse, im Reichstuhl, auf der Kanzel, in Versammlungen und Konventikeln. Meister des Verquickungssystems stellen fest, daß die Nichtzentrumspresse, wozu auch die „farblosen“ Blätter gezählt werden, im Solde der Freimaurerei stehend, Thron und Altar systematisch unterwühlen, ein Schlagwort, dessen Zugkraft stets in gewissen Kreisen sicher ist. Trotz alledem müssen aber die ultramontanen Drahtzieher feststellen, daß die gegenrührige Presse das Abergewicht hat. Den innern Grund dieser Inferiorität hat nun glücklich Erzbischof v. Bettinger von München-Freising in der Versammlung des katholischen Pressevereins am 22. August in Augsburg enthüllt. „Wir können nicht diejenigen Mittel gebrauchen, zu denen die andern ohne Bedenken greifen. Wir sind immer in der Defensiv. . . Und dann noch eins: wir dürfen nicht lügen. Der Feind aber schreckt vor der Lüge nicht zurück. . . Endlich werden wir auch deshalb die Schwächeren bleiben, weil wir nicht auf die niedrigen Instinkte der großen Masse spekulieren, wie der Feind vielfach tut. Was jene bieten, erfordert nicht viel Geist, nicht viel Geschick und keine Energie.“ Man muß über die Dreifigkeit staunen, mit welcher der höchste Kirchenfürst eines Landes sich äußert, dessen ultramontane Presse mit Mitteln bedenklichster Art arbeitet, an demagogischer Verhehung das Menschenmögliche leistet, deren Federhelden sogar von Bischöfen und der Umgebung des greifen Prinzregenten in despektierlicher Weise sprachen, die in Wahlzeiten die niedrigsten Instinkte der großen Masse aufwühlt, die, wie in zahlreichen Gerichtsverhandlungen öffentlich festgelegt ist, Verleumdung und Ehrabschneidung des politischen Gegners als

Hauptwaffe benützt. Ist dem Kirchenfürsten nicht bekannt, welche sehr bedenklichen Mittel P. Chiantino jüngst in seinem Buche vom „katholischen Journalismus“ den katholischen Redakteuren und Mitarbeitern ultramontaner Zeitungen zubilligt? Wir fürchten, der ehemalige Mitbewerber des ultramontan-sozialdemokratischen Wahlbündnisses in Speyer (1905), der durch Anton v. Wehners oder Podewils' Scharfblick zum Münchener Erzbischof erhobene Pfälzer Pfarrer wird den Regierenden noch manchen schlimmen Tag bereiten.

Den äußeren Rahmen verzierten mit besonderem Brunk die katholischen Vereinsstudenten in vollem Wicks. Man hat in liberalen Kreisen bisher mit einer gewissen Geringschätzung auf jene Parodisten des Korpsstudententums herabgesehen. Unterdessen wuchsen sie aber wie Pilze empor, überflügeln längst Korps und Burschenschaften an Mitgliedern und bereits ist eine Generation in Amt und Würden aufgerückt, die protektionsfähig ist. Das Beispiel, das leider von manchen Korps-Philistern gegeben worden ist, wird auch in diesen Kreisen Nachahmung finden. Wir in Bayern merken schon in gewissen Berufsparten, wie sich um einen Punkt Mitglieder katholischer Verbindungen kristallisieren, der parlamentarische Nachwuchs sich aus diesen bildet, ebenso die Mitarbeiterchaft in den Zentrumsblättern, Wahlvereinen und katholischen Konventikeln aller Art. Die Riesenspinne spinnt ihre Fäden immer dichter — — —

Menippus.



Randbemerkungen.

Das Mahl aus der Staatskrippe.

Es ist bunt genug hergegangen auf dem Allgemeinen Deutschen Junungs- und Handwerkerfeste und neben vernünftigen, modernen Anschauungen sind auch welche gepredigt worden, die nur politische Kinder und Albc-Schützen hegen können. Es handelt sich dabei um eine Frage des Intellekts und der Bildung, und da der Verstand eine Gottesgabe ist, für deren Nichtvorhandensein oder geringe Größe niemand verantwortlich gemacht werden kann, Bildung zu erwerben auch gewichtigen Obermeistern nicht immer möglich ist, so sollen die Geistesbluten dieses Kongresses der Öffentlichkeit nicht besonders gezeigt werden. Anders ist es aber mit der Gesinnung, die manchmal zutage trat. Die muß beleuchtet werden, und da hat mir besonders gefallen Herr Klemm aus Leipzig, der das Wort des ersten Kürassiers in Wallensteins Lager in seiner Art verstanden und ausgelegt hat.

Wer's nicht edel und nobel treibt,
Lieber weit von dem Handwerk bleibt.

Man sprach über die Zwangsversicherung der selbständigen Handwerker, und natürlich war die Majorität der Herren, die sonst das ganze Jahr in Sozialistenvernichtung machen, für die durch und durch sozialistische Einrichtung. Als doch einer oder der andre widersprach trat Herr Klemm auf und sprach das große Wort gelassen aus: „Die Handwerker sollten ruhig aus der Staatskrippe fressen, das sei angenehmer als der öffentlichen Armenpflege zur Last zu fallen oder zu verhungern.“ Er fand „lebhaften Beifall“. Ich weiß mich von jedem Manchesterturn frei, aber dieses offene Bekenntnis, daß man alles von der Gesamtheit der übrigen Steuerzahler erwarte und sich auf das Staatsalmosen verlasse, hat mich erschreckt. Wenn das deutsche Handwerk wirklich keine andre Alternative hätte, als entweder aus der Staatskrippe ernährt zu werden, oder zu verhungern, dann könnte es einem leid tun. Zum Glück ist es aber gesünder und kräftiger, als seine angeblichen Freunde es darstellen. Diese guten Leute und schlechten Musikanten ahnen vielleicht gar nicht, was für einen Värenbienst sie ihm erweisen, wenn sie es so bettelhaft und armselig ab-

malen, und darüber, wo das Reich das Geld hernehmen soll, wenn jeder haben und keiner geben will, zerbrehen sie sich auch nicht den Kopf. Es ist auch nur das schlechte Beispiel des Bundes der Landwirte, das so verwüstend gewirkt hat. Man sieht, wie hübsch unsre Agrarier aufgefüttert wurden und noch werden, und kriegt selber Appetit. Leute aber, die weiter sehen, als Herr Klemm aus Klein-Paris, meinen, man solle das böse Beispiel nicht nachahmen, sondern beseitigen. L. R.

Offiziers-Affären.

Von Allenstein hatten wir gerade genug gehabt. Hohenau und Lynar waren schon halb und halb vergessen, da frischte die Schönebeckaffäre die Erkenntnis, daß es im Heere „sone und solche“ gibt, unangenehm auf. Nun aber, der bequeme Ehegatte und der unbequeme Liebhaber lagen im Grabe, und die andern, an der umfangreichen Schönebeckischen Menage beteiligten Herren in des Königs Rock wurden von wohlwollenden Richtern und Anwälten in den schützenden Schleier der Anonymität gehüllt. Auch diese unangenehme Geschichte wäre vergessen worden, da kommen zwei neue, erstens die des Generalmajors von Gagern, der „die Kirichen in Nachbars Garten“, „so süß und so rot“ fand, und die des Oberleutnants v. Plehwe. Herr v. Plehwe ist schon freigesprochen worden. Er hatte sich an einem kleinen Mädchen vergangen, aber das Gericht hat festgestellt, daß er diese Tat in einem Zustande begangen hat, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war. Er muß sich also in einem ganz außerordentlich hohen Maße mildernde Umstände angezogen haben, und man kann von dieser Kneiperei sagen, daß sie wirklich das Angenehme mit dem Nützlichen vereinte. Herr v. Gagern wird wahrscheinlich erst gar nicht angeklagt werden, denn seine Husarenritte auf fremdes Terrain sind kriminell nicht zu ahnden. Sie sind recht häßlich, häßlicher aber noch ist, daß er seine Stellung als Vorgesetzter benutzte, um den untergebenen Ehemann gefügig zu machen, am häßlichsten, daß ein preussischer Offizier in den unsauberen Handel willigte. Bisher ließ man sich das Motiv, daß ein Ehemann seine Karriere durch die Reize seiner Frau macht, nur in frivolen französischen Lustspielen, à la „Blau Maus“, gefallen. Und das ist das Bedenkliche. Daß es Roués, Ehebrecher, Don Juans im Heere gibt, ist bedauerlich, aber selbstverständlich, daß wir aber nun schon zweimal kurz hintereinander „bequeme“ Ehemänner kennen gelernt haben, muß erschrecken. Wird ein solcher Skandal laut, dann ertönen natürlich auch immer bald von den Beschwichtigungs-Hofräten die Rufe, daß man nicht „verallgemeinern“ dürfe. Das ist auch gewiß vollkommen wahr und es soll hier auch gar nicht verallgemeinert werden. Wohl aber soll festgestellt werden, daß so ziemlich die verächtlichste Handlungsweise, die sich ein Mann zuschulden kommen lassen kann, auch leider im Heere Vertreter gefunden hat, nicht häufiger als in gesellschaftlich gleichstehenden Zivildiensten, aber sicher auch nicht seltener. Und das soll die zurückhaltender machen, die immer noch eine besonders empfindliche, sublimierte Offizierssehne konstruieren wollen. Die Offiziers-Affären der letzten Zeit haben bewiesen, daß es im Heere nicht um ein Paar besser bestellt ist, als im Bürgertum, daß das angeblich besonders seine Ehrgefühl des Offizierskorps Angehörige desselben nicht an ruppigen Streichen gehindert hat, daß dieses also nicht den geringsten Grund zur Aherhebung über die Leute in Gehrock und Zylinder besitzt. Mensch bleibt Mensch, auch wenn er das Portepee trägt, und dieses verbürgt nicht im geringsten eine besonders hohe sittliche Qualität des Trägers. Diese Qualität ist beim Offizierskorps genau so, wie bei der ganzen sog. guten Gesellschaft. Hoffentlich wird das auch von militärischer Seite nicht mehr bestritten werden.

Dr. M. P.

Der Zusammenbruch der Internationale.

Der nationale Gedanke hat sie zersprengt. Er hat sich stärker gezeigt, als das „Proletariat aller Länder ver-

einigt euch!“ Bezeichnend, daß der Zerlegungsprozeß mit entscheidender Bedeutung in Österreich aufgetreten ist. Schon 1897 wurde auf dem sechsten österreichischen Parteitag die Konstituierung nationaler Gruppen innerhalb der einheitlichen Organisation beschlossen. Trotz aller programmatischen Betonung der einheitlichen Zusammengehörigkeit war damit der Lösungsprozeß eingeleitet. Und jetzt sagen sich die tschechischen Genossen von den deutschen völlig los. Ein Teil der tschechischen Gewerkschaften hat sich von der zentralistischen Organisation in Wien getrennt. Und ein gleiches Bestreben nach Sonderung brückt sich auch auf genossenschaftlichem Gebiete durch Gründung einer besonderen tschechischen Großeinkaufsgesellschaft aus. Diese scharfe Hervorhebung des nationalen Gedankens in der österreichischen Sozialdemokratie entspricht ganz den politischen Gegensätzen Österreichs. Im Wahlkampf ist die Arbeiterpartei gegen die Bürgerlichen nur dann schlagkräftig, wenn sie ihnen in nationalen Forderungen nicht nachsteht. Die Folge davon, daß im Parlament häufig (zuletzt bei der Abstimmung über die Komensky-Subvention) Sozialdemokraten gegen Sozialdemokraten stehen. Aber dieser Zerlegungsprozeß weist auf die Fehlerhaftigkeit eines sozialistischen Grundaxioms: das Streben nach Bewahrung der nationalen Eigenart, die Verwurzelung nach Heimat und Sprache ist im Menschen zu fest, als daß sie sich für immer ausschalten, durch andre Tendenzen für immer verdrängen ließen. In national einheitlichen Reichen wird dieser Fehler in der Beurteilung der menschlichen Psyche nicht in Erscheinung treten. Wohl aber in Ländern, die von vielerlei Volksstämmen bewohnt sind. Der wirtschaftliche Kosmopolitismus der Gegenwart steht zu dem psychologischen Nationalismus noch in ungelöstem Gegensatz. Und dieser Gegensatz äußert sich am schärfsten in Österreich. Es zeigt sich, daß der psychologische Nationalismus gegenwärtig die stärkere Komponente ist. Gleichwohl hätte sie allein die Zersprengung einer so fest gefügten Organisation nicht herbeigeführt. Negative Ursachen haben die Möglichkeit ihres Sieges befördert: der wundervolle Takt Kaiser Franz Josephs, der niemals sein Gottesgnadentum gegen die Volksrechte auftrumpft, nimmt den Sozialdemokraten ein wirksamstes Mittel der Agitation, ein wichtigstes Mittel der Einigung. In der österreichischen Sozialdemokratie ist der revolutionäre Gedanke ganz ausgeschaltet, und in der Wirklichkeit nimmt sie immer mehr das Aussehen einer Sozialreformatorischen Partei an, die sich mit bürgerlichen Interessenskreisen vielfach berührt. Im Präsidium des österreichischen Abgeordnetenhauses sitzt ein Führer der Sozialdemokraten. Diese Tatsache verpflichtet. Die Sozialdemokraten wurden eine Stütze des bürgerlichen Parlaments. Sie haben in der letzten Session des Parlaments unter den arbeitswilligen Parteien gegen die slowische Obstruktion gestanden. Nur mit ihrer Hilfe ist es gelungen, den Staatsvoranschlag parlamentarisch zu erledigen. Das Hohnwort der Christlichsozialen von der „K. K. Sozialdemokratie“ ist nicht unerfreuliche Wahrheit geworden. Die Parteien Österreichs sind nicht nach Klassen geschichtet, sondern einerseits nach Rassen, andererseits nach Wirtschaftsformen. Hier stehen gegen die Agrarier die städtischen Vertreter der Bürgerschaft und des Arbeiterstandes. Österreich ist ein Agrarstaat. In einem Industriestaat sind die Gegensätze von Arbeitgeber und Arbeitnehmer mit leichtem aufrecht zu halten. Aber im Agrarstaat hat die Industrie in ihren beiden Formen des Unternehmers und des Arbeiters einen gemeinsamen Gegner im Agrarier. Der politische Kampf in Österreich spielt sich (nebst der nationalen Seite) nicht zwischen Kapitalismus und Arbeiter-tum, sondern zwischen Stadt und Land ab. Das Interesse an billigen Lebensmitteln ist beim Kaufmann und Kleingewerbetreibenden genau das gleiche wie beim Arbeiter. Eine scharfe, gegensätzliche Sonderung zwischen den Vertretern der Bürger und der Arbeiter ist hier unmöglich. Tatsächlich stehen die Abgeordneten Wiens, die Abgeordneten der reichsten Wiener Bezirke den Sozialdemokraten am nächsten. Der deutsche Liberalismus geht

durch die sozialpolitische Gruppe der Hoch, Ofner, Kuranda ganz unmerklich in die sozialreformatorische Gruppe der Bernertorfer, Ubler, Renner über. Für Liebknecht oder Bebel ist in Österreich kein Platz. Nur der Zerspaltung innerhalb des Bürgertums hat die österreichische Sozialdemokratie ihren Stimmbeiz in der Volksvertretung zu danken. Eine Konsolidierung aller deutschbürgerlichen Elemente würde sie niederzwingen. Gerade jetzt, da nationale Zerlegung diese Partei geschwächt hat, da nationale Kämpfe innerhalb der Partei bevorstehen, wie z. B. schon nächstens bei den Wahlen in die Brüner allgemeine Arbeiterkrankenkasse. Viel bedeutsamer als diese äußeren Erscheinungen sind aber die inneren Wandlungen: durch den Nationalismus in der Arbeiterpartei wird neuerdings ein starkes Bindemittel zu den bürgerlichen Gruppen geschaffen. Die revolutionäre Arbeiterpartei in Österreich will sich allem Anschein nach in eine staatsbehaltende, sozialreformatorische Partei umgestalten. Janus.

Stärke und Schwäche der Türkei.

In dem Osmanenreiche ist ein starker Widerspruch, den zu erklären gar nicht leicht ist. Auf der einen Seite wird die Hohe Pforte viel umworben, alle Welt wünscht sie zur Verbündeten; auf der andern Seite ist überall Aufruhr und Zerlegung, Bürgerkrieg und Defizit. Wie reimt sich dieser Niedergang und diese steigende Beliebtheit zusammen?

Meine persönliche Meinung geht dahin, daß die Türkei bereits am Anfang vom Ende steht, und daß die Sage zum mindesten der türkischen Herrschaft in Europa gezählt seien. In der Tat, wohin wir blicken, sind die bedenklichsten Zeichen der Abbröcklung und des Zerfalls. Der kurze Aufschwung, den das Reich nach der Revolution genommen, war das kurze Aufblühen eines Schwindsüchtigen, der auch kurz vor seinem Ende glaubt, es sei ihm noch nie so gut gegangen, wie gerade jetzt. Die Kämpfe in Arabien brechen nicht ab; sie sind viel schlimmer und viel häufiger geworden, als in der Zeit Abdul Hamids. Einmal war schon die wichtige Stadt Sana, seit mehr als drei Jahrhunderten der Zankapfel zwischen Türken und Arabern, in den Händen der Aufständigen. In Mesopotamien war und ist offener Krieg. Am Libanon haben sich vor kurzem die Drusen erhoben, haben zwei Christendörfer zerstört und Regierungstruppen angefallen, dergestalt, daß jetzt nicht weniger als 26 Bataillone und 8 Batterien nach dem Hauran abgehen mußten. Von Kurdistan kommen so gut wie gar keine Nachrichten zu uns, aber ein junger Kurde schrieb mir neulich, daß neuerdings wieder die größten Unruhen dort ausgebrochen sind. Bloß die Armenter halten sich auffallend still. Das wird von Kennern so gedeutet, daß die Armenter es den Polen in Österreich gleich tun wollten. Sie hätten eingesehen, daß man durch geräuschlose Arbeit, durch Schüren und Wühlen hinter den Kulissen viel mehr erreicht, als durch Bombentwerfen. In Tripolis sind unaufhörliche Grenzklämpfe. Wie die Stimmung in Anatolien sei, darüber ist kaum etwas bekannt. Man darf jedoch vermuten, daß dort, wo das altgläubige Element sehr stark ist, eine ähnliche Feindschaft gegen die Jungtürken besteht, wie in Konstantinopel selbst, wo erst jüngst wieder eine weitverzweigte Verschwörung entdeckt wurde. Es scheint, daß auch hochstehende Persönlichkeiten, vielleicht sogar der frühere Großvezier Ferid Pascha, dem man einseitigen die Reise nach dem Ausland verbot, in die Verschwörung verwickelt waren. Inzwischen verschärfte sich der Gegensatz zu Griechenland und zu Bulgarien. Der albanische Aufstand ist zwar äußerlich niedergeschlagen, aber hat die Albanier zu Todfeinden des neuen Regiments gemacht. Kurz, es geht nichts weniger als glänzend.

Nun ist im schroffsten Widerspruch hierzu seit einigen Wochen ein wahres Wettlaufen um die Gunst der Hohen Pforte entstanden. Zunächst ein Wettlauf zwischen der Gruppe England-Frankreich und der Gruppe Österreich-

Deutschland. Sodann sind die Ostasiaten gekommen: Aus Berliner und ägyptischer Quelle ersehe ich, daß sich der Mikado um die Freundschaft des Padschah bemüht. Ein Panislamikaführer, der mich kürzlich besuchte, erzählte, auch von China seien Gesandte (die freilich sich für Kaufleute ausgaben) in Konstantinopel eingetroffen und seien vom Sultan empfangen worden. Auch habe China im Grunde viel mehr Anlaß, sich mit dem Obherrn aller Gläubigen gut zu stellen, da ja das Land der Mitte viele Millionen von Musulmanen herberge — ihre Zahl wird von 50—80 Millionen angegeben —, während in Japan nur ganz wenige Jünger des Propheten vorhanden seien. Es ist möglich, daß es sich hier um eine ganz große Kombination handelt. Sowohl der russisch-japanische Konzern, als auch der chinesisch-amerikanische will die Türkei (und damit den sich vorbereitenden türkisch-österreichisch-deutschen Dreibund) für sich gewinnen. W.

Hausagrariarier.

Die „Agrariarier“, „Ostelbier“, und wie man die Herren sonst nennt, haben gegenwärtig nicht gerade gute Zeiten, und das mit Recht. Von allen Seiten schlägt man auf sie ein, und sicher tröstet sie nur das Bewußtsein, daß man sie gerade an der empfindlichsten Stelle, der prall gefüllten Tasche, nicht trifft. Die liberale Presse sollte aber bei ihrem Feldzuge gegen die Feld-, Wald- und Wiesen-Agrariarier nicht vergessen, daß die Hausagrariarier nicht weniger schlimm, nur nicht so mächtig, dafür aber um so kleinlicher und engherziger sind. Z. B. „in Berlin, der Preussischen Residenz“ haben sie das Heft in der Hand und genießen sich durchaus nicht, die Verwaltung zu ihren Gunsten zu beeinflussen. Sie sind der festen Ansicht, die Bestimmung des Menschen sei, Mieter zu werden und Hauszins zu zahlen, und von diesem Standpunkte aus betrachten sie jeden Berliner, der in einen Vorort zieht, um besser und billiger zu wohnen, als einen Deserteur. Da nun für den gewöhnlichen Steuerzahler Freizügigkeit besteht, so haben sie wenigstens die städtischen Angestellten zu glebae adscripti gemacht. Gegenwärtig wird den städtischen Lehrern das Wohnen im Vororte nicht mehr gestattet. Wer Kontrakt draußen hat, muß nach Beendigung desselben unweigerlich nach Berlin, damit er ja einem städtischen Hausherrn zins. Nun sind ja eine ganze Reihe Lehrer in Gegenden, wie im alten Westen und Süden beschäftigt, wo sie für die ihnen gewährte, nicht allzureiche Mietsentschädigung keine passende Wohnung bekommen. Da sie nun in Schöneberg usw. nicht wohnen dürfen, bleibt ihnen nur übrig, in einem entfernten Stadtteil, so und soviel Kilometer von der Schule entfernt, zu mieten und jeden Tag ein paar Stunden Zeit auf der Elektrischen totzuschlagen. Wir halten es für einen Skandal, daß der Magistrat von den städtischen Angestellten verlangt, daß sie im Weichbilde wohnen müssen. Er hat nur zu fordern, daß sie pünktlich ihren Dienst antreten und nicht vorzeitig aufhören; woher sie kommen aber und wohin sie gehen, darum hat er sich nicht zu kümmern. Ihren Gehalt haben sich die Beamten verdient, er ist ihr Eigentum, und zwar oft ein recht sauer erworbenes, sie können schalten damit, wie sie wollen, und niemand darf sie zwingen, einen Teil davon an die Berliner Hausagrariarier abzugeben. M. P.

Zu „Trunksucht und Enthaltbarkeit im Meer mit ihren Folgezuständen auf das Nervensystem“ möchte ich folgendes bemerken: Es ist noch nicht lange her, daß man angefangen hat, Militärärzte zum Studium der Neurologie und Psychiatrie an die betreffenden Kliniken zu schicken. Es hat also früher sicher sehr oft an der richtigen Diagnose gefehlt. Erst vor kurzem mußte ich erleben, daß eine Dame mit einem nervösen Magenleiden von zwei Chirurgen zweimal operiert worden war, bis endlich der nervöse Charakter des Leidens entdeckt wurde. Wenn die Zahl der nervösen Krankheiten zugenommen

hat beim Militär (ob relativ oder absolut, ist nicht gesagt), so findet das ungezwungene seine Erklärung in der Zunahme beratiger Erkrankungen in der Bevölkerung überhaupt, abgesehen davon, daß diese Leiden früher oft nicht erkannt wurden.

Der Schluß, daß die seltener gewordene gelegentliche Betrübtheit an der Vermehrung der Nervenleiden schuld sei, ist so gezwungen, daß man ihn, wenn er nicht in ernsthafter Weise vorgebracht würde, für einen schlechten Scherz halten könnte. Ich möchte deshalb diese Auslassung des Herrn Dr. med. Wilhelm Sternberg (Berlin) nicht unwidersprochen lassen, weil die zum mindesten etwas gewagte Beweisführung bei Laien Anheil anrichten könnte.

Dr. med. Fritz Bahrmann, Nervenarzt.
(Oldenburg i. Gr.)

Die Verhaftung Crippens.

Jubilat! Denn wir haben es wieder einmal herrlich weit gebracht. Wir dürfen also über die kriminelle Verwertung der drahtlosen Telegraphie frohlocken, anstatt über die Verwendungsnotwendigkeit bekümmert zu sein. Die erschreckend wachsende Zahl der intellektuellen Verbrecher, der Hofrichter, Hofe, Crippen, Schönebeck, sollte doch ein bißchen zu denken geben, daß in unserm allzu stark nach der geistigen Seite überhängenden Leben, das am Menschen nichts mehr als seine Gehirnkapazität schätzt, nicht alles in bester Ordnung sei. Alle Achtung auch vor untrer europäischen Polizei, ihre Organisation weckt Bewunderung, ihre Lauterkeit steht unantastbar hoch über den Zuständen in der amerikanischen Schuhmannschaft. Aber auch hier wird unser Jubel herabgestimmt, wenn wir hören, daß im Falle Crippen eine einzige Armbewegung der strafenden Gerechtigkeit 163 000 Mk. gekostet hat. Immerhin ein so nettes Summchen, daß wirklich schon von der schwindelnden Höhe des Aufwandes die Nützlichkeit des Erfolges in Frage gestellt ist. Wieviele Familien müssen mit einem Einkommen von 1000 Mk. auskommen. Also wurden 163 Familien brotlos gemacht — wegen eines einzigen Südnattes. Der ist ja gewiß berechtigt, ist gewiß in einem geordneten Staatswesen unbedingt notwendig; aber daß man sich vor Entzücken über die jüngste Kulturerrungenschaft nicht „fangen“ kann, das ist doch ein bißchen gar zu grundlos.

Zeitungsmache.

Daß die Zeitung eine Großmacht ist, weiß man schon ebenso genau wie, daß sie Hunderten und Tausenden als Giftbaum gilt, der unser ganzes Leben durchfleucht. Man hat über diesen kunstvollen schwarz-weißen Organismus wiederum schwarz-weiße Bücher geschrieben, die bald nur schwarzen Schatten sehen lassen, bald nur weißes Licht. Aber die eigentliche Zeitungsmache blieb ein wohlgehütetes Berufsgeheimnis, eine Geheimwissenschaft der Wissenden. Hier soll einmal durch ein paar Anekdoten ein erbellendes Blicklicht auf diese Schwarzkunst geworfen werden, soll weder ihre zivilisatorische Notwendigkeit, noch ihre kulturelle Gefährlichkeit untersucht, sondern nur von ihren Miniatur-Nützlichkeiten die Rede sein, die keinem Schaden und jeden, der nicht ewig eine Jeremias-Maske vor dem Gesichte trägt, herzlich lachen lassen. Man erstaunt über die Unsumme von Phantasie, Findigkeit und Geschäftswitz, die sich täglich so anspruchslos, ohne Nennung des Namens präsentiert. Da hatte z. B. der Korrespondent eines illustrierten Blattes den Auftrag, die Photographie eines Raubmörders einzuschicken. Aber Raubmörder lassen sich vor ihrer Tat nicht konterfeien, weil sie kein Geld haben und es nachher die Polizei gratis besorgt. Der gewissenhafte Berichterstatter meldete es per Selegamm. Aber Redaktionen verfolgen andre Zwecke als Raubmörder, weshalb der arme Korrespondent unter Androhung der Entlassung nochmals den Auftrag erhielt, und nun in seiner Herzensangst das Bild . . . des eigenen Bruders schickte. Immerhin: die Zeitungen haben es gut, wenn etwas geschieht. Aber wenn nun einmal just nichts ge-

schieht . . . Da hat Gottes Güte dem Menschen nicht nur zwei Augen gegeben, die sehen, was vorgeht, sondern auch eine Phantasie, die erstirnt, was vorgehen könnte. So drahtete jüngst ein Korrespondent ins Ausland: ein alter Achtundvierziger sei nach 62jährigem Aufenthalt aus Amerika zurückgekehrt, vom Kaiser in Fischl zur Audienz zugelassen worden; und den alten, harten Revolutionär hätte diese Gnade so erregt, daß er im Audienzsaal tot zusammengebrochen sei. Manche machen sich leichter: mit der Seeschlange geht es doch nicht mehr, jetzt zur Sommerszeit, und darum nimmt man alte Bände zur Hand, schneidet die erregendsten Geschehnisse aus, ändert die Namen auf Meier und Müller, Löwy und Kohn, und Frau Blaschke hat ihr Sensationsdöner. Es ist ja nur ein bißchen ausgleichende Gerechtigkeit, wenn man interessante Nachrichten, die man nicht hat, bringt, da man doch so viele interessante Ereignisse, die man wirklich hat, nicht bringen darf. Wie verlockend wäre es, hier ein Schleiterdöner zu küssen, aber dieser Guckkasten schließt sich nur dem heiligen Auge der Geschichtswissenschaft auf. Janus.

Aus der Finanzwelt.

Die Börse befindet sich noch in der toten Saison, nur hier und da werden schwache Versuche gemacht, das Geschäft ein wenig in Gang zu bringen. Von einer Entwicklung im großen kann jedoch nicht die Rede sein. In der letzten Zeit wurde der Markt durch kleinere Geldsorgen beschwert; man fürchtete, die Bank von England würde den Diskont heraufsetzen. Allein die Heraussetzung unterblieb und die Haltung, die Stimmung konnte sich behaupten. Goldene Berge scheint man sich von den nächsten Ergebnissen unserer Bergwerke zu versprechen. Es werden immer neue märchenhafte Dividendenziffern verbreitet, um das Publikum mit Gewalt für diese Werte zu interessieren. Insbesondere sind die Aktien des Phönixwerkes seit Monaten Trumpf; unsre großen Industriellen haben, wie man weiß, noch große Operationen vor. Wir haben in diesen Tagen erst auf die Fusion der Dortmunder Union mit der Deutsch-Luxemburgischen Gesellschaft hingewiesen, die voraussichtlich die Börse noch lebhafter beschäftigen dürfte. Man kann einigermaßen gespannt sein, ob die Zulassungsstelle sich wirklich dazu hergeben wird, dieses geradezu ungeheuerliche Fusionsprojekt dadurch zu ratifizieren, daß sie die neuen Aktien zur Börse zuläßt. Die Zulassungsstelle würde sich ganz einfach zum Mitschuldigen machen, wenn die Genehmigung ausgesprochen würde. Natürlich werden die interessierten Kreise alles daran setzen, um die Zulassungsstelle dafür zu gewinnen, die Aktien zur Börse zuzulassen. Man wird nach bewährten Mustern darlegen, daß die Fusion in Wahrheit das größte Glück beider Gesellschaften sei, und daß es gar nichts besseres für die Aktionäre gebe, als die neuen Aktien so hoch wie möglich zu bezahlen. Diejenigen Mitglieder der Zulassungsstelle, für die diese Argumentation durchschlagend sein sollte, möchten wir daran erinnern, daß mit denselben Gründen auch die früheren Aktionen beider Bergwerke, sowohl der Dortmunder Union, als auch der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerksgesellschaft verfochten wurden, und zwar mit dem Erfolge, daß die Aktionäre beider Gesellschaften regelmäßig Kopf und Krage dabei verloren haben, wie wir dieses in unsern jüngsten Ausführungen dargetan haben. Natürlich werden es die Beteiligten nicht daran fehlen lassen, zunächst ein gewisses Mouvement in den Aktien der Gesellschaften hervorzurufen, um auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege den Beteiligten den Glauben an die Vortrefflichkeit der ganzen Fusion beizubringen. Vor allem sollten die Aktionäre der Gesellschaften sich auf die ganze Sache nicht einlassen. Es hat fast den Anschein, als ob die ganze Transaktion hauptsächlich im Interesse der Dortmunder Union liege, die bekanntlich an chronischem, ja, an historischem Geldmangel leidet, der nunmehr auf eine ganz neuartige Weise befriedigt werden soll, indem man das

Unternehmen überhaupt zum Verschwinden bringt. Aber es ist das alte Leid — die Aktionäre verstehen sich erst zu rühren, wenn — es zu spät ist. Deshalb haben wir kein allzu großes Vertrauen. Und die Zulassungsstelle? Was wird sie tun, wenn die Großen kommen und ihr wiederum die Zweckmäßigkeit der ganzen Transaktion darlegen? Wird sie widerstreben, oder wird sie mit Gretchen sagen: Ich habe schon soviel für Euch getan, daß mir zu tun fast nichts mehr übrig bleibt?

Mercator.



Das Innere der Sterne.

„Wenn man“, sagte der dicke Herr v. Kraftthagen, „das Geschwätz der Gelehrten längere Zeit hindurch ernst genommen hat, so kommt ein Augenblick, in dem man sich ärgert, daß man sich so lange an der Nase herumführen ließ. Dieser Augenblick gehört nicht zu den erfreulichen des Lebens.“

„Das kann ich mir denken!“ sagte ich ruhig.

Wir hatten gerade zusammen den Montblanc ererbt und saßen nun vor dem neuen Touristenhotel auf einer polierten Holzbank und blickten hinab in die Tiefe.

Kraftthagen fuhr fort:

„Wenn wir doch mit Hilfe von neuen Röntgenstrahlen das Innere der Sterne kennen lernen könnten! Dann würde mit einem Male das Geschwätz der Gelehrten über den Kern der Sterne aufhören. Dann wüßten wir, was da drinnen ist. Es ist höchst seltsam, daß der Mensch diejenigen Dinge, die er schlechterdings vorläufig nicht erkennen kann, immer für sehr einfach hält. Vom Innern der Erde spricht man so — wie von einem unförmlichen Brei. Bald ist er dickflüssig — und bald gasartig — immer aber sehr einfach. Während jeder vernünftige Mensch doch dieses Sterninnere für kolossal kompliziert halten muß. Ein Stern ist doch nicht ein alter Topf. Jeder Stern hat sein Inneres brillant umpanzert, so daß ihm die Außenwelt nicht so leicht einen Schaden zufügen kann. Wenn aber der Stern eine vorzügliche Panzerung besitzt, so muß er im Innern doch eine sehr kostbare Sache haben, die des Panzers wert ist — sonst ist dieser doch überflüssig.“

„Ja!“ sagte ich und trank einen Schluck sehr heißen Grog, denn es war sehr kalt. Es war Grog von Rum.

Kraftthagen aber fuhr abermals fort:

„Da glaubt man immer, daß die Temperatur nach der Tiefe zu immerfort zunehmen müßte. Dann hätten wir aber neun Meilen unter der Erdrinde 2000 Grad Celsius. Sie werden doch zugeben, daß diese Hitze so nahe der Erdoberfläche etwas ungeheuerlich ist. Nicht wahr? Hopfkins hatte einen ganz famosen Einfall: er sagte, daß Mond und Sonne die Erdsachsenrichtung langsam veränderten. Und er wollte aus der Größe dieser Veränderung die Dicke der Erdkruste bestimmen. Er fand, daß sie ungefähr 200 Meilen dick sein könnte. Das ließ sich schon hören. Thomson nahm an, daß das ganze Innere der Erde fest wäre. Das wirkte auf mich noch angenehmer. Aber keiner kam darauf, im Innern der Erde die Sternorgane zu vermuten. Kein einziger Mensch

außer dem alten Fechner kam darauf. Ist das nicht blamabel für die Menschheit? Ist das nicht ganz besonders blamabel für die Geosophen und für die Astrophysiker?“

„Ja!“ sagte ich und trank nachdenklich meinen Grog aus und blickte in die Tiefe — und die ganze Erde kam mir ungeheuerlich vor — wie ein Gewaltiges, über das man gar nicht nachdenken darf.

„Wir sehen“, sagte ich langsam, „immer noch auf der Kruste unsres Sterns — und die wirkt schon so kolossal und großartig. Wie großartig muß da erst das Innere dieses Sterns sein!“

Der dicke Herr v. Kraftthagen atmete tief auf und lächelte.

Paul Scheerbart.



Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren u. s. w. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt und ungehobener Werke kann nicht erfolgen.

Auguste Schidlof: Knospen. Gedichte eines Kindes. Verlag: „Concordia“, Deutsche Verlags-Anstalt, G. m. b. H. (Berlin).

Frühreife Talente begegnen oft einer heftigen Abwehr. Der Begriff „Wunderkind“ ist in Mißkredit geraten. Es hält schwer, sich von den unliebsamen Eindrücken loszulösen, die man von diesem oder jenem vorzeitig entwickelten Wesen empfangen hat, das physisch dem Alter entsprechend, ein so kluges, lebenserfahrenes Gesicht besitzt und das den unschuldigen Rinderglanz aus seinen Augen verloren hat. Der kleine Junge etwa, der, die Geige im Arm, das Publikum mit alter Souveränität mißt, der den Beifall wie etwas ganz Selbstverständliches entgegennimmt, und der durch den Unverstand und durch die mitunter herzlose Gewinnsucht seiner Erzieher um seine echte Kindheit und Jugend gekommen ist.

Solch ein Wunderkind ist Auguste Schidlof nicht. Dieses zwölfjährige Mädchen, das seit kurzer Zeit ohne persönliches Hinzutun Interesse für seine Arbeiten zu erwecken verstand, ist trotz seinen hübschen Erfolgen durch und durch Kind geblieben. Als älteste Tochter der kinder-gesegneten Familie steht sie der wackern Mutter in der Beforgung der Hauswirtschaft bei, sie besucht die Gemeindegemeinschaft, macht mit Fleiß und Eifer ihre Schulaufgaben, spielt mit ihren Geschwistern, und wenn ihr dann noch ein Endchen Tag übrig bleibt, dann — dichtet sie. Sie weiß gar nicht, daß sie dichtet, oder daß man das, was sie tut, dichten nennt. Der geringfügigste Eindruck, den sie aus dem engen, dürftigen Leben ihrer Umgebung empfängt, wird ihr Motiv: Tages- und Jahreszeiten, die Witterung, kurz alles, was solch ein junges Ding zu erleben imstande ist. Dort, wo ihr die Grenzen ihres Horizontes zu enge werden, nimmt sie unbewußt die Phantasie zu Hilfe. Der Wannsee wird ihr zum sturmgepeitschten Meere, die Sperlinge am Ufer der Spree werden ihr zu weißen Mäwen. Sie hat deutsche Sagen gelesen, und flugs versucht sie das Gelesene in balladische Formen umzugießen. Auch der biblischen Geschichte entnimmt sie mit kühnem Händchen ihr geeignet scheinende Stoffe. Die Balladen Auguste Schidlofs möchte ich den Führern eines gestrengen und rücksichtslosen Kritikers noch nicht aussetzen. Was aber vor jedermann bestehen wird, das sind ihre feinen christlichen Gedichte, in denen Gedanken, Klang und Wohlklang leben, und in denen doch die unverkennbare Seele eines Kindes liegt. Auguste Schidlof ist ein Phänomen, das eine sorgfältige Wartung ihres ursprünglichen, starken

Talentes fordern darf. Unter der Voraussetzung einer rationalen Kultur werden sich die Blüten zu herrlichen Blumen erschließen.

Zwei bezeichnende Proben aus dem empfehlenswerten Buche seien hier von mir zitiert:

Abend am Meere.

Ein kleines Haus am Meere, überstrahlt
Vom Sonnengold, dem letzten, fast verbleichten.
In seine blanken Fensterscheiben malt
Das Abendrot ein letztes Wellenleuchten.

In rosigem Scheine liegt das weite Meer.
Mit Plätschern läßt ein Boot sich los vom Lande.
Dann wird es still. Nichts regt sich ringsumher. —
Nur weiße Möwen flattern noch am Strande.

Und:

Der sterbende Sag.

Es taucht ins Meer der Glutball der Sonne,
Weit in der Ferne grau ein Wölkchen droht.
Die Sonnengöttin steigt von ihrem Throne,
Umhüllt von einem Mantel goldigrot.

Die ganze Erde deckt ein stiller Frieden,
Ein letztes Flimmern noch, dann stirbt das Licht
Und still und freundlich ist der Tag verschieden
Mit einem Lächeln auf dem Angesicht.

Leo Heller.

Kurt Martens: Drei Novellen von adeliger Luft.
161 S. Verlag von Egon Fleischel & Co. (Berlin).

Kurt Martens gehört zu den Dichtern, die fernab vom Marktgetrieb der Literatur mit einem stillen und klugen Lächeln den Dingen und Menschen in die Seele sehen. Er rechnet sich selbst zu den Außenstehern, wie aus einem vor kurzem erschienenen Büchlein über die deutsche Literatur hervorgeht, in dem sich ein ganz verblüffender und origineller Abriß unsres jüngsten Schrifttums findet. Hier sind drei Novellen, die von adeliger Luft am Leben erzählen und die von einer wahrhaft adeligen Luft am schöpferischen Gestalten eingegeben sind. Ein literarischer

Grandseigneur spricht zu seinesgleichen, mit einem Lächeln, zu den Verstehenden, die keine Vorurteile haben. Das Volk bleibt draußen. Es ist ein Spiel souveräner Laune, ohne Zwang und doch so formvoll, wie das Betragen eines Menschen von Welt. Die Stimmung des ausgehenden Rokoko ist in diesen drei Novellen, daselbe ein wenig müde Lächeln, dieselbe Verachtung für die Nichts-als-Bedächtigen und auch die Nichts-als-Eifrigen. Auch ein wenig von der Schwüle der Pervertitäten in verschlossenen Gemächern, der erotischen Geheimnisse, der seltsamen Lüfte untergehender Zeiten. Das „Soziale“ hat keine Macht über diese Welt. Sie anerkennt keine Grundsätze und keine Begriffsidioten. Wo so ein grober, mit Prinzipien ausgepölkterter und mit großen Worten um sich flegelnder Klotz in diese Welt höherer Menschen einbricht, da gibt es Trümmer wie in Caritas Mimi. Wie wenn der Pöbel in eine Schatzkammer voll Sevres-Porzellan einbräche. Die adlige Luft kennt keine bürgerlichen Bedachtigkeiten. Ganz still und nur mit diesem Hauch einer untergehenden Zeit angefüllt ist vor allem die Novelle „Der Emigrant“, deren Nichts an Handlung in einem breiten Strom von eigentümlicher Stimmung aufgelöst wird. Die Novelle „Die Vanacens des Lebens“ aber spielt in einem Reformationsjahrhundert und handelt von der adeligen Lust eines frommen Herzogs an dem sittlichen Niedergang seines Hofes. Kurt Martens schreibt nicht für den Markt, sondern für die Wenigen. Die aber werden an seinem neuen Buch ihre große Freude haben.

Karl Hans Strobl (Brünn).

Rudolf Eckardt: Fürstliche Pädagogik. Ordnungen und Instruktionen zur Erziehung welfischer Prinzen. Verlag von Gebr. Vogt (Papiermühle S.-M.). Preis Mk. 2.—.

Henning v. Melstedt: Die Frau des Pharisäers. Aus dem Schwedischen von Edb. Schäffer. Verlag von Fröleen & Comp. (Stocholm-Leipzig). 1909. Preis: geh. Mk. 4.—.



Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M.
Einzelnummer 40 Pf.

— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ··
Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

**Kaiser
Friedrich
Quelle**

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis
Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW.
— Telefon-Amt VI, No. 689. —

**Eine ernste Mahnung
an alle Amateurphotographen!**

Jeder Photographierende muss bedenken, dass die Qualität seiner Bilder von der Qualität der verarbeiteten Papiere abhängig ist, denn mit einem vorzüglichen Papier kann man auch von einer schlechteren Platte noch brauchbare Bilder erzielen, mit einem schlechteren Papier aber nicht einmal von guten Negativen. In der ganzen Welt sind die N. P. O. Papiere als erstklassig bekannt; ihre jahrelange Gleichmässigkeit und Haltbarkeit rechtfertigt diesen guten Ruf und machen es dem gewissenhaften Amateur sozusagen zur Pflicht, diese Marken für seine Arbeiten zu verwenden. Jeder Lichtbildner informiere sich deshalb im eigensten Interesse über die N. P. O. Fabrikate und verlange von der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G., Steglitz 181, kostenfreie Zusendung der Gesamtpreisliste nebst Probeheft der Zeitschrift »Das Bild«.

Deutsche Kaufleute

lerat fremde Sprachen zu Hause perfekt!
Engl., Franz., Italien., Russisch, Schwedisch, Spanisch usw., durch weitberühmte Selbstunterrichtsbriefe. Vorkenntnisse unnötig. Tausende verdanken diesen Briefen ihre Existenz od. bessere Stellung. Verlangen Sie sofort Prospekt gratis. Umfangreicher Probebrief (Lekt. I) gegen 50 Pf. in Marken.
O. Hofmann, Gommla 203, Reuss.

Antiquar. Kat. 34. Philosophie

" " 36. Litteratur
gratis und franco:

J. Krause, Antiquariat, Halle a. S.

Hygienische

Bedarfsartikel. Neuest. Katal. m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
H. Unger, Gummifabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92

Empfehlenswerte Hôtel**Berlin:**

Hôtel Bauer, Unter den Linden 28.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:

Hôtel zur Traube (I. Rang). Bes.:
Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):

Hôtel und Naturweinkeller „Zur
Kanne“. Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:

Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:

Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:

Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:

Hôtel Bellevue (I. Rang). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:

Hôtel „Schiesen“-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:

Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:

Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:

Hôtel Sachsenhof, Haus I. Rang.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:

Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang).
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.

Hôtel Fürstenhof (I. Rang). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.

Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus
„Weisses Ross“. Bes.: Retnh. Hartz.

Wilhelmshöhe:

Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

VERLAG VON HERMANN HILLGER IN BERLIN UND LEIPZIG.

SCHILLER. (BÜCHER DER GEGENWART, BAND I.)

Gesammelte Aufsätze aus der Gegenwart (1872—1909) von Ludwig Beller mann, Karl Berger, Ludwig Geiger, Max Hecker, Adolf Heilborn, Peter Hille, Ignaz Jezower, Marie Joachimi, A. W. J. Kahle, David Koigen, Paul Lindau, W. v. Maltzahn, Adolf Rümelin, Otto Runk, Karl Siegen, H. Welcker u. a. Das Buch ist mit einem Zweifarben-Holzschnitt des Schillerhauses in Weimar geschmückt. Kart. 2 M.

SCHILLERS WERKE. Inhalt: Vorwort (Friedrich Schiller in seiner Bedeutung für das deutsche Volk, mit Illustrationen), sämtliche Gedichte, Die Räuber, Die Verschwörung des Fiesco zu Genua, Kabale und Liebe, Don Carlos, Wallensteins Lager, Die Piccolomini, Wallensteins Tod, Maria Stuart, Die Jungfrau von Orleans, Die Braut von Messina, Wilhelm Tell. Gebunden 2 M.

FESTGABE AUS SCHILLERS WERKEN.

Mit Einleitung (Aus Schillers Leben). Inhalt: Gedichte (Auswahl) und Wilhelm Tell. Broschiert 40 Pfg. Gebunden 60 Pfg.

WORTE DER WEISHEIT AUS SCHILLERS WERKEN. Ausgewählt von Hermann Kölling. Mit biographischer Einleitung. Broschiert 50 Pfg.

WORTE DER WEISHEIT AUS GOETHES WERKEN. Ausgewählt von Hermann Kölling. Mit biographischer Einleitung. Broschiert 50 Pfg.

WILLIAM SHAKESPEARE. Eine Biographie von Dr. F. Obst. Mit 9 Illustrationen. Broschiert 50 Pfg.

ZU BEZIEHEN DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN SOWIE DIREKT VOM VERLAGE.

Die Gegenwart

Nr. 38.

Berlin, den 17. September 1910.

39. Jahrgang
Band 78.

Vogelscheuchen.

Beobachtet man, wie das souveräne Leben selbst seinen Gang geht, „ohne Rücksicht auf Tagesansichten und -meinungen“, wie seine gigantischen Bewegungen der Zwirnsfäden spotten, die entwicklungsfeindliche Gesetzgeber ausspannen, damit es darüber stolpere, und vergleicht man damit, wie in der Politik sich alles immer wieder um dieselben Schlagworte in denselben Phrasen dreht, so kann man als unbefangener Zuschauer nur lächeln. Lächeln sowohl über die Selbstgefälligkeit gegenwärtiger Machthaber, die im Gefühl götterhafter Größe wähnen, sie hätten die Früchte reifen lassen, die das Volk unter ihrem Schutz vom Baume des Lebens pflücken konnte, als auch über die freble Vermessenheit „kommender Männer“, die, während sie die heute Regierenden für alles Ungemach verantwortlich machen, von ihrer eigenen Zukunft als Verwalter öffentlicher Ämter prophezeien, daß sich dann alles, alles zum Besseren wenden werde. Wieviel Treffendes und Treffliches ist nicht in den letzten Wochen über die Königsberger Rede des Kaisers mit ihrer jedes ehrliche patriotische Gefühl verletzenden Verzerrung des Verhältnisses zwischen Herrscher und Volk gesagt und geschrieben worden, und doch — wie viele mag es unter den Kritikern geben, die allen Grund hätten, an die eigne Brust zu schlagen und zu bekennen: mea culpa, mea maxima culpa! Es gibt nicht nur ein persönliches Regiment; es gibt zahllose persönliche Regimente. Was taten denn seit den Novembertagen des Jahres 1908, wo die schon lange glimmende Glut des Aufruhrs zum erstenmal genügend Zündstoff fand, um in Flammen aufzulodern, jene „Führer“, die im Streit zwischen Demokratie und Kaisertum die lautesten Ruser zum Kampf gegen die Krone sind, um das Volk auf den Tag vorzubereiten, wo es wirklich „seine Geschichte in die eigene Hand nehmen“ könnte? Haben sie es dazu erzogen, die Dinge im politischen Leben so zu sehen, wie sie sind? Haben sie es gelehrt, sich über alles Alltägliche zu erheben und den Blick sowohl für Raum wie Zeit zu weiten? Haben sie die verschiedenen Stände und Klassen einander genähert, indem sie sie ihre besonderen

Lebensbedürfnisse gegenseitig erkennen, würdigen und achten lehrten? Nichts von alledem ist im allgemeinen geschehen, wie jeder Blick in die politische Tagespresse erfährt. Das persönliche Regiment eines echten, rechten Parteipolitikers erheischt es, daß auf der politischen Schaubühne nur Gestalten in alten historischen Trachten und Vermummungen auftreten und dort nur in der Sprache längst vermoderter Helden geredet wird. Wenn unsre politischen Tagesgrößen in Volksversammlungen gegeneinander reden, so gewinnt man allzu leicht den Eindruck, als seien es die Geister von Toten, die mit einander rängen. Wie laut der Sage in und nach der Schlacht auf den katalanischen Gefilden die Geister der gefallenen Krieger noch tagelang in der Luft miteinander um Dinge kämpften, die sie seit ihrem Tode nichts mehr angingen, so scheinen heute in ihren Epigonen noch die Geister großer toter Volks- und Staatsmänner um Dinge zu streiten, die eine vergangene Zeit interessierte, aber unsre Zeit kalt läßt. Um „Kapitalismus“, „Ultramontanismus“, „Brotwucher“, „Schutz Zoll“, „Freihandel“ usw. wird heute meist mit denselben Phrasen gestritten wie vor Jahrzehnten. Es gibt politische Volkspredner, deren Kopf wie ein Leierkasten auf bestimmte Melodien eingestellt ist, die sie zu den bekannten, sich immer gleich bleibenden Schlagworten stets von neuem ableiern. Auf diese Weise erklärt sich ja auch allein die unglaubliche Verwirrung, die während der Blockwahlen im Herbst 1907 entstand. Ein plötzlicher, unerwarteter Frontwechsel der Regierung hatte eine völlig neue Lage geschaffen, und das machte die meisten Parteipolitiker ganz kopflos. Was damals die „Partei der Nichtwähler“ auf die Beine brachte, was so viele frühere Mitsläufer der Sozialdemokratie veranlaßte, diesmal einem bürgerlichen Kandidaten die Stimme zu geben, das war ja auch nicht im entferntesten irgend welche hochgespannte Erwartung, die etwaige bestimmte Parteibestrebungen geweckt hätte, sondern das war fast allein die Freude über die erfrischende Initiative, die die Regierung in kolonialen Angelegenheiten und bei ihrem Bruch mit dem Zentrum an den Tag gelegt hatte. Diese Initiative erwies sich ja am Ende als ein Theatercoup, und weil die Regierung inzwischen wieder

zu ihrer alten lieben Gewohnheit einer Bremstätigkeit für den Kulturfortschritt zurückkehrte, ist das politische Leben in Deutschland wieder öde und trostlos.

Die politischen Wetterpropheten orakeln mit feltener Einmütigkeit, daß uns die nächsten Reichstagswahlen 120 bis 150 Rote ins Wallothaus bringen werden. Kein Widerspruch erhebt sich. In allen bürgerlichen Parteilagern blickt man solchem Ereignis als einem unerbittlichen Fatum entgegen. Statt aber die Regierung zu schelten und das „schwarzblaue“ Kartell, das sie beherrscht, sollte man in den bürgerlichen Oppositionsparteien sich lieber fragen, warum man über keine konstruktiven Talente verfügt, die die Massen der nicht den Extremen links und rechts zuneigenden Bürger zur Mitarbeit an neuen großen politischen Aufgaben aneifern könnten? Den Beweis haben die Blockwahlen im Jahre 1907 geliefert, daß sich die nötigen Wählermassen einstellen, wenn die rechten Ziele da sind. Nicht mit Worten läßt sich die Sozialdemokratie bekämpfen, sondern nur mit Taten, und nicht mit Taten der Unterdrückung, sondern mit Taten der Befreiung. Bismarck hat weder das Zentrum noch die Sozialdemokratie zu unterdrücken vermocht, die ihm zu opponieren wagten, weil ihre Überzeugung es erheischte; wohl aber hat er jenem überwiegenden Teil des bürgerlichen Liberalismus, der ihm lange Jahre nicht zu opponieren wagte, auch wenn es seine Überzeugung verlangte, das Rückgrat zu knicken vermocht, als man, zu spät, sich darin doch noch zu selbständigem Handeln aufraffen wollte. Seit Bismarcks Zeiten hat wohl das Zentrum — weil die Macht Roms zusammenschumpfte —, nicht aber die Sozialdemokratie an Kraft eingebüßt, um so törichter ist der Wahn blinder Scharfmacher, die sozialistische Bewegung könne durch pure Gewaltpolitik dauernd zurückgedrängt werden.

Statt über die sozialistische Hoffnung auf einen Zukunftsstaat zu spotten, sollte man selbst lieber wieder genügend Phantasie aufbringen, um sich erstrebenswerte Ideale zu bilden und ihnen nachzuhängen. Wer sich einbildet, die bestehende Ordnung werde ewig dauern, betrügt sich selbst. Für den Bürger des 18. Jahrhunderts wäre das Bild des heutigen Staates ein Zukunftsstaat, und wenn es ein Steptiker war, als solcher ebensogut eine Utopie gewesen, wie heute jeder Gedanke an einen Zukunftsstaat als Utopie verfahren wird. Daß die Zukunft der Gegenwart nicht gleichen kann, ist für jeden Vernünftigen klar; ihre Gestalt aber hängt von den Kräften ab, die für sie wirken. Wer den Zuständen in der Zeitspanne, in der er gerade lebt, ewige Dauer geben möchte, braucht sich nicht zu wundern, wenn die Kräfte, die die Zukunft gestalten, seiner spotten, ihre eignen Wege gehen und ihn, weil alles wetteifert, ihnen zu dienen, vereinsamen lassen.

Zu mattberzig, um sich eigene Zukunfts Ideale zu schaffen, läßt es aber die bürgerliche Politik

geschehen, daß sich der marxistische Mystizismus in den Reihen ihrer Gefolgschaft ausbreitet. „Auf unser aller Leben wirkt unsichtbar, aber mächtig hauptsächlich eine gewaltige Kraft ein: der moderne Kapitalismus. Dieser Kraft kann sich niemand entziehen; der Arbeiter nicht, der Angestellte nicht, keiner, der in einem freien Berufe selbständig ist, keine Gemeinwirtschaft, kein Staat.“ Das war nicht in einer sozialdemokratischen Zeitung zu lesen, sondern in einem wesentlich konservativen, mittelständlerischen Blatt. Wie kann man sich, wenn solche Anschauungen in bürgerlichen Blättern propagiert werden, noch wundern, daß die Anziehungskraft der Sozialdemokratie immer stärker wird; denn das „klassenbewußte Proletariat“ glaubt wohl an ein solches Fatum, fühlt aber wenigstens die freudige Gewißheit in sich, daß sich in ihm die Kraft ansammelt, die es dereinst überwinden wird. Auf bürgerlicher Seite muß man entweder den Glauben mit guten Gründen zu bestreiten wissen, daß das, was man „moderner Kapitalismus“ nennt, eine solche geheimnisvolle Kraft ist, der sich in der Gegenwart alles beugen muß, oder man muß eine eigene Theorie aufstellen, wie man sie überwindet.


Wer nicht in Großstadtmauern vergraben bleibt, weiß, wie die Vogelscheuchen aussehen, mit denen auf dem Lande in Garten und auf Feldern Saaten und Früchte vor den gestiefelten Räubern geschützt werden. Solchen Vogelscheuchen gleichen alle die politischen Schlagworte, bei deren Klang unsre Spießbürger eine Gänsehaut kriegen: „Kapitalismus“, „Ultramontanismus“, „Umsturz“, „Agrarier“, „Junter“ usw. Erzählte da neulich ein moderner Unternehmer, als von politischen Dingen die Rede war: „Darüber habe ich mich einmal mit dem „Genossen“ N. unterhalten. Recht vernünftig. Das ist überhaupt ein ganz vernünftiger Mensch mit gesunden Ansichten. Ich hab's ihm auch gesagt, und da meinte er: „Ja, wenn Sie mich im Reichstag hören, da bin ich eben ein ganz anderer.“ Da haben wir's! Im wirklichen Leben verständigt man sich schließlich leicht; aber auf der politischen Bühne, da heißt's Vogelscheuchen mimen. Wenn die Späßen wüßten, daß es keine wirklichen Strolche wären, die die Vogelscheuchen markieren, so würden sie sich nicht scheuen, in Garten und Feld alles aus- und aufzupicken, was ihnen nicht gegönnt wird. Und wenn man im erwerbstätigen Leben immer wüßte, daß die „roten“, „schwarzen“ und andern „Gefahren“, von denen die Parteipolitiker schwätzen, meist keine wirklichen Gefahren sind, was würde man dann tun?



Was ist an der Wiederanstellung der verabschiedeten Offiziere im Staatsdienst reformbedürftig?

Von v. K. . . . (Charlottenburg).

II.

ie physiologische Wissenschaft verlegt die durch nachlassende Aufnahmefähigkeit des Gedächtnisses gekennzeichnete „Altergrenze der Intelligenz“ auf den Anfang der 40. Die später noch wahrnehmbare Steigerung der geistigen Leistungen beruht in der Hauptsache auf dem mit zunehmender Berufs- und Lebenserfahrung wachsenden Geschick, den aufgespeicherten Vorrat an Wissen zweckmäßig zu verwerten. Die Grenze der Lehrjahre hat aber nicht nur der Stabsoffizier, sondern bereits der ältere Hauptmann beträchtlich überschritten. Denn selbst der mit 19 Jahren eintretende Offizier ist heute in der Tour — so avancieren die meisten — als Hauptmann 1. Kl. 45—49 Jahre alt. Durch diese Altersverhältnisse erklärt es sich, wenn schon bei der Verabschiedung von Hauptleuten, die sich lange Jahre (12 Jahre Kompagniechef!) in ihrer verantwortlichen Stellung bewährt haben, das schließliche Nachlassen der für diese wünschenswerten körperlichen und geistigen Spannkraft, nicht wirkliche Gesundheitsdefekte, die Hauptrolle spielt. Ein Berufswechsel in diesem Alter setzt aber ein Maß an Elastizität voraus, wie es auch bei den in ihren Berufen weniger aufgeriebenen Beamten nur ausnahmsweise zu finden ist. Niemand wird behaupten, daß unter sonst gleichen Voraussetzungen ein militärisch unausgebildeter Regierungsrat, Post-, Garnisonverwaltungs- oder Strafanstaltsdirektor in diesen Jahren noch Kompagniechef werden könne. Daher ist die Annahme, es stehe im Belieben des gleichaltrigen Hauptmanns, sich als Beamter ein günstigeres Loß zu schaffen, als es ihm in den militärischen Stellen geboten wird, unzutreffend und grundsätzlich aufzugeben. Denn wenn auch Ausnahmen da möglich sind, wo besondere Veranlagung oder besondere Rüstigkeit mit ungewöhnlich geringen Ansprüchen der wiederanstellenden Verwaltung zusammentreffen, so sind sie naturgemäß selten und bestätigen die allgemeingültige Regel. Ist es etwa Zufall, daß auch die neuerliche Verbesserung der Zivilanstellung den Abertritt älterer Hauptleute in Beamtenstellen keineswegs gefördert hat?

Während der Nachteil des übertretenden älteren Hauptmanns bei der Gendarmerie nur in einer Zurücksetzung im Besoldungsdienstalter besteht, ist ihm im Garnisondienst jede Aussicht auf die Stabsoffizierpension, auf wirkliche Versorgung, abgeschnitten. Das ist ein schwerer Mißstand, zu dessen Beseitigung es ein nahe liegendes und einfaches Mittel gibt: die Wieder-

anstellung der Offiziere nach dem Dienstalter, und zwar vom Hauptmann 1. Kl. einschl. aufwärts in den Stellen des Garnisondienstes und den keine Vorkenntnisse erfordernden Kolletten der Staatslotterie, der übrigen im Zivildienst und in der Gendarmerie. Denn auch diese hat für den älteren Offizier ihren Wert verloren, seitdem die Aufnahmeprüfung zu ihr zur Abwehr des starken Andrangs übermäßig erschwert worden ist. Die Gendarmeriebrigadefeldkommandeure werden kurzer Hand aus der Front in diese Stellen versetzt, daher liegt bei ihnen die Sache anders. — Kommen auf diese Weise nur solche Hauptleute in die, wie seither, auch in Zukunft unter Berücksichtigung der Konduite zu vergebenden Stellen, denen auf Grund einer meist 25 jährigen Dienstzeit der Anspruch nicht versagt werden kann, später ebenso wie der jüngere Offizier aus den Zivilstellen und der Gendarmerie versorgt auscheiden, dann liegt nicht der mindeste Grund mehr vor, für die Stellen nicht eine Besoldung einzuführen, die ähnlich wie die der Gendarmerie den Hauptmann allmählich zum Gehalt der nächsthöheren Charge aufsteigen läßt. — Ein ähnlich lautender, schon 1905 von dem unlängst verstorbenen Grafen Oriola eingebrachter Antrag wurde damals von den Vertretern der Regierung mit dem Einwand bekämpft, eine über das seitherige Maß hinausgehende Verbesserung der 3. D.-Stellen sei im Hinblick auf die nicht Wiederangestellten unbillig. Dieser Einwand ist nicht stichhaltig. Es ist völlig ausgeschlossen, daß die Bewerbung eines noch undersorgten Offiziers — und dieser kommt billigerweise in erster Linie in Frage — um eine Militärstelle, sofern er den zu stellenden Anforderungen (Garnisondienstfähigkeit, Unbescholtenheit) entsprach, aus Stellenmangel hätte abgewiesen werden müssen. Im Gegenteil scheinen die vorhandenen Stellen reichlich zu sein, da die seither den Unterchargen vorbehaltenen Posten der Bezirksoffiziere zunehmend mit ehemaligen Bataillonskommandeuren besetzt werden. — Man wird ferner zugeben müssen, daß, wenn — wie die Aufbesserung der Gendarmerie und des Zivildienstes beweist — einer anständigen Versorgung der jungen Offiziere keine Bedenken entgegenstehen, dies bei den älteren erst recht nicht der Fall sein kann. Denn bei beiden erfolgt die nur fakultative Wiederanstellung auf Befürwortung der Vorgesetzten des Verabschiedeten. Und deren Urteil gewinnt um so mehr an Verlässlichkeit, je länger der Abgehende gedient hat, je mehr von einander unabhängige, inhaltlich übereinstimmende Urteile über ihn also vorliegen. — Schließlich wäre die Annahme nicht zutreffend, daß der Bataillonskommandeur — er erreicht dasselbe Ziel viel früher — bei obigem Vorschlag zu kurz komme. Denn seitdem mit der Steigerung der an den Kompagniechef gestellten Anforderungen die „Majordecke“ verschwunden und das Aufrücken der älteren

Hauptleute zum Stabsoffizier zur Frage der Dienstzeit und Rüstigkeit geworden ist, ist der vornehmlich durch die Verschiedenheit der jahrzehntelang bezogenen Pension bedingte Unterschied in dem Gesamtertrag der aus beiden Chargen Verabschiedeten erheblich zu groß. Mit Recht ist daher s. Zt. von verschiedenen Seiten die Ausdehnung der Altersstufenbesoldung bis auf den Oberstleutnant gefordert worden. Indem die Militärverwaltung aus spezifisch militärischen Gründen diesen den Verhältnissen entsprechenden Vorschlag nicht annahm, verstieß sie gegen den im Staatsdienst allgemein durchgeführten Grundsatz, nach dem nur solche Stellen mit „Einzelgehältern“ besoldet werden, die eine über dem Durchschnitt liegende Befähigung verlangen und daher „nach Wahl“ besetzt werden. Eine solche Auswahl beginnt erst bei der Besetzung der Regimentskommandeurstellen. Damit ist nach Lage der Dinge in erster Linie der in den letzten Jahren vor der Beförderung zur nächsten Charge seine Dienstfähigkeit verlierende Kompagniechef geschädigt, dessen Abstand von der nächsten Charge hinsichtlich der Besoldung (Pension) nicht so groß wäre, wenn der Stabsoffizier in die bei den Unterstufen der höheren Beamtenberufe bestehende Besoldung „in aufsteigenden Gehältern“ eingeschlossen wäre. Demnach liegt hier einer der Fälle vor, in denen die im vorigen Aufsatz festgestellte moralische Verpflichtung der Heeresverwaltung besteht, durch einen geeigneten Ausgleich der spezifischen Nachteile des militärischen Berufs diesen mit denen der andern Staatsdiener in Übereinstimmung zu setzen. — Mit Rücksicht auf die oben geschilderte Sachlage geht mein Vorschlag dahin, unter Beschränkung des Zugangs zu den 3. D.-Stellen die Frontgehälter einzuführen, die charakterisierten Stabs-offiziere (der Reifegelder wegen) zu patentieren und ihnen Alterszulagen zu zahlen, die mit dem Einrücken des Frontvordermanns in den Bataillonskommandeurgehalt beginnen und derart zu diesem Gehalt führen, daß die Bezirkskommandeure und Bezirks-offiziere etwa bis zum gleichen Lebensalter im Dienst bleiben können. — Die heute in den üblichen 7 Jahren vom Bezirkskommandeur erdienten Stellenzulagen und der von ihnen bezogene jährliche Pensionszuwachs sind durch Alterszulagen abzulösen. Der durch die längere Frontdienstzeit gerechtfertigte Vorsprung des Bezirkskommandeurs besteht dann darin, daß er nicht nur meist mehr als 4 Jahre — davon 2 als Major beim Stabe ohne eigentliche Dienststellung — sich im Genuß des Bataillonskommandeurgehalts befunden hat, sondern außerdem noch 7 Jahre — nur in anderer Form — das heutige, wie wir im vorigen Aufsatz sahen, mit Nebeneinkünften das Gehalt des Frontoberstleutnants

übersteigende Einkommen dieser Stellung bezieht. Dieser Vorsprung ist sehr erheblich, ein größerer den Umständen nach ungerechtfertigt. — Der junge Offizier, der heute selbst günstigstenfalls in den 3. D.-Stellen zu keiner Versorgung kommt, kann bei den jetzigen Vorteilen der nichtmilitärischen Stellen und seinem Dienst- und Lebensalter seinen Ausschluß von den Stellen des Garnisondienstes nicht als Härte empfinden. — Scheiden die jungen Offiziere nach und nach aus den Stellen aus, dann wird man in Zukunft die an sich zu billigende Weiterverwendung der Stabs-offiziere in noch größerem Umfange durchführen und ebenso zum Vorteil der Truppe wie des Abancements ohne Gewissensnöte manchem militärisch verbrauchten alten Kompagniechef verabschieden können.

Die bevorstehende Neuordnung des militärischen Erfaßwesens und die voraussichtliche Beschneidung der als ein Teil des 3. D.-Stelleneinkommens zu betrachtenden Reifegelder bietet genügend Anlaß, die Stellung der Offiziere 3. D. den Forderungen der Zeit entsprechend zu regeln, deren Tätigkeit, wie schon vor Jahren Generalleutnant von Boguslawsky in der „Rundschau“ erklärte, die Grundlage für den gesamten Aufbau der Armee in Krieg und Frieden bildet und ohne deren Sachkenntnis und Berufserfahrung alle Mobilmachungsformationen 2. und 3. Linie unüberwindbar wären.

Die Durchführung der Reform betreffend, muß der in dem v. Döringschen Kommentar ausgesprochenen Ansicht entgegengetreten werden, die Vorbedingung der Reaktivierung, genau bezeichnet einer besseren Besoldung, der 3. D.-Stellen bilde das vorherige Ausscheiden ihrer heutigen Inhaber. Alle Staatsdienerberufe sind im letzten Menschenalter durch Anpassung an die Aufgaben der Zeit und die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse wiederholt einschneidenden Reformen unterzogen worden. Dabei fiel es keiner Zivilbehörde ein, bei Erhöhung der Annahmehbedingungen, Organisationsveränderungen oder gar Gehaltserhöhungen zu dem zwar den Übergang vereinfachenden, aus Billigkeitsgründen aber unvollziehbaren v. Döringschen Verfahren zu greifen. Auch bei der Reaktivierung der Bekleidungsämter geschah nichts dergleichen. Und gerade im vorliegenden Fall ist gewiß ausgesuchte Rücksicht auf diejenigen Offiziere geboten, die durch die früheren, in vielen Fällen den Übergang in Zivilstellen vereitelnden ungünstigen Verhältnisse in die zwar schlecht dotierten, aber sofort verfügbaren, Militärstellen gedrängt, durch die vieljährige Verschleppung des D. P. G. um eine zeitgemäße Pension gekommen sind und schon jahrelang unter der heutigen Stellenorganisation und den unauskömmlichen veralteten Pensionstarifen gelitten haben. Sie sind mittlerweile meist zu alt geworden, um von der Aufbesserung der nicht militärischen Stellen noch Vorteil zu haben.

Die Kosten einer Vereinheitlichung der Offizierversorgung auf Grund obigen Vorschlags sind geringe. Sie entstehen ausschließlich durch die den länger als 1 Jahr charakterisierten Stabs-offizieren gezahlten Alterszulagen und die von ihnen mehrerbiente Pension. Ihnen steht der Fortfall aller Stellszulagen und die durch den in Zukunft vermehrten Übertritt jüngerer Offiziere in den Beamtendienst erzielte Pensionersparnis gegenüber, die sich durch militärische Organisation der nach Stellung und Befugnis reformbedürftigen Intendantur nach französischem Muster und Bereitstellung weiterer gehobener Stellen bei der Garnison- und Probiantamtsverwaltung noch beträchtlich steigern läßt. Eine andre Möglichkeit, ohne Inanspruchnahme des Steuerzahlers die Kosten aufzubringen, bildet der Verzicht auf die durchaus entbehrliche Herbstkontrollversammlung. Dann spart man die Reisekosten von 735 Bezirkskommandeuren und Bezirksoffizieren bei dieser Gelegenheit. Die richtige Herausgabe der Kriegsbeordnungen an die 2 im Herbst von der Truppe entlassenen Reservejahrgänge ist völlig zuverlässig, wenn die bei der Beorderung unsrer Offiziere des Beurlaubtenstandes längst übliche Herausgabe der Beordnungen gegen Quittung wie in Frankreich auch bei den Mannschaften eingeführt wird. Da der Charakter der vom Absender eingelieferten, am Bestimmungsort von der Militärbehörde abgeholtten Quittungspostkarten äußerlich kenntlich gemacht werden kann, ist die zweimal im Jahre der Post entstehende Mehrarbeit im Sortierungsgeschäft nur unbedeutend. Für die Mannschaften bedeutet zugleich der Fortfall dieser Kontrollversammlung den Gewinn eines vollen Arbeitstages. Schließlich würde auch eine Einschränkung der Generalmusterung, wie sie von den verschiedensten Seiten empfohlen wird, zu wesentlichen Ersparnissen führen, die zur Aufbringung der Kosten herangezogen werden können.

Bei der Beratung des Preussischen Beamtenpensionsgesetzes erhob der konservative Abgeordnete Graf Moltke gegen die Regierung den Vorwurf, sie lasse sich alle dringlichen Aufbesserungen der Beamten abnötigen. Das sei politisch nicht richtig. Der gleiche Vorwurf trifft in verstärktem Maße die Heeresverwaltung, die bei der Vertretung der Berufsinteressen des Offiziers bestehende Einrichtungen, auch wenn sie überlebt sind und dem natürlichen Rechtsbewußtsein zuwider sind, nur selten freiwillig und rechtzeitig aufgibt. Das ist noch viel weniger empfehlenswert. Vor wenig Wochen schrieb Oberst v. Pöllnitz in der „Rundschau“, das Bürgerliche Element im Heere sei im Begriff, sich die ihm in der Heeresreform Scharnhorsts zugesicherte Gleichberechtigung mit dem Adel zu erkämpfen. Solche Kämpfe, deren Ziel die Erfüllung berechtigter Ansprüche und deren Schauplatz das Parlament ist, sind keinesfalls geeignet, den öffentlichen Kredit

der nur noch im Heere bestehenden diskretionären Abhängigkeiten und das für die Gestaltung des Offiziersjahres nach Zahl und Güte entscheidende Ansehen der Militärverwaltung zu heben. Vor allem entsprechen sie ganz und gar nicht den wohlwollenen Worten Friedrich Wilhelms IV.: „Ich weiß, daß Mein Heer die Bedingung der Existenz Meines Thrones und der Erhaltung des Vaterlandes ist. Nur dadurch, daß das alte Verhältnis von König und Heer unangetastet bleibt, daß an dem ohne Beispiel dastehenden Verwachsensein beider nicht gerüttelt wird, kann das Heer bleiben, was es ist, die feste Stütze, auf der die Monarchie ruht.“ Die heute anscheinend bestehende Ansicht, man könne die pflichtmäßige Sorge der Behörden, die beim Beamten tatsächlich „bis an sein Lebensende“ reicht, beim Offizier in der Hauptsache auf dessen verhältnismäßig kurze Frontdienstzeit beschränken, divergiert zu stark mit der Logik der Verhältnisse, um sachgemäß und zweckentsprechend zu sein. Wenn trotz D. P. G. 06 und Gehaltserhöhung 09 jetzt die „Mil. Polit. Korrespondenz“ ein noch vorhandenes Manko von 1000 Offizieren feststellt, so ist das eine der Folgen dieser Anschauung.



Klerus und Sittlichkeit.

Von Dr. Max Kemmerich (München).

II.

Wir besitzen aus den Jahren 1519—1521 für ein kleines Gebiet der Mainzer Erzdiözese Taxlisten, in denen die Höhe der Strafe für die einzelnen Delikte von Priestern festgesetzt ist.

Der Bordellbesuch von Priestern wird von allen Vergehen am niedrigsten eingeschätzt, nämlich im Durchschnitt auf 16 sol. Ehebruch kostet schon 30, Inzest 88 sol. Gegenüber dieser niedrigen Bestrafung von Fleischesünden, die ein vernichtendes Urteil über die kirchliche Moral nicht nur gestattet, sondern fordert, werden Verstöße gegen die kirchliche Ordnung überaus hoch bestraft.

Unanonische Amtsführung kostet 29 sol., Nichtbeachtung der Residenzpflicht 44, Begräbnis eines Exkommunizierten aber 240 sol. Also war in den Augen der mittelalterlichen Kirche die Sünde, einen Exkommunizierten ehrlich zu bestatten und damit praktisches Christentum zu üben, fast dreimal so schwer wie die der Blutschande, während man um das selbe Geld sich als Priester acht Ehebrüche leisten konnte.

*

Diese kulturhistorisch außerordentlich wertvolle Strafliste erstreckt sich auch auf Laien. So kostet

eine Übertretung des Fastenverbotes gerade doppelt so viel als ein Ehebruch.

Die Jahresrechnungen des Kölner Offizialatgerichts in Werl aus den Jahren 1495—1515 ergeben ein ähnliches Bild. Denn die höchste der hier vorkommenden Strafen, nämlich 31 fl. 2 β ist auf Celebratio in suspensio gelegt, während zwei schwere Inzestfälle nur mit 19 fl. 5 β oder 20 fl. 8 β geahndet werden, ein anderer gar nur mit 14 fl. Ein doppelter Unzuchtfall erhält die Strafe von 3 fl. 5 β. Sehr billige, geradezu Stiefpreise, erzielten einfache Unzuchtfälle. Sie bleiben massenhaft überhaupt unter dem Saße von 1 fl. Ehebruch war kostspieliger, denn die Strafe von 3 fl. 9 β wird mit der Armut des Inculpates motiviert.

Teuer waren dagegen Verstöße gegen die Kirchenordnung: der Laie, der seinen Priester hintergeht und trotz seiner Exkommunikation das Abendmahl nimmt, erhält eine Strafe von 2 fl. 6 β, der Priester aber, der ihm ahnungslos das Abendmahl reicht, 6 fl. 5 β.

Während ein Laie, der, ohne es zu wissen, eine Verwandte vierten Grades geheiratet hat, einer Buße von 3 fl. 9 β unterworfen wird, kommt ein Priester, der mit einem Schulmädchen in seinem Hause Unzucht treibt, schon mit 1 fl. durch.

Auch in dem 1517 in Rom gedruckten Sagenbuch wird Zulassung eines Exkommunizierten zum Gottesdienst schwerer bestraft, wie Inzest. Ganz ähnlich übrigens schon die berühmten Dekretalien des Bischofs Burchard von Worms († 1025). Man vergleiche das 19. Buch dieses Werkes (Pariser Ausgabe von 1549, S. 262 ff.).

Zweifelt noch jemand, daß es der Kirche vor der mit so viel Fanatismus und Borniertheit bekämpften Reformation keineswegs so sehr um Hebung der Sittlichkeit, als um Erzwingung äußerlicher disziplinärer Unterordnung zu tun war? Denn diese Sagen, die jeder Moral ins Gesicht schlagen, sind nicht etwa von irgendwelchen lokalen Gewalten, sondern von der offiziellen Kirche festgesetzt worden.

Dazu gibt es noch eine ganze Reihe von Beispielen, daß diese milden Strafen gegen Geistliche nicht verhängt wurden. Daher existierte ein Sprichwort: Wer ohne Strafe leben will, der werde Kleriker.

Als die Camminer Synode von 1454 die Vertreibung der Konkubinen binnen zwölf Tagen bei einer Strafe von 10 Mk. Silbers gebietet, vergißt sie nicht den Zusatz: „es sei denn, sie würden aus gerechten und vernünftigen Gründen von uns geduldet“!!!

Nach Aussagen Kölner Pfarrer von 1484 über die Behandlung homosexueller Vergehen ergibt sich, daß die Geistlichen es bisweilen überhaupt unterließen, kirchliche Strafmittel anzuwenden. Die kirchlichen Behörden hatten es eben vielfach aufgegeben, sich dem Sittenverfall entgegenzustemmen. Das war eine natürliche Folge der asketischen Grundtendenz der Kirche, die im unüberbrückbaren Widerspruch zum Leben stand. Die Kirche war einfach ratlos gegenüber der allgemeinen sittlichen Auflösung, die eintreten muß, wenn Unmögliches gefordert wird.

Da die Kirche trotz zahlloser, im 15. Jahrhundert zur Schärfung des Gewissens der Geistlichkeit abgehaltener Provinzial- und Diözesansynoden, trotz Klostervisitationen und glühenden Volkspredigern kein nennenswertes Resultat erzielte, sahen sich vielfach die weltlichen Fürsten genötigt, die Reinigung des geistlichen Standes vorzunehmen. So ordnet Herzog Wilhelm von Jülich am 2. August 1478 die Vertreibung der „Paffenmede“ an.

Die Freunde Zwinglis verfaßten 1522 einen „Kommentar“, in dem sie gegen den Bischof Hugo von Hohenladenberg, der von 1496—1529 den Krummstab über Konstanz führte, die schwersten Vorwürfe erhoben. So, daß er früher 4, jetzt 5 Gulden Strafe für jedes illegitime Priesterkind erhebe. Das war auch der Grund, weshalb er gegen die Eheforderung der Priester war, denn er wollte auf eine so reiche Einnahmequelle nicht verzichten. Sollen doch in einem einzigen Jahre in seiner Diözese nicht weniger als 1500 Priesterkinder geboren worden sein, von denen er also nach dem alten Satz 6000, nach dem erhöhten aber 7500 Gulden Strafgeld bezog! Habe einer eine Konkubine oder nicht, so sage man ihm: „Was geht dies meinen gnädigen Herrn an, daß du keine hast? Warum nimmst du nicht eine?“ Das Geld mußte auf alle Fälle erlegt werden.

Selbst wenn in dieser Schrift eine Übertreibung unterlaufen sein sollte, so ist es doch bezeichnend, daß die Zeitgenossen das von ihrem Seelenhirten für glaubhaft hielten, und der Rat der Stadt Zürich hat amtlich in einem Aktenstück festgestellt, „daß die Bischöfe Geld nehmen und den Pfarrkindern ihre Meßen lassen“.

Der Erfolg der landesherrlichen Eingriffe, die besonders seit dem Tridentiner Konzil sich mehrten, war aber sogar noch im 17. Jahrhundert keineswegs groß, selbst nicht in Bayern, das sich heute mit gerechtem Stolz rühmen darf, Deutschlands größte Dunkellammer zu besitzen. Das Konkubinat der Priester war noch keineswegs ausgerottet und die Zahl der Priesterkinder groß.

Der durchaus klerikale Schriftsteller Albertinus schreibt sehr vielfachend über die Sittlichkeit unter Maximilian I. von Bayern (gest. 1650), daß durch die Menge der Sünder die Sünde nicht geringer werde. Damals wurde im Rentamt Landshut, das aber sittlich höher stand als Burghausen, eine ganze Reihe von Geistlichen aufgeführt, denen Verführung von Dienstboten, Mißbrauch des Beichtstuhls, Notzuchtversuche, Körperverletzungen &c. zur Last fielen. Von den Konventualen zu Ofterhofen heißt es, daß sie nächtlicherweise viel auslaufen und sich an leichtfertige Weibspersonen hängen.

Die „Neue Zeitung von der Römischen Kaiserlichen Majestät Legation gen Rom zum new erwehltten Papst, im jezigen Jar, nach weihnachten 1560. in 4^o“ bringt folgenden erbaulichen Stimmungsbericht aus der Hauptstadt der Christenheit.

„Ich glaube nicht, daß unter der Sonne ein ärger Leben verbracht werde, als in Rom. Das geht umher den ganzen Tag auf Gassen und Straßen, alles durcheinander, und der feilen Mädchen und Weiber gar viele, so daß deren daselbst leben 30 000, wie ein Register sagt, deren die geringste jede dem Papste jährlich 2 Kronen zahlt, die stattlichste aber 20 Kronen. Sie sind fast hoch privilegiert, daß man keine darf krumm ansehen; denn wenn sie einen verklagen, der wird ohne alle Gnade gestraft.

Und da haben sich Männer und Weiber verlarvt, wie die Narren in Teutschland, in der Fastnacht. Unter solchen Mummereien reiten auch die Pfaffen einher. Und haben wir gesehen, daß der Kardinal Farnese alle Gassen durchrannte, mit und um ihn dreizehn Curtisaninnen.

So findet man auch viele Weiber in Mannskleidern einher gehen, mit zerhackten und zerschnittenen Hosens, und haben ihre Rapiere an den Seiten, als wären sie Landsknechte. Dieselbe müssen Briefe (d. h. Erlaubnißscheine) haben, welche sie aber theuer kaufen von päpstlicher Heiligkeit. Also nimmt man hier Geld von Rom und läßt alles gottlose Wesen zu. Es schadet alles gar nichts. Hilf, lieber Gott! wie ist das Volk so verkehrt.

Ich habe mit des Papstes Rämmerlingen einem oft und vielmals geredet, und des bösen Lebens gedacht, das in Rom geführt wird. Darauf er mir geantwortet: Auf das Leben dürfe ich nicht sehen, darauf käme nichts an, sondern ich sollte tun, als sähe ich nicht, was ich nicht sehen möchte. Aber ich danke Gott, daß meine Zeit kommt, hinweg zu ziehen aus Rom, und gedenke, so Gott will, nimmermehr wieder dahin zu kommen.“

Dieser Bericht eines augenscheinlich ehrlichen Mannes aus dem Jahre 1560 lehrt im Verein mit zahllosen andern, daß der Klerus es immer vortrefflich verstanden hat, Wasser zu predigen

und Wein zu trinken und daß, wie in jeder andern, so auch in sittlicher Beziehung Priesterherrschaft von allen möglichen die schlechteste ist.

*

Begreiflicherweise war es sogar noch in späterer Zeit jenseits der Alpen nicht besser.

Die Sittlichkeit im schwarzen, unreaktionären Neapel stand um 1730 nach Reyhlers Beschreibung nicht sehr leuchtend da: „Was die izzigen Zeiten anlangt, so muß man gestehen, daß die Freyheit und freche Lebensart der lüderlichen Weibspersonen in dieser Hauptstadt auf den höchsten Grad gestiegen, und die Stadt hierinn alle andere übertriffe. Es wohnen in einer einzigen Gegend über zweytausend Curtisanen beysammen, und schämen sich geistliche Personen nicht, in diesen Gassen sich gleichfalls einzuquartieren. In allen rechnet man hier über achtzehntausend solcher Donne libere. Die Jugend wird dadurch gänzlich verdorben, und die Geistlichkeit selbst kann wenig im Zaume gehalten werden, weil die weltliche Obrigkeit nichts über sie zu befehlen hat, und die Clerisey, aus Respect vor das Amt und den heiligen Stand, einander durch die Finger sieht, ja es wohl übel nimmt, wenn man ihnen ihren freyen Willen nicht lassen will.“

Wie der gelehrte Reisende weiter berichtet, wurde der Auditor des päpstlichen Nuntius in flagranti erwischt, aber nicht bestraft, da sich selbst der Vizekönig nicht getraute. Der Geistliche aber hatte die Dreistigkeit, die Bestrafung der Anzeiger zu fordern, womit er durchdrang. „Um aber doch einigermaßen allen diesen Herren wiederum einen Poffen zu spielen, so ließ er zwar die Häsher mit einer Beschimpfung durch die Stadt führen, es war aber auf der Tafel, welche sie gewöhnlicher Weise auf der Brust tragen mußten, um die Verbrechen der Missethäter anzudeuten, geschrieben, daß solche Strafe ihnen angetan würde, weil sie sich unterstanden, den Auditor des päpstlichen Nuntius in seinen Plaisirs zu verunruhigen.“

*

Solche Zustände scheinen heute unmöglich zu sein. Scheinen! Das Zölibat ist eine der Natur zu sehr ins Gesicht schlagende Vergewaltigung, als daß auch beim besten Willen seine Durchführung streng gehandhabt werden könnte. Man mag vorsichtiger sein, Delikte mögen auch seltener werden, aufhören werden sie nie. Aber ein Unterschied ist zwischen der zwar kirchlich verdammtten, aber moralisch einwandfreien normalen Befriedigung der Sinnlichkeit und der viehischen Vergewaltigung und Versuchung anvertrauter Seelen.



Über einige Einwände gegen die Fortschrittstheorie.

Von Dr. f. Müller-Lyer (München).

I.



Die Erkenntnis, daß die Kultur eine Entwicklung, d. h. eine fortschreitende Bewegung sei, hat sich, wie alle großen Ideen, nur langsam und nur unter vielen Kämpfen Bahn brechen können. Um nämlich das Gesetz wahrzunehmen, daß die Kultur sich nicht aufs Geratewohl bewegt, sondern in bestimmter Richtung fortschreitet, muß man große Zeiträume der Entwicklung übersehen. Solange man bloß die geschichtlichen und zivilisierten Völker kannte, von denen die Ägypter und Babylonier die ältesten sind, konnte die Fortschrittstheorie nicht festen Fuß fassen. Erst als man auf die vorgeschichtlichen Völker und auf die Naturvölker stieß, erkannte man, daß die sog. „Weltgeschichte“, d. h. die Geschichte der zivilisierten Völker, nur eine verhältnismäßig kleine Endstrecke der gesamten Kulturentwicklung ist, und erst mit Darwin sah man ein, daß auch die Kultur wiederum nur als eine verhältnismäßig kleine Endstrecke einer noch größeren Bewegung, nämlich der organischen Entwicklung, zu betrachten ist. Es ist deshalb leicht zu verstehen, wenn auch bei Denkern wie Montesquieu, Viderot, Kant die Überzeugung, daß die Kultur eine fortschreitende Bewegung sei, nicht durchgedrungen war; und auch bis ins 19. Jahrhundert gab es noch Gelehrte, die die Fortschrittstheorie ablehnten. Zu diesen gehört z. B. Leopold v. Ranke und ferner Schopenhauer, nach dessen Meinung die Geschichte eigentlich nur eine „zufällige Konfiguration“ und eine bloße Wiederholung derselben Dinge unter andern Namen ist.

Doch auch in unsern Tagen ist die fundamentalste aller soziologischen Erkenntnisse noch nicht im entferntesten in die großen Massen gedrungen, und auch unter den Gebildeten ist das „neue Bewußtsein“ noch erstaunlich wenig verbreitet.

Es wird daher angezeigt sein, die hauptsächlichsten Einwände, die man noch immer gegen die Fortschrittstheorie erhebt, hier kurz zu besprechen.

Ein oft gehörter Einwand beruht sich auf die Tatsache, daß alle Völker des Altertums, die Babylonier, Assyrer, Griechen, Römer usw., schließlich zugrunde gegangen sind, woraus man schließt, daß ein jedes Volk eine Zeit der Kind-

heit, der Blüte und des Verfalls durchmache, daß somit die Weltgeschichte ein ewiges Auf und Ab darstelle, in dem der Fortschritt immer wieder durch den darauffolgenden Rückschritt ausgeglichen und vernichtet werde. — Dieser Einwand beruht auf einer offenbaren Begriffsverwechslung. Die Fortschrittstheorie behauptet nicht, daß irgend ein Volk ewig lebe und sich immer vervollkomme, sondern daß die Kultur dies tue. Sobald ein Volk seine Kulturmission erfüllt hat, tritt es von der Weltbühne ab, übergibt aber andern, lebensfrischen Völkern seine Kulturschätze. Wenn wir z. B. unsern heutigen Kulturbesitz untersuchen, so finden wir, daß wir den größten Teil davon gerade jenen alten Völkern, den Babyloniern, Ägyptern, Griechen, Römern usw. zu verdanken haben. Und unser Fortschritt bestand eben darin, daß wir auf den Errungenschaften jener Völker des Altertums als deren Erben weitergebaut haben.

Denn auch, wo die Barbarei über die höhere Stufe siegt und einen Rückfall der Kultur verschuldet, wird der Fortschritt nur scheinot gemacht; nach kürzerer oder längerer Zeit erhebt er sich wieder vom Boden und die Kultur beginnt von neuem zu marschieren. (*Victi victoribus legem dederunt.*)

Ein zweiter sehr wichtiger Einwand beruht auf der Vergleichung des Altertums und der neuern Zeit. Dieser Vergleich ergibt nämlich, daß auf vielen Kulturgebieten (Kunst, Philosophie, Poesie, Moral usw.) die Alten ebenso hoch standen als wir, ja uns zum Teil offensichtlich überlegen waren. Wie könnte dies möglich sein, wenn die Fortschrittstheorie richtig wäre? Wird diese Theorie von der „Geschichte der letzten zwei Jahrtausende“ nicht Lügen gestraft?

Wenn unsre Geschichtserkenntnisse sich auf die letzten zwei Jahrtausende beschränkten, so könnte man in der Tat wankend werden. Aberblicken wir aber den gesamten Verlauf der über ungezählte Jahrtausende sich hinziehenden Kulturentwicklung, so sehen wir in der Geschichte des Mittelalters (das übrigens tatsächlich bis zur französischen Revolution gedauert hat), nur eine Episode, die mit einem Rückfall der Kultur begann, dem dann ein vermehrtes Steigen auf dem Fuße nachfolgte.

Als nämlich die Alten ihre Kulturmission erfüllt hatten, verfielen sie der Stagnation und dem Untergang. Nun traten neue, gesunde (fortschrittfähige) Völker auf die Weltbühne, die aber noch auf barbarischer Kulturstufe standen. Diese (die romanisch-germanischen) Völker mußten nun zunächst in langen Mühen erst die Höhe wieder erklimmen, auf denen die hochgestiegenen Alten den Untergang gefunden hatten. Das heißt, sie mußten alle die Kulturphasen durchlaufen, die die Alten vor ihnen schon zurückgelegt hatten. Als sie dann aber bis zu der Höhe fortgeschritten

Wir entnehmen diesen Aufsatz dem in Kürze im Verlage von J. F. Lehmann (München) erscheinenden Werke „Der Sinn des Lebens und die Wissenschaft“ aus der Feder des Soziologen Dr. F. Müller-Lyer, der sich durch sein geistvolles Werk „Die Phasen der Kultur und Richtungslinien des Fortschritts“ aufs glücklichste eingeführt hat. Die beiden Bände sind als Teile eines umfassenderen Werkes „Entwicklungsstufen der Menschheit“ gedacht.

waren, auf der die antiken Völker untergegangen waren, da überflügelten sie diese, und zwar zuerst auf dem wissenschaftlichen und dem wirtschaftlichen Gebiete. Letzteres geschah im 18. und 19. Jahrhundert und damit erreichten die neuern Völker erst die Basis, von der aus der Fortschritt auch auf den andern Kulturgebieten nun wieder über die Antike hinausgeführt werden konnte.

Das Mittelalter war also nicht die soziologische Fortsetzung des Altertums — diese trat erst etwa im 18. Jahrhundert ein —, sondern es war ein „soziologisches Intervall“, ein augenblicklicher Rückfall, eine jener häufigen Wiederholungen der Entwicklung, die immer dann vorkommen, wenn an Stelle alter, absterbender Nationen neue, aber weniger kultivierte Völker treten, die dazu befähigt sind, den Fortschritt weiterzuführen.

Chronologisch sind wir allerdings von der Antike zwei Jahrtausende entfernt, soziologisch kaum einige Jahrhunderte. Die Verwechslung dieser beiden Begriffe hat unsägliche Verwirrung angerichtet, nicht nur für das Verständnis des Mittelalters, sondern auch in der gesamten Soziologie; sie hat namentlich der Erkenntnis, daß die Kultur eine fortschreitende Bewegung ist, die schwersten Hindernisse bereitet. — Verursacht ist der Irrtum wohl hauptsächlich durch zwei Umstände:

Erstens durch die Einteilung der Weltgeschichte in „Altertum, Mittelalter und Neuere Zeit“. Denn diese Einteilung ruft den Eindruck hervor, als wäre das Mittelalter die Fortsetzung des Altertums, so wie die Neuere Zeit die Fortsetzung des Mittelalters ist. Allerdings übernahm das Mittelalter die Kulturerrungenschaften der Antike, aber nicht auf einmal, sondern ganz langsam, Schritt für Schritt. Denn so wie auch der begabteste Schüler erst alle die Klassen durchlaufen muß, die sein Lehrer vor ihm durchlaufen hat, so wurden auch die Germanen durch die Bevölkerung mit der römischen Kultur aus Barbaren nicht plötzlich zu Zivilisierten, sondern allmählich, im Verlauf vieler Jahrhunderte. Auf jeder Kulturstufe kann eben nur das akkulturiert werden, was der Stufe gemäß ist.

Eine zweite Ursache, warum man das „soziologische Intervall des Mittelalters“ nicht verstand, ist die Einführung des Christentums. Man stellte sich vor, daß christliche Völker unter allen Umständen höher stehen müßten als heidnische. Man übersah, daß das Christentum bei den Barbaren notwendig eine Barbarenreligion werden mußte (Scheiterhaufen, Folter usw.), d. h. ein wilder Aberglaube, in dem alle höheren Ideen zuerst erstirbt wurden, um erst viel später, auf höherer Kulturstufe, das richtige Verständnis zu finden. Denn erst auf der jetzt erreichten Kulturstufe kann die christliche Moral diejenige allgemeine Lehre werden, die sie werden sollte zur Zeit Senecas, Epiktets, Mark Aurels. (Vgl. Drews, Die Christusmythe, Jena 1910.) — Ja,

man hat sogar aus dem „soziologischen Intervall des Mittelalters“ dem Christentum einen Strich gedreht und gesagt, daß diese Lehre ein Glaube sei, dem das Leben unrecht gibt — „seit 2000 Jahren“. Und an all diesen Mißverständnissen war Schuld, daß man (vielfach) die Periode des Mittelalters nur chronologisch, aber nicht — soziologisch, d. h. nur mechanisch, aber nicht mit dem Verstand erfaßt hatte. — Die soziologische Auffassung erklärt übrigens auch sehr einfach die zahllosen Parallelen, die zwischen unsrer Zeit und der des römischen Kaiserreichs in so auffallender Weise bestehen.

Bei dem Vergleich des Altertums mit der Neuen Zeit wird besonders häufig betont, daß die Kunst nicht nur nicht fortgeschritten, sondern sogar zurückgegangen sei. Man weist namentlich auf die Bildhauerkunst der Griechen hin, auf die Dome des Mittelalters, auf die Malerei der Renaissance, und findet, daß die Kunst der früheren Zeiten unsrer heutigen überlegen ist.

Doch, auch wenn tatsächlich bestimmte Künste, wie die Bildhauerei, die Malerei, die Baukunst zurückgeschritten sind, so folgt daraus noch nicht, daß diese Behauptung auch für die Kunst im allgemeinen gilt. Denn außer den genannten Künsten gibt es ja auch noch andre, z. B. Musik und Dichtkunst. Und ein Entwicklungsgeß, das wir in der „Soziologie der Kunst“ kennen lernen werden, besagt, daß mit steigender Kultur die ausdrucksvolleren Künste die andern immer mehr in den Hintergrund drängen. Ordnen wir nach diesem Gesichtspunkte (nach der Leistungsfähigkeit) die Künste in eine Rangfolge, so steht zu unterst der Tanz, die wichtigste Kunst der Naturvölker, dann kommt die Baukunst, dann die Bildhauerei, dann die Malerei, und zu oberst stehen die Musik und die Dichtkunst, die die allermächtigsten Ausdrucksmittel des menschlichen Geistes zur Verfügung haben. Die Empfindungen, die auf niedriger Kulturstufe künstlerisch nur durch den Tanz ausgedrückt werden konnten, fanden später ihren immer vollkommneren Ausdruck in der Bildhauerei und Baukunst (vgl. die Dome des Mittelalters), dann in der Malerei und schließlich immer mehr in der Musik und Dichtkunst; gerade etwa so, wie man in der Musik von der Pansflöte und der Harfe oder Gitarre später immer mehr und mehr zur Geige und zum Orchester fortschritt, weil man die mächtigeren Ausdrucksmittel bevorzugte. — Namentlich die Dichtkunst ist offenbar die reichste und tiefste aller Künste; denn die Sprache ist das vollkommenste aller Werkzeuge unsres Geistes, die dem künstlerischen Ausdruck dienen. Schließlich, den allerhöchsten Grad der Klarheit und Leuchtkraft findet unser Geist in der Gedankenkunst, d. h. in der Wissenschaft; und was z. B. tausende der besten Gedichte und Romane nicht klar darstellen konnten, das wird die Psychologie der Liebe einst zu gestalten haben.

Marie v. Ebner-Eschenbachs literarische „Richtung“.

(Zum 80. Geburtstag am 13. September 1910.)

Von Victor Klemperer (Oranienburg).

II.

Es scheint mir für alle diese Kunstfänger auf der Hand zu liegen, was ich schon bei dem erstgenannten betonte: daß sie nicht etwa eine bestimmte Kunstrichtung repräsentieren. Oder genauer: daß ihre Sünden keiner bestimmten „Richtung“ in die Schuhe zu schieben sind; denn die nie aussterbenden Salmeyers halten es um des Erfolges willen immer mit der jeweilig modernsten und sensationellsten, also heute etwa mit der Mystik oder der „Wortkunst“, wie vor zwanzig, dreißig Jahren mit dem Realismus. Dennoch hat man Marie Ebner um dieser Antipathien gegen das schlechthin Unkünstlerische willen eine erbitterte und ungerechte Feindin der modernen Literaturrichtung genannt. Richard M. Unger, der im übrigen für Marie Ebners Kunst die höchste Bewunderung und volles Verständnis an den Tag legt, erspart ihr nicht diesen Vorwurf der literarischen Ungerechtigkeit. Weil sich die Dichterin selber mit Leidenschaft zur „alten Schule“ bekennt, müssen ihre Vorwürfe notwendig der „neuen Richtung“ im Besonderen gelten.

Aber ist denn, was man aus diesen Erzählungen über Marie Ebners künstlerische Neigungen erfährt, wirklich das ausschließliche Eigentum der „alten“ oder überhaupt irgend einer Schule? Sicherlich ebensowenig, wie das ihr Widerwärtige einer bestimmten Richtung angehört. Ihre Lehre ist doch nur diese: die Kunst ist etwas Heiliges, man muß ihr mit reinen Händen und mit besten Kräften dienen. Das ist eine sehr ideale Auffassung, aber jeder wildeste Naturalist, der zugleich ein wirklicher Dichter ist, wird sie mit Marie Ebner teilen, und kein wildester Naturalist wird einen Sensationsroman eine Dichtung nennen. So läßt sich denn gerade aus diesen für die literarische Richtung der Dichterin oft angeführten Erzählungen zwar vieles über ihre allgemeinen Kunstansichten, aber nicht das Allergeringste über ihre Schulzugehörigkeit herauslesen.

Ergiebiger in dieser Hinsicht ist eine unsatirische Künstlererzählung vom Jahre 1903, in der sich Marie Ebner zu ihrem Schaden von dem heimatischen mährischen und wiener Boden allzuweit entfernte. Die breitausgespannene Novelle „Agave“ spielt im mittelalterlichen Italien und ermangelt ein wenig der völlig überzeugenden Lebenskraft. Um so wertvoller ist ihr rein gedanklicher Gehalt. Die Novelle schildert einen jungen Töpfer, der im Kunsthandwerk Gutes leistet und sich mit glühendem Ehrgeiz nach hoher Kunstbetätigung sehnt. Endlich darf er zu einem

großen Maler in die Lehre gehen, aber nun kommt er trotz angestrebter Arbeit nicht vorwärts, ja verlernt, was er ehemals konnte, da seine geringe natürliche Begabung dem vielen Wissen nicht gewachsen ist. Bis ihm schließlich eine übermächtige Leidenschaft, ein äußerster Schmerz die Idee zu einem großen Kunstwerk schenken. Aber nur die Idee — und das Gemälde selber wird erst nach Monaten qualvoller Arbeit vollendet, denn „vor die Geburt alles Lebendigen ist der Schmerz gesetzt“. Aber das eine völlige Kunstwerk hinaus gelingt denn dem Unglücklichen nichts mehr; da endet der ehrliche Mann, wie er begonnen: als Töpfer. Soweit handelt es sich hier wiederum um die allgemein idealen Ansichten von der Schwierigkeit und Höhe der Kunst, die kein Sondergut der „alten Schule“ sind. Betrachtet man aber jenes eine Werk des Töpfers, das Marie Ebner als völligem Kunstwerk preist, so sieht man, daß sie sich von der „alten Schule“ im strengen Wortsinn weit entfernt. Der Künstler hat die treulose Geliebte in einem Triptychon festgehalten, als reizendes Mädchen, als siegendes Weib, als reizentkleidete Alte. Dies dritte Bildnis ist von so haßerfüllter Häßlichkeit, daß es den wilden Zorn der schönheitsliebenden Italiener erregt. Marie Ebner aber läßt es gelten, mit einer Art von Schmerz gelten, weil es charakteristische und hohe Wahrheit bietet. Und darum ging doch der Streit zwischen der „alten“ und der „neuen“ Schule, ob die Schönheit allein das Ausschlaggebende sein solle, ob man um ihretwillen das Abstoßende zu verschleiern habe, oder ob die Wahrheit in der Kunst herrschen und um der Wahrheit willen bisweilen auch das Häßliche notwendig sein solle. Und so enthält denn „Agave“ geradezu ein Bekenntnis zur neuen Richtung in ihrem wesentlichsten Punkte. (Denn alles andre, was die moderne Richtung kennzeichnete, als genauere Darstellung der Wirklichkeit, soziale Glendmalerei, Nachahmung der Umgangssprache, floß ja aus diesem einen Punkte.)

Und man sage nicht etwa, daß die alte Dichterin nachhinkend einer nun schon trivial und wiederum unmodern gewordenen „neuen“ Richtung damit zu spät Konzessionen gemacht habe. Denn tatsächlich hielt Marie Ebner ihre ganze novellistische Laufbahn hindurch dem Satz von der Notwendigkeit des Häßlichen, trotz ihres Schönheitsfinnes, trotz ihres edelklassigen Stiles volle Treue. Gerade ihre besten Erzählungen legen Zeugnis davon ab. Wie sie in „Er läßt die Hand küssen“ die sinnlose Willkür adliger Herrschaft im 18. Jahrhundert, wie sie im „Erstgeborenen“ die Vergewaltigung eines Mädchens durch den Gutsherrn, in der „Totenwacht“ den gleichen brutalen Akt eines reichen Bauernsohnes behandelt, das ist nur künstlerischer, nicht unwahrer geschrieben, als die modernsten Dichtungen der veristischen Epoche, und es ist auch vom gleichen

Mitgefühl für die Unterdrückten beseelt, daß die Gemütsseite dieser Literaturrechtung ausmacht.

So wäre also die Idealistin, die sich immer wieder der „alten Schule“ zuzählt, trotz Salmeier und Rufin der „neuen Schule“ zuzurechnen? Etwas wird den Leser vor solchem Registrieren wohl immer warnen, und wenn er etwa an die Erzählung „Glaubenslos?“ geraten ist, so wird er wissen, warum Marie Ebner der neuen Schule trotz ihres Realismus fernsteht. Sie berichtet in jener Novelle von den Gewissenskämpfen eines katholischen Priesters, der den Dogmen seines Glaubens entwachsen ist. Für den Ausgang dieses Ringens wird nicht entscheidend, wie weit Peter Leo die katholische Überzeugung aufgeben muß oder behalten kann, sondern nur, wie weit er sittlichenden Einfluß auf seine Gemeinde hat. Sobald der Geistliche sieht, daß er läuternd zu wirken imstande ist, bleibt er auf seinem Posten und lehrt mit beruhigtem Gewissen subjektiv Unwahres — denn er weiß ja, daß es zum edelsten Zweck geschieht. Das ist es, was Marie Ebner von der Moderne, von der Richtung der Zola und Ibsen, aufs entschiedenste trennt: Wahrheit, die auch sie über Schönheit stellt, ist ihr nicht das allerhöchste Gut; über die Wahrheit stellt sie die Güte. Sie macht die Lüge geradezu bisweilen zur schmerzhaften Pflicht, sobald sie nämlich den zu erregenden oder festzuhaltenden Wahn für wohlthätiger und erziehlischer hält, als es die Wahrheit sein würde. In den „Aphorismen“, die den philosophischen Leitfaden durch ihre Werke bilden, stellt sie diese Regel auf: „Wenn du durchaus nur die Wahl hast zwischen einer Unwahrheit und einer Grobheit, dann wähle die Grobheit; wenn jedoch die Wahl getroffen werden muß zwischen einer Unwahrheit und einer Grausamkeit, dann wähle die Unwahrheit.“

Sicherlich liegt in einem so ausschließlichen Betonen der Güte ein gefährliches Schwachemoment, dazu auch die Gefahr des Jesuitismus. Beiden Abeln aber ist Marie Ebner immer durch die Lauterkeit und fast asketische Strenge des Pflichtgefühls entgangen, das ihr innewohnt, und das sie ihren besten Gestalten eingepflanzt hat. Ihre Menschen sind nicht gegen sich gut, sondern unter Entsaugungen gegen andre, und diese Güte besteht nicht in weichlicher Nachgiebigkeit, sondern in sittigender Einwirkung . . .

So ist denn Marie Ebner in keiner Schule unterzubringen, ist für die „alte“ zu wahrheitsgetreu und für die „neue“ eine zu große Verächterin der Wahrheit. In ihren Parabeln, die noch vor der Zeit ihres gesicherten Ruhmes entstanden, findet sich eine sehr schroffe, gegen die Registrierwut der Literarhistoriker gerichtete Groteske. Was diese Gelehrten nicht in übliche Fächer einreihen konnten, heißt es dort, das betrachteten sie als wertlose „Mißgebilde“. Es war offenbar die Furcht um ihr eignes Schicksal, die Marie Ebner

so schroff machte. Daß die keiner Gruppe ganz zugehörige, völlig originale Dichterin heute so hohes und allgemeines Ansehen genießt, könnte man als eine Widerlegung ihrer unliebenswürdigen Parabel nehmen. Nur daß eben die Versuche, sie in einem Gruppenfach unterzubringen, doch nicht aufhören.



Hafis.

Nachdichtungen der Lieder des Hafis
nach dem Persischen.

Von Hans Bethge (Steglich).

Schwung.

Gebt meinen Becher! Seht, er überstrahlt
Die blasse Lampe der Vernunft, so wie
Die Sonne die Gestirne überstrahlt!

Gebt meinen Becher! Sämtliche Gebete
Meines Breviers will ich vergessen, alle
Suren des Korans stürz ich in den Wein!

Gebt meinen Becher! Und Gesang erschalle
Und dringe zu den tanzenden Sphären auf
Mit mächtigem Schwung! Ich bin der Herr der
Welt!

Weggeworfen.

Ich habe allen frommen Kirchenfuss
Nebst Heuchelei und Strenge weggeworfen.

Den guten Ruf, den ich mir schwer errang,
Ich hab ihn als ein Nichts hinweggeworfen.

Mein ernstes Greisenhaupt hab ich voll Demut
Vor deine Füße in den Staub geworfen.

Ich habe Ehrgeiz und gelehrtes Streben,
Schamhaften Sinn und Tugend weggeworfen.

Ich Seliger hab in dein holdes Auge
Für ewig meine Seele weggeworfen!

Der verliebte Ostwind.

Ich Unglückseliger! Wer gibt mir Nachricht
Von meiner Liebsten! Zwar der Ostwind kam
Und raunte hastig Botschaft mir ins Ohr —

Doch raunte er so stammelnd und verwirrt,
Daß ich ihn nicht verstand, — ich merkt es wohl:
Er selber ist, der Armste, ganz betrunken

Und geisteswirr durch meiner Liebsten Schönheit.

Die lange Wanderung.

Ihr meint, das Leben sei zu kurz. Ihr irrt.
Ihr meint, daß die Genüsse allzu hurtig
Vorüberrauschen, — glaubt mir doch: Ihr irrt.

Wenn meine Hand durch das gelöste Haar,
Das ganze, endlos lange, weiche Haar
Meiner Geliebten hingewandert ist —

Was soll ich dann, nach dieser schönsten Wandrung,
Noch tun in dieser Welt? Das Leben war
Mir lang genug — und gerne werf ichs ab.

Die Erschaffung des Hafis.

Ihr habt kein Recht, verdammend über mich
Zu sprechen. Ich bin frei von aller Schuld.
Hört zu, wie Allah mich geschaffen hat.

Er knetete den Staub, drauß er mich schuf,
Mit Wasser nicht, wie Euren Staub, — o nein,
Mit purem Wein hat ihn der Gott befeuchtet.

Wenn dieser edle Erdenkloß nun trocknet,
Meint Ihr denn wirklich, daß er sich das Naß,
Das fade Naß des Brunnens bieten ließe?

Wein tut ihm not! Nur Wein ist seiner würdig,
Denn purer Wein fließt in ihm, seit er ward!

Suleima und der Mönch.

Seht doch den Mönch, den ehrbar-nüchternen.
Er ist die Jugend selber: fromm und schen.

Kein noch so strenger Jugendrichter könnte
An ihm das Mindeste zu tadeln finden.

Geduld! Laßt einen Blick ihn aus den Augen.
Suleimas treffen, den verführerischen, —

Und Ihr sollt sehn, wie er zu taumeln anhebt,
Verzückte Verse stammelnd, wie ein Dichter.



Hannelies' Heimkehr.

Eine Skizze aus Norwegen
von Lothar v. Fredrik (Steglich).



raußen auf der höchsten der Schären, die
wie ein grüner Smaragd aus der blauen
Flut aufragte, hatten die Bewohner von
Witborg aus mächtigen Tannen- und
Eichenbalken einen Feuerturm gebaut;
denn das Meer war gefährlich an dieser Stelle,

besonders wenn die Herbststürme über die See
kamen, und schon manches Schiff war in einer
dunklen, wilden Nacht an den Klippen und Riffen
zerschellt, die die Flut heimtückisch verhüllte. Und
Jan Wilms war der Feuerwächter, in seinen
jungen Jahren war er selber Lotse gewesen und
hatte manchen Fischfutter vor dem drohenden
Sturme in den Fjord gesteuert. Als er aber alt
und das Steuerrad seinem Arme zu schwer ward,
da war er froh gewesen, hier bleiben zu dürfen,
denn er liebte das schöne, wilde Meer. Von
Klaus Klaas' Hof hatte er die alte Magret her-
übergeholt, als seine Hannelies nach Karstaden
zog, um dem weißhaarigen Peer Petersen, dem
seine Bäuerin gestorben war, den Hof und das
Haus zu führen.

Aber Peer Petersen hatte einen Sohn; und
Olaf Petersen besaß junges, heißes Blut; zudem
war die Hannelies eine bildhübsche Dirn, das
appetitlichste Weibsbild zwanzig Meilen in der
Länge und Breite, wie der alte Doktor Knut
Nicklassen meinte. Und Peer Petersen war außer-
dem stolz auf seinen stattlichen Hof und seinen
Reichtum, die Hannelies aber war arm, und er
besaß einen harten Kopf.

So kam es, daß eines Tages die Hannelies
zu ihrem Vater zurückkehrte Es war ein
wunderbarer Spätsommertag, an dem das geschah,
und Arne Hansen, der Knecht war auf Klaus
Klaas' Hof, zog die langen, schweren Riemen mit
fast wollüstigem Behagen durch die spiegelklare
Flut. Hannelies saß im Steven des Nachens am
Steuer, doch achtete sie dessen nicht; vornüber ge-
beugt saß sie da und hatte ihr blaßes, heißes
Gesicht in beiden Händen begraben. Arne Hansen
schaute hartnäckig zu ihr hinüber, und um sie
flutete der rotgoldene Glanz der Nachmittags-
sonne, die sachte gegen Westen ging. Die Hanne-
lies seufzte bisweilen tief und schwer auf, und
Arne Hansen bedrückte das Schweigen.

Endlich hielt er es nicht mehr aus, er tat
noch einen kräftigen Riemen Schlag und zog mit
einem energischen Ruck die Ruder ein, so daß sie
auf seinen Knien ruhten und glitzernde Tropfen
an ihren Rändern entlang rollten.

„Du, Hannelies, hör' mal . . .“ begann er
stöhnend mit langsamer, träger Stimme, . . . „weißt
. . . dem Olaf Petersen werd' ich's geben
beim nächsten Kornfest Ist ja nicht mehr
weit hin . . .“

Das Mädchen hob den hellblonden Kopf.
„Das wirst du bleiben lassen!“ sagte es mit
mehr Kraft und Bestimmtheit, als man seiner
Niedergeschlagenheit zugetraut hätte. „Der Olaf
Petersen trägt keine Schuld . . . der ist gut . . .
besser als Ihr alle . . .“ Es schwieg und schaute
wieder stumpf vor sich nieder.

„Hm . . .“ brummte der lange Bursch und weiter
nichts und ließ die Riemen wieder ins Wasser
gleiten. Er wußte nicht recht, ob er sich beleidigt

fühlen sollte oder nicht, denn seit er einmal die volle, jugendstraffe Gestalt der Hannelies beim Tanze in den Armen gehalten hatte, wurde er ein ungewisses, dunkles Gefühl in der Brust nicht los.

„Hm . . .“ brummte Arne Hansen nochmals, und nach einer geraumen Weile fügte er schwerfällig hinzu:

„War übrigens gut gemeint.“ Dann strich er doppelt eifrig aus.

„Das weiß ich, Arne,“ sagte Hannelies, richtete ihre zusammengesunkene Gestalt ein wenig empor und streckte ihre rote, leicht feuchte Hand zu dem Burschen hinüber: „Du bist ein guter, lieber Junge!“

Arne Hansen errötete über das ganze, gutmütige, holzgeschnittene Gesicht und beeilte sich, die Riemenenden in eine Hand zu fassen.

„Na . . . und wenn es da ist . . .“ meinte er stotternd und wurde womöglich noch röter, . . . „na . . . du weißt ja, wo Klaus Klaas' Hof ist . . . wenn der Alte zu sehr tobt . . . Und das soll nicht hindern . . .“

„Nein, Arne! So war es nicht gemeint!“ entgegnete das Mädchen fest. „Du irrst dich. — Sieh' mal . . . ich habe Olaf Petersen sehr lieb und ihm die Treue geschworen . . . Sieh' mal . . . du bist . . .“

„So!“ unterbrach Arne Hansen ihre Worte rauh und machte sich von ihrem Handdruck los und wieder an seinen Riemen zu schaffen. Mit schnellen, starken Schlägen ruderte er dem Eiland zu.

„Arne . . .“ begann das Mädchen zaghaft, „Arne, . . . bist du mir böß . . .? Arne, sieh doch . . . ich kann ja nicht anders . . . Und er ist doch auch der Vater . . . Arne . . .“

Der Kiel des Bootes kreischte auf dem Uferstrand. Arne Hansen riß die Ruder ins Boot und sprang ans Land; er warf das Anlegetau um einen der eingerammten Pfähle und reichte der Hannelies seinen Arm hinüber, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein.

„Böß nicht!“ sagte er zwischen den Zähnen hindurch; nur . . . daß du's nicht bereuen magst . . .“ Und er stieg in langen, sehnigen Schritten die kleine Anhöhe hinauf und klopfte wüthig an die schwere Türe des Feuerturmes.

Die alte Margret öffnete.

„Die Hannelies kommt“, sagte Arne Hansen schlicht und trat in das Innere des Turmes, während die alte Magd einen leisen Schrei ausstieß und zur Hannelies eilte, die langsam und matt emporwankte. Arne Hansen stieg unterdessen die knarrende hölzerne Treppe hinauf, erst auf der obersten Plattform traf er Jan Wilms mit dem Doktor Nicklassen. Und er hörte, wie der Doktor Nicklassen auf einen lauten, zornigen Fluch des Jan ganz ruhig und gelassen sagte:

„Ihr vergeßt euch, Jan; die Hannelies ist in

erster Linie Mensch und erst in zweiter eure Tochter.“

Seitdem dachte Arne Hansen darüber nach, was der Doktor Nicklassen wohl gemeint habe mit seinen Worten . . .

Hannelies Wilms schlief schon, als die Männer herabgestiegen kamen und Arne Hansen den Doktor Nicklassen bei hereinbrechender Dunkelheit nach Witborg zurüchruderte.

Nach etwa acht Tagen gebar Hannelies einen kräftigen Knaben; sie war wohl auf und freute sich ihres jungen Mutterglüdes, und auch der alte Jan Wilms konnte bisweilen weniger finster blicken, wenn er den stämmigen kleinen Burschen zwischen seinen großen, groben Fingern hielt. Doktor Nicklassen kam häufig aus Witborg herüber, und sein guter, treuherziger Humor war das beste Heilmittel für die allmählich vernarbende Wunde.

Von Olaf Petersen hatte Hannelies seit langem keine Kunde mehr erhalten, obwohl sie jeden Tag von der obersten Plattform, auf der allnächtlich das Feuerzeichen für die Schiffe brannte, sehnsüchtig nach einem Boote ausspähte, das ihr Nachricht von Karstaden brächte, das sich drüben in einer weiten, schönen Bucht hinzog; und bei ganz klarem Wetter konnte sie auch deutlich Peer Petersens Hof erkennen, der etwas abseits, mehr nach Witborg hinüber lag. Aber Olaf Petersen schwieg; nur in einem letzten Briefe hatte er ihr von seinem Glück gesprochen über seinen kräftigen Jungen, und auch davon, daß er nun schweigen müsse, weil ihn der Vater sonst zu enterben gedroht habe; und daß sie Mut haben solle und Zuversicht . . .

Seitdem haßte Hannelies Wilms Peer Petersen, und mehr noch haßte sie seinen Reichtum . . .

So kam der Herbst heran, und mit ihm zogen die Stürme über die See; der alte Jan Wilms mußte jetzt doppelt eifrig sein Feuer schüren, und war Gefahr im Anzuge, so mußte er auch landwärts das Licht seines Leuchtturmes fallen lassen. Einmal hatte drüben in Niederbrück die große Kornscheune auf Erik Hamerlek' Herrenhof lichterloh in Flammen gestanden. Jan Wilms hatte das Feuer gesehen und das Hilfezeichen gegeben, und bald darauf waren die schweren, dumpfen Töne der riesigen Glocke, die oben im Sparrenwerk des Kirchturms von Witborg hing, über die niederen Bauernhäuser gedröhnt. Das Kirchlein von Witborg stand neben Klaus Klaas Hof, und Arne Hansen hatte damals den schweren Glockenklopfel geschwungen. —

Arne Hansen ging in den letzten Wochen finster und grübelnd umher. Einmal war er mit Olaf Petersen zusammengetroffen, sie waren aneinander geraten, sie mochten sich ja seit jeher

nicht. Und Arne Hansen war still hinausgegangen. Das wurmte ihn, und er hatte es doch nur der Hannelies zuliebe getan. Aber Olaf Petersen tat groß damit . . .

Eines Tages war Arne Hansen vor den Doktor Nicklassen hingetreten und hatte ihn danach gefragt, was er damals damit gemeint habe, „in erster Linie Mensch und erst in zweiter Cure Tochter“ . . . Und Doktor Nicklassen hatte ihm lächelnd auf die Schulter geklopft und gesagt, daß die Gesetze der Pflicht erst von den Menschen geschaffen seien, daß es aber ein viel gewaltigeres und ursprünglicheres Gesetz im Blute eines jeden Menschen gäbe — das Naturgesetz, und das durchbräche oft die von dem andern gezogenen Schranken . . .

Und seitdem ging Arne Hansen finster und nachdenklich umher . . .

Eine monddunkle, aber sternklare und ruhige Herbstnacht, die den ersten Reif austreute, ging zu Ende. Jan Wilms hatte nach dem Feuer auf der Plattform gesehen und wärmte sich an einem steifen Grog, und ihm fielen die Augen zu. Da knirschte leise ein Kiel auf dem Ufersand des Eilands, so leise, daß der leichte Schlummer des Alten nicht gestört wurde; und eine behutsame Hand klopfte an den Laden, der das Fenster zu Hannelies Wilms Zimmer schloß.

„Bist du es, Arne?“ fragte Hannelies leise, indem sie sich hinausbeugte.

Und Arne Hansen reckte seinen Arm empor und wies nach Karstaden hinüber:

„Heute Nacht wird Peer Petersen ein armer Mann . . . Schau!“

Drüben über Karstaden schien ein leichter, rölliger Flor zu weben und zu flimmern.

Und du hältst dein Wort, Hannelies . . .?“ forschte der Burfsche dringlich weiter.

Da lachte Hannelies Wilms leise und hohnvoll auf und ließ schnell und sachte den Holzladen zugleiten.

Einen Augenblick stand Arne Hansen wie versteinert. Dann wandte er sich und ruderte mit vorsichtigen Schlägen wieder aufs Meer hinaus.

Als der alte Jan Wilms von ungefähr durchs Fenster blickte, sah er über Karstaden einen roten Schein, der immer größer und sichtbar wurde. Er fuhr empor, und oben von der Plattform erkannte er, daß es Peer Petersens Hof sein mußte, der in Flammen stand. Er riß die Holzläden auch von dem vierten Fenster weg, das aufs Land blickte, und schickte sich an, die Treppe wieder hinunterzusteigen, um die Hannelies und die Margret zu wecken. Da befann er sich und legte vorsichtig die Läden wieder vor das vierte Fenster; mochte es ruhig eine Weile brennen; dem Peer Petersen, dem Hochmütigen, gönnte er es von ganzem Herzen.

Arne Hansen jedoch hatte vom Meere aus

das vierte Fenster einen Augenblick lang leuchten sehen, und er wußte, daß er einen Verbündeten besaß . . .

Als Klaus Klaas am Morgen aus seinem Hause trat, um wie gewöhnlich die Knechte und Mägde zu wecken, sah er das Licht des Feuerturmes zum Lande herüber leuchten und rufen. Mit schnellen Schritten ging er in die Gesindekammer, und bald darauf dröhnten die tiefen Klänge der Glocke über die Häuser von Witborg hin. Fast gleichzeitig kam der alte Jan Wilms herübergerudert, drüben in Karstaden brenne es lichterloh . . .

So wurde Peer Petersen aus dem reichen der arme Mann und mußte sich von Olse Süljedrupp Pferd und Wagen leihen, um Olaf Petersen, den ein brennender Balken schwer am Kopfe getroffen hatte, und die wenigen Überbleibsel seiner stattlichen Habe nach Witborg zu fahren, wo er ein kleines Haus am Strande besaß.

Klaus Klaas kehrte gegen Mittag mit seinen Knechten von dem vergeblichen Rettungswerke heim, und da hatte sich auch Arne Hansen, der gefehlt hatte, wieder eingefunden. Er war auf See gewesen und brachte ein ganzes Netz voll Fangzeug mit.

Peer Petersen wohnte im Häuschen am Strande und haderte mit dem Schicksal und überließ die Pflege des schwerkranken Olaf ganz der Hannelies Wilms, die ihm nun gerade recht war. Und Hannelies pflegte Olaf Petersen mit einer seltsamen, scheuen und fast abbittenden Sorgfalt. Aber es ging mit ihm langsam und stetig zu Ende, wie sehr sich auch Doktor Nicklassen bemühte. Und eines Tages trug man Olaf Petersen hinaus.

Da lag die Hannelies ohnmächtig im Hause; in Arne Hansens Augen jedoch brannte ein triumphierender Funke auf . . .

Nach wenigen Tagen erblickte der alte Jahn Wilms eines Morgens fern am Horizont ein weißes Segel, und wenig später erfuhr er, daß Hannelies samt ihrem Buben verschwunden sei und mit ihr Peer Petersens einziges Boot. —

Einige Wochen darauf, an einem Sonntage, fanden die Knaben, die die Bälge der Kirchenorgel traten, Arne Hansens großen Körper leblos an dem starken Seil hängen, das den Klöpfel der Turmglocke rührte. —



Korea.

Für die Kleinbetriebe ist die Gegenwart eine schlimme Zeit. Das Warenhaus droht die Läden aufzufressen, die Provinzialbanken werden von den Residenzbanken verschlungen. Ebenso ist es heute in der Oligarchie der Weltstaaten kein Vergnügen mehr, die Rolle des Kleinstaates zu spielen. Trotzdem ist es

durchaus nicht unmöglich. Das beweist die Schweiz, das beweisen Uruguay und Afghanistan. Es war keine unabwendbare Notwendigkeit, daß Korea von den Japanern eingekerkert wurde. Ich zweifle sogar, ob es klug war, das zu tun. Mit einem willigen, gleichberechtigten Verbündeten wirkt man mehr, als mit einem unwilligen, mißhandelten Diener. Genug, der Mikado hat gesprochen, und die Einverleibung Koreas ist unwiderruflich. Sie mag Jahre, sie mag vielleicht Jahrzehnte dauern, aber zuletzt werden die Koreaner sich doch wieder losreißen und werden, durch Leiden gestählt, eine unabhängige Nation bilden.

Durch die hemdärmelige Art der Einverleibung werden auch deutsche Interessen empfindlich berührt. Wir haben einen bedeutenden Handel mit der Halbinsel. Man erinnert sich noch, wie vor Jahren Eugen Richter es verdammt, daß „wegen der drei Meyer“ soviel Geld für eine Ministerialresidentur in Seoul aufgewandt werde. Der eine Meyer war ein Kapitän, der regelmäßig die koreanischen Häfen besuhr; der zweite ein Zollbeamter in koreanischen Diensten zu Chemulpo; der dritte Meyer war der Chef eines Hamburger Handelshauses. Nach 1895 wurden zudem in Nordkorea, zwischen Songdo und Pinghang, Goldminen von deutschen Interessenten ausgebeutet. Die Stellung aber der Fremden im Lande der Morgenfrische ist ebenso angenehm gewesen, wie früher in Marokko: fast unbeschränkte Rechte, und gar keine Pflichten.

Natürlich ist nicht zu leugnen, daß die Halbinsel der ewig weißen Berge von der japanischen Herrschaft viele Vorteile gehabt hat, und ist zuversichtlich zu erwarten, daß sie in Zukunft noch größere Vorteile haben werde. So hat namentlich das Verkehrswesen einen ungeahnten Aufschwung erlebt. Noch vor zwölf Jahren besaß die Halbinsel noch nicht einen einzigen Kilometer Eisenbahnschienen. Den Anfang zu einem Schienennez machte dann allerdings amerikanisches Kapital, das die kleine Strecke von Chemulpo nach Seoul legte. Die Hauptsache aber tat das benachbarte Inselreich. Es baute eine Aderlandlinie quer durch die ganze Länge von Korea, von Fusan bis zum Yalu, wo sich eine südmandschurische Linie anfügt. Nicht minder haben die Mannen des Mikado viel für Straßen, Posten und Telegraphen getan, sowie für Banken, für die Sanierung der Städte, für Hafengebauten und überhaupt für Handel und Gewerbe. Und nicht nur wirtschaftlich, auch geistig wurden die Koreaner aus ihrem langen Schlummer aufgeweckt. Viele Söhne des Landes begaben sich nach Tokio und Kioto, um dort zu studieren. Auch tat der Aufenthalter der Japaner im Lande selbst viel dazu, den zurückgebliebenen Leuten von Chosen Begriffe von der heutigen Welt zu geben. Man wird sich jedoch nicht mit der Hoffnung schmiegeln dürfen, daß die Koreaner dafür dankbar sein werden. Hat doch auch Napoleon die unterworfenen Staaten Europas mit guten Straßen, mit der Beseitigung lästiger Zollschranken, mit mannigfacher Hebung von Handel und Wandel bedacht und sie gleichermaßen mit neuen Gedanken, freieren Verfassungen, mit unendlichen geistigen Anregungen jeder Art überschüttet, und so manche Fürsten sagten noch später: Schade, daß die Franzosen nicht länger im Lande blieben, sie haben so schöne Straßen gebaut. Das hinderte jedoch die Völker nicht im mindesten, mit allen Kräften gegen den Eroberer anzukämpfen. Im übrigen wäre es auch ungerechtfertigt, das Wachstum des koreanischen Handels und die beginnende Aufklärung der Einwohner einzig auf japanische Rechnung zu setzen: die Dampferlinien der Westmächte, die Initiative deutscher und amerikanischer Bergbauinteressenten, die Bemühungen von Baptisten- und Presbyterianer-Missionaren haben auch ihr Teil dazu getan. Heutzutage, da die Welt immer kleiner und der Weltverkehr immer größer und reger wird, kann auch das abgeschlossene Land dem Schicksal, in den Strom der modernen Zivilisation gezogen zu werden, nicht mehr entronnen. So habe ich Koreaner getroffen, die als Händler nach Peru und Cuba gegangen waren. Viele Tausende

haben sich in Sibirien als Gärtner, Tagelöhner und Bahnarbeiter betätigt. Andre zogen nach den Südsee-Inseln. Ohnehin hätte die beginnende Modernisierung Chinas ganz unweigerlich, auch ohne Nachhilfe anderer Mächte, Korea in die gleiche Laufbahn gelenkt.

Dr. A. Wirth (München).



Randbemerkungen.

Nibelungentreue und Ostmarkenpolitik.

Nach der „Köln. Volkszeitung“ hat der Kaiser den Präsidenten der Ansiedlungskommission bei der Posener Feier stehen lassen, als dieser auf das Enteignungsgefeß zu sprechen kam. Die Mitteilung ist vielfach angezweifelt worden; mag es aber auch was immer damit auf sich haben, sie ist jedenfalls insofern nützlich gewesen, als sie die öffentliche Aufmerksamkeit wieder auf die feststehende Tatsache gelenkt hat, daß nach den vorläufigen Dispositionen der preussischen Regierung das Enteignungsgefeß allerdings auf dem Papier stehen bleiben soll. Man erinnere sich, auf wessen Wunsch nach einer bisher un widersprochen gebliebenen Meldung ein solcher Entschluß gefaßt worden ist. Dem Grafen Uehrental zuliebe soll es geschehen sein, der auf die Gefahr hinwies, daß Polen, Tschechen und Südslaven in Oesterreich gemeinsam jeden österreichischen Minister des Auswärtigen niederstimmen würden, der nicht entschlossen wäre, zu der deutschfeindlichen Mächtekoalition abzuschwenken. In diesem Zusammenhange erhält die Schwenkung in der preussischen Ostmarkenpolitik, ganz gleich, ob auch andre Motive dabei mitspielten, eine prinzipielle politische Bedeutung, die mit der Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit der Polenbekämpfung an und für sich nichts zu tun hat.

Was ist uns Graf Uehrental? Nur unsrer Nibelungentreue hat er es zu danken, daß er aus dem bösnischen Abenteuer mit einem blauen Auge davontam. Für Deutschland brachte der Beistand nur Unannehmlichkeiten mit sich. Seine Haltung stempelte es in Rußland zum Todfeinde des ganzen Slaventums. Als die Wogen der Erregung in Belgrad am höchsten gingen, schrieb die „Nowoje Wremja“: „In Deutschland wird man nicht umhin können, zu begreifen, daß die kriegerische Haltung Oesterreichs, die die allgemeine Ruhe bedroht, nur mit der Abergzeugung des Baron Uehrental zu erklären ist, daß sein Abenteuer, wie verbrecherisch es auch sein mag, bei der Abrechnung seitens des mächtigen Deutschlands Unterstützung finden wird. Wenn man in Berlin sagt: „Deutschland ist der Verbündete Oesterreichs, aber das Bündnis verpflichtet nicht, das deutsche Blut für leere Abenteuer zu opfern, so wird die Haltung des Baron Uehrental sofort einen andern Charakter annehmen. Wenn man dagegen in Deutschland sagt: Handle wie du willst, wir werden für die zerbrochenen Köpfe bezahlen, so wird der Krieg unvermeidlich. Die Schuld an einem etwaigen Blutvergießen wird direkt auf das Gewissen des deutschen Volkes fallen.“ Auf solchen Ton waren fast alle russischen Blätter gestimmt, und wenn das amtliche Rußland vor der letzten Folgerung seiner serbenfreundlichen Haltung zurückschreckte, weil es nicht kriegsbereit war, weil es die Revolution im Rücken fürchtete und weil Frankreich zu sehr um seine in Rußland feststehenden Milliarden bangte, um die verbündete Macht zu kriegerischen Abenteuern zu ermuntern, so kann es doch für unsre Zukunft noch böse Folgen haben, daß sich im russischen Volke die von einer hawbinistischen Presse ausgegebene Lösung: Revanche für Bosnien in erster Linie gegen Deutschland richtet.

Und nun sollen wir uns gar noch vom österreichischen Slaventum den Kurs für unsre innere Politik bestimmen lassen! Das ist aber die Folge der charakterlosen Haltung, die unsre Regierung gegenüber den inneren Verhältnissen in Oesterreich-Ungarn in den letzten Jahrzehnten beobachtet

hat. Man suchte sich dabei immer hinter dem Prinzip von der „Nichteinmischung in die innern Angelegenheiten eines fremden Staates“ zu verstecken. Warum kümmert sich eine Macht wie England so wenig um diese Erfindung, die dem Bedürfnis moderner Diplomaten nach Ruhe und Bequemlichkeit ihre Entstehung verdankt? Als man seinerzeit in Frankreich mit einem Zolltarifentwurf hervortrat, der auf die Entente cordiale wenig Rücksicht nahm, schlugen englische Politiker, Handelskammern und Zeitungen sofort Lärm und drohten unverblümt mit einer Kündigung der Entente, wenn man in Frankreich so wenig Rücksicht auf die wirtschaftlichen Interessen einer befreundeten Macht nehmen wolle. Das wirkte. Die französische Regierung sorgte dafür, daß bei weiterer Entwicklung der Angelegenheit englische Wünsche gebührend berücksichtigt wurden. Im deutschen Volke hat man wenig Verständnis für die Ausflüchte untrer Diplomaten. Man sagt sich: wenn wir für österreichische Balkaninteressen unsre Haut zu Markte tragen sollen, dann muß die österreichische Regierung dafür bürgen können, daß das Deutschtum in Osterreich nicht vom Slaventum an die Wand gedrückt wird, und daß auf böhmischem oder ungarischem Boden keine Verschwörungen gegen Deutschland angezettelt werden. In Osterreich-Ungarn selbst bedeutet das Deutschtum eine Minderheit; denkt man sich dagegen den Donaufstaat und Deutschland als ein einheitliches, wenn auch getrennt verwaltetes Staatsgefüge, so gebührt dem Deutschtum bei einer deutsch-österreichischen Politik nicht nur in Hinsicht auf seine überlegene Kultur, sondern auch in bezug auf seine größere Masse und Stärke die Vorherrschaft.

Was aber soll ein Kanzler wie Herr v. Bethmann Hollweg tun? Er hat in unbegreiflicher Selbstüberschätzung alle Brücken zwischen sich und dem Liberalismus abgebrochen und sieht sich nun auch in der Ostmarken- und in der auswärtigen Politik auf eine parlamentarische Mehrheit angewiesen, zu der auch die Polen gehören und Vollenfreunde den Ausschlag geben. Auch mit den Junkern läßt sich keine tatkräftige Ansiedlungspolitik mehr treiben, seitdem sie ihnen durch die Inbetrachtziehung des Enteignungsmittels selbst gefährlich geworden ist. Geht es in dem Kurse des Herrn v. Bethmann weiter, dann dulden wir es nicht nur, daß das Slaventum in Osterreich zu dauernder vorherrschender Stellung gelangt, dann begeben wir uns sogar im eigenen Lande in die Abhängigkeit von einer winzigen slavischen Minderheit, deren Interessen wir nicht verletzen dürfen, ohne den Bestand unsrer politischen Bündnisse zu gefährden. O. H.

französische Parlamentsmüdigkeit.

In Buenos-Aires hat Clemenceau eine Rede über Parlamente gehalten und dabei nach einem Drahtbericht u. a. gesagt: „Das Parlament ist ein Haus, dessen Durchschnitt ermittelt werden muß. Es ist schlecht organisiert, jämmerlich. Das ist noch die Steinzeit der Erörterung. Alles ist dafür eingerichtet, nichts fertig zu bringen, und damit hat man prächtigen Erfolg. Man verliert eine beträchtliche Zeit, man vergeudet unnütz Kräfte. Inzwischen wollen alle Völker, die noch kein Parlament haben, eines besitzen, während die, die es haben, sich fragen, ob man nicht zu einer andern Sache übergehen könnte. Das Parlament übt nicht Kritik an den Einrichtungen, sondern an den Männern. Um zu verhindern, daß irgend etwas zum Abschluß gebracht wird, wirft man sich auf die systematische Obstruktion; dann gibt es lärmende Sitzungen, in denen man als Argumente den Ministern Eintrennfässer an den Kopf schleudert. Die Parlamentarier führen sich wie Kinder auf, denen man eine Uhr gibt, und die mit Hammer schlägen nach der Zeit sehen. Das ungeheure Abel des Parlaments ist die Leidenschaft für die Rhetorik, die theatralische Seite der Erörterung. Das hat uns Romanen unendlich viel Schaden gebracht. Es gibt Parlamentarier, die aus Zuneigung für die Rhetorik und für den theatralischen Effekt Reden halten, die drei Tage dauern. Ich habe sie nicht gehört, aber ich habe sie ge-

sehen. Ein Parlament müßte einem Verwaltungsrate gleich sein, d. h. man müßte in ihm nur allgemeine Interessen erörtern, ohne daß es dazu erforderlich wäre, Saltungen tragischer Helden anzunehmen.“

Niemand wird sich über diese Äußerungen Clemenceaus wundern, wer die Mißstimmung kennt, die in allen französischen Bevölkerungsschichten über die mit den Parlamentariern gemachten Erfahrungen vorherrscht. Der (regierungsfreundliche) „Sempis“ klagte einmal: „Nichts rührt unsre Abgeordneten, nichts die Regierung. Warum auch? Es sind ja nur die Interessen des Landes, die Gefahr laufen.“ Der regierungsfreundliche radikale Abgeordnete Steeg erklärte unlängst in einem Artikel der „Lanterne“: „Das Parlament hat bei der letzten Krisis nicht gewonnen . . . langsam unbewußt findet der Antiparlamentarismus Eingang bei ausgezeichneten Patrioten. Die geistige Elite kritisiert Parlament und Parlamentarier aufs schärfste. Die Bourgeoisie ist beunruhigt, die organisierte Arbeiterschaft uns entschieden feindlich.“ G. Deherne, Sozialist und Begründer einer der ersten universités populaires in Paris, greift mit größter Heftigkeit die Grundlage des französischen Parlamentarismus, das allgemeine Wahlrecht und das Majoritätsprinzip an. Das allgemeine Wahlrecht sei eine „institution malheureuse“, die eine Legion hungriger Politiker und Journalisten erzeugt habe, deren Ziel der Fang eines Mandates sei. „Die blökenden Stimmviehherden aber verkörpern nur noch Dummheit und Niedrigkeit. Den heutigen französischen Parlamentarismus hatte auch der sozialistische „travailleur du centre“ im Auge, als er schrieb: „Der Ring selbstfüchtiger Interessen, der uns heute beherrscht, macht dem Arbeiter die Republik hundertmal verhängnisvoller als die Monarchie.“

Man könnte diese Blütenlese beliebig verlängern.

T. R.

Die Amerikanisierung Britisch-Westindiens.

Während man in England wie gebannt nach Deutschland starrt, sich im stärksten Flottenpanzer der Welt vor einer „Invasion“ nicht sicher fühlt, Dreadnaughts über Dreadnaughts baut und noch den Klingelbeutel bei den Kolonien herumreichert, damit auch die ihr Schärfelein zu den Rüstungen beitragen, — wachsen in den wichtigsten überseeischen Besitzungen Englands mit unheimlicher Geschwindigkeit amerikanische Einflüsse auf Kosten der eigenen. In Kanada und selbst in Australien ist es damit schon sehr weit gekommen. Aber auch in Britisch-Westindien schwindet mehr und mehr alles englische Wesen unter den Ausstrahlungen des Yankeeismus dahin, entsprechend dem geringeren Widerstande, der sich hier bietet, natürlich noch viel rascher als in Kanada und Australien. In dichter Nähe haben die Westindier in den letzten Jahren starke Wirkungen amerikanischer Satkraft sich vollzogen: die Besitzergreifung von Portoriko, die Errichtung einer Schutzherrschaft über Kuba, die Herstellung geordneter Verhältnisse auf diesen Inseln, die Inangriffnahme des Panamakanals. Der Gegensatz zwischen einer solchen Kraftentfaltung der Union und der Gleichgültigkeit, mit der die Londoner Regierung die Dinge in den Kolonien seit Jahren gehen läßt, wie sie gehen wollen, genügte allein, um die britischen Untertanen in Westindien gegen das Mutterland zu verstimmen. Man bekam in dessen die Rührigkeit des Yankeeismus bald genug und unmittelbar zu spüren. Amerikanische Touristen fingen an, die Inseln zu besuchen; von Jahr zu Jahr wurde ihre Zahl größer, ihr Erscheinen häufiger und Jamaika war bald zur Riviera Nordamerikas geworden. Das führte zu mannigfaltigen geschäftlichen Beziehungen, und heute ist Jamaika wirtschaftlich ganz und gar von den Vereinigten Staaten abhängig, nur daß es die Elemente der Sicherheit entbehrt, die eine vollständige Angliederung mit sich bringen würde.

Auch die Vernachlässigung des Schutzes der Inseln durch die englische Regierung mußte amerikanischen Einflüssen zugute kommen. Zwei bis drei Millionen Pfund Sterling sind für die Befestigung St. Lucia aufgewendet;

aber die Bauten werden halb fertig den zerstörenden Einflüssen des tropischen Klimas preisgegeben. Seit kein britisches Geschwader mehr in den Gewässern der Antillen weilt, hat die englische Seemacht für die Bevölkerung Westindiens aufgehört zu existieren, namentlich für die Massen der Neger, auf die nur das Eindringen macht, was sie vor Augen sehen.

Die Regierung der Vereinigten Staaten mußte auch diesen Umstand für sich auszunützen. Alle Augenblicke zeigen sich amerikanische Kriegsschiffe in westindischen Gewässern; sie sind immer gleich zur Stelle, sobald etwas Besonderes vorgeht, mag es sich um ein Erdbeben oder um eine Festlichkeit handeln. Man braucht nur zu erwägen, welche große strategische Bedeutung vor allem Jamaika gewinnt, sobald der Panamakanal vollendet ist, um zu begreifen, daß die Liebe Onkel Sams zu den westindischen Besitzungen John Bulls nichts weniger als platonisch sein kann.

Die Negerbevölkerung auf den britischen Inseln ist schon ganz und gar reif für eine amerikanische Herrschaft. Unter den schwarzen Wollköpfen ist längst die Erkenntnis aufgedämmert, daß sie von einem Flaggenwechsel nur Vorteil hätten. Tausende von ihnen haben auf dem Isthmus von Panama gearbeitet; sie wissen, daß sie in den Vereinigten Staaten doppelt soviel verdienen können wie in der Heimat und glauben daher, daß, wenn den Amerikanern die Inseln gehörten, auch amerikanische Lohnsätze hier herrschen müßten. Es ist ihnen ferner bekannt, daß die Einwanderungspolitik der Union asienfeindlich ist, und sie schließen daraus, daß nach einer Ungliederung nicht mehr, wie jetzt, indische Kulis eingeführt würden, die die Löhne in unerträglicher Weise drücken.

Die Weißen in Britisch-Westindien sind sehr erbittert darüber, daß die englische Regierung neulich erklären ließ, mit den Vereinigten Staaten werde bei den Flottenrüstungen als einem möglichen Gegner gar nicht gerechnet. Das, meinen sie, ließe auf den Hinweis hinaus, wenn die Amerikaner zu irgendwelcher Zeit Besitz von den Inseln zu nehmen wünschten, so würde das Mutterland keinen Finger rühren, sie zu behaupten! Daß aber die Amerikaner nach Fertigstellung des Panamakanals die englischen Besitzungen in Westindien an sich bringen wollen, darüber herrscht bei den Westindiern nur eine Meinung.

* * * Otto Corbach.

Die Tschechisierung Wiens.

Dem Wiener Deutschtum fehlt eine starke Organisation. Die Arbeit des deutschen Volksrats für Wien und Niederösterreich soll nicht unterschätzt sein. Aber der sichere Rückhalt an der Gemeinderespräsentanz der Residenz mangelt. An diesem Zustand wird die lex Urmann-Kolisko wenig ändern. Die lässige Schwelung der Christlichsozialen zu national-deutschen Bestrebungen ist nur ein Zugeständnis an gewisse Wählerkreise. Und das leichtfertige Wort Luegers: „Laßt mir meine Böhmen in Ruh!“ klingt im Bürgerklub noch immer. Der Böhme hat seine Ruhe wohl genüßt. Seine zielsichere Eroberungsarbeit reicht bis ins Jahr 1872 zurück. Damals wurde der „Romensky“-verein in Wien gegründet; mit dem Zwecke, in Wien tschechische Schulen zu schaffen. Jetzt hat der Verein, dem eine Jahreseinnahme von $\frac{1}{4}$ Million zufließt, seine erste Schule im eigenen Haus eröffnet; ein Kindergarten ist ihr angegliedert, und die Gesamtzahl der Kinder, die hier in tschechischer Sprache unterrichtet werden, ist schon über das 9. Hundert gestiegen. Immerhin sind diese Ziffern ein leichtes Nichts gegen die Tatsache, daß beinahe 18% der Gesamtbevölkerung tschechisch ist: rund 400 000 Bewohner Wiens gehören dieser Nation an. Ein gleiches Verhältnis zeigt sich in unseren deutschen Hochschulen in Wien: 18% Tschechen. Eigene wissenschaftliche Institute, eigene Bildungsvereine haben die Tschechen freilich nicht. Hierin drückt sich am deutlichsten die mehr als nationale, die volkswirtschaftliche, die kulturelle Gefahr der Ver-tschechung aus: denn der anspruchslosere, billigere Arbeiter slavischer Nation kommt aus kulturell minderwertigeren Schichten. Die drohen nun das Lebensniveau unserer

deutschen Arbeiter auf niedrigere Existenzbedingungen herabzuzerren. Tatsächlich gehört auch der größte Teil der Wiener Tschechen dem Stand der Arbeiter und Kleingewerbetreibenden an. In den Lehrlingskursen sind die Deutschen heute schon in der Minderheit: 35% gegen 65% Tschechen. Der deutsche Volksrat erkennt ganz richtig den wirtschaftlichen Stützpunkt des Wiener Tschechentums in den slavischen Kreditinstituten der Residenz. Wertwürdigerweise legt er aber das Schwergewicht auf die kleinen Spar- und Vorschußvereine. Die sind aber in Wirklichkeit nicht das Hauptinstrument der Agitation. Das Heft hält die Zivnostenska Banka in der Hand. Hier wird tschechischen Gewerbetreibenden ohne viel Umstände bis zu einer gewissen, ziemlich niederen, aber immerhin für ihre Zwecke ausreichenden Grenze Kredit gewährt. Von dem Gelde der deutschen Einleger! Denn unsere Deutschen in Wien legen ihren Sparpfennig am liebsten in die Zivnostenska Banka, deren ausgezeichnete Organisation die bequemste Verwertungsmöglichkeit bietet. Die Zivnostenska hat tatsächlich schon mehr als ein halbes Duzend Filialen in den einzelnen Stadtteilen. Und wie gemunkelt wird, soll nächstens ein Hauptwunsch der Tschechen durch seine Erfüllung werden. Es ist den Tschechen bisher nicht gelungen, im Stadtzentrum ein Narodni Dum zu errichten. Aber Ruzsem wird aber die Zivnostenska Banka ein Grundstück für ihr Bankpalais im ersten Bezirk ankaufen und einige Säle für tschechische Versammlungen bereit halten. Der nächste Schritt wird dann die Schaffung eines tschechischen Intelligenzblattes in Wien sein. Die paar gegenwärtigen Tschechenblätter in Wien haben ein so klägliches Niveau, daß der gebildete Tscheche in Wien deutsche Zeitungen lesen muß. Aber ein „Vidensky Czas“ wäre ein unabsehbares Werkzeug gegen den nationalen Charakter unserer Stadt. Und gegen alle diese Slawisierung geschieht wenig oder nichts. Jetzt, wo es immer noch Zeit ist. Aber man läßt den Böhmen in Ruh. Und die Indolenten reden sich sehr kosmopolitisch damit aus, daß Wien Österreichs Residenz sei. Manche Erschwernisse ließen sich dem tschechischen Triumphzuge sicher noch entgegenstemmen: vor allem ein Abbruch der Beziehungen des deutschen Kapitals zur Zivnostenska und strengste Rigorosität bei der Konzessionierung tschechischer Vereine in Wien. Denn durch die Tschechisierung ist nicht nur der nationale, sondern auch der kulturelle Charakter Wiens gefährdet, weil ja die geringeren Lebensbedürfnisse der Slaven auch die Lebenshaltung der Deutschen notwendig herabdrücken müssen.

Weltfremde Bureaukratie.

Hundert oder hundertfünfzig Berliner Gewerksleute, Männer, die mitten im praktischen Leben stehen, haben neulich über einen hohen preussischen Beamten gelacht, und jetzt werden es bald, dank den Berichten ihrer Fachpresse, Tausende tun. Der Respekt vor unserer Regierung und vor der Weisheit, mit der sie über uns waltet, wird dadurch ungemein erhöht werden. Der hohe Beamte, der so ungemessene Heiterkeit erregt, ist der Ministerialdirektor Schröder aus dem kgl. Preussischen Landwirtschaftsministerium. Er hatte mit einem Altmeister der Berliner Fleischer-Innung eine Unterredung über Fleischnot und ähnliche zeitbewegende Fragen gehabt und sich neben andern denkwürdigen Äußerungen auch folgendes Diktum geäußert: „Ich habe die Fachausstellung für das Fleischer-gewerbe besucht und mir dort die großen Kühlanlagen angesehen. Wenn sich das Berliner Fleischer-gewerbe diese leisten kann, so steht es mit ihm nicht schlecht“. Er mußte sich freilich die Antwort gefallen lassen, daß ein Fleischer in Berlin zwar auf eine Kuhstube, unter Umständen sogar auf ein Schlafzimmer verzichten könne, niemals aber auf Vorkehrungen das Fleisch frisch zu erhalten. In der Tat, was soll man zu einem Manne sagen, das hohe Unkosten, die den Gewerbetreibenden belasten, die er aber nach der Natur seines Gewerbebetriebes und auf Grund gesetzlicher Vorschriften tragen muß, als Zeichen für das besondere Wohlergehen dieses Gewerbetreibenden ansieht.

Man spricht sonst nur über weiffremde Richter, dieser Verwaltungsbeamte kann es mit den weiffremdesten Juristen aufnehmen, ja er wird sie sogar sicher übertreffen. Die Entdeckung, daß besonders hohe Geschäftskosten die Rentabilität verbürgen, ist ganz entzückend und der Steuern zahlende Mittelstand wird von ihr hingerissen sein.

Dr. M. P.

Schmarotzer.

Ein Raubzug auf die Taschen der Bürger von Groß-Berlin und zweifelsohne auch anderer Städte wird vorbereitet, auf den Publikum und Behörden hiermit aufmerksam gemacht werden sollen. Bekanntlich liegt das Stellenvermittlungswesen, insbesondere für häusliches Personal, Köchinnen, Kinder mädchen etc., in Berlin außerordentlich in Argen. Statt daß kommunale und gemeinnützige Arbeitsnachweise den Markt beherrschen sollten, spielten die vorhandenen Institutionen dieser Art nur eine geringe Rolle und das Vermittlungsgeschäft liegt ganz in der Hand zahlloser Vermittler und Vermittlerinnen, die ein wahres Schmarotzerdasein führen, mühelos Geld verdienen, durch ihre Tätigkeit mehr Schaden als Nutzen anrichten und, nationalökonomisch betrachtet, ein beinahe noch weniger wünschenswertes Element darstellen, als die kleinen Schankwirte. Da sich natürlich sehr viel Volk zu diesem Geschäft drängt, so ist die Konkurrenz zwischen den Herrschaften groß, und die Folge ist einmal, daß sie 1. die Gebühren in die Höhe schrauben, 2. den Dienstbotenwechsel möglichst zu beschleunigen und vermehren suchen. Das Mieten eines Dienstmädchens ist in Berlin ein teures Geschäft; denn die Gebühr richtet sich nach der Höhe des Lohnes und ist sehr reichlich bemessen, dann aber halten die Küchenfeen nicht lange aus, und so wiederholt sich die Aufgabe häufig mehrfach in einem Jahre. Diesen Uebelständen sollte das neue Stellenvermittlungsgesetz abhelfen, vor allem, indem es der Polizeibehörde die Befugnis gibt, nach Anhörung der Interessenten eine Saxe festzusetzen. In einer Versammlung sind die Vermittler auch angehört worden, und was verlangten die Guten? Zuerst 15 Mk. Vermittlungsgebühr, die sie dann gnädigst auf zehn herabzulegen sich bereit finden ließen. Das ist doch geradezu ungeheuerlich, ihr Schmarotzertum soll noch verstärkt und festgelegt werden, und zwar unter Mitwirkung der Behörde. Das hieße ja den Willen des Gesetzes ins Gegenteil verkehren. Bis jetzt konnte eine Hausfrau beim Mieten mit 6—8 Mk. Gebühren davonkommen, jetzt soll sie unter allen Umständen 10 Mk. zahlen müssen, ganz gleichgültig, wieviel Lohn sie gewährt. Und wofür? Dafür, daß der Vermittler einen Namen in sein Buch einträgt. Gibt die Behörde dem Wunsch der Vermittler nach, so mästel sie Schmarotzer auf Kosten des ohnehin geplagten Mittelstandes, den sie weiter hinunterdrücken hilft. Jeder, der genötigt ist, Dienstboten zu halten, sollte beim Polizeipräsidium Protest einlegen.

Dr. jur. M. P.



Der Militarismus bei den alten Indianern.

Die Geschichte des „humanen“ Militarismus ist noch immer sehr lückenhaft. Es gibt da Partien, die das „Kriegsglück“ in köstlicher Weise illustrieren und doch selbst in europäischen Militaristenkreisen so ziemlich unbekannt sind. Ich möchte mir daher erlauben, im Folgenden eine Geschichte zum Besten zu geben, von der ich schon oftmals heftig erheitert worden bin — und von der ich behaupten möchte, daß sie nur sehr wenigen Europäern bekannt geworden ist.

Wir haben ein altperuanisches Drama aus dem 14. oder 15. Jahrhundert. Es heißt „Ollanta“ und ist von einem Grafen Widenburg am Anfange des vorigen Jahrhunderts übersezt worden. In diesem Drama, das so viel Vortreffliches enthält und eigentlich mal aufgeführt werden sollte, wird auch von einem großen Feldzuge berichtet. Da hatten an die 100 000 Peruaner oder Mexikaner einen andern indianischen Kriegsstamm — ich glaube, es waren Trotefen — mit Krieg überzogen.

Die Trotefen wurden nun ganz tüchtig aufs Haupt geschlagen, so daß nur noch ein paar hinkende Säule und höchstens drei Duzend Krieger mit sehr flinken Weinen übrig blieben. Diesen Abrißgebliebenen gelang es, kühn zu entfliehen und sich in den Schluchten des nahen Gebirges zu verstecken. Die mexikanisch-peruanischen Sieger aber setzten sich — es war mittlerweile Abend geworden und die Sonne brannte nicht mehr so unheimlich auf die Häupter der Sieger wie am Tage — jawohl — die Sieger setzten sich mitten aufs Schlachtfeld und speiseten mit frohem Behagen. Das Tagewerk war ja vollbracht. Kurzum: als der Mond hinter den Schluchten des nahen Gebirges aufging, da feierten die Herren Sieger ein Siegesfest allererster Güte. Und sie tranken dazu starke Getränke — sehr starke Getränke. Und sie tranken von diesen starken Getränken — immer mehr — immer mehr. Und sie wurden dabei immer lustiger — immer fideler — so recht siegesfroh. Die toten Feinde ringsum hätten sich schön geärgert, wenn sie diese Siegesfreude gesehen hätten.

Inbessen: auch der heiterste Abend geht mal zu Ende — es wird schließlich doch wieder Morgen. Als dieser nun hinter den Schluchten des nahen Gebirges hereinbrach, lag die ganze Siegerbande auf ihrem Schlachtfelde in tiefem Schlaf. Und die Kerls schliefen drei Tage und drei Nächte. Die Trotefen kundschafteten die interessante Sachlage bald aus — es waren gerade 36 Trotefen — die schliffen nun ihre Messer schön blank und auch ihre Arzte, schlichen auf dem Bauch zu den schlafenden Feinden und schnitten diesen mit tierischer Wollust die benebelten Köpfe ab.

Da das Schneiden ihnen bald zu langsam ging, so ergriffen sie ihre Arzte und hackten die Siegerköpfe ab. Sie hackten viele, viele Stunden — bis nach ihrer Meinung kein Sieger mehr übrig war. Sie hatten wohl über 60 000 Sieger abgeköpft. Selbstverständlich betranken sich nun wieder gleich die 36 siegreichen Trotefen von oben bis unten.

Aber — — nun war ein alter Peruaner aus Versehen übrig geblieben. Kaum hatte der gesehen, daß alle seine Kameraden abgemurkst waren, so rannte er zu den 36 Trotefen und schlug diesen auch die 36 Köpfe ab.

Dann setzte sich dieser ehrwürdige Peruaner auf den besten Gaul, den er finden konnte, und sprengte in Eile zur peruanischen Hauptstadt, um dort als erster die Siegesnachricht zu verkünden. Max Kruse sollte diesen Peruaner auch bildhauern und neben seinen Siegesboten von Marathon stellen.

Paul Scheerbart.



Fleischerner Jammer.

Ach, keine Hammelrippe
Erglänzt im Keller mehr
Und melancholisch stippe
Ich meinen Mehlnapf leer.
Vom Rind, dem delikaten,
Blieb mir ein Schwanzstück kaum,
Mit ledern Schweinebraten
Labt nur mich noch der stille Traum.

O neidischer Agrare,
Die Schuld, die Schuld ist dein!
Ich werd zum Vegetare
Und schrumpfe langsam ein.
Rein Eisbein lacht mir traulich,
Rein Cassler Rippespeer,
Und dazu grinst beschaulich
Der feiste Herr Ostelbier.

Seht seinen Wanst sich dehnen,
Der ganz sein Lebenszweck;
Von Bromberg bis Trafehnen
Erstrahlt sein fetter Speck.
Schön rund genudelt ist er
Und freut sich wie ein Stint,
Daß alle Herrn Minister
So eifrig für ihn tätig sind.

Sie halten treu und bieder
Die faulen Grenzen zu
Und singen Schutzolllieder:
Raus jede fremde Kuh!
Fleischnot ist bloß Jellunker,
Wieh liebt's ja schwarz-weiß-rot,
Drum ist der Ji-Ja-Junker
Der allertraueste Patriot.

Ihn für den Staat zu schützen,
Ist erste Pflicht, mein Gott!
Dem Volk, dem garnischt nützen,
Gehört der Kleisterpott.

Dem Adel bleib im Staate
Sein saftiges Rotelett,
Dieweil der Demokrate
Sich trefflich nährt von Mückenfett!

Terentius.

**Neue Bücher.**

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usw. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt und zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Friedrich Spee: Trutznachtigall. Nebst den Liedern aus dem Guldnen Jugendbuch desselben Dichters. Nach der Ausgabe von Clemens Brentano kritisch neu herausgegeben von Alfons Weinreich. Mit den Titelbildern der Originalausgabe und der Ausgabe von Brentano. Herberscher Verlag (Freiburg). Preis geheftet 3 Mk.

Das steigende Interesse für Brentano legte dem Herberschen Verlage den Gedanken nahe, als Ergänzung zu seiner Brentano-Ausgabe eine Neubearbeitung von Brentanos verdienstlicher Ausgabe der Trutznachtigall von Spee zu veranstalten, die seit langem zu den literarischen Seltenheiten gehörte. Bei der Vergleichung mit den Originaldrucken stellten sich jedoch, wie der kritische Anhang ausweist, eine Reihe von meist wohl unabsichtlichen Abweichungen heraus, die, sollte Brentanos Absicht eines unverfälschten Textes nicht hinfällig werden, vermieden werden mußten. Deshalb wurde in der vorliegenden Ausgabe der ursprüngliche Text wiederhergestellt, während die Änderungen in die Lesarten verwiesen wurden. Die Lieder aus dem Guldnen Jugendbuch sind sämtlich aufgenommen, so daß in einem Bande der ganze Dichter Spee geboten wird. Zu begrüßen ist auch der unveränderte Abdruck der Brentanoschen Biographie Spees, die jedoch der Herausgeber, einem Wunsche Brentanos selbst folgend, nach dem Stande der Forschung berichtigt und ergänzt hat. Wertvoll erscheint die literarische Einleitung, die u. a. den Beweis zu erbringen sucht, daß die Beschäftigung mit Spee einen bedeutenden Einfluß auf die Befehung Brentanos ausgeübt hat. Auch hat der Herausgeber die Herkunft der Lieder der „Zugabe“ nachzuweisen vermocht. Das Buch ist sehr geschmackvoll ausgestattet. J. H.

Bezugsbedingungen:

Vierteljährlich 4,50 M.
Eingelnummer 40 Pf.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen:

Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugspätze nach Vereinbarung. ••
Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

**Kaiser
Friedrich
Quelle**

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis
Quoncel, 15 b, Schönebergerstr. SW.
— Telefon-Amt VI, No. 669. —

Privat-Beamte und Angehörige der freien Berufe!

Sorget für Eure Zukunft und die Eurer Familie
durch Anschluss an den zur Vertretung der wirtschaftlichen, sozialen und rechtlichen Interessen der Privat-Beamten gegründeten, durch landesherrliche Verleihung mit Korporationsrechten ausgestatteten

Deutschen Privat-Beamten-Verein zu Magdeburg.

Ueber 27 000 Mitglieder in zirka 500 Zweigvereinen,
Verwaltungsgruppen und Zahlstellen.

Neben **Pensionskasse, Witwenkasse, Waisen-
kasse, Begräbniskasse und Krankenkasse**
sehr wertvolle Wohlfahrtseinrichtungen.

Gesamtvermögen: Ueber 15 Millionen Mark.

Halbjährl. Beitrag 3 Mk. — Man verlange Prospekt.

Deutsche Kaufleute

lernt fremde Sprachen zu Hause perfekt!

Engl., Franz., Italien., Russisch, Schwedisch, Spanisch usw., durch weitberühmte Selbstunterrichtsbriefe. Vorkenntnisse unnötig. Tausende verdanken diesen Briefen ihre Existenz od. bessere Stellung. Verlangen Sie sofort Prospekt gratis. Umfangreicher Probebrief (Lekt. I) gegen 50 Pf. in Marken.

O. Hofmann, Gommila 203, Reuss.

Antiquar. Kat. 34. Philosophie

„ „ 36. Litteratur

gratis und franco:

J. Krause, Antiquariat, Halle a. S.

+ Hygienische

Bedarfsartikel. Neuest. Katalog. m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
H. Unger, Gummiwarenfabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Empfehlenswerte Hôtels.**Berlin:**

Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:

Hôtel zur Traube (I. Rang). Bes.:
Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):

Hôtel und Naturweinkeller „Zur
Kanne“. Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:

Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goerlar:

Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:

Hôtel Aub, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:

Hôtel Bellevue (I. Rang). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:

Hôtel „Schloßen“-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:

Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesland:

Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:

Hôtel Sachsenhof, Hans I. Rang.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:

Hôtel Cecilie u. Bodehaus (I. Rang).
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.

Hôtel Fürstenhof (I. Rang). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.

Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Welsches Ross“. Bes.: Reinh. Hartz.

Wilhelmshöhe:

Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

VERLAG VON HERMANN HILLGER IN BERLIN UND LEIPZIG.

SCHILLER. (BÜCHER DER GEGENWART, BAND I.)

Gesammelte Aufsätze aus der Gegenwart (1872—1909) von Ludwig Bellermann, Karl Berger, Ludwig Geiger, Max Hecker, Adolf Heilborn, Peter Hille, Ignaz Jezower, Marie Joachimi, A. W. J. Kahle, David Koigen, Paul Lindau, W. v. Maltzahn, Adolf Rümelin, Otto Runk, Karl Siegen, H. Welcker u. a. Das Buch ist mit einem Zweifarben-Holzschnitt des Schillerhauses in Weimar geschmückt. Kart. 2 M.

SCHILLERS WERKE. Inhalt: Vorwort (Friedrich Schiller in seiner Bedeutung für das deutsche Volk, mit Illustrationen), sämtliche Gedichte, Die Räuber, Die Verschwörung des Fiesco zu Genua, Kabale und Liebe, Don Carlos, Wallensteins Lager, Die Piccolomini, Wallensteins Tod, Maria Stuart, Die Jungfrau von Orleans, Die Braut von Messina, Wilhelm Tell. Gebunden 2 M.

FESTGABE AUS SCHILLERS WERKEN.

Mit Einleitung (Aus Schillers Leben). Inhalt: Gedichte (Auswahl) und Wilhelm Tell. Broschiert 40 Pfg. Gebunden 60 Pfg.

WORTE DER WEISHEIT AUS SCHILLERS WERKEN. Ausgewählt von Hermann Kölling. Mit biographischer Einleitung. Broschiert 50 Pfg.

WORTE DER WEISHEIT AUS GOETHES WERKEN. Ausgewählt von Hermann Kölling. Mit biographischer Einleitung. Broschiert 50 Pfg.

WILLIAM SHAKESPEARE. Eine Biographie von Dr. F. Obst. Mit 9 Illustrationen. Broschiert 50 Pfg.

ZU BEZIEHEN DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN SOWIE DIREKT VOM VERLAGE.

Die Gegenwart

Nr. 39.

Berlin, den 24. September 1910.

39. Jahrgang
Band 78.

Die Jungtürken und die Tabakregie.

Von Dr. Wolf Bing (Berlin).

I.

Ehen Sie dort, diese quadratischen Dächer, so groß, so häßlich . . . Ja dort. Das ist die Dette Ottomane. Jetzt im Halbkreis auf Galata zu, über dem Turm, dies riesenhafte Gebäude. Das ist die Bank. Sie merken: zwischen Bank und Schuldenverwaltung wird das Goldene Horn erdrückt. Denken Sie daran, wenn Sie sagen hören, daß die Türkei sterben will.“ — So spricht in einem Romane Farreres der Pascha zum europäischen Freund.

Der Haß, den die Jungtürken aus dem Anblick der Finanzburgen der Fremden in ihrem Lande schöpfen, treibt sie dazu, mehr und mehr ihre Angriffe gegen die Finanzmächte zu verschärfen, denen, wie sie behaupten, der Sultan und das Ancien Regime das Reich verkauft haben. Gegen die Deutsche Bank und gegen die Ottomanbank richteten sich diese Angriffe, und gegen die fremden Banken überhaupt, deren Arbeitsgebiet begrenzt werden soll. Man wehrt sich dagegen, daß Konzessionen für Schiffahrt und Eisenbahnbetrieb, Bergbau und Industrie an Ausländer vergeben werden, die alten sucht man abzuschwächen und zu zersplittern. Der türkische Finanzminister lehnt es als Vertreter eines parlamentarisch regierten Staates ab, Spezialpfänder für Anleihen zu stellen und verbittet sich die Bevormundung der Banque Impériale. Durch taktische Klugheit allerdings rechtfertigt die Regierung solche Ansprüche nicht; wie man in den krausen Akten der Mashouffe-Angelegenheit nachlesen mag.

Wie das rote Tuch auf den Stier aber wirkt auf den Türken die Gesellschaft, der Regierung und Staatsschuldenverwaltung im Jahre 1883 auf Grund des Muharremdekrets das Monopol für die Fabrikation von Tabak und den Verkauf von Tabak für den Inlandskonsum verliehen haben, die Société de la Régie Cointéressée des Tabacs de l'Empire Ottoman. Dieser als irgend eine der andern ausländischen Finanzmächte greift die Tabakregie in das Volksleben ein, heißer wird sie deshalb gehaßt. Seit 25 Jahren wird im

Innern des Landes, an Grenzen und Küsten ein täglicher Kampf gegen verbotenen Handel und rechtswidrige Fabrikation geführt, nicht nur gegen heimliche Umgehung, sondern mit offenen Waffen gegen Banden und große Transporte, und der Überwachungsdiens kostet die Gesellschaft mehr als ihre ganze übrige Verwaltung, die infolge ihrer Dezentralisation alles eher als billig ist. Die türkischen Beamten aber und selbst die Regierung unterstützten in der Regel die Gegner der Regie, und es ist nur eine Wiederaufnahme alter Fehde in neuer Form, wenn heute die maßgebenden jungtürkischen Kreise in Parlament und Presse gegen die Gesellschaft heßen und treiben.

Die Frage der Tabakregie ist deshalb besonders aktuell geworden, weil im Jahre 1914 die der Gesellschaft 1883 auf 30 Jahre erteilte Konzession abläuft und bis 1913 der Vertrag geändert oder ohne Änderung erneuert oder die ganze Organisation der Tabakfinanz auf andre Basis gestellt werden muß. Den Feinden der Regie war die Tatsache günstig, daß das Jahr 1908/09 für die Regie ein Mißjahr war. Die junge Freiheit des Volks hatte sich zunächst als Willkür und Anmaßung geäußert, und nur durch Nachgiebigkeit und Lohnerhöhungen konnte die Gesellschaft Streiks verhindern, während die unerlaubte Fabrikation mehr als je zunahm. Daß die Regierung infolgedessen gerade in diesem Jahr geringere Summen aus der Tabakverwaltung bezog, erschien den in logischem Wirtschaftsdanken wenig geschulten Chauvinisten wie eine Herausforderung, wie eine Beleidigung der Männer des neuen Systems.

Die Kammer eröffnete im Februar 1909 den Kampf; Finanzminister und Deputierte suchten einander in der Feindseligkeit der Beschuldigungen zu übertreffen. Mit einem Brief an den Großwesir antwortete die Verwaltung der Regie, und nun beschossen die Parteien sich gegenseitig immer weiter mit Schriften und Preßartikeln. Sogar den Motiven des Budgetentwurfs lag ein Exposé des Finanzministers über die Sünden der Gesellschaft bei.

Dabei waren es in der Hauptsache längst erledigte Dinge, die man vortrug. Vor allen Dingen kommt, so sagte man, die Gesellschaft

darin ihren Pflichten nicht nach, daß sie einen Teil des Tabaks, der ihr zum Kauf angeboten wird, zurückweist. Man tat, als habe man dies soeben entdeckt; in Wirklichkeit ist aber die Frage des Kaufzwangs beinahe so alt, wie die Regie selbst.

Der türkische Bauer ist verpflichtet, seine Kulturen bei der Gesellschaft zur Registrierung anzumelden, seinen Tabak in ihren Lagerhäusern zu deponieren, und nur an sie darf er Tabak verkaufen, der für inländische Fabrikation bestimmt ist. Dieser Beschränkung des Handels und Regulierung der Fabrikation steht volle Anarchie in der Rohproduktion, in dem Anbau von Tabak gegenüber. Nur soweit Kulturen von kleinstem Umfang in Betracht kommen, hat die Regie das Recht, den Anbau von Tabak zu verbieten. Die Folge ist Unregelmäßigkeit in der Größe der Ernten; man baut Tabak, ohne auf Nachfrage und Lage des Weltmarkts Rücksicht zu nehmen. 1902 verzeichnete das türkische Reich eine Ernte von 34 Millionen Kilogramm, 1903 kamen 52 Millionen auf den Markt, und die Folge der lächerlich niedrigen Preise, die diese Überproduktion mit sich brachte, war, daß man 1904 nicht mehr Land mit Tabak bepflanzte, als zu einer Ernte von 25 Millionen Kilogramm nötig war. In den neunziger Jahren herrschte andauernde Überproduktion; war die Durchschnittsproduktion des Reichs doch seit 1884, dem Geburtsjahr der Regie, bis 1903 von 17 Millionen Kilogramm auf das Dreifache gestiegen. Dadurch war ein Zweifel aktuell geworden, den eine Unklarheit in der Abfassung des Lastenheftes hatte entstehen lassen: war die Gesellschaft verpflichtet, allen Tabak, den man ihr antrug, zum Preise, den unparteiische Taratoren festgestellt hatten, abzunehmen, oder nur soviel, wie sie brauchen konnte. Hervorragende Juristen, denen man damals das Lastenheft zur Interpretation vorlegte, verneinten die Frage. Es scheint, daß der zweifelhafte Paragraph so gemeint war, daß die Regie allen 2 Jahre bei ihr eingelagerten Tabak abzunehmen habe, also hauptsächlich minderwertigen.

Die Gesellschaft hätte sich solchem Zwang schon deshalb nicht fügen können, weil gerade er erst zu ungemessener Mehrproduktion gereizt und die Gesellschaft aus einem rationell im Interesse des Landes und der Aktionäre arbeitenden Wirtschaftsbetriebe zu einer humanitären Institution auf Kosten der Aktionäre und der Staatsgläubiger gemacht hätte. Zudem konstatiert man seit Jahren, daß der Gesellschaft mehr und mehr nur die schlechtesten Qualitäten angeboten werden, während man die bessern überhaupt weniger pflegt oder dem Export bestimmt. Der Zwang zu kaufen nun hätte die Regie zum Abladeplatz einer Unmenge wertloser Ware gemacht. Jedoch kam die Gesellschaft den Forderungen der Gegner damals entgegen, indem sie es auf sich nahm, immer einen

Vorrat von etwa zwei Jahresankäufen zu halten. Von den 40 Millionen Kilogramm aber, die des Reiches Boden jährlich liefert, kauft die Regie rund 8, während rund 25 Millionen exportiert werden und der Rest zum großen Teil in Kontrebande fabriziert und verhandelt wird.

So wies die Regie im Jahre 1908 Tabakbestände in Höhe von 18½ Millionen Kilogramm aus, die sie in ihrer Bilanz mit £ 809 000 bewertete. Während man ihr nun auf der einen Seite vorwirft, gerade als ob man sich nie geeinigt hätte, daß sie nicht genug einkauft und ihre Pflichten grob verletzt, kommen im Widerspruch hierzu auf der andern Seite die Klagen, daß die Vorräte zu groß seien, und daß auf ihnen ein Verlust von £ 600 000 liegt; auch die Immobilien der Gesellschaft seien zu hoch angesetzt. Die Geschäftsführung der Gesellschaft sei nicht die eines Unternehmens, dem in wenigen Jahren eine Liquidation in der einen oder andern Form bevorstände. Die Gesellschaft widersprach diesen Behauptungen, erklärte jedoch, daß sie die Vorräte allmählich abstoßen und so vorsichtig einkaufen, dazu eine so maßvolle Gewinnverteilungspolitik treiben wolle, daß im Jahre 1914 kein unverkauftes Tabakblatt mehr in ihrem Besitz sein würde, und daß von ihren Aktiven nachträglich kein Pfaster abgeschrieben zu werden brauche.

In dem einen Punkt sind die Aktionäre der Gesellschaft und die türkischen Chauvinisten einig, daß sie für das Jahr 1914 einen günstigen Stand der Gesellschaft wünschen; jene, damit bei einer Liquidation ihre Bestände zu einem guten Preis übernommen, diese, damit die Reichsregierung bei Abschluß eines neuen Vertrags ihre Bedingungen auf der Grundlage hoher Ertragsfähigkeit kalkulierern kann. Die Vorwürfe, die von allen Seiten auf die Regie regnen, sollen sie zur Besserung ihres Status drängen. Es ist anerkennenswert, daß die Regierung, in kluger Erkenntnis der Identität ihrer Interessen mit denen der Gesellschaft auch Positives für einen günstigen Abschluß getan hat: sie hat den Schmuggel, dessen Unterstützung die Regie ihr vorgeworfen hatte, um der Anklage der Pflichtverletzung mit gleicher Gegenlage zu begegnen, zum erstenmal mit Energie bekämpft.

Die Organe der Regierung aber fahren fort, die Regie mit Anklagen zu überhäufen und sie einzuschüchtern, damit sie müde wird und wenn die Verhandlungen beginnen, zu Zugeständnissen bereit ist. Es hilft ihr nichts, daß sie darauf hinweist, daß sie große Beträge, £ 151 000 im Durchschnitt der letzten Jahre, zur Unterstützung der Tabakbauern hergeliehen hat, daß sie an Fiskus und Dette publique $\frac{4}{6}$ des Reinertrags, mehr als 1 Million £ jährlich, abführt, daß im letzten Jahrzehnt der prozentuale Anteil des Fiskus am Reingewinn gewachsen ist. All das hilft nichts: die Regie habe nur den Aktionären, nicht dem Reich gedient.

Diplomatische Kinematik.

Von Dr. Albrecht Wirth (München).



Swolski ist ein Tausendsassa. Oder ein bißchen Hanswurst. Aber immer hält er die Welt in Spannung und Aufregung. Seit zwei Jahren schon erschallt von Monat zu Monat die bange Frage: Geht er, oder geht er nicht? Und immer wieder fällt der russische Außenminister auf die Füße. An dem Hafen irgendeiner Intrigue hat er sich noch einmal, in den Abgrund stürzend, festgehalten; wie ein hüpfendes Eichhorn ist er von dem sich sentenden Aste auf den schwankenden Zweig eines andern Baumes, will sagen, einer andern großartigen Kombination hinübergesprungen. Am dramatischsten waren die Tage von Friedberg. Schon war Swolski abgesägt, da wurde er rasch noch einmal — angeklebt, und — noch erstaunlicher — aus dem fernen Sibirien kam urplötzlich Stolypin herangesaust. Was in Friedberg verhandelt wurde, ist noch kaum bekannt. Man hat jedoch das Gefühl, daß überhaupt seit einem Monat viel in der Weltpolitik vorgehe, wenn auch einstweilen nur hinter den Kulissen. Spiel und Gelegenheit, Ränke und Gegenränke, Stoß und — behendes Abspringen und ängstliches Ausweichen der Russen. Dagegen offenbar eine erneute Festigung der Freundschaftsbande zwischen Österreich und Italien. Zwar hat kein Mensch die zwei Stunden währende Unterhaltung zwischen Lehrenthal und San Guigliano in Salzburg belauscht, aber soviel sichert doch immer durch: ob sich die Leute lieben oder hassen. Italien treibt eine schlaue Kinematik. Seine Bewegungslehre ist auf die Balancierkunst begründet. Oder auch auf die Moral der Börse: es nimmt von Juden und Heiden, von dem verhaßten Österreich, wie dem verehrten England und dem freundsbrüderlich rasseverwandten Frankreich. Der Marquese San Guigliano denkt ganz einfach wie Titoni und seine andern Vorgänger: Begeben wir uns einmal ganz in das Haus des britischen Konzerns, so wird die Türe zugesperrt, und wir müssen darin ausharren; sind wir dagegen zu liebenswürdig mit dem mitteleuropäischen Block, so kann uns das die Gunst der Westmächte kosten. Also? Also geben wir England, was Englands ist, und Österreich, was Österreichs ist, tanzen abwechselnd mit der einen, und dann mit der andern Partnerin, und sichern uns so die Liebe aller. Jedenfalls gilt es, auch nur den Gedanken einer engeren Liaison zu unterdrücken, gilt es auf jeden Fall, ein etwaiges Monopol auszuschalten. So bleiben wir überall gleich begehrenswert. Daß die hohe Diplomatie keineswegs mit der Volksstimmung eindeutig sei, das hat die Weltgeschichte schon oft bewiesen; das zeigt auch jetzt wieder Japan und die Türkei. Die Mannen des Mikado haben ganz gewiß keine überhäumenden Gefühle für die Moskowiter, aber Katsura und Yamagata wünschen

eben das Zusammengehen mit Rußland, und ihr Wunsch ist Befehl. In der Türkei ist vollends eine fremdenfeindliche Stimmung im Wachsen. Sie äußerte sich erst jüngst in der Ermordung eines Deutschen und der Mißhandlung andrer Deutscher bei Jassa, sowie der Bedrohung des italienischen Gesandten am Bosporus. Aber tut nichts: Freundschaft mit dem Nazrani wird trotzdem beteuert, sobald es sich um diplomatische Gewinne handelt. Allerdings hatte gerade die Hohe Pforte augenblicklich besonders Ursache, die Kinematik der großen Politik zu studieren. Sie ist rings von Gegnern und böswilligen Freunden bedrät. Selbst die Franzosen sind neuerdings abgesprungen und haben die Anleihe, um die sich die Osmanen seit Monaten so heiß bemüht, rundweg abgeschlagen. Die Russen sind ob der wachsenden Türkenflotte erregt und fangen an, Besorgnisse wegen der Sicherheit im Schwarzen Meere zu hegen. England aber? Nun, England ist nicht warm und nicht kalt. Es harret einstweilen der Dinge, die da kommen werden, und betreibt inzwischen eifrig seine Eisenbahnen- und seine Erdölkonzessionen in Vorderasien. So hat sich in ihrem Zweifel und ihrer Bedrängnis die jüngste Türkei zuverlässigeren Freunden zugewandt. Es ist nicht mehr verborgen, daß die Türkei ihren westlichen Freunden den Rücken gedreht hat und im besten Gange ist, um Deutschen, Österreichern und Rumänen in die Arme zu fahren. Wahrscheinlich ist schon eine Quadrupel-Allianz begründet worden.



Schopenhauer und das geniale Schaffen.

Zum 21. September 1910.

Von Chr. Boeck (Braunfeld-Hamburg).



u den interessantesten, aber auch am wenigsten untersuchten Vorgängen des seelischen Lebens gehört der Prozeß des dichterischen Schaffens. Seine Besonderheit innerhalb der Reihe der psychischen Erscheinungen wird jedem offenbar, der auch nur die geringste Vorstellung von der Art und Weise hat, wie wirkliche Dichtungen entstehen. Von einer ganzen Zahl von Dichtern liegen höchst charakteristische Zeugnisse über ihr eigenes Schaffen vor, das nicht nur dem Fernerstehenden, meistens in noch höherem Grade ihnen selber außerordentlich erstaunlich erscheint. Da ist es zu verwundern, daß die wissenschaftliche Untersuchung sich so selten und fast immer nur beiläufig dieser Erscheinung zugewandt hat. Ihre Aufgabe wäre es, den Vorgang zunächst in seinem charakteristischen Wesen möglichst deutlich und umfassend darzustellen und ihn sodann in den Zusammenhang der übrigen seelischen Tatsachen an richtiger Stelle einzureihen. Weil es hieran noch so vielfach fehlt, ist es immer

von Nutzen, auf das Phänomen selber von neuem aufmerksam zu machen. Wünschenswert ist dies übrigens auch deswegen, weil der ohne Zweifel immer handwerksmäßiger werdende Betrieb unsrer Literatur den Hinweis auf die Einzigartigkeit des dichterischen Schaffens sehr wohl verträgt. Der Umstand, daß unsre Dichter von heute so unerschöpflich im Produzieren sind und vielleicht auch sein müssen, trägt dazu bei, den Unterschied zwischen Dichtung und Schriftstellerei immer mehr zu verwischen. Das ist nicht ohne bedenkliche Folgen. Auch eine wahrhaft fruchtbare literarische Kritik darf diesen Unterschied nicht aus den Augen lassen. Die beste Quelle einer solchen Unterscheidung liegt aber gerade in der Erkenntnis von der Einzigartigkeit des dichterischen Produzierens.

Eine klare Erkenntnis der Art hat in hohem Maße Schopenhauer besessen. Das ist nicht zu verwundern, denn wir finden bei ihm überhaupt ein großes Verständnis für künstlerische Fragen. Das konnte er in reichster Weise aus sich selber schöpfen. Besonders hat er sich aber auch deswegen glücklich gepriesen, weil er in Goethe die unmittelbare Anschauung des Genius besaß. Goethe blieb ihm nicht nur ein Zeitgenosse wie Kant, den er in dieser Beziehung neben jenen stellt, Goethe hatte den jungen Menschen freundlich an sich herangezogen, aus dem Goetheschen Lebenskreise hatte er die direktesten Antriebe erhalten, und auch als die persönlichen Beziehungen sich gelockert hatten, blieb er in inniger Berührung mit dem Walten dieses Genies. Da ist es ganz natürlich, daß er durch diesen seinen größten Bürger dem Reich des Schönen ganz besonders vertraut wurde, und daß ihm auch die besondere Frage, die uns hier beschäftigt, deutlich und anschaulich sein mußte. Zu letzterem diente aber in stärkstem Maße das, was er an sich selbst erfuhr und beobachtete.

Bevor wir das näher betrachten, vergegenwärtigen wir uns kurz, was Schopenhauer über das Wesen der Kunst zu sagen hat und wie ihn in seiner Auffassung von der Kunst gerade die Erscheinung des künstlerischen Produzierens bestärkt. Daß wir das Schaffen des Dichters in der Betrachtung erweitern dürfen zu dem des Künstlers überhaupt, unterliegt wohl keinem Zweifel. Außerordentlich verschieden sind in jedem Falle freilich das Material und dementsprechend die Technik; aber so sehr diese auch auf das Schaffen selber wirken, schließlich müssen sich in diesem doch analoge Gesetze beim Dichter wie beim bildenden Künstler offenbaren. Ja, wir werden sehen, daß wir den Kreis über das rein Künstlerische noch hinausziehen können und müssen.

Kant hatte das Ding an sich als das uns Unerreichbare stehen lassen. Schopenhauer erkannte darin den Willen, der sich dem erkennenden Subjekt unter der Form von Raum und Zeit und nach dem Gesetz der Kausalität als die ewig

wechselnde Fülle der Erscheinungen darstellt und so Vorstellung wird. Es war nach Schopenhauer das große Verdienst Kants, daß er die Idealität von Raum und Zeit und der Verstandeskategorien, deren hauptsächlichste die der Kausalität ist, endgültig erwiesen hatte und so auf das Ding an sich gestoßen war, sein eigenes, daß er dieses als den Willen festgestellt hatte. Mit Kant aber traf auf ganz verschiedenem Wege Plato zusammen, dessen Ideen, die allein das wirklich Seiende bedeuten, dem Ding an sich ohne Zweifel verwandt sind. Nach Schopenhauer nun entsprechen die Ideen den verschiedenen Stufen, auf denen der Wille in die Erscheinung tritt und Vorstellung wird. Auf jeder Stufe gibt es viele Einzelheiten und Individuen, die entstehen und vergehen: das Wesentliche, Unveränderliche an ihnen stellt die Idee dar. Wir haben also erstens den Willen, der das Ansehen der Welt und unabhängig von jeder Vorstellung ist, sodann die Ideen, welche sich vom Willen nur dadurch unterscheiden, daß sie Vorstellung geworden sind, und schließlich die einzelnen Dinge und Kräfte, welche die in Raum und Zeit und nach dem Gesetz der Kausalität vervielfältigten und zerteilten Ideen sind. Wir erkennen als Individuen die Dinge vermittelt der Organisation unsres Leibes, der Sinne usw., der selber eine Objektivation des Willens ist; so steht unsre Erkenntnis durchaus im Dienste des Willens. Denn wir erkennen die Dinge nicht, wie sie an sich sind, sondern nur als das, was sie für uns sind. Wir erkennen ihre Beziehungen zu uns und ihre Beziehungen zu einander. Das hat schließlich alles Bezug auf unsern Willen, nicht auf das Wesen und den Willen der Dinge selber, und so ergibt sich, daß unser Erkennen dem Willen untertan ist. Nur zuweilen und unter Umständen emanzipiert sich die Erkenntnis vom Dienst des Willens, dann erkennen wir in den einzelnen Dingen ihre ewigen Urbilder, die Ideen, dann geben wir uns ganz der Anschauung hin, indem wir gänzlich von unsern Bedürfnissen und Zwecken absehen und unsre Individualität gleichsam verlieren. Diese Art von Anschauung, in der wir der Ideen inne werden, ist die künstlerische; sie ist frei vom Dienste des Willens und den Zwecken des Individuums. Diejenigen, in denen die Erkenntnis ein solches Übergewicht erlangt, daß sie immer wieder zur Anschauung der Ideen kommt, sind die Genies.

Aus dieser Auffassung der Kunst ergibt sich, daß alle wahrhaft künstlerische Tätigkeit, alle Tätigkeit des Genies frei von jeder Absichtlichkeit, Willkür und Zwecksetzung ist. Ferner, daß sie nicht mit Begriffen arbeitet, wie die Wissenschaft es tut, welche die Welt in der Form von Raum und Zeit und unter dem Gesetz der Kausalität betrachtet. Für das Genie sind es aber auch nur gewisse Zeiten, in denen es sich zur Anschauung der Ideen erhebt, nicht in ununterbrochener Dauer verhält es sich rein anschauend. Aus all diesem

ist zu folgern, daß die künstlerische Tätigkeit ganz besonderer Art ist und sich von jeder andern unterscheidet.

Dem entsprechen auch die Bemerkungen, die Schopenhauer über das Schaffen des Künstlers macht. Nicht in jedem Augenblick steht das geniale Schaffen dem Genie zu Gebote; denn die große, wiewohl spontane Anspannung, welche zur willensfreien Auffassung der Ideen erfordert wird, läßt notwendig wieder nach und hat große Zwischenräume, in denen das Genie den andern Menschen ziemlich gleich steht. „Man hat dieserhalb von jeher das Wirken des Genies als eine Inspiration, ja wie der Name selbst bezeichnet, als das Wirken eines vom Individuo selbst entschiedenen übermenschlichen Wesens angesehen, das nur periodisch jenes in Besitz nimmt.“ (Welt als Wille und Vorstellung. Band II § 36.) Die Veränderung ferner, die im Subjekt entsteht, wenn es zur Anschauung der Ideen kommt, kann, eben weil sie in der Elimination des Willens besteht, nicht vom Willen ausgehen, also kein Akt der Willkür sein, d. h. nicht im Belieben des Menschen stehen. (Bd. II § 30.) Die Werke des Genies gehen also nicht aus Absicht oder Willkür hervor, sondern es wird dabei von einer instinkartigen Notwendigkeit geleitet (§ 31). Der Begriff, der in der Wissenschaft so viel gilt, ist in der Kunst ewig unfruchtbar. Die Idee dagegen ist die wahre und einzige Quelle jedes echten Kunstwerks. In ihrer kräftigen Ursprünglichkeit wird sie nur aus dem Leben selbst, aus der Natur, aus der Welt geschöpft, und auch nur von dem echten Genius oder von dem für den Augenblick bis zur Genialität Begeisterten. Nur aus solcher unmittelbaren Empfängnis entstehen echte Werke, die unsterbliches Leben in sich tragen. Eben weil die Idee anschaulich ist und bleibt, ist sich der Künstler der Absicht und des Zieles seines Werkes nicht in abstracto bewußt; nicht ein Begriff, sondern eine Idee schwebt ihm vor: daher kann er sich von seinem Tun keine Rechenschaft geben: „er arbeitet, wie die Leute sich ausdrücken, aus bloßem Gefühl und unbewußt, ja instinktmäßig“ (Bd. I § 49). Denken soll freilich der Künstler auch, bei der Anordnung seines Werkes: aber nur das Gedachte, was geschaut wurde, ehe es gedacht war, hat nachher, bei der Mitteilung anregende Kraft und wird dadurch unvergänglich (Bd. II § 34). Zu ihrer ganzen Schroffheit entwickelt Schopenhauer diese Gedanken, wo er von der Musik spricht, in der nach seiner Auffassung nicht die Ideen, sondern der Wille selber zur Darstellung gebracht wird. Da sagt er (Bd. I § 52): „Die Erfindung der Melodie, die Aufdeckung aller tiefsten Geheimnisse des menschlichen Wollens und Empfindens in ihr, ist das Werk des Genius, dessen Wirken hier augenscheinlicher, als irgendwo, fern von aller Reflexion und bewußter Absichtlichkeit liegt und eine Inspiration heißen könnte. Der Begriff ist

hier, wie überall in der Kunst, unfruchtbar: der Komponist offenbart das innerste Wesen der Welt und spricht die tiefste Weisheit aus, in einer Sprache, die seine Vernunft nicht versteht; wie eine magnetische Somnambule Aufschlüsse gibt über Dinge, von denen sie wachend keinen Begriff hat.“

Derjenige, der Selbstäußerungen der Dichter und Künstler über die Art ihres Produzierens kennt, wird finden, daß das, was Schopenhauer hier vorbringt, durchaus mit jenen Äußerungen übereinstimmt. Daß Schopenhauer hier so klar sah, hat seinen letzten Grund aber darin, daß er an sich selber ähnliche Beobachtungen gemacht hatte. Nun hat er sich freilich nicht als Dichter betätigt, aber in der Art und Weise, wie seine Philosophie entstanden war, hatte er Ähnliches erlebt. Seine Erfahrungen nötigen uns also, das charakteristische Wesen des künstlerischen Schaffens auch bei dem echten Philosophen vorauszusetzen und den Kreis des künstlerischen Schaffens zum genialen Schaffen zu erweitern.

Daß Kunst und Philosophie mit einander verwandt sind, bringt Schopenhauer auch ausdrücklich in der Theorie zum Ausdruck. In dem Philosophen ebenso wie in dem Künstler und Dichter überwiegt der Intellekt dermaßen, daß er sich vom Willen, dem er ursprünglich dienstbar ist, zu Zeiten losmacht. Jener fragt alsdann im Blick auf die Welt: „Was ist das alles?“, dieser dagegen: „Wie ist es eigentlich beschaffen?“ (Bd. II § 31.) Aber ist in den Werken der Kunst die ganze Weisheit der Welt virtualiter und implicite enthalten, so liefert die Philosophie sie actualiter und explicite. Sie verhält sich in diesem Sinne zu jener, wie der Wein zu den Trauben (Bd. II § 34). Und in einem nachgelassenen Aufsatze über Philosophie und ihre Methode sagt Schopenhauer direkt: „Der Stoff, in welchem Philosophie geschaffen werden soll, sind Begriffe, diese sind dem Philosophen, was dem Bildner der Marmor: er ist Vernunftkünstler.“ Ungefähr daselbe denkt Nietzsche, und er hat dabei ohne Zweifel Schopenhauer vor Augen. Er überlegt, ob die Philosophie eine Kunst oder eine Wissenschaft ist, und er meint, daß sie eine Kunst in ihren Zwecken und in ihrer Produktion ist. Aber das Mittel, die Darstellung in Begriffen, hat sie mit der Wissenschaft gemein. In demselben Zusammenhang spricht er auch von dem ästhetischen Wert des unbeweisbaren Philosophierens, der unverlierbar ist. Auch dann ist es noch als Kunstwerk vorhanden, wenn es sich als wissenschaftlicher Bau nicht erweisen kann.

Die interessantesten Aufschlüsse nach dieser Richtung hin erlangen wir durch Schopenhauers Selbstbekenntnisse, die sich denen anderer Dichter — unwillkürlich kommt das Wort in die Feder — als nahe verwandt anschließen. Sie sind außerordentlich charakteristisch und gewähren einen besonders klaren Einblick in die Art der genialen

Produktion, so daß sie am besten hier wörtlich angeführt werden.

In Dresden schreibt er 1814 bei der Ausarbeitung seines Hauptwerkes: „Mein Denken in Worten, also Begriffen, also die Tätigkeit der Vernunft, ist für meine Philosophie nichts andres, als was das Technische für den Maler ist, das eigentliche Malen, die *conditio sine qua non*. Aber die Zeit der wahrhaft philosophischen, wahrhaft künstlerischen Tätigkeit sind die Augenblicke, wo ich mit Verstand und Sinnen rein objektiv in die Welt hineinschaut; diese Augenblicke sind nichts Beabsichtigtes, nichts Willkürliches, sie sind das rein Gegebene, rein Eigene, was mich zum Philosophen macht, in ihnen fasse ich das Wesen der Welt auf, ohne dann zugleich zu wissen, daß ich es auffasse; ihr Resultat wird oft erst lange nachher in der Erinnerung schwach in Begriffen wiederholt und so dauernd befestigt.“

Außerordentlich bezeichnend ist, was er 1813 in Berlin aufzeichnete, zu einer Zeit, da sich die Hauptgedanken seiner Philosophie in seinem Kopfe zu regen begannen: „Unter meinen Händen und vielmehr in meinem Geiste erwächst ein Werk der Philosophie, die Ethik und Metaphysik in einem sein soll . . . Das Werk wächst, kontresziert allmählich und langsam, wie das Kind im Mutterleibe: ich weiß nicht, was zuerst und was zuletzt entstanden ist, wie das Kind im Mutterleibe. Ich werde ein Glied, ein Gefäß, einen Teil nach dem andern gewahr, d. h. ich schreibe auf, unbekümmert, wie es zum Ganzen passen wird: denn ich weiß, es ist alles aus einem Grunde entsprungen. So entsteht ein organisches Ganze, und nur ein solches kann leben . . . Ich, der ich hier sitze und den meine Freunde kennen, begreife das Entstehen des Werkes nicht, wie die Mutter nicht das des Kindes in ihrem Leibe. Ich sah es an und spreche: ‚ich bin mit Frucht gesegnet‘. Mein Geist nimmt Nahrung aus der Welt durch Verstand und Sinne, diese Nahrung gibt dem Werk einen Leib; doch weiß ich nicht, wie, noch warum bei mir und nicht bei andern, die dieselbe Nahrung haben.“

Elf Jahre später, als er auf sein Werk zurückschaut, das im Publikum so gut wie gar keine Beachtung gefunden hatte, vergegenwärtigt er sich noch einmal sein Entstehen, nunmehr seine Erfahrungen in die Begriffe seiner Philosophie kleidend: „Was mir die Echtheit und daher die Unvergänglichkeit meiner Philosophien verbürgt, ist, daß ich sie gar nicht gemacht habe; sondern sie haben sich selbst gemacht. Sie sind in mir entstanden ganz ohne mein Zutun, in Momenten, wo alles Wollen in mir gleichsam tief eingeschlafen war, und der Intellekt nun völlig herrenlos und dadurch müßig tätig war, die Anschauung der wirklichen Welt aufsaßte und sie mit dem Denken parallelisierte, beide gleichsam spielend an einander haltend, ohne daß mein Wille irgendwie der Sache

auch nur vorstand, sondern alles sich völlig ohne mein Zutun, ganz von selbst machte. Mit dem Wollen ist aber auch alle Individualität verschwunden . . . Nur was in solchen Momenten ganz willensreiner Erkenntnis in mir sich darstellte, habe ich als bloßer Zuschauer und Zeuge aufgeschrieben und zu meinem Werte benutzt. Das verbürgt dessen Echtheit und läßt mich nicht irre werden beim Mangel alles Anteils und aller Anerkennung.“ Ein andermal sagt er, daß aus dem Gärungsprozeß seines Denkens seine Philosophie hervorgegangen sei, sich nach und nach daraus hervorhebend wie eine schöne Gegend aus dem Morgennebel.

Diese Äußerungen zeigen mit großer Deutlichkeit, wie seiner ganzen Wesensart nach das Schaffen bei Schopenhauer gestaltet war. Es ist das Schaffen des Genies, das sich so bemerkbar macht. Und diese Art des genialen Schaffens ist es allein, die auf allen Gebieten, in Kunst und Philosophie, in Wissenschaft und Leben, das Dauernde und das Große hervorbringt. So wie Schopenhauer sich von der Echtheit seiner Philosophie durch die Vorstellung ihrer ungewollten, innerlich = notwendigen Entstehung überzeugte, so kann jeder Künstler in Zweifelsmomenten wieder das Zutrauen zu seinen Schöpfungen gewinnen, wenn er von den Stunden des Schaffens ähnliche Erinnerungen mitgenommen hat. Und jedem Werke werden wir geneigt sein, einen den Tag überdauernden Wert beizulegen, an dem wir die Spuren eines ähnlichen Werdens bemerken.

Nur eines tritt bei Schopenhauer, in seinen Selbstbeobachtungen und in seiner Theorie, im Vergleich zu dem, was andre über sich ausgesagt haben, zurück: das ist der Zwang zum Produzieren, die ungeheure Nötigung zum Schaffen, wovon z. B. Hebbels Äußerungen über diesen Gegenstand uns eine lebhafteste Vorstellung geben. Hebbel sagt einmal, daß eine unterdrückte oder unmögliche geistige Entbindung ebensogut wie eine leibliche die Vernichtung nach sich ziehen kann. So groß ist die Gewalt des Zwanges, die über den Dichter kommt. Diese Seite des genialen Schaffens betont Schopenhauer weniger. Immerhin spricht auch er von einer Notwendigkeit des Produzierens, so in der *Parerga und Paralipomena* (§ 61), wo er nach dem Triebe fragt, der der Tätigkeit des Genies zugrunde liegt. Nicht die Ruhmbegierde ist dieser Trieb, auch nicht der Selbstgenuß im Schaffen, denn die Anstrengung dabei wiegt ihn auf*), das Genie ist sich keines Motivs bewußt. Es handelt aus Not-

*) Vergl. dazu seinen Brief an Goethe vom 11. Nov. 1815: „Jedes Werk hat seinen Ursprung in einem einzigen glücklichen Einfall, und dieser gibt die Wollust der Konzeption: Die Geburt aber, die Ausföhrung, ist wenigstens bei mir nicht ohne Pein, denn alsdann stehe ich vor meinem eigenen Geiste, wie ein unerbittlicher Richter vor einem Gefangenen, der auf der Folter liegt, und lasse ihn antworten, bis nichts mehr zu sagen übrig ist.“

wendigkeit, wie der Baum Früchte trägt, wozu von außen nichts weiter erforderlich ist als der Boden, auf dem er steht.

So einzigartig nun in seiner ganzen Art das geniale Schaffen ist, so fällt es doch nicht aus dem Rahmen des psychischen Geschehens überhaupt heraus. Analogien zu ihm finden sich bei jedem Menschen. Auch dafür können wir bei Schopenhauer einen Beleg finden. Freilich weist Schopenhauer nicht auf diesen Zusammenhang hin. Das ist psychologisch wohl begründet. Einer, der an sich selbst zu seinem eigenen Erstaunen den Vorgang des genialen Schaffens beobachtet, kann gar nicht anders, als ihn für etwas ganz Außerordentliches und Außergewöhnliches halten. Je stärker und originaler dieser Schaffenstrieb auftritt, desto mehr wird er als etwas Einzigartiges empfunden, das mit den psychologischen Tatsachen des gewöhnlichen Lebens nicht zu vergleichen ist. Und doch gibt es parallele Erscheinungen. In dem Kapitel 14 des 2. Bandes der Welt als Wille und Vorstellung, das über Gedankenssoziation handelt, weist Schopenhauer darauf hin, daß der ganze Prozeß unsres Denkens und Beschließens selten auf der Oberfläche unsres Bewußtseins sich abspielt; selten besteht er in einer Verkettung deutlich gedachter Urteile. Gewöhnlich geschieht die Ruminaton des von außen erhaltenen Stoffes, durch welche er zu Gedanken umgearbeitet wird, in der dunklen Tiefe des Bewußtseins, und sie geht beinahe so unbewußt vor sich, wie die Umwandlung der Nahrung in die Säfte und Substanz des Leibes. Daher kommt es, daß wir oft vom Entstehen unsrer tiefsten Gedanken keine Rechenschaft geben können: sie sind die Ausgeburt unsres geheimnisvollen Innern. Urteile, Einfälle und Beschlüsse steigen unerwartet zu unsrer eigenen Verwunderung aus jener Tiefe auf. Geht hier nicht etwas Ähnliches vor sich, wie beim Schaffen des Genies? Man muß es doch wohl annehmen, wenn sich hier auch nur in Ansätzen zeigt, was im genialen Individuum mit ungeheurer Gewalt und elementarer Kraft in gewissen Zeiten zutage tritt, und was deswegen alsdann eine ganz neue, unvergleichliche Gestalt zeigt.



Über einige Einwände gegen die Fortschrittstheorie.

Von Dr. f. Müller-Lyer (München).

II.

Es gibt ausdrucksvollere und weniger ausdrucksvolle Künste, und zu den mächtigeren gehören die Musik, die Dichtkunst und die Wissenschaft, die wir vollkommen richtig als Gedankenkunst auffassen können. Daß wir aber in der Musik, im geschriebenen Wort und

in der Wissenschaft den Alten überlegen sind, das wird wohl niemand bestreiten wollen.

Wenn heute ein perikleischer Grieche in einen Konzertsaal träte, um eine Brucknersche Sinfonie oder eine Thomassinsche Sonate anzuhören, so würde er sich beschämt sagen müssen, daß er diese Kunst, die uns im tiefsten ergreift, nicht verstehen kann. — Wenn wir den Homer (der überdies eine Kollektivperson war) mit Goethe vergleichen, so werden wir zwar nicht finden, daß das Genie des Deutschen dem des Griechen überlegen ist, aber daß die naive Kunst der Alten im Gedankeninhalt und in der Darstellung weit überflügelt ist. — Und die Überlegenheit unsrer Wissenschaft springt zu sehr in die Augen, als daß man darüber ein Wort zu verlieren hätte.

Wenn also die weniger leistungsfähigen Künste zurückgegangen sind, weil sie von den leistungsfähigeren verdrängt wurden, so ist dies im großen ganzen nicht als ein Rückschritt, sondern als ein Fortschritt „der Kunst“ zu betrachten, der ganz in der Richtung liegt, die durch das Entwicklungsgesetz der Kunst bestimmt wird. Wir haben keine großen Bildhauer mehr, gerade wie wir keine guten Armbrustschützen mehr haben, weil unterdessen die Armbrust vom Feuergewehr verdrängt worden ist.

Doch darf uns dies Beispiel (das wie alle Gleichnisse hinkt) nicht zu einer einseitigen Auffassung hinreißen. Offenbar kann das oben erwähnte Entwicklungsgesetz der Kunst nicht sagen wollen, daß der künstlerische Drang schließlich nur noch in der Musik und Literatur seinen befriedigenden Ausdruck fände, während alle andern Künste vernichtet und tot am Boden lägen. Nein, das Ziel ist natürlich die höchste harmonische Entfaltung aller Künste, in der jede einzelne den ihr zukommenden Platz ausfüllt. Denn jede Kunst besitzt ein Gebiet, auf dem sie allein am vollkommensten ist; so kann z. B. die Malerei, der Tanz, die Musik Gedanken und Gefühle ausdrücken, die das Wort entweder nur mühsam oder gar nicht wiederzugeben vermöchte. Daher darf keine der Künste, auch nicht die primitivste, der Tanz (der jetzt so tief steht), vernachlässigt werden. Jede ist uns unentbehrlich zum vollen Leben und die herannahende Epoche der Vollkultur wird den harmonischen Reigen aller Töchter Apolls zu neuem Leben zu erwecken haben.

Fassen wir das Gesagte zusammen: Der Einwand, daß die „Kunst“ zurückgeschritten sei, läßt sich nicht aufrecht erhalten. Vielmehr hat unsre Zeit auf dem Gebiete der ausdrucksvollsten Künste, der Musik und der Literatur, das Altertum überflügelt. Die bildenden Künste aber, die dem Altertum den schimmernden Reiz gaben und das Leben früher so wunderbar adelten, sie sind allerdings in Verfall geraten; auf diesem Gebiete sind wir in beklagenswerter Weise kunstarm und unfroh geworden.

Wenn wir uns nun aber auf einen höheren Standpunkt erheben, auf dem wir die Gesamtkultur überblicken, so erkennen wir, daß auch dieser augenblickliche teilweise Rückschritt gerade aus den Gesetzen des Fortschritts heraus sich leicht begreifen läßt, wie wir sehen werden, wenn wir nun einen andern Einwand betrachten.

„Nur die Technik und die Naturwissenschaft“ (so sagt man) sind seit dem „Altertum“ fortgeschritten und dadurch unsre Wirtschaft, auf allen andern Gebieten hat kein deutlicher Fortschritt stattgefunden. Dieser Vorwurf wird unsrer modernen Kultur vielfach gemacht, und es läßt sich kaum leugnen, daß er zum großen Teil berechtigt ist. Doch auch gerade in diesem einseitigen Vorwiegen der materiellen Kultur haben wir wieder den besonderen Fall eines allgemeinen Fortschrittsgesetzes festzustellen. Nämlich: niemals schreitet die Kultur auf allen ihren Einzelgebieten zugleich vor; vielmehr hat stets eine der soziologischen Funktionen die Führung; und diese führende soziologische Funktion, die dann die andern nach sich zieht, ist, wie Marx und Engels gezeigt haben, die Wirtschaft. Immer erst, wenn auf dem wirtschaftlichen Gebiete der Fortschritt zu höheren Formen der Produktion geführt hat, dann gelangen auch die übrigen Kulturerscheinungen, nämlich die Moral, die Religion, die Philosophie, die Kunst zu einer neuen Blüte, zu einer Entfaltung auf höherer Stufe. So z. B. erblühte die antike Kunst erst, nachdem die Technik einen entscheidenden Fortschritt gemacht, nachdem der Mensch der Erfindung des Ackerbaues die Entdeckung und Beherrschung der Metalle hinzugefügt hatte. Die antike Kunst war eine Frucht der Metallkultur und des internationalen Verkehrs, der sich um das Mittelmeer entwickelt hatte. — Nun haben wir uns aber auf dem Gebiet der Wirtschaft schon um zwei Stufen (die hoch- und die spätkapitalistische) über das Altertum emporgeschwungen, und an Stelle der Mittelmeerwelt ist das ganze Erdenrund getreten; es ist deshalb ein neuer unerhörter Aufschwung unsrer gesamten Kultur und auch der Kunst zu erwarten: denn eine neue Wirtschaft, eine neue Kultur; eine höhere Wirtschaft — eine höhere Kultur.

Daraus mag man auch ersehen, wie kurzichtig der Einwand ist, „nur“ in der Wirtschaft, „nur“ in der Technik und den technischen Wissenschaften seien wir dem Altertum überlegen; wobei man auf das „nur“ einen verächtlichen Ton legt. Denn diese neue Wirtschaft wird ja gerade die Grundlage für die neue Kultur sein; das Haus kann doch erst gebaut werden, wenn das Fundament hergestellt ist. Die Kunst, die Philosophie, die Religion, die Moral usw., sie sind ja alle gleichsam nur die höheren Stockwerke, die auf der Basis der Wirtschaft ruhen.

Aus dieser Betrachtung heraus werden wir nun wohl auch eine freundlichere Würdigung unsrer gegenwärtigen Zeit schöpfen können.

Denn es ist ja gewiß richtig, daß das Vorwalten der Wirtschaft und der Technik unsrer Zeit einen nüchternen und häßlichen Charakter verleiht, daß die fast ausschließliche Beschäftigung mit materiellen Dingen uns Übergangsmenschen geistig furchtbar arm gemacht hat, kunstarm, unfroh, ideallos, lebensüberdrüssig. Doch auch dieser traurige Zustand erklärt sich aus Gesetzen des Fortschritts: unsre Kultur ist (wenn wir in dem früheren Bild bleiben dürfen) im Umbau begriffen; durch den jähen wirtschaftlichen Übergang ist alles in Verwirrung und Unordnung geraten. Die alte Kultur ist in Trümmer gegangen, die neue noch nicht aufgebaut; wir haben unsre Kunst, unsre Religion, unsre Lebensfreude zum Teil eingebüßt, aus dem einfachen Grunde, weil wir an die neuen Lebensverhältnisse nicht angepaßt sind; erst wenn Anpassung erfolgt, erst wenn die ganze Gesellschaftsordnung auf die neue — höhere — Basis eingereicht ist, erst dann werden auch die Künste, der philosophische Gedanke, die Lebensfreude zu höheren Formen erwachen: — Auf der andern Seite allerdings kann es auch vielleicht kein fesselnderes Schauspiel geben als das Schauspiel dieser Zeiten, die auf Jahrhunderte hinaus für das Schicksal der zivilisierten Völker entscheidend sein werden.

Ein andrer wichtiger Einwand gegen die Fortschrittstheorie behauptet, daß der Mensch nur in intellektueller, aber nicht in sittlicher Beziehung fortschrittsfähig sei, daß die Moral seit den ältesten Zeiten keine Entwicklung, keinen Fortschritt erkennen lasse und als eine für immer konstante Größe zu betrachten sei.

Sicher ist jedenfalls, daß die Klagen über mangelhafte Moral zu allen Zeiten ertönt, und zwar nicht zum wenigsten von jenen engherzigen Moralisten, die mit ihrer eigenen sittlichen Auf- führung ebenso zufrieden sind, als unzufrieden mit der ihrer Nebenmenschen. Das ist begreiflich; aber unbegreiflich ist es, daß ein so hervorragender Historiker und Soziologe wie Thomas Buckle die Sittlichkeit als eine konstante, als eine feststehende Größe betrachten konnte. Denn gerade die Sittlichkeit und die Sitten erweisen sich in so enormem Grad als abhängig von dem Milieu, von Klima, Zeitgeist, Kulturstufe usw., als so labil und veränderlich in der knetenden Hand der übermächtigen soziologischen Verhältnisse, daß dies auch der Geschichtsunkundige kaum übersehen kann. So war z. B. die Gesittung des Altertums und des Mittelalters entstellt durch eine furchtbare Grausamkeit. Im kaiserlichen Rom wurden in der Arena Tausende von Menschen lebend verbrannt, durch wilde Tiere zerrissen, oder gezwungen, miteinander auf Tod und Leben zu kämpfen; und diese Schaustellungen waren die hauptsächlichsten Belustigungen für die Volksmassen; und für Thomas v. Aquino, den christlichen Doctor angelicus, bestand, wie früher erwähnt, eine Erhöhung des Glücks der

Seligen darin, daß sie die Qualen der Verdammten mit ansehen durften, während wir heute das Elend der Masse geradezu als eine Schande für jedermann empfinden.

Schließlich sei noch des folgenden Einwandes gedacht, den man bisweilen gegen die Fortschrittstheorie erhoben hat; man sagt, daß wir durch die Kultur nicht gescheiter geworden seien, d. h. daß unsre angeborenen Verstandesfähigkeiten nicht zugenommen haben, daß unsre besten Denker, wie z. B. Goethe oder Darwin, denen des Altertums, wie z. B. Plato und Aristoteles, an natürlichem Ingenium nicht überlegen seien.

Der Mensch ist eben ein relativer „Dauerthypus“. Unsre Köpfe haben sich nicht verändert, wohl aber das, was darin ist, und zwar in solchem Maße, daß der göttliche Plato von einem heutigen Mittelschüler wohl mehr lernen könnte, als dieser von ihm. — Das darf wohl für die Aufrechterhaltung der Fortschrittstheorie genügen.



Zum Überdenken.

Von Wilhelm Schuffen (Schwäbisch-Gmünd).

Wart geduldig.

Um die Hügel dampft ein Regen,
Mühsam steigt der Feuerrauch.
Wart geduldig auf den Segen,
Alles hat hier seinen Brauch.

Alles braucht hier, aus dem Grunde
Aufzuwachsen, Jahr und Stunde,
Bis ein später Baum dann regt
Das Haupt im Blau und Früchte trägt.

Fluche nicht.

Klag nicht den Himmel an,
Der grausam walte,
Es ist der alte,
Der einst deine brausenden Lieder empfangen.

Zieh ohne Fluch die Bahn,
Die rauhe, kalte.
Es ist die alte,
Die du einst in seliger Liebe gegangen.

Trost.

Plötzlich dann in Tränentagen
Um die Seele, die verzagen
Wollte, hergebreitet
Liegt ein wunderbares Land,
Dehnend sich nach goldnen Hängen,
Angefüllt von holden Klängen,
Rund zum Ruheplatz geweitet,
Den ein guter Gott gesandt.

Freude.

Hat man seinen Seil gegraben,
Soll man seine Freude haben.

Ohne dieses Funkenlicht
War der Tag ein tot Gesicht.

Und die Summe eines Lebens
Ohne Funken war vergebens.

Die Reue.

Die Reue ist ein böses Kraut,
Die Reue,
Daß in dir wuchernd Galle braut
Aufs neue.

Die Reue ist ein schlimmes Tier,
Die Reue,
Daß in dir zehrt mit Wolfsbegier
Aufs neue.

Die Reue zeugt dein Spiegelbild
Zum Hohne.
Und pflanzt es hoch in das Gefild
Zum Lohne!

O selig jedes Augenblau
In Treue,
Und daß es nie erlöschend schau
Die Reue!

Mut.

Und laß dir nur den Mut nicht rauben,
Weil Tag um Tag du schwerer ringst.
Wie soll der andre an dich glauben,
Wenn du es selbst nicht fertig bringst?

Zuletzt muß doch ein Wille batten
Mehr als das Hurraholdrio.
Und nächst den allertiefsten Schatten
Da wachen Flammen lichterloh.



Kinder der Leidenschaft.

Novelle aus dem Geiste der Schopenhauer'schen Metaphysik.

Von Anselm Ruest (Berlin).

Abdi, des indischen Fürsten Randrale hoffnungsvoller Sohn, begann endlich wieder den Verlust seiner Geliebten zu verschmerzen.

Er zählte heut den ersten Jahrestag, da sie sich kennen gelernt hatten, und sein Sinn rührte im Gehen an die kleine Zahl trunkener

Monde. „Wie ein Traum — wie ein Traum —“ murmelte er vor sich hin. . . Und dann gleichsam durch seine eigene Stimme geweckt, hob er plötzlich das schöne Haupt höher und sprach lauter und bestimmter, wie wenn der Stundenzeiger sein einförmiges Tictack mit festen Glockenschlägen unterbricht, zu sich selbst: „Wirklich ein Traum; indessen — noch nannte mir keiner das Erkennungszeichen, mein leichteres und mein tieferes Träumen aus dem ganzen großen hellen Trug des Lebens zu scheiden!“

Und eine neue Stunde brach an und Sadi begann wieder weise zu werden.

Leidenschaftslos, und dennoch in einer warmen Atmosphäre, als ob das jüngst noch hochlodernde Feuer seiner Liebe jetzt erst mit wohlthätiger Glut in die Weite ausstrahlte, wandte er sich wieder den alten Rätseln, den stumm fragenden Blicken erstarrter Heiliger zu. Und wieder wie vor einem Jahre stand er vor dem Ersten und Letzten, vor dem Schweigsamen Urgrund alles Seins, und mit ganzer Inbrunst die Augen in ihn bohrend wartete er, daß ein Mund sich öffne.

Aber es war sein eigener, dem sich endlich ein bekannter Seufzer entrang.

„Geh an der Welt vorüber — es ist nichts!“ so hatte heimatliche Weisheit am heiligen Ganges allzeit geklungen —; hoffte er heute Tröstlicheres zu finden?

Da aber wird er plötzlich stutzig.

War nicht eben dies sein letzter Schluß schon gewesen, sein letztes Resultat heute vor zwölf Monden, womit er am Morgen aufgewacht — und noch am selben Abend hatte Adita ihren leuchtend weißen Arm wie einen Kranz von Lotusblüten um sein Haar geschmiegt, während die beiden Fragezeichen über den dunklen Augen nur noch eine Antwort heischten: genug, nur diesen Sinn, diese Lösung gab es überhaupt noch zu begreifen, sie hatte er begriffen, hatte ein Meer des Saumels von Aditas Lippen getrunken, hatte ihren Körper umschlungen, fest umschlungen, als wie den nackten Triumph, daß der Vater Weisheit nun doch an ihm, dem Sohne, zu schanden geworden sei — hier, jetzt, halte er ja in Händen, was selbst die allertiefste Weisheit unmöglich als Nichts, „es ist nichts“ bezeichnen könne — —

Wie? oder wirklich? dann sei es doch wieder ein Nichts gewesen, ganz wie jenes graue Wort gepredigt habe! Der Tod hatte diesen blütenjungen Leib gefordert, die Flamme nicht gezaudert, ihn zu zerstören, der Fluß seine Asche entführt — und freilich: Leib und Flamme und Fluß und Asche, alles dies ja ein Nichts ohne Frage — —

Nur merkwürdig! das blasse leblose Wort, vor dem er damals ganze Zeiten lang stehen geblieben war, das nichts als lähmende Resignation zu enthalten, allem weiteren Erkennen die Tore endgültig verammelt zu haben schien, heute be-

kommt es plötzlich Leben und Farbe, heiteres, tröstliches, ja befruchtendes Leben, wird mit einemmal zur Springwurz in seinen Händen. Wohl mag Nirwana ein letztes lockendes Ziel dem Weisen sein, dem Blinden, dem schon hier alle Pfade in dickster Finsternis liegen, würde es als Erlösung ja nicht einmal winken können! Was war es also mit dieser seiner Liebe, die ihn, der mit Zwanzig ein Lebensverächter, Flüchtling vor Freuden und Genüssen und mitleidloser Betenmer der irdischen Staubbatur gewesen, schon wenige Zeit nachher in einen wahren Saumel von Optimismus und Willen zum Dasein gestürzt hatte? Hatte er nicht plötzlich ein dieses einen Wesens willen das Leben lebenswert, nein — erhaben, gottfelig geachtet? Sah es nicht aus — fast wie eine Überlistung, ihn, den Nachdenkamen, von allen Rätseln der Sterblichkeit gründlich abzuführen? Aber wiederum, muß er nicht heut schon lächeln, lächeln auch über das, was bis vor einem Jahre noch seine Weisheit gewesen: „über Urprung, Grund der Dinge habe ich nachgedacht, und über die Liebe, ihr Schaffendes, erhaltendes Prinzip keine Betrachtungen anstellen wollen?“ Und warum nun hat das Geschick ihm die wieder entrispen, in der er doch unzweifelhaft jenen Willen der Natur, sich ewig fortzugebären und zu verjüngen, mit echter Inbrunst angebetet hatte? Wollte die Natur diesmal ihren eigenen Willen nicht, hatte sie noch in letzter Stunde weiter geschaut und tiefer bedacht als über ein einzelnes winziges Menschengeschick hin? — und es fällt ihm wie Schuppen von den Augen: Auch in trügerischer Weise könnten sich ja leicht die Bahnen zweier Sterblichen zuweilen genähert haben, da dann mit Blitzesejähre zuletzt noch entzweit und zerrissen würde, was in seiner Vereinigung nur etwas Unwiderstandsfähiges, Selbstzerstörerisches, ferneren Wiedergeburten Feindliches an den Tag gefördert hätte. Ja, was ist ihr, der Natur, der zeitlos schauenden, waltenden, Glück und Unglück des Einzeldaseins?!

Und sein Blick fällt auf das Leben, dieses törichte Leben, wo jeder nur seinem Glück, seinem Willen und seiner Einsicht nachzufolgen glaubt, und wohin er fällt, entwirrt sich ihm plötzlich auch das Planloseste, das, was wider den leisesten Gedanken einer höheren Sorge und Absicht zu laufen schien, nun findet er überall nur Bestätigung eines Grundgedankens, ja, wo tausende täglich von Siegen über sich selbst, Ueberwindungen der eigenen Natur fabeln, da sieht er Stärke und Ohnmacht oft auf ganz entgegengesetzten Seiten. Und so scheint Sadi endlich wieder das Glück zu blühen, aber jenes einzige, wahre, unendlich heitere Glück, das man mit Unrecht (wie er meint) bloße Schmerzlosigkeit taufen wollte, so unendlich verschieden freilich auch von dem überschwänglichen, dafür immer bloß gleitenden haltlosen Rausch weniger Sekunden. Ja, und wenn er dann am Ausgange jedes neuen Tages auf überraschendere Resultate, in stets noch

lichter gewordenen Urwald blicken konnte, so erfüllte ihn wohl bisweilen schon etwas von jener süßesten Frucht um seiner selbst willen geübten Denkens, und noch ein anderer, ganz eigener Stolz: er war ja Jüngling noch — und weise geworden! Sadi bedachte, welch einen langen Weg andre auch nur bis hierher hätten zurücklegen müssen, und er erwog schon im Stillen, um wie vieles er erst die menschliche Vernunft weiterbringen würde, da er so früh selbst das bereits, was sie alle dereinst gehemmt und von der Weisheit abgezogen hätte, da er die Leidenschaft selbst bereits zum Gegenstand seiner Betrachtung zu machen gewußt —

Bis er eines Morgens wieder erwacht: und wieder hat sich eine dunkle Wolke über seinem Glück gelagert. . . Sadi hadert mit seinem Schicksal, er schilt sich den ganzen Vormittag schon einen Narren, ja einen ganz faden und aller Einsicht baren Gecken, wider alle Gewohnheit wälzt er sich nachmittags stundenlang auf einem weichen Diwan, mit Gewalt eine Müdigkeit herbeizurufen, die nicht kommen will, — und am selben Abend noch sehen wir ihn schließlich im schwülen halbdunklen Zimmer zwischen dampfenden Weihrauchbecken fauern, Nadaji, der schönsten Waise Ugras, gegenüber. . . Noch ein wenig verbissen dreinschauend, aber allem Anschein nach doch bemüht, das junge Weib für sich zu interessieren. . .

Sadi ist wirklich trostlos, in tiefster Seele unglücklich. Er war der Weisheit so nahe gewesen, und nun? Ist Weisheit denn solcher Art, daß der erste Hauch kaum erwachender Leidenschaft ihr ganzes stolzes Gebäude wieder über den Haufen wirft? Und war das die Frucht dieses letzten schlimmen Jahres, das er nun erst recht zu den verlorenen seines Lebens zählen wird — wie verloren sah es überhaupt schon den wenigen jüngsten Wochen gegenüber aus, die ihn von Tag zu Tag so unermesslich gefördert hatten! — daß es jetzt nicht einmal für die Zukunft Gewähr leisten sollte, aber- und abermals in längst erkannte und durchschaute Sorhelten zurückzufallen? Hat er denn nicht schon einmal hinter den Vorhang blicken dürfen und dort, greifbar und fühlbar, nichts als gähnende Leere, starrende Ode entdeckt? — nun sollte ihn dieses junge Geschöpf wieder in all die Unruhe stürzen, jene topflosen Stunden, all jene verzweifeltsten Augenblicke neu herausbeschwören, in denen man nichts Vernünftiges denkt und dennoch mit tausend Gedanken sein armes Hirn zermartert; da man am Morgen fleht, der Abend möchte kommen, am Abend, daß nur die Nacht erst vorüber wäre; da man nutz- und planlos ganze Tage verdirbt und verschweift, um ein paar trunkener Sekunden willen; — kurz, all der jammernswerten Zustand, mit dem er erst jüngst so verzweifelt gerungen, fast bis zum Unterliegen gekämpft, der sollte nach so kurzem, kaum genossenem Waffenstillstand wiedertekhren, sein ganzes Ich wieder jenem

Chaos nähern, vor dem er sich fürchtet, so grenzenlos fürchtet — —

Und wieder bald darauf, eines Morgens, erwacht Sadi in überaus glückseliger Stimmung. Sie hat ihm den Abend zuvor ein gutes, teilnahmvolles Wort gesagt, ja, er hatte sogar beim Abschied einen stärkeren Druck der lieben Finger zu spüren geglaubt, — Sadi könnte leicht verdrießlich werden, wenn er über den Grund seiner seltsamen Morgenstimmung nur ein bißchen tiefer nachdächte. . . Aber er denkt nicht nach, es ist auch heute keine Zeit dazu. Sie will ihn jetzt ja auch zuweilen am hellen Vormittag sehen, er wird sogleich zu ihr eilen. Er klopft mit dem glatten Bambusstäbchen dreimal an ihre Schwelle — sie hat es ihm selbst gegeben und sie kennt seinen hellen Ton. Aber nur der braune Diener tritt aus dem Hause: Nadaji ist mit ihren Gespielinnen zum Fluß gegangen, um zu baden. Die braune Pariahaut blüht das aus ihren weißen Zähnen hervor, der schlechte Sklave will ihn obendrein verspotten, verhöhnen — kein Zweifel! Die Sonne dieses Tages ist hin; zum Fluß kann Sadi nicht folgen, es steht die Todesstrafe darauf. Er streift den ganzen Nachmittag im glühendsten Brande umher, „wie der Schatten der Schatten“ murmelt er, reimt traurige Reime auf „Schatten“ und summt sie elegisch vor sich hin. Todmüde, erschöpft, kehrt er erst in später Nacht heim, er hatte sich vollständig verirrt; ohne einen Blick für die stummen, ruhigen Gegenstände seines Zimmers läßt er sich wie leblos auf sein Lager fallen. Springt auf —; mit einem plötzlichen irren Anlauf zu irgendwelcher Tat und Entschlossenheit. . . Fortgehen, fliehen, weit entfliehn noch diese Nacht! Hundertmal rafft er sich auf, hundertmal sinkt er so kraftlos wieder hin. . . Die Leidenschaft hat ihn gräßlich gepackt — kein Stern, kein Rettungsanker in dieser wilden, empörten Nacht. . . Und alles, was noch jüngst aus dem letzten Schiffbruch gerettet schien — auch dies verloren — dahin! unwiederbringlich dahin! . . .

Aber am folgenden Abend hält Sadi Nadajis Hände wieder in den seinen, schlanke, demutsvolle Finger, die ein Zittern überläuft, wenn er sie wie Blätter einer Heilpflanze an seine Stirn bringt. Nadaji ist eine von den rätselhaft-milden Naturen, die die Glut ganzer Tage und Nächte unvermindert sparen zu können scheinen, bis ein winziger, unerklärlicher Moment ein gesammeltes Maß höchster, edelster, seltenster Rührung ans Licht stürzt. Sadi hat von den Qualen und Foltern seiner letzten Stunden gesprochen, er hat es schließlich in bewegten Worten tun müssen, und im bitteren Gefühl eines noch nicht überstandenen oder verwundenen Unglücks Nadajis Knie umklammert, als er im Aufschauen plötzlich auf eine große, braune, glänzende Träne an ihrer Wimper trifft, die fast schon sein Haar gesengt hätte. . . Sie hat nichts erwidert, aber diese Träne erscheint ihm auf ein-

mal so viel klarer und verständlicher als all seine tobende, lodernde, wildbrennende Leidenschaft; er begreift nicht mehr, wie das über ihn gekommen, und jetzt — ach, jetzt herrscht ja auch wieder tiefer, tiefer Friede, so unendlich beruhigend sind diese kühlen Finger, die seine Stirn streicheln. Und als ob erst eben seinem Geist eine bestimmte Offenbarung geworden wäre, glättet sich wie eine letzte Spur unzufriedener, fast mürrischer Wochen auf seinen Zügen, wendet er plötzlich ein ganz heiteres, ganz strahlendes Gesicht Nadajis feuchten, leise verschleierte Augen zu, und während er wie ein völlig Glückseliger lebhafter ihre Hände faßt, scheint sein halbgeöffneter Mund weniger sprechen, als vielmehr eine Frage erwarten zu wollen —

„Und warum willst du mich nicht lieben?“
hört er da wirklich.

„Weil ich nicht kann —“

„Aber du liebst mich!“

„— weil ich nicht durfte, sollte — darf! weil ich unglücklich bin, wenn ich dich liebe!“

„Und warum bist du unglücklich, wenn du mich liebst —?“

„Weil — weil — (nun muß Sadi doch sein Gesicht abwenden, er fühlt eine ganze Logik darauf zerrinnen) weil ich dann umsonst nach Weisheit gestrebt habe, weil ich — nie weise —“

Nadajis Lachen hat ihn bereits silbern und jauchzend unterbrochen, ganz dasselbe Lachen, von dem er immer all sein Unglück herbeschworen glaubte — es sei, wie wenn Perlen von einer zerrissenen Schnur zu Boden rollen, — nun hängt sie an seinem Nacken, er küßt sie, küßt sie immer wieder, während ein Meer von seligem Entzücken über alle Dämme, alle Ufer zu rauschen, zu brausen scheint —

Sadi ist glücklich geworden um den Preis der . . . Weisheit!

* * *

Seine Tritte hallen an den dunklen Steingassen wider, als er von Nadaji zu später Mitternachtsstunde nach Hause strebt. Aber er spürt keine Müdigkeit, nur ein unerschöpflicher Lebensstrom jagt durch all seine Adern, an seinen Fenstern stürzt er vorüber, eilt, das Freie zu erreichen. Die langen, geraden Alleen vor den uralten, grauen Gautamoren muß er jetzt wandern, diese Alleen, die so starke, ruhige, wohlthuende Geländer seinen aufgeregt durcheinanderwühlenden Gedanken darreichen werden, — er fühlt das jetzt ganz gewiß. . . Und wirklich, noch ist er keine volle Stunde gegangen, da wird das Kämpfen, Wogen, Branden in seinem Kopfe sanfter und sanfter, immer leiser und ruhiger, und wieder stellt sich etwas ein, das nimmt seine Seele auf einmal so gefangen, erfüllt sie wieder mit so unaussprechlicher Heiterkeit, — Sadi möchte vor innerem Glück aufjubeln: er kannte diese Heiterkeit schon einmal, damals, als er so weise geworden, — ist er denn wieder weise geworden? Auf diesem Wege — wo er so wenig

nachgedacht, dafür nur immer gefühlt, empfunden, gemeint, gelitten, gebetet zu haben glaubte? Und während er noch darüber sinnt, ja, deutlich eine noch tiefere Heiterkeit und Reinheit als selbst damals zu spüren meint, treten ihm unvermittelt Rhythmen, nie gehörte Tänze, Worte und Melodien vor die Seele, tauchen ihm plötzlich urvergangene, versunkene Dinge aus Abgründen der Vergessenheit; Menschen, die er flüchtig geliebt, mit denen er kurze Tage des Saumels genossen, die dann rasch wie diese vorübergeglitten waren, kehren wie gebannt und beschworen zurück, mit andern, die er nie gesehen, vielleicht nie eines andern Auge erblickt hat — sie alle eint ein fester Rahmen, eine Bühne, ein seltsam wahres und bewegtes Spiel, dessen Fäden ein Gott im Mittelpunkt lenkt. . . Ein unsichtbarer, verschleierter Gott noch — aber siehe die Hülle fällt, der Schleier reißt: sich selbst sieht er plötzlich im Zentrum so vieler sich ordnender Kreise und Willen, sich selbst als einen Herangerissenen, der helleren Augs das Gewirr des Verschlungensten durchbringt, in den festeren, männlich gewordenen Zügen das Bild eines Lebens widerstrahlend, das an nicht wenigen Erden die Lösung bereits gefunden hat, sie vor der lauschenden, andachtsvoll harrenden Menge verkünden kann. Denn während scheinbar ohne sein Zutun und Mühen, in Wahrheit aus dem heimlichen Born seines Strömens und Schenkens ein wunderbares wechselvolles Farbenspiel seine Bogen zieht, an ihm vorüber- und doch durch ihn hindurchwandelt, ist nun in seiner Seele tiefstem Grunde ein Neues und Höheres aufgegangen, darein sein stumpfer Sinn bis heutigen Tages ohne die geringste Erleuchtung, ohne die leiseste Ahnung und Offenbarung geblickt hatte, und was doch allein die Grenzen des Erkennens zu neuen Horizonten und Sonnenaufgängen spannen würde. . . Und wie von höheren Gewalten besetzt, klingen seine Schritte durch das Dunkel und Schweigen der Nacht, während sein Mund von Zeit zu Zeit begeisterte Worte ausströmt — —

„Lor! der du in den Jahren der Leidenschaft von einer Weisheit träumtest ohne Leidenschaft — der du doch auch diesmal weise geworden nur durch Leidenschaft. . .! — das aber hattest du bald vergessen, da sich Kern und Wesen der Liebe, der wechselnden, proteusartigen, dir mit einem Male erschlossen haben sollte! — da wurdest du blind, und glaubtest dich gezeit und geschickt: siehe aber: das war nur halbe Weisheit, denn du vergahest über den Früchten den mütterlichen Boden, aus dem alles entspringt, der doch allein es ist, der den Odem einhaucht Geschlechtern der Menschen so gut wie ihren Gedanken, leiblichen wie geistigen Kindern! . . . Da fiel dir der Vorhang noch einmal zu, noch einmal mußtest du blind sein, um sehend zu werden. . . Leidenschaft ließ dich noch einmal das Leben schauen, auf daß du es vielleicht diesmal am farbigen Abglanz

besser verstündest — und siehe da: diesmal ist ein Kind geboren — ein Kind der Schönheit, der Poesie, dessen Ursprung du so leicht wohl nicht wieder verkennen möchtest! — deutlicher als jene kalte Weisheit, von der du träumtest, trägt es ja die Spuren und Züge seiner Mutter, der Leidenschaft! — Gelobt sei Brahma — Brahma sei gelobt!“



Lanx satura aus Bayern.

X.

„Sei nicht schnell mit deinem Munde!“ mahnt der Prediger der Bibel (5,1). Die Berechtigung solcher Mahnung haben in unsern Tagen wiederum zwei fürstliche Männer erfahren müssen: im Norden der Kaiser, im Süden Prinz Ludwig, der präsumptive Thronfolger in Bayern. War da in Altötting, der uralten Wallfahrtsstätte Bayerns, die nur in jüngster Zeit unter der Konkurrenz von Lourdes etwas zu leiden hatte, zur neuen St. Annakirche der Grundstein gelegt worden, und die Patres Kapuziner, denen die Wallfahrtskapelle überlassen ist, gewannen zu diesem feierlichen Akte keinen geringeren als den Prinzen Ludwig, über dessen tiefreligiösen Sinn ohnehin niemand im Zweifel ist. Aber er ist kein Redner — und hält nichtsdestoweniger mit Vorliebe Stegreifansprachen; er ringt mit den Worten und insofgedessen entfäht seinen Lippen manches Wörtchen, das später gewundener Kommentare bedarf. Man braucht Kundige nur an ein paar Fälle der Vergangenheit erinnern.

Die letzte Affäre dagegen ist ohne Verschulden des Prinzen bei uns zu Lande zu einer stehenden Rubrik der letzten Preßwoche geworden; sie zeigt in ihrem Verlaufe ein Musterbeispiel der ultramontanen Preßagitation, wie man sich deutlicher und eindringlicher gar nicht wünschen kann.

Gleich nach dem Einweihungsfeste der St. Annakirche in Altötting brachte das „Neue Münchener Sägeblatt“, das Haupt der bayrischen Bilderblätter, nunmehr zum größten Teil in den Händen von Zentrumsaktionären, einen Bericht, der u. a. auch die Rede des Prinzen Ludwig enthielt, mit folgendem Wortlaut:

„Ich danke dem lieben Gott, daß ich von katholischen Eltern abstamme und in der katholischen Religion erzogen worden bin. Ich bin stets für unsre katholische Religion eingetreten, weil ich überzeugt bin, daß sie die einzig wahre und echte Religion ist. Diese meine innerste Überzeugung habe ich jederzeit kund getan, nicht um äußerliche Ehren und Anerkennung zu finden, sondern weil es meine tiefste religiöse Überzeugung ist.“

Die katholische Religion gestattet jedem Katholiken, Toleranz gegen Andersgläubige zu üben. Es ist falsch, anzunehmen, daß die Überzeugung Andersgläubiger von uns Katholiken nicht hochgehalten werden dürfe. Desgleichen verlangen aber auch wir, daß gegen unsre Überzeugung Toleranz geübt werde.

Wir wissen wohl, daß nicht die Muttergottes, sondern Gott im Himmel allein es ist, der unsre Bitten erfüllt oder abschlägt, weil er am besten weiß, ob die Erfüllung unsrer Wünsche von Vorteil ist oder nicht. Trotzdem eilen wir zur seligsten Jungfrau Maria hin und wenden uns an sie im Vertrauen auf ihre Macht bei Gott. Auch ich habe Sorgen und Kummer, und ich habe sie niedergelegt vor dem Altare der heiligen Kapelle. Wir alle sind ja Zeugen, was hier im Laufe der Jahrhunderte durch die Fürbitte der allerhöchsten Jungfrau, der Muttergottes, erreicht worden ist, und wie sie die Wünsche vieler schwer beladener Seelen erfüllt.“

Diese Rede, nach dem Zentrumsbericht auf die Begrüßungsansprache des Bürgermeisters vor einer „unabsehbaren Volksmenge“ gehalten, erregte in der Zentrumspreßse dießseit und jenfeit der blauweißen Markierungen einen Begeisterungsjubel. Man fand in ihr die Antwort auf die Bekämpfer der Borromäusenzyklika und selbstverständlich, da doch Katholizismus und Zentrum für identisch gelten, auch ein mutiges Bekenntnis des Prinzen zur Zentrumsparthei. Die sozialistische Preßse ging merkwürdig sanft mit der prinzlichen Rede um: man witterte in ihr wiederum eine partikularistische Opposition gegen das protestantische Kaiserhaus. In protestantischen Kreisen löste der Wortlaut der Rede bittere Gefühle aus: liberale Blätter protestierten gegen die prononzierten Worte des mutmaßlichen Thronfolgers, und eine teilweise sehr erregte Debatte ward in allen deutschen Zeitungen angefaßt. Das Zentrum triumphierte: Prinz Ludwig, „der Befehmer“, „der Fromme“ und wie sonst die schmeichelnden Epitheta lauteten — vermutlich wäre auch noch „Ludwig der Heilige“ einem Eiferer für die gute Sache eingefallen — war ins Schlepptau der Partei genommen; liberale Blätter als scharfe Opponenten gekennzeichnet, und die „Augsburger Postzeitung“ konnte schließlich den „Sunnen des Wortes und der Feder“ zurufen: „Wenn die liberale Preßse und ihre Gesinnungsgenossen den Prinzen wegen seines freimütigen Bekenntnisses angreifen, dann wird das katholische Volk ihm erst recht Dank wissen für seine herrlichen Worte, und er darf überzeugt sein, daß gerade seine Anwesenheit bei einem so feierlichen Anlasse im Nationalheiligtum (!) des Bayernlandes und sein mutiges Bekenntnis den patriotischen (!) und religiösen Geist des Volkes mächtig gestärkt hat, das ja doch die einzige Stütze des Thrones ist; denn

Die Kreuzerbrecher brechen auch die Königskronen,
Und der Rauch verkohlter Tempel lodert auf ver-
brannten Thronen.“

Damit war man glücklich bei dem jüngsten Schlagwort angelangt: nur das Zentrum stützt den Thron; siehe dagegen den vermaledeiten Liberalismus! Der um seines Glaubens willen von den Liberalen, d. i. Protestanten, verfolgte arme Prinz — welch prächtige Wahlparole! Die gefahrbedrohte Religion — welch zugkräftige Reklame!

Und nun stellt sich heraus, wie unendlich verlogen wieder einmal die Zentrumspreßse, die bekannlich nach dem erzbischöflichen Worte Herrn v. Bettingers nicht lügen darf, sich verhalten hat, wie sie um demagogischer Zwecke willen den Sohn des greisen Prinzregenten ins Parteigetriebe gezerrt und zu Zwecken der politischen Agitation den künftigen Thronfolger dem nichtkatholischen Teil des bayrischen Volkes zu entfremden gesucht hat. Prinz Ludwig hielt nämlich in Altötting zwei Reden. In der ersten, öffentlichen, sprach er von der Notwendigkeit der neuen Kirche, Worte, die sich infaßlich mit den oben angeführten („Wir wissen wohl“ etc.) decken. Eine niedliche Fälschung sind aber schon die Worte: „Wir wissen wohl, daß nicht die Muttergottes, sondern Gott im Himmel allein es ist, der unsre Bitten erfüllt oder abschlägt“ — sie sind nicht gesprochen worden. Die zweite Ansprache wurde beim Festmahl im Refektorium des Kapuzinerklosters St. Anna gehalten vor einem ganz kleinen Kreise geladener Gäste, und zwar als Replik gegenüber dem Toast des Passauer Bischofs, Frh. v. Dw, was die Zentrumspreßse völlig verschwiegen hatte. Und zwar erinnerte Dw in widerlich aufdringlicher Weise an den Jubel, der beim Augsburger Katholikentag ausgebrochen war, als der Präsident in der Schlußrede des Prinzen Ludwig gedachte. Der Prinz, jeder Speicheldeckerei abhold, sprach nun oben angeführte Worte („Ich danke dem lieben Gott“ bis „Toleranz geübt werde“). Aber der strittige Satz, der bei Protestanten verlezend wirken mußte, lautet nach stenographischer Aufzeichnung: „weil ich überzeugt bin von der Wahrheit und Echtheit unsrer katholischen Religion“. Offenbar wollte der Prinz sagen, er könne selbst nichts dafür, im katholischen Glauben erzogen zu sein und halte, deswegen alle Anhimmlungen für über-

flüssig. Andererseits verwies er die Eiferer und Hezer auf die Toleranz, die bekanntlich gerade vom Ultramontanismus am wenigsten geübt wird. Und was hat die Zentrums-
presse aus diesen gewiß harmlosen Vorgängen gemacht? Sie hat die beiden Reden geschickt miteinander verschmolzen, sie hat in wichtigen Punkten Fälschungen sich erlaubt und so bewußt den Prinzen zur Zielscheibe einer heftigen Preßfehde gemacht; sie hat wieder einmal einen konfessionalen Hader entfacht, das regierende Haus hinein-
gezerrt und die wohlgemeinten Worte der friedlichen Toleranz in eine Chamade des einseitigsten Konfessionalismus umgeossen. Prinz Ludwig soll, wie man hört, heftig empört sein über das Treiben einer Presse, die „nicht lügen darf“. Herr v. Bettinger sagt; und er ist ein ehren-
werter Mann . . .

Vor 40 Jahren soll am 2. September bei Sedan ein Sieg erfochten worden sein, wie sie in der Weltgeschichte nicht gerade häufig sind. Die offizielle Welt nahm davon herzlich wenig Kenntnis. Vermutlich, um die lieben Nachbarn nicht aufzuregen oder um die Friedensvereinigung nicht in Harnisch zu bringen. Nur ein deutscher Bundesfürst gedachte öffentlich jenes Ruhmestages der deutschen Truppen. In München verzichtete man auf jede Kundgebung am 2. September, par égard pour les nombreux Français qui y resident, bemerkt der *Matin* lobend. Natürlich das „internationale München“, wo jetzt anlässlich der mohammedanischen Ausstellung und der Festspiele Tausende von Franzosen leben, muß aus Geschäftsrücksichten so handeln. Wie die Hauptstadt, so die Provinz. In Bad Kissingen protestierten die Vorstandschaften des Kriegervereines, des Veteranenbundes, des Militärvereins und des Vereins ehemaliger Angehöriger bairischer Truppen gegen eine vom Magistrat geplante Gedanfeste am 2. September und wünschten andernfalls eine Verlegung. Der köstlichste Satz der Eingabe liest sich also: „Die Verlegung des Festes auf einen andern Tag würde auch im Interesse unsres Badeplatzes mit seinem internationalen Kurpublikum liegen.“ Also das Geschäft geht über alles!

Und in Wschaffenburg redete ein ultramontaner Gemeindebevollmächtigter in seiner Philippika gegen die geplante Sedanfeste folgende rührende Worte: „Wir Wschaffenburger haben keinen Nutzen gehabt von den Siegen, den Nutzen hat das Deutsche Reich gehabt.“
Menippus.



Aus den Theatern.

Vom Stuttgarter Hoftheater.

Das letzte größere Bühnenwerk mit buddhistischem Hintergrund hatte uns Eugen d'Albert in seiner Oper „Izehl“ geschenkt; nun ist ein Däne, der seit langem in Dresden anfassige Karl Gjellerup, mit einem indischen Legendendrama hervorgetreten: „Das Weib des Wollendeten“ und hat damit einen neuen, starken literarischen Erfolg erzielt. Im gleichen Verlag wie dieses Drama (Frankfurt a. M., Rütten & Loening) erschien kürzlich auch sein neuester Roman. „Der Pilger Ramanita“, der ebenfalls dem buddhistischen Ideenkreis entnommen ist und eine starke, innere Verwandtschaft mit dem Bühnenwerke aufweist. Das neue Stück ist, um es gleich zu sagen, ein Buchdrama; die künstlerischen Qualitäten aber, die ihm zu eigen sind, ermöglichen auch eine bedeutende Wirksamkeit von der Bühne herab. Jedenfalls bot die Uraufführung am 3. September im Stuttgarter Hoftheater einen Vollenbenden künstlerischen Genuß, zu dem eine sehr gute Wollendete ihr gutes Teil beigetragen hat.

An Kunstwerken aus dem Kulturkreis des Buddhismus haben wir keinen Abersfluß, deshalb mögen diese fremden Bilder die einen so sehr anziehen, wie sie andre als ungewohnte Eindrücke abstoßen. Uns dünkte schon

nach d'Alberts „Izehl“ der indische Kulturkreis als sehr geeignet, auf der Bühne als Milieu verwendet zu werden. Der Buddhismus bietet freilich dem gestaltenden Dichter, so auch Gjellerup, manche Schwierigkeiten, und so ist an einigen Stellen das didaktische Moment doch wohl zu stark in den Vordergrund geschoben, so daß das dramatische Moment verdrängt wird. Diese episch anmutenden Episoden werden dann noch durch reichliche, sehr un-
dramatische Längen unterstützt, und die gesamte Wirksamkeit des Stückes wird so erheblich gemindert. Andererseits sind poetische, wirkliche Schönheiten in reichem Maße vorhanden, und eine bewußte dramatische Anlage ist gar nicht zu verkennen. Wenn es also voraussichtlich auch zu der Existenz eines Buchdramas verurteilt bleiben wird, muß es doch Anerkennung für die ihm innewohnenden rein dichterischen Werte finden bei allen denen, die grundsätzlich auch das nicht zur Aufführung sonderlich geeignete Drama als berechtigte Kunstform gelten lassen.

Im Mittelpunkt der Dichtung steht die Titelheldin, das Weib des Wollendeten, *Yacodhara*, die junge Gattin des indischen Prinzen *Siddharta*, der im 30. Lebensjahre, dem weltlichen Leben und Treiben entsagend, in die Wüste ging, um den Weg zum Nirwana zu finden und dann unter dem Namen *Gautama Buddha* nach sieben Jahren zurückkehrte, um für seine Lehre Anhänger zu sammeln. Aber nicht äußere Vorgänge bilden den eigentlichen Inhalt der Dichtung, sondern das Seelenleben der Frau, ihre innern Kämpfe, die sie bestehen muß: sie glaubte den über alles geliebten Gatten anders wiederzufinden und bemüht sich umsonst, ihn wieder an sich und die Welt zu fesseln. In ihrer Weiblichkeit über seine Abweisung außerst verletzt, will sie deshalb einem Gegner ihres Gatten, dem Prinzen *Devabhata*, die Hand zur Ehe reichen. Gjellerup folgt nun einem eigenartigen Prinzip dramatischer Ästhetik und läßt dies Stück, obwohl ein tragischer Ausgang nabeliegt, durchaus versöhnlich schließen mit der Aussicht auf die Befehrung der Prinzeßin, an der sich das Wort ihres ersten Gatten erfüllen soll: „Einst wirst du folgen dem, der gefunden hat“. Auch das ist ein Abweichen vom eigentlich Dramatischen zum Epischen. Die vielen rein sprachlichen Schönheiten der Dichtung, die an alte indische Poesie heranreichen, werden sich dem Leser des Buches auch eher erschließen als dem Hörer im Theater, der zunächst erst einmal dem philosophischen Inhalt lauschen wird. Also im ganzen: ein höchst achtenswertes Kunstwerk, aber keine Bühnenschöpfung. Um so mehr Anerkennung verdient die Leitung der Stuttgarter Hofbühne, daß sie auch solch Wert einmal auf die Bühne gestellt hat.
Franz E. Willmann (Leipzig).



Randbemerkungen.

Liberalismus und Zwangsversicherung.

Auf der internationalen Konferenz für Sozialversicherung, die kürzlich im Haag abgehalten wurde, hat die Zwangsversicherung sehr günstig abgeurteilt. Namentlich war es wieder der bekannte Sozialpolitiker *Potthoff*, der als Gutachter einer größtmöglichen Ausdehnung der sozialen Zwangsversicherung das Wort rebete. Nur schüchtern wagte sich gegen die *Potthoffschen* Thesen bei einem andern Teilnehmer das Bedenken hervor, daß das „ökonomische Verständnis der Angestellten“ bei allzu welt-
herziger Anwendung sozialer Schutzes mit dem „sozialpolitischen Verständnis der Unternehmer“ nicht Schritt halten und dadurch die Produktivität der Unternehmungen beeinträchtigt werden möchte. Da dieses Bedenken tatsächlich gerechtfertigt ist, dürfte es nützlich sein, einmal wieder daran zu erinnern, daß Zwangsversicherung und politischer Liberalismus, von dem *Potthoff* der entschiedensten Vertreter einer sein möchte, nicht das mindeste miteinander zu tun haben. „Der Staat“, meint *Potthoff*,

„wünscht nicht, daß der Arbeitsunfähige der Allgemeinheit zur Last fällt und als ein volkswirtschaftlich unnützer Schmaroher vom Volkswirtschaftlichen zehrt. Deswegen zwingt er jeden wirtschaftlich Unselbständigen, in guten Tagen nicht den ganzen Ertrag seiner Arbeit zu verzehren, sondern einen Teil davon zurückzulegen für die Zeit der Not.“ Ist das nun nicht ganz genau dieselbe Logik, als wenn man sagen würde: „Der Staat wünscht nicht, daß der Faule der Allgemeinheit zur Last fällt und als ein volkswirtschaftlich unnützer Schmaroher vom Volkswirtschaftlichen zehrt. Deswegen zwingt er jeden wirtschaftlich Unselbständigen, regelmäßig zu arbeiten.“ Die staatliche Zwangsversicherung mit der Zweckmäßigkeit des Versicherungsgebankens an und für sich zu entschuldigen ist in der Tat genau dasselbe, als wenn man aus dem Nutzen der Arbeit die Notwendigkeit ableiten wollte, wieder zum Arbeitszwang, zur Sklaverei zurückzukehren.

Der moderne Mensch ist zu wenig von „Humanitätsbuselei“ angefränkt, um sich noch darüber zu täuschen, daß im letzten Grunde wirtschaftliche und nicht moralische Ursachen die Aufhebung der Sklaverei und Hörigkeit bewirkten. Das Prinzip der freien Arbeit erwies sich als wirksamer, billiger als das Prinzip der Zwangsarbeit, und deshalb mußte dieses weichen. Genau so wird einst die Zwangsversicherung der freien Versicherung das Feld räumen müssen. Wenn Potthoff im „riesigen Aufschwung des privaten Versicherungswesens, im besondern der Hinterbliebenenversicherung“, den „besten Ausdruck für ein wachsendes Verantwortlichkeitsgefühl“ sieht, so ist es unbegreiflich, weshalb er den Zwang für notwendig, und zwar dauernd notwendig, erachtet, um bestimmten sozialen Schichten die Segnungen verschiedener Versicherungen zuteil werden zu lassen. „Wenn die Altersrenten der Arbeiter ziemlich lange gewährt haben werden“, um mit dem russischen Nationalökonomem Nowicow zu reden, „werden die Arbeiter eines Tages bemerken, daß, wenn die ganze Institution nicht durch den Staat, sondern durch sie selbst verwaltet werden würde, sie eine ungeheure Ersparnis an Verwaltungskosten machen und viel höhere Renten mit demselben Gelde gewähren könnten. Das eignet sich bereits in England, wo die Privatgesellschaften auf Gegenseitigkeit ihren Mitgliedern Pensionen gewähren, die zweimal höher sind als die, die z. B. die deutsche Regierung bezahlt.“

Der ganze moderne Staatssozialismus ist im Grunde nichts als ein Neomerkantilismus; deshalb macht er auch genau dieselben Metamorphosen durch wie der alte Merkantilismus. Die Begründer des modernen Staatssozialismus, die Friedrich List und Adolf Wagner — die Sozialpolitik ist nur ein notwendiges Appendix zur Schulzollpolitik — wählten genau wie die Begründer des Merkantilismus, die Colbert und Methuen, die Bureauratie, auf die sie für ihre Zwecke angewiesen waren, sei ein Werkzeug der Allgemeinheit, und nicht, wie mit größerem Recht gesagt werden könnte, ein Werkzeug gegen die Allgemeinheit. So ist denn auch Potthoff im Irrtum, wenn er in den heutigen Beamten Schlanweg „Diener der Allgemeinheit“ sieht, da sie doch oft genug Diener gegen die Allgemeinheit bedeuten. Alle Zeichen sprechen dafür, daß der moderne Staatssozialismus, gerade weil er auf Zwang beruht, zur Verelendung des Volkes führen wird, wie der merkantilistische Staatssozialismus zu einer allgemeinen Verelendung führte, die die große französische Revolution zur Folge hatte. In Frankreich, und namentlich in England, ist man in dieser Erkenntnis schon viel weiter vorgebrungen als bei uns. Wie alles schließlich ein Ende hat, so muß auch die Schröpfbarkeit der Steuerzahler einmal ein Ende nehmen, die für die Kosten der staatlichen Zwangsversicherung größtenteils aufkommen sollen.

O. C.

Politische Erziehung.

„Der Preis der Freiheit ist unaufhörliche Wachsamkeit“, lautet ein amerikanisches Sprichwort, das aus der ersten Jugendzeit der großen nordamerikanischen Republik

stammt. Die Schöpfer der politischen Einrichtungen des Volkes der Vereinigten Staaten empfanden voraus, daß ein fortwährender Kampf gegen innere Feinde nötig sein werde, um die von ihnen einem äußeren Feinde, dem englischen Protektionismus, abgerungenen Volksrechte zu erhalten, weil sonst immer neue Sklaverei aus alter Freiheit erwachsen müßte. Wie wichtig das war, lehrt heute die fast hoffnungslose Verzweiflung, womit die amerikanische Freiheit sich gegen die sie bedrängenden Erbküste wehren muß.

In Deutschland hatte es eine Weile den Anschein, als sollten dem Volke neue Früchte vom Baume der Freiheit von selbst in den Schoß fallen. Man träumte so für sich hin, als seinerzeit die Regierung unter Fürst Bülow dem Zentrum dem Fehdehandschuh hinwarf und dem Liberalismus die Fatamorgana einer liberal-konservativen Ara vortäuschte. Heute wissen wir, daß Bülows Spiel gegen das Zentrum gar nicht so ernst gemeint war. Der Gedanke, die öffentliche Aufmerksamkeit von der kurz vorher brennend gewordenen Frage des „persönlichen Regiments“ abzulenken, spielte dabei eine Rolle. Wie verfehlt es jedenfalls war, die Regierung für einen ernsthaften Bundesgenossen gegen das Zentrum gelten zu lassen, lehrt ja die Folgezeit empfindlich genug, und so selbstverständlich es für den Liberalismus war, daß er sich an und für sich auf das Blockexperiment einließ, so falsch war es, in den damaligen Wahlkämpfe einseitig für die Regierung gegen das „schwarze Kartell“ Partei zu nehmen, statt sich von vornherein auf die Möglichkeit einzurichten, daß Bülows Blockbrücke sich nicht tragfähig erwiese. Aber man hatte eben allgemein zu sehr das Gefühl, einen Vorteil in Aussicht zu haben, den man nicht erwartet, um den man sich nicht ernsthaft bemüht hatte, und so fühlte man sich zu abhängig von einem Staatsmann, der früher aufgestanden war, der das zu erstrebende Ziel am ersten entdeckt und darauf hingewiesen hatte. Die ganze Lage, die sich für den Liberalismus im Block ergab, krankte an diesem Abhängigkeitsgefühl zu der Person des vierten Kanzlers, das in dem Bewußtsein wurzelte, die Bedeutung einer Epoche, die eine Abrechnung mit der Zentrumsvorherrschaft bringen mußte, zu spät erkannt zu haben. Entschuldigbar erschien diese mangelnde Bereitschaft wegen der langen Dauer des vorausgegangenen Zeitraumes, in dem der Liberalismus von der aktiven Mitarbeit an der Führung der politischen Geschäfte fast völlig ausgeschaltet war. Die Fähigkeiten für eine vorherrschende Stellung im deutschen politischen Leben können sich eben beim vorwärtsgerichteten Bürgertum erst im Kampfe gegen ausschweifende reaktionäre Gewalten ausbilden.

Dabei wird sich der fünfte Kanzler als ein Teil von jener Kraft erweisen, „die stets das Böse will und stets das Gute schafft“. Wäre es dem listigen vierten Kanzler gegliedert, mit seinen Rattenfängerreisen die liberalen und die konservativen Rinder längere Zeit an sich zu fesseln, so würden vielleicht gewaltige latente Kräfte, die jetzt im deutschen liberalen Bürgertum zu wirken beginnen, gar nicht geweckt worden sein. Kein Hansabund und kein Bauernbund wäre vielleicht entstanden, und die Wahlrechtsbewegung hätte außerhalb der Sozialdemokratie kaum eine so tief und weitgreifende Wirkung ausüben können, wie es heute der Fall ist. Auch die Einheitsbewegung innerhalb der einzelnen liberalen Gruppen, die heute bereits zum Zusammenschluß der linksliberalen Fraktionen geführt hat, konnte vor der Blockära nie über matherzige Anläufe hinauskommen. Erst der reaktionäre Druck der konservativ-merkantilen Mehrheit vermochte diese auseinanderstrebenden Teile des liberalen Bürgertums fest genug aneinander zu schweißen, und dieser Druck wird auf die Dauer hoffentlich genügen, auch Fortschrittliche Volkspartei und Nationalliberalismus aneinanderzuschmieden. Es läßt sich auch wahrnehmen, daß das politische Denken im deutschen Volke überhaupt seit dem Zusammenbruch des Bülowblocks Fortschritte gemacht hat, zum Kummer mancher Parteipolitiker, die sich allzu sehr daran gewöhnt hatten, ein geistig bescheidenes Publikum immer wieder mit denselben alten Schlagworten abzu-

speisen. Auch innerhalb der Parteien konnte früher vielfach von „persönlichem Regiment“ die Rede sein. Das hört jetzt auf, seitdem die Entwicklung unwiderstehlich zu wirklichem Parlamentarismus hindrängt, so daß es nicht mehr bloß gilt, Grundsätze zu verfechten, sondern auch sie an den realen Verhältnissen zu erproben und sie ihnen anzupassen, wenn sie sich nicht durchsetzen lassen. Die nächsten Reichstagswahlen werden zeigen müssen, ob das deutsche Bürgertum aus den zum Teil recht schmerzhaften Erfahrungen, die es jetzt durchmachen muß, die richtigen Lehren zu ziehen verstand. O. C.

Der Nachahmungstrieb.

Simplex sigillum veri ist das Metka des Gedankenfaulen. Ihr einziges Trachten ist darauf aus, die Vielfalt der Erscheinungswelt unter eine bequem merkbare Doktrin zu bringen. Durch solche ungeheure Ausdehnung und Erhebung zur alleinbeseigenden Weisheit sind die besten Erkenntnisse entwertet und entwürdigt worden. Es wäre ein frivoles Beginnen, wollte man heute irgendwie die Vererbungstheorie beiseite schieben. Auch in entfernten Wissensgebieten, wie etwa in der Kriminalanthropologie, hat sie zu lichtvollen Wahrheiten geführt und in verschiedenen praktischen Fällen mannigfache Besserung geschaffen. Aber die blind fanatischen Anhänger dieser Lehre haben viele andre Tatsachen des Geistes- und Seelenlebens übersehen. Und die Vererbungstheorie ist nicht nur nicht imstande, uns alle Erscheinungen der Psyche zu erklären, sondern steht geradezu mit gewissen Erfahrungen im Widerspruch. Es ist eine Binsenweisheit, daß die Lebenshaltung der Kinder häufig in direkten Gegensatz zu der ihrer Eltern tritt und auf dieser Tatsache schlechtweg Fortschritt und Entwicklung beruhen. Um diese Erscheinung zu erklären, hat man die Vererbungstheorie erweitert und eine gewisse sprunghafte Beziehung zwischen dem Kulturleben der Kinder und Großeltern aufgestellt, ohne aber durch diese Erweiterung völlig überzeugen zu können.

Es scheint mir daher neben der Vererbung eine andre Kraft wirksam zu sein, die äußerlich mit ihr manches gemeinsam hat, im Wesen jedoch von ihr weit verschieden ist. Auch sie ist geeignet und völlig ausreichend, uns zahlreiche Erscheinungen treffend zu erklären, die uns zuvor die Vererbung deuten sollte. Und sie wird uns manches Phänomen zwangloser näherbringen als die Vererbung. Diese Kraft ist der Nachahmungstrieb.

Wenn uns freilich berichtet wird, daß „in Australien Eingeborene, die man von der Mutterbrust genommen, in den Schulen erzogen, in Mathematik und den humanistischen Fächern unterrichtet hatte, mit zwanzig Jahren geflohen sind, um mit ihren alten Kameraden nacht zu leben, zu plündern, herumzustreichen und rote Eidechsen zu essen“ — so liegt hier geradezu ein Schulbeispiel der Vererbung vor. Aus einer Fülle ähnlicher Berichte sollte gerade dieses hervorgehoben werden, damit seine krasse Eindringlichkeit vor einseitiger Überschätzung des Nachahmungstriebes warne, uns beweiße, daß wir mit ihm allein auch nicht unser Auslangen fänden.

Der wesentliche Unterschied zwischen Vererbung und Nachahmung liegt darin, daß diese in ihrer Wirkung nur auf die Zeit unbewußten, kritiklosen Daseins beschränkt bleibt. Sie schließt im Gegensatz zur Vererbung die freie Willensbestimmung nicht aus, sondern ist gleichsam nur ihr negatives Abbild, ein Remplacant künftiger Selbstbestimmung, und wird im Augenblick intellektuellen Erwachens von andern Erleben und erworbenen Fähigkeiten verdrängt, durch die Entscheidung des eigenen Willens aufgehoben. Diese Aufhebung ist freilich keine restlose. Sie hat keine völlig aussondernde, rückwirkende Kraft; denn — wie man ja allgemein weiß — ist die Periode der Kindheit für das spätere Leben von ausschlaggebender Bedeutung, und das Tun der infantilen Menschheit beherrscht der Nachahmungstrieb. Sein von Eltern und Lehrern gewolltes Wirken heißen wir Erziehung. Aber seine unbeabsichtigte, spontane Tätigkeit überbietet wo-

möglich noch die bewußt veranlaßte. (Nebenbei sei erwähnt, daß die Entwicklungstheoretiker Häckelscher Observanz für den Nachahmungstrieb im Verhalten der Affen einen willkommenen, phylogenetischen Anknüpfungspunkt finden werden.)

Vor Ausübung seines Denkvermögens, seiner Urteilsfähigkeit und der insolge dessen ermöglichten und geweckten Sowerdung zwischen Ich und Umwelt übt das Kind die Gewohnheiten seiner Umgebung. Der Autoritätsglaube nimmt den Platz künftigen kritischen Vermögens ein und verstärkt den Trieb zur Nachahmung. Eltern und Lehrer erscheinen dem Kinde als höhere Wesen, die ihm ihre Sitten und ihre Sittlichkeit als erstrebenswerte Ethik und Kultur ständig vorhalten. Das Kind macht sich alle ihre Handgriffe zu eigen. Es nimmt ein Holzstäbchen in den Mund und — raucht. Seine Chokoladenzigarre schmeckt besser, wenn es die Backen bläht und die Dampfwolken in die Luft bläht. Und daß etwa die Kinder eines Spielers frühzeitig nach den Karten greifen, ist nichts andres, als ein Ergebnis des Nachahmungstriebes.

Wird der infantile Mensch aber zum denkenden Wesen und merkt er etwa, daß durch den Spieletusel seines Vaters der Vermögensstand gefährdet, das Familienleben zerstört wird, so kann er zum Bildersürmer im Reiche der Kartenbilder werden. Seine Lust am Spiele war keine Vererbung, sondern eine Nachahmung — eine unbewußte Tätigkeit in kritikloser Zeit. Intellektuelle Reife, selbständiges Urteil befreien ihn von diesem verhängnisvollen Hang. Und in dieser Befreiungsmöglichkeit liegt der tiefgreifende Unterschied zwischen Vererbung und Nachahmungstrieb. Gegen jene anzukämpfen wäre Danaidenarbeit, gegen diese den Kampf zu wagen, kann eine Kulturtat sein.

Beide zusammen werden uns die sozialen und psychischen Tatsachen besser erklären, als es eine allein zu tun vermöchte. Vererbung und Nachahmung sind gleichberechtigte Faktoren der Theorie. Das Einfache ist eben nicht darum, weil es einfach ist, das Wahre, sondern in der Regel ein Irrtum bequemer oder beschränkter Geister. Dr. Hans Wantoch (Wien).

Jus gentium.

Professor Dr. Ludwig Stein ist ein sehr fruchtbarer populärer Schriftsteller, der sich besonders häufig im B. S. vernehmen läßt. Daß er nicht immer die Gründlichkeit beobachtet, die auch in Artikeln erwünscht ist, welche für einen weiteren Leserkreis bestimmt sind, zeigt ein Fehler in einer „Wortfetische“ betitelten Arbeit. Er sagt dort: „Gewiß kannten schon die Römer internationale Verträge, Foedus und sponsio, ja selbst ein jus gentium.“ Wer mit Fachausdrücken operiert, soll sie zu verwenden wissen. Was der Herr Professor meint, ist das jus inter gentes, das vom jus gentium streng zu scheiden ist, und das mit ihm zu verwechseln, einem Rechtskandidaten Tadel eintragen würde. Jus gentium ist nämlich ein Teil des jus civile „quod apud omnes gentes peraeque custo ditur“, der Teil des römischen, bürgerlichen Rechtes, welches mit dem andrer Stämme übereinstimmte. Mit einem Völkerrecht hat es also nichts zu tun. Dr. juris M. P.

Professor Salzer.

Marcell Salzer ist gewiß ein lieber Kerl, ein ganz glänzender Rezitator — aber ich kann mir nicht helfen, es kommt mir doch komisch vor, wenn ich daran denke, daß er von nun an „Herr Professor“ angeredet werden muß, Herr Professor, wie man seinerzeit Du Bois-Reymond, Helmholz und Virchow anredete, bevor man ihnen den Geheimratstitel gegeben hatte. Wir sind immer noch gewöhnt, den Professortitel als Bezeichnung und Auszeichnung eines Mannes anzusehen, der sich wissenschaftliche Verdienste erworben hat, und lassen ihn allenfalls bei schaffenden Künstlern passieren. Deshalb will es uns nicht recht ins Ohr, wenn jemand, der das Publikum zu unterhalten, wenn auch noch so gut zu unterhalten, zu seinem Berufe gemacht hat, zum Professor ernannt wird. Wo

ist denn die Grenze? Salzers Kunst und Persönlichkeit soll nicht nahegetreten werden, und auch den Stand der Rezitatoren möchte ich nicht herabsetzen, dann kann aber ebensogut ein musikalischer Clown oder ein Humdrift vom Schläge Reuters zum Professor gemacht werden. Das möchten wir aber doch im Interesse unsrer Universtitäten und ihrer Lehrer, die den Titel Professor zum höchsten Ansehen gebracht haben, vermieden sehen. Der junge Herzog von Koburg-Gotha ist diesmal der freigebige Spender gewesen, und da er von Haus aus Engländer ist, wird ihm wahrscheinlich nicht bekannt gewesen sein, welche Schätzung in Deutschland der Professortitel genießt. Aber dann hätte ihn seine Umgebung darauf aufmerksam machen können und ihn auf das warnende Beispiel aufmerksam machen, das früher die Verschleuderung Sachsen-Koburg-Gothaischer Adelsprädikate gab. D. h. man muß zugeben, daß die Wertschätzung, die der Professortitel genießt, gar so groß nicht mehr ist. Preußen hat, wie auf so vielen Gebieten, auch hier ein böses Beispiel gegeben und ihn durch häufige Verleihung an mitunter recht wenig qualifizierte Herren etwas heruntergedrückt. Natürlich folgen die Kleinstaaten nach. Hoffentlich geht das nicht so weiter, denn sonst wird schließlich einmal die Unrede Herr Professor genau so übel genommen werden, wie die Bezeichnung „Herr Direktor“.

Dr. S. L.

Antwortscheine.

Seit ein paar Jahren sind im Postverkehr „Antwortscheine“ eingeführt worden, die zum Frantieren von Briefen zu verwenden sind, die ins Ausland gehen. Man kauft sie um ein kleines teurer als eine Fremde für Auslandfrankatur, in der Schweiz z. B. für 28 Rappen. Im Bestimmungsland werden sie von jeder Poststelle gegen den Wert einer einfachen Frankatur ins Ausland umgetauscht, in Deutschland also gegen eine Zwanzigpfennigmärke. Diese Antwortscheine sind eine sehr praktische Sache — wenn man sie besitzt. Aber bis man sie in seinen Fingern hat, kann man sich mitunter arg abmühen müssen.

Meine Erfahrungen stammen aus der deutschen Schweiz, wo man sich ja auch seit langem bemüht, die deutsche Sprache hochzuhalten und zu ihrem Recht kommen zu lassen. Ich sehe also an einem Posthalter und verlange einen „Antwortschein“.

„Was?“ fragt der Beamte und staunt mich an. (Man muß nämlich wissen, daß von hundert schweizerischen Beamten immer fünfzig fragen „Was?“ und bloß die andern fünfzig „Wie?“ oder gar „Wie meinen Sie?“ oder mit einer noch freundlicheren Frage aufwarten.)

Ich wiederhole also meinen Auftrag: „Einen Antwortschein, bitte“.

Nach einigem Besinnen scheint der Mann auf die richtige Fährte zu kommen und fragt, meine Sprechweise berichtend: „Antwort-Kupon?“

Na, ja, ich gebe mich zufrieden und bin froh, das Papier überhaupt zu besitzen.

Ein andermal passiert mir folgendes:

Ich bestelle fünf Antwortscheine, um nicht mit Kupfergeld manipulieren zu müssen und für ein paar Tage von dem immer etwas unangenehmen Handel befreit zu sein.

„Was wollen Sie?“

„Fünf Antwortscheine, bitte?“

„Fürs Ausland?“

Einem Augenblick besinne ich mich; dann sage ich ja. Ich besinne mich aber nicht etwa, weil ich nicht weiß, ob Berlin oder München, wozu die Scheine bestimmt sind, für die Schweiz im Ausland liegen, sondern weil ich weiß, daß es für den internen Dienst so etwas wie „Antwortschein“ überhaupt nicht gibt, und mir die gedankenlose Frage des Beamten Spaß macht.

Diese Scheine sind, wie gesagt, eine schöne Sache, wenn man sie besitzt. Aber . . . das hab ich ja schon einmal gesagt. Wenn du dir aber so einen Zettel kaufst, lieber Leser, mußt du sehr aufpassen, daß auf dem vordruckten Raum der Sagenstempel der Ausgabe stelle

aufgedruckt wird, weil sonst der Empfänger, der die Sache umwechelt will, allerhand Scherereien zu gewärtigen hat. Der Stempel wird aber auf den kleinen Poststellen fast regelmäßig vergessen, und dann mußt du so freundlich sein und den Beamten erinnern, er möchte doch so gut sein usw. . . . Und das ist für dich peinlich und für den Beamten auch, der sehen muß, daß ein anderer von seinem Handwerk in diesem einen Punkte mehr versteht, als er selber.

Wo aber ist z. B. ein Handwerker, dem du so, und mit gutem Recht so einreden kannst und mußt?

Ob das wohl ein gutes Licht wirft auf eine staatliche Einrichtung und ob es nicht lohnend wäre, die Leute gerade in bezug auf solche Kleinigkeiten, die aber dem Publikum auffallen und lästig sind, genügend zu instruieren?

Paul Altner (Berlin).

Mond und Wetter.

Die Witterungsperiode, auf die sich meine Voraussage vom 24. August in Nr. 36 erstreckte, ist bisher völlig programmäßig verlaufen. Bereits am 26. August hatten wir den ersten wieder durchaus warmen Tag mit einer Mittagstemperatur von 18° R. (23° C.). In überraschender Weise aber hat sich die Annahme bestätigt, daß wir mit der höchsten Monddeklinaton und dem Neumonde wieder einer erheblichen Regenperiode entgegengehen. Zunächst im Hochgebirge und in den südlichen Teilen Deutschlands und Österreichs einsetzend, hat sich dieses Gebiet allgemeiner Niederschläge allmählich nach Norden und Osten ausgedehnt. Am 31. August erhielt ich aus Bad Gastein die Mitteilung, daß auch für die dortige Gegend meine Wettervoraussage zutraf. Mit dem 29. August setzte dort der Föhn ein mit kolossalem Wettersturz, Gewitter, Regen und auf den Höhen Neuschnee. Am 2. September wird aus München berichtet, daß der seit fünf Tagen und Nächten in Bayern niederstromende Regen und die Wolkenbrüche, die im Hochgebirge niedergehen, reichendes Hochwasser im Gefolge gehabt haben. Seit dem 1. September herrschte im Riesengebirge anhaltendes Regenwetter, das auch dort Hochwasser zur Folge hatte. Mit dem Neumonde begannen ebenso in Nordwestdeutschland, das bis dahin noch von allzu ergiebigen Regenfällen verschont geblieben war, die Niederschläge sich zu mehren, so daß man tatsächlich von einer allgemeinen Regenperiode über das ganze nordalpine Westeuropa hinweg reden kann. Dieser regnerische Witterungscharakter hat auch nach dem Neumonde angehalten und erst mit der Annäherung an das erste Mondviertel ihren scheinbar endgültigen Abschluß erreicht. Ob auch die zweite Voraussage sich erfüllen wird? Allem Anschein nach: ja! Seit dem 10. September haben wir fühle Frühlächte und als deren Folge morgens dichten Nebel, der im Laufe des Vormittags der Sonne weichen muß. Auch die charakteristischen Spinnweben des Allweiberkommers fehlen nicht. Selbstverständlich ist es nicht ausgeschlossen, daß eine solche Gutwetterperiode gelegentlich durch einen vereinzelten Regentag unterbrochen wird. In der Hauptsache wird man aber auf eine ziemliche Beständigkeit dieses Witterungscharakters rechnen können. Die nächtliche Abkühlung wird voraussichtlich in den Tagen nach der tiefsten Monddeklinaton ihren Höhepunkt erreichen.

Wir befinden uns jetzt in der Zeit, in welcher Voll- und Neumond ihr Deklinationszeichen wechseln und ihr Einfluß als Kälte- und Wärmebringer allmählich sich ins Gegenteil verkehrt. Die Wettervoraussage für diese Übergangszeit ist daher auch besonders schwierig, und es kann sogar vorkommen, daß, wie vor zwei Jahren, bei höchster Deklinaton Kälte, bei tiefster Deklinaton abnorme Wärme auftritt. Gleichwohl läßt sich doch mit einiger Wahrscheinlichkeit der Verlauf der Witterung im Voraus bestimmen. Mit dem Vollmond am 19. September droht ein merkbarer Witterungsumschlag, der allerdings wohl kaum von erheblicher Bedeutung werden wird. Der Vollmond ist dann von Süden her dem Äquator schon bis auf 4° 3' nahe gerückt, so daß er als Kältebringer nicht

mehr in dem Maße wie bisher in Frage kommt. Seit der tiefsten Deklination am 13. September hat die über dem Ozean vom Äquator herkommende feucht-warme Luft genügend Zeit gehabt, sich mit der gegen den Äquator vordringenden polaren Luft dergestalt zu mischen, daß ein starker Temperatursturz kaum zu erwarten sein dürfte; etwas Regen wird allerdings wohl nicht ausbleiben. Sehr rasch aber ändert sich die Situation. Der Mond steht schon am nächsten Tage, 20. September, + 2° 35' über dem Äquator, steigt in den nächsten beiden Tagen je um mehr als 6° und erreicht schon am 23. September die Höhe von 23° 11'. Das kann nicht ohne Einfluß bleiben, und nach einer vorübergehenden Besserung unmittelbar nach dem Vollmonde werden wir wohl schon vom 23. September ab wieder eine merkbare Wärmezunahme mit ergiebigeren Niederschlägen äquatorialer Herkunft zu verzeichnen haben, die etwa bis zur höchsten Monddeklinations — 26. September — anhalten wird. Von diesem Tage ab, auf den gleichzeitig das letzte Viertel fällt, können wir wieder auf eine allmähliche Abnahme der Temperatur, namentlich des Nachts, und auf einige warme, sonnige Herbsttage rechnen. Der Neumond am 3. Oktober, der nunmehr schon 1° 8' unter dem Äquator steht, bringt voraussichtlich wieder eine Änderung mit Regen und feuchter, milder Luft. Vom 10. Oktober ab, dem Tage der tiefsten Deklination, dürfte eine erhebliche Temperaturabnahme und der Eintritt herbstlicher Kühle zu erwarten sein.

Hilbesheim, den 12. September 1910.

Emil Brandt.



General Reim und das bedrohte Vaterland.

Es ist sehr verdienstlich, daß der General Reim auf dem alldeutschen Verbandstage die bedrohte Lage des alldeutschen Vaterlandes in den aller-dunkelsten Farben gekennzeichnet hat.

Der General erklärt, daß die deutsche Wehrmacht nicht mehr auf der Höhe ist. Und er schildert die Lage der alldeutschen Wehrmacht allerdings in einer Weise, daß selbst der Unbefangenste stußig werden muß. Der General sagt:

„Jedenfalls muß die Regierung den Mut haben, ohne Rücksicht auf Parteiverhältnisse, im Notfalle selbst ohne Rücksicht auf den Reichstag und vor allen Dingen ohne Rücksicht auf eine falsche, gradezu gefährliche Sparfamkeit unter allen Umständen eine Vorlage einzubringen, die vor allem die vorhandenen Lücken beseitigt, die so ziemlich bei allen Waffengattungen, abgesehen von der Kavallerie, vorhanden sind. Es fehlen zum Beispiel bei 33 Regimentern die dritten Bataillone, es fehlt bei zwei Grenzdivisionen die normale Anzahl von Feldbatterien; es fehlen beim bayerischen Kontingent verschiedene Feldbatterien, es fehlen dort sogar bei zwei Regimentern die vorgeschriebenen fünften Eskadrons usw. Unsere gesamte schwere Feldartillerie bedarf Vermehrung ihrer bespannten Abteilungen. Unsere Feldartillerie leidet außerdem empfindlich unter dem Mangel an ausreichend bespannten Geschützen. Die französische Feldartillerie hat bereits im Frieden sämtliche Geschütze bespannt, die deutsche nur einen Teil. Die ganze französische Feldartillerie verfügt über bespannte Munitionswagen, die

deutsche kaum über ein Duzend. Das sind alle die Mißstände, die einer dringenden Abhilfe bedürfen. Dieser bestand die Hauptüberlegenheit der deutschen Infanterie darin, daß sie im Frieden eine größere Kopfzahl innerhalb der Kompagnien aufwies. Aber auch in dieser Richtung haben wir seit 1893 Rückschritte gemacht, u. a. weil bei verschiedenen Neuformationen, wie Maschinengewehrabteilung usw., das Personal den Beständen der Infanterie entnommen worden ist, ohne deren Stats wieder zu vervollständigen. Endlich dürfen wir uns nicht der Tatsache verschließen, daß beispielsweise in Frankreich wie auch in anderen Staaten schon von der Schule ab der kriegerische Geist der Nation mit allen Mitteln gepflegt wird. Dagegen hat der preußische Kriegsminister kürzlich eine Vorstellung an das Staatsministerium gerichtet, nach deren Inhalt er die Verantwortung für die Schlagfertigkeit des Heeres für die Dauer nicht auf sich nehmen kann, wenn der heeresfeindlichen Wühleret unter der Jugend vor ihrer Aushebung, namentlich in bestimmten Landesteilen, nicht mit aller Satkraft gesteuert würde. Das ist doch schon eine bedenkliche Erscheinung. Schon seit Jahren sind Bestrebungen im Gange, an deren Spitze auch der verdiente Feldmarschall Graf Haeseler steht, um der schulentlassenen Jugend einen Unterricht in vaterländischem Sinne zu sichern. Bis jetzt ohne Ergebnis. Es handelt sich hier ohne Ubertreibung um eine Schicksalsfrage für das deutsche Volk.“

Dem wäre nun durchaus in allen Punkten zuzustimmen — — — wenn wir noch immer keine lenkbare Luftschiffahrt hätten.

Was sollen uns den 266 französischen Aeroplanen gegenüber die bespannten Feldgeschütze nützen? Sie sind doch wehr- und wertlos dem Dynamit der Aeroplane gegenüber.

Was sollen uns die dritten Bataillone den Lenkbaren gegenüber nützen?

Bespannte Feldgeschütze und dritte Bataillone sind nach meiner allerdings leider noch unmaßgeblichen Meinung nicht in der Lage, Deutschland im bevorstehenden Luftkriege zu schützen. Und zum Schutze des alldeutschen Reiches ist das Militär doch da. Zum Schutze des Staates bei einer Volksrevolution ist ein Volksherr doch nicht geeignet; man kann doch nicht eine Hammelherde dadurch schützen, daß man die Hälfte der Schafe blau anstreicht. Der Vergleich hinkt ein wenig. Aber das schadet wohl nichts. Verstehen wird man mich ja trotzdem.

Das Vaterland ist bedroht — das ist nicht mehr zu bezweifeln. Aber — wer bedroht das alldeutsche Vaterland? Doch nur die feindliche Luftflotte.

Ceterum censeo, daß zum Schutze des Vaterlandes Landheere, Festungen und Seeflotten aufzulösen sind. Eine allmächtige alldeutsche Luftflotte muß gegründet werden. Sonst ist Alldeutschland nach ein paar Jahren von der Landkarte verschwunden. Das kann sich jeder an seinen zehn Fingern ausrechnen.

Und das deutsche Offizierkorps genügt zur Bemanung der Luftflotte. Die einfachen Soldaten vom Feldweibel abwärts bis zum Gemeinen können entlassen werden.

Darum ist auch die kriegerische Ausbildung der Jugend vollkommen überflüssig — würde nur Stärkung der Revolutionstriebe zur Folge haben. Paul Scheerbart.



Das erste Bedürfnis.

Am Berliner Schloßplatz ist eine Bedürfnisanstalt für 86000 Mark gebaut worden.

Ha, die Mär erquickt mein Herz,
Die ich da vernommen,
Hebt die Seele himmelwärts,
Wie so angstbekommen.

In der großen Not der Zeit
Ist noch eine Tat bereit!

Heil uns, schön ist unser Los
Unter Kürschners Leitung —
O Berlin, wie bist du groß
In Kulturverbreitung!
Wer da von dem Dalles spricht,
Der ist kein Berliner nicht!

In Italien kurzer Hand,
Wo man noch ein Schw — ist,
Stellt man sich an eine Wand,
Was gewiß nicht fein ist.
Aber hier wird tief bedacht,
Was den Menschen sittlich macht.

Darum baun wir fest und stark
Ein Palästchen stilvoll,
Sechshundachtzigtausend Mark
Blechen wir gefühlvoll.
Wenn man als Besucher drin,
Spürt man den Kulturgewinn.

Freudig trägt die Steuerlast,
Wer den Zweck begriffen.

Laßt uns mit der Hoffnung Maß
In die Zukunft schiffen!
Denn auch dies lehrt uns bestimmt,
Daß sie auf dem Wasser schwimmt.

Terentius.



Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usw. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unterläßt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Unter den Schopenhauer-Ausgaben der jüngsten Zeit ist wohl keine, die mit der Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe des Insel-Verlages (Leipzig) konkurrieren kann. Fünf schmale Lederbändchen bergen den ganzen Schopenhauer; Eduard Greifebach und Hans Henning teilten sich in die Durchsicht der Ausgabe. Die Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe ist zu bekannt, als daß es nötig wäre, zu ihrem Lobe noch groß Worte zu machen. Alle Vorzüge, die den Klassikerbänden eignen, finden sich auch in dieser Schopenhauer-Ausgabe, die in der Bibliothek des Bücherfreundes wohl bald alle andern Ausgaben der Werke des Philosophen verdrängen wird.
H.

Schopenhauers Leben von Wilhelm v. Gwinner. Der einzige noch lebende persönliche Freund Schopenhauers (und einer seiner intimsten), Geheimrat Dr. Wilhelm v. Gwinner in Frankfurt a. M., hat seine vor dreißig Jahren in zweiter Auflage erschienene meisterhafte Biographie Schopenhauers einer neuen Bearbeitung unterzogen. Zum fünfzigsten Todestag des Philosophen ist sie soeben im Verlag der Schopenhauerschen Werke, F. A. Brockhaus in Leipzig, erschienen. Diese Mitteilung ist für die zahllose Schopenhauergemeinde bei dem hohen Alter des Verfassers eine große Überraschung. Die Biographie ist eines der wertvollsten Bücher der gesamten Schopenhauer-Literatur, da sie auf Originalmitteilungen und autobiographischen handschriftlichen Aufzeichnungen Schopenhauers beruht, die teilweise nicht mehr existieren und keinem anderen Forscher vor Augen gekommen sind.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M.
Einzelnummer 40 Pf.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareilzeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugplätze nach Vereinbarung. ··
Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

**Kaiser
Friedrich
Quelle**

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW.
— Telefon-Amt VI, No. 669. —

**Privat-Beamte und Angehörige
der freien Berufe!**

Sorget für Eure Zukunft und die Eurer Familie durch Anschluss an den zur Vertretung der wirtschaftlichen, sozialen und rechtlichen Interessen der Privat-Beamten gegründeten, durch landesherrliche Verleihung mit Korporationsrechten ausgestatteten

Deutschen Privat-Beamten-Verein zu Magdeburg.

Ueber 27.000 Mitglieder in zirka 500 Zweigvereinen, Verwaltungsgruppen und Zahlstellen.

Neben **Pensionskasse, Witwenkasse, Waisenkasse, Begräbniskasse und Krankenkasse** sehr wertvolle Wohlfahrtseinrichtungen.

Gesamtvermögen: Ueber 15 Millionen Mark.

Halbjährl. Beitrag 3 Mk. — Man verlange Prospekt.

Deutsche Kaufleute

lerat fremde Sprachen zu Hause perfekt!

Engl., Franz., Italien., Russisch, Schwedisch, Spanisch usw., durch weltberühmte Selbstunterrichtsbriefe. Vorkenntnisse unnötig. Tausende verdanken diesen Briefen ihre Existenz od. bessere Stellung. Verlangen Sie sofort Prospekt gratis. Umtangreicher Probestriek (Lekt. I) gegen 50 Pf. in Marken.

O. Hofmann, Gommia 203, Reuss.

Antiquar. Kat. 34. Philosophie

„ „ 36. Litteratur

gratis und franco:

J. Krause, Antiquariat, Halle a. S.

**Hygienische**

Bedarfsartikel. Neuest. Katal. m. Empf. viol. Ärzte u. Prof. grat. u. fr.
H. Unger, Gummiwarenfabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Empfehlenswerte Hôtels.**Berlin:**

Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:

Hôtel zur Traube (I. Rang). Bes.:
Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):

Hôtel und Naturweinkeller „Zur
Kanne“. Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:

Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:

Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:

Hôtel Aub., gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:

Hôtel Bellevue (I. Rang). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:

Hôtel „Schiesen“-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:

Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesland:

Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:

Hôtel Sachsenhof, Haus I. Rang.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:

Hôtel Cecilie u. Bodehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.

Hôtel Fürstenhof (I. Rang). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.

Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus
„Weisses Ross“. Bes.: Retnh. Hertz.

Wilhelmshöhe:

Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

VERLAG VON HERMANN HILLGER IN BERLIN UND LEIPZIG.

SCHILLER. (BÜCHER DER GEGENWART, BAND I.)

Gesammelte Aufsätze aus der Gegenwart (1872—1909) von Ludwig Bellermann, Karl Berger, Ludwig Geiger, Max Hecker, Adolf Heilborn, Peter Hille, Ignaz Jezower, Marie Joachimi, A. W. J. Kahle, David Koigen, Paul Lindau, W. v. Maltzahn, Adolf Rümelin, Otto Runk, Karl Siegen, H. Welcker u. a. Das Buch ist mit einem Zweifarben-Holzschnitt des Schillerhauses in Weimar geschmückt. Kart. 2 M.

SCHILLERS WERKE. Inhalt: Vorwort (Friedrich Schiller in seiner Bedeutung für das deutsche Volk, mit Illustrationen), sämtliche Gedichte, Die Räuber, Die Verschwörung des Fiesco zu Genua, Kabale und Liebe, Don Carlos, Wallensteins Lager, Die Piccolomini, Wallensteins Tod, Maria Stuart, Die Jungfrau von Orleans, Die Braut von Messina, Wilhelm Tell. Gebunden 2 M.

FESTGABE AUS SCHILLERS WERKEN.

Mit Einleitung (Aus Schillers Leben). Inhalt: Gedichte (Auswahl) und Wilhelm Tell. Broschiert 40 Pfg. Gebunden 60 Pfg.

WORTE DER WEISHEIT AUS SCHILLERS WERKEN. Ausgewählt von Hermann Kölling. Mit biographischer Einleitung. Broschiert 50 Pfg.

WORTE DER WEISHEIT AUS GOETHES WERKEN. Ausgewählt von Hermann Kölling. Mit biographischer Einleitung. Broschiert 50 Pfg.

WILLIAM SHAKESPEARE. Eine Biographie von Dr. F. Obst. Mit 9 Illustrationen. Broschiert 50 Pfg.

ZU BEZIEHEN DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN SOWIE DIREKT VOM VERLAGE.

Die Gegenwart

Nr. 40.

Berlin, den 1. Oktober 1910.

39. Jahrgang
Band 78.

Die Posse von Magdeburg.

So sehr sind die Genossen der Welt von heute, in deren Joch sie seufzen, doch nicht entrückt, daß sie nicht voll Eifer und Selbstverleugnung bestrebt wären, ihre „große Woche“ zu einem kulturellen Ereignis ersten Ranges zu gestalten, sich selber zur Erbauung und aller Welt zum Ergötzen. Das große Schlachtfest fand diesmal in Magdeburg statt, der Stadt, die durch den unsterblichen Schlachtermeister Kobelt zu unfreiwilliger parlamentarischer Berühmtheit gelangt ist, und der „Vorwärts“ versprach uns vorher, es werde sich alles im Rahmen „parteigenössischer Diskussion“ halten. Hatz das etwa nicht getan? Eine Woche lang konnten wir uns in den Zeitungen bilden an spaltenlangen Exempeln des guten, alten, wahrhaft „genössischen“ Tones, eine Woche lang sahen wir andächtig-schauernd die Ströme roten Blutes fließen, eine Woche lang erwehrten wir uns des aufsteigenden Ekels mit dem Troste: Lies es, lies es, auch dieser Schmerz läßt nach, und vielleicht, — vielleicht gibt es ein Sensationchen. Wahrhaftig, die Posse hat uns nicht enttäuscht. Der radikale Rain hat den armen, kleinen, revisionistischen Ubel erstochen. Mitternächig, niederträchtig drang das Schlachtmesser mit hartem Knirschen bis zum Heft in die Brust. Man trug die Leiche hinaus und, beim Zeus, erst draußen zog sie sich das Messer heraus, wischte es ab am roten Sacktuch der Unentwegtheit und legte sich nieder, um am nächsten Morgen fröhlich zu neuem Leben und zum Frühschoppen zu erwachen. Die Welt ist nicht aus dem Leim gegangen.

Getröstet haben auch wir die Sache beschlafen und wollen der Posse nun die Kritik schreiben. War es denn eigentlich eine Posse? Oder ist vielleicht wirklich etwas Ernsthaftes geschehen, etwas, das mehr wäre als „nicht-nichts“? Das wäre die Frage, die zu stellen ist. Denn eine Posse, die an sich keine sein will, aber wegen der Naturgeschichte der Ugierenden ganz von selbst dazu wird, und die dann doch aus Versehen ein tragisches Ende nimmt, ist ein schlechthin unverdauliches Ding. Um allen Kongestionen vorzubeugen, sei daher die Antwort vorweg gegeben:

es wird wohl eine gewesen sein! Es war in Magdeburg so gut eine wie vorher in Nürnberg, Dresden und Lübeck. Man lasse sich durch keine szenischen Tricks, wie der Süddeutschen mitternächtigen Sezession, verwirren. C'est le ton, qui fait la musique, und dieser „le ton“ ist ganz der gleiche geblieben. Die nächtliche Sezession ging ja nicht in montem sacrum, sie ging ja nur -- ins Bett, und am andern Morgen war man nach dem Motto: „So jung komm' mer nimmer z'samm“ wieder einträchtiglich beisammen zu wüstem Geschimpfe auf Gott, die Welt, die Menschen und die Dinge im allgemeinen. Höchstens ein leiser Raizenjammer und ein wenig Heiserkeit erinnerten an die durchlärmte Possennacht. Aber auch das gibt sich.

Damit soll gesagt sein, daß diejenigen verblendete Toren sind, die ernstlich auf eine Spaltung der Sozialdemokratie ihre Hoffnung setzen. Der Wunsch ist der Vater ihres Glaubens. Niemand bezweifelt zwar, daß ungehobelte Proletarier wie Zubeil und Stadthagen, hysterische Fanatiker wie Ledebour und sein holdes Pendant, die schöne Rosa, und Radikale aus Eitelkeit, wie der kleine Rechtsanwalt Haase aus Königsberg, daß diese Gesellen lieber heute als morgen alles kurz und klein schlagen würden, was nicht parieren will. Auch ist richtig, daß sich ganz allgemein eine grandiose Führerlosigkeit bemerklich gemacht hat. Selbst der alte Bebel regierte nur noch, soweit und so lange seine Stimme schallte, und außer ihm verfügt der ganze sozialdemokratische Radikalismus über keinen einzigen, wirklich bedeutenden Kopf. Denn die vornehmeren, norddeutschen Naturen, wie beispielsweise der einstige V. D. St.'er Heine, ziehen sich zurück. Sie lassen sich nur flüchtig und ungern auf einer Tagung sehen, deren Niveau selbst ihnen unerträglich niedrig erscheinen muß. So erklärt sich, daß die unvornehmen Genossenelemente in dem Herenkessel jener mitternächtigen Sitzung die Blasen ihres Gehirns zum Pläzen bringen konnten und den inneren Kladderadatsch der Partei nahezu herbeiführten. Sieht man aber genauer hin, so blieb das Ding ja trotzdem nichts als Possenspiel. Am nächsten Morgen ging die Parole um: Stillschweigen! Und Genosse Frank konstatierte seelenruhig

einem sich an ihn heranmachenden Vertreter der radikal-liberalen, immer noch sog. „bürgerlichen“ Presse: „Uns Süddeutschen schadet das nichts.“ Der nächste Parteitag wird unmittelbar vor den Wahlen stattfinden. Selbst in einen Zubeil-Schädel aber geht die Erkenntnis hinein, daß man dann keinen Dualismus brauchen kann. Man wird also für Mittel und Wege sorgen, entweder im Süden zur Ablehnung des Budgets oder im Parteivorstand zur Vermeidung der neulich beschlossenen Konsequenzziehung. Lieb' Zukunftsstaat, magst ruhig sein

Es hat sich tatsächlich nichts ereignet, was die Situation wesentlich veränderte, nur daß sie sich wieder einmal mit wünschenswertester Klarheit präsentiert hat. Man sehe sich Bebel's Reden an und ihre scharfe Absage an den Großblodgedanken auf der einen Seite, ihre vorsichtige Schonung der Süddeutschen auf der andern. Teils kluge Taktik, teils die altbekannten Phrasen, das unzerstörbare Hoffen auf die große Stunde der Revolution. Es ist der alte Wahnsinn, der Methode hat. Bebel und der Radikalismus stellen sich nach wie vor außerhalb der Gesellschaft und halten daran fest, daß es mit ihr kein Vaktieren gibt. Wohlverstanden, im Prinzip! Tatsächlich macht ja selbst der sozialdemokratische Radikale fortgesetzt Konzessionen, schon, um überhaupt mit der Umwelt, wie sie ist, in politischer Fühlung zu bleiben. Grundsätzlich aber soll es kein Kompromiß geben, keinen Relativismus. Vielleicht wäre auch der süddeutsche Budgetstreit gar nicht da, wenn man ihn nicht als Prinzipienfrage behandelt hätte. Erst daß man alle Welt unter diesem Gesichtspunkt mit gewaltigem Tamtam auf ihn aufmerksam machte, gibt ihm den gefährlichen Charakter. Diese kleinen, süddeutschen Budgetchen, was liegt im Grunde dran? Wo ist die Grenze zwischen ihnen und der zu bewilligenden Hofe des Polizeidiener's, von der Frank erzählte? Nur sub specie principii darf es natürlich nicht sein. Da ist die Hofe wie die Jace, isa ta hamartemata, die Sünde ist dieselbe. Die bewilligte Hofe ist der Umsturz des margistischen Systems, die Vernichtung seines eigentlichen Wesens so gut wie das bewilligte Budget. Das ist eine ganz klare Sache. Der Revisionismus als Grundsatz ist das Ende des Marxismus. Womit aber keineswegs gesagt wird, daß er das Ende der Sozialdemokratie bedeute, und da eben liegt das Problem.

Der Revisionismus fühlt sich ja offenbar in seiner Haut ungeheuer wohl; denn man hat ihn, — was ihm sehr zu statten kommt, — künstlich in eine Art Mittelstellung hineingeschoben. Von beiden Seiten sieht er sich begehrt und umworben, mit Drohen, Schmeicheln, Flehen und Fußtritten. Nicht zuletzt behagt ihm auch die radikal-liberale Speichellederei. Er weiß sehr gut, daß man ihn im alten Lager ebenso wenig entbehren kann, als in den Utopien der Bürgerlich-

Radikalen. Franks Secessio aus dem Situationsaal war daher nicht etwa Männerstolz vor Parlamentarierthronen, sondern einfache Sicherheit. Zwar blieb Bebel's Jonglieren um das punctum salientis vergebens, denn eine logische Vermittelung zwischen Revisionismus und Marxismus gibt es nicht, aber die äußerste Konsequenz hat ja doch tatsächlich niemand gezogen. Wenn beide Richtungen sich nur trennen können oder die eine von der anderen aufgefogen werden muß, — noch ist der Kampf um die Rollen der Aktivität und Passivität in diesem Aufsaugungsprozeß längst nicht entschieden, denn vorläufig braucht man den Revisionismus als Brücke für die Überläufer aus dem bürgerlichen Lager, und das eben ist die Stärke seiner gegenwärtigen Situation. Sie läßt ihn für die andern Parteien und für den Staat weit gefährlicher erscheinen als seinen radikalen Bruder.

Wie liegen die Dinge? Bebel sagt: Die Massen laufen uns in Schaaren zu, weil wir gegen alle „volksfeindlichen“ Beschlüsse aufs allerenergischste Front machen. Nein, das ist nicht der Grund. Das wäre eine politische Erwägung. Die Masse der Mitläufer denkt nicht politisch. Was weiß sie von der Volksfeindlichkeit oder Volksfreundlichkeit einer Vorlage? Nur das, was man ihr vorredet. Nach Gründen fragt sie nicht. Aber wenn die Hausfrau sagt: Bisher habt ihr ein Pfund Fleisch bekommen, von heute ab gibts nur $\frac{3}{4}$, das ist ein Grund. Da muß man opponieren. Der Magen ist der Politiker der Masse. Den Gesetzen der Volkspychologie gemäß gibt es dann natürlich nur das Extrem; man wählt sozialdemokratisch. Denn soweit reicht die politische Wissenschaft gerade, zu wissen, daß das am meisten Opposition bedeutet. Und welche Verwirrung der Geister entsteht nun erst, wenn selbst bürgerliche Zeitungen dazu auffordern, eben jene Blätter, die vom Revisionismus geblendet werden. Die „Brücke“ des Revisionismus. Sieht sie nicht so harmlos aus? Es sind doch so nette Leute, die auf ihr die Ankömmlinge empfangen! Nirgend's sieht man Krallen. Man müßte manchen Odysseus-Überläufer geradezu mit Striden festbinden, wollte man verhindern, daß er den Sirenenklängen folge und von dem festen Boden nationaler Politik in die rote Flut hinabstürze und ertrinke. Denn das ist eben das Verderbliche: Die Brücke ist ja nur ein Trugbild. Der Revisionismus ist gar kein Mittelglied. Er ist und bleibt revolutionäre Sozialdemokratie, einerlei wie das Ringen mit dem radikalen Flügel ausgeht. Im Grunde sind sie ganz dieselbe Couleur trotz der evolutionistischen Nuance. Gewiß, man richtet sich in der Welt etwas bequemer ein, tut so, als wäre man nicht nur „Pilgrim“ auf Erden. Auch rümpft man ostentativ die Nasen vor dem Rüpelantanz der Berliner Parteizierden, aber das Ziel bleibt ganz dasselbe. Und daß man selbst in der

Wahl der Mittel nicht um ein Haar anders ist, wenns gerade paßt, beweisen Frank's unverschämte Worte über den Kaiser, die selbst von Ledebour nicht übertroffen worden sind.

Und dieser selbe Frank will mit den National-liberalen einen Großblock bilden. Freilich einen „Großblock für die Wahlen, wie ich ihn meine“. Sehr vorsichtig gesagt: „für die Wahlen“ und „wie ich ihn meine“. Das Geschäft könnte passen! In Wirklichkeit lacht man sich ja über die unglückseligen Extrem-liberalen und ihre, wie man in Magdeburg sagte, „primitivste liberale Phraseologie“ ins Fäustchen. Daß sich selbst mit nur gemaltem Speck so gut Mäuse fangen lassen! Die Dinge liegen doch so klar, für den, der sehen will. Die Schuld an ihrer Verschleierung tragen nur diejenigen, die aus Urglist im Trüben fischen wollen, oder in pathologischem Radikalismus selbst sogenannte „Intellektuelle“, sofern sie nur kritiklos und verschwommen genug sind, mit dem Phantom einer „harmlosen“ Sozialdemokratie irreführen. Wenn Bebel gewitterte, blühte Bülow's Weizen. Wenn der Revisionist und sein bürgerlicher Trabant ihre verlogene Friedensschalmei blasen, schläft das arbeitende Volk ein, und seine Saat erstickt in Unkraut.

Aus der Unwahrhaftigkeit, Unwürdigkeit und Lächerlichkeit der Magdeburger Szenenbilder sollte unsre Presse daher unermüdlich Kapital schlagen. Der innere Kampf in der sozialdemokratischen Partei geht uns nichts an. Sie mag mit sich allein ausmachen, ob, wann, wie und wohin sie sich mausern will. Denn das haben wir in Magdeburg doch wieder gesehen, daß die ganzen Genossen im Grunde einer sind wie der andere, — mit nur ästhetischen Unterschieden, — und am gefährlichsten diejenigen, die die Hofe des Polizeidieners ohne Gewissensbisse bewilligen. In dieser Hofe steckt der Pferdefuß. Moral der Bosse: National und sozialdemokratisch, der Gegensatz muß scharf bleiben, allezeit.



Rußland und Deutschland.

Von Otto Corbach (Berlin).

Zwischen den Regierungen in Berlin und Petersburg hat von der Zeit der Erniedrigung Preußens an bis in die Gegenwart ein freundnachbarliches Verhältnis bestanden, aber die breiten Volksmassen sind davon in beiden Ländern unberührt geblieben. Deutsche und Slawen waren von jeher Feinde, und, wo sie friedlich nebeneinander lebten, da vertrugen sie sich doch nur aus Furcht vor der Achtung gegen-, nie aus Liebe zueinander. Die Regierungen konnten sich nur untereinander befreunden, indem sie die Machtinstinkte ihrer

Völker nach entgegengesetzten Richtungen lenkten, die der Russen ost-, die der Deutschen westwärts. Es war derselbe Trieb der Selbsterhaltung, der Bismarck die Franzosen nach dem 70er Kriege zu kolonialen Unternehmungen ermuntern, welcher ihn die asiatischen Abenteuer der Russen begünstigen ließ. Verhindern konnte er trotzdem nicht, daß das französische Revanchebedürfnis schließlich mit dem deutschfeindlichen Instinkt der Russen Fühlung suchte und fand. Seitdem hat sich die deutsche Regierung von einem unbestimmten Gefühl der Furcht vor Rußland nicht zu befreien vermocht. Bei allen wichtigen politischen Maßnahmen nahm sie peinlich Rücksicht auf Stimmungen und Meinungen in Petersburg und wagte nur dort offen mit Machtansprüchen hervorzutreten, wo russische Interessen entweder nicht in Frage kamen oder damit leicht in Einklang zu bringen waren. Es liegt eine bittere Ironie darin, daß Fürst Bülow Kiautschau „unsern Platz an der Sonne“ taufte, obgleich uns dieser Besitz so unbequem wie möglich geworden ist, seitdem ihm kein russischer Schirm in Ostasien mehr Schatten spendet. Wie drückend der russische Alp auf der deutschen Seele gelastet hat, lehrt das Verhalten der deutschen Regierung in Hinsicht auf Marokko vor und nach der Schlacht von Tsushima. Diese hatte zu bedeuten, daß Rußland sein Spiel gegen Japan endgültig verloren geben und für absehbare Zeit aufhören mußte, in der internationalen Politik eine mehr als nebensächliche Rolle zu spielen. Zum erstenmal seit Bestehen des Zweibundes fühlte Deutschland den Rücken frei. Kein Wunder, wenn es plötzlich für den Westen Europas so heftig aufuhr und austrat, daß die Franzosen im ersten Schrecken den Revanchepolitiker Delcassé ihrer Friedensliebe zum Opfer brachten. Wenn aber später die Konferenz in Algeciras, zu der das deutsche Vorgehen führte, doch unrühmlich für die Berliner Regierung verlief und Frankreich heute fast mit Marokko spielen darf wie die Katze mit der Maus, so erklärt sich das zum Teil daraus, daß Deutschland nicht von heute auf morgen aus einem Zustande ziemlicher Ruhe in einen solchen lebhafter politischer Bewegtheit gebracht werden konnte, hauptsächlich aber aus weiteren Folgeerscheinungen des russisch-japanischen Krieges. Durch den zweiten britisch-japanischen Bündnisvertrag sah sich England in die Lage versetzt, über seine gesamten Machtmittel für die europäische Politik zu verfügen, und nun konnte die Entente cordiale dem Betätigungsdrang der deutschen Regierung wirksam entgegengesetzt werden.

Im ganzen hat der russisch-japanische Krieg dahin gewirkt, daß zerstörende, gewalttätig herrschende Kräfte der europäischen Zivilisation, die bis dahin in Asien wirksam gewesen waren, nach Europa zurückgelenkt wurden, damit sie sich hier nach innen richteten. Das ist die weltgeschichtliche Ursache der Einkreisung Deutschlands. Ein Druck,

der von außen her auf die europäische Welt ausgeübt wird, muß sich notwendigerweise in der Mitte, d. i. in Deutschland, am empfindlichsten fühlbar machen. Zum Unglück für dieses erweist sich die Annahme, daß Rußland nicht mehr zu fürchten sei, als ein Rechenfehler. Nicht länger läßt das russische Volk seine Machtinstinkte ausschließlich nach dem armen Osten lenken, wo es in der Jagd nach Trugbildern nur Enttäuschungen erlebte; es wendet seine Blicke begehrlieh nach dem reichen Westen. Früher hatte man es in Berlin bei Rußland mit einer Regierung zu tun, deren Empfindsamkeit nur geschont zu werden brauchte, um vor ihr sicher zu sein; das russische Volk wußte noch nicht, was es wollte und ließ sich von seinen Machthabern willig lenken. Heute zwingt Geldbedürfnis die Petersburger Regierung ins Schlepptau der englisch-französischen Entente-politik, und die russische Freiheitsbewegung hat ihr vollends jede Möglichkeit geraubt, die deutschfeindlichen Instinkte des Volkes zu bannen.

Es kann jetzt in russischen Interessensphären schon nichts mehr geschehen, woraus der Deutschenshaß in Rußland nicht neue Nahrung zu ziehen wüßte. Man erlebte es bei der bosnischen Angelegenheit, in der Frage der polnisch-russischen Versöhnung für allslawische Bestrebungen, und man erlebt es jetzt wieder bei den Vorgängen in Persien. In der Darstellung der russischen Presse schiebt Deutschland seine Freundin, die Türkei, vor, „um die gutmütige Geduld der beiden neuen Freunde, Rußlands und Englands, in die Brüche gehen zu lassen“ („Retsch“). „Schon längst intrigiert es in Persien, indem es mit Geschicklichkeit den kleinsten Anlaß ausnützt, um die politischen Leidenschaften zu erregen, und es wäre mindestens seltsam, wenn in dem gegebenen Moment sein geheimer Einfluß keine Rolle spielte . . . Der Anteil Deutschlands an allem, was in Persien vor sich geht, ist für alle, die in Seheran leben, offenbar. Man spricht davon wie von einer Tatsache, die keiner weiteren Beweise bedarf“ („Nowoje Wremja“). Die Grundstimmung der ganzen öffentlichen Meinung in Rußland ist deutschfeindlich.

Die russische Gegnerschaft ist für Deutschland bedrohlicher als die französische und englische, trotz der augenblicklichen militärischen und finanziellen Schwäche des östlichen Nachbarreiches. Die französischen und englischen Rüstungen verlieren an Bedeutung durch die weltwirtschaftlichen Verantwortlichkeiten, denen die Berechnungen aller westeuropäischen Staatsmänner unterworfen sind. Rußland steht wirtschaftlich nur in lockerem Zusammenhange mit der Außenwelt und kann daher, sobald es genügend erstarrt ist, einen europäischen Krieg entfesseln, ohne daß sein inneres Gleichgewicht dadurch gestört werden könnte. Wir sollten uns also davor hüten, unsre Sinne durch den blinden französisch-englischen Lärm von dem Feind im Osten ablenken zu lassen.

Die Jungtürken und die Sabatregie.

Von Dr. Wolf Bing (Berlin).

II.

Dies vollen Gewinn des Reichs rechnet der echte Türke nur die 8 Prozent, die der Fiskus erhält; der Löwenanteil von mehr als 70 Prozent fällt der Staatsschuldenverwaltung zu, und daß diese Einnahme allein etwa $\frac{2}{5}$ der Staatsschuldenlast zu decken vermag, rechnet der Türke nicht gern. Der Rat der Dette Ottomane ist die Vertretung von Privatvereinen ausländischer Gläubiger, die Regie ist formal eine türkische, dem Wesen nach ebenfalls eine ausländische Gesellschaft, und es wurmt den Jungtürken, daß die fremde Gesellschaft eine der wichtigsten Einnahmequellen des Landes ausschöpft, die wichtigste Industrie verwaltet und den Hauptanteil der Einnahmen einer andern fremden Gesellschaft weitergibt.

Um sich mit dem Schein besseren Rechts zu umgeben, graben die Ankläger das unglückselige erste Jahrzehnt der Regie wieder aus. Bei ihrer Einführung ruinierte sie eine blühende Privatindustrie, deren Besteuerung dem Staate damals schon $\frac{4}{5}$ der Summen brachte, die die Regie heute ihm liefert. Der Kampf der depossidierten Fabrikanten und des ganzen Landes gegen das Monopol brachten der Gesellschaft damals eine lange Leidenszeit und Verluste, die die Regie zusammenlegung und Zuschüsse der Dette publique nötig machten. Vor allem die Ausfuhr nach Ägypten verstand die Rache der türkisch-ägyptischen Fabrikanten ihr zu versperren. Die Einführung der Regie war damals zweifellos ein großer Fehler.

Aber das hindert nicht, daß ihre Aufhebung ein ebenso großer sein würde, jetzt da der Sabatbau des Landes auf sie eingerichtet ist und ihre Einnahmen steigen. Mit dem Aufhören des Monopols würde die Besteuerung nach dem alten, sehr komplizierten System von selbst wieder in Kraft treten. Das Recht der Erhebung und Verwendung dieser Steuern würde zunächst an die Dette publique kommen; selbst wenn die Regierung das Monopol durch ihre eigenen Beamten direkt ausüben oder es an eine andre neue Gesellschaft übertragen wollte, wäre sie an die Zustimmung und Überwachung der Dette gebunden. Mit der Ausschaltung des Monopols oder nur der heute bestehenden Gesellschaft würde man also kaum einen Schritt zur nationalen Selbständigkeit machen: im Hintergrund steht immer noch die Dette mit ihren dauernderen Ansprüchen.

Zum Selbsttritt hätte die türkische Regierung wohl kaum das Kapital; selbst die Beamtenorganisation würde ihr wohl fehlen. Eine fremde Gesellschaft wird also wohl auf alle Fälle wieder Trägerin der Sabatfinanz im Lande werden. Man hat von Verhandlungen mit einer großen amerikanischen Gesellschaft geredet und von solchen

mit einem Syndikat, dem die großen ägyptischen Fabrikanten angehören sollen. Aber die Gesellschaft, wie sie heute besteht, hat nach ihrem Verträge ein Vorrecht vor allen, die gleiche oder andre Bedingungen bieten, sie hat den Vorzug der bewährten Organisation und der geschulten Verwaltung, und sie hat vor allem mächtige Fürsprecher: bei den letzten Anleiheverhandlungen in Paris soll zwischen dem Großwesier und den französischen Ministern von der Tabakregie die Rede gewesen sein. Allerdings, ohne Konzessionen wird die Gesellschaft eine Erneuerung ihres Vertrages nicht erreichen, und schon sollen ihre Leiter in Aussicht gestellt haben, daß die Dividende, die in Höhe von 8% gleich nach den der Dette garantierten £ 750 000 den Aktionären ausgeschüttet wird, um einige Prozente herabgesetzt wird. So muß man schließlich doch zugestehen, daß das Geheze der Chauvinisten, so läppisch es ist, doch bei kluger Leitung und Ausnutzung durch tüchtige Staatsmänner dem türkischen Staatswesen zur Selbständigkeit verhelfen und den Einfluß der Europäer in der Türkei wesentlich beschränken kann.



Die kleinen Unfallrenten und ihre Abfindung.

Von Dr. F. Kauffmann (Wlm).

Seit dem Inkrafttreten des Unfallversicherungsgesetzes ist im ganzen Deutschen Reiche ein Kampf entbrannt, welcher immer weitere Kreise in seinen Bereich zieht, der Kampf um die Unfallrente, der Rentenkampf. Welchen Umfang dieser Kampf hat, kann man ungefähr nach der steigenden Zahl der Unfallrentner beurteilen, welche schon im Jahre 1907 nach der Reichsstatistik 980 044 entschädigte Rentner aufwies, so daß man nicht weit von der Wirklichkeit abgeht, wenn man für heute rund eine Million Unfallrentner annimmt. Bringt man die Minderjährigen von der Gesamtbevölkerung Deutschlands in Abrechnung, so bezieht etwa jeder 42. Erwachsene eine Unfallrente. Hierbei sind die nichterwerbstätigen Frauen noch nicht in Abzug gebracht, und bezüglich des Rentenkampfes ist daran zu erinnern, daß bei verheirateten Rentnern auch die Familienangehörigen Interesse an der Rente und damit an dem Rentenkampfe nehmen.

Zur Ermittlung, in welchem Maße die sogenannten kleinen Renten an obengenannter Zahl etwa beteiligt sind, liegt mir zwar nur die Unfallstatistik für die Land- und Forstwirtschaft des Deutschen Reiches vor, in welcher allerdings zum Vergleiche auch ein Teil der Gewerbeunfallstatistik aufgenommen ist. Da die Zahlen in beiden Statistiken bezüglich des Anteils der teilweisen Erwerbs-

unfähigkeit nahezu übereinstimmen, so ist auch anzunehmen, daß bezüglich der Quote, welche die kleinen Renten, d. h. die einer Beschränkung der Erwerbsfähigkeit bis zu 20 oder 25 Prozenten entsprechenden Renten, stellen, sich die beiden Statistiken sehr nahe kommen.

In der Statistik für die Land- und Forstwirtschaft betragen diese kleinen Renten nach der sogenannten abgeschlossenen Beurteilung etwa 13 Prozente aller Unfallrenten, die erste Beurteilung weist einen höheren Prozentsatz auf. Diese 13 Prozente bilden also die in dem genannten Grade infolge Unfalles als dauernd teilweise erwerbsunfähig erkannten Rentner; deren absolute Zahl, auf die eingangs erwähnten Angaben bezogen, also etwa 125 000 bis 130 000 beträgt.

Die Heftigkeit des Kampfes steht, wie überall in der Welt so auch hier, nicht immer in geradem Verhältnisse zur Höhe des Kampfwertes, und es ist selbstverständlich, daß auch dieser Kampf nicht immer mit nur ganz lauterem Mitteln geführt wird. Nach meinen langjährigen Erfahrungen als Gutachter kann ich sogar sagen, daß der Kampf gerade um die kleinen Renten oft ein sehr erbitterter ist, denn hier haben die Rentner sehr oft die völlige Einstellung, den völligen Verlust der Rente vor Augen, was ihnen meistens schwer aufs Herz fällt; während die Verminderung einer höheren Rente um etliche Prozente meistens leichter genommen wird; daher wird auch bei Einstellung einer kleinen Rente verhältnismäßig häufig Berufung an das Schiedsgericht eingelegt. So leben viele Rentner in steter Besorgnis um ihre Rente, in der Furcht, daß die Rente verkleinert wird oder verloren geht; leicht sehen dann manche in den Gutachtern, in den Vertrauensmännern und Verwaltungsorganen Feinde, welche zu ihren Ungunsten Partei nehmen, und auch ihre Arbeitgeber und Mitarbeiter glauben sie bei möglichst vielen Gelegenheiten an ihre körperlichen Defekte erinnern zu sollen. Dazu kommen dann die Nachuntersuchungen, die Abrechnung durch Vertrauensmänner, das Einberufen der Lohnlisten u. a. was den Rentner in steigende Erregung versetzt, so daß auch er immer selbst sich seines Defektes erinnern muß und von „der Schwere seines Falles“ mehr und mehr überzeugt wird. Von einer Übertreibung, welche in geringem Grade bei solcher Sachlage menschlich zu entschuldigen ist, will ich gar nicht reden.

Was sind die Folgen solcher Verhältnisse? Der Rentner wagt es nicht mehr, die ihm verbliebenen Kräfte völlig auszunutzen und freudig und voll zu arbeiten; er setzt nicht mehr sein ganzes Können ein, verlernt vorwärts und aufwärts zu streben im wirtschaftlichen Leben; nach und nach erlahmen oft die Triebfedern und er gibt sich nur noch mit leichteren Arbeiten oder periodischen Arbeiten ab, und andererseits gibt es ja Arbeitgeber genug, die den etwas „billigeren Mann“ gerne einstellen. Bisweilen gerät der Rentner

auch in Zwangszustände und Zwangsvorstellungen, so daß eine Arbeit in Ruhe und mit positiven Zielen kaum möglich ist, was doch bei der Nervosität unfres Zeitalters, an welcher auch mehr und mehr die arbeitenden Klassen teilnehmen, von großer Bedeutung ist. Statt dessen geben sich dann manche zeitweilig einer absurden Überspannung ihrer Forderungen und Wünsche hin; während solcher Paroxysmen verschiebt sich die Beurteilung der Rechtslage, Überlegbarkeit tritt zurück und Unbedenkllichkeit in der Wahl der Mittel tritt hervor. Noch möchte ich erwähnen, daß man auch bisweilen Rentner findet, auf welche die Kontrolluntersuchungen usw. sowie auch der Empfang so gar kleiner Renten, 3—5 Mark, sehr unangenehm wirken, es sind diese zarter besaitete Naturen, welche leicht eine Schmälerung ihres Wertes empfinden.

Bisher konnten nur die Renten bis zu einem Betrag von 15 Prozenten abgelöst werden; nach dem neuen Entwurf der Reichsversicherungsordnung sollen solche bis zum Betrage von 20 Prozenten abgelöst werden können. Da nur Leute mit einem jährlichen Einkommen bis zu 2000 Mark versicherungsberechtigt sind und die Rente nur aus zwei Dritteln des Verdienstes entnommen und berechnet wird, so beträgt bisher die höchste noch abfindbare Rente

$$\text{Rente } \frac{15 \cdot 2000 \cdot 2}{100 \cdot 3} = 200 \text{ Mark; doch kommen für}$$

uns hier in den meisten Fällen viel niedrigere Renten in Betracht, da unqualifizierte Arbeiter, auch land- und forstwirtschaftliche Arbeiter u. a., und namentlich die Arbeiterinnen viel weniger Einkommen haben, und es auch noch niedrigere Renten als 15prozentige gibt; so sind Renten von 30—50 Mark jährlich nicht selten. —

Es gibt nicht Wenige, welche den kleinen Renten die Existenzberechtigung überhaupt absprechen und sagen, daß die Gesetzgebung in diesem Punkte unvollkommen sei. Andre, vielfach Leute, welche im Versicherungswesen tätig sind, sind der Meinung, daß bei diesen kleinen Renten die Verminderung der Erwerbsfähigkeit, für welche ja die Renten gewährt werden, in manchen Fällen künstlich konstruiert sei, und eine Verminderung des Erwerbes, des Einkommens nicht vorliege. Ich stehe nicht an, wenigstens zu sagen, daß, wenn ähnliche, vergleichbare Schädigungen durch einen nicht entschädigungsberechtigten Unfall oder durch Krankheit entstehen, oft keine Einbuße an Erwerbsfähigkeit und Verdienst, oder wenigstens nicht eine Einbuße in dem Grade wie bei Unfallversicherten eintritt. Wie oft begegnet man z. B. einem Einäugigen, der, weil er das Auge durch Krankheit verloren hat, wieder in volle Konkurrenz mit seinen zweitäugigen Kollegen tritt, während die Berufsgenossenschaft in solchem Falle zwischen 25 und 40 Prozente zu entschädigen hat. Die Berufsgenossenschaften und instantiellen Behörden sind eben an Präzedenzfälle und Schemen gebunden, welche

beide zum Teil aus der ersten Zeit des Bestehens der Versicherungsgesetze stammen, wo man über etwas Neuem stand und eifrige Ärzte und Versicherungsbeamte möglichst bindende Schemen für die Bewertung der Verletzungen an den verschiedenen Körperteilen des Menschen aufstellten. Es ist sicher, daß diese Schemen und Tabellen bequem sind und eine Grundlage für die Bewertung der betr. Zustände darstellen, aber, wenn sie auch Spielraum lassen für die subjektive Auffassung des Gutachters und die individuelle Beurteilung des einzelnen Falles, so ist doch der Gutachter durch diese Tabellen in eine Zwangslage gekommen, welche gerade bei kleineren Verletzungen empfunden wird, da hier, wenn einmal der anatomische Befund der entsprechenden Verletzung vorhanden ist, der Gutachter und die Berufsgenossenschaft wenig Glück haben möchten, wenn sie in ihrer Schätzung unter den Minimalsatz der Tabellen heruntergingen, da das Rekursverfahren schwerlich zu ihren Gunsten ausfallen würde, und die Tabellen allenthalben auch in den Händen der versicherten Arbeiter und ihrer Berater sich befinden.

Die kleinen Renten bestehen also und sie bestehen zu Recht und kosten die Versicherung viel Zeit und Arbeit; sie wirken ungünstig auf die wirtschaftlichen Leistungen des Einzelnen und ungünstig auf das gesamte Wirtschaftsleben.

Ich will nochmals recapitulieren: Eine Rente ist gedacht an Stelle eines entgehenden Erwerbes; soll also ein Äquivalent darstellen für die Verminderung des Einkommens. Der Nachweis, wie und inwiefern so kleine Verletzungen den Erwerb vermindern, ist oft schwer zu erbringen, und es bedarf oft einer eingehendsten Erwägung aller Umstände und Nebenumstände, eines wahren Spürsinn und einer mit Hochdruck arbeitenden Kombination, um die Ansprüche in irgend einer Form und nach irgendeiner Seite hin berechtigt zu finden, und selbst dann muß oft noch das „gute Herz“ den Ausschlag geben. Die Antragsteller aber können ohne Übertreibung oft nicht auskommen, und müssen sich die Wahrheit einer Schädigung immer wieder selbst vor Augen stellen, wodurch letztere an Größe und Festigkeit dann immer zunimmt. So droht aus den sozialen Gesetzen unserm Volksleben ein moralischer Schaden. Und es stände doch in keinem Verhältnis, wenn wegen so kleiner Beträge weithin Schaden entstünde. Daher rate ich, diese kleineren Renten prinzipiell in möglichst vielen Fällen zur Abfindung zu bringen.

Nach dem bisherigen Gesetze war ein Antrag des Rentenempfängers Voraussetzung der Abfindung. Nach dem Entwurf der Reichsversicherungsordnung ist ein solcher Antrag nicht mehr nötig; die Berufsgenossenschaften können für sich die Abfindung durch ein Kapital vornehmen. Der Rentenempfänger hat aber natürlich das Recht, Berufung zu erheben.

Außerdem können nach Paragraph 654 und 655 der R.-Verf.-Ord. Renten bis zu 20 Prozenten im voraus nur auf eine bestimmte Zeit gewährt werden, und der Rentenempfänger hat nach Ablauf dieser Zeit, wenn er weiterhin zu einer Rente berechtigt zu sein glaubt, entsprechenden Antrag zu stellen.

Wenn diese Paragraphen Gesetz werden sollten, so wäre da schon viel gewonnen und hoffentlich würden die Versicherungsorgane hiervon recht reichlichen Gebrauch machen.

Immerhin wird jeder Fall der Abfindung auf seine Zweckmäßigkeit eingehend geprüft werden müssen. Denn das Unfallgesetz hat auch mit der Gewährung von Unfallrenten die Absicht verbunden, daß ein krüppelhafter, in seiner Erwerbsfähigkeit geschädigter Mensch nicht der Armenfürsorge anheimfalle. — Bei der geringen Höhe der hier für uns in Betracht kommenden Renten ist jedoch die Möglichkeit einer Verarmung doch nicht völlig ausgeschlossen, daher hier bei der Abfindung die Absicht des Gesetzes, welche Erfas für entgehenden Erwerb schaffen will, in den Vordergrund zu treten hat.

Die rechnerische Seite der Abfindung halte ich für völlig gelöst; schon im Jahre 1895 hat z. B. die Tiefbauberufsgenossenschaft hierfür Schemen aufgestellt, welche das Lebensalter des Verletzten und die Zeitdauer, während welcher schon Rente bezogen wurde, u. a. berücksichtigen.

Aber auch hier wäre ein allzu strenges Schematisieren verwerflich, es muß Spielraum und freie Hand gelassen werden für eine individuelle Behandlung des einzelnen Falles, die Schemen dürfen nur als Anhaltspunkte, nicht als Normen angesehen werden, um so weniger, als es in der Begründung zur R.-Verf.-Ord. ausdrücklich heißt, „daß die Abfindung wirklich einen entsprechenden Ausgleich für die Rente bietet, unterliegt der instantiellen Nachprüfung.“

Wie günstig wirken dagegen die Abfindungen! Die sperrenden, aufhaltenden, retardierenden Kräfte fallen für den Arbeiter weg; die Luft ist rein geworden, er arbeitet wieder auf neutralem Boden, denn er hat nicht mehr den lauschenden Vertrauensmann der Berufsgenossenschaft zu fürchten, keine Kontrolluntersuchung zu erwarten, welche die Wahrheitsliebe gefährdet. Man bekommt wieder ganze Männer, die gegen sich selbst offen und ehrlich sein können. Der Rentner kann wieder seine ganze Kraft, sein volles Können einsetzen, sich wirtschaftlich in die Höhe zu bringen; es eröffnen sich ihm neue Perspektiven, und Selbstvertrauen kehrt zurück.

Die Abfindungen wären eine vortreffliche Psychotherapie. Traumatische Neurose und Querulantenwahn würden unter den betreffenden Rentnern so gut wie ganz verschwinden; letztere Ansicht teilen mit mir viele der hervorragendsten Gutachter. Und wie hartnäckig und zähe die Rentensucht ge-

wisse Kreise verfolgt und ergriffen hat, davon zeigt, daß einzelne Berufsgenossenschaften eigene Beobachtungsstationen und Unfall-Nervenkliniken errichten mußten.

Der jüngst verstorbene Professor Windscheid stand einem der bedeutendsten derartigen Institute vor; er war leitender Arzt des Hermannhauses, der Unfall-Nervenklinik der sächsischen Baugewerksberufsgenossenschaft zu Leipzig-Stötteritz.

Aber noch möchte ich betonen, daß jede beabsichtigte Abfindung auf ihre Opportunität geprüft werden muß. Einem verschwenderischen, der Wöllerei ergebenen Menschen wird man die Abfindung versagen; desgleichen, wenn die familiären und häuslichen Verhältnisse unordentliche und zerfahren sind; auch wohl, wenn gewisse Vorstrafen vorliegen, werden Bedenken berechtigt sein; so daß mit der Abfindung sozusagen zugleich stets auch dem Rentner ein Vertrauensvotum ausgesprochen wird. Ferner sollten die Renten Minderjähriger nicht abgelöst werden, sondern erst von Rentnern, die mindestens 25 oder auch 30 Jahre alt sind.

Andererseits sollten Rentner von über 50 Jahren nur ausnahmsweise abgefunden werden, da der bevorstehende Nachlaß der Kräfte — man hat es ja durchweg mit körperlich arbeitenden Leuten zu tun — es ratsam erscheinen läßt, daß dem alternenden Arbeiter ein sicheres Einkommen zur Hand bleibe.

Ferner will ich bemerken, daß die Abfindung baldestens erst 4—5 Jahre nach dem Unfall stattfinden dürfte, da erst dann der gutachtende Arzt die Unfallfolgen und ihr voraussichtliches Weiterbestehen für die Abfindung genau präzisieren kann.

Aber wie bedeutungsvoll ist es dann für einen solchen Leichtverletzten, eine für seine Verhältnisse beträchtliche Summe als Abfindung zu erhalten? Er kann seine wirtschaftliche Lage oft für die Zukunft günstiger gestalten und nach Umständen ein eigenes Heim und eigenen Herd sich schaffen; oder er kann auch seinen Betrieb erweitern und hat von da ab Kredit und Ansehen.

So würde die Auslassung kleiner Renten volkswirtschaftlich vortrefflich wirken, und auch volkserziehlichen Zwecken dienen. Es würde planmäßig einer Verflachung der Wahrheitsliebe vorgebeugt, auch der guten Sache der Versicherung selbst, wie dem ganzen öffentlichen Leben ein Dienst erwiesen werden.

Nur generelle Gesichtspunkte habe ich für die Abfindung aufzustellen versucht und muß es andern überlassen, paragraphisch die Sache festzulegen.

Wenn man mir einwirft, daß durch die Abfindung der kleinen Renten aber doch nur ein kleiner Teil des großen Rentenkampfes beseitigt würde, so glaube ich doch, daß hiervon schon eine günstige Rückwirkung auf das Ganze des Volkstörpers zu verspüren wäre, da es nicht mehr nötig wäre, wegen kleiner Interessen einen großen Apparat in

Bewegung zu setzen und bei einem großen Kreis der Bevölkerung die Wahrhaftigkeit auf so schwere Proben zu stellen.

Wirtschaftliche, gesundheitliche und sittliche Erziehung müssen im Volksleben Hand in Hand gehen und die sozialpolitische Gesetzgebung ist in erster Linie dazu berufen, hier fördernd und ergänzend zu wirken.



Josef Rainz.

Von Erich Schlaikjer (Groß-Flottbeck.)

Senn ein großer Schauspieler stirbt, empfand man jedesmal aufs Neue das Unzulängliche unserer heutigen Schauspielerästhetik. Von einer Schauspielerästhetik, die zu erstreben wäre, kann im Grunde nicht einmal die Rede sein; es handelt sich im allgemeinen nur um die Fixierung der schauspielerischen Leistung durch einige Adjektive. Sind diese Adjektive gut, sind sie zutreffend und farbig zugleich, ist man heutzutage schon zur Dankbarkeit verpflichtet. Von dem hilflosen Gestammel, das ewig mit denselben verschliffenen Redewendungen hausieren geht, sei einmal ganz abgesehen. Wir reden heute nur von denen, die ihr kritisches Handwerk mit einigem selbständigen Talent betreiben. Wenn wir aber selbst diese Einschränkung auf uns nehmen: was sollen uns alle diese mehr oder weniger interessanten Adjektive? Sie geben im allerbesten Fall ein allgemeines Bild von der künstlerischen Farbe des Mannes. Sie geben, was wir etwa von Goethe besitzen würden, wenn jemand uns sagte, daß er Plastik und Sinnenfreude besessen habe, ohne daß auch nur eine Zeile von ihm auf uns gekommen wäre. Man kann die Kunst des Schauspielers nicht erhalten, wie die Kunst des Malers und des Dichters erhalten bleibt; das ist richtig. Man könnte aber von der Arbeit des Schauspielers vieles erhalten; man könnte genau fixieren, wie er diese und jene Verszeilen schauspielerisch behandelt hat, man könnte interessante Gesten, beredte Pausen, gefühlsgesättigte Betonungen, man könnte mit einem Wort die künstlerischen Einzelheiten seiner Leistung fixieren und hätte damit der Nachwelt einen Einblick in seine Werkstatt verschafft, den auch die schönsten Adjektive nicht zu ersetzen vermögen. Wenn wir fleißige und tüchtige Arbeiter hätten, die sich dieser Aufgabe unterzögen, würden wir allmählich auch das Material einer modernen Schauspielerästhetik zusammenkriegen, und damit hätten wir etwas gewonnen, aus dem nicht nur die Kritik, sondern auch die heranwachsende Schauspielergeneration manches lernen könnte. Wird dieser Weg nicht beschritten, so gewinnen wir mit der Zeit zwar einen schätzenswerten Haufen von

Adjektiven, aber die moderne Schauspielerästhetik bleibt dann leider auf eine Sammlung feuilletonistischer Redensarten beschränkt. Es ist kein Zufall, daß der erste Schritt auf dieses noch unbebaute Gebiet von einem Mann getan worden ist, der Schauspieler und Schriftsteller zugleich ist — von Prof. Ferdinand Gregori, der augenblicklich das Hoftheater in Mannheim leitet. Gregori hat zunächst den hier beschriebenen Weg gewiesen, und dann hat er ihn selber mit einigen ausgezeichneten Arbeiten beschritten. Unter anderem hat er auf diese Weise Rainzens Hamlet in einer Weise festgehalten, die wirklich ein Festhalten genannt werden kann. Ich habe viele, sehr viele Rollen von Rainz gesehen, aber zufällig den Hamlet nicht. Gregoris Studie aber hat mir den Hamlet so nahe gebracht, als ob ich ihn lebhaftig vor mir gesehen hätte. Rainz selber, dem diese Zeilen gelten, hat an der Methode ein so großes Gefallen gefunden, daß er in derselben Weise eine Rolle seines großen Kameraden Baumeister festgehalten hat. Weiter aber ist leider meines Wissens die Methode nicht gedrungen, und so sind wir Rainz selber gegenüber leider auf das Gedächtnis angewiesen und müssen froh sein, wenn es uns ganz allgemein gelingt, die besondere Mischung seines Wesens zu treffen.

Wer Rainz jemals auf dem Gipfel seiner Kunst gesehen hat, weiß, daß in seiner Seele die Fähigkeit zum Heroismus wohnte. Es gibt keinen großen Tragöden, der diese Fähigkeit nicht haben müßte, weil es ohne Heroismus keine große Tragödie gibt. In der klassischen Tragödie liegt es klar zutage, aber auch die moderne macht in diesem Punkt keine Ausnahme, wie sehr es manchmal der Fall zu sein scheint. Die klassische Tragödie sieht den Menschen souveräner und unbedingter als es die moderne tut, mehr als den Helden und Halbgott, der von sich aus die ganze Welt bewegt. Die moderne Tragödie ist über die Bedingtheit alles menschlichen Seins besser unterrichtet. Sie läßt nicht den Helden zum Schicksal der Welt, sie läßt die Welt zum Schicksal des Helden werden.

Der ganze Gegensatz zwischen der modernen und der klassischen Tragödie liegt hier umschlossen. Nichtsdestoweniger kennt auch die moderne Tragödie die heroischen Stimmungen, denn sie hat es mit Helden zu tun, wie sehr sie auch vom Leben bedingt sein mögen. Ihr Heroismus ist nur knapper, gedämpfter, wortfarger, resignierter. In der klassischen Tragödie, die noch an die Souveränität des Individuums glaubte, konnte die heroische Flamme naturgemäß stärker und machtvoller emporlodern. Der Heldenspieler der klassischen Tragödie braucht darum auch die Fähigkeit des Heroismus in höherem Grad, und Rainz war ein klassischer Heldenspieler von hohem Rang. Seine Leidenschaft vermochte so riesenhaft zu wachsen, daß sie den stärksten Erschütterungen der großen klassischen

Dramatiker kongenial wurde. Er konnte Helden spielen, weil seine Seele alle Stimmungen und Empfindungen des Helden barg. —

Und neben diesem königlichen Zug war seiner Leidenschaft dann ein anderer, scheinbar ganz entgegengesetzter beigemischt. Wie sie sich hoch und stolz emporzurecken wußte, so wußte sie auch grazios und tigerhaft zu schleichen. Sie erhielt dann etwas von einem blutdürstigen Raubtier, das sich vor verhaltener Erregung bebend an den Feind heranschleicht; sie sprang dann plötzlich mit jähem Sprung auf und griff mit löwenartiger Wildheit zu. Ja, im äußersten Extrem verfügte sie über alle Nuancen des Hämischen und der Schadenfreude und vermochte zu grinsen wie ein böshafter Affe. Rainz' Seele hatte, wie man sieht, für vieles Raum, und eben darum spannte auch sein Rollengebiet vom einen Extrem zum andern, vom klassischen Helden bis zum klassischen Intriguanen.

Und Rainz hatte, was nicht allen Heldenspielern eigen ist, einen messerscharfen Verstand. Er wußte beispieelsweise in den Räubern die Schiller'schen Monologe so zu gliedern, daß für den Zuschauer ein intellektueller Schmaus entstand. Er gliederte auch in seiner Versbehandlung mit scharfem Verstand, hastete mit seiner unerhörten Technik gleichgültig über lange Strecken hinweg, um dann plötzlich in jähem Triumph die wesentlichen Zeilen so hoch emporzuheben, daß sie ihre Strahlen durch das ganze Theater sandten. Er gliederte auch in derselben Weise den Akt und schließlich das ganze Stück. Er kannte das Geheimnis der Steigerung wie kein zweiter. Es lag ihm gar nichts daran, ganze Akte in einer Weise fallen zu lassen, die ein anderer mit seiner Gewissenhaftigkeit nicht hätte vereinigen können, um dann mit der ganzen Kraft seiner Seele loszubrechen, wenn seine Stunde gekommen war.

Wir berühren hier einen Punkt seines Wesens, der organisch mit den großen Vorzügen seines Verstandes verbunden ist — der Verstand machte ihn mitunter zu einem Virtuosen, der kälter rechnete, als in der Kunst sympathisch ist. Man hat eben keine Vorzüge, ohne daß man die Schattenseiten seiner Vorzüge hat. Wenn man die vielen Reize einer scharfen Intelligenz genießen will, darf man sich nicht beschweren, daß diese Intelligenz sich unter Umständen auch da zum Worte meldet, wo man sie lieber vermisst hätte. Und Rainz gegenüber durfte man sich schon darum nicht beschweren, weil er in andern Stunden den bacchantischen Kranz in so reicher Fülle um seine Stirne trug.

Um seine Stirne, die eines großen Künstlers Stirne war.



Otto Julius Bierbaum.

Von Ernst v. Wolzogen (Darmstadt).

I.

Napp vierzehn Tage, nachdem Otto Julius Bierbaum in Dresden gestorben war, ließ sich der Herausgeber der literarischen Zeitschrift für Ästhetik und Kritik „Kenien“ in Leipzig, Herr Paul Runad, an der Spitze des dritten Heftes dieses Jahrganges also über ihn vernehmen:

„Nur der Politik, nicht dem Herzen gehorchend, nimmt die Schriftleitung der „Kenien“ von Otto Julius Bierbaums Tode Kenntnis. Für uns hatte der Mann, dem des Künstlers edelste Eigenschaft, der sittliche Ernst, gebracht, keine Bedeutung. Sein reiches, schmiegsames Talent hat er nach allen Richtungen der Windrose hin verzettelt, in Vers und Prosa, lustig und schwärmerisch, heilig und frivol, modern und altertümlich gedichtet, alles nach Lust und Laune der Leser, vielleicht auch stolz auf seine spielerische Vielseitigkeit, sein charakterloses Können. Von „Stilpe“ bis zum „Prinz Ruckuck“ eine Legion von Virtuosenstückchen, selten ein tieferer Ton, eine aufrichtige Überzeugung. Ein solcher pseudohumoristische Schriftsteller mußte den Beifall gleichgesinnter Kreise finden — wir gönnen ihm seinen Eintagsfliegenruhm! Sei ihm, der doch im „Goethe-Kalender“ so feinen Geschmack für Edleres bekundet, die Erde so leicht, wie es sein künstlerisches Gewissen war!“

In der Möglichkeit eines solch ungeheuerlichen Mißverständnisses einer durch und durch echt künstlerischen Natur in unsrer deutschen Gegenwart und noch dazu von seiten eines Beurteilers, der doch gewiß als Fachmann angesehen zu werden wünscht, liegt für mich die ganze Tragödie des Erdendaseins unsres Otto Julius Bierbaum beschlossen. Wenn einem englischen Dichter, der sich gegen die heuchlerische Moral seiner Landsleute übermütige satirische Ausfälle erlaubt hätte, von seiten der englischen Kritik ein solcher Nekrolog beschert worden wäre, so würden wir verständnisvoll die Achseln zucken und sagen: So was ist denn doch, Gott sei Dank, bei uns in Deutschland unmöglich! Daß bei uns im Deutschland des zwanzigsten Jahrhunderts, das sich auf die Freiheit seines Denkens soviel zugute tut, und in dem jede Art von Verrücktheit auf künstlerischem Gebiete, sie mag sich so absurd gebärden wie sie will, begeisterte Lobredner, jeder Jesuit, vom Katholizismus bis zum A- und Immoralismus seine eifrigen Parteigänger findet, ein solches Unverständnis noch möglich ist, das könnte mich wenigstens geradezu trostlos stimmen. Dabei ist dieser Herr Paul Runad nicht etwa ein vereinzelter Querkopf, o nein, seine Auffassung ist vielmehr typisch für unser deutsches Wesen, für deutschen Ernst und deutsche Gründlichkeit und im

besondern für unsre akademische Art. Man kann bei uns eher durch eine lückenlose Reihe von Durchfällen ein berühmter dramatischer Dichter werden, eher durch fortgesetzte hartnäckige Behauptungen derselben pyramidalen Dummheit in den Ruf eines Denkers kommen, ehe denn man als ein brünstig nach Erkenntnis strebender Altmuffasser, als ein lust- und leidvoller Gottfucher, als ein Lautlacher und Leiseweiner auf gerechte Würdigung seines künstlerischen und menschlichen Wesens rechnen darf. Wir scheinen tatsächlich am Ausgange dieses zweiten Jahrtausends noch immer so hilflos verchristlicht zu sein, daß wir gar leicht bereit sind, den Armen im Geiste das Himmelreich zuzuerkennen, dagegen immer noch vermeinen, ein Kamel könne leichter durch ein Nadelöhr hindurchgehen, denn daß ein Reicher zur Seligkeit einziehe.

Solch ein Reicher war unser Bierbaum, ein Suchender, ein rastlos Strebender auf allen, ein Wissender und Könnender auf vielen Gebieten, ein geborener Lyriker und obendrein gar ein echter Humorist — und das war sein Verderben! Hätte er seiner Lebtag lang seine sorglosen, romantisch aufgeputzten Klingelalelieder hinausgeschmettert, so hätte er sich neben Baumbach und Julius Wolff ein warmes Plätzchen in der Literaturgeschichte gesichert. Hätte er nur Brettlieder und lustige Studentengeschichten geschrieben, so hätte man ihm in einigem Abstand von Viktor Schffel und Otto Erich Hartleben sein Stühlchen im deutschen Parnass gegönnt. Hätte er nur über Böcklin und Hans Thoma geschrieben und außerdem vielleicht noch den Goethe-Kalender herausgegeben, so wäre er sicher Hofrat und Träger zahlreicher Kreuzlein geworden. Hätte er seine humoristisch-satirischen Romane, den „Stilpe“, den „Pantrastius Graunzer“ und den „Prinz Ruckuck“ ausschließlich in der Neuen Deutschen Rundschau und als Bücher bei C. Fischer in Berlin erscheinen lassen können, so hätte er eine hochansehnliche Clique hinter sich gehabt, die ihn aus allen literarischen Nöten freundschaftlich herausgepaukt hätte. Und hätte er endlich ausschließlich lyrisch hinreißende, aber dramatisch unwirksame Operntexte geschrieben, so hätte er wenigstens in Ehren verhungern dürfen. Aber da er frecher- und unerhörterweise dies alles zugleich getan hat, so muß er sich, kaum daß man den Urnendeckel auf seine Aschenreste gesetzt hat, gefallen lassen, charakterlos, frivol, spielerisch und des sittlichen Ernstes bar gescholten zu werden, eine bedeutungslose Erscheinung, die ihren Eintagsfliegenruhm nur der Kritiklosigkeit eines Publikums von gleichem Tiefstande der Moral und des Geschmacks verdanke.

Otto Julius Bierbaum — die Tragödie eines deutschen Dichterlebens!

Die Tragik des Lebens dieses Poeten liegt darin, daß er durch die Verhältnisse gehindert war,

mit all seinen angeborenen und erworbenen Talenten so zu schalten, daß die Summe seines Könnens ihm zu Werken voll wirklicher Größe, Tiefe und reifer Vollendung verholfen hätte. Die nackte Wahrheit ist, daß Otto Julius Bierbaum — sich zu Tode gearbeitet hat. Mitten in seine fröhliche Studentenzeit hinein, als er gerade auf dem orientalischen Seminar in Berlin fleißig Chinesisch studierte, um sich auf die Konsulatskarriere vorzubereiten, fiel der Zusammenbruch des Wohlstandes seiner Eltern. Sein Vater war ein Zuckerbäcker aus Grüneberg in Schlefien, der dann später ein Bierrestaurant in der Petersstraße zu Leipzig übernahm, das eine Reihe von Jahren auch recht gut ging. Es hatte zu der Zeit, als ich dort meinen Mittagstisch fand, eine zahlreiche Kundschaft, eine Kundschaft freilich von Studenten, Schauspielern und sonstigen sorglosen Verzehrern, aber säumigen Zahlern. Der junge Otto Julius mußte nun sein Chinesisch im Stiche lassen und schauen, mit seinem guten deutschen Stil außer sich selber noch Eltern und Geschwister mit durchzubringen. Da galt es also, gleich zu Beginn der literarischen Laufbahn sein Talent zu industrialisieren. Das müssen heutzutage leider alle Schriftsteller und Dichter von Beruf tun, soweit sie nicht in der Elterntwahl besonders glücklich gewesen oder mit der Hochfinanz verschwägert sind. Bierbaum hätte, wie so viele von uns, dieser Notwendigkeit mit seinem Pfunde zu wuchern nachgeben können, ohne besonderen Schaden zu nehmen, wenn er — ein weniger echter Dichter gewesen wäre. Unglücklicherweise gingen ihm aber gerade alle die Talente, mit denen sich heutzutage in der Literatur Geld verdienen und doch ein leidlich anständiger Name bewahren läßt, völlig ab. Er war kein geschickter Feuilletonist, der imstande ist, jederzeit sich hinzusetzen und über einen beliebigen Gegenstand etwas Lesbares zu schreiben; es war ihm absolut versagt, sich auf den Standpunkt des deutschen Familienblattabonnenten zu versetzen und nach irgend einem bewährten Schema Geschichten zu schreiben, die ohne irgendwelche religiöse, politische oder moral-kritische Tendenz auch keine zarte Empfindlichkeit, kein rückständiges Vorurteil verletzen konnten. Und es war ihm schließlich auch nicht gegeben, das Handwerk des Komödientextschreibers zu meistern, der nur ein anspruchloses Publikum amüsieren und seine Taschen füllen will. Es ist übrigens ein großer Irrtum, zu glauben, daß jeder spekulative Kopf solches Handwerk erlernen könne. Auch dazu gehört Talent und — Glauben! Ein Talent freilich, das mit poetischer Begabung wenig oder nichts zu tun hat, und ein Glaube, der dieselbe ästhetische Anspruchslosigkeit und gedankliche Beschränktheit voraussetzt, die das Publikum besitzen muß, zu dessen Unterhaltung dergleichen Werke dienen sollen. Alle diese guten Gaben besaß aber Bierbaum nicht. Er war nur ein Dichter. Und obendrein nur ein Lyriker! Die Stimmung, die der

Lyriker zum Schaffen bedarf, stellte sich allerdings sehr leicht bei ihm ein, und dann fand er auch ohne sonderliche Schwierigkeit das plastische Wort, den schmiegsamen Rhythmus, den klingenden Reim. Seine überaus reiche Phantasie bedurfte, wie eine gesättigte Salzlösung, nur einer sadendünnen Wirklichkeit, um die herrlichsten Kristalle daran anzusehen. Das banalste Erlebnis, wie der tiefste Gedanke wurden ihm zum Gedicht; aber der geborene Lyriker, der vor jedem Grasshalm auf seinem Wege sinnend zu verweilen liebt, paßt nicht in unsre hastige übergeschäftigte Zeit, und seine Arbeit muß dem soliden Scharwerker an unsrer materiellen Kultur als müßige Spielerei erscheinen. Ganz unbestreitbar ist die Lyrik für einen, der selbst nichts zu beißen und sogar noch für eine Familie zu sorgen hat, eine nicht nur überflüssige, sondern sogar eine lasterhafte Beschäftigung. Das mußte auch unser Otto Julius einsehen. Er warf sich also aufs Schreiben von Geschichten mit Marktwert, also zur Unterhaltung von jedermann aus dem Volke. Er münzte sein bißchen Lebenserfahrung in heiterer Prosa aus, und da er andre als bierehrliche Burschenerfahrungen noch nicht hinter sich hatte, schrieb er halt Studentengeschichten; allerdings auch diese nicht so ruhig objektiv, wie sie das Publikum liebt, sondern eben ganz aus der temperamentvollen Laune des rettungslos subjektiven Lyrikers heraus. Und daneben lieferte er Kleinram für Zeitungen aus dem ganzen weiten Gebiete eines mit allen Sinnen hellwach im bunten Leben stehenden Betrachters und Genießers. Bei der Gelegenheit verfiel er unter anderm darauf, dem deutschen Volke mit einem großen Aufwand von lyrischem Schwung, jugendlicher Begeisterung und eigensinniger Eindringlichkeit einen Maler zu empfehlen, den die Sachverständigen wie die Laien bisher für einen geschmacklosen Narren erklärt hatten, nämlich Arnold Böcklin. Sonderbarerweise hegte er aber auch für den offenbaren Widerpart dieses bunten ausschweifenden Schweizers, für den nordisch abgedämpften, realistisch simplen Fritz v. Uhde fast die gleiche verständnisinnige Begeisterung. Ein Kunststück, das eben auch nur so ein diffuser Lyriker zustande bringt. Er gab, kaum zwei Jahre in München ansässig, eine Geschichte des Münchner Hoftheaters heraus. Er verfaßte dicke Bücher, Prachtwerke mit Illustrationen, über Stud., Thoma, Uhde, Böcklin, gab Berichte über die Jahresausstellungen, Musenalmanache und Kalender heraus, kurz — er fragte überall um Arbeit an und übernahm jeden Auftrag, der ein paar hundert Mark abwarf und einigermaßen in den Bereich seiner Kenntnisse und Fähigkeiten fiel. Fähig war er schließlich zu allem und die Kenntnisse, die ihm etwa abgingen, erwarb er sich von Fall zu Fall, denn er war ein zäher Siher, ein eifriger Leser und bienenfleißiger Skribent. Hätte er Zeit gehabt, weiter zu studieren, akademische

Grade und Diplome zu erwerben, so hätte er als Dozent für Kunstgeschichte an jeder deutschen Universität eine ehrenvolle Stellung einnehmen können. Er war eben ein Talent von fast unbegrenzten Möglichkeiten; aber er durfte nicht zuwarten, er durfte nicht reifen lassen — er mußte verdienen. Das neue Werk mußte mindestens schon wieder im Saß sein, bevor das Honorar für das letztersehene aufgezehrt war. War das Manuskript für ein neues Werk noch nicht fertig, so stellte er mittlerweile aus drei älteren Bänden einen vierten neuen her. Und dabei war er doch, ich wiederhole es, in jenen jungen Jahren wenigstens, nichts weiter als ein Spielmann und ein Sänger, ein fahrender Scholar, der mit außerordentlichem Wissensdrang und gieriger Lebensfreude alles Menschliche wie Göttliche zu erkennen und an sich zu raffen suchte. Anfangs der neunziger Jahre, in seiner blühendsten Münchner Ameisengeschäftigkeit, verübte er auch sein lyrisches Meisterstück, indem er eine drollige kleine Schullehrerstochter von Dießen am Ammersee zum Ideal seiner Poetensehnsucht umdichtete. Er heiratete dies Geschöpfchen sogar ganz standesamtlich und hauste, um mit geringen Kosten größtmögliche Ruhe zur Arbeit herauszuschlagen, mit ihr in einem einsamen Bauernhof „auf der Dd“, im Hügellande zwischen Starnbergersee und Tölz. In zwei Stübchen, die mit glatt gehobelten, nackten Brettern verkleidet und mit Korbmöbeln notdürftig ausgestattet waren, schuf er einen großen Teil der süß-versonnenen wie froh-launigen Gedichte, die später die besten unsrer deutschen Tonsetzer zu den schönsten Liedern begeistern sollten. Und hier lag er auch bis zur Erschöpfung der Hausindustrie des Büchermachens ob.



Adalbert Stifter.

Von Richard Schaukal (Wien).



Is der wangenrote, ewige Jüngling, mit einem apfelsäuerlichen Stich ins Junggesellenhafte, Pedantische, etwas verblichenen, lebt der Schulrat Stifter im Gedächtnis der Nachfahren. Aber man wird ihn vielleicht noch einmal den größten Dichter Österreichs nennen, trotz Grillparzer, der sicherlich von den beiden der weisere war, reifer, mannigfaltiger, abgründiger, nicht aber ursprünglicher, dichterischer. Denn der eine, in dessen seltsam verschönörkeltem Schatten alle die andern leben, die unsre wunderliche, vielgestaltige, unvergleich-

Mit Genehmigung von Autor und Verleger dem soeben bei Georg Müller in München erschienenen letzten Werke Richard Schaukals „Vom unsichtbaren Königreich. Versuche (1886—1908)“ entnommen.

liche Heimat hervorgebracht hat: die Raimund, Nestroh, Bauernfeld, Lenau, Nürnberger, Unzengruber, Ebner, Saar, Rosegger, der eine, dessen entfleischte, eingebückte Greisengestalt wie ein flackernder Hoffmannscher Spuk aus Goethe-Tagen in unsre jüngste Vergangenheit hereinragt, riesenhaft heranwachsend bald, bald schrumpfend mit leisem, verdrossenem Röcheln, er, an dessen süßem, wie verfrühter Frühlingshauch ermattendem Wiener Gricchentume — seiner etwas hektischen Frühzeit — sich heute noch die Jüngsten zu weicher gliederlösender Trunkenheit berauschen, Grillparzer, war, größer als sein vielfach überschätztes Werk, ein Erbe, Stifter, der „veraltete“ Dichter, ist ein Uhnherr.

In der „Iris auf das Jahr 1848“ des Grafen Johann Majláth — was für eine erschütternde Fülle von Erinnerungen, unrettbaren Vergangenheiten läßt das in rote Seide gebundene mächtige „Taschenbuch“ vor unsern nachdenklichen Augen heraufrauschen! — steht neben dem „Armen Spielmann“ der „Prokopos“. Dort die „klassische“ Novelle, deren österreichische Ader, unverkennbar in ihrer zarten, unzähligmale leise gebrochenen blauen Linie, auf Ferdinand von Saar fließt, hier ein ganz und gar Eigener, märchenhaft freischwebend wie ein Zaubergarten der Lust. Freilich, auch hier eine Tradition — wo wäre Kunst von Geblüt ohne sie denkbar! — aber keinerlei Schema. Man hat nicht mit Unrecht Adalbert Stifter unter die Rubrik Jean Paul gebracht. Gewiß hat keiner — Schiller ausgenommen — so innig in die Saiten dieser regsamen Herzensharfe gegriffen wie der Wunsiedler Magus, er, von dessen Glauben, dessen verzücktem Götzendienste die nächste Generation schon, die „vernünftige“, schale, programmatische, abfiel. Und im „Condor“ (1840), den „Feldblumen“ (1841), dem „Hochwald“ (1842) könnens der etikettierenden Litterarhistorie Besessene ja mit Händen greifen. Aber das Wesentliche sind diese Rührseligkeit, das „Tränenerstickt“ = Beredte, die Füstelstimme der Herzens-Enthusiasmen nicht, warents auch an Jean Paul nicht, dem Grenzenlosen, Dithyrambischen, Dionysischen, Schwärmend-Stürmenden, der — mit Herder einer der größten Deutschen — als ein Schlafroddenschleifer und Pantoffelschlurfer verkannt bleibt, weil er höchst geschmacklose, freilich überaus langatmige Augenblicke spießbürgerlichster Zugänglichkeit hatte für Herrn Jedermann und sein ästhetisches Frauenzimmer. Das Wesentliche an dem armen, plötzlich errötend als Poeten „entdeckten“ Hauslehrer hochgeborener Gönnersprößlinge wars nicht, dieses triefende Urienwesen, wie es die arglose Zeit liebte, die lieblichgezierte Zeit des „Vormärz“, die Zeit der „Schmachilocken“ und umrankten Stammbuchblätter. Das Wesentliche war es nicht: hier war ein Herz, das sich rein bewahrt hatte, ein armes, liebeheißend gequältes, verlassenes Herz, von Sehnsucht voll zum

Zerspringen, das gütig und dankbar geblieben war aller Unsal zum Trost, ein Herz, das sich frei erhalten hatte unter allen Demütigungen der ärgsten, der dankschuldigen Knechtschaft. Hier war ein Dichter, beflügelt wie der stürmende Lenz seiner keuschen Wälder, duftend wie die unbetretenen Waldwiesen dieser hochthronenden Forste, selig im innerlichen Anschauen all der verlorenen Herrlichkeiten seiner ungehemmten ersten kurzen Kindheit, da man im Taubenschlag mit fliegenden Wangenflammen Rittergeschichten lesen, da man wie der unbeweglich in Lüften gebreite Geier über der Welt und ihren nur zu früh erfahrenen Kummernissen ruhen konnte in träumerischer Abgeschiedenheit. Und wie hoch sich Stifiers bewußtes Künstlertum seit den schlichten „Feldblumen“ seiner scheuen Anfängerschaft erhoben hat, in den „Erzählungen“, den unerreichbar klaren und sicheren „Bunten Steinen“ (1853), immer wird man ihn wiederfinden, selbst im langsam raschelnd vertrocknenden „Nachsommer“ (1857), der altmodisch-vertrauten „Meisterliade“, die mit dem Zirkel gerichtet scheint und etwas wenigstens von Streusand staubt, ihn, den Dichter der heiligsten Geheimnisse des lautereren Herzens: den treuen, den frommen, den reinen, den freien.

Denn dieses sind die Ehrfurcht einflößenden Gnaden des liebenswürdigsten unter allen deutschen Künstlern: er war lauter wie die Felsquellen seiner böhmischen Heimat, stark im Vertrauen auf Gott und seine unentrinnbare, weiseste Ordnung aller Dinge und ein seliger Freund der Menschen, Tiere, Pflanzen und Steine, alles Geschaffenen, liebend geliebt, Geschöpf-Schöpfer, ein Deuter des Kleinsten, wie es groß sei, da es notwendig und wundersam gleichwohl, weil im innersten Zusammenhang doch unbegriffen „einsam“. Keiner vor ihm, keiner nach ihm hat sich so mit allen Sinnen angezogen an die Allmutter; es ist, lieft man seine unübertrefflich wesenhaften, bis ins Unbegreifliche deutlichen Schilderungen des lautlosen Naturgeschehens, der Verschattungen, Hellungen, des Blühens, Reisens, Weltens, es ist, als wäre aus dem Herzen, dem innersten Mechanismus der Welt heraus verraten, was sonst unerforschlich hätte bleiben müssen wie nie begangene smaragdene Teppiche zwischen riesigen tropischen Strömen. . . Tragisch ist dieser seligste Verkünder von unster Welt Herrlichkeit und Gottsicherheit, weil sein Leben, das bescheiden-demütige Leben eines armen Waldsohnes, den die Stadt, der Staat, die Gesellschaft nur als einen stolpernden Supplikanten „genehmigt“, an unerfüllter Sehnsucht hat zugrunde gehen müssen. Den Friedlichsten, Freundlichsten, Gütigsten, Bescheidensten hat das unbarmherzige kleinliche Leben vernichtet, buchstäblich zerrieben.

Ihn, der uns den Wald erschaffen hat, wie ihn Gott aus dem Chaos am Schöpfungstage mit allen Wurzeln und ragenden Baumkronen, mit

den unzählig wimmelnden, winzigen und majestätischen Wesen seiner schauernden Eindrücke, dem brausenden Chor seiner bebenden tausendfarbigen Blätter berief, ihn, der den Menschen gebildet mit all den Argwalten seines ewigen Herzens, das atmende, von Engeln beschirmte Dämmern des Kindes, den siegenden und den blöde verstummenden Jüngling, die verschlossene Knospe der rosig von der verheißenden Zukunft, die ein Schicksal birgt, angehauchten Jungfräulichkeit, die trotzig-schämige Kinderliebe des Waters und die strömend sich verblutende der Mutter, das Geheimnis des Greisenalters; diesen zärtlichsten Sohn, treuesten Gatten, werktätigsten Freund, umsichtigsten Pfleger, den steuerstimmenden Fährmann zu den verwildertsten Stätten menschlicher Menschenfurcht, dort, wo die unheimlichen (Raspar Hauser) und fremdartig-anmutigen (Mignon) Schemen der Grenzgeschöpfe hausen („Surmalin“), ihn, der die Religion der Nächstenliebe, den demütig dienenden Glauben verherrlicht hat mit einem wahren Paradiesgarten-gefunkel von frischstem, morgendlichstem Tau („Der beschriebene Sämling“, „Kalkstein“), ihn, diesen fast unbegreiflich selbstlosen Fremdling unter den mißgünstig-wägenden, arglistig berechnenden, ungerechten, schamlosen, unständigen Abenteurern und Wegelagerern, die voll Ausmaß böser Zwecke und unläuterer Beweggründe ihre elendige Spanne Weltbaseins abhalten, gehalt- und gestaltlos, eckig, üblen Atem, grinsend — ihn hat das Geschick wie einen Märtyrer auserlesen, an Seele und Leib Unbilde nach Unbilde zu erfahren, kleine, niederträchtige, wie unzählige glühende Nadeln prickelnde Unbilde: ein Leben der Enttäuschungen, der verbittert verstummenden, an die im voraus verpfändete Kunst verzweifelt sich klammernden Vereinsamung, die schließlich, von der happenden Meute elendiger Kimmernisse verfolgt, von folternden physischen Qualen verzehrt, aufschzend ins Dunkel sich warf, aus dem kein Wiederkommen möglich ist: in den Tod. Der Reinlichste, Keifste, Peinlichste, der zärtliche Schätzer ehrwürdigen Erbturns, der artige Preiser schlohweißer Wäsche, sittsamer Hausfräulichkeit, glänzender Dielen, sauberer Sicherheit harmonisch schwingenden Beharrens, traulicher Umfriedung, sanften Wohlwollens, süßer, fördernder Pflichtensigkeit, der weisevolle Harfner vor der Gottesstille und Andacht aller Dinge: wie kläglich ist seine unmachtete Flucht aus dieser mit den Cherubschwingen der glänzendsten Dichterseele liebend umschirmten Welt! Ein Beamter, ein Schulrat, korrekt wie keiner, der sich mit dem Rasiermesser den Hals abschneidet! Eine grell-schrilte Dissonanz, die ein sauber angelegtes Programm der Harmonie jäh mittendurch zerreißt. . . Uns aber, dankbaren Genießern, staunenden Gästen dieser meisterlichen Kunst, ist sein Werk geblieben, das das Ewige spiegelt, die thronend unbeirrte Einheit, die sich in unsern armen Menschenseelen vielfarbig funkelnd bricht.

Morgenerwachen.

Von Emil Lucka (Wien).

In dieser felsentwilden Einsamkeit
Nur Schnee ringsum und Stein, kein Grün,
kein Tier,
Ein Dämmern zwischen Tag und Nacht, und weit
Hallt drohend-dumpfes Brausen, und ich frier'.

Da glüht der Gipfel feuerübergüldt!
Von allen Höhen wogt der Flammenschaum,
Schon sind die tiefen Täler angefüllt
Mit einem Meere — weicher Purpurflaum.

Die Sonne kommt und mit der Sonne du!
Das fahle Weiß — Kristall und lautes Licht!
Nach nächtigem Bangen wundertiefe Ruh —
Der neue Tag — er trägt dein Angesicht!



Nebelsterne.

Von Paul Scheerbart (Gr.-Lichterfelde).

Sieben Nebelsterne empfanden den Dunst,
in dem sie viele Billionen Jahre gelebt hatten, eines Tages als etwas Unerträgliches.

Aber der Dunst gehörte zu ihnen; er war ein Teil ihres Körpers. Der Dunst war die Haut ihres Körpers. Abstreifen konnten sie also ihre Dunsthaut nicht so ohne weiteres. So was können wohl kriechende Schlangen — aber nicht die Nebelsterne.

Die andern Sternwelten in der Umgegend hatten keine Dunsthaut. Und das ärgerte die Nebelsterne am allermeisten.

Und das Herz der Nebelsterne ward verbittert, so daß sie ganz gallig wurden und tückischen Gedanken Raum gaben.

Die Nebelsterne wollten den andern Sternwelten auch so gern eine unbequeme Dunsthaut anhängen.

Und was beschlossen da die Bösen?

Sie beschlossen, sich so weit aufzublasen, daß ihr Dunst ihrer gesamten Nachbarschaft zur Empfindung gelangen mußte.

Und die Sieben bliesen sich auf.

Und der ganzen Nachbarschaft ward unwohl; die andern Sternwelten, die so lange klar die Welt durchleuchtet hatten, verloren ihren Glanz, denn der Dunst der Nebelsterne umzog alles wie ein feiner Rauch.

Da ward den sieben Bösen so recht vergnügt zumute; jetzt hatten sie nicht mehr allein unter ihrer Dunsthaut zu leiden.

Wer die andern Sternwelten wurden ergrimmt und wollten den Dunst fortblasen. Und bei dem Fortblasen erregten sie sich alle der-

maßen, daß allgemach eine kriegerische Stimmung in jener ganzen Weltecke die Oberhand gewann.

Und bald zogen die einstmal's hellen Sterne gegen die Nebelsterne zu Felde; mächtige Weltblöcke flogen wie Kugeln von allen Seiten in die sieben bösen Nebelsterne hinein, daß denen die Eingeweide plakten und das Mark verbrannte.

Es war ein schauerlicher Krieg.

Was aber war die Folge dieses schauerlichen Sternkrieges?

Die Folge war, daß sich die Körper der sieben Nebelsterne bloß noch mächtiger aufbliesen, daß ihre ganze Galle überfloß und in die andern Sternwelten überging.

Und die ganze Wut der sieben Nebelsterne erfüllte bald die ganze große Weltecke, so daß sich die einstmal's hellen Sterne schließlich auch gegenseitig bekämpften wie tolle Hunde. Alle schlugen aufeinander los — ganz gleich, wohin es traf — so daß es brannte an allen Ecken und Ranten.

Es war ein rasender Krieg Aller gegen Alle.

Wie sie nun so mitten in ihren kriegerischen Aktionen dahinlebten wie die Verrückten, kam doch einigen älteren Sternen die Besinnung wieder, und die sprachen mit gewaltiger kosmischer Stimme ungefähr so:

„Haltet ein, Brüder! So kann das doch nicht fortgehen. Wir gehen ja schließlich dabei sämtlich zugrunde. Wir müssen Frieden schließen — wies auch sei! Den Dunst der Nebelsterne werden wir wohl nicht wieder los. Aber wir wollen doch versuchen, auch trotz dieses Dunstes wieder froh zu werden. Jedenfalls sind wir um eine große Weisheit reicher geworden: wenn uns böse Buben angreifen und belästigen, so sollen wir nicht gleich wütend werden. Mit der Wut richten wir doch nichts aus. Giftigen Dunst bläst man nicht so leicht fort. Man tut besser, sich an den giftigen Dunst zu gewöhnen. Hört auf mit dem Herumwerfen der großen Weltblöcke! Wenn ihr nicht aufhört, gehen wir alle zugrunde.“

Da ging ein leises Murren durch die Weltecke. Aber man sah die Nukleosigkeit des Kampfes ein und schloß wieder Frieden.

Alle Sterne suchten danach ihre Wunden, so gut es ging, wieder zu heilen.

Die Nebelsterne hatten am meisten gelitten. Doch auch sie waren mit der großen Friedensklärung einverstanden; ihre Dunsthaut verblieb ja in der ganzen Weltecke — das ließ sich nicht mehr ändern.

Indessen — die einstmal's hellen Sterne gewöhnten sich allmählich an den giftigen, lästigen Dunst und erklärten ihn schließlich für ein höchst interessantes kosmisches Schleiergebilde.

Und so beruhigte man sich nach und nach.

Und dann ward's wieder still in der Weltecke.

Das Leben ist eben in jeder Form erträglich; man darf nur nicht ungeduldig werden.

Bloß nicht gleich Krieg führen, wenn böse Buben frech werden!

Die böse Sieben! Ja! Ja!

Also — lieber ein bißchen Dunst ertragen!

Das Ertragenkönnen ist viel wertvoller als das Losschlagkönnen. Die Wunden heilen nicht so schnell. Bilde sich bloß keiner ein, daß es ein Vergnügen sein könnte, als interessanter Krüppel zu leben!

Un giftigen Dunst aber gewöhnt man sich — das ist nicht so schlimm!

„Brüder!“ riefen die Sterne, „wenn wir weiter nichts zu ertragen brauchen als das bißchen Dunst, so können wir immerhin noch ganz glücklich sein.“

Die sieben Nebelsterne ärgerten sich natürlich über die friedliche Gesinnung ihrer Nachbarschaft nicht wenig, jedoch dieses Mal half ihnen der Ärger nicht viel — sie hatten mit dem Zusammenfließen ihrer Glieder für die nächsten Billionen Jahre vollauf zu tun.

Böswichter müssen Beschäftigung haben — das ist so furchtbar notwendig.

O ja!

Diese verfluchten Halunken!

O trag, soviel du tragen kannst,

Und sei nie ungemütlich!!



Die Urheimat der Indogermanen.

Fast war sie schon zum Märchen geworden. „Wenn du sie gefunden, brauchte mir!“ ermahnte mich mit insamer Feierlichkeit ein guter Freund. Jüngst ist die Frage aber doch wieder aktuell geworden. Nach Eduard Meyer, der mit seiner Cochorer-Hypothese so arg danebengriff, haben Brunnhofer, Hugo Windler und Feist die Frage in Stübe (in Ullsteins Weltgeschichte) in den letzten Wochen wieder ausgerollt. Auch wäre eine geistreiche Schrift von dem Ehren doktor der Universität München zu erwähnen, von Adolf Dirr, der die ganze Ariertheorie kurzweg für einen Schwindel erklärt.

Die spezialsten Spezialisten wissen immer noch nicht, ob die Indogermanen in Europa oder Asien entstanden. Einige, wie Feist und Dirr, behaupten sogar, sie hätten überhaupt nicht im Fleische gewandelt: es gäbe nur arische Sprachen, nicht aber eine arische Rasse. Zur Sicherheit möchte ich hier einschalten, daß Dirr selbst ungemein arisch aussieht, so wenigstens wie sich die Allgemeinheit arisches Aussehen denkt; nicht einmal eine Brille hat er. Ich muß nun gleich gestehen, daß ich Dirr nicht folgen kann. Wo Rauch ist, muß auch Feuer sein. Eine Sprache kann nicht durch Urzeugung, generatio equivoza, noch durch Parthenogenese entstanden sein, sondern muß auf ein leibhaftiges Volk zurückgehen. Die Neger Amerikas sprechen nicht negerisch, sondern englisch und portugiesisch und spanisch, aber das Englisch flog ihnen nicht vom Sirius zu, sondern von einem historischen Volke, das kräftig und fest mit seinen Beinen auf der Mutter Erde steht.

Am meisten Aufsehen hat Windler erregt. Die Charri von Bogas köi, um 1400 wirkend, gleicht er den Horitern Syriens, die vor der Ankunft der Ebräer dort schon saßen, und findet in beiden die lange und sehnüchtig gefuchten Arier. Schön. Horaiwa heißen die Arier altpersisch;

item, die Sache ist möglich. Aber auch Chhoran Nahors, Thoras und Abrahams? Das ist schon bedenkllicher. Winkler stützt sich jedoch auf ein Zusammentreffen sachlicher Beweisstücke von großer Kraft. Vier indische Gottheiten kommen vor, darunter Indra und Mitra. Jedoch, sachtel Herodot erklärte: die Griechen haben ihre Götter von den Pelosögern (die selbst der zähe E. Meyer jetzt für ungriechisch hält). Ahura Mazda und die indischen asuras mögen vom sumerischen Mondgotte Usur kommen. Die Germanen haben das Christentum von Rom. Wer sagt nun, ob nicht auch die vier indischen Gottheiten von Bogas föi vorindische, durch die Hindu dann entlehnte Gestalten sind? Zumal erstens Indra nirgends im Indogermanischen Sonne oder Feuer bedeutet, während ein Agni (= ignis) sich leicht legitimiert, und zweitens jene vier Gottheiten mit lesghischem (ostkaukasischem) Pluralaffix erscheinen? Allein, je n'insiste pas. Wiederum: die Sache ist möglich. Jedoch, was beweist das alles für die Urheimat der Indogermanen? Die Hindu können von Turkestan, gleich den viel späteren Prattern oder auch den Selbsthucken, und können von Südrußland oder auch nur von Transkaukasien, aus dem Becken des Kur, eingewandert sein.

Immerhin ist die Entdeckung Winklers von großer Tragweite. Man stelle nur einmal verschiedene Ausstrahlungspunkte arischer Wanderung zusammen. Nach den Charri in Ober-Mesopotamien die Kimmerier auf der Linie Krim—Sinope—Armenien (800—600 v. Chr.), hierauf die Goten, vom Schwarzen Meere anstürmend, die Sueben, Markomannen, Angeln, Longobarden von östlich der Weichsel, die Normannen von Skandinavien. Dazu Sthessalien und Albanien als Ausgangsstätte griechischer und ostarischer Stämme, die obere Donau als Urgebiet der keltischen Wanderung von 600—500, Litauen als möglichen (dem Kenner Hirt wenigstens wahrscheinlichen) Ausgangspunkt italischer Fahrten. Diese einfache Zusammenstellung, die sich in der Hauptfache auf greifbare Geographie stützt, ist vielleicht noch das sicherste Sprungbrett, um uns zur Urheimat der Indogermanen hinauszuschwingen.

Noch zwei Kleinigkeiten. Der Satorna ist kein arischer, sondern ein hetitischer Name. Satarnei oder Sturni hausten im Kaukasus. Und die mariarni des Königs, seine Degen und Recken, seine Grafen und Barone, brauchen nicht arisch erklärt zu werden.

Dr. A. Wirth (München).



Zum Beginn der Berliner Theater Saison.

Der Herbst ist für Berlin und seine Umgebung wohl die schönste Jahreszeit. Die klaren blauen Tage locken noch einmal, ehe Nebel und Regen ihre Bartücher über die Landschaft senken, zum Grunewald und an die Havelseen hinaus. Und was die Wimper hält, nimmt das Auge von der blauen, mit weißen Segeln durchkreuzten Fläche auf, die unter dem Spiel der Lichtstrahlen und huschenden Winde prickelnd aufschillert; und die Brust atmet den würzigen Duft, der sich von Kiefern löst. Aber frühe sinkt das Blutauge der Sonne, die Baumstämme mit roten Puffen schmückend, bis das Leuchten höher emporsteigt und sich über den Kronen verliert. Dann mahnt die Kühle zum Ausbruch nach der Stadt. Aber je näher man ihr kommt, desto mehr belebt sich die Bahnstrecke mit roten, grünen, gelblichen Lichtern, und jetzt rauscht ein strahlend erhellter Wagen der Hochbahn über unsern Köpfen gleich einer hastigen Schlange dahin. Der Natur stellt die Kultur ihre Glanzlichter und ihre Reize gegenüber.

So steht man mitten im Getriebe der Bläse, es ist noch früh am Abend, und man studiert die Theaterzettel. An einem Tage will man Natur- und Kulturschönheit vereinigen. Ach, ja das Theater! Man hat so oft und mit so viel Recht an ihm verzweifelt; aber die Hoffnung, die man im Frühling kleinlaut und mit Spott über sich selbst begraben hat, wacht im Herbst immer wieder auf. Wieder vertraut man, daß uns die Bühne an einigen Abenden die Grenzen unsres Daseins erweitern werde. Denn dieses Leben, so ruft Goethe, ist für unsre Seele viel zu kurz, wir möchten auch das der Könige, Feldherrn, Weisen, Edlen, Mörder und Bettler, alle großen Schmerzen und Freuden, kurz, was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, mit erleben können. Sprungbrett für unsre Phantasie soll das Theater sein, uns über das Alltägliche erhebend. Der Sommerreise in die große Natur stehen diese Winterreisen in das Kultur- und Geistesland als Seitenstück gegenüber.

Freilich, die Aussichten auf solche großen Eindrücke sind schon deshalb gering, weil die Menge der Besucher statt ihrer das behagliche Amüsement will, ähnlich, wie z. B. Radelburg mehr gespielt wird, als Hebbel oder Kleist. Und die Berliner Theaterdirektoren, deren Anstalten ja keinen Zuschuß erhalten, betrachten das Publikum als milchende Kuh, was bis zu einer gewissen Grenze auch durchaus Erfordernis ist. Es blieben also die königlichen Bühnen. Aber diese werden doch nicht... Nein, hier wird voraussichtlich Sudermann mit seinen „Strandkinder“ oder einer ähnlichen Dichtung weiter stürmische Erfolge erzielen, vorausgesetzt, daß nicht noch schwächere Stücke dem staunenden Publikum als Höhepunkte moderner Literatur geboten werden.

Starke und große Eindrücke kann der Beschauer durch die Bühne auf zweierlei Art empfangen: einmal durch die Dichtung selbst, zweitens durch die Darstellung. Selbstverständlich ist die erste vielseitiger, schon weil sie die zweite vielfach in sich schließt. Was uns die deutlichen Bühnenautoren bieten werden, müssen wir natürlich abwarten. Seit Gerhart Hauptmann in den letzten Jahren immer wieder versagt hat, ist die Aufmerksamkeit um so stärker auf die junge Generation gerichtet. Am Schluß der vorigen Saison tauchte in dem Berliner Stecken, dessen „Gawan“ im Kammerpielhause starken Beifall fand, ein Dichter auf, der zum mindesten ein Versprechen bedeutet. Im ganzen darf man aber kaum allzu hohe Hoffnungen auf die moderne Bühnenliteratur setzen.

Was die Darsteller anlangt, die selbst schwache Stücke veredeln können, so erleidet die Bühnenkunst soeben durch den Verlust von Josef Rainz eine harte Einbuße. In der Tat gibt es keinen Künstler, der ihm an technischer Meisterschaft und spielerischer Beherrschung der Sprache gleichkäme. Wirkte er auch seit einigen Jahren am Wiener Burgtheater, so gehörte er doch immer noch halb nach Berlin. Agnes Sorma, seine einstige Partnerin am Deutschen Theater, betonte kürzlich, daß die moderne Bühnendichtung den Darsteller wenig dankbare Aufgaben überlasse, da die Stücke entweder allzu phantastisch oder schwunglos trocken seien. Trotzdem wird man von der Schauspielkunst im Verlaufe des Winters sicherlich manches Gute erwarten dürfen. Von Josef Rainz und Agnes Sorma abgesehen, die durch ihr Startum immerhin einer älteren Generation angehören, besitzt Berlin eine ganze Anzahl von Schauspielern und Schauspielerinnen, die bei aller Treue und Bescheidenheit vor einem Bühnenstück, ihre Rollen dennoch aus Eigenem bereichern, erhöhen und vertiefen können.

Soll man bereits am Anfang der Saison auf ihr Ende blicken, so zerbricht man sich unwillkürlich den Kopf, womit Reinhardt im kommenden Frühling seinen Besuchern eine Neuigkeit bereiten wird. Poffe und Operette waren schon an der Reihe. Ebenso Pantomime und Ballett, die vom Zirkus herübergenommen und „veredelt“ wurden. Sollte diesmal der Sportplatz oder wie es einst das Varieté herhalten? Aber man soll nicht vorgreifen, wir werden ja alles sehen.

Dr. Oskar Anwand.

Randbemerkungen.

Diplomatie und Handel.

Staatssekretär Knor hat kürzlich an sämtliche Vertreter der Vereinigten Staaten im Auslande, Botschafter und Konsuln, ein Rundschreiben geschickt, dem zufolge es künftig ihre Hauptaufgabe sein soll, mit allen Kräften der Ausbreitung des amerikanischen Handels zu dienen. Sie sollen ein wahres Waffenlager nützlicher Informationen für amerikanische Kaufleute bilden und vornehmlich solchen Gebieten Aufmerksamkeit schenken, wo der amerikanische Handel noch wenig oder gar nicht vertreten ist. Von ihrer Fähigkeit, dem Export der Vereinigten Staaten neue Absatzmärkte zu erschließen, soll künftig ihre Beförderung in erster Linie abhängig gemacht werden. „Jede amerikanische Initiative im Auslande“, sagt Knor, „muß durch den Außendienst der Vereinigten Staaten in allen seinen Zweigen gefördert werden, so daß Amerika mit seinen Konkurrenten allenthalben in der Welt in den Wettbewerb eintreten kann.“ Bei der Ernennung neuer Vertreter für das Ausland legt die Washingtoner Regierung so gut wie gar keinen Wert auf Vertraulichkeit mit diplomatischen Gepflogenheiten — man erwartet, daß sich der Betreffende solche schon von selbst rasch aneignen werde —; als Hauptfache gilt, daß der Anwärter mit dem geschäftlichen Leben, den Bedürfnissen des Handels genau Bescheid weiß. Die beiden großen Eisenbahn-Anleihen in China, an denen Amerikaner beteiligt sind, die von der Morgangruppe vorbereitete Neuordnung der Finanzen in Honduras und Costarica, die ihrer Reise entgegenstehenden Bank- und anderen Finanzpläne in Südamerika, eine Eisenbahnleihe in Haiti, ambitionöse Pläne amerikanischer Finanziers in der Türkei, die Sanierung der Finanzen in Liberia, diese und andre amerikanische Erfolge im Auslande beweisen, daß die Washingtoner Regierung mit ihrer Diplomatie auf dem rechten Wege ist.

Wie herzlich schlecht es mit der Unterstützung bestellt ist, die die Interessen des deutschen Handels im Auslande von der Regierung erfahren, ist bekannt. Aber die Organisation des Konsulatswesens hört man beständig Klagen, ohne daß sich Anzeichen für eine Besserung bemerkbar machen. Daß uns die Franzosen in dieser Hinsicht voraus sind, lehren regelmäßige amtliche Mitteilungen für die Handelswelt in der französischen Presse, wie die folgende: „M. A. Kanero, Konsularagent in Bari, empfängt am Sonntabend, d., von 2—4 Uhr, im Nationalbureau für auswärtigen Handel französische Kaufleute und Industrielle, die Auskunft von ihm zu haben wünschen, sei es über die für ihre Artikel offenen Absatzmärkte in Süditalien, sei es über die hauptsächlichsten Erzeugnisse dieser Gegenden.“ Alles, was in Deutschland behördlicherseits getan wird, um die Kaufmannschaft über die Veränderungen in den internationalen Produktions- und Absatzverhältnissen auf dem Laufenden zu erhalten, beschränkt sich fast auf die Herausgabe der „Nachrichten für Handel und Industrie“. Sie werden von einer Anzahl Assessoren im Reichsamt des Innern zusammengestellt, die sehr viel guten Willen, Fleiß und Mühe darauf verwenden mögen, aber schließlich damit nur erreichen, daß die Kostspieligkeit ihres Materials im umgekehrten Verhältnis zu dessen praktischem Werte steht. Berichte fremder Konsuln, die naturgemäß meist von einem Standpunkt aus verfaßt sind, der für die deutschen Interessen wenig in Frage kommt, werden ohne Kommentar übersetzt und mit Bienenfleiß statistische Zahlen zusammengetragen, die, ohne daß die damit zusammenhängenden vielgestaltigen handelspolitischen, geographischen und ethnographischen Verhältnisse beleuchtet werden, kein klares Bild über die in Betracht kommenden Zustände geben können. Auf keinen Fall können solche Druckfachen Gelegenheiten ersehen, sich von Konsuln oder Konsularbeamten mündlich informieren zu lassen; denn gerade für ausländische Verhältnisse ist die Wiedergabe persönlicher Eindrücke und Erfahrungen unendlich wichtiger als eine noch so fleißige Kanzleiarbeit mit zusammengelesenem toten Zahlenmaterial.

Wenn schon das deutsche Konsulatswesen die Bedürfnisse der Handelswelt so wenig berücksichtigt, so kann man sich ungefähr vorstellen, wie gleichgültig sich erst die eigentliche Diplomatie, Gesandte und Botschafter, im allgemeinen ihnen gegenüber verhalten mögen. Der Worte sind darüber nachgerade genug gewechselt; es ist Zeit, zu Taten überzugehen, wenn uns die überlegenen Methoden der Amerikaner nicht noch manche unangenehme Überraschungen bereiten sollen.

Englische Lords und französische Syndikalisten.

„Das Parteiensystem hat durch Schritte, die vielleicht unermesslich waren, dazu geführt, daß der Premierminister alle seine Ministerkollegen wählt und sich und seinen Erwählten alle Gegenstände für die Gesetzgebung ausliefert, daß jeder Veränderung widerstrebt wird, daß der größere Teil jeder Bill praktisch aus der Debatte zurückgezogen und in Vausch und Bogen durchgebracht wird. Die königlichen Prerogative werden jetzt durch die Minister ausgeübt und der Premierminister ist in weitem Umfange zu einem Diktator geworden.“ Wenn solche Sätze einer Rundgebung des allgemeinen Arbeitsbundes in Frankreich, der antiparlamentarisch-syndikalistischen C. G. T., entnommen waren, so wären sie ohne weiteres verständlich. Sie entstammen aber einem Aufruf der British Constitution Association. Dieser Verein wurde gegründet, um nach dem Vorbilde des Deutschen Reichsverbandes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie die Mitglieder der englischen bürgerlichen Parteien zum Kampfe gegen die sozialistische Gefahr zu sammeln. Der Aufruf beginnt mit einem Hinweis auf jenen großen historischen Kampf, aus dem die englische Verfassung hervorging. Damals habe es sich darum gehandelt, daß der König Steuern für Zwecke erheben wollte, die er für die Wohlfahrt des Landes notwendig fand, die aber denen, die sie bezahlen sollten, zuwider waren. Heute trete dasselbe Abel wieder zutage, nur in anderer Form. Das Land sei sich noch nicht bewußt geworden, wie rasch es wieder in die Zustände einer autokratischen Regierungsweise zurückzufallen drohe. Mit andern Worten genau dasselbe inbezug auf französische Verhältnisse jagte seinerzeit Professor Aulard, auf den sich die Syndikalisten oft berufen. Auch er wies darauf hin, daß man durch den Parlamentarismus aus der Abhängigkeit der Dynastien in die Abhängigkeit von Ministern geraten sei, die ihre Ämter willkürlich verwalteten.

In der britischen Verfassungsvereinigung geben Mitglieder der Torypartei den Ton an. Sie hat im letzten Wahlkampfe hauptsächlich dazu gedient, den liberalen Heißspornen Lloyd George und Winston Churchill gemäßigtere liberale Wähler abspenstig zu machen und als Mittläufer hinter das Banner der Tarifreformer zu scharen. Dazu trat sie mit dem Anspruch auf, die ursprünglichen Grundsätze des Whigs in ihrer Reinheit wieder zur Geltung zu bringen. Noch im Jahre 1873 erklärte Sir William Harcourt in Oxford, wenn es eine Partei gebe, die sich einer Politik der beschränkenden Gesetzgebung, einer, die dem sozialen Leben Zwang auferlege, widersetze, dies die liberale Partei sei. „Der Unterschied zwischen einer freien Regierung und einer Regierung, die nicht frei ist“, fuhr er fort, „besteht hauptsächlich darin, daß eine Regierung, die nicht frei ist, sich in alles einmischt, soweit es ihr möglich ist, und eine freie Regierung sich in nichts einmischt, als wo sie muß. Eine despotische Regierung sucht jedermann zu nötigen, das zu tun, was sie wünscht; eine liberale Regierung sucht, soweit die Sicherheit der Gesellschaft es erlaubt, jedermann in den Stand zu setzen, das zu tun, was ihm beliebt. Es ist daher die Aufgabe der liberalen Partei, die Doktrin der individuellen Freiheit beharrlich aufrecht zu erhalten.“ Wer wollte leugnen, daß die englischen Liberalen inzwischen von diesem Standpunkt weit abgelenkt worden sind. Die Furcht, durch die Sozialisten großen Anhang unter den Arbeitern zu verlieren, hat sie zu dem Versuch getrieben, mit den sozialistischen Hoffnungen auf einen Zukunftsstaat

durch einen Sozialismus des Gegenwartstaates zu konkurrieren. Dadurch setzte man sich natürlich in schroffsten Widerspruch zum Manchesterium; man mußte „Staats-hilfe“ statt „Selbsthilfe“ auf sein Banner schreiben.

Un und für sich kann also die britische Verfassungsvereinigung mit einer gewissen Berechtigung gegen die heutige Vertretung der liberalen Partei deren eigene Vergangenheit anrufen. Merkwürdig aber bleibt es, daß zwei so entgegengesetzte Arten von Kritikern, wie englische Lords und französische Anarchosozialisten oder Syndikalisten, am Parlamentarismus, so wie er heute beschaffen ist, genau dasselbe zu tabeln finden, daß beide gemeinsam befürchten, die Entwicklung der Parteipolitik führe zu einem Despotismus, schlimmer als der absolutistischer Monarchen, der dem Parlamentarismus vorausging. In England fühlen sich zurzeit die Lords von einer solchen Gefahr am meisten bedroht; in Frankreich Arbeiter und Beamte. Natürlich sind die Ansichten über die besten Gegenmittel bei den Syndikalisten himmelweit von denen der Lords verschieden. Die Syndikalisten erhoffen eine Ersetzung der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung durch einen Arbeiterstaat mit genossenschaftlicher, statt autoritärer Regelung der Güterproduktion. Die britische Verfassungsvereinigung, hinter der die Lords stehen, erwartet eine allmähliche Rückkehr des politischen Lebens in England zu den ursprünglichen freiheitlichen Grundfäden der englischen Verfassung einzig und allein von einer Aufrechterhaltung der Befugnisse des Hauses der Lords. Das ist der Sinn des erklärenden Zusatzes zu ihrem Titel: „Gegründet zur Förderung persönlicher Freiheit und Verantwortlichkeit durch Aufrechterhaltung der Grundprinzipien der Verfassung.“

O. C.

Sir Ernest Cassel,

ein geborener Deutsche, der unter Eduard VII. vieles, was er wollte, konnte, und alles, was er konnte, tat, hat in diesen Tagen, trotz aller entstellenden Presseableugnungen, Fiasko gemacht. Er hat sich die Finger verbrannt, was ihm früher selten passierte. Und das an der unglückseligen, türkischen Anleihe. Fehlte ihm Eduards mächtige Hand oder sein gebieterischer Rat? Wohl alles beides. Eduard hat es ihm nie vergessen, daß er ihm, als er noch der lustige Kronprinz war, aus mancher Geldklemme heraushalf, und hat ihn bis zu seinem Tode bei allerlei großen, internationalen „Schiebungen“ verwendet. Aber man sagt, daß Eduards Nachfolger die jüdischen Finanziers nicht mehr so an sich herantasse, und wo die Hand des Königs fehlt, steht in England kein Ausländer mehr ganz fest. Der von Eduard baronisierte Cassel gilt nicht ganz first class. Man begreift das. Aber auch Eduards Klugheit scheint ihm schwer zu fehlen. Wie hätte er sich sonst bei einem Geschäftes kompromittieren können, bei dem die geliebte Marianne die Dumme sein soll? Das entfesselte einen Sturm im Blätterwalde der Entente. Herr Cassel ist ins Orientgeschäft erst nach Abdul Hamids Fall hineingegangen — wohl auf Eduards Wunsch — und gründete die türkische National-Bank. Durch diese wollte er jetzt jene Anleihe schieben, die der Crédit Mobilier nicht herausbringt, weil die französische Regierung ihr die Kotierung an der Pariser Börse verbietet. Aber selbstverständlich kann eine Anleihe ohne Frankreich von England aus nicht alleine gemacht werden. Was lag nahe? Cassel wird sich nach Berlin wenden, wo er seit jeher gute Beziehungen unterhält. Ha, diese Schmach! England verhilft der Türkei zum Ankauf deutscher Kriegsschiffe! Man regte sich gewaltig auf, Marianne und John Bull verstanden sich, zornrot im Gesicht, und Cassel mußte den Rückzug antreten. Der arme Cassel, das hätte er sich an den fünf Fingern abzählen können. Onkel Eduard scheint ihm doch sehr zu fehlen. — Was nun mit der Anleihe eigentlich werden soll, weiß vorläufig kein Mensch. In Paris will man sie nicht machen, aber man kriegt bedenkliche Zustände, sobald ein anderer die Hand nach dem verschmähten Braten ausstreckt. Sollte

man doch noch auf ihn reflektieren? Marianne ist wirklich in einer fatalen Klemme. Macht sie das Geschäft nicht, so entgeht ihr ein neuer finanzieller Einfluß in Konstantinopel, und gleichzeitig lockern sich die alten Beziehungen zur Ottomanen-Bank. Macht England das Geschäft, so macht es dieses mit Deutschland, Englisch-deutsche Annäherung auf finanziellem Gebiet gegen Frankreich — niemals! Macht Deutschland das Geschäft etwa allein mit Österreich, so verstärkt sich die verb. . . . Sympathie, die man in Konstantinopel schon so für den Zweibund hat. Ja, wenn Marianne es aber macht, was sagt dann der große russische Bruder? Da liegt der Hase im Pfeffer. Rußland ist ein eifersüchtiges Brüderchen. Eifersüchtig vor allem wacht es über Mariannes Portemonnaie. Brüderchen braucht selbst so notwendig Taschengeld von Schwesterchen. Und das nicht so knapp. Arme Mariannel! Nun gehen die verzweifeltsten Schiebungen quer durch Europa schon so lange hin und her, und immer noch findet sich kein ruhiges Plätzchen fürs Geschäft. Auch in Konstantinopel kriselt's. Was soll aus der Welt denn noch werden, wenn keiner mehr pumpen darf. . . .

* * *

Der Zar in Deutschland.

Auf dem sozialdemokratischen Parteitag, und schon vorher auf dem Frankfurter Meeting, hat man selbstverständlich wieder gegen den Zaren „als den Repräsentanten der Unkultur“ mobil gemacht. Wenn das nur jene auserwählten „Repräsentanten der Kultur“ täten, die auch gegeneinander die Rospitze so trefflich zu gebrauchen wissen, so hätte es weiter nichts auf sich. Das Niveau ihres Hasses gegen den „Absolutismus vom Zaren bis zur redelustigen Romantik herunter“, richtet sich selbst. Auch in den Augen des Auslandes. Aber selbst bürgerliche Blätter, die doch sonst einen vornehmen Charakter durchaus nicht überall vermissen lassen, entbehren so gänzlich des Anstandsgefühles, zu den sattlam bekannnten, überaus geschmacklosen Zaren-Illustrationen des Simplizissimus Texte aus eigener Feder zu liefern. Was für eine traurige Mißachtung unsres Volkes wird jenseits der Grenzen durch diese Verirrungen gerade draußen vielgelesener Blätter erzeugt, die anmaßend genug sind, zu behaupten, sie repräsentierten die Stimmung unsres Volkes. Gott sei Dank, daß sie es nicht tun! Wir mögen mit Rußland so viele Hühnchen zu rupfen haben, wie wir wollen, das hindert nicht, daß wir mit Ingrimme protestieren, gegen solch schmähliches Gebaren, in dem der Ruf unsrer Gastlichkeit schließlich doch gefährlich kompromittiert wird. Auch das aber ist eine Folge der Großblodphantastereien und der ihnen zuliebe geübten, radikalen Liebedienerei. Es wäre wünschenswert, wenn unsre Presse einmütig gegen die fälschliche Identifizierung des deutschen Anstandsgefühls mit demjenigen gewisser Redakteure Protest einlegen wollte, damit man im Ausland nicht auf den Gedanken kommt, man hätte es da mit einem auch nur irgendwie erheblichen Teil unsrer Blätter zu tun.

W.

* * *

Schaufensterwettbewerb.

Wir haben kürzlich den „Balkon- und Fassadenschmuck-Wettbewerb“ gehabt, ihm ist jetzt der „Schaufenster-Wettbewerb“ gefolgt, und sicher werden im Winter noch mehrere Wettbewerbe folgen. Man kann vielleicht im Zweifel darüber sein, ob es richtig ist, das Hezen und Treiben der Großstadt noch künstlich zu vermehren und den Kampf aller gegen alle, der sowieso unaufhörlich tobt, noch zu verschärfen. Aber auch wenn man dieses Bedenken fallen läßt und den Wettbewerb als Erziehungsmittel gelten läßt, muß man gegen die Art, in der er stattfindet, Einwände erheben. Wenn man all die glänzend dekorierten, prachtvoll ausgestatteten Schaufenster sieht, fragt man natürlich: „Ja, warum dekorieren die Kaufleute nicht immer so. Sie können's ja, wie figura zeigt, und sollten diese Opulenz und diesen Geschmack immer entwickeln. Ständig das

Publikum anzuziehen, müßte ihnen schließlich doch noch wertvoller sein, als die Erlangung eines Preises.“ Die Antwort lautet, die Wettbewerbs-Dekoration sei sehr teuer. Es gehörten dazu kostspielige Blumenarrangements, und viele der wertvollen Waren, die man ausstellte, gingen zugrunde, Stoffe bleichten aus usw. Ja, dann ist aber die Idee des Wettbewerbes gänzlich verfehlt. Kochschülerinnen, die darauf geprüft werden sollen, ob sie alltäglich schmackhaftes Essen für den bürgerlichen Tisch herstellen können, läßt man doch nicht erlesene Gerichte für die Schlemmertafel anrichten. Durch den Wettbewerb sollen die Dekorateure angespornt werden, bei ihrer täglichen Arbeit Geschmack zu entwickeln, folglich dürften sie auch zur Konkurrenz nur mit den ihnen täglich zu Gebote stehenden Mitteln arbeiten. Der Geschmack allein dürfte beurteilt werden und die Kostbarkeit und Erlesenheit der Dinge, die er geordnet hat, dürfte gar nicht in Frage kommen. Ein Stoff, den ein vernünftiger Kaufmann nie ins Fenster legt, weil er die Sonne nicht verträgt, dürfte zur Dekoration nicht verwendet werden, und der Delikateshändler dürfte nicht Speisen ausstellen, die er wegen ihrer leichten Verderblichkeit sonst im Laden behält oder erst bei Gebrauch anfertigt. So lange dies nicht geschieht, besteht immer die Gefahr, daß nicht der beste Geschmack, sondern der größte Geldbeutel prämiert wird. Dr. P.

* * *

Wieder ein Satzungeheuer.

Das Reichsgericht hat die Zahl seiner Seeschlangensätze wieder um ein gediegenes Exemplar vermehrt. In einem Urteil vom 15. Juni 1910, III. 205/09 leistet es sich folgende Periode:

„So sagen die Motive, daß Schadenersatz nicht nur den Personen zu gewähren ist, die zur Zeit des tödlichen Unfalles gesetzlich Unterhalt bereits von den Getöteten fordern konnten, sondern auch denen, die an sich nach Gesetz unterhaltsberechtigt waren, aber aus irgendeinem Grunde, z. B. weil noch eigenes Vermögen vorhanden, oder ein näherer Verwandter verpflichtet war, Unterhalt noch nicht bezogen, ferner betonen die Motive: Aus der Bestimmung, daß dem alimentationsberechtigten Dritten insoweit Schadenersatz zu leisten ist, als infolge der Tötung das Recht auf den Unterhalt erloschen ist, folgt, daß, wenn auf Grund des Rechtsverhältnisses, in welchem er zu dem Getöteten zur Zeit der Beibringung der tödlichen Verletzungen stand, zur Zeit des Todes ein gesetzlicher Anspruch auf Unterhaltung noch nicht zur Entstehung gelangt war, z. B. weil es an der Bedürftigkeit auf Seiten des Dritten oder an der Leistungsfähigkeit auf Seiten des Getöteten in solchen Fällen fehlte, in welchen der Unterhaltsanspruch gegen den Getöteten von dem Vorhandensein dieser Voraussetzungen abhängig war, oder weil dem Getöteten die Verpflichtung den Dritten zu unterhalten gesetzlich nur subsidiär oblag und der zunächst Verpflichtete leistungsfähig ist — der Schuldige dem Dritten erst von der Zeit an Schadenersatz zu leisten hat, in welcher der Getötete, wenn er nicht getötet worden wäre, zum Unterhalte des Dritten verpflichtet gewesen sein würde.“

Daraus soll nun ein Mensch klug werden.

Dr. jur. P.



Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usw. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unerlangt und zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Friedrich Kayßler: Schauspielernotizen (1. Folge). Verlag Erich Reiß (Berlin-Westend).

Als ich dies schmucke Büchlein zur Hand nahm, fiel mir zunächst zweierlei auf: Der bescheidene, anspruchlose

Titel und — wie ein Gegensatz dazu — der rote, fast herausfordernde Umschlag dieses kleinen Werkes eines unzweifelhaft Großen. All die hehren Gestalten, die mir von Friedrich Kayßler dargestellt zu sehen vergönnt waren, schwebten mir in so imposanten, ungeschwächt herrlichen Eindrücken vor.

Schon ein kurzer Blick, den ich über das Inhaltsverzeichnis schweifen ließ, gab mir die feste Gewißheit, daß alles, was ich lesen würde, einer Erbauung gleich, der grenzenlosen Geistesbetätigung eines unsrer größten darstellenden Künstler entstammen werde. Und — es set gleich vorweg gesagt — ich hatte mich keineswegs getäuscht.

„Leontes (Versuch zu einer Rollenstizze).“ „Ein riesiger Vorhang wird jäh zurückgeschlagen; eine Musikwelle schwemmt eine Gesellschaft königlicher Gäste in tafelfroher Stimmung herein, von der eine dunkle Gestalt fast widerwillig mitgerissen wird: der Wirt des Hauses, Leontes, König von Sizilien. Alle strahlen vom Widerschein eines klaren Himmels, nur auf seiner Stirn segelt eine kleine, schwarze Wolke von unenträtselbarem Ursprung; man steht sie wohl, doch keiner beachtet sie; denn wer dächte angeht dieser Königin an eheliches Unheil.“

So beginnt Kayßler seine Notizen, bezeichnet seine Zeilen selbstlos als „Versuch“ zu einer Rollenstizze. Wiederum bescheiden, anspruchlos als Titel zu einer im vollen Umfange als glänzend gelungen zu erachtenden Arbeit. Der goldige, Interesse erweckende Ton des reiflich durchdachten Werkes läßt erst erkennen, mit welchem Feuereifer und dem ihm eigenen Ernst der Verfasser sich müht, der großen Masse der wahrhaft strebenden Künstlerschaft und auch den Schauspielinteressenten seine Gedanken in der Form eines Büchleins zu erörtern und zu verbreiten. Jede einzelne der kleinen „Notizen“ enthält immer die unsichtbare Mahnung, sich an seinen Ideen zu erwärmen und sie zu verwerten. Alle, die Wahrheit in echter Kunst suchen, mögen seinen Schritten und Weisungen folgen, und es wird keinen geben, der auf diesem Wege strauchelt, vorausgesetzt natürlich, daß er bei der notwendigen Vergabung auch den heiligen Ernst, wie er ja Kayßlers Leitstern ist, im höchsten Grade besitzt.

Welch ein empfindsames Gefühlsleben Kayßler lebt, geht aus vielen seiner Worte hervor, einen Gesamteindruck übt er aber allein in den wenigen, treffenden Zeilen, die er „Odi profanum“ betitelt, auf den denkenden Leser aus. Er ist, wie man es auch immer fühlt, ganz im Sinne der gerade dargestellten Rolle. Kein Fünkchen seiner Kunst geht an etwas anderm verloren. Und dann verbirgt er noch meisterlich den Haß, den profanum vulgus auf ihn ausübt.

In all den kleinen Absätzen, in denen sein Buch geschrieben ist, fühlt man zum großen Glück immer die reichlich fruchttragende Idee heraus, daß er seine Gedanken nicht preisgegeben hat, um damit vor aller Welt als Denker zu prunken, sondern daß es geschah, um allen, die da im Dunkeln tasten nach dem Siegespreis der Kunst, den Weg zu ebnen und zu erleuchten.

Auf seinen Spuren gelangt man zu echter Kunst, der man sich auch voll echter Liebe und Treue hingeben muß, um das winkende Ziel des Ruhms und vor allem der Selbstzufriedenheit zu erreichen.

Bescheiden der Titel, rot der Umschlag. Das Erste steht im Einklang mit Kayßlers ganzer Persönlichkeit, das Zweite mag als Herausforderung gelten, ihm zu folgen, ihn als gleichenden Leitstern voran. (E. D. Egloff.)

Georg Schubert (Berlin).

Rudolf Hans Bartsch: Elisabeth Kött. Verlag von L. Staadmann (Leipzig).

In der Reihe der Bücher von Rudolf Hans Bartsch nimmt dieser neueste Roman eine in mancher Hinsicht merkwürdige Stellung ein. An Qualität hinter seinen Vorgängern — man muß es sagen —: zurückbleibend, ist er, der den entscheidenden Beweis für die Weite und den Reichtum seines Dichters erbringt, die ernstesten

Zweifel an der Entwicklung dieses glänzenden, lebhaften, liebenswürdigsten Talentes einfach aufhebt, ohne aber selbst, als Ganzes betrachtet, eine richtige Höhenstation zu bedeuten. Die Vielen, die dieses reich und frisch dahinströmende Schaffen mit dankbarer Liebe begleiten, haben es sich kaum zu verhehlen vermocht, daß hier die architektonische und komponierende Kraft hinter anderen — allerdings großen und schönen — Kräften zurückstand und gaben daher gerne den geist- und anmutvollen Novellen aus dem „Sterbenden Kokoto“ den Vorzug vor den Romanen. Das entzückendste Buch der letzten Jahre, die „Zwölf aus der Steiermark“, löste sich auf in die bewegten Schicksale von zwölf Jünglingen und einer Frau. Dasselbe Schema ist auch bei den „Haindlkindern“ geblieben, der — übrigens bloß äußerliche — Fortschritt liegt in der Einschränkung der Hauptpersonen: die drei Brüder und Regine; daß diese selbst oft aus dem Vordergrund in den Mittelgrund zurückzutreten scheinen, liegt an der allgemeinen episodischen Art, in der Bartsch seine Romane gleichsam schiebt, nicht baut. In diesem dritten Roman aber zeigt sich eine — man möchte glauben: gewaltsam geschehene — Aenderung von innen her. Denn nun erscheint eine Zentralgestalt, ein Held —: eine Frau, um die sich das ganze Buch zu Gruppen verteilt, ähnlich wie in den „Zwölf aus der Steiermark“. Während aber dort die Umschwärme auf gleichem Boden sich bewegte wie die Liebenden, so daß das ganze Schauspiel in seiner unablässigen Verwirrung das bunte Ansehen eines kaleidoskopischen Spiels erhielt, ragt hier die Hauptfigur auf erhöhtem Zentrum über die Adoranten hoch hinaus. Wie Planeten kreisen die Männer um sie her, tauchen auf, schwinden wieder, Name auf Name —, indes sie verharrt, leuchtend, beseuernd! Daß so viele Menschen der Einen — mühevoll genug! — das Gleichgewicht halten, ist wohl noch ein Residium des früheren Bartschschen Stils, — doch schon tritt die Gestalt des Chrus Wigram — es ist derselbe unverbesserliche Philosoph, der als Student die törichten glühenden Briefe an den Deutschen Kaiser geschrieben hat! — als bevorzugter Gegenspieler stärker hervor, den Roman beginnend und schließend, belebend und erklärend: Agonist und Chor zugleich. An seinem Blut, dem wilden, flammenden, scheint sich das große Feuer der Schauspielerin Elisabeth Rött entzündet zu haben; ihr Genie, das wächst und weit wird, immer mehr vom Leben Besitz ergreift, bis es alles in einer großartigen Szene von sich schleudert, rein, in die Reinheit der Kunst

untertaucht. Der Lebensstern einer großen Tragödin brennt zu Ende, aus Niedrigkeit aufflammend, lang in tiefstem Licht, steigend, schwebend durch alle Lüfte, sinkend und endlich geläutert, lauterer Luft sich vermählend. Ich kenne in der ganzen deutschen Literatur keine Szene, die dieser an Innigkeit gleich käme, die Wigram und Elisabeth wieder vereinigt; wie sie nachts im selben Zimmer schlafen, wie Kinder. Das ist von einer solchen tiefen Reinheit, daß man im Lesen sein Herz hören kann. Und vieles andre noch ist schön: wie der alte Baron die Rött entdeckt und sie die Ballade liest: „Edward, was ist dein Schwert so rot?“ (bewundernswert, wie das Lesen selbst geschildert wird, man hat plötzlich ein „zweites Gehör“, verwoben in erregteste Spannung!) Wie immer bei Bartsch, ist auch hier für große Ideen Raum, diesmal vorzüglich über Kunst. Sehr tiefe Betrachtungen über die Schauspielkunst im allgemeinen unterbrechen die Lektüre auf eine angenehme erbebende Weise, und was über „Macbeth“ zu lesen ist, erschließt dieses rätselhafte Drama der Nacht mehr als alle gelehrte Abhandlungen es vermöchten. — Trotz allem aber geht der Roman über die „Haindlkinder“ nicht hinaus; die Schilderung der Charaktere ist die gleiche leichte — manchmal wohl auch leichtsinnige, Fa presto-hafte geblieben, die Episoden überwuchern den inneren Schicksalsgang, ja sie scheinen ihn oft selbst zu ersehen. Was aber am schlimmsten ist: die helle, frühlingliche Sprache, das Entzücken, die laute Freude aller, die mit diesem Dichter in Graz, im lobenswerten Steiermark, im Wald um Wien Tage aus Sonne und Weinberggrün und Wiefenduft durchträumten, droht oft in eine böse Manier, einen süßlichen Chrysmus umzuschlagen und erbittert an manchen Stellen geradezu durch unecht anmutende Begeisterungen, die sich in Interjektionen gewaltsam — schrill — ausleben. Ich weiß ganz gut, daß Rudolf Hans Bartsch nicht eine Zeile schreibt, die nicht vorher durch ein Gefühl hindurchgegangen ist, — um so mehr ist es Pflicht, ihn zu warnen, ihn hart aufzufordern, sich in Zucht zu nehmen, den Sinn zu schärfen, der die Musik eines Satzes oft berechnen muß, die Felle nicht zu verachten, die der Fleiß führt, weil die Leidenschaft ihrer vergißt. Veredlung des Geschmacks ist die Richtung, nach der sich dieser Dichter bewegen muß, soll er seine Begabung zu der Entfaltung bringen, die alle wünschen, denen es Bedürfnis ist, eine künstlerische Erscheinung mit den Begriffen der Größe und der Natur zusammen zu denken. Felix Braun (Wien).

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 Mk.
Einzelnummer 40 Pf.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareilzeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugspätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin:

Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15b, Schönebergerstr. SW.
— Telefon-Amt VI, No. 669. —

Privat-Beamte und Angehörige der freien Berufe!

Sorget für Eure Zukunft und die Eurer Familie durch Anschluss an den zur Vertretung der wirtschaftlichen, sozialen und rechtlichen Interessen der Privat-Beamten gegründeten, durch landesherrliche Verleihung mit Korporationsrechten ausgestatteten

Deutschen Privat-Beamten-Verein zu Magdeburg.

Ueber 27 000 Mitglieder in zirka 500 Zweigvereinen, Verwaltungsgruppen und Zahlstellen.

Neben Pensionskasse, Witwenkasse, Waisenkasse, Begräbniskasse und Krankenkasse sehr wertvolle Wohlfahrtseinrichtungen.

Gesamtvermögen: Ueber 15 Millionen Mark.

Halbjährl. Beitrag 3 Mk. — Man verlange Prospekt.

Deutsche Kaufleute

lernt fremde Sprachen zu Hause perfekt!

Engl., Franz., Italien., Russisch, Schwedisch, Spanisch usw., durch weiterberühmte Selbstunterrichtsbriefe. Vorkenntnisse unnötig. Tausende verdanken diesen Briefen ihre Existenz od. bessere Stellung. Verlangen Sie sofort Prospekt gratis. Umfangreicher Probebrief (Lekt. I) gegen 50 Pf. in Marken.

O. Hofmann, Gommla 203, Reuss.

Antiquar Kat. 34. Philosophie

„ „ 36. Litteratur

gratis und franco:

J. Krause, Antiquariat, Halle a. S.

+ Hygienische

Bedarfsartikel. Neuest. Katal. m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
H. Unger, Gummiwarenfabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Empfehlenswerte Hôtels.**Berlin:**

Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:

Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.:
Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):

Hôtel und Naturweinkellerei „Zur
Kanne“. Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:

Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:

Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:

Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:

Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:

Hôtel „Schiesen“-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:

Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:

Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:

Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:

Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang).
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.

Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.

Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross“. Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:

Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

VERLAG VON HERMANN HILLGER IN BERLIN UND LEIPZIG.

SCHILLER. (BÜCHER DER GEGENWART, BAND I.)

Gesammelte Aufsätze aus der Gegenwart (1872—1909) von Ludvig Bellermand, Karl Berger, Ludwig Geiger, Max Hecker, Adolf Heilborn, Peter Hille, Ignaz Jezower, Marie Joachimi, A. W. J. Kahle, David Koigen, Paul Lindau, W. v. Maltzahn, Adolf Rümelin, Otto Runk, Karl Siegen, H. Welcker u. a. Das Buch ist mit einem Zweifarben-Holzschnitt des Schillerhauses in Weimar geschmückt. Kart. 2 M.

SCHILLERS WERKE. Inhalt: Vorwort (Friedrich Schiller in seiner Bedeutung für das deutsche Volk, mit Illustrationen), sämtliche Gedichte, Die Räuber, Die Verschwörung des Fiesko zu Genua, Kabale und Liebe, Don Carlos, Wallensteins Lager, Die Piccolomini, Wallensteins Tod, Maria Stuart, Die Jungfrau von Orleans, Die Braut von Messina, Wilhelm Tell. Gebunden 2 M.

FESTGABE AUS SCHILLERS WERKEN.

Mit Einleitung (Aus Schillers Leben). Inhalt: Gedichte (Auswahl) und Wilhelm Tell. Broschiert 40 Pfg. Gebunden 60 Pfg.

WORTE DER WEISHEIT AUS SCHILLERS WERKEN. Ausgewählt von Hermann Kölling. Mit biographischer Einleitung. Broschiert 50 Pfg.

WORTE DER WEISHEIT AUS GOETHES WERKEN. Ausgewählt von Hermann Kölling. Mit biographischer Einleitung. Broschiert 50 Pfg.

WILLIAM SHAKESPEARE. Eine Biographie von Dr. F. Obst. Mit 9 Illustrationen. Broschiert 50 Pfg.

ZU BEZIEHEN DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN SOWIE DIREKT VOM VERLAGE.

Die Gegenwart

Nr. 41.

Berlin, den 8. Oktober 1910.

39. Jahrgang
Band 78.

Popularität und Fleischnot.

Die Popularität ist bei uns noch größerer Mangel als an Fleisch. Das ist kein zufälliger Komparativ. Hat das Volk panem et circenses — panem vor allem mit etwas Ordentlichem drauf —, so sind bei ihm die Regierenden wohlgelitten. Werden dagegen die Brote leichter, und der Belag verschwindet, wer anders hat Schuld, als eben die da oben? Und drohend zieht der populus durch die Straßen: Gebt Brot, gebt Fleisch! Erst wenn sie dann satt sind, rufen sie zum Dessert wieder nach dem allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrecht, das ja bei uns die Rolle der circenses vertritt. — Das Volk, populus, le peuple, hat von seinem Standpunkt eigentlich ganz recht. Will man ihm etwa Staatsphilosophie beibringen? Und selbst wenn, — was ist denn der Staat? Doch eine soziale Institution und alles Soziale basiert auf dem Niveau der Gegenseitigkeit. Freilich, unser Staat ist ja nicht „der Staat“. Unsern Vorfahren sei Dank, daß sie uns nicht in ein materialisiertes Dogma hineingeboren haben. Nicht auszuhalten wärs. Aber wer macht das den ewig Blinden begreiflich? Der Mensch ist eben etwas anderes als Zoon politikon, als soziale Bestie. Er ist ein Raubtier mit geistigen Zähnen und Muskeln, als welche Geistigkeit ihn gefährlicher macht als den lämmertwürgenden Geier. Aber anderseits auch wieder harmloser. Kraft nämlich der Übertragung des sozialen Familieninstinktes auf die Gattung: und also entsteht der Staat, in dem der Vater Macht hat über den Sohn, der Ältere über den Jungen, der Stärkere über den Schwachen. Macht aber bringt Bürde mit sich, Vormundschaft Verantwortung. Deshalb erwächst der Begriff einer sozialen Pflicht gerade aus der Tatsache, daß der empirische Staat — naturnotwendig — nicht im sozialen Schema aufgeht, und durch Befolgung dieser Pflicht des Fürsorgens gleicht der Starke die lastende Tatsache seiner Überlegenheit im Gemüte des Schwachen wieder aus. Wenn ers klug anfängt, erringt er dabei die, weiß Gott, nicht zu verachtende, unsichtbare Krone des Volkes, genannt: Popularität. Ob geistig, ob materiell, populär ist immer nur

der Gebende, der Geist oder Leib seiner sogenannten Brüder sättigt. „Sogenannten“ Brüder, denn das eben geht ihnen ja nicht in den Kopf, daß keineswegs die Menschen gleich sind, weder an Wert noch an Art; man möchte sagen, sie sind überhaupt nicht im selben Grade „Menschen“. Aber bewahre der Himmel den, der mit so einem Grundsatz im zwanzigsten Jahrhundert Politik machen will. Derselbe populus, der ihn vergöttern könnte, zerreißt ihn in Feden, ahnt er auch nur die tiefe, innere Klust.

Jedoch, wir wollen nicht abschweifen. Wir wollen von Popularität reden und von der Fleischnot. Was ist eigentlich an der Fleischnotfrage, die uns jetzt seit einiger Zeit wieder dringend beschäftigt, Wahres dran? Die nackte, unabwehbare Tatsache, daß die Fleischpreise seit Monaten unaufhaltsam steigen! Das leugnet doch wohl keiner. Erst bei der Untersuchung der Ursachen geraten die parteipolitisch abgestempelten Glieder des einigen, deutschen Staatsleibes in ein wildes Ringen gegeneinander. Vor allem gegen den sogenannten Kopf, die Regierung, in welchem Kopfe ja die dualistische Symmetrie des Leibes als in ihrer gemeinsamen Spitze gipfeln sollte, der aber statt dessen selber ratlos hin- und herwackelt, bedachtsam, bedenklich, ängstlich und mit sich selber uneins. Gründe für die Fleischnot gibt es viele. Entweder liegt's bei den Landwirten, oder bei den Zwischenhändlern, Schlächtern und Verkäufern. Diese sagen, es liegt dort, und jene sagen, es liegt hier. Wer Recht und Unrecht hat, einer oder keiner, oder beide, ist schwer zu ergründen; denn die Statistik, die einzig kompetente Schiedsrichterin in solchem Streit, ist, wie Freiherr v. Zedlitz einmal im Parlament dem freihändlerischen Gothein zurief, „eine feile Dirne“.

Sehen wir uns einige der vorgebrachten Argumente an. Nur 5% des Bedarfs fehlen uns an eigener Produktion, rufen die Agrarier. An diesen lumpigen 5% kann es doch unmöglich liegen. Aber seht die brillantenbehängte Schlächtermadame, die trägt's an ihrem Leibel — Fünf Prozent entgegenen die Städter, das soll Nichts sein? Und wenn's nur eins wäre, es wäre genug. Erst die 61 gewinnt den Skat, der zu kleine Stiefel drückt so vorne als hinten, und 10 Pfennige sind

nicht viel, aber wem sie fehlen, dem fehlt ein Vermögen. Außerdem ist nachgewiesen, daß eine Verbilligung der Schlachtgebühren an den Preisen kaum einen Pfennig ändern könnte. Aber ihr Ugrarier seid schuld, ihr haltet das Vieh in den Ställen zurück, um die Preise zu treiben. Darum auf mit den Grenzen! — Das geht nicht an, ruft die Regierung dazwischen, alles hat seine Grenzen, nur nicht diese selbst. Unfre bewährte Schutzpolitik usw. Außerdem übertreibt ihr. — Schüchtern meldet sich das Ministerium des bayerischen Vaterlandes und empfiehlt für alle Fälle Kaninchenzucht und Ziegenmilch. Das Kaninchen als — Volksernährer! Lache niemand; erstens ist der Gedanke gar nicht so ganz übel und zweitens beweist er, daß man in München über die Übertriebenheit des Fleischnot-Geredes anderer Ansicht ist als in den Berliner Ämtern. — Objektiv und so, wie sie nun einmal sind, bilden die Hamburger eine Klasse für sich. Sie beweisen, daß die Viehproduktion automatisch von zwei zu zwei Jahren steigt und fällt, wegen der durch Angebot und Nachfrage wechselnden Rentabilität des Marktes. Die Sache pendelt ganz einfach: Viel Vieh — Preisniedergang — Verminderte Produktion — Viehmangel — Preissteigerung — Fleischnot — vermehrte Produktion usw. ad in finitum, auf und ab. Dira necessitas, wer wills ändern. Wir Hamburger aber haben immer noch soviel zu essen gehabt — jener agrarische Agitationsredner würde sagen: „Koteletts wie die Abtrittdeckel“ —, daß wir sogar noch unsern Verbrauch gesteigert haben. Ja, Hamburg hat auch eine andre Lage, als beispielsweise das westliche Industriegebiet. Hamburg ist nicht maßgebend. Das konstatierte Defizit an Vieh bleibt bestehen. — Nun ist ja so klar, daß bei den meisten dieser Argumentationen politische Erwägungen mitspielen oder eigene Interessen — was für manchen dasselbe ist. Ganz besonders erklärlich ist die Schwerhörigkeit der Regierung. Sie darf es ja mit den rechtsstehenden Mehrheitsparteien um keinen Preis verderben, — meint sie wenigstens. Aber eins kann doch eben niemand leugnen: den Mangel an Vieh und die hohen Preise! Wenn man dazu sieht, wie in allen großen Städten die Magistrate, die Handelskammern, die Stadtverordnetenkollegien u. a. eifrig Abhilfe verlangen, — sind das etwa nicht kompetente Instanzen, höchst respectable und sachmännliche Korporationen? Sollten sie wirklich alle, wie Bethmann Hollweg meint, übertreiben?

Bethmann Hollweg. Damit kommen wir der Sache näher. Wenn sein neuer Landwirtschaftsminister v. Schorlemer Lieser den Vorstand des Fleischerverbandes empfängt und ihm auf alle Bitten und Vorschläge antwortet: Das geht nicht, das hilft nichts, das darf ich nicht, daran glaube ich nicht, aber ich werde es in Erwägung ziehen; was kann er schließlich anders sagen. Sein so wenig versprechender Bescheid trägt

wenigstens den Stempel sympathischer Ehrlichkeit an sich. Er glaubt sicher nicht daran, daß beispielsweise die Transportverbilligung viel ausmachen würde. Aber darauf kommt es ja auch gar nicht an; denn ob er an etwas glaubt oder nicht, er dürfte ja z. B. eine Öffnung der Grenzen gar nicht einmal auch nur „in Erwägung ziehen“! Wie würden die Ugrarier toben wider den Herrn und seinen Gefalbten, Bethmann, und seinen ehrlichen Knecht. Dem Landwirtschaftsminister sind die Hände ganz einfach gebunden. — Aber Bethmann selber? Wir wissen, wie er sich vor aller Aufregung scheut, und wir kennen seine tiefwurzelnde Abneigung gegen das Ding, das Popularität oder öffentliche Meinung heißt. Indes, wir können das eine so wenig unbedingt billigen, wie wir das andre verurteilen müssen. Man darf die öffentliche Meinung nicht unterschätzen. Wohl ehrt es jeden öffentlichen Charakter, wenn ihm die Gunst der Masse gleichgültig ist. Aber sie ist auch ein Kampfmittel, eine Waffe, ein Werkzeug, das man sich sorgsam schleifen kann, zu großem Nutzen. Ein Staatsmann darf es nicht derartig geringschätzen, wie unser Kanzler. Betrachtet er sich nur als interimistischen Funktionär bis zu den nächsten Wahlen, dann wird es ja halbwegs verständlich. Aber Schaden stiftet es auch dann in ungeheurem Maße. Hat er aber positiv-politische Ziele, dann geht es überhaupt nicht auf seine Art. Er hat schon durch sie zu viele Sozialdemokraten — nicht etwa gemacht, aber werden lassen. Wir können schon heute, obwohl die Wahlen noch ein Jahr Zeit haben, kein laissezaller mehr brauchen. Bethmanns sattfam charakterisierte, „philosophische, ernste, gewissenhafte, vornehme, sachliche, ehrliche“ Art ehrt ihn persönlich hoch, falls er sie gegen alle Versuchungen der Eitelkeit zu bewahren vermag; aber sie macht ihn nicht zum leitenden Staatsmann, solange ihr der Mut zu Taten fehlt. Reden wir nicht von Vergangenen, nehmen wir nur die eine aktuelle Frage der Fleischnot, — irgend etwas müßte da geschehen, hätte längst geschehen müssen. Jetzt haben wir freilich schon so oft vernommen, daß die Regierung keine Schritte zu tun gedente, daß es kaum noch viel Eindruck machen würde. Man darf sich nicht immer erst bitten lassen. Die Leute, d. h. das Volk, dem der tägliche Fleischgenuß verringert wird, wollen merken, daß und wozu sie eine Regierung da oben haben. Die Schwachen fordern die Hilfe des Starken, und sie haben ein Recht darauf. War das nicht immer Bethmanns eigene Philosophie, als er noch der allbeliebte Sozialminister im Reiche war? „Fast ein Posadowski“, sagte man damals. Wo ist sie nun? Und wenn selbst nichts zu machen wäre, so müßte man wenigstens den Willen zeigen. Nicht nur durch das Versprechen, „in Erwägung zu ziehen“, sondern durch Taten von jener Sorte, daß die Leute sehen, es geschieht wirklich etwas.

Ob und wieweit dabei unsere Wirtschaftspolitik zu gehen erlaubt, ob eine Fleischtaxe mit ihr im Widerspruch stehen würde, oder ob man Vertriebsgenossenschaften von Staatswegen organisiert, ob man argentinisches Fleisch bezieht, oder vorübergehend ein oder das andre Ventil an der Grenze öffnet, wieweit man mit Schweden beim nächsten Handelsvertrag auch Vieh berücksichtigen kann, und ob Dänemark das vielleicht übel nähme — NB! was gar kein so großer Schade wäre! —, das alles ließe sich positiv durchdenken, wenn man nur den Mut hätte, die Übergriffe einseitiger Interessenpolitik auf Biegen oder Brechen stramm zurückzuweisen. Gerade weil wir an unserer bewährten Schutzpolitik festhalten, gerade weil wir unsres Hauses Mauern gut verschließen, haben wir die Pflicht, von Staatswegen dafür Sorge zu tragen, daß im Innern für alle gesorgt ist. Nicht zuletzt aber müssen wir es aus politischer Klugheit tun. Satt sind wir ja alle noch immer geworden, nicht aber zufrieden, und man kann Zufriedenheit auch auf psychologische Weise erzeugen. Freilich gehört dazu ein wenig Talent, und daran fehlt es unsrer Regierung leider gänzlich. Im Gegenteil. Tantum abest, ut —, ut —. Sie macht sich systematisch unbeliebt . . . Auf dem Magdeburger Parteitag sagte Genosse Ragenstein, die preußische Regierung sei nicht intelligent genug, die Taktik der süddeutschen Regierungen nachzuahmen. Das wünschen wir auch gar nicht. Bodmannsche Komplimente können wir entbehren. Aber nicht eine gesunde, ehrlich erworbene Popularität. Merkt es denn Herr v. Bethmann nicht: unser Volk will gelenkt, geführt, „regiert“ sein, nur aber so, daß es einigermaßen begreift, von wem und wohin. Die unnahbare, in Wolken verborgene bürokratische Allweisheit, die verlacht es. Dringt dies Gelächter, dies gar nicht spaßige Gelächter, denn nicht auch durch jene Wolken . . . ?



Türkei und kein Ende.

Von Dr. Albrecht Wirth (München).

Die Balkankrise war ohnehin seit einem halben Jahrhundert bereits in Permanenz. Seit dritthalb Jahren aber ist sie akut geworden. Und noch kein Zeichen deutet auf ein Nachlassen der Spannung. Noch immer steht das osmanische Reich im Mittelpunkt der Weltpolitik; denn die Sensation mit dem russisch-japanischen Bündnis ist rasch verflogen. Möglicherweise zwar wird sich dieses Bündnis und werden sich überhaupt die Umwälzungen, die sich jetzt in Ostasien vorbereiten, als noch belangreicher offenbaren, wie selbst die osmanischen; allein der Riesenleib Ostasiens braucht offenbar Zeit, um sich großer Veränderungen

auch nur bewußt zu werden, geschweige denn, um darauf zu reagieren. So spürt es der Walfisch erst zwei Sekunden später in den Ganglienzellen seines Kopfes, wenn sein Schwanz von einer Harpune getroffen ist. In der Türkei ist die Reibung viel stärker und kommen alle Anstöße, Verletzungen, Geschwüre und Verwundungen, Ausbrüche und Umwälzungen viel rascher zum Bewußtsein, zumal alle Sensationen sofort in den Nachbarländern aufgenommen werden, dort auf empfänglichen Boden stoßen und mit verdoppelter Kraft nach der Türkei zurückkehren. Für Deutschland hat in den letzten Monaten die Türkei eine steigende Bedeutung gewonnen. Nachdem uns das schöne Geldchen, das wir für die zwei Kriegsschiffe eingenommen, recht freundschaftlich gestimmt hatte, sind wir fast schon daran, mit den Jungtürken, die früher als Revolutionäre nicht gut angeschrieben waren, in die allerengsten Beziehungen zu treten. Es würde dadurch lediglich ein Fehler wieder gut gemacht, den die Zentralleitung im Anfang der türkischen Reform begangen hat. Enver Bey ist anerkanntermaßen einer der Haupthelden der mazedonischen Revolution — wenn man will: Meuterei — und wird jedenfalls von den Jungtürken als ein hervorragender Führer gefeiert. Man glaubte nun auf der hohen Pforte, Deutschland eine ganz besondere Gefälligkeit zu erweisen, daß man diesen Helden als Attaché nach Berlin schickte. Allein, weit entfernt darüber zu jauchzen, hat sich im Gegenteil die Wilhelmstraße zuerst schwierig gezeigt. Auch nachher, nachdem Enver gekommen war, hat man sich nicht dazu entschlossen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und hat den jungen Mann sang- und klanglos in die Tore Berlins einziehen lassen. Es dauerte nicht lange, da kam die Reaktion im April 1909, und es zeigte sich sofort, daß Enver da unten unentbehrlich war; man rief ihn zurück und übergab ihm sofort ein wichtiges Kommando. Als er kurze Zeit darauf einen Abstecher nach London machte, da wurde er sofort durch ein prunkvolles Bankett geehrt. In Berlin, wohin Enver als Attaché zurückgekehrt war, tat man nichts dergleichen. Ich habe von mohammedanischer Seite gehört, daß dieser Mangel an Aufmerksamkeit die Türken sehr verdroffen hat. Sei dem, wie ihm sei, jedenfalls war es ein Mangel an Geschicklichkeit. Wenn man solche Eile hatte, den Präsidenten eines Raubstaates, wie Nikaragua, in Berlin anzuerkennen — jenen Madrid, der wenige Wochen darauf seines Amtes wieder verlustig ging —, so durfte man noch viel weniger in der Türkei mit Anerkennung neuer Zustände zögern. Nun, die Herren Osmanen sind selber in der größten Bedrängnis und dürfen nicht wählerisch sein. Sie haben uns denn das lange Zögern und unser Schwanken nicht nachgetragen und haben sich uns wiederum angenähert, als den Leuten, mit denen sie eben die besten Geschäfte zu machen hoffen.

Für die Freundschaft einer so starken Macht kann man schließlich auch ein Erntegeld für ein paar alte Schiffe zahlen. Im übrigen entspricht jene Annäherung lediglich der der geographischen und politischen Sachlage. Der Mitteleuropa nord-südlich durchziehende Block ist das natürliche Gegengewicht gegen das verbündete West- und Osteuropa, gegen den englisch-romanisch-russischen Konzern. Noch immer haben sich bedrohte Mächte Europas mit dem Großtürken verbunden: Frankreich unter Franz I., Preußen unter Friedrich Wilhelm II. gegen Österreich, England gegenüber Napoleon und zu Zeiten selbst der Papst. Die französisch-türkische und die englisch-türkische Freundschaft ist aber niemals recht wirksam geworden; viel mehr Aussichten dazu hat die deutsch-türkische. Selbst eine Militärkonvention zwischen den vier Staaten, die sich von der Nordsee bis zum Schwarzen und Persischen Meer hinziehen, ist an und für sich durchaus wahrscheinlich. Rührige Reporter sind wohl mit der Nachricht ein wenig den Tatsachen vorausgeeilt; aber was nicht ist, kann ja noch werden. Jedenfalls ist es ganz unerschrocken, warum gerade in der deutschen Presse mit solchem Ingrimm die rumänische Militärkonvention demontiert wird. Sie wäre ja doch für uns eine recht erfreuliche Sache.

In der Behandlung türkischer Dinge befindet man sich nur zu leicht in einem schwierigen Dilemma. Auf der einen Seite ist, wie soeben ausgeführt, ein gutes, ja ein enges Verhältnis mit der neuerstandenen osmanischen Macht durchaus zu wünschen. Auf der andern Seite aber ist dies kein Grund für den wahrheitsliebenden Historiker, alle Dinge in der jungen Türkei mit rosigten Farben zu malen und Schatten in Licht umzufälschen. Daß schon wieder nach einem neuen Sadrazam gesucht wird, bereits dem sechsten in dritthalb Jahren, ist doch wahrlich kein gutes Zeichen. Außerdem hat sich doch der Großwesir Hakkı ganz gut bewährt, hat mit vorsichtiger Hand das Staatsschiff durch so manche gefährliche Klippen hindurch bugsiert. Sodann die Bardenkämpfe! Nach einer kurzen Treuga bei sind sie wieder aufgetaucht und, weit entfernt davon, abzubrechen, nehmen sie von Monat zu Monat an Heftigkeit und Häufigkeit zu. Die Spannung mit den Griechen wird schier unerträglich. Die Kämpfe im Libanon und in Kurdistan dauern fort. Von Arabien hören wir zwar wenig in Europa, allein das ist kein Grund, an tiefen Frieden dort zu glauben. Nach jüngster Meldung soll übrigens Jahja mit 40 000 Mann gegen Saraa auf dem Kriegspfad sein. Die Unterwerfung Albaniens und die Entwaffnung Mazedoniens ist zwar einigermassen vollendet, jedoch daran kann kein Zweifel sein, daß beides eine scharfe Verbitterung zurückgelassen hat. Auch kann ich mich nicht der Meinung anschließen, der kürzlich der verdienstvolle Albanienreisende Dr. Jäch Ausdruck gegeben hat, näm-

lich daß das ganze Land der Skiptaren jetzt zum erstenmal in vierhundert Jahren unterworfen und pacifiziert worden sei. Jäch, der zwar das schöne Alpenland auch aus früherer Reise kennt, ist mit dem Generalstab der Sieger, ist mit Torgut Scheffet Pascha selbst gereist. Nur natürlich, daß die Umgebung auf den Beobachter abfärbt. Nicht minder war es ein rhetorischer Ausdruck, wenn der Fürst von Droschi den einreitenden Generalissimus mit den Worten begrüßte: Was noch nie den Türken gelang, ist Eurer Erzellenz gelungen! Denn gerade nach Droschi sind ja die osmanischen Truppen, unter Derwisch Pascha, schon im Jahre 1879 gedrungen und haben gerade jenen Fürst von dort verjagt und später, in der Nähe von Gufinje, gefangen genommen. Auch kann ich aus allen bisherigen Berichten nicht ersehen, daß die Mannen Torgut Scheffets in die Alpenhöchtäler der Malsija und der Lurja eingerückt wären. Sie sind einfach auf der ganz ungeschwierigen, mit Telegraphen versehenen Militärstraße von Prisrend nach Skutari zu marschiert und haben dann die kleine, ebenfalls nicht schwierige Diverfion nach Droschi gemacht. Eine Expedition über die Joche von Schala und Nikai, wo bis in den Hochsommer der Schnee liegt, wäre eine ganz andre Angelegenheit.

Ein Glück ist es für die Türken, daß ihre Nachbarn auch nicht viel gescheitert sind. Militärische Kreise, z. B. die gut geleitete Zeitschrift *Streffleurs* (dazu benutze ich mündliche Mitteilungen deutscher Offiziere), sind der Ansicht, daß die Bulgaren vor zwei Jahren die günstigste Aussicht auf Erfolg gehabt hätten. Sie ließen jedoch den Zeitpunkt vorüberstreichen, ohne ihn zu nützen. Jetzt aber verzettelt Bulgarien durch Eifersüchteleien mit Rußland Mühe und Zeit. Die Bulgaren wollen den Russen keinen Anteil an der balkanischen Beute gönnen, und die Russen wollen noch viel weniger, daß der Nebenbuhler Zar, der ärgerliche, der Südslaven sich in den Besitz Mazedoniens oder gar Konstantinopels setze. Andererseits ist durch die jüngste Heeresreform das türkische Heerwesen ganz wesentlich erstarkt. Läßt man ihm noch ein oder anderthalb Jahre, so wird die Reform in allen Jahresklassen durchgeführt, und die Türkei wird ihren sämtlichen Gegnern zusammen mehr als gewachsen sein.

In der Politik muß der Starke mit dem Starken gehen. Die gute Armee der Türken, bei der allerdings die widerwilligen Christen, die kürzlich eingereichten, nicht in Anschlag zu bringen sind, ist für uns ein gutes Lockmittel. Dagegen offenbart die innere Politik des Osmanenstaates doch noch recht bedenkliche Schwächen. Wenn wirklich die Freundschaft mit der Türkei für uns von Wert sein soll, so muß in jener inneren Politik doch noch eine viel größere Stetigkeit, muß mehr Maßhaltung und weise Versöhnlichkeit Platz ergreifen.

Schatten aus dem alten Wien.

Von Gerhard Stein (Berlin).

Es war vor einigen Monaten in Wien — da wanderte ich durch die Straßen, die ich viele, viele Jahre nicht gesehen hatte, und die Häuser und die Menschen, die für mich einst eine individuelle Seelensprache gehabt hatten, erschienen mir jetzt verschlossen, stumm und fremd. Nun befand ich mich in der „inneren Stadt“ und gelangte zu den Tuchlauben, jener Straße, die früher neben dem Kohlmarkt und dem Graben die höchste Eleganz und den größten Luxus Wiens in sich vereinigte. Und da blieb ich an einer Stelle unwillkürlich und plötzlich stehen. Es war nicht etwa ein interessantes Schaufenster, das meinen Schritt gehemmt hatte. Ein gewisses Etwas, was nicht vorhanden war, was mir ganz plötzlich an dieser Stelle fehlte, hielt mich fest. Eine Erinnerung überfiel mich, Menschen und Dinge standen vor mir — Geister der Vergangenheit. Wie ganz anders sah die Gegenwart aus! Ein neues Bild, das alles Gewesene spurlos verwischt hatte . . .

Hier an diesem Punkt, an dem ich stand, war einst ein etwas sonderbarer Bauwinkel zu sehen, ein vorspringendes Haus, an das sich im Rechteck mehrere Meter tiefer ein anderes Haus anschloß. Und in diesem Winkel hatte sich im Frühling 1871 ein Laden mit einem Schaufenster aufgetan, der mir, dem damaligen Gymnasiasten, als der Inbegriff aller Modernität und als eine Hauptstätte des geistigen Fortschrittes in Osterreich erschienen war. Es war eine Buchhandlung, ganz neu eingerichtet, und sie schien mir anders als alle andern, die ich kannte. Es war etwas Dekoratives, etwas Künstlerisches daran, was mein Auge anzog, worüber ich mir aber nicht klar werden konnte. Auch das Schaufenster erschien mir anders, anziehender, ungewöhnlicher als das aller andern Buchläden. Drinnen aber waltete ein Herr von etwas mehr als mittelgroßer, ebenmäßiger Gestalt mit einem stattlichen, dunkelbraunen Bart und einem sehr sympathischen Gesicht, eine Erscheinung, die in diesem Milieu stark auffallen mußte.

Es war sonderbar. Der Eindruck, den die erste Aberrschung hervorgebracht hatte, wurde von der Zeit nicht verwischt. So oft ich vorbeikam, und dann nach Zeiten langer Abwesenheit von Wien, so oft ich wiederkam, immer mußte ich da stehen bleiben, immer wieder bot mir das Schaufenster etwas Neues, ganz Neues, das mich anzog, das anregend und erregend zu mir sprach. Und gar wenn ich einen Blick in den Laden selbst warf, wenn die Stunde mir zufällig günstig war . . .

Und als ich vor kurzem wieder an jener Stelle stand — da sah ich das Einst vor mir. Schatten waren da . . . Leopold Kosner, Ferdinand Kürnberger, Ludwig Anzengruber, Daniel Spitzer und so manche andern, die damals in Wien Be-

rühmtheiten waren. Man sah sie nicht selten in diesem Laden, nicht als Laufkunden, die schnell ein Buch kaufen und dann ihres Weges gehen, sondern wie Leute, die hier freundschaftlichen Besuch machten und eine kleine Plauderstunde abhielten. Und Leopold Kosner, der Inhaber dieses Ladens, machte die Honneurs.

Ja, er und sein Geschäft waren wirklich anders, ganz anders, als irgendeine Buchhandlung Wiens zu jenen Tagen. Wenn wir heute ein gedrucktes Theaterstück eines modernen Schriftstellers in die Hand nehmen, fällt es uns gar nicht auf, daß das Buch sauber und leicht lesbar gedruckt ist, einen netten, einschmeichelnden Umschlag hat und sich als ganzes, echtes, selbständiges Werk präsentiert. Nun, der Schöpfer dieses netten, einschmeichelnden, angenehm lesbaren Theaterbuches war Leopold Kosner. Damals herrschte in Wien als Theaterverlag die Wallishausersche Buchhandlung. Sie gab die Theaterstücke der Wiener Autoren heraus in einem unangenehm großen Format, das beinahe ein Schmalformat war, auf billigstem Papier, mit völlig veraltetem, unangenehmem Druck und — für teure Preise. Auch die außerösterreichischen deutschen Verleger hielten es nicht der Mühe wert, neue Theaterbücher besser auszustatten. Da erschien eines Tages der erste Band des „Neuen Wiener Theaters“ und bot als gedrucktes Theaterstück ein ganz Neues, bis dahin noch nie gekanntes Bild. Wir sehen es noch heute, wenn wir ein Buch eines Dramatikers aus dem sehr modernen Verlage von S. Fischer in Berlin in die Hand nehmen — der gleiche Umschlag, beinahe dieselbe Ausstattung.

Das waren die ersten Anfänge Leopold Kosners. Wer etwas von literarischen Neigungen in seinem Herzen verspürte, hatte die Ahnung, daß sich aus diesem Laden noch manches Neue entwickeln würde. In der Tat — es kam mehr, als man erwartet hatte; denn immer Neues gab es da, rasch folgten aufeinander in den hübschen Ausgaben die Arbeiten derer, die in Wien und Osterreich bekannte Namen hatten oder bekannt werden wollten. Der Verlag von Leopold Kosner wurde größer, vielleicht zum einzigen Sammelpunkt des literarischen Schaffens, mit dem die Generation der siebziger und eines guten Teils der achtziger Jahre in Osterreich ans Licht trat.

Nur eine Persönlichkeit wie Leopold Kosner konnte dies zustande bringen. Er war ein interessanter und anziehender Mensch mit künstlerischem Empfinden und feiner Bildung, nicht allein ein Buchhändler, sondern auch ein Schriftsteller, der als Übersetzer und Feuilletonist eine gute Feder führte. Daraus kam eine warme Begeisterung und das feine Gefühl für das Streben und die Wünsche seiner Zeit — was wohl am meisten dazu beitrug, daß er die andern, deren Werke er verlegte, auch als Freunde gewann.

Und aus dem Freundesherzen heraus entstand auch ein Buch, das er in den letzten Jahren seines nicht langen Lebens als Erinnerung an sein Wirken geschrieben hatte. Sieben volle Jahre mußte es freilich warten, bis es ans Licht kam. . . Leopold Kosner ist gestorben, ohne daß er sein letztes Werk in Druck hatte sehen können. Nun ist es von seinem Sohne Karl Kosner, den wir als ausgezeichneten Romandichter kennen und schätzen, unter dem bezeichnenden Titel: „Schatten aus dem alten Wien“ (Verlag von Meyer & Jessen in Berlin) herausgegeben worden. Sehr hübsch und fesselnd ist die Einleitung Karl Kosners. Mit liebevollen, warmen Worten zeichnet er das Bild des Vaters und schildert in fesselnder Form die Art und das Wesen dieses Mannes, der in seiner stillen, bescheidenen Weise eine so wichtige Rolle im Kulturleben Wiens gespielt hatte.

In seinem Buche ist Leopold Kosner sich dieser großen Rolle offenbar nicht ganz bewußt. Er erzählt nicht, wie sich sein Verlag entwickelte, wie er wuchs und innerhalb weniger Jahre die bekanntesten und besten Namen, vor allem der österreichischen Literatur dieser Zeit, in sich vereinte. Anzengruber, Bauernfeld, Marie von Ebner-Eschenbach, Grisebach, Rürnberger, Schögl, D. Spitzer, Julius v. d. Traun, Graf und Gräfin Wickenburg, Adolf Wilbrandt zählten zu seinen Autoren, denen sich noch so manche andre und vor allem die große Sammlung des „Neuen Wiener Theaters“ angeschlossen.

Davon spricht er nicht. Nur von einigen wenigen erzählt er, mit denen er in persönliche, freundschaftliche Verbindung getreten war. Er schildert, wie er sie kennen lernte, wie sie sich gaben, wie sie waren — einfach, plastisch und immer mit jener Verehrung, die sein Herz für die Schaffenden hatte. So treten die Gestalten von Anzengruber, Karl von Holtei in seinen älteren Tagen, Ferdinand Rürnberger, Johann Nestroy und Daniel Spitzer klar und deutlich vor die Augen des Lesers.

Nun aber läßt er diese Persönlichkeiten meist selber sprechen, und zwar durch Briefe, die sie an ihn gerichtet hatten. Und gerade diese Briefe erschaffen uns einen höchst interessanten Einblick in die literarischen Zustände der siebziger und achtziger Jahre, vor allem in die persönlichen Verhältnisse mancher Schriftsteller, die damals in Wien gelebt haben.

Verwöhnt und übermütig waren sie wirklich nicht — weder die erfolgreichen Dramatiker noch die andern, die innerhalb und außerhalb Wiens es zu einer Zeitberühmtheit gebracht hatten. Nicht nur daß die Honorare und Santiemen recht bescheiden waren — immer ist es etwas, das sie in die Kämpferstellung drängt, das sie dazu bringt, sich ja nicht etwa zu überschätzen.

Recht markant tritt dieser materielle Kampf bei Anzengruber zutage. Im Jahre 1874 war

er bereits ein „berühmter“ Mann. Da schrieb er an Kosner am 14. Juni: daß die Santiemen der beiden letzten Aufführungen der „Kreuzelschreiber“ im Theater an der Wien ganze 16 Gulden und 60 Kreuzer betragen haben. — Auf der Höhe seines Ruhmes, im Jahre 1879, als seine Stücke nicht nur in Osterreich, sondern schon in ganz Deutschland gespielt wurden, klagt er: „Ich kann um den Verlag dieses oder jenes Buches von einem oder dem andern Verleger angegangen werden; ich kann meine Sachen anbieten und es dürfte sich der Fall ereignen, daß mancher, der sich einmal das Vergnügen schaffte, Anzengruber zu verlegen, ein zweites Mal darauf verzichtet.“ — —

Wir wissen ja, daß Anzengruber seine letzten Tage in tiefer Armut ausgelebt hatte.

Sehr amüsant und anregend ist ein großes Kapitel, in dem Kosner seine Bekanntschaft und seinen Verkehr mit dem alten Holtei schildert. Er war ein etwas sonderbarer Herr, der alte Holtei, voller Güte, Teilnahme, Leidenschaftlichkeit und — grenzenloser Bescheidenheit. Bezeichnend für die Meinung, die er selbst vom Dramatiker Holtei hatte, ist ein Brief, der aus dem Jahre 1858 an August Zang in Wien gerichtet war und der folgende Stelle enthält: „Nun verkünden die Voranzeigen des Dessoirschen Gastspiels am Karl-Theater, daß dieser geehrte Künstler an einem Abende den ersten Akt Richard III.“ und den letzten Akt von „Lorbeerbaum und Bettelstab“ darzustellen gesonnen sei. Dazu kann ich nicht schweigen! Klingt es denn nicht so, als ob man sich diese Zusammenfügung bei Herrn Dessoir bestellt hätte, um nun komparative Anatomie auszuüben und mich zur Belustigung der Leser noch einmal auf den Seziersisch zu legen? Der verstorbene William Shakespeare kann dazu lachen. Als Verstorbener ist er tot und genießt außerdem den kleinen Vorzug, der größte aller toten und lebendigen Dichter zu sein; ein Zufall, der ihm, wie sonst überall, auch hier zustatten kommt. Ich aber, der ich so gering von meiner Autorgabe, besonders in dramatischer Beziehung denke, daß es manche Rezensenten überraschen würde, könnten sie mir ins Herz gucken — was hab ich verbrochen, daß mir so mitgespielt werden soll?“

Das stärkste Interesse dürfte wohl der Abschnitt bieten, der die Erinnerungen an den Verkehr mit Ferdinand Rürnberger enthält. Dieser Abschnitt nimmt einen großen Teil des Buches ein und liest sich stellenweise wie ein Trauerspiel, das freilich mitunter zur Tragikomödie wird. Wo man auch dieses stärkste journalistische Talent Osterreichs anfassen mag, als Mensch bleibt er ein Problem und als schaffender Künstler ist bei allem großen Können in ihm eine Hemmung, durch die es ihm nicht verdonnt war, Vollendetes, Starkestes zu leisten. Darin liegt auch die Ursache der vielen Kämpfe in seinem Leben und der Verkennung,

unter der er so schwer gelitten hat. Man lese nur im Buche Kosners die mitunter recht langen Briefe, die Rürnberger an verschiedene Persönlichkeiten richtete, Herzensergüsse voller Klagen, Zorn, Polemik, durchsetzt mit scharfgeistigen literarischen Erörterungen . . . Sie bieten das tragische Bild eines Mannes, der seine Kraft in vergeblichen Kämpfen aufzehrt — aber auch diese Kraft oft überschätzte.

Die Gestalten des Grafen Harry v. Arnim, Johann Nestroy und des „Wiener Spaziergängers“, des witzreichen Daniel Spizer schreiten in den Erinnerungen Kosners als kürzere oder längere Episoden vorüber, kurzweilig und unterhaltend zu lesen, und jede in jener Art geschildert, wie sie nur aus einem Herzen voll menschlicher Teilnahme kommt.

Schatten, die aus den bedruckten Buchseiten wieder zum Leben erstehen! Zustände, über die wir den Kopf schütteln möchten, — wenn wir uns nicht rasch besinnen würden, daß . . . sie heute noch nicht viel besser geworden sind. Denn zu den Dingen, die im allgemeinen Fortschritt den Schneckengang gehen, zählen in erster Reihe — von den paar Ausnahmen abgesehen — die gesellschaftliche Stellung und das materielle Sein des deutschen Schriftstellers.



Eduard Mörikes Jugendfreunde.

Von Dr. Willy Pieth (Posen).

Am 10. Juli 1885 starb der Letzte jenes treuen Freundschaftskreises, der sich um die Gestalt des jungen Eduard Mörike scharte, Wilhelm Hartlaub. Der Dichtersfreund hat ihm, wie dem ganzen Jugendkreise einen schönen Platz in seinen Dichtungen eingeräumt, ihm hat er auch die erste Sammlung seiner Gedichte gewidmet; es lohnt sich daher wohl, diesem Niederschlage jener köstlichen Freundesauregungen in Mörikes Schriften bei dieser Gelegenheit einmal nachzugehen.

Mörike ist Lyriker in erster Linie, in seinen Werken muß daher das Gefühlleben besonders stark zutage treten; das Erlebnis, die Grundbedingung aller wahren Dichtung, besonders aber der Lyrik, muß seinen Schöpfungen den echten Gehalt geben, den nur das Leben verleihen kann.

In wechselvollen Bildern, die bald heitere, bald ernste Stimmung atmen, hat Eduard Mörike die reichen Erinnerungen seines Lebens in seinen Werken niedergelegt. Seine Schöpfungen sind — die märchenhaften Erzählungen ausgenommen — nicht erfunden, sie sind erlebt. „Ihm verdanken wir es“, wie Strauß sagt, „daß man keinem von uns jemals wird Rhetorik für Dichtung verkaufen können; daß wir Gestalten verlangen, nicht über

Begriffsgerippe künstlich hergezogen, sondern so wie sie lebten und lebten mit einem Blicke des Dichters erschaut und ins Dasein gerufen.“ Der Grundbedingung aller wahren Dichtung ist Mörike damit in vollem Umfange gerecht geworden. Ja, er ist noch darüber hinausgegangen: er hat nicht nur lebenswahre Gestalten geschaffen, deren Tun und Denken wahrhaft fesseln kann, er hat sich und seine Umgebung in vielen seiner Werke selbst gezeichnet, ohne jedoch den „Schein des Selbstgefälligen“ dadurch zu erwecken, den er an den Lyrikern seiner Zeit als unästhetisch empfindet.

Bei seinem Hange zur Träumerei, dem „seligen Selbstgenügen und lächelnden Verzichten“ (L. Fulda) konnte der junge Mörike an dem eigentlichen Burschenleben seiner Zeit keinen Gefallen finden. Das großsprecherische Wesen der damaligen Burschenschaft hat er daher auch in seinem „Maler Nolten“ in der Figur des schwertklingenden hohlköpfigen Riesen ergötzlich verspottet.

Ein Feind jugendlicher Fröhlichkeit war Mörike deshalb jedoch keineswegs, zumal da er durch enge Freundschaftsbande, die seine Muse begeisterten, mit vielen Uracher und Tübinger Stiftisgenossen verbunden war. Von manch nächtlichen Zechgelagen mit seinem lieben Ludwig Bauer, dem „hochgestimmten Freund“, vermag der Dichter in der „Erbaulichen Betrachtung“ zu singen.

Mörikes Brief an Hartlaub vom 29. Juni 1846 weist ausdrücklich darauf hin, daß dieser Teil des Gedichtes auf Bauer zu beziehen sei. Ein Herzensbund verband den jungen Dichter mit diesem Freunde, den er auch wohl seinen „Bruder“ nannte (vgl. d. Brief*) vom 9. 12. 1828). Von ihm gelten die Worte des Larkens im „Maler Nolten“: „Ich hatte in der Zeit, da ich noch auf der Schule studierte, einen Freund, dessen Denkart und ästhetisches Bestreben mit dem meinigen Hand in Hand ging. Wir trieben in den Freistunden unser Wesen miteinander, wir bildeten uns bald eine eigene Sphäre von Poesie, und noch jetzt kann ich nur mit Rührung daran zurückdenken. . . Ich bekenne gern, damals die schönste Zeit meines Lebens genossen zu haben.“ (Vgl. d. Schluß a. Mörikes Brief an Luise Rau v. 22. I. 1832.)

Der heiteren Ruhe dieses Freundes hat der Dichter so manchen Zug für die Gestalt des Pfarrers Amandus im „Maler Nolten“ entlehnt.

Zu dem Bunde dieser beiden Freunde mit ihrem frischen, unverdorbenen Wesen gesellte sich als dritter ihr Studiengenosse Wilhelm Waiblinger, dessen Hauptcharakterzüge der Dichter in der Gestalt des Schauspielers Larkens zeichnet: genial veranlagt „ohne sorgfältige Erziehung von Hause, hatte er auch sehr jung die Akademie bezogen, wo er, keinen festen Plan im Auge, neben einem lustigen kameradschaftlichen Treiben fast ausschließlich ästhetische Studien trieb, er überließ sich . . . einer regel-

*) Ausgew. Briefe, hrsg. v. R. Fischer u. R. Krauß, Berlin 1903/04. 2 Bde.

lofen Lust zum Vergnügen.“ Ja, selbst die Skandalgeschichte, in die Waiblinger verwickelt wurde, finden wir in dem Verhältnis des Larkens zu der Schauspielerin wieder, die ihn in „einen Wirbel der verderblichsten Genüsse niederzog“. — Aber die Lösung des Freundschaftsbundes mit Waiblinger gibt uns Mörikes Brief vom 8. April 1825 Aufschluß. — Das weitere Geschick des Freundes hat uns der Dichter in dem traurigen Ende des Schauspielers gezeichnet. Wie Larkens verläßt Waiblinger das Vaterland, um in der Fremde, wie jener, einer jähen Tod zu finden, über den Mörike in seinem Briefe an Mährlen vom 11. Februar 1830 schreibt „... Von jenem ärmsten unster Freund, dessen schauerhaftem Sturze auch Du mit so vielen andern ein halbverächtliches „habeat sibi!“ nachgerufen hast. . . Ich habe ihm eine Träne nicht verjagen können.“

Wenn Mörike aber seinen Nolten von Larkens sagen läßt: „Der tief verborgene edle Demant seines Wesens ward nicht vom Schlamm berührt, worin der Arme sich verlor“, so spricht der Dichter trotz allen Mitleids für das schreckliche Ende des Freundes diese Worte nicht im Gedanken an Waiblinger, sondern vielmehr an seinen Freund Lohbauer, einen ähnlich genial veranlagten Menschen, dem so mancher Zug seines Nolten sowohl als seines Larkens entlehnt sind — ich erinnere nur an sein Zeichentalent und seine revolutionären Tendenzen, die Mörikes Briefe mehrfach erwähnen.

Andre Studiengenossen, vor allem Mährlen, der spätere Professor am Stuttgarter Polytechnikum, ließen Mörike den Verlust Waiblingers bald vergessen. Der soeben angeführte Brief gewährt uns einen Einblick in das enge Verhältnis, in das Mörike zu Mährlen getreten war, und erläutert die wenigen Gedichte, in denen der Dichter den Freundschaftsbund feiert: „... Wenn ich besonders das Register der Freundschaft nachschlage, so freue ich mich über das kurze, höchst einfache Resultat, das endlich nach bestandenen Brausejahren sich stete und ruhig auf der Fläche meines Schicksals in deinem und Bauers Namen darstellt.“

Noch im Alter gedenkt Mörike gern der schönen Wanderungen, die er mit Mährlen zum Uracher Wasserfall unternahm:

„Wie Wasserfall, mein Freund, uns beiden wohlbekannt;
Wie manchmal standen wir davor,
An ihm berauschend Aug' und Ohr,
Da wir noch andre Burgen waren! —“

Daß unveraltet Liebe und Treue den Dichter stets mit diesem Freunde verbunden haben, zeigt er in dem Gedicht „Lang, lang' ist's her“, in dem er ihn aufs neue feiert,

„Den Freund, mit dem ich jung gewesen, und bei dem
Das Herz mir immer jung aufgeht, so alt es sei;
Was wir erstrebt, genossen beide und verschmerzt,
In tausend Bildern drängt sich vor die Seele mir:
Des Scherzes Fülle, dich an Ernst, und Lieb' und Haß,
Bei vielem Irrtum vieles doch, das nicht getäuscht.“

Auch der innigen Freundschaft mit seinem Jugendgespielen Hermann Hardegg hat der Dichter in seinen Werken ein bleibendes Denkmal gesetzt. Wehmütig gedenkt Mörike in dem Briefe vom November 1828, auf den ich zur näheren Erklärung verweise, jener schönen Zeit:

„Wo er mir oft spät nachts, wenn nur noch verirrete Tritte durch die Straßen stolperten, nach seiner Art mit jenem Ausdruck von Liebe die Hand beim Gehen drückte . . . wo wir auf seinem Sofa beim See ein Hoffmannisches Märchen zusammen lasen oder in unersättlichen Gesprächen die geheimnisvollen Fäden verfolgten, an denen von Kindheit an unser beider Wesen gemeinschaftlich fortlief . . .“

Des Dichters aufrichtige Liebe und Freundschaft zu diesem Jugendgespielen spricht aus seinem Gedicht „An Hermann“ (1837).

Im Abermut schäumender Jugend haben sich die beiden getrennt, Monde vergingen und Jahre: die heimliche Sehnsucht im Herzen stehen sie sich fremd gegenüber, es fand keiner ein mutiges Wort, um den kindischen Bann, den Luftgewebten, zu brechen. Doch die alte Liebe ist in der Brust des Dichters nicht erloschen. Im Traume sieht er schon halb die Wiederversöhnung, die später auch eingetreten ist:

„Und du wandtest dich ab, wie beschämt, ich strich dir die
Lochen
Aus der Stirne: „O Du“, rief ich, „was kannst Du dafür!“
Weinend erwacht ich zuletzt, trüb schien der Mond auf
mein Lager,
Aufgerichtet im Bett saß ich und dachte dir nach.
O wie tobte mein Herz! Du fülltest wieder den Busen
Mir, wie kein Bruder vermag, wie die Geliebte nicht
kann.“

Der „zeitlebens treueste“ Freund Mörikes aber war Wilhelm Hartlaub, der spätere Pfarrer von Vermuthshausen, der begeisterte Kenner und Pfleger klassischer Musik. Viele Gedichte, unterstützt durch einen überaus regen Briefwechsel, zeichnen uns dies herrliche Freundschaftsverhältnis, das sich später auch auf die Familien der Jugendgefährten ausdehnte, in selten schönen Farben.

Dem treuen Hartlaub hat der Dichter nicht nur die erste Sammlung seiner Gedichte gewidmet, er feiert ihn auch in einer Anzahl derselben, die uns die Entwicklung des engen Verhältnisses verfolgen läßt.

Ein Stammbuchvers an Wilhelm Hartlaub, der sich unter den Nachlassgedichten befindet, versetzt uns in die Uracher Zeit zurück, wo die Jünglinge ihren Freundschaftsbund geschlossen haben:

„Wie sollten wir der frühen Zeit vergessen,
Die unbewußt uns mehr und mehr verbunden,
Und manchen stillen, lieben Kranz gewunden,
Und wo wir anspruchlos uns ganz besaßen?
Wohl hat die Zeit, doch nicht ihr Geist geendet,
Und mochte viel auch anders sich gestalten,
Die Neigung konnt' uns nimmermehr erkalten,
Drum bleibe stets mir freundlich zugewendet!“

Der schönen Sübinger Jahre, die er mit

Hartlaub verlebte, gedenkt der Dichter in der „Erbaulichen Betrachtung“ und dem „Besuch in Urach“: poesievolle Wanderungen führten die Freunde in die herrliche Umgegend des Städtchens, in die Wälder,

„wo kaum der Mittag lichtet
Und Schatten mischt mit balsamreicher Schwüle;“
Hier schlang sich tausendmal ein junger Arm
Um meinen Hals mit inn'gem Wohlgefallen.“
(„Besuch in Urach“.)

Oder sie stiegen empor zur „Marienbergskirche“, die Mörike in jenem schönen Gedichte verherrlicht hatte, daß er dem Freunde zum Geburtstage sandte als Erinnerungsgabe an die Zeit ihrer jungen Freundschaft.

Mit stiller Wehmut gedenkt der Dichter des Abschiedes von dem geliebten Gefährten seiner Jugend in dem stimmungsvollen Gedichte „Früh im Wagen“, daß er ihm am 24. Oktober 1846 zusandte:

„Dein blaues Auge steht
Ein dunkler See vor mir,
Dein Ruß, dein Hauch umweht,
Dein Flüstern mich noch hier.“

An deinem Hals begräbt
Sich weinend mein Gesicht,
Und Purpurschwärze webt
Mir vor dem Auge dicht.“

Ein allzu sentimentaler Zug scheint diesem Gedichte eigen zu sein; doch versetzen wir uns in jene gefühlseelige Zeit und ziehen wir den Brief Mörikes an Hartlaub vom 22./25. März 1826 heran, so erkennen wir, daß diese Worte ohne jede Gefühlüberreibung aus des Dichters aufrichtigem Herzen kommen: „Es tut mir wohl“, schreibt er an den Freund, „Dich meinen Schutzengel zu nennen, der, ohne es selbst recht zu wissen, den verborgenen Knoten meines Lebens hält und mir leise Worte zuflüstert. . . . Siehe! woher kommt es, daß Du es gerade bist und nicht eher meine Schwester, mein verstorbener Bruder oder Bauer. . . ? Zwar sie alle auch sind mir's zu Zeiten, aber Du sitzt mit ruhiger Gebärde, in Dich selbst verloren, am Steuer, wenn die andern nur die Winde rufen in das Segel meines gedankenlos treibenden Schiffes.“

Das wunschlose Glück dieses sonnigen Lebens — Freundschaft — führt uns das Gedicht „An Wilhelm Hartlaub“ wirkungsvoll vor Augen: der Dichter, ganz versunken in das herrliche Klavierspiel des Freundes, läßt Sinn und Ohr weit hinweg schweifen, bis er seine Gedanken bei dem Freunde wiederfindet, dessen Liebe und Treue unwandelbar ist. Das Erscheinen des Töchterchens weckt ihn aus seinem Sinnen;

„Ein ländlich Mahl versammelt Groß und Klein,
Vom nahen Kirchturm schallt das Nachtgeläut
Verklingend so des Tages Lieblichkeit.“

So weicht uns der Dichter in seinen Werken — nicht zum wenigsten in seinen bisher wenig

beachteten Gelegenheitsgedichten — ein in die heiligen Gefühle wahrer Freundschaft, die er mit so manchem Gleichgesinnten bis zu seinem Tode gepflegt hat. Wir sehen ihn mit den Freunden schaffen, wir erleben mit ihm im Kreise der geliebten Jugendgefährten die Entwicklung seiner Persönlichkeit zu ihrer eigenartigen Schönheit.



Otto Julius Bierbaum.

Von Ernst v. Wolzogen (Darmstadt).

II.

Bin paar Jahre später erwischte er ein echtes Märchenglück beim Gewandzipfel. Der Graf Rhuen im weingefegneten Spangau bei Bozen vergnügte sich eben in Hemdsärmeln in einer ländlichen Kneipe mit Billardspielen, als der auf der Suche nach einer Sommerfrische das Land durchstreichende Dichter mit dem merkwürdigen Anliegen an ihn herantrat, in der dem Grafen gehörigen Schloßruine Englar hausen zu dürfen. Da waren nämlich im ersten Stock der Burg noch ein paar große helle Räume mit Fenstern und Türen und sogar noch mit einigen wackligen Möbeln versehen. Für zwanzig Gulden monatlich gestattete der Graf dem närrischen Menschen da oben zwischen den Ruinen sein Wesen zu treiben, und er stellte ihm obendrein sogar noch den Ertrag des die Burg umgebenden Wingerts zur Verfügung, der ungefähr einen Hektoliter vom besten Roten ausmachte. Da hauste denn unser Otto Julius in der blühenden Pracht des verwilderten Burggartens, ließ sich die gesegnete Sonne Welschtirols behaglich wie ein fetter Smaragbeideckel auf den Pelz brennen oder vertrocknen in die kühlen Gewölbe seines schummrigen Raubschlosses, in die dunklen Wipfelschatten seiner uralten Feigen-, Kirsch- und Nußbäume. Seine köstliche Einsamkeit inmitten des üppigen, dicht bevölkerten Landes teilten diesmal außer seiner Frau Gusti noch ein pflichterfriger schwarzer Hund und ein betulicher grüner Papagei. Als ich ihn das erste Mal dort oben besuchte, saß Otto Julius in dem verwilderten Burggärtlein unter einer Traueresche, die mit ihrem frühlinggrünen Baldachin ein Freundschaftsdenkmal aus dem 18. Jahrhundert überwölbte, eine verwitterte Säule mit einer Urne darauf, wie man sie aus den Vignetten des Rokoko kennt. Da saß er „dachte Bein mit Beine“ und dichtete in ein prunkvolles Schreibheft hinein. Hoch oben aber, aus dem dichten Laubwerk des Kirschbaumes, fischerte etwas lustig heraus, und das war die Gusti vom Ammersee, die in einem griechisch einfachen hellen Gewande auf einem starken Uste sich schaukelte und mit dem grünen Paperl auf der

Schulter die Schwarzfirshenernte christlich teilte. Und dann wurde ich zu einem Imbiß hinaufgeleitet in den ersten Stock. Eine finstere Wendeltreppe ging's hinan. An einem moderfeuchten Selle mußte man sich hinauftasten. Oben aber in dem weiten weiß gefaltten Gemache lachte die goldene welsche Sonne vergnüglich über den bunten Kram, der auf dem großen primitiven Wertisch durcheinanderlag — köstliche Druck-, lieb-altmodische und ganz neuartige Vorsatz- und Umschlagpapiere, alte Brokate und Damaste, Seidenstoffreste, alt-goldne und silberne Lizen, Spitzen, Nähzeug und Klebzeug. Die kahlen Wände bedeckten Schwarz- und Buntdrucke aus illustrierten Zeitschriften, meist Reproduktionen nach Gemälden seiner Lieblinge Böcklin, Stuck, Uhde, Thoma, japanische und Pariser Plakate. Von diesem Ritteraal von Englar ging die moderne Renaissance des Buchschmucks aus. Hier leimte und klebte Otto Julius, hier nähten und stücten die geschickten Finger seiner Frau die phantastischen, stilvollen Hüllen für die lyrischen Ergüsse des jungen Meisters. Hier wurden Lobetanz und Pankratius Graunzer, der Bunte Vogel und viele der besten und reifsten seiner lyrischen Gedichte geboren. Hier durfte Otto Julius ohne Furcht vor dem höhnischen Grinsen der neuraasthenischen Kollegen vom Café Stefanie in München seiner romantischen Lust an Verkleidungen frönen. Hier lebte er ein Märchen und war selbst der Prinz darin. Heute Minnefinger, morgen Werther, Jean Paul und E. T. A. Hoffmann, der weise Chinese Hng-Lun oder der krasse Fuchs Stilpe — je nach Wetter, Lust und Laune. Es wäre aber durchaus falsch, aus diesem Vergnügen an Verkleidungen schließen zu wollen, daß Bierbaums Talent nur das eines gebildeten Effektiers, eines geschickten Nachahmers gewesen sei — nein: seine Eigenart war im Gegenteil schon damals so stark ausgeprägt, daß es ihm ganz unmöglich gewesen wäre, etwa in der Weise Fritz Mauthners in seinen unübertroffenen Parodien, oder Arno Holzens in seinen „Liedern auf einer alten Laute“ im Stile fremder Zeiten und Persönlichkeiten völlig aufzugehen. Er konnte niemals sein eigenes liebes Gesicht verbergen. Unter der Ganzmaske wäre ihm himmelangst geworden. Derselbe Sinn für Form und Farbe, der ihn reizte, für seine gedruckten Werke immer neue originelle Ausstattungen zu erfinden, verführte ihn auch zu all diesen spielerischen Stilverkleidungen. Das waren nur liebenswürdige Lazzi seines krausen Humors, den er manchmal allerdings auch an Stellen anbrachte, wo sie gar nicht hingehörten, so z. B. an seinem letzten großen Hauptwerke, dem Prinzen Ruckuck, dessen romantisch umständlicher Untertitel „Leben, Saten, Meinungen und Höllenfahrt eines Wohlkünstlings“ zu dem ganz modernen Inhalt und der oft schier erbarmungslos naturalistischen Darstellungsweise gar

nicht passen will. Er hatte seinen Humor genährt mit den Humoren aller Großen, vom Meister Gottfried von Straßburg bis zum Meister Gottfried von Zürich, ohne daß er dabei doch, wie etwa der Jean Pauls, zu einem, ich möchte sagen Museumshumor geworden wäre. Dazu war Bierbaum viel zu sehr moderner Mensch, viel zu robuster Lebenskünstler. Er fand seinen Spaß ebensogut am derben Bierull des modernen Studenten, wie an der frivolen Grazie des französischen Kolokopoeten, wie an der schalkhaften Verbheit des oberbayerischen Bauernwizes. Sein Humor bestand eben in der wunderbaren Gabe, sich in die allerverschiedensten Denkartarten hineinversenken zu können und doch allerpersönlichst darüber zu stehen. Der echte Humorist muß jenseits von Gut und Böse stehen, sein Mitleiden darf ihn nicht zum Pathos der sittlichen Entrüstung und seine Mißfreude nicht zum philiströsen Behagen am banalen Spaß verführen. Ein Humorist in diesem Sinne war Bierbaum; aber eben weil sein Humor moralisfrei war, fand er bei demjenigen Teile der Deutschen, die beispielesweise in dem Lebrecht-Hühnchen-Manne ein großes Licht sehen, nicht viel Beifall. Er taugte auch nicht zur Mitarbeiterschaft an den Fliegenden oder an den Meggendorfer Blättern.

Das Idyll im Schloß Englar fand ein jähes Ende mit Schrecken. Bierbaum hatte einem talentvollen jungen Komponisten, der aber reichlich faul war, einen romantischen Operntext anvertraut. Das Werk war in der Skizze fertig, aber mit der Partitur wollte es durchaus nicht vorwärts gehen. Da holte sich Otto Julius den Faulpelz auf seine Burg und sperrte ihn mit Feder, Tinte und Notenpapier ein. Er bekam nicht eher sein Mittagmahl, bevor er nicht sein Pensum von so und soviel Seiten Partitur absolviert hatte. Die kleine Frau konnte, schon als gute Oberbayerin, den schnoddrigen Berliner nicht leiden. Sie erklärte geradezu, daß er ihr den Appetit verderbe. Und dennoch, als einst der Meister eine Reise zu tun genötigt war, ging sie mit dem kecken Komponisten durch. Es war ein furchtbarer Schlag für den Gatten. Es war ihm unfasslich zunächst, daß dieses, sein ureigenstes Phantasiegeschöpf, das er mit zärtlicher Hand zu seiner geistigen Höhe emporzuziehen versucht, das er mit Hunderten von süßen Liedern umschmeichelt, und dem er von seiner Menschlichkeit das Beste zu eigen gegeben hatte, sich von seiner Seele hatte losrennen können. Es war der Dichter, der zuerst die dumpfe Verzweiflung überwand, indem er rasend die Saiten seiner Leier riß und mit Tönen schrillen Hohnes den Gassenhauer vom „verlassenen Lehmann“ dazu sang.

Von da an war es aus mit der Friedlichkeit seines Humors. Er wurde sarkastisch bitter, er wurde — Mitarbeiter des „Simplizissimus“. Er betaute die Leiche seines jung verstorbenen Dichter-

ehelüches mit Gift und Galle und verscharrte sie um Mitternacht. Dann stürzte er sich in den hellen Tag und suchte sich Freunde zu machen mit dem ungerechten Mammon. Und wiederum sollte er Glück haben. Er fand einen jungen Bremenser Patriziersohn, der eben volljährig geworden war, reichliche Millionen geerbt und außerdem einen Hang zur Poeterei hatte. Den fing er sich ein und gründete mit seiner Hilfe die Kunstzeitschrift „Pan“ und im Anschluß daran den Inselverlag, dessen leitender Geist er einige Jahre hindurch war. Der „Pan“ bedeutete das Unerschöpfte, was jemals in Deutschland in den verschiedenen Techniken der Buchkunst geleistet worden war. Er wurde die Zeitschrift der Millionäre, eine Zeitschrift, die man nicht liest, sondern die man nur in dem Zimmer, in dem man Leute von Geschmack und Geist antichambrieren läßt, auf dem Tische liegen hat — womit sie schon ihren Zweck erfüllt. Die wundervolle künstlerische Aufmachung lockte nicht nur die besten unter den dichterischen und zeichnerischen Rönnern der Gegenwart, die feinsten Essayisten auf dem Gebiete der Literatur, der Kunst und des Kunstgewerbes an, sondern sie wirkte auch geradezu unheimlich Wachstum fördernd auf eine Saat, die damals erst schüchtern auf dem Komposthaufen der deutschen Literatur zu sprießen begann. Damals wurde nämlich das neue Dichtergeschlecht der reichen Jünglinge geboren, der Literaturgigerln à quatre épingle, die den reinen Ästhetizismus zu ihrer Devise machten, mit Mystizismus und Symbolismus kokettierten, sich heute herb asketisch, morgen schwül pervers gebärdeten und jeglichen Inhalt zugunsten der reinen Form sublimierten. Diese reichen Jünglinge spielten sich als die Herolde einer neuen ästhetischen Kultur auf, und es kümmerte sie wenig, daß sie nie eines gesunden Menschen Auge heller leuchten, eines warnblütigen Geschöpfes Puls rascher schlagen machten. Sie erfüllten ja auch immerhin eine hohe ethische Mission, insofern sie durch ihre kostspielige Vergewandung echt kaiserlich-japanischen oder van Geldern-Papieres und ihre meist fast völlige Unbrauchbarkeit zu vernünftigen menschlichen Zwecken die Sünden ihrer Väter hart bestrafen halfen.



• Ahnen.

Von J. Sittenfeld (Berlin).

Ich liebe nur das Werden in der Liebe,
Nicht jenes müde, satte Sichgewähren,
Ich lieb am Strauch die zarte Knospe nur
Und nicht die volle, aufgeblühte Rose,
Die jeder Hauch des Windes kann entblättern.

Ich lieb den Waldweg, still und schmal und einsam,
Geheimnisvoll umkränzt von dunklen Schatten, —
Ich weiß es nicht, wohin der Weg mich führt,
Ob an das Meer, ob zu den blauen Höhen!

Die Sonne nur spielt leise mit den Blättern,
Malt um die Stämme goldig helle Kreise, —
Ein süßer Schauer rinnt durch meinen Leib,
Ein heilig Ahnen hält mich still umfassen!



Zwei Gedichte.

Von Arthur Silbergleit (Gr.-Lichterfelde).

Psalm.

Du bist vertraut den Weltgeräuschen,
Dieweil Dein Ohr auf allem lag.
Die Himmel können Dich nicht täuschen
Mit einem falschen Verchenschlag,
Die wilden Meere nicht betören
Mit einem lügenhaften Sturm,
Und nur von reinen Glockenschören
Schwingt ein Gesang in Deinem Turm.

Ich freue mich, daß meine Seele
So rein und reich auf Dich gestimmt,
Mein Ton ist frei von jeder Fehle,
Dieweil er Dich zur Note nimmt.
Du hast Dich in mich eingesungen,
Ich aber harste mich in Dich.
Wir klingen auf der Winde Zungen
Als Sohn und Vater feierlich.

Das Wunder.

Ich weiß, daß schon Dein Wink mir Wunder tut.
Ich kann mich von dem lauten Leben trennen
Und ruhig durch die Felder gehn wie Ruth.

Und abends, wenn die gelben Sterne brennen,
Zum Wasser wandern und die klare Flut
In Krüge ziehn und Deinen Namen nennen.

Wie ihn das weiße Blut der Erde rinnt,
Wie ihn erbraust der Nachtgesang der Bronnen,
Wie ihn die hohe Ahre wogt im Wind.

Doch bin ich lieber stumm, Dein Friedenskind.
Mich hält die große Stille eingesponnen,
Die Mutter aller Engel und Madonnen.



Die Reise des Dichters.

Von Ernst Schur (Groß-Lichterfelde).



er Dichter träumt. Er hat sehr viel Zeit. Er liest etwa: Wintersaison in St. Moritz oder: Frühling an der Riviera. Und dann läßt er plötzlich die Zeitung sinken und träumt. Er sieht Schneeberge, blauen Himmel, Eiskuppen, Einsamkeit, Engadin, Gardasee. Wer weiß, ob das alles so ist. Aber er denkt es sich so. Dann sieht er eine wimmelnde Menschenmenge; Menschen, die glücklich zu sein scheinen; (so denkt er sich das wenigstens). Menschen, die von überall herkommen, von Frankreich und England und Rußland und Amerika. Menschen, die tagaus, tagein das tun, was gar keinen Zweck hat, was aber so nebenher noch der Schönheit und der Kraft des Körpers dient.

Man sieht, der Dichter ist gar nicht unbeschneiden. Er träumt nicht von Indien oder Japan, nicht von Urwäldern und Weltmeeren. Er denkt nicht an die bronzene Schönheit brauner Leiber, nicht an das sanft-tiefsinnige Auge weisheitsvoller Völker Asiens und nicht an die Wildheit primitiver Rassen.

Es macht ihm einmal Freude, an schöne, extravagante Toiletten zu denken, die Frauen tragen, die immer nur „Dame“ waren, und die sonst nichts kennen, denen sich die Welt um ihre Person dreht, und deren Horizont mit ihrem Gesichtswinkel endet. Oder er denkt an die ausdrucksvolle Schönheit der Sportkleidungen, an die hellen, kräftigen Farben, die im Licht zu jauchzen scheinen und der Schneelandschaft ein lächelndes Leben geben.

Es müßte ganz wundervoll und ein eigenes Erlebnis sein, so träumt er, in solch einem winterlichen Weltkurort inmitten dieser „Drohnen“ zu leben. Hier, wo alles Natürliche abfällt, befreit sich das Sinnlose zu prägnantester Erscheinung. Hier, wo alles Form und Groteske ist, erhält sogar das Natürliche den Schein des Erklusiven, und aus dem Kontrast heraus reizt das Sichtbare der fremden Erscheinungen wie Bilder eines Traumes.

Oder wenn es Frühling ist! Ein solcher Vormittag, unter alten Bäumen, inmitten eines unehörten Luxus — die Stunden verlieren ihren Zwang, die Natur ist überwunden, sie selbst dient diesen Unnatürlichkeiten. Alles Notwendige, Alltägliche ist fern. Und indem hier dem Luxus und der Körperpflege, der Pflege der Nerven und der Sinne zugleich gedient wird, ergibt sich ein Milieu, das beinahe losgelöst ist von allen natürlichen Bedingungen. Das Leben bekommt etwas Phantastisches. Die Sinne baden sich rein und es entsteht vor den dürstenden Augen des Künstlers ein Gaukelspiel von Schönheit und Bizarrie. Seine Sehnsucht nach Stil der Erscheinung und Konvention der Geste ist erfüllt.

Da schwebt eine Gestalt vorbei, eingehüllt in violett wallende Schleier; am tiefgrünen Rasen entlang und kühl leuchtet das Weiß des Riesenhuts, der kaum vom Gesicht etwas sehen läßt.

Dort hinten bewegt sich etwas unter den tiefschattenden Zweigen alter Bäume, orange-farbig; und der Riez ist hellgelb, und der Weg flammt wie ein brennender Strom. Nun kommt es näher, und du siehst kalte, große Züge; tiefrote Lippen; große, seltsam leuchtende Augen, wie von innen geweitet.

Das sind keine Göttinnen, wie unsre Väter sie sich träumten. Gözenbilder sind es. Man denkt an die primitiven Phantasien der Wilden. Hier ist alles bis auf die Spitze getrieben, grotesk verzerrt. Alles Unentschiedene schwindet. Hier ist alles ausgeprägt, störend und betont. Nächstes Jahr wird alles anders sein und du erkennst die Trägerinnen kaum wieder. Man sollte eben bei der Toilette nicht so sehr daran denken: was ist natürlich (doch auch dieses kann als Kontrast Reiz haben), sondern: was mache ich aus mir? Der Körper an sich ist natürlich. Die Kleidung ist schon Zutat und mag Phantasie werden, der Erscheinung dienen. Gewiß, man kann in solcher Kleidung nicht arbeiten. Aber diese Leute arbeiten auch nicht. Ihre Berufskleidung ist: Unnatürlichkeit.

In diesem Reich mag der Künstler träumen. Und da er selbst nicht Mitspieler, sondern Zuschauender ist, kann er das ungestörte hier, als mitten in den Wirbeln der alltäglichen Welt. Er empfindet den dekorativen Wert dieses Lebens. Er sieht die ornamentale Note in der Umwandlung dieses Seins. Etwas Schöpferisches steckt dahinter. Und indem das Leben schon so umgeprägt, erhöht erscheint, wird seine Phantasie, die sonst geknechtet, hier doppelt frei. Das Undenkbare wird hier möglich. Das umgebende Leben hilft ihm auf den Weg seiner Bestimmung. Dafür ist er dankbar. Er sieht hier, wenn auch nur in einem Scheinbild, die Verwirklichung eines Traumes. Mag er Mitleid mit den Armen haben, mag er Sympathie für die Strebenden besitzen, für ihn beginnt die Schönheit erst mit dem Zwecklosen, das ihn mit zärtlichen Händen umgibt und ihm ganz überflüssige Geheimnisse lächelnd entschleiern.

Diese Menschen sind wenigstens äußerlich losgelöst von der trassen Notwendigkeit. Sie sind dem Extravaganten zugänglich. Es besteht wenigstens die Möglichkeit, daß sie das Außergewöhnliche schätzen, und sei es nur aus dem Motiv, weil andre es sich nicht leisten können.

Eine andre Einheit gibt es in der Wirklichkeit nicht. Der Künstler weiß es. Nur in der Idee existiert sie, im Innerlichen. Daß diese aber Wirklichkeit werde, das hofft der Künstler nicht. Es liegt in der Idee, daß sie nicht Wirklichkeit werden kann.

Der Künstler darf es nicht hoffen. Denn damit viele der wichtigste Grund seiner Existenz. Die Menschen schätzen den Künstler nur, weil sie hoffen, daß er etwas Unsagbares sagt, eine unsichtbare Schönheit darstellt, eine nie gehörte Melodie gibt. Das alles ahnen sie, und der Künstler ist der Erfüller ihrer Sehnsucht. Nur, weil diese Hoffnung in ihnen ist, darum kann der Künstler sein. In dem Moment, wo das Geahnte in die Wirklichkeit eintritt, zerfließt das Bild des Künstlers. Er müßte dem nun Wirklichen folgen. Wandel ist der Sinn der Seele. Die Menschen hoffen zwar; aber was sie hoffen, wissen sie nicht. Sowie die Sehnsucht über das Portemonnaie hinausgeht, schwankt sie ins Wesenlose. Das gerade ist der Sinn der Menschen: Hoffende zu sein ohne Ziel; denn jedes denkbare Ziel läßt sich irgendwann einmal verwirklichen und damit tötet es die Hoffnung. Der Künstler muß gerade wünschen, daß die Schönheit des äußeren Lebens Trugbild sei. Wären diese Menschen noch innerlich vollkommen, hätten sie zu der äußeren noch die innere Kultur, wo sollte er bleiben?? Die Zwecklosigkeit ist der Sinn des Lebens. Darum ist der Künstler, dieser große Zwecklose, der tiefstinnigste Verkünder des Lebens.

So tröstet sich der Dichter und sagt sich: Wir denken an eine ferne, schöne Gegend und möchten dort weilen. Wir können dort nicht hin, weil äußere Gründe uns hindern. Aber gerade darin liegt vielleicht der Reiz und wir denken uns das alles, wir Dichter, viel schöner als es je sein kann.

Und so legt er mit einem Seufzer die „Reise- und Bäderzeitung“ aus der Hand und träumt von St. Moritz und der Riviera.



Aus den Theatern.

Kammerspiele des Deutschen Theaters in Berlin.

Das Kloster. Tragödie in vier Akten von Emile Verhaeren. Deutsch von Stefan Zweig.

Die Reinhardt-Bühne hat es unternommen, den bisher nur als Lyriker in engen Kreisen bekannten Belgier Emile Verhaeren auch als Dramatiker in Deutschland heimisch zu machen. In einer Gestalt also, die ihm offenbar nicht gemäß ist. Moderner Empfinden prägt seine Lyrik in leidenschaftlichen Versen aus; ein Kloster und das Schicksal eines fürstlichen Verbrechers, eines Vaternörders, der sich hierhin zurückgezogen hat, schildert sein Drama. Unwillkürlich flüchtet es dabei in die Vergangenheit mit ihren Schrecken und Folterqualen, als suche es sich halb zu verstecken.

Nach Verübung seiner Untat hat der jähzornige Dom Balthasar in den Mauern des Klosters Aufnahme gesucht und ist hier Bruder geworden, während ein harmloser Landstreicher statt seiner das Vergehen auf dem Rade büßte. Ja, der adelstolze Prior bestimmt ihn zu seinem Nachfolger, trotzdem er seine Vergangenheit kennt. Aber in Balthasar wächst die Reue zu immer leidenschaftlicherer Größe empor; vor allen Brüdern will er jetzt nach zehn Jahren noch seine Beichte ablegen, und diese Beichte

endigt nicht mit der Anerkennung von Balthasars Reinigung durch die Mönche, wie es der Prior erhofft hat, sondern mit der Empörung, daß sie ihn Bruder nennen. Klug versteht es Thomas, der Balthasar als Nachfolger des Priors den Rang streitig macht, die andern auf seine Seite zu ziehen. Und der eine, der den düster-leidenschaftlichen Balthasar wie der Sohn den Vater liebt und das Christentum wie ein unbeirrtes Kind in sich trägt, er sagt ihm, daß er sich dem Gerichte stellen müsse. Es ist für das Stück charakteristisch, daß dieser selbstverständliche Hinweis hier geradezu wie ein dramatischer Wendepunkt erscheint, freilich als der einzige, der die Charaktere vorwärts treibt. Damit wäre die innere Handlung beschlossenen, und der vierte Akt ist überflüssig. In ihm schreit Balthasar in der Kirche der Gemeinde sein Vergehen zu, das er mit sich getragen, während er sie von Sünden absolvierte. Nun verdammt ihn der Prior, dessen Trachten ja nur der Macht und Organisation des Klosters gilt, und stößt ihn hinaus in die Arme des weltlichen Gerichtes. Nur der eine junge Mönch, der Vertreter wahren Christentums, betet zu Gott, der Balthasars Reue allein kenne, daß er ihm den Tod leicht machen und seine Seele laben möge.

Der Grundgedanke des Stückes ist, daß tiefe leidenschaftliche Reue des Sünders, der Buße tut, ebenso wie das reine Christentum des kindlich unberührten Herzens im Kloster keine eigentliche Stätte finden. Daß vielmehr hier wie draußen in der Welt Ehrgeiz und äußere Macht, Politik und Rücksichten ihre Rolle spielen. Es betont ferner, daß jedes starke Herz nur sich selbst entschließen könne, während ihm die Verzeihung anderer nichts bedeutet. Dem Prior, der auf sein Aristokratentum pocht, steht ein bürgerlicher Streber gegenüber, dessen Hochmut sich auf die Wissenschaft stützt, und dem die Macht zufallen wird, da Balthasar verloren ist.

Alles Dramatische steht in Verhaerens Stück auf sehr schwachen Füßen. Offenbar lag ihm nur daran, in Balthasar eine so leidenschaftlich-ekstatische Figur zu zeichnen, wie wir sie etwa von den spanischen Malern Göttera und Zurbaran her kennen. Aber auch in ihr ist kaum eine Entwicklung zu spüren, da die stärksten Töne von Anfang an angeschlagen und nicht überboten werden, daß sich das Stück, in dem keine Frauenrolle vorkommt, für Berlin schon deshalb nicht eignet, braucht kaum erwähnt zu werden.

Die Aufführung hieß „Friedrich Rappeler“, eine Darstellung der Hauptrolle von außerordentlicher Glut und Kraft. Alles andre, so auch die Regie, war höchstens mittelmäßig.

* * *

Vom Wiener Burgtheater.

Josef Rainz ist der deutschen Schauspielkunst für immer verloren und Albert Heine dem Wiener Burgtheater zurückgewonnen. Unsr Erinnerung bewahrte ihm ein größeres Bild als seine Gegenwart zu füllen vermag. Seine bürgerliche Dämonia erreichte niemals überstimmliches, heroisches Maß, und seine brüchige Art läßt alle edel geschlossenen Konturen vermissen. Es gibt in seiner Darstellung immer Augenblicke unvergeßlich einprägnanter Wirkung, aber die Rundung der Gestalten zu einem menschlichen Ganzen fehlt. Episodische Proleten, die aus der bürgerlichen Ordnung geschleudert worden sind: den Spiegelberg, den Unbekannten der Frau vom Meere, wohl auch den Ulrik Brendel kann sein Wesen ganz erfüllen; aber darüber hinaus ins Absolute, ins Sinnbildliche, zu Mephisto oder Thesiteo langt sein inneres Vermögen nicht. Heines erste Mustererschöpfung in Wien war der Spartanerfeldherr in „Lysanders Mädchen“. Den spielte er mit lässig schlenkernden Handwerkerbewegungen und einem ganz unheldischen, raunsenden Ton, der trotz der Zwischenjahre unliebsam im Ohr geblieben war. Er brachte drastische Zerrissenheit in das Spiel und krümmte die sanft und heiter schwebenden Linien dieser wundervollen Dichtung J. V. Widmanns. Dieses Stück ist ein gültiges Lächeln über Frauenart und Frauenschwäche. Der Fürst von Syrakus will Lysanders Freundschaft durch köstliche Ge-

schänke gewinnen, die er dessen Töchter bietet. Scheinbar sind die beiden Kafedamontierinnen durch und durch, mit rauhen Sackgewändern angetan, männnerfeindlich, fürs Staatsinteresse, für Kampf und Politik begeistert. Aber beim Anblick der festlich schimmernden Kleider bricht ihre weibliche Art durch die magere Verschlossenheit. Doch da eben in Sparta ein Staatsdiebstahl begangen wurde, gilt es, auch nur den Schein von Bestechlichkeit zu meiden, und Pfander beauftragt die athenische Gefangene, seine beiden Töchter von der Annahme der Geschenke abzubringen. Die kennt die Weibnatur, die weiß, daß diese leidenschaftlichen Politikerinnen in Knöchelröckchen Weiber sind ganz und gar; die weiß, daß jedem Weibe mehr als die Schönheit eines Kleides sein Zuschnitt, seine Mode gilt, und ein einziges Wort, wie veraltet solche Gewänder seien, genügt, Pfanders Mädchen zum freiwilligen Verzicht zu bringen. Das Burgtheater hat diesem Einakter eine bildhafte Szene gebaut, aber die Regie Herrn Schimigß vermochte nicht, in den stilifizierten Rahmen ein stilvoll einheitliches Spiel zu bringen. Das gelang Herrn Hartmanns adeliger, runderer Kunst in dem zweiten Versdrama J. W. Widmanns: „Ein greiser Paris“. Ein Stück Greisenheiterkeit, das mit dem sanft gerührten Blick des Abschiednehmens alle Schönheit dieser Welt umfängt. Hier gibt es kein Geschehnis mehr, kein Wollen und Erstreben. Hier gibt es nur heiteren Besitz und Ruhen aller Dinge. Alberto, der Poet, liebt adelige Frauenholdheit. Da nehmen ihn drei bologneser Adelsdamen ins Gebet, weil er noch liebt, und drei zugleich, und Adelige, er, der Bürger. Jede bringt einen Vorwurf, und jeden Vorwurf widerlegt Alberto mehr noch durch seine fröhlich stille Art zu sein als durch den feinen Geist seiner Worte. Herr Hartmann hob den weißblötigen Schwärmer ganz in die milde Sphäre seiner Kunst, die so mühelos leicht erscheint, weil sie das Schwergewicht einer inneren Schönheit, einer altererben Kultur hat. Von ferneher spürte man den Sinn der Renaissance: die ausgeglichene Ruhe aller irdischen Gegenfäße in der fröhlichsten Zeit der Welt. Und rings um seinen lichten, leuchtenden Greisenkopf gruppieren sich drei holde Frauengesichter. An diesem Anblick, an diesem Spiel mochte sich das Herz Alfred v. Bergers erquicken. Das war ein Spätking aus den guten Tagen des alten Burgtheaters, der ersten Lustspielbühne Deutschlands. Daß uns der neue Direktor ein neues, zeitgemäßes Burgtheater geben wird: die Hoffnung ist uns schon entschwinden. Er kommt aus der Ara der Dingelstedt, Masart, Wolter und ist in die Probleme der Gegenwart nie hineingewachsen. In den Linien seines Theaters werden die Züge unserer Tage nicht erkennbar sein. Es wird an der Zeit vorüberspielen, aimutig, erquickend, vom Tag erlösend manchesmal, aber nie wird sein Theater das erhöhte Abbild des Tages sein. Darum werden wir noch oft nach so köstlichen Spielen wie den zwei Akten J. W. Widmanns so ärgerliche Zeitwidrigkeiten sehen wie Oscar Blumenthals: „Der schlechte Ruf“.

Dr. Hans Wantoch (Wien).

Dresdener Hoftheater.

Gustav Wied: Der alte Pavillon.

Gustav Wied, der Satiriker, hat sich die Finger verbrannt. Er wollte uns ernst kommen und schrieb ein Schauspiel „Der alte Pavillon“. Die Dresdener bekamen es zuerst zu sehen und mit ihnen ein paar zugereiste Gäste, aber es war kein Genuß — das Spiel, die Inszenierung ausgenommen. Wied hat uns gründlich enttäuscht und die Hoffnung derer betrogen, die nach seinem Satirspiel $2 \times 2 = 5$ mit ihm als ernst zu nehmendem Bühnendichter rechneten. „Der alte Pavillon“ ist die reinste Rumpelkammer; alle die abgebrauchten Theaterrequisiten finden wir da, als: zwei Mauserpistolen und Branntweinflaschen, laufende und klatschende Weiber, Schäferstündchen bei Mondenschein usw. Damit macht Wied sein Drama und mit einem tüchtigen Quantum Sentimentalität, wie sie in vergilbten Familienblätterromanen sich findet. Mit einem Wort: rührend. Schon

im ersten Akt spielt der Gärtner mit den Pistolen; wer ahnte da nicht ein Verhängnis, Unglücksfall oder Selbstmord? Richtig, Selbstmord. Der alte Trinker hat das Leben satt; er erschießt sich im alten Pavillon, und ringsum raunen die hohen Parkbäume, erzählen seine morschen und knarrenden Bretterwände die Geschichte seines Lebens. Im alten Pavillon traf er sich heimlich mit der frischen, jungen Meierin, die sich dem alternden Hofgutsbesitzer als Ehefrau angehangen hatte, und ein Mädchen, Anette nannten sie die Eltern, entsproß dem Verhältnis. Der Alte starb, und die junge, energische Witwe zog in die Stadt, um ihr Kind vor den Liebesungen des Vaters zu bewahren, der da vergaß, daß er bloß der Gärtner war. So ergab er sich dem Trunke und ging allabendlich sieben-zehn Jahre lang zum alten Pavillon und betrank sich dort. Da kommt eines Tags die Herrin mit der Tochter und deren Bräutigam zurück aufs Land. Der Gärtner soll nach Amerika zu Verwandten, er wird unbequem; mit dem Waldhüter, dem er im Rausch das Geheimnis verraten hat, wird man anders einig. Aber der Gärtner will nicht, und als gar der hauffällige Pavillon, der Zeuge seines Geheimnisses und der nächtlichen Alkoholgelege, fallen soll, legt er Hand an sich.

Wo sind da alle Probleme hin? Reinweg unterschlagen. Wie, wenn er es der Mutter zur Pflicht gemacht hätte, durch offenes Bekenntnis der Wahrheit die Ehre zu geben und diesen Konflikt ausgesponnen hätte? So hat er sich — und nicht einmal geschickt — vorbeigedrückt, den Stoff aller lebendigen Dramatik beraubt. Schemenhafte Romantik ist uns geblieben. Manche Szenen sind im einzelnen gelungen, an Charakterstudien fanden die Darsteller dankbare, wenn auch teilweise schwierige Aufgaben. Das Publikum, in sentimentalen Schwächeanwandlungen, wie bei den seligen Marlittromanen, zog die Taschentücher, um die Tränen zu trocknen, und spendete Beifall, sogar auf offener Szene. Die Kritik kann nur bedauern, daß ein Mann wie Gustav Wied sein wohlherworbenes literarisches Renommee so leichtsinnig aufs Spiel setzt. Das Hoftheater in Dresden, der Spiel-leiter Lewinger und die nie verjagende Frau Salbach verdienen Anerkennung für ihre künstlerischen Bemühungen.

Franz E. Willmann (Leipzig).

Schnitzlers „Liebele!“ als Oper.

Die Uraufführung der dreiaktigen Oper „Liebele!“ von Franz Neumann* (nach dem Schauspiel von Karl Schnitzler) die am 18. September in Frankfurt a. M. stattfand, kann aller Voraussicht nach als erstes Stadium eines Siegeszugs angesehen werden, den das Werk über die deutschen Bühnen antreten wird. Das allein schon, vor allem aber auch prinzipielle Gründe lassen bei seinem erstmaligen Erscheinen vor der Öffentlichkeit ein näheres Eingehen wünschenswert erscheinen. Der Komponist, als meistbeschäftigter Kapellmeister der Frankfurter Oper wohl bekannt, Osterreich von Geburt und mit 35 Jahren im besten Schaffensalter stehend, ist als Operschöpfer ein Neuling. In Leipzig von Keinecke und Jadasohn ausgebildet, hat er nach der Elevenzeit in Karlsruhe (unter Motzls Leitung) und Hamburg, in Leipzig, Regensburg und Linz gewirkt und auch zwei Jugendwerke geschaffen, die aber wenig bekannt geworden sind. Seit sieben Jahren führt er nun in Frankfurt den Dirigentenstab, den er, wie ich höre, auch unter der zukünftigen Intendantz Volkner behalten wird: die „Liebele!“ ist sein erstes Werk aus dieser Zeit, das künstlerische Ergebnis dieser letzten Schaffensperiode, das erste zugleich überhaupt, das er der großen Öffentlichkeit zur Beurteilung vorlegt.

Das Publikum hat sein Urteil gesprochen; dem Wert wurde außerordentlich großer, ehrlicher Beifall zuteil, der auch durch etwaigen Einschlag von Lokalpatriotismus nur

*) Das Werk erschien soeben im Verlag B. Schotts Söhne in Mainz, der einen sehr gut ausgestatteten Klavierauszug (M. 10,—) herausgegeben hat.

unbedeutende Abstriche zu erfahren hätte: das dürfte die in etniger Zeit zu erwartende Leipziger Erstaufführung erweisen. Der große Erfolg wurde aber ermöglicht durch eine ganz vorzügliche Aufführung, die die Frankfurter Oper auf der ganzen Höhe ihrer künstlerischen Leistungsfähigkeit zeigte. Von Kapellmeister Rottenberg mit voller Hingabe geleitet, von Intendant Jensen stimmungsvoll inszeniert, kam das Werk zur vollen Geltung: von den Darstellern möchte ich den schmelzenden, hellen Tenor des Herrn Gontner, den süßen, lyrisch-sentimentalen Sopran des Fräulein Sellin, besonders aber auch den wundervollen, weichen Bassbariton des Herrn Schneider erwähnen, deren Leistungen auch darstellerisch vorzüglich waren.

An dem Erfolg hat freilich sehr stark der Librettist Artur Schnitzler teil, dessen bekanntes Schauspiel Franz Neumann, von einigen unbedeutenden Strichen abgesehen, wortgetreu übernommen hat. Da entsteht gleich die grundsätzliche Frage, ob es möglich ist, ein Drama dieses Inhalts und Stils, das, oder sagen wir, weil es sich als Schauspiel bewährt hat, ohne weiteres als Libretto für ein Musikdrama zu nehmen, das doch mit ganz andern Mitteln arbeitet. Es fehlt nicht an Präzedenzfällen: „Pelleas und Melisande“ von Maeterlinck-Debussy habe ich in beiderlei Gestalt nicht auf der Bühne gesehen; wie steht es aber mit „Salome“ und „Elektra“? Es fehlt wahrlich nicht an Stimmen, die das Wildebeche Wortdrama um der Sprache und ihrer Musik willen der Straußschen Vertonung vorziehen; nicht so entschieden sind die Urteile über die „Elektra“. Aber was hier um des Stoffes und seiner sprachlichen Behandlung willen noch als möglich sich erweist, wirkt in der „Liebeleie“ direkt stilwidrig. Hier ist alles auf Konversationsston, sogar auf wienerischen Dialekt berechnet; wer liebte die Sprache in dem Schnitzlerschen Werke nicht wegen ihrer schönen Rhythmen! Wie vollendet hat der Dichter hier Tragik mit der Alltäglichkeit und Fröhlichkeit des Lebens verwoben! Bei näherem Betrachten, besonders des ersten Aktes, wird die Unmöglichkeit einer Vertonung erst recht klar. Kaum daß ein Dichter es so verstanden hätte, dem Leben die leichte Sprache des Alltags abzulauschen, ohne alle schriftdeutschen Einschläge, wie Schnitzler: Rhythmen, deren Vertonung wie Banalitäten klingen müssen.

Nun also die Musik. Was hat Neumann gemacht, um solche Sätze zu vertonen, wie: „Wo ist denn der Stoppelzieher?“ oder „Sagen Sie, liebe Christine, haben Sie kein Jünderholz?“ und die vielen andern, in leichtem Konversationsston hingeworfenen Phrasen? Es ist hübsch über jede Silbe eine Note gesetzt, und von geschickter Instrumentation verdeckt fließt das Ganze leicht dahin. Aber ist das noch Opernmusik? Daran scheidet für mich der Kunstwert der Schöpfung im ganzen, die im einzelnen, und zwar überall dort, wo der Schnitzlersche Text eine Vertonung zuläßt, viel Gutes und Anerkennungswertes aufweist. Die Geschicklichkeit, mit der Neumann sich durch leichte, gefühlvolle Musik über die genannte Schwierigkeit hinwegsetzt, die sehr gelungene Einleitung des ersten Aktes, der gefällige Walzer bei den Tafelfreunden weisen wohl darauf hin, daß Neumanns Stärke mehr auf dem Gebiet der komischen Oper liegen dürfte. Auch die wohl-gelungene humoristische Charakterisierung der Frau Nachbarin im dritten Akt spricht dafür. Denn für die sentimentalen und tragischen Momente der Oper (und diese sind ja in der „Liebeleie“ durchaus überwiegend) fehlt es dem Komponisten an Originalität. Die Schwierigkeiten sind gewiß groß; Neumann stand vor der Aufgabe, für so ein Werk eine neue Tonsprache zu finden, und ein eifriges Streben darnach läßt sich nicht verkennen. Dabei hat er in sehr modern anmutenden Harmonisierungen den Weg zu Richard Strauß gefunden, in den sentimentalen Partien ist er aber stark von den Italienern beeinflusst. Sein Tenor schwelgt in italienischen Ranzonen, die uns ähnlich in Puccinis „Böhème“ erklangen. Eine starke musikalische Verwandtschaft mit diesem genial emp-

fundenen Werk ist überhaupt zu erkennen und den melodischen Wohlklang in Neumanns „Liebeleie“ wird man wohl hierauf zurückführen können; auch das sehr schöne, aber eben nicht sonderlich originelle Vorspiel zum dritten Akt stammt aus dieser Sphäre. Es braucht andererseits kaum gesagt zu werden, daß Neumann sich bei dieser Verwandtschaft mit den Italienern sehr gut steht und der Versuch, von Puccini nach Strauß hin den Weg zu finden, ist vielleicht als gelungen zu bezeichnen. Die eigentliche Tat Neumanns liegt in der Instrumentierung und der harmonischen Verarbeitung des Ganzen. Hier hat er ganz selbständig gearbeitet, Großes geleistet und seine Befähigung zum Komponisten erwiesen. Ich sehe den unleugbar starken künstlerischen Eindruck, den man trotz mangelnder Originalität und der genannten inneren musikalischen Schwierigkeiten empfindet, auf diese Leistung des Komponisten (in Verbindung natürlich mit dem äußerst dankbaren Stoff in der Schnitzlerschen Gestaltung). Er hat den ganzen ersten Konversationsakt genießbar gemacht und mit den beiden andern Akten zu einem wirkungsvollen und wohl lautenden Musikdrama zusammengeschweißt. Ein genauer Kenner moderner Instrumentierung, hat er alle Orchestereffekte ausgenutzt und einen großen Fluß in das Ganze gebracht, der sehr belebend wirkt.

Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich dem Werke überall großen Erfolg, aber kein langes Leben voraussetze.

Franz E. Willmann (Leipzig).



Randbemerkungen.

Iszowski

Unser lieber, guter Iszowski, dem wir so vieles, vieles verdanken, was wir ihm nie vergessen werden. Beispielsweise, daß er uns während der österreichischen Annexionskrisis um ein Haar den Krieg abzuwenden half. Ganz im Vertrauen, lieber Leser, man sollte diese Dinge eigentlich schlafen lassen; aber was hältst du davon, wenn einer, der in der Klemme sitzt, dich um Vermittlung bittet, und du tust es, er aber geht hin und läßt in alle Welt schreien: Dieser da hat mich mit Krieg bedroht, dieser da ist der heimtückische Bösewicht, von dem kommt alles Ubel! Welt, nicht wahr? Und so war es damals. Es ist nicht wahr, daß Deutschland, als es, wie Bülow sagte, dem österreichischen Bruder die Nibelungentreue hielt, unter der Hand mit Krieg gedroht hat. Spätere Generationen werden es schwarz auf weiß lesen können, aber auch heute wissen wir es und geben unser Wort darauf: Es ist nicht wahr, was damals Russen in England, Frankreich und bei sich zu Hause haben schreiben und schreien lassen! — Und dieser selbe Herr Iszowski geht nun aus Petersburg. Nach Paris. Man meldete es dieser Tage als definitiv. Uns soll es recht sein. Wenn er nur geht. Denn ein Geschäft, wie es unter Brüdern sein muß, hätten wir doch nie wieder mit ihm gemacht. Das Vertrauen war hin, ganz hin. Freilich: Iszowski und Rußland sind nicht identisch. Wir freuen uns, daß sie es nicht sind. Mit Rußland sind wir längst wieder in freundschaftlichen Beziehungen, und auch Österreichs Verhältnis zu ihm hat sich gebessert, wenn auch nicht ganz so. Die beiden kommen wegen des Balkans ja doch nie ganz auf einen gemüthlichen Skatfuß miteinander. Um so mehr aber werden auch sie Iszowski dankbaren Herzens gehen sehen. Wenn er nur geht, wenn er nur geht! Uns Abrechnen ist uns ja gar nicht so sehr zu tun. Wir sind nicht so nachtragend. Im Gegenteil, fröhliche Gedanken reinsten Freundschaft begleitet seinen Salonwagen, wenn er nächstlicherweile durch unser Ländle hindurchrauscht, einem besseren Wirkungskreis entgegen. Reise mit Gott, Brüderchen Iszowski. W.

Sozialdemokratische Propaganda.

Man fragt nach Gründen, weshalb die sozialdemokratische Welle so rapide steige und seit einem Jahre schon den neunten Genossen über die Schwelle des Reichstagsgebäudes geschwemmt habe. Gründe? Tausend für einen. Zu allem andern beispieldeweise, daß bei den Sozialdemokraten positiv gearbeitet wird. Man sehe sich, bitte, folgende Zahlen an, und sehe sie nicht nur an, sondern ziehe die Moral daraus: 360 neue Ausschüsse bearbeiteten die Jugend, 314 die Bildung, 109 betrieben Kinderschutz, nicht um dem Staat Soldaten, sondern um der Partei Genossen zu erhalten. 500 000 proletarische Eltern proletarische Kinder lasen diesbezügliche Flugblätter; 30 000 Familien sangen bei Bier und Zigarren aus sozialistischen Lieberbüchern; 23 Millionen 162 000 Flugblätter wirbelten durchs Land und durch die Köpfe; 2 Millionen 544 000 Broschüren und Agitationskalender kamen auf Tische und Wände und orientierten deutsche Arbeiter über das, was die Genossen unter der Zeit und ihrem Geiste verstehen. In 29 826 Mitglieberversammlungen und 13 814 öffentlichen redete man sich heiser. Dazu hat man die Organisation der Wald- und Landarbeiter, sowie der Binnenschiffer in die Hand genommen. Und das alles ist das Werk eines Jahres, eben des Jahres, das mit dem Magdeburger Parteitag seinen idyllischen Abschluß fand. Ist das etwa nicht Arbeit? Da wundert man sich noch, daß die Partei, ungerechnet die Wahlmittläufer, in eben diesem Jahre 87 000 neue Mitglieder bekommen hat. In Frankfurt-Lebus müssen ja außerdem ungezählte Liberale rot gewählt haben, sonst ist die bürgerliche Niederlage einfach unfaßlich. Die über 15 000 Stimmen, das sind nicht alles Dunkelste Arbeiter. Freilich hatten es die Genossen leicht, so nahe vor den Toren Berlins. Eine ganze Armee von Agitatoren konnten sie auf den Schlachtplan werfen zur Paralytierung des abschreckenden Einbruchs, den man im bürgerlichen Lager vom Parteitage erhofft hatte. Die Dinge waren vielleicht auch noch zu jung. Aber einerlei, — welche andere Partei tut auch nur annähernd Entsprechendes? Auf 3 1/2 Millionen beläuft sich das ordentliche Einkommen der Genossen. Läßt sich der Hanfabund das bieten. Ausß Land mit ihm und all seinem Geld!

* * *

Schutzzoll und Liberalismus.

Das „Berliner Tageblatt“ und seine Freundschaft hat es außerordentlich verdorfen, daß der Bauernbund, bei dessen Gründung bekanntlich nationalliberale Politiker Gebatter standen, zwar gegen den überwiegend Großgrundbesitzerinteressen vertretenden Bund der Landwirte entschieden Front machen, im übrigen aber an der „bewährten“ Schutzzollpolitik festhalten will. Das Organ eines unentwegten Linkliberalismus zieht es deswegen in Zweifel, ob wirklich liberale Politiker den Bauernbund noch unterstützen könnten und ihn nicht viel mehr mit dem Bunde der Landwirte auf eine Stufe stellen müßten.

Erfreulicherweise gibt es aber doch auch unter den entschieden Liberalen noch Leute mit gesundem Menschenverstand, und der lockende Vorteil, im Kampf gegen extreme agrarische Forderungen sich auf die Kreise des eigentlichen Bauernstandes stützen zu können, hat bereits einige alte linkliberale Freihändler ein Damastus erleben lassen; sie glauben Zustände an die Entwicklung und an die Gewöhnung von dreißig Jahren machen zu dürfen und das Bekenntnis zum Freihandel nicht mehr als ein Kriterium des Liberalismus gelten lassen zu brauchen.

Und in der Tat, ob Schutzzölle vom Standpunkte eines liberalen Politikers gebilligt werden dürfen, hängt ganz davon ab, was für Zwecke sie dienen. Wenn sie notwendig sind, um einer Nation produktive Kräfte zu erhalten, so ist nicht einzusehen, warum es liberal sein soll, dagegen aufzubegehren. Will jemand im Ernst behaupten, die Regierung eines jugendlich vorwärts stürmenden Volkes wie des kanadischen, sündige wider den heiligen Geist des Liberalismus, wenn sie die aufblühende Industrie

ihres zukunftsreichen Landes schutzlos den verheerenden Wirkungen von Schleuderpreisen amerikanischer Eruste preisgäbe? Freier Wettbewerb kann zwischen zwei Völkern nur dann für beide Teile heilsam wirken, wenn ihre wirtschaftliche Entwicklung ungefähr gleich weit gediehen ist. Warum erheischt die deutsche Landwirtschaft Zollschutz? Weil ihre durch das Klima und andre Verhältnisse wenig begünstigte Produktion den Wettbewerb entfernter Länder bestehen muß, die auf billigerem und zum Teil auch reicherm Boden, mit zum Teil lächerlich billigen Arbeitskräften unsre Hauptfrüchte bauen, die ohne Rücksicht auf Rentabilität exportieren müssen, und die zum Teil durch eine minderwertige Landeswährung exportfähig gemacht, alle aber durch die erstaunliche Entwicklung des modernen Transportwesens uns so nahe gebracht sind, daß sie ihre Erzeugnisse zu Preisen auf unsre Märkte werfen können, die oft nicht einmal die Produktionskosten unsrer Landwirte decken. Streiten läßt sich über die Grenze, wo ein Schutz Zoll anfängt die Bildung arbeitsfreier Rente zu begünstigen; aber ein bedingungsloses Freihändlerium ist ebensowenig liberal, wie es liberal genannt werden könnte, wenn man eine Regierung hindern wollte, in einer Gegend, die unter Aberschwemmungen zu leiden hat, mit den Mitteln der Allgemeinheit Dämme bauen zu helfen, sofern die Kräfte der örtlichen Bevölkerung hierfür nicht ausreichen.

„Programme altern.“ In diesem Punkte hatte Fürst Bülow recht. Gerade unsre entschiedensten freihändlerischen Liberalen pflegen immer die englischen politischen Zustände für musterhaft zu erklären. Gibt es aber weniger prinzipienfeste Parteien wie die Wighs und Tories? Gerade weil es in England wirklich parlamentarisch zugeht, gerade weil dort die Parteien abwechselnd in die Lage kommen, ihre Theorien in die Praxis übertragen zu müssen, können sie nicht prinzipienfest sein. Denn das Leben kennt keine Grundsätze; es kennt nur Kompromisse. Von dem ersten englischen Parlamentarier, der die Verschwommenheit, Unbeständigkeit, Veränderlichkeit der Begriffe „Wigh“ und „Tory“ in drastischer Rede klarstellte, sagte ein Wighbold: „He has untoried the Tories and unwhigged the Whigs.“ Deshalb ist es gar kein Wunder, daß der englische Tarifreformgedanke unter dem gegenwärtigen liberalen Rabinette seine ersten, noch zaghaften und schwächernen Schritte ins Leben unternahm. Oder war Lloyd-George's Patent-Alte etwa nicht ein kind protektionistischer Denkwiese? Protektionistisch ist auch das englische Fremden-gesetz. Auch menschliche Arbeitskräfte sind im volkswirtschaftlichem Sinne Waren. Freihändlerisch lassen sich keine Einwanderungsbeschränkungen rechtfertigen. Unsre bedingungslosen Freihändler dürften also nicht einmal etwas dagegen einzuwenden haben, wenn chinesische Kulis massenhaft über unsre Grenzen strömten und mit ihrer Entbehrungsfähigkeit immer größere Mengen der nationalen Arbeiterschaft um Beschäftigung und Brot brächten.

O. C.

* * *

Englische Handelskammern und Kolonien.

Im englischen Volke besteht die durchaus gerechtfertigte Neigung, die Kolonien nach Kräften für ihre eigenen Ausgaben aufkommen und, soweit es möglich ist, sogar für die Unterstützung zahlen zu lassen, die das Mutterland ihnen leistet. So wird aus den Kronkolonien jährlich ein Tribut für die durch Kriegsschiffe und Truppen geleistete Sicherheit abgeführt, der z. B. in Hongkong und Singapur 20 % der Gesamteinnahmen der Kronkolonien ausmacht. Von einem weiteren Versuch der englischen Kaufmannschaft, das Mutterland an den Werten zu beteiligen, die durch dessen Eingreifen in den Kolonien geschaffen werden, berichten englische Zeitungen.

Vor einiger Zeit hatten die Vereinigten Handelskammern Großbritanniens (Associated Chambers of Commerce of the United Kingdom) folgende Resolution gefaßt: „Die Vereinigten Handelskammern halten es im Interesse der Entwicklung britischer Besitzungen und Kronkolonien

für geboten, daß Vorkehrungen getroffen werden, Kronland als Ersatz für Auslagen des Staatsfiskus zu reservieren mit der Absicht, solche Auslagen in Zukunft zu ersetzen und dadurch den Steuerzahler in der Heimat zu entlasten.“ Eine Deputation dieser Vereinigung hatte am 12. Juli im Kolonialamt eine Unterredung mit dem Staatssekretär für die Kolonien, Carl of Crewe, um diese Resolution zu überreichen.

Der Sprecher erklärte, es seien zwei Punkte, auf die er die Aufmerksamkeit richten wolle. Der erste betreffe die ungeheure Entwicklungsmöglichkeit in den Kronkolonien und englischen Besitzungen; der zweite den augenscheinlichen Mangel an System, wonach der Wertzuwachs infolge von Verbesserungen, die auf Ausgaben des Staates zurückzuführen seien, dem britischen Steuerzahler auch wieder zufalle. Zum Beweise führe er den Bau der Uganda-Eisenbahn durch die britische Regierung an, für die jetzt Britannien jährlich 316 000 Pfund Sterling an Zinsen und Amortisation zahle. Diese Eisenbahn werde später dem Gouvernement der Kolonie zusammen mit einem Streifen Land zu beiden Seiten der Bahn gehören. Seine Ansicht sei, daß wenigstens die Hälfte dieses ungeheuren Landbesitzes das Eigentum der heimischen Regierung werden solle, nicht nur, um dem britischen Steuerzahler die Auslagen zu ersparen, sondern auch, um ihn an der Entwicklung des Gebietes finanziell zu beteiligen. Ein andres Beispiel sei die Nord-Nigeria-Bahn bis Kano, 750 Meilen lang. Hierbei sei ein andres System zur Anwendung gekommen. Das Geld sei von dem Gouvernement von Nord-Nigeria auf die eigenen Einnahmen und die gute Verwaltung hin geborgt worden, und zwar zu dem Satze von 4%. Worauf er nun Wert lege, sei der Punkt, daß das Gouvernement niemals Geld zu so günstigen Bedingungen erhalten hätte, wenn nicht die Staatsregierung mit ihrem Schutze dahinterstände. Die Kosten dieses Schutzes würden von dem englischen Steuerzahler getragen, und so sei es nicht mehr als recht und billig, wenn diejenigen, die das Geld aufbrächten, auch einen Anteil hätten an dem Wertzuwachs, bestehe dieser nun in Mineralien, in Holz oder auch Land.

Der Staatssekretär drückte sich in seiner Antwort etwas zurückhaltend aus, da es sich um eine Frage handle, die in dieser Form noch nicht an die Regierung herangetreten sei; mit einer Belastung der kolonialen Anleihen, wie die Vereinigung sie befürworte, habe das Schatzamt allerdings früher schlechte Erfahrungen gemacht. Immerhin hat er um genau präziserte Vorschläge und versprach, solche bei dem Staatssekretär des Schatzamts zu vertreten. Sch.

* * *

Wirtschaft, Horatio!

Seit dem Tode Luegers sieht man die christlichsozialen Parteigrößen seltener auf der politischen Bühne, desto öfter vor dem strafgerichtlichen Tribunal. Als Zeugen freilich oder als Kläger. Doch das semper aliquid haeret wird auch hier seine Wirkung tun. Sicherlich: der Partei wäre es viel lieber gewesen, wenn der Verteidiger des Herrn Bielohlawek freigesprochen und Herrn Bielohlaweks politische Tätigkeit verurteilt worden wäre, als daß nun dem Herrn Zipperer vierzehn Tage Arrest zugeprochen wurden, und die Rathauswirtschaft unter Anklage der öffentlichen Meinung steht. Die höchst unwichtige Person des Herrn Bielohlawek, der sich nur wichtig macht, ist absolviert. Aber dieser Freispruch wurde mit der Aufdeckung bedenklicher Zustände in der Stadtverwaltung bezahlt. Im Stadtrat wird über die wichtigsten Finanzangelegenheiten Miens beschlossen. Doch die Stadtväter hören beim Bericht des Referenten nicht zu. Ist ein schwarzes Schaf unter der blökenden Herde, so wird das Referat nur in seiner Abwesenheit erstattet. Es ist keine Bestechung im strafrechtlichen Sinne, wenn ein Stadtrat eine Zeitung herausgibt, die nur durch die Inserate der städtischen Lieferanten erhalten wird, es ist kein Mißbrauch des Amtes, wenn bei der Verleihung einer städtischen Anstellung eine Spende an den christlichsozialen Wahlfonds gegeben wird. Allein unter politischem Ge-

sichtswinkel dürfte diese Verbindung zwischen städtischem Amt und Parteifond, Steuergeld und Parteipresse doch ein bißchen zu eng geschürtzt erscheinen, dürfte doch das eine Geschäft und das andre als Einheit, als do ut des, facio ut facias aufgefaßt werden müssen. Man kann Herrn Bielohlawek nichts Diffamierendes nachweisen, nichts, was die Beschuldigung der Bestechung rechtfertigen würde; aber daß der Stadtrat von Agenten umstellt ist, die für die Annahme einer Offerte 25 000 Kr. Provision beziehen, das gibt doch ein wenig zu denken. Die christlichsozialen Stadträte haben reine Hände, aber daß die Hände der Herren Hazel und Loll im Spiele sind, das will uns nicht gefallen — Wirtschaft, Horatio, — daß unter den städtischen Lieferanten der Glaube, auch nur der Glaube verbreitet ist, durch Provisionen an christlichsoziale Agitatoren bedeutende Lieferungen erhalten zu können. Es konnte Herrn Bielohlawek nicht nachgewiesen werden, daß er Bestechungsgelder quittierte, aber es wurde bewiesen, daß die Stimmungsmacher der Partei, Hazel und Loll, Provisionsgelder empfangen. Strafgerichtlich wäre die Erweisung der ersteren Tatsache relevant, politisch relevant ist die letztere. Herr Bielohlawek hat seinen Prozeß gewonnen, aber die Partei das Vertrauen verloren. Wäre dem Angeklagten Zipperer der Wahrheitsbeweis gelungen — was weiter? Die Partei hätte Herrn Bielohlawek verlassen, wie vor ein paar Wochen Herrn Armann. So aber wurde Herr Bielohlawek freigesprochen, und die Partei steht unter Anklage der öffentlichen Meinung. Die Gegner der christlichsozialen werden als Anwälte der Allgemeininteressen nicht vor dem gerichtlichen Tribunal, sondern auf der politischen Tribüne den Geschworenen des Streites: den Wählern das Beweismaterial zu erklären haben. Allein, statt dieser wichtigen Aufgabe zu genügen, sehen wir die Gegner des Klerikalismus uneins. In der Leopoldstadt ist jetzt das Landtagsmandat nach Lueger zu vergeben. Lange schon ein zweifelhafter Besitz der Rathhauspartei. Nur die überragende Bedeutung dieses Mannes konnte ihn den christlichsozialen wahren. Jetzt wäre günstigste Gelegenheit, ihn dem Freisinn zurückzugewinnen. Und der Ausgang dieser Wahl würde weit über die Bedeutung einer einzelnen Mandatserwerbung hinausreichen, es wäre moralisch für die Zukunft von höchster Wichtigkeit, gerade jetzt die christlichsozialen zu schlagen. Man sollte meinen, daß sich alle Freisinnigen zu äußerster Kraftleistung zusammenschären. Aber wir leben im Lande der Überraschungen, im Reiche der unbegrenzten Möglichkeiten. Und dem antiklerikalen, jüdenfreundlichen Gemeinderat Schwarz-Hiller wird von einem separatistischen Grüppchen der eigenen Partei der Jude Alfred Mittler entgegengestellt. Diese Vordringlichkeit wird unerträglich. Diese Vordringlichkeit wird eine Abwehr des christlichsozialen Zusammenbruchs. Immer wieder wird der Wählerschaft die Kandidatur eines Rassenfremden aufgezwängt. Statt daß man mit seinem Verständnis den Gefühlen der Wählerschaft entgegenkommt, schwankende Anhänger der christlichsozialen Partei für sich zu gewinnen sucht, trumps man ihnen auf, als ob der richtige Freisinn nur bei Juden wäre. Statt auf kleine Eitelkeiten zu verzichten, statt sich zu vereinen, klaffen Gesellen im eigenen Lager auf. Die Juden bringen ein zersetzendes Element in die Wiener Fortschrittsorganisation, und das Ergebnis ist der Triumph ihrer klerikalen Feinde. Janus.

* * *

Prügel.

In den letzten zehn Tagen sind in Berlin sechs oder acht Kinder von vier Jahren an von „Unholden“, wie der technische Reporter Ausdruck lautet, mißbraucht worden. Einen oder den andern der Kerls hat man erwischt und er harret nun im Untersuchungsgefängnis seiner Bestrafung. Nicht sonderlich bänglichen Herzens, denn allzu schlimm wird es ja nicht wohl werden. Hat doch erst dieser Tage so ein Lump, der sein Handwerk ein gros betrieb, und dem die Kammer mildernde Umstände versagte, nur ein Jahr drei Monate Zuchthaus bekommen. Ebenso gingen in

diesen Tagen unter der bekannten Spitzmarke „Ein alter Sünder“ Berichte über Verhandlungen durch die Presse gegen Sittlichkeitsverbrecher, die sofort nach ihrer Entlassung ihr altes Treiben wieder aufgenommen hatten. Das Zuchthaus hatte weder bessernd, noch abschreckend gewirkt. Auf die Besserung werden wir wohl Verzicht leisten müssen, aber die Abschreckung könnten wir erreichen — durch Prügel, und durch sie allein. Ich weiß wohl, daß es eine böse Sache ist, für diese Straftat einzutreten, man verscherzt es mit allen Intellektuellen, der deutsche Juristentag hat sich dagegen ausgesprochen, und was das Schlimmste ist, die Bewegung für Einführung der Prügelstrafe ist heillos dadurch kompromittiert, daß die Deutsche Tageszeitung leidenschaftlich dafür eintritt. Aber es hilft alles nichts, es muß etwas geschehen, um Menschen, die Kinder in hunds-gemeinster Weise ihren Vätern zum Opfer bringen, einzu-schüchtern oder abzuschrecken. Auf die Gefahr hin, mora-lisch gehncht zu werden, sage ich ganz offen, daß ich auch gegen die Todesstrafe fürhin nichts einzuwenden hätte, daß ich aber andererseits auf die Prügelstrafe sofort ver-zichten würde, wenn man solche Burschen lebenslang ins Zuchthaus sperrte. Das würde doch manchen von der Begehung des Verbrechens abhalten, andererseits ihn, hat er es doch begangen, für späterhin unschädlich machen. Ich bin überzeugt, selbst das „aufgeklärte Proletariat“ würde, wenn es unbeeinflusst abstimmen würde, nichts dagegen einzuwenden haben, zum mindesten würden die Genossinnen, soweit sie Mütter sind, Ja und Amen zu meinen Vorschlägen sagen. Dr. jur. P.



Kapitän zur See v. Pustau und die europäischen Luftflotten.

Bu meiner sehr großen Freude habe ich in der „Z. R.“ einen Artikel des Kapitäns v. Pustau gelesen, der die Bedeutung der Militäraviatik ohne alle Umstände zugibt.

Herr v. Pustau sagt:

„Richtig ist der Hinweis darauf, daß Frankreich uns in der Militäraviatik gegenwärtig weit überholt hat, und man kann den Sachverständigen nur darin beistimmen, daß dies aus prinzipiellen Gründen ernste Beachtung verdiene, auch wenn man die augenblickliche Bedeutung des Aeroplans für kriegerische Zwecke nicht überschätzt. Solche Hinweise sind dringend notwendig und können nicht oft genug wiederholt werden, um das deutsche Volk und den Reichstag davon zu überzeugen, daß wir weit größerer Mittel, als bisher bewilligt wurden, zur Einholung des Vorsprungs unsrer Nachbarn bedürfen. Die Zeiten sind nicht darnach angetan, um auf kriegstechnischem Gebiete nach irgendeiner Richtung hin hinter anderen zurück-zubleiben, ganz besonders nicht in der Flugtechnik, deren Entwicklung mit so wunderbarer, überraschender Ge-schwindigkeit vor sich geht.“

Aber — warum soll gleich wieder der Reichstag helfen? Warum greift die Militärverwaltung nicht zur Selbsthilfe? Man muß doch endlich einsehen, daß die Festungen der Flugwaffe gegenüber wertlos sind. Wer will das denn im Ernstestreiten? Demnach kann man doch alle deutschen Festungen sofort verkaufen. Dann ist doch genügendes Geld für die Luftflotte sofort da.

Nichts einfacher als das — nicht wahr? Und dann kann man doch endlich darüber nachdenken, was uns Reiteret und Seeslotte im Luftkriege nützen. Darüber kann man doch nachdenken!!

Sodann: die Entwicklung der Flugtechnik kommt mit „überraschender“ Geschwindigkeit? Vor einem Jahre gab ich eine Broschüre über „Die Entwicklung des Luft-militarismus“ heraus, und J. E. Porizky schrieb darüber im „B. C.“ das Folgende:

„Von einem andern Schriftsteller würde man ver-langen, daß er die einschlägige Literatur genau kennt, ehe er sich mit so vielfach diskutierten Problemen be-schäftigt. Scheerbart aber, der gottvolle Nauticus, darf noch so posthum kommen; er bleibt immer ernsthaft und amü-sant. Was er in seiner Broschüre ausführt, haben Wells (Der Luftkrieg), Emil Sandt (Cavete) u. a. längst mit großer Ausführlichkeit behandelt. Und ich selbst habe an dieser Stelle in den Feuilletons über „Luftschiffutopien“ (7. April 1907), „Luftschiffromane“ (13. September 1908) schon eingehend über die möglichen Katastrophen berichtet, die die Entwicklung des Luftmilitarismus zur Folge haben kann und muß. Jeder aber, der für diese aeronautische Frage Interesse hat, wird sich freuen, mit welcher grotesken Selbstverständlichkeit Scheerbart mit unseren Landheeren, Festungen und Seesloten aufräumt. Da wirkt er sehr humoristisch.“

Ich bin also schon „posthum“. Was würde Porizky nun zu der „überraschenden“ Entwicklung, die Herr v. Pustau konstatiert, sagen? Und — wenn Porizky die Luftfrage schon vor drei Jahren genau so behandelt hat, wie ich vor einem Jahre — warum kommt er sich denn nicht selber humoristisch vor? Indessen — daß ich die alten Heere auflösen will, wenn sie nichts mehr nützen — das soll humoristisch wirken?

Herr v. Pustau sagt ferner, daß das deutsche Kriegs-ministerium auch dem Luftmilitarismus gegenüber bisher eine ruhig abwartende Haltung eingenommen habe — genau so, wie f. Z. bei Einführung der Untersee-bootswaffe.

Dieser Vergleich aber ist hier deplaciert. Das Unter-seeboot kann nur den Schiffen gefährlich werden. Die fliegende Dynamitwaffe aber wird den Hauptstädten ge-fährlich. Das ist doch etwas mehr. Dem gegenüber eine ruhig abwartende Haltung einnehmen, macht jeden ver-nünftigen Menschen nervös — sehr nervös.

Wir haben von unserm Kriegsministerium durchaus zu verlangen, daß es etwas „weitsichtiger“ wird. Sonst könnte uns ein Luftkrieg in allernächster Zeit auch sehr „überraschend“ vorkommen — und nicht zu unserm Vor-teil. Was will denn Frankreich mit seiner Aeroplan-flotte? Wem will Frankreich mit dieser Flotte gefährlich werden? Doch nicht den Südeinjulanern! Es ist doch bombenklar, daß uns diese französische Luftflotte, die heute schon 266 Aeroplane besitzt, in allererster Linie angeht.

Paul Scheerbart.



Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usw. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Joseph August Lux: Amsel Gabesam. Der Roman der Jugend. Verlag von Carl Reißner (Dresden).

Ach, ist das ein schönes, liebes, lindes Buch, ein Buch so recht zum Freuen und zum Einkehr halten, zum Rückblick auf sonnig-schattigen Weg. Den Weg gingen wir alle mit Schmerzen, Wonnen und Süchten, den Weg der Jugend. — Mein kleiner Bub hat die Tür aufgestoßen und mit seinem Frechstimmlin alles zerrissen, was die Stimmung, der süße Leserausch in mir wob. „Bussi geben! Ich hab ihm unwirsch, in übler Literatenlaune, ins pausbäckige Gesicht mit dem thronenden Blondschoß gesehen, in seine welttiefen blauen Anschuldsaugen, da stand Joseph August Lux Roman „Amsel Gabesam“ in Fleisch und Blut wieder vor mir. Und das ist das Herrliche an diesem Buch, daß es in uns lebt und spinnt, die Sehnsucht nach Liebe, nach Glück, die Frage ans eherner Weiter; wann kommt der wohlige Ruheplatz? „Bussi geben!“ Amsel Gabesam ist in der Wiener Vorstadt geboren, zu Füßen des Kahlengebirges, das sinnbetörende Weifen und gliederschwächenden Rausch denen gibt, die vom Kahlenberg. Des Weinhauers Schritt klingt auf den hallenden Fliesen der engen stillträumenden Gassen, deren kleine Häuschen mit dem lockenden „Heurigenbucklen“ den Blick in tiefe Höfe geben, in denen Büblein und Mägdlein untergefäßt tanzen zum Klang einer Drehorgel, die bei allem Krächzen und Quietschen die Nähe Beethovens, Schuberts, Strauß', Lanners und anderer nicht zu leugnen vermag. Und von fern hallt die tönende Seele Wiens dazwischen, das Läuten von Sankt-Stephan. Armer Leute Kind ist er, die heruntergekommen sind, wie diese älteste deutsche Stadt, die so wenig wie Amsel Gabesam weiß, ob es hinauf oder hinunter geht. Aber schön ist es, in einer solchen Stadt Kind zu sein. Mit seiner Schulgespielin Klein-Anni sieht er die Wunder des Christkindelmarktes, und der Traum des alten Platzes mit dem historischen Kolorit verschwundener Tage wiegt die halbverhungerten Proletarietkinder hinüber. Klein-Anni erfriert neben ihm, und der brave Lehrer Stengelmayer singt in der Kirche mit den Kindern, eh man sie begräbt. Klein-Lotte ist das Kind reicher Eltern, und die verbieten dem gefährlichen Träumer das Haus, Lotte kommt ins Pensionat.

Jung-Amsel sucht weiter und baut sein Puppentheater als Welterlach. Und Philippinchen wird ihm untreu und steuert dem Ballette zu, um unterzujinken, wie so viele tun, die schönen Leibes und allzu flinkfüßigen Herzens sind. Seraphine wartet, und er tappt nichtwissend, Schwerepochenden Herzens an ihr vorbei. Die harte Lehrzeit in der Werkstätte mit rohem Gefellenwitz ist das Glück nicht, so geht er durch und wird Schreiber, um nebenher etwas andres zu treiben, das nun sein Himmel ist. Er lernt. Wahllos, planlos, wie wir alle lernen, die wir weiter wollen, und denen die Schule nicht mehr als geistige Unordnung schuf. Das ist prächtig dargestellt, dieses Suchen und Probieren, diese lactierte Bücherweisheit, die Theresens voller Mund zu Boden rasseln läßt. Die Liebe, die Liebe, da ist sie. Aber er ist eben nichts, und die Frau Bressmayr will ihr Kind gut versorgen. Der Kaufmann Kerzendacht, das ist ein Mann! Und Theresie hat Amsel gern und will ihn nicht ins Unglück bringen, aber was sie hat, das will sie ihm vorher noch geben. Hier steht die oft verlästerte Wienerin im reinsten Licht. Und Gabesam, der Tor, verzichtet, und sie geht mit Weinen von ihm. „Wie konntest du „nein“ sagen, wenn du ein Mann bist?“ — Das rüttelt den Träumer auf. Hinaus in die Welt! Ins Leben! Dort sitzt das Glück. Er zieht mit Malern und Malmädeln ins Weite, und der Schmerz, sein Herz verloren zu haben, singt aus ihm. So ward Amsel Gabesam zum Dichter. Er reißt und wandert und weint in Worten, die Beifall finden. Er lernt die Tragödie der dilettierenden Halbgebabung, der Kaffeehauskunst, kennen; er wird Mann, greift zu und macht ein Mädchen unglücklich, das er nicht liebte, in dem er nur seine Theresie sah, die jetzt behäbig ist, zwei Kinder hat und Frau Kerzendacht heißt. Und ganz plötzlich, als er nimmer sucht, da findet er sein Glück. Er hat schon recht geahnt, es sind zwei Frauenaugen, aber es sind zwei ganz besondere Frauenaugen, die Frauenaugen, seine Frauenaugen, nach denen wir alle suchen, im Grunde unsres Strebens, bis wir sie gefunden. Dann erst können wir die Arme rühren, so recht frei und froh, wie es Joseph Aug. Lux tut, der Dichter dieses Meisterbuches, das ich den Leihbibliotheken verbieten möchte, damit jeder diese Lebensbibel sein Eigen nennt. Geht hin und lest; es gibt nicht viele, die begnabet sind, uns so reich zu beschenken. Walter v. Molo (Wien).



Bezugsbedingungen:

Vierteljährlich 4,50 M.
Einzelnnummer 40 Pf.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen:

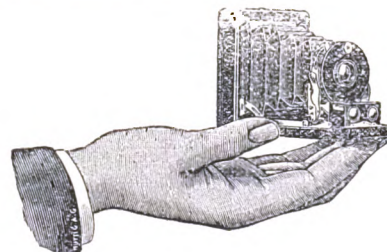
Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ••
Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quessel, 15 b, Schönebergerstr. SW.
— Telefon-Amt VI, No. 669. —



Ica „Atom“

Eine vorzügliche
Camera für
die Rocktasche.

Preisliste No. 513 gratis.

ICA, AKT. GES. Dresden

Grösstes Camera-
werk Europas.

Deutsche Kaufleute

lernt fremde Sprachen zu Hause perfekt!

Engl., Franz., Italien., Russisch, Schwedisch, Spanisch usw., durch weltberühmte Selbstunterrichtsbriefe. Vorkenntnisse unnötig. Tausende verdanken diesen Briefen ihre Existenz od. bessere Stellung. Verlangen Sie sofort Prospekt gratis. Umfangreicher Probebrief (Lekt. I) gegen 50 Pf. in Marken.

O. Hofmann, Gommia 203, Reuss.

Antiquar. Kat. 34. Philosophie

„ „ 36. Litteratur

gratis und franco:

J. Krause, Antiquariat, Halle a. S.

Hygienische

Bedarfsartikel. Neuest. Katal. m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
H. Unger, Gummifabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92

Empfehlenswerte Hôtels.**Berlin:**

Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:

Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.:
Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):

Hôtel und Naturweinkellerei „Zur
Kanne“. Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:

Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:

Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:

Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:

Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk 10.50 an pro Tag.

Kettwig:

Hôtel „Schlesien“-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:

Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:

Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:

Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:

Hôtel Cecillie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.

Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.

Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbädhaus „Weisses Ross“. Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:

Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

VERLAG VON HERMANN HILLGER IN BERLIN UND LEIPZIG.

SCHILLER. (BÜCHER DER GEGENWART, BAND I.)

Gesammelte Aufsätze aus der Gegenwart (1872—1909) von Ludwig Bellermann, Karl Berger, Ludwig Geiger, Max Hecker, Adolf Heilborn, Peter Hille, Ignaz Jezower, Marie Joachimi, A. W. J. Kahle, David Koigen, Paul Lindau, W. v. Maltzahn, Adolf Rümelin, Otto Runk, Karl Siegen, H. Welcker u. a. Das Buch ist mit einem Zweifarben-Holzschnitt des Schillerhauses in Weimar geschmückt. Kart. 2 M.

SCHILLERS WERKE. Inhalt: Vorwort (Friedrich Schiller in seiner Bedeutung für das deutsche Volk, mit Illustrationen), sämtliche Gedichte, Die Räuber, Die Verschwörung des Fiesco zu Genua, Kabale und Liebe, Don Carlos, Wallensteins Lager, Die Piccolomini, Wallensteins Tod, Maria Stuart, Die Jungfrau von Orleans, Die Braut von Messina, Wilhelm Tell. Gebunden 2 M.

FESTGABE AUS SCHILLERS WERKEN.

Mit Einleitung (Aus Schillers Leben). Inhalt: Gedichte (Auswahl) und Wilhelm Tell. Broschiert 40 Pfg. Gebunden 60 Pfg.

WORTE DER WEISHEIT AUS SCHILLERS WERKEN. Ausgewählt von Hermann Kölling. Mit biographischer Einleitung. Broschiert 50 Pfg.

WORTE DER WEISHEIT AUS GOETHES WERKEN. Ausgewählt von Hermann Kölling. Mit biographischer Einleitung. Broschiert 50 Pfg.

WILLIAM SHAKESPEARE. Eine Biographie von Dr. F. Obst. Mit 9 Illustrationen. Broschiert 50 Pfg.

ZU BEZIEHEN DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN SOWIE DIREKT VOM VERLAGE.

Die Gegenwart

Nr. 42.

Berlin, den 15. Oktober 1910.

39. Jahrgang
Band 78.

Die Gebrüder Piepmeyer.

Bennen Sie die Geschichte der sechs Gebrüder Piepmeyer? Die ergreifende Geschichte ihrer sechs kurhessischen Zöpfe, und wie der böse Intrigant, der Hirswenzel (alias Raupach), sie des Nachts in der Wachtstube zu Raffel, derweil sie schliefen, in einen einzigen zusammenknotet, also daß unabsehbares Unglück entbunden wäre, wenn — ja, wenn man jemals das Ende der Historie erfahren hätte? Münchhausen, Immermanns göttlicher Münchhausen, der hochgute Onkel seines noch berühmteren Großvaters, hat sie uns verraten und, weiß der Himmel, dieser Tage hat sie ihre neue Auflage erlebt. In gerader Umkehrung allerdingens; denn Hirswenzel-Raupach wollte unabsehbare Konflikte durch Verknüpfung der sechs getrennten Zöpfe heraufbeschwören, und Hirswenzel-Bassermann kam aus gerade Gegenteil an. Aber sonst ist es ganz dieselbe Sache. „Dort, wo die buschigten Anhöhen des Habichtswaldes gegen Abend, die Hügelketten des Reinhardtswaldes gegen Mitternacht, der felsigte Sörcwald gegen Mittag zu einem weiten Saie auseinandertreten, durch welches die Fulda in mannigfachen Krümmungen von Mittag nach Mitternacht ihre Fluten wälzt, gegen Morgen aber eine lachende Ebene sich aufstut, über der in weiter Ferne der majestätische Meißner sein blaues Haupt erhebt, liegt Raffel . . .“, allwo in diesen Tagen die nationalen und liberalen Männer aller deutschen Gaue zusammengekommen sind, um über die Zukunft des Vaterlandes zu beratschlagen. Nord und Süd, Jung und Alt, Rechts und Links, sind es nicht sechs gesonderte Einzelindividualitäten, und doch haben sie einen Mann zum Vater, den alten Rastellan Piepmeyer-Benningsen, der die loyalsten Gesinnungen hatte „und in denselben auch all seine Söhne erzogen, also daß man von dieser Familie behaupten konnte, daß in ihren sieben Individualitäten nur ein und dasselbe Hessisch- (nationalliberale) Herz schlage“, — und doch, ach, droht ihnen ein schwarzes Schicksal; Zweifel, Haß und Intrigue nagen an ihrem geschlossenen „An-sich-sein“, werfen den Zwiespalt eigenwilligen „Für-sich-seins“ in ihre brüder-

lichen Reihen und drohen das Familienglück zu untergraben. Aber da kommt, während sie in der alten Wachtstube am Stadtpark beisammenliegen und die Strahlen einer freundlichen kurhessischen Sonne durch die Fensterscheiben Ofen und Bänke vergolden, der entscheidende Mann, Hirswenzel-Bassermann, und slicht ihre sechs kurhessisch-partikularistischen Zopfindividualitäten in den einen alten, nationalliberalen Zopf zusammen, ohne daß sie es merken. Und Münchhausen sieht sie liegen: „Ruhig schliefen die Opfer Hirswenzelscher Komik, träumten von Brot und Fleisch und doppeltem Traktament (seitens der Regierung) und hatten kein Arg“. Erst später, als die Stunde, die den Knoten geschürzt, vergangen war, merkten sie, was ihnen geschehen, traten wieder in das Fürsichsein ein und „vollendeten ihre reale Existenz durch wechselseitige Herstellung von sechs schlechthin gesonderten Zopfindividualitäten“. Man sagt, es sei das zum Teil schon im Eisenbahntupee auf der Heimfahrt geschehen. Das ist die ergreifende Historie der sechs Gebrüder Piepmeyer, repetiert dieser Tage auf dem nationalliberalen Parteitage in Raffel.

Parteitage! Magdeburg, Raffel, nächstens Köln, einige haben wir gehabt, andre werden folgen, und jeder glaubt, er könne das Rätsel unsrer inneren Politik lösen. Man muß ja sagen, Hirswenzel hat seine Sache ausgezeichnet gemacht. Badisch und westfälisch Haar sträubt sich nebeneinander. Die „novella de capillis zopfificandis“ ging nicht leicht in manchen borstigen Schädel. Aber die Bürste der Duldung und der Ramm der Disziplin blieben Sieger: die nationalliberale Partei hat der Welt nicht das von manchen erwartete Schauspiel geboten, sich gegenseitig die Haare zu zerkaufen. Einheitslich frisiert steht sie da. Ein Zopf, ein Vaterland, ein Ideal und — ein Friseur. Herr Bassermann ist mit einem ganzen Waggon voll Vertrauensvoten nach Haus gefahren. Aber schließlich ist das große Rätsel ja auch von ihm nicht gelöst worden. Es kann wohl von parteiwegen überhaupt nicht gelöst werden.

Sehen wir uns das Resultat der Raffeler Tage an. Man hatte von ihnen eine große Wendung der Dinge erwartet. Aber es hat sich

nichts gewendet. Allerdings ist man jetzt im Klaren über das, was die Nationalliberalen nicht wollen. Sie wollen nicht nach rechts und nicht nach links. Nach links ist die Tendenz aus Verwandtschaftsgründen stärker; um so mehr aber legte man gerade deshalb ein fast ängstliches Bestreben an den Tag, auch nach rechts keine Brücke zu zerstören. Man verharret eben bei dem — berechtigten — Optimismus, daß eine liberale Mittelpartei — Dank dafür ihrem ärgsten Feinde, dem Zentrum — fortgesetzt nötig sein wird, und was historisch nötig ist, läßt sich auf die Dauer nicht unterdrücken. Soweit ist also alles ganz gut. Dem übrigen Optimismus muß man skeptischer gegenüberstehen. Die Gegensätze in der eigenen Wohnung kann die nationalliberale Partei zwar tragen. — Baden ist eine Kammer für sich, darüber hat man sich geeinigt —, aber täuscht sie sich nicht, wenn sie im Freisinn eine starke Stütze erwartet? Wieweit wird der Freisinn wirklich entgegenkommen, und was wird überhaupt bei den nächsten Wahlen von ihm übrig bleiben? Glaubt man ferner wirklich, die Konservativen wieder zu gewinnen, wenn man einen Eroberungszug nach Osten ankündigt, wenn man den badischen Großblock toleriert, und wenn man, — was ja unvermeidlich werden wird — in der Stichwahlpolitik auch im Reiche mit den Sozialdemokraten zwar nicht paktieren, aber marschieren muß? In sehr erheblichem Umfang wird es doch so werden. Was bleibt in Ermangelung des alten Blocks andres übrig? Diese Hoffnungen sehen nicht sehr viel versprechend aus. Und dabei ist ja der Block immer noch das unverrückte Ziel der Sehnsucht. Immer aufs neue ruft man die Zeiten seines Unterganges frisch ins Gedächtnis und erwartet so den Tag von Philippi, da man den Konservativen wird sagen können, wie es in Shakespeares „Maß für Maß“ heißt:

Drum, Angelo, da dein Vergehn am Tage
So klar, daß selbst kein Leugnen Hilfe böte,
Sei nun verurteilt zu demselben Block!

Aber wird dieser Tag je kommen? Und wer wird das Urteil vollstrecken? Bethmann Hollweg etwa, der Mann der Sammlungspolitik? Daran läßt sich schwerlich glauben. Die Sammlungspolitik ist, wie man in Rassel sehr richtig erkannt hat, ein nur formelles Ding, nicht wie der Bülow-Block, ein sachliches Abereinkommen. Die Nationalliberalen aber wollen ihren Platz an der Sonne garantiert haben, sie begraben den Streit mit der Rechten nur, wofern — wie Carlos der Schmetterling, alias Carl Buttervogel, bei Immermann sagt — „wofern fernerweite gute Verköstigung ausgemacht wird“. Die bloß formelle Sammlungsphrase bringt keine Heilung ihres Kummers; es tropft aus ihr etwas wie ein Leim, auf den man nicht geht.

Kurz und gut, alles liegt auf der Lauer, ob der andre sich eine Blöße gibt. In Rassel hat man's vermieden; auch der Kanzler dementiert

jedwede ihm angehängte Parole. Die Konservativen winken deutlich mit dem Sammlungsfinger, aber ach, mit leeren Händen; das Zentrum hält ihnen die Taschen zu. Links predigt man derweil den Großblock und die Sozialdemokratie reibt sich angesichts dieser bürgerlichen Familienszene die Fäuste. Block der Liberalen, Block der Nationalen, Block der Konservativ = Klerikalen, alles schreit nach Blöcken. Die Parteimisere ist in Permanenz erklärt, und der gesunde Menschenverstand erklärt sich banterott. — Hirsweizel, Hirsweizel, was soll noch daraus werden! Aber du hast recht, und laß dich darin nicht beirren: fleißig gilt es Zöpfe flechten, jetzt in dieser schweren Zeit. Munter, munter! Immer munter. Jeder an seinem Platz, daß ihm der Zopf stattlich stehe, am Tage, wo es gilt. Noch geht's ja dem einen nicht schlechter als dem andern. Ihr aber, Gebrüder Piepmeyer, die ihr euren Zopf mit Duldung und Disziplin, einig und stark beisammen habt, ihr, die ihr die mittlere Zopflinie hochhaltet, ihr könnt, wenn man fragt, wie es geht, wenigstens dies mit einem gewissen Gleichmut antworten:

„Wie mittelmäßigen Söhnen dieser Erde!“



Sozialdemokratie und Naturwissenschaft.

Von Dr. G. H. Lörcher (Stuttgart).

Die Sozialisten wollen das aus den Augen jedes Menschen schauende Begehren, teilzuhaben an den Gütern dieser Welt, befriedigen. Sie schießen aber über das Ziel hinaus, wenn sie meinen, jeder Mensch habe, weil er eben einmal in der menschlichen Haut das Licht der Welt erblickte, das gleiche Recht auf den Besitz dieser Güter. Ja wohl, Pferd ist Pferd, Mensch ist Mensch, und doch ist leicht ein Pferd, ein Mensch mehr wert als 1, 2, ja 100 Artgenossen zusammen. Das Erben von Geld kann man ja einmal abzuschaffen versuchen, das Vererben von Eigenschaften dürfte auch im idealen Sozialstaat nicht verboten werden können.

Die Sozialdemokraten lieben es, sich als Freunde naturwissenschaftlichen Denkens und Forschens auszugeben. Nicht am wenigsten aus dem Grunde, weil die Naturwissenschaft im allgemeinen antireligiös ist. Dabei vergessen sie bei ihren volkswirtschaftlichen Bestrebungen fast ganz sich mit den zwei allerwichtigsten naturwissenschaftlichen Erkenntnissen abzufinden, der Naturnotwendigkeit der **V e r e r b u n g** und des **R a m p f e s u m s** D a s e i n.

Es ist eben nicht so, daß zwei Menschen, unter gleich günstige Verhältnisse gebracht, sich gleichmäßig entwickeln. Mehr Einfluß als äußere Verhältnisse -- die ich nicht unterschätzen will --

auf die Entwicklung des Menschen, auf den Erfolg seines Lebens und Arbeitens hat die Vererbung. Es werden nicht nur sauer und unter Entbehrung mancherlei Art erworbene Groschen vererbt, auch Lebensfähigkeiten: Verstand, Körperkraft, Selbstzucht, Arbeitsamkeit, Nüchternheit, Redlichkeit — und wie die andern schönen Dinge alle heißen, die man als Vorzüge und Tugenden preist, lassen sich wenigstens als Anlagen vererben, nicht nur die Farbe des Haars, die Nase, der Gang.

Und es ist gut so. Es ist ein Ausgleich für die oft durch Raub und klugen Betrug oder Zufälligkeiten der äußeren Verhältnisse geschaffenen Millionenerbschaften. Erbschaften, die ein Fluch sind für diejenigen, die nur das Geld, nicht aber einen gesunden Körper und Geist erben. Erbschaften, die infolge des Unfruchtbarwerdens ihrer Besitzer bald wieder zerfallen.

Die Guten und Besten unter den Menschen sollten wir weniger wegen ihrer Vorzüge preisen, als wegen ihrer Vorfahren. Menschen aus guter Rasse können durch einige Generationen von den Früchten der geistigen und körperlichen Leistungen ihrer Vorfahren leben. Sie zehren am Mark ihrer Ahnen.

So wird es also zu allen Zeiten geborene Kapitalisten an Körper- und Geisteskraft geben.

Befinnen wir uns, wie die Eltern dieser Glückskinder dazu kamen, ihren Kindern einen gesunden Körper, einen guten Charakter, einen scharfen Verstand in die Wiege zu legen, so finden wir: weil sie gekämpft haben mit den Widrigkeiten äußerer Lebensverhältnisse, mit der Armut, weil sie ihre Ellenbogen brauchen mußten, um ihr Plätzchen an der Sonne zu behaupten; weil sie gehebt waren, sind ihre Muskeln hart geworden; weil ihnen Feinde auf dem Nacken saßen und sie umringten, haben ihre Sinne sich geschärft. Weil sie fanden, daß es ihnen gut tat, zu schwitzen und sich zu plagen, haben sie ihre Kinder gelehrt, sich selbst zu plagen, sich durch gewollte Arbeit zu stählen, sich aus freiem Willen zu beherrschen, und sich nun das nicht zu gestatten, was früher die Verhältnisse nicht erlaubten. Aus der Zwangserziehung äußerer Verhältnisse wurde die bewußte Selbsterziehung.

Aus der Erkenntnis, aus der Beobachtung heraus, daß es einen Sinn hatte und habe, mit der Armut zu kämpfen, Hunger und Durst ertragen zu können, Muskel- und Sinneskräfte zu besitzen, weil erst im körperlich und geistig gesunden Menschen das Hochgefühl der Lebenslust aufblüht, deshalb haben die Alten ihre Kinder gelehrt, sich durch selbstgewollte Entbehrungen und Abhärtung einen gesunden Körper und Geist zu schaffen.

Und um ihre Weisheit lebendig zu erhalten, wurde sie auf die Tafeln religiöser Gebote geschrieben, wurde sie als ehernes Sittengesetz proklamiert.

In unsern Tagen erlaubt man sich, an manchem zu zweifeln. Weil man Gott und ewige Sittengesetze nicht mehr glaubt, hält man auch die praktische Lebensweisheit, die jeweils in die am meisten geachteten Formen gefüllt wurde, für sinnlos.

Auf zwei Irrtümern baut sich die sozialdemokratische Lehre auf: Auf der Lehre von der Gleichheit des Menschen und damit der Gleichheit der Rechte ans Leben und auf der Annahme der Entbehrlichkeit des Kampfes ums Dasein.

Wenn der gegenwärtige Staat die berechtigten Forderungen der Sozialdemokratie anerkennen und befriedigen wollte, andererseits die Konsequenzen aus der Tatsache der Ungleichheit der Menschen und der Notwendigkeit des Kampfes ums Dasein ziehen wollte, sollte der Sozialismus überwunden werden können.

Zunächst sollte der Staat dem Arbeiter die Möglichkeit bieten, seinen Egoismus innerhalb gewisser Grenzen zu entfalten und sich zum Kapitalisten auszubilden. Die Zwangsversicherung gegen Krankheit, Unfall, Invalidität und Alter könnte umgeformt werden. Zunächst könnten die Einnahmen dieser Versicherungen durch Erhebung eines gewissen nicht unerheblichen Prozentsatzes des Reingewinns aller stark rentierenden Betriebe verstärkt werden. Ein Teil dieser Abgaben und der wie bisher vom Arbeitgeber und Arbeiter aufzubringenden Beiträge könnte in einer Arbeiterlebensversicherung auf Zeit angelegt werden. Wenn hierzu $\frac{1}{4}$ der Einnahmen verwendet würde, könnte ein weiteres Viertel für jeden einzelnen Arbeiter getrennt als offenes Depot auf der Sparkasse verwaltet werden. Die Hälfte der Beiträge würde endlich zu einer Arbeitslosenversicherung verwendet werden, die reine Arbeiterausschüsse zu verwalten hätten. Diese Ausschüsse würden allein die Arbeitslosigkeit infolge Mangels an Arbeitsgelegenheit feststellen, zur Feststellung der Arbeitslosigkeit infolge Krankheit und Unfall würden sie sich eines Arztes bedienen. Wird der Arbeiter krank, so geht er mit seiner Steuerkarte, die eine Einnahme von weniger als etwa 2000 Mark bestätigt, zum Arzt und Apotheker und läßt sich von diesen gemäß der Arbeitertaxe gegen bar bedienen. Gegen Quittung von Arzt und Apotheker kann er den Betrag der auflaufenden Rechnungen von seinem Sparkassenguthaben abheben.

So oder auf eine andre bessere Art sollten soziale Einrichtungen entstehen, die es unmöglich machen, daß sich der Faule auf Kosten des Fleißigen schont. So wäre die Initiative des Einzelnen nicht gelähmt; seine Energie, gesund zu werden angefeuert; der Spartrieb belebt; die Freiheit des Einzelnen in der Verwendung seiner ihm zur Verfügung gestellten Mittel gewährt. Es wäre

eine Prämie auf das Gesundbleiben ausgesetzt. Der Neigung, wegen jeder Lappalie zum Arzt zu gehen, würde gesteuert. Die Arbeiter selbst würden mehr Einfluß auf die Feststellung der Arbeitslosigkeit bekommen. Statt Renten — zu klein zum Leben, zu groß zum Verhungern — käme Kapital an den Einzelnen, mit dem er weiterschaffen könnte.

Dem Kranken und Schwächlichen, Faulen und Dummen muß ein Existenzminimum gewährt werden — denn er ist ja in erster Linie infolge seiner Vererbung in seinem bedauernswerten Zustand. Dem Gesunden, Kräftigen, Fleißigen, Begabten muß die Möglichkeit geboten werden, aus eigener Kraft wachsen und über die Masse hinauszuwachsen zu dürfen.

Es ist bedauerlich, daß der Staat mit der Arbeiterversicherung, die er sich als Waffe gegen die Sozialdemokratie dachte, selbst in die Irrtümer der Sozialdemokratie verfallen ist: die Gleichmacherei, die Ausschaltung des Kampfs ums Dasein.

Noch in anderer Weise könnte der Staat es dem Einzelnen ermöglichen, seine ihn vor andern auszeichnenden Anlagen zu entfalten, zu wachsen, den Staat zu fördern, der Kultur voranzuhelfen. Viel weiter müßte er die Tore seiner Arenen öffnen. Allen Gliedern des Staatswesens sollte die Möglichkeit geboten werden, in die Schranken treten zu dürfen in fröhlichem Wettstreit, in ernstem, heißem Ringen. Alle sollten kämpfen dürfen, der Kampf selbst aber sollte allen durch Steigerung der Anforderungen erschwert werden.

Eine solche Erschwerung der Prüfungen würde den Besitzenden schwerer treffen als den Armen. Er müßte manchen Genüssen, für die er Zeit und Kraft verbrauchte, entsagen.

In erster Linie sollte die Schulung unentgeltlich sein. Außerdem sollten von Privaten, Staat und Gemeinden allen Leistungsfähigen aber Unbemittelten in großem Maße Mittel zur Weiterbildung zur Verfügung gestellt werden. Für die allerbesten sollte auch das Hochschullstudium unentgeltlich sein.

Welch eine Fülle von Kräften könnte da gelöst werden, was für ein gesunder Nachwuchs an Gelehrten, Beamten, Kaufleuten, Landwirten, Kolonisten, Handwerkern und Arbeitern erzielt werden.

Hierfür ein Beispiel: das „Stift“ in Tübingen. Obgleich es in der Hauptsache nur Theologen züchtet, bringt es durch die Söhne dieser Theologen frisches, gesundes Blut in fast alle höhere Berufsarten Württembergs.

Also freie Bahn dem Gesunden und Entwicklungsfähigen. Als lockendes Kampfziel muß das Privateigentum winken. Ebenso ist die Armut als Korrektiv für die durch das Reichsein in ihrer Entwicklungskraft Gehemmten und Faulgewordenen notwendig. Armwerden und Reichwerden ist für die Entwicklung des Menschen förderlich, Arm-

sein und Reichsein als Dauerzustand gefährlich. Einsichtige Menschen werden sich dieser Erkenntnis nicht verschließen, sobald sie gelernt haben, sich als Kulturringe, als Glieder einer Kette zu betrachten, sobald sie anfangen, nicht nach ewigem Leben außer der Welt, wohl aber darnach zu streben, in ihren Kindern fortzuleben und sich in ihnen höher zu entwickeln.

An Stelle des rohen „Kampfs ums Dasein“, wie er für das Tierreich und kulturell tief stehende Völker passen mag, würde so der Kampf um den Erwerb der höchsten Kulturgüter treten. Wer wachsen will, darf wachsen: aus dem Besitzlosen kann ein Besitzender, aus dem Handarbeiter ein Kopfarbeiter, aus dem mechanisch Arbeitenden ein Erfinder, aus dem Gehorchenden ein Befehlender, aus dem Zähneknirschenden ein Lachender werden.

Die Arbeitgeber könnten, um diesem Ziel näher zu kommen, außer der Schuld an die Arbeiter, die sie aus den hohen Betriebsgewinnen an die Allgemeinheit der Arbeiter, an die Arbeiterversicherung zahlten, dadurch zur Hebung des Arbeiters beitragen, daß sie nur noch die Arbeit des Einzelnen bezahlten. Sie müßten sich mit aller Macht und äußerster Rücksichtslosigkeit gegen Einheitslohn und Gruppenakkordsystem auflehnen. Jeder Arbeiter soll innerhalb der Arbeitszeit arbeiten dürfen, soviel er will und kann, jede über den Durchschnitt geleistete Mehrarbeit muß besonders bezahlt werden. Eine dumpfe Luft herrscht in den Fabriken; die Masse will es nicht, daß einer mehr leistet und mehr verdient als die andern. Der Erfolg im Kampf gegen diese Tyranisierung des Einzelnen durch die Arbeitermasse ist für die Industrie eine Lebensfrage. Denn unter denen, die sich den Ehrennamen „Arbeiter“ heiligen, ist ein großer Prozentsatz solcher, die sich mit gutem Recht als „Faulenzer und Drückeberger“ ins Lohnbuch eintragen dürften.

So würde aus dem Warenfabrikanten im Hauptamt der individualisierende Menschenzüchter im Nebenamt — und Arbeitgeber wie Arbeitnehmer würden dabei gut abschneiden.

Wenn erst der Gedanke von der Notwendigkeit der Förderung und Züchtung aller körperlich und geistig begabten, aller wertvollen Elemente des Volkes anerkannt ist, wenn endlich auch die Förderung der Eigenart des Einzelnen auch von seiten des Staats als eine Notwendigkeit eingesehen wird, dann werden die Träume von den Inseln der Seligen, vom Zukunftsstaat, von Staatsgebilden, die aus gleichartigen Elementen sich zusammensetzen und im Zustand des Gleichseins des Einzelnen Bestand haben sollen, verschwinden wie Nebel vor der Sonne.

Lobenswert und bewunderungswürdig an den Sozialdemokraten ist ihre Opferbereitschaft für ihre Kinder: ihr Idealismus. Sie sind Menschen — um einen Ausbruch Nietzsche zu gebrauchen —

die den Pfeil ihrer Sehnsucht über das lebende Geschlecht hinauszwerfen.

Alle aber, die keinen einzelnen Stand heben, sondern alles Gesunde und Entwicklungsfähige im Menschen hinaufpflanzen möchten, mögen mit Nietzsche sprechen:

„So liebe ich allein noch meiner Kinder Land, das unentdeckte, im fernsten Meere: nach ihm heiße ich meine Segel suchen und suchen.

An meinen Kindern will ich es gut machen, daß ich meiner Väter Kind bin: und an aller Zukunft — diese Gegenwart! —“



Die Ergebnisse der Kaisermanöver.

Von Oberstleutnant a. D. Rogalla v. Bieberstein (Breslau).

I.

Die zahlreichen, meist von sachmännischer Seite erstatteten Berichte über den Verlauf der Kaisermanöver und deren Ergebnisse gestatten nunmehr, das Fazit der Manöver auch unter allgemein taktischen und strategischen Gesichtspunkten zu ziehen und zu konstatieren, daß die diesjährigen Manöver, ungeachtet der im Vergleich zu den früheren nur geringen Anzahl der an ihnen beteiligten Truppen, und obgleich ihnen das interessante Moment der Teilnahme süddeutscher Heereskörper (wie im Vorjahre) und der dort verwendete große politische und strategische Rahmen fehlte, von außerordentlichem Interesse und besonderer Bedeutung waren. Die Stärke der mit der Bahn nach den Garnisonen zurücktransportierten Manövertruppen wird auf 2200 Offiziere, 63000 Mann, 9000 Pferde und 800 Fahrzeuge angegeben. Die Erwartung, daß sich die Manöver an dem durch die Schlachten bei Pr. Eylau und Friedland im Feldzuge von 1807 bekannten, vor jenen Kämpfen überschrittenen Passargeabschnitt abspielen würden, bestätigte sich nicht. Auch hätte dieser Abschnitt dem sich in der Verteidigungslage befindlichen, Verstärkungen erwartenden I. Armeekorps weit weniger Gelegenheit zur Durchführung seiner defensiven Aufgabe geboten, wie der dafür besonders geeignete, westliche Abschnitt zwischen dem Frischen Haff, dem Elbingfluß, der Sorge, Elbing, dem Drausensee, dem Oberländischen Kanal und der sich südlich anschließenden Seezone. Durch die von der Manöveranlage gegebene Kriegslage war dieser Abschnitt angezeigt, und bei seiner natürlichen, die Verteidigung begünstigenden Beschaffenheit und Stärke vermochte die defensive rote Partei an ihm sehr wohl dem 10 Bataillone, 22 Eskadrons und 6 Feld- und 4 schwere Batterien stärkeren, blauen Angreifer mit Erfolg Widerstand zu leisten, und ganz besonders, wenn der Abschnitt, wie dies geschah, durch eine starke, zweckmäßig angelegte und

verteidigte, besetzte Feldstellung verstärkt wurde, wenn ferner der Anmarsch des Gegners und die Besetzung des Abschnitts rechtzeitig und richtig erkannt wurde, bezw. erfolgte, wenn schließlich Zeit für die intensive Ausgestaltung der zu besetzenden Stellung gewonnen wurde, und der Verteidiger derart operierte, daß der Gegner die starke Stellung anzugreifen genötigt war, und sie nicht zu umgehen oder den Verteidiger herauszumanövrieren vermochte.

Dies ist dem Führer des I. Armeekorps und seinem Generalstab in glänzender Weise gelungen, und selbst die französischen Militärkreise zollen der Führung des Generals v. Kluck die vollste Anerkennung. Allein auch die übrige Beschaffenheit des Manövergeländes, seine langen, vielfach sich wiederholenden Terraintwellen mit ihren die Truppen verbergenden Falten und Gehölzen, seine Seen und Weichlandstellen, sowie das Passierbarkeitshindernis des Oberländischen Kanals begünstigten den Verteidiger, während die durch den vorhergegangenen Regen aufgeweichten Nebenwege die Bewegungen des Angreifers außerhalb der festen chaussierten Straßen, die seiner Kavallerie aber die zahlreichen, von Drahtzäunen umgebenen Fohlenkoppeln sehr erschwerten.

Unter solchen Verhältnissen vermochte hier der theoretische Lehrsatz Clausewitz und Jominis, daß die Defensiv die stärkere Form des Kampfes sei, zur praktischen Geltung zu gelangen, obgleich der gewaltige Schöpfer der modernen Kriegskunst, Napoléon, seine Hauptschlachten, bis auf Leipzig, sämtlich offensiv und ohne Verschanzungen schlug, und obgleich das Manövergelände keine der heutigen Fernwirkung der Artillerie entsprechende Schußfelder bot, und die Bewegungen der Kavallerie (freilich auch beim Angreifer) durch die erwähnten Umstände behindert waren. Es kam daher auch zu keiner der üblichen Kavallerieattacken, sondern die Tätigkeit der Kavallerie beschränkte sich auf die in dem vielfach unübersichtlichen, den Truppen gute Deckung bietenden Gelände, doppelt wichtige Aufklärung und bei der roten Partei überdies auf einen sehr gelungenen Übergang über den breiten Elbingfluß und schließlich auf einen fast geglückten, gegen das blaue Hauptquartier bei Quittainen geführten Handstreich, der im Fall des Gelingens die Leitung der Verteidigung der roten Partei stark kompromittiert haben würde, dem jedoch die nicht mehr neutralen Bagagekolonnen der roten Partei zum Opfer fielen, — ein im Ernstfall sehr empfindlicher Verlust. Die Aufklärungstätigkeit der Kavallerie erwies sich um so wichtiger, als sich die Hoffnungen, die man an die Tätigkeit der beiden Lenkballons, des Militärluftschiff III und Parseval II, geknüpft hatte, als trügerisch erwiesen, da der M. III zweimal die an den Oberländer Kanal und dahinter vorgehobenen Scheinstellungen der roten Partei an diesem Kanal und bei Salpitten fälschlich für die 6¹/₂—9 km weiter östlich zwischen Grünhagen

und Rogkenen vor dem Trautenwald befindliche Hauptstellung des ersten Armeekorps hielt. Erst am 2. Manövertage, dem 9. September, mittags, wurde durch sichere Meldungen der Kavallerie diese Hauptstellung dem Führer der blauen Partei bekannt, und er hatte daher den unter den obwaltenden Verhältnissen wichtigen Zeitraum von fast zwei Tagen durch die falsche Entwicklung des Gros seiner Streitkräfte gegen die beiden Scheinstellungen verloren, ein Verlust, der nicht nur dem gründlichen feldfortifikatorischen Sinnisten der ersten, roten Division in der Hauptstellung, sondern auch dem Anmarsch der erwarteten Verstärkungen zugute kam. Auch der Parseval II versagte am ersten Manövertage, da er in die Nähe eines Gewitters geriet, einen Zylinderdefekt am Motor bekam und — zu einer Notlandung inmitten des Feindes genötigt, somit im Ernstfall verloren — zur Schonung des Materials gezwungen war, in der Halle des feindlichen Luftschiffs Schutz zu suchen. Eine Erklärung der Gründe des Versagens des M III beansprucht besonderes Interesse. Sie bestanden für ihn offenbar in der Schwierigkeit, von der Höhe aus, in der er sich befand, den wirklichen Charakter der sehr geschickt angeordneten, von schwachen Truppen und durch wirkliche Geschütze besetzten, neben nur durch Baumstämme und durch Pallisaden = Schützenköpfe bezeichneten, ausgedehnte Schützengrabenlinien und Batterien darstellenden markierten „Scheinstellung“ zu erkennen. Allein, nicht sowohl durch die Ungeübtheit im Beobachten, sondern namentlich durch die Höhe, in der sich das Luftschiff befand, dürfte seine Täuschung bedingt worden sein. Wie groß diese Höhe war, wurde bis jetzt nicht bekannt; sie dürfte nicht unter 1300 bis 1500 m betragen haben, da erst diese Höhen heute als ausreichend zum Schutz gegen Artilleriefeuer gelten. Die Luft war, obgleich der Himmel bewölkt war, genügend sichtig. Jetzt wird aber von den französischen Manövern aus der Picardie berichtet, daß die dort verwandten Aeroplane, die allerdings weit schneller als Luftschiffe zu fliegen genötigt sind und daher ein schwereres Beobachten haben, zuweilen schon auf 500 m Höhe nicht zu unterscheiden vermochten, ob die unter ihnen befindlichen Truppen Freund oder (der an den weißen Helmüberzügen kenntliche) Feind waren. Dazu kam für den Führer des M III, daß Scheinstellungen eine in der Kriegsgeschichte selten, wohl nur im japanischen Kriege aufgetretene, wenig bekannte Erscheinung sind, und daß das — wenn auch nicht besonders starke, da an 4 Stellen von Straßen überbrückte — Bewegungshindernis des Oberländischen Kanals als ein Hindernis vor der Front der Hauptstellung der roten Partei gelten konnte. Nicht nur die künftige, im Kaisermanöver bereits von der roten, nach Möglichkeit auch von der blauen Partei hergestellte „Leere des Schlachtfeldes“, sondern auch die künftige bei den Manövern vor-

ausichtlich allgemein getragene Felduniform wird somit ausreichende Luftschiffbeobachtungen sehr erschweren, so daß keine besondern Hoffnungen in sie zu setzen sind. Ein sachmännischer, englischer Manöverbeobachter berichtet, daß er im Automobil das gesamte von beiden Armeekorps besetzte Manövergelände diagonal auf einer Strecke von 120 m durchfuhr, und dabei von der Masse der Manövertruppen nur 3000—4000 Mann zu sehen bekam. Der Abschluß beobachtender Luftschiffe durch auf Automobile montierte Ballongeschütze und durch Haubitzen aber erscheint, wenn jene unter 13—1500 m Höhe fliegen (worauf das infolge Beschlebung erfolgte Aufgefächertwerden des P. II deutet), sehr wohl ausführbar; in größeren Höhen andererseits ist die Beobachtung sehr erschwert, bei Nebel, starkem Regen, Schneefall und unsichtiger Luft sogar ausgeschlossen. Im Gegensatz zu der Schwerfälligkeit in der Bedienung und Bewegung des bei den derzeitigen französischen Manövern verwandten Automobilballongeschützes entsprach das bei den Kaisermanövern verwandte Ehrhardt'sche Ballongeschütz und das Krupp'sche Geschütz allen Anforderungen an die Beweglichkeit des Rohrs und an die Schnelligkeit, während das französische Ballongeschütz gegenüber den schnellen Aeroplanen zu spät zur Funktion kam.



Münchener Kunstschau.

Von Joseph Aug. Lux (München).

I.

Glaspalast.

San kommt vom Gebirge mit erfrischten Sinnen, die einen lieben Sommer lang auf Kunst verzichtet hatten, um Größeres dafür zu genießen — Natur. Aber schließlich freut man sich doch auf München, man ist ausgehungert auf Farbe, man will mit vermehrter Liebe das Entbehrte umfassen, man will Bilder sehen, Bilder, die den Traum von Landschaft und Leben verwirklichen und uns gleichsam ein neues visionäres Auge geben.

Zwar Farbe haben wir am Lande genug gehabt; der Berg, der Wald, der See in den verschiedenen Tagesbeleuchtungen sind wahre Himmelsbeete von Farbe; eben zieht draußen der frauliche Herbst herein und beglückt uns zum Abschied vom Land mit seinen bunten Sträußen — die ganze Welt ein Blumenstrauß! —, in allen Gärten prangen die schweren, satten Farben der Chrysanthemem, der Cynien, Astern und Dahlien, Sonnenwendfeuerrot, kernreife Strohfaßl, kapuzinertreffenglutüberrieselt, zimmoberflammend, clematis blau und herbstzeitlosenilla.

Und Bilder? Birgt unsre Seele nicht mehr Bilder, als der ganze Glaspalast? Unsre Fenster gingen in eine herrliche Landschaft; wenn wir jetzt in der Stadt erwachen, gaukelt uns unsre Phantasie, die Schönfärberin, statt Dächer und Schornsteine die herrliche Gebirgskontur der schlafenden Griechin vor, wir schwelgen noch in der Erinnerung an die tausendfach gesehene Schönheit und verfügen über einen Schatz an Seelenbildern, um den wir zu beneiden sind. Aber es genügt uns nicht. Wir gehen in den Glaspalast und wollen die Sache dort ansehen, wo die flüchtige und vergängliche Stimmung in den festen Linien der Kunstform dasteht. Unser Naturgefühl ist geschärft, wir sind bereit und empfänglich für die Offenbarung der Kunst, die auf denselben Hintergrund hinweist.

Sind die Himmelsbeete der Farbe verdorrt? Sind die Gärten verblüht, die bunten Sträucher, die der Herbst gewunden, weß geworden? Gewiß, in dem enormen Ausstellungshaus mit ungefähr zweitausend Bildern befinden sich viele treffliche Werke, so viele gute Arbeiten, daß eine Namentnennung oder Aufzählung unterbleiben muß, Bilder, die in Zeichnung und Farbe durchaus korrekt und einwandfrei sind — und dennoch das Stück Natur wie in einem trüben Spiegel erkennen lassen. Wo ist die angeborene Frische? Wo das Temperament, das nach der berühmten Definition Zolaß noch immer das Prisma bilden soll, durch das der Künstler die Natur anschaut, um diese durch seine visionäre Kraft von der Schwere des Alltäglichen und Bedeutungslosen zu erlösen? Wo sind die großen Erlebnisse, an denen wir teilnehmen dürfen? Der Künstlermensch ist bekanntlich dadurch ausgezeichnet, daß er mehr sieht als andre, allein ich kann dies hier nicht finden. Das Temperament ist häufig erborgt, oft denke ich an größere Vorbilder, die hier Gebatter standen, was nicht so schlimm ist in einer Zeit, wo alles auf Richtungen eingeschworen und daher alles in einem gewissen Schülerverhältnis steht; aber die Enttäuschung wächst, wenn ich an die Natur denke, an die Eindrücke von Wald, Strom und Fels, kupferne Schuhschnallen, von Grünspan überzogen; abgegriffene Denkmünzen, altgoldene Medaillen und Dukaten; Seidenschärpen, himmelblau und rosenrot, aber ein wenig getrübt, verschliffen und besleckt, sei es von den Tränen der Liebsten, die sie genäht, oder von dem Herzblut des Helden, der sie getragen; zerfetzte Kriegsfahnen, schmutzig weiß, safrangelb und pulbergeschwärzt; mit dem Bild der lieben Frau darauf, altgold, altrot und saphirblau, doch alles ein wenig verwischt und ineinandergefloßen; geraubte Kirchenampeln aus schön gebuckeltem, rötlich schimmerndem Alt Silber, so schön alt Silber wie manchmal die gebuckeltesten Hausenwolken am Horizont; silberne und goldene Reliquienfänge mit heiligen Leibern wie bleichen Blütenstaub in metallenen Blättern, diesen fahlen Knochen-

gerien, bedeckt von zerfallenen Spitzengewebe und unkelndem Geschmeide, das rubinrot, smaragdgrün, amethystfarben und topasgelb aufflammt; alte tiefgefärbte Kirchenfenster in grauen Bleifassungen mit feltamen, starren Heiligen aus bunten Gläsern, hinter denen die Sonne mit ehrfurchterweckendem Prangen untergeht, während der Dom des Waldes mit allen diesen feinen Farben dunkel gegen den leuchtenden Horizont draußen steht.

Das ist die Schönheit der Natur besonders in den Herbsttagen und ganz besonders an den Ufern der Ikar.

Und dies alles oder ähnliches soll in bemalter Leinwand sichtbar werden in erdiger, trüber, schwerer Farbe gleichsam in einem Asphaltregen! Hier sind die Bilder, die von dem verzweifeltsten ohnmächtigen Ringen der Künstler erzählen, draußen aber triumphiert die Pracht der Natur und spottet aller Anstrengungen.

II.

Sezession.

Vielleicht ist hier das schwere Rätsel der Kunst gelöst worden. Der Akzent ist verschoben, er liegt nicht so sehr auf der Zeichnung, als vielmehr auf der Farbe. Man hat hier die Natur mit andern ringen sehen, man hat ihre Helligkeit, ihre Luft, ihren schwimmenden Glanz entdeckt. Deshalb sind diese Bilder so vorzüglich auf lichte Töne gestimmt und passen so gut in moderne Räume, die das Weiß bevorzugen. Ich anerkenne, daß diese Darstellung unserm heutigen Empfinden nähersteht als die saucigen Gemälde, die unsre Eltern für ihre braunen, getäfelten Matartzimmer mit den künstlich bereiteten Clair-obscure-Stimmungen liebten. Der Geschmack hat sich eben sehr geändert. Der Künstler sucht den Eindruck wiederzugeben, den er von der Natur empfangen. „Wie ich sehe“, ist seine Devise Impressionismus. Aber auch hier passiert uns dasselbe wie drüben im Glaspalast; wir sehen die Natur vielfach anders, größer, schöner, gewaltiger. Zudem ist es gar nicht wahr, daß der Künstler es so sieht, wie er es darstellt. Diese besondere Art ist in erster Linie nur das Ergebnis seiner Technik; das Natursein ist ganz anders. Also schieben sich auch hier die Erinnerungen an die Natur zwischen den Beschauer und die Bilder, sehr zu ungunsten der letzteren. Auch diese Kunst spricht nicht das letzte Wort. Alles ist neu zu entdecken, neu zu sehen, neu darzustellen. Ein sehr markantes Beispiel liefert Richard Pießsch, der die Ikarlandschaften zu seinem Studienfeld gemacht hat. Diese herbsteurige feurige Blumengirlande von Uferbildern, die ich vorhin geschildert habe. Hat Pießsch nichts die ungerufen kommen und mitwandern in den Räumen des Glaspalastes, ein Labsal darzureichen, einen taufrischen Kranz von Naturerinnerungen, um diesen Bildern etwas von dem Leben zu verleihen, das sie verkünden, und das ihnen der

Beschauer gar oft aus seinem eigenen Seelenbesitz geben muß. So sehen wir schließlich immer mehr die Bilder, die wir von unserm eigenen Naturschauen und Naturerleben mitgebracht haben, eine Seelengalerie, die sich immer vorschiebt, einen Maßstab gibt, und vor die bemalte Leinwand drängt, um zu sagen, um wieviel größer, herrlicher, heller, farbiger, lieblicher, reicher und gewaltiger die Natur ist. Selbstverständlich auch bereits visionär betrachtet und zum Vergleich geeignet. Sieht der Künstler mehr? Unser Schatz an Seelenbildern bestreitet es. Wir haben mehr gesehen draußen in der Einsamkeit, in der Landschaft, in der freien Natur, mehr als wir im Glaspalast sehen.

Zwei Schpfeiler stützen diese Ausstellung, Defregger und Raulbach. Beide sind dem modernen künstlerischen Empfinden entrückt, beide sind Halbvergangenes. Sie gehören dem Museum an, manchmal aber scheint es, als ob sie nur für die illustrierten Familienblätter da wären. Beide aber haben Eigenschaften, um die sie jeder Moderne beneiden kann. Sie sind hervorragende Zeichner, Könner, Genies des Fleißes. Auf der Zeichnung, nicht auf der Farbe beruht die Kraft ihrer Schilderung. Raulbachs Bleistiftskizzen sind respekt-einflößend. Diese Emsigkeit, diese Sorgfalt, dieser Motivenreichtum! Das ist ein ernstes Studium, das gewissenhaft und gründlich verfährt, und die Elemente zum Bau der großen Gemälde schafft, denen wir heutigen gleichwohl wenig Dank wissen. Denn dann kommt die dickflüssige asphaltische Farbe hinzu, wobei unser Naturempfinden ablehnend erklärt: so sieht die Wirklichkeit nicht aus! Wir sehen alles hell, lustig, leicht, viel Weiß, Blau und Grün, mit starken bunten Akzenten darin, und viele zarte nuancenreiche Stimmungen, hier aber ist alles in brauner Sauce ertränkt, alle Sträuße, alle Gärten, alle Farbenbeete dieser überaus bunten Welt. Nur die Zeichnung gibt Beruhigung, daß wir gut und sicher wie an Ariadnes Faden durch das Labyrinth der Kunst geführt werden, denn die Zeichnung ist ohne Zweifel vortrefflich und tastet nie daneben. Aber die Farbe, dieses herrlichste sinnliche Mittel des Malers, sein eigentliches Element, daselbe, mit dem die Natur unsre Seele bezaubert, sie mit Eindrücken und Bildern erfüllt und gleichzeitig ernst oder fröhlich stimmt! Ist die Natur nicht die tausendmal überlegene Künstlerin und hat der Maler für unsre Begriffe nicht allzu leicht darauf verzichtet, ihr das Geheimnis dieser Wirkungen abzulauschen?

Ich mache jeden, der unbescholtene Augen hat, zum Zeugen: draußen entfaltet der Herbst seine Farbenpracht und schmückt das Land rundum und namentlich die Ufer der Har mit allen prunkenden Gewändern, die nur die künstlerische Phantasie der Natur erfinden konnte. Einen ganzen Trödelmarkt von mittelalterlichen, ver-

gangenen und erotischen Farben schüttet der frau-liche Sinn dieses Herbstes aus: Landknechtskostüme, rostbraun, ockergelb, schmutzigrot; schwarze, samtene Wämser, die Tracht alter Ratsherren; verrostete Sporen, Zaumzeuge, Schwertklingen; davon gemerkt? In Pietzschs Bildern findet sich wenig oder nichts davon. Er hat diese äußerst dekorativen Flußlandschaften mit Dresdner Augen angesehen, die alles durch einen Nebel hindurch betrachten, er hat mit Hilfe des französischen Impressionismus die Darstellung versucht und Bilder geschaffen, die ihrer Stimmung nach in Holland oder auf der Dresdner Heide zu Hause sein können, aber nicht auf der Münchener bayerischen Hochebene, wo die Luft klar und durchsichtig ist, wie in Italien, stark und subalpin, aber von süblicher Helligkeit, ebenso süblich wie das Wesen dieser Stadt, die auf ehemaligem Gletschergrund ihren Traum verwirklicht hat, den süblichen Traum von offenen Hallen, Triumphportalen, Palästen und saalartigen Plätzen, nördlich der Alpen, aber unter einem Himmel, der gerade in diesen Tagen in heiterster Bläue strahlt, blau wie ein Muttergottesmantel, während der Herbst seine Farbenkränze aufrollt und den Saum der Stadt und die Ufer des Flusses damit verschwenderisch schmückt. Pietzsch aber sieht nur den grauen, trüben November, während das Charakteristische dieser Landschaft das Bunte und Heitere ist. Die dekorativste Landschaft Europas, hier ist sie; nur dürfen wir sie nicht in den Kunstausstellungen suchen.

Neue Aufgaben harren der Lösung und geben den ringenden, aber selten siegenden Künstlern die Aufmunterung:

malen und nicht verzweifeln!



Berlin und Berlinertum.

Von Kurt Walter Goldschmidt (Berlin).

Es wird in der zeitgenössischen Feuilletonistik und Kritik erstaunlich viel über Berlin, sein Sein und Werden als Stadt-Organismus und Bevölkerungs-Reservoir zusammengeschrieben. Das mag einerseits sehr natürlich mit der geschichtlichen und wirtschaftlichen Entwicklung zusammenhängen, die diese rapid und kolossal emporstrebende jüngste Weltstadt zum Brennpunkt der mannigfachsten Interessen und damit zugleich des brennendsten Interesses machte — aber es zeugt doch in noch höherem Grade dafür, daß diese Stadt mehr noch ihren eigenen Söhnen als den Außenstehenden ein dauerndes Problem ist, für sie alle beunruhigende Zweischneidigkeit, aber auch alle

Berlin, Ein Stadtschicksal. Von Karl Scheffler. 287 S. Erich Reiß Verlag (Berlin).

stachelnde Lebendigkeit des Problems besitzt. Derartiges muß wirklich in der Berliner Luft liegen: denn selbst der lange Zeit hier Unfässige, er sei eingeboren oder zugewandert, fühlt sich noch stets von dieser scharfen, prickelnden Atmosphäre umwittert, die wie mit feinen spitzen Nadeln, ein wenig unbehaglich und doch anregend, sticht. Zeit und Gewöhnung pflegen sonst gegen das Beharrende, täglich gleichermaßen Erlebte mehr oder minder abzustumpfen; auch eine Stadt ist ja ein eigentümlich lebendiges Gesamtwesen, das weit über die tote Zusammenhäufung von Häusern, Anlagen, Denkmälern und Kirchen hinaus eine Seele und eine Geschichte hat, und je feinere Sinne wir haben, desto allmählicher und inniger werden wir mit ihnen zusammenwachsen, werden sich unsre eigenen Seelenschwingungen mit den feinigern vermählen — aber die endlose Wiederholung der Eindrücke läßt dies alles ins Unbewußte und Selbstverständliche herabsinken. Ja, gerade der feinste Nerv stumpft sich oft am leichtesten ab und sieht statt feinsten Abtönungen und Wertstufen bald nur ein unterschiedsloses Grau. Kann doch dies Gebannt-sein in den ewig gleichen Ring in uns sogar eine gewisse Auflehnung, Feindschaft und Ekel an unsrer Umgebung erzeugen! Vor alledem — vor dem heimatlichen Ineinanderwachsen, aber auch vor Stumpfheit und Überdruß — sind wir bezeichnenderweise in Berlin ziemlich gleich gut behütet. Etwas von mephistophelischem Geiste scheint sich darin zu äußern, der es zwar nie zum rechten harmonischen Einsgefühl mit den Dingen bringt, aber „reizt und wirkt“ und damit ein doch nie zum letzten Ziel gelangendes Zielstreben im Fluß erhält. — Am Ende birgt freilich überhaupt die Dauer und die Beschränkung reichere und intimere Reize als der Wechsel und die unbegrenzte Weite, die uns mit vagen, groben Umrissen, schmeichelnden Verheißungen und überstürzten Bildern lockt und uns nie zu vertieftem Genuße des Kleinsten und Feinsten läßt. Alle Reize nähert sich dieser Erkenntnis. Das beglückende Geheimnis aller Dauer ist ja gerade: daß es im Grunde gar keine Dauer gibt, sondern im Gegenteil nur einen Wechsel der zartesten Nuancen; ein silbernes Aufdämmern neuer Möglichkeiten. Unsre alte Umgebung zeigt uns in Wahrheit ein immer neues Angezicht, und wir selbst treten den Dingen stets, gereift, entwickelt und zugleich weiterer seelischer Wandlungen gewärtig, mit „verändertem Auge“, wie es in Ibsens „Borkman“ heißt, entgegen. Solch genußvolle und erfrischende Neugestaltung von Ich und Welt ist natürlich im ärmlichsten Neste möglich; ja gerade die Tiefe und Fülle jeder Kleinwelt beruht in diesen nur von den feinsten Organen zu fassenden Verschiebungen. Der Oberfläche nach ärmlich aber scheint eben alles Beharrende, Umgrenzte, das über sich hinaus nicht ins Traumhaft-Unerforschliche weist; ja gerade

die Groß- und Weltstadt vermag, wenn sie uns dauernd mit ihren steinernen Armen umflammert, sehr leicht in uns ein Gefühl der Leere, Verarmung und Entnatürlichung heraufzubeschwören! Da bleibt es ein — übrigens auch von seinem letzten, ungelinden Kritiker Karl Scheffler anerkannter — Ruhmestitel Berlins, daß in ihm ein Geist der Regsamkeit und Initiative auch höherer und zumal künstlerischer Art waltet, wie zurzeit vielleicht in keiner andern deutschen Großstadt, ja europäischen Weltstadt. Ein vorwärtsdrängender nervöser und energischer Rhythmus, der keine Erschöpfung und kein Stehenbleiben duldet und nötig macht. Außen und Innen bedingen ja sich immer gegenseitig, und schon der flutende, vibrierende Verkehr Berlins ist nur eine Spiegelung jener inneren Angespanntheit und Selbstbewegtheit, die ihre gestraffte Tatbereitschaft auf uns überträgt, uns in ihre Wirbel hineinzieht und wie der geballte Lebenswille eines nicht sehr hochkultivierten, aber jungkräftigen Organismus ist. — Der Ankläger Berlins — und zum Anklagen ist freilich Grund genug — wird sich schließlich doch meistens in seinen Lobredner wandeln; aber wie sich auch Licht und Schatten verteile, jedenfalls wird uns ein kundiger Führer willkommen sein, wenn er uns nicht mit pedantischem Stoffwust überhäuft, nicht mit feuilletonistischen Mittelchen kitzelt, sondern uns temperamentvoll-gerecht das Vertraute und doch oft nur Halb-Bewußte näher bringt.

Gerecht zu bleiben, ist Karl Scheffler bei aller erfreulich kompromißlosen Härte des Urteils ehrlich bemüht, und auch das Temperament ist so reichlich vorhanden, daß es, trotz aller Zügelung durch einen hohen Kunstverstand, zuweilen mit ihm durchzugehen droht. In seinem sachlich-eindringlichen und dennoch gewählten und ausdrucksfähigen Stil hält Scheffler ein strenges Gericht über Berlin und das Berlinertum, denen er Einheit, Heimatcharakter, alte Kulturtradition und warme Lebensfülle abspricht. In dieser Verurteilung, die erst zuguterletzt in eine gedämpfte Anerkennung ausläuft, ist sicher viel Wahres, und mancher mag es mehr oder minder deutlich schon so empfunden haben — aber in der Regel pflegt man sich mit solch typisierenden Verallgemeinerungen doch ein wenig von der haarscharfen Linie der Gerechtigkeit zu entfernen. Denn „der“ Berliner ist schließlich doch auch nur eine Abstraktion und bezeichnet allenfalls einen gewissen groben Durchschnittstypus, der die Berliner Seele keineswegs erschöpft, sondern nur eine ihrer niedrigeren Schichten vertritt. In leitmotivartiger, charakteristischer Wiederkehr taucht bei Scheffler die von Heyd übernommene geistreiche Bezeichnung Berlins als „Kolonialstadt“ auf, und aus ihrem geschichtlichen Ursprung und Werdegang erklärt sich ihm die Eigentümlichkeit der Stadt und ihrer Bewohner; und soviel ist auch hieran wahr,

daß wir allerdings hier auf altem slavischen Kolonialboden stehen und daß auch neuerdings wieder eine Überflutung durch slavische Volksteile stattfindet. In der Tat hat sich ja auch ein gewisser Berliner Typus von festem Mutterwitz, aber auch von unangenehmem Überlegenheitsgefühl, ehrfurchtlos witzelnder Schnoddrigkeit, andachtlos nüchterner Seelenfalte, herausgebildet; nur daß in diesem Generalnenner die Individuen eben doch nicht restlos aufgehen — am wenigsten die überdurchschnittlichen, von denen schließlich die Bedeutung einer Stadt als Kultur-Organismus abhängt. Cum grano salis verstanden, ist es auch richtig, daß diese vom Geiste fühler nicolaitischer Aufklärung beherrschte Berliner Seele sich von jeher den höchsten menschlichen, künstlerischen, metaphysischen Werten verschließen mußte, weil sich ihr selbst die irrationalen Tiefen des Gefühls und der Phantasie verschlossen. — Aber ist der feurige und unbedingte Idealismus Kleists wirklich an Berlin und dem Berlinertum gescheitert, und ist es nicht vielmehr das immer und überall gleiche tragische Mißverhältnis zwischen Volk, Zeit und Genie?! — Und ist es Hölderlin, Goethe, Heine, Nietzsche und so vielen andern im ganzen großen Deutschland; ist es etwa Grillparzer in Wien viel besser gegangen?! —

Was Scheffler ferner über unser gegenwärtiges „Industriezeitalter“, über die „Niederungen der Kulturlosigkeit“ bemerkt, in denen sich die neu-deutsche Berliner Architektur und Skulptur bewegen, das ist so wahr, daß es geradezu schon zum Gemeinplatz geworden ist. Diese Geschmacksbarbareien sind jedem guten Europäer längst ein Schmerz und eine Scham. — Auch über die Uneinheitlichkeit und geradlinige Stillosigkeit des Berliner Stadtbildes klagt Scheffler nicht ohne Grund, und zuzugeben ist, daß allerdings Städte wie Wien, München, Dresden von Natur und Kultur in höherem Maße begünstigt sind. Aber auch Berlin hat doch die prächtige Urwüchsigkeit seines Tiergartens, den fast niederländischen Stimmungszug seiner Grachten und Kanäle, den Duft altberlinischer, wenn auch nicht gerade jahrtausendalter Kultur und die Meisterwerke Schlüter's und Schinkels. Ein gewisser Heimatzauber umwittert sogar jene noch heute unverkennbare Urquelle des wendischen Fischerdorfes, aus dem das Riesengebirge der Weltstadt entsprang. Sehr fein weiß Scheffler auch die charaktervolle, melancholisch-asketische Schönheit der Wald- und See-Umgebung Berlins zu rühmen, die ihn an jene Zeit, da die Wenden hier noch ihre Roffe tränkten, ja an vorgeschichtliche Urzeiten erinnert und ihm nun auch nicht zum lärmenden, grellen, aufklärten Berlin zu passen scheint. Doch schließlich kann ein Stadt-Organismus, an dem die Jahrhunderte bauten, überhaupt nicht die strenge Stilleinheit des Kunstwerks haben. — Scheffler aber hat uns mit dieser Anklageschrift nicht nur eine

Monographie über Berlin, sondern ein wertvolles Stück Kultur-Psychologie und Kultur-Ästhetik geschenkt. —



Otto Julius Bierbaum.

Von Ernst v. Wolzogen (Darmstadt).

III.

Bierbaum hatte eine satanische Freude an diesen anmutigen Werkzeugen der Vorsehung, denen er selber zur Wirksamkeit verholfen, und in seinem Prinzen Ruckuck schüttete er dann später die volle Schale seines diabolischen Humors über sie aus. Man hat es ihm in dem literarischen Kreise der Eingeweihten schwer verdacht, daß er für den traurigen Helden dieses Werkes manchen Zug aus dem wirklichen Leben jenes reichen Jünglings verwandt hat, dem er nicht nur materiell, sondern auch ideell so viel verdankte, indem jener ihm die Möglichkeit schuf, seinen Kunstgeschmack, seine allerpersönlichste Liebhaberei in großem Stile zu betätigen. Man hat den Prinzen Ruckuck geradezu einen Schlüsselroman genannt, weil allerdings unter den Nebenfiguren sich einige finden, deren Vorbilder für den Eingeweihten sofort kenntlich sind. Gewiß, es muß ohne weiteres zugegeben werden, daß Bierbaum in diesem Werke nicht überall diskret und geschmackvoll verfahren ist mit seinen Modellen. Aber wer imstande ist, sich in die Lage eines realistischen Sittenschilderers hineinzudenken — und das wurde Bierbaum, der romantische Lyriker, sobald er einen modernen Stoff episch behandelte —, der wird zugeben müssen, daß die Sünde zu großer Wirklichkeitsstreue gegenüber der Stärke der Versuchung nicht allzu schwer wiege. Der realistische Dichter sieht sich solchen Stoffen aus seinen eigensten Erfahrungsgebieten gegenüber auf Schritt und Tritt vor dem Dilemma, entweder indiskret zu werden oder aber seine Sache wesentlich schlechter zu machen, als er sie machen könnte; denn die Wirklichkeit schafft eben doch viel abenteuerlichere Zufälle, spannendere Situationen und originellere Charaktere, als sie die Phantasie des Romanschreibers zu ersinnen vermöchte. Was Wunder, wenn da manchmal die Rücksicht auf sein Werk dem Dichter über die gebotene Rücksicht auf berechnete Empfindlichkeiten geht. Mildernde Umstände muß man ihm mindestens in solchem Falle zubilligen. Meiner Meinung nach hat sich Bierbaum im Prinzen Ruckuck, seinem stärksten und tiefsten Profanwerke, vielmehr dadurch an der Wirklichkeit veründigt, daß er es unterließ, dieser üblen Sphäre eines defizienten Literatentums die tüchtige erbauliche Sphäre ernsthafter moderner Kulturarbeit gegenüberzustellen.

Aber das war nun einmal sein Verhängnis, das er mit so vielen von uns unglücklichen modernen Romanschreibern teilte, daß er die Welt des Handels, der Industrie, der sozialen Hilfsarbeit, der ernsten und dabei praktischen Wissenschaft gar nicht, und weder den modernen Landwirt, noch auch den modernen hochstrebenden Arbeiter genügend kannte. Im übrigen möchte ich doch zur Ehrenrettung seiner Menschlichkeit nachdrücklichst betonen, daß gerade ihm die unter dem Künstlervolk so häufige Neidhammelei und Schadenfreude gänzlich fremd war. Seine Eigenschaft als echter Humorist schützte ihn vor solcher Niedrigkeit der Gesinnung. Er ergötzte sich am Allzumenschlichen, er ergötzte sich auch am Philister; aber er gab sich freudig und mit ganzer Seele an alles Echte und Große hin. Er setzte sich für alle zu unrecht verkannten und leidenden Kunstgenossen mit allen Kräften ein. Er förderte junge Talente, soweit es ihm seine übermächtig in Anspruch genommene Zeit irgend erlaubte. Er sorgte z. B. für den gänzlich weltunmöglichen, hilflosen Liliencron während dessen Münchener Zeit wie eine gute zärtliche Kindsfrau. Er erkannte auch da rückhaltlos fremde Größe an, wo ihm solche Anerkennung nicht heimgezahlt wurde.

Und noch ein Moment aus der Tragikomödie dieses Künstlerlebens: Bierbaum hatte in seinem Stile zuerst in Deutschland, vielleicht in Anerkennung an seinen dänischen Freund Holger Drachmann, die Idee des künstlerischen Varietés angeregt. Er selbst hat Duzende von köstlichen und unübertrefflichen Brettelliedern geschaffen. Er hätte ganz allein das lyrische Repertoire eines solchen künstlerischen Varietés auf Jahre hinaus bestreiten können, aber ihm fehlte wie — nur ein halbes Duzend Ausnahmen abgerechnet — allen deutschen Dichtern gänzlich die Fähigkeit, seine Werke selbst wirksam vorzutragen. Ihm fehlte auch das organisatorische, das Regietalent. Und so mußte er es erleben, daß ich, der ich nur das Kennwort *Aberbrettel* erfunden und nur drei vorbildliche Brettelgesänge verfaßt hatte, berufen wurde, seine Idee in die Wirklichkeit zu übertragen. Ich, den innerlich diese ganze Sache wenig berührte und der sich nur widerwillig dazu hergab, dem deutschen Publikum die Bühne für lyrische Kleinkunst aufzutun, weil eben kein anderer vorhanden war, der besser dazu geeignet gewesen wäre. An meinen Namen heftete sich der Ruhm, sehr bald aber auch der Fluch der guten Tat. Und an diesem Fluche hatten denn auch Bierbaums breite Schultern seiner Lebstage schwer mitzutragen. Sein Versuch, in Berlin ein eignes Theaterchen für seine launigen Einfälle zu gründen, scheiterte kläglich, und der Riesenerfolg, den mit Recht seine musterhaft vollstümlichen literarischen Gassenhauer durch mein *Aberbrettel* fanden, wurde ihm kaum weniger als mir selbst zum Verbrechen angerechnet und bis ans Ende seiner Tage nach-

getragen. Der deutsche Philister, der in der hohen Kritik ebenso stark verbreitet ist, wie in dem weiten Flachlande der gebildeten Gesellschaft, erlaubt weder dem Künstler, noch dem Gelehrten, noch sonst irgendeinem Würdenträger das *desipere in loco*, das Purzelbaumschlagen in der Öffentlichkeit. Selbstverständlich war ihm von nun an ebenso wie mir die künstlerische Leichtfertigkeit, der Mangel an sittlichem Ernst offiziell und unwiderleglich nachgewiesen.

In dieser Leidenszeit erhaschte unser Dichter zum drittenmal das Glück in der Gestalt seiner zweiten Gattin, Frau Gemma aus Fiesole. Diese geschickte feine kleine Dame bereitete ihm eine zweite Heimat in der Florentiner Sonne, in die er sich flüchten konnte, so oft ihm der Biernebel germanischen Philisteriums gar zu schwer auf der Seele lastete. Aber sein Humor hatte doch zu schweren Schaden gelitten, als daß ihm die gesunde Luftveränderung ganz wieder auf die Beine geholfen hätte. Dieser graziosste, leichteste bewegliche unter den deutschen Dichtern war höchst schwerfälligen Leibes. Der unglückselige Sankt kommt seiner Burschenzeit mag wohl den Grund gelegt haben zu dem Nierenleiden, das seinen fetten Körper so lange plagte. Obwohl er sich der völligen Abstinenz verschrieben hatte, vermochte er sein leibliches Teil nicht wieder so recht in Ordnung zu bringen. Das machte ihn zu Zeiten übellaunig, wovon der gallige Humor seiner letzten Arbeiten, seiner *Nanke-Doodle-Fahrt* insbesondere, oft Zeugnis ablegt. Dieser solideste aller deutschen Dichter konnte nur mit der äußersten Anstrengung seinen strapazierten Nerven noch die notwendige Arbeitszeit abringen. Und er brauchte soviel Arbeitszeit! Es gehörte zu seinem Poetenschicksal, als geborener Grandseigneur in kleinbürgerliche Verhältnisse hineingeraten zu sein. Er, der brünstige Anbeter aller Schönheit in Natur und Kunst, der Kenner und Genießer so vieler alter und neuer Kulturen, er konnte am Mittag seines Lebens unmöglich mehr in der bescheidenen Umwelt eines kleinen Beamten existieren. Und um sich das notwendige bißchen Luxus, die künstlerisch anregende Umgebung zu schaffen, mußte er eben rastlos schreiben, schreiben, schreiben. Seine Nerven wurden empfindlich gegen jede Störung von außen, gegen Lärm zumal. Und so gewöhnte er es sich an, die Nacht zum Tage zu machen und sich mit Tee, Kaffee und schweren Zigarren anzureizen. Wenn er ein großes Werk unter der Feder hatte, so sah er wochenlang die Sonne nicht. Er schlief am Tage. Wenn die Hausgenossen zu Bett gegangen waren, erhob er sich und schrieb und schrieb und schrieb, bis die Sonne ihn vom Schreibtisch scheuchte. Das kostete ihn den Rest seiner Kräfte, das machte sein Herz so schwach, daß es dem letzten Angriff seines organischen Leidens keinen Widerstand mehr entgegenzusetzen hatte. So hat er sich denn wirklich, noch bevor er das fünfund-

vierzigste Lebensjahr zurückgelegt hatte, zu Tode gearbeitet, lange, lange bevor er den Vorrat seiner Seele an Ideen und Gestaltungskraft erschöpfte.

Hatte ich wohl recht, von der Tragödie eines Dichterlebens zu sprechen?

Wir sind diesem mühseligen und beladenen Erdenwallen warmen Dank schuldig, denn es hat uns viel Schönheit, viel Heiterkeit, viel süßes Träumen und ernstes Besinnen, viel Aufrüttelung zu heilsamem Schreck und jugendstarker Begeisterung geschenkt. Wir haben kein Recht, gerade mit diesem Dichter besonders streng deswegen ins Gericht zu gehen, weil seine Werke nicht alle auf gleicher Höhe stehen, weil so manche Spreu unter seinem goldenen Weizen gefunden wird. Vergessen wir nicht, wir, die wir sein Leben kennen, unter welch widrigen Umständen er geschaffen hat, daß den vielen Werken, die er schreiben mußte, um für sich und die Seinen das Notwendigste zu versorgen, verhältnismäßig wenige gegenüberstehen, die er in schöner Muße schaffen durfte. Vor allen Dingen aber freuen wir uns, daß in unsem Tagen des Spezialistentums, das so leicht zur geizigen Verknöcherung führt, uns ein so reicher Verschwender begegnet ist, ein frommer Heide, der überall nach den Spuren des Göttlichen suchte, der voll Undacht betete zu dem Geiste des Goethischen Universalismus, ein trotz aller Not innerlich stets Freier und Aufrechter, ein Mensch ohne Falsch, ohne Pose. Es war ihm nicht vergönnt, ein ganz Großer zu werden, aber er war ein ganz Reicher, und wir haben alle unten im Hofe seines märchenhaften Lustschlosses stehen dürfen, wenn er sein Gold zum Fenster hinauswarf. Dafür wollen wir ihm dankbar sein wie die Kinder, nicht aber wie die neunmal weisen Geizhälse grämlich seine liebe Narrheit schelten.



Zwei Gedichte.

Von Richard Schaukal (Wien).

Ikarus.

Nach Charles Baudelaire.

Wer sich an Dirnen läßt genügen,
Der trollt gesättigt, aufgeräumt.
Ich habe Höheres erträumt,
Nun bin ich müd, mich zu belügen.

Ihr unvergleichlichen Gestirne
In kühler Lohe am Zenith,
Ich senkte mein beschwertes Lid,
Und ihr erstrahlt mir im Gehirne.

Ich habe mich umsonst vermessen,
Als ich mich in den Raum gewagt;
Die Schwinge lahm, mein Flug verzagt:
Ich bin von einem Feind besessen.

Schon schmelz ich sinkend hin im Feuer;
Ich weiß nicht, wer die Glut bespricht,
Doch tauch in meine Tiefe nicht,
Es bleibt ein dunkles Abenteuer.

Schäferfzene.

Schäferhüte schwanken auf puderbestäubten
Hochgetürmten Frisuren, händergeschmückte
Schäferstäbe ragen. Die dichtbelaubten
Büsche rahmen die Szene, die seltsam entrückt.

Hoch auf vergoldeten Stöckeln schlingt sich der
Reigen.
Engegemiederte Brüste entwinden sich Schleiern.
Da die zärtlichen Mandolinen plötzlich schweigen,
Orgeln die Unken aus mondbeschienenen Weihern.



Der Rroat.

Von Richard Katz (Prag).

I.

Es war in der psychiatrischen Klinik einer österreichischen Universitätsstadt bei einem Vortrage für richterliche Beamte. Der sollte den Zweck haben, über die Zurechnungsfähigkeit der Zeugen aufzuklären. — Die meisten aber von jenen, welche die plumpen Holzbänke des Vorlesungsraumes füllten, waren nicht hergekommen, um künftighin die Zurechnungsfähigkeit von Zeugen selbst kontrollieren zu lernen — dafür sind ja Gott sei Dank die Sachverständigen da —; die allermeisten hatte das Ungewöhnliche des Irrenhauses hergelockt, dieses karbolriechende Milieu hinter vergitterten Fenstern, diese ganze kalte, von halbem Schreien und Lachen zerrissene Umgebung, die dem behäbigen Bierphilister die Sensation eines Hintertreppenromans in breitem Gruseln über den Rücken rinnen ließ.

An den Wänden hingen zu Duzenden schematische Zeichnungen mit rätselhaften violetten und purpurnen Flecken. In glasglänzenden Vitrinen funkelten kalte Meßinstrumente mit gekerbten Häkchen und glatten Gewinden, standen Elektrifizierapparate mit dicken Drähten, die sich wie Würmer krümmten. — Vorne ein grüngedeckter Tisch mit Stripten für den Dozenten.

In der ersten Bankreihe hatte es sich eine Gruppe von Auditoren bequem gemacht, die mit den dienstbeflissensten Mienen einen schmerzbäuchigen k. k. Oberst-Auditor umringten, die Absätze knallend aneinandererschlugen und sich bemühten, ihren Vorgesetzten mit jüdischen Witz und Mitosch-Anekdoten zu unterhalten. Der Oberst-Auditor — man bedenke ein k. u. k. Oberst-Auditor! — war ein dankbares Publikum und grunzte im tiefften Bierfaß: „Über großartig,

meine Herren, glä—ä—ä—nzend!“ und leuchte vor Lachen. Hinter den Herren im Waffenrock sahen ein paar Gerichtsdadjunkten mit einem Landgerichtsrat und stritten über eine Auslegung des § 248, über die Verletzung des Personal-Steuergesetzes, waren aber durch den Glanz der Uniformen vor ihnen etwas eingeschüchtert und sehr leise. Sie waren verflucht schlecht angezogen, hatten Kravatten von den unmöglichsten Farben, unsaubere Kragen und Gummimanschetten. Den Rest der rückwärtigen Bänke füllte ein Rudel Studenten, meist Juristen, aber auch Mediziner darunter. Die kamen sich furchtbar überflüssig vor und bildeten kleine Gruppen. Gesprächsthemen: Die letzte P. P. S.-Suite zwischen Franken und Welfen, die histiologischen Erscheinungen am Darmbeine, Kirchenrecht, Romanum: ein Runterbunt von Fachausdrücken der Korbmensur, des Trinkkommentärs, der Anatomie und des Strafgesetzbuches.

Jeder bemühte sich ostentativ, zu zeigen, daß ihn die ungewohnte Umgebung nicht beeinflusse; aber jeder zuckte unwillkürlich zusammen, wenn von draußen das irrsinnige Kreischen eines Kranken, das wütend-robuste Kommando eines Wärters hereinklang.

Es war nicht zu verkennen: die ungewohnte Nachbarschaft machte sie alle schauern, und mancher ängstliche Blick irrte zur Tür, wenn es einmal allzulaut draußen wurde.

Denn der Hörsaal lag im Zentrum des Irrenhauses, einer kleinen Stadt von alten, schmutzigen Höfen, kahlen Mauern und unproportioniert kleinen Pavillons, die dazu dienten, die „Klassenkranken“, welche für ihre Verpflegung zahlten, separieren zu können. Die andern stafen in alten, ungefunten Zimmern, die früher als Klosterzellen gedient hatten. Es herrschte da ein furchtbarer Platzmangel, der ein gedeihliches ärztliches Wirken fast unmöglich machte; man mußte froh sein, wenn keine Epidemien in diese vollgepfropften, dumpfen Gewölbe eingeschleppt wurden, wenn man die Kranken vor Typhus bewahrte. — Und diese scheußlich riechenden Gelasse waren so voll von einer ewig kreischenden, leuchenden und lachenden Menge, daß sie den Überfluß der Kranken noch auf die Korridore spieen, auf die Stiegen und in die Höfe. Keinen ruhigen Moment gab es dort tagsüber, wo das bleiche Grauen in den Winkeln steckte und ein fürchterliches Entsetzen über die Dielen kroch.

Die Herren im Vortragssaale waren stiller und stiller geworden. — Unerträglich! — Die Luft war mit den wilden irrsinnigen Schreien wie mit Elektrizität geschwängert, und man wartete unwillkürlich auf eine Explosion, eine Katastrophe. Und plötzlich — tiefste Stille. Sie kam ganz unvermittelt und unerwartet, und es wohnte mehr Grauen in dieser absoluten Lautlosigkeit als in dem früheren Toben. Es mußte eine riesige

autoritative Gewalt da draußen herrschen, daß sogar die Wahnsinnigen vor ihr sich beugten und schwiegen. —

Ein kräftiger, militärischer Schritt ertlang, die Tür öffnete sich, und herein trat der Professor. Es fiel wie ein Alp von den Hörern, die sich plötzlich sicher und geborgen vorkamen und befreit aufatmeten, trotzdem auf dem Gange das Schreien lauter als vordem sich wieder erhoben hatte. Der Professor trug den langen, weißen Operationsmantel nachlässig zugeknöpft, so daß man darunter den feierlichen, schwarzen Gehrock und die funkelnde Goldkette wahrnehmen konnte. Sein Alter zu bestimmen, fiel nicht leicht. Er konnte dreißig sein, ebensogut wie fünfzig. Das hellblonde, schütterte Haar war in die Stirne gekämmt, das glattrasierte Gesicht atmete Intelligenz und Souveränität. Wenn der goldne Kneifer abgenommen wurde, heftete sich ein eigentümlich forschender, unangenehmer Blick aus stahlgrauen Augen auf die Hörer. Diese waren so sehr im Banne der ungewöhnlichen Persönlichkeit vor ihnen, daß sie erst später zwei jüngere Assistenz-Ärzte bemerkten, die lautlos hinter ihrem Chef eingetreten waren. Auch sie trugen den weißen, frischgewaschenen Mantel; ihre Schritte und Gesten waren ruhig, zurückhaltend und respektvoll. Seitlich von dem Pulte nahmen sie auf zwei einfachen Holzesseln Platz.

Der Professor hatte sich vor den Tisch gesetzt, eine Weile schweigend in den Faßzifeln gesucht und begann: „Meine Herren!“ — die Stimme klang etwas gebrochen, aber nicht unangenehm. Während die schlanken, mit schmalen Ringen geschmückten Finger einen bronzenen Briefbeschwerer betasteten, glitt die Rede des Arztes in kurzen Sätzen pausenlos fort. Nach ein paar einleitenden Floskeln wandte sich der Vortragende den Ursachen und Merkmalen der Geisteskrankheiten zu, die in ein System gebracht und gruppenweise zusammengehörig besprochen wurden. Fremde Ausdrücke schwirrten durch die Luft, nachlässig, mit der Sicherheit des gewiegten Fachmannes hingeworfen. Der Redner unterbrach sich selten und sprach gewandt und präzise. Die Assistenz-Ärzte sahen teilnahmslos da.

So verstrichen zehn Minuten, und in den Bänken wurde es etwas unruhig. — Man war doch nicht in diese absurde Umgebung geraten, um einen wissenschaftlichen Vortrag anzuhören; man wollte doch eine Sensation, man wollte doch etwas sehen. — Der Professor schien die Ungeduld seiner Zuhörer zu merken, denn nun sagte er ganz unvermittelt: „Ich werde Ihnen jetzt einige Fälle demonstrieren, damit meine Worte den lebendigen Beweis erhalten; und zwar werde ich zunächst einige Idioten vorführen lassen, also, wie erwähnt, Kranke, deren geistige Entwicklung auf einer bestimmten, niedrigen Stufe stehen geblieben ist. Es trifft sich gut, daß wir ein typisches Beispiel einer schwachsinnigen Person seit

Jahren auf der Klinik haben.“ Er rief dem einen, jüngeren Assistenten zu: „Die Marie Hafste!“ — Der junge Mann entfernte sich lautlos.

Nach einem kurzen Kramen in den Akten laß der Vortragende: „Marie Hafste wurde am 10. 1. 1889 als 13jähriges Mädchen in die Anstalt gebracht — ist also 20 Jahre hier und 33 Jahre alt. Sie ist auf dem geistigen Niveau eines Säuglings stehen geblieben, hat nur Äußerungen für Hunger und Durst und ist sonst vollständig apathisch und hilflos.“ Dann unterbrach er sich, denn die Türe hatte sich geöffnet und hinter dem Assistenz-Arzte trat eine vollbusige Wärterin mit ordinärem, breitem Gesicht herein, die auf dem Arme ein zwerghaftes Wesen trug.

Der Anblick dieses Geschöpfes war fürchterlich. — Gleich langen Würsten hingen zwei dünne, verkrüppelte Beine herab, die in schwarzen Strümpfen steckten. Der zwerghafte, höckerige Oberleib war embryonal zusammengekrümmt. Auf einem dünnen Halschen baumelte ein eiförmiger Kopf, bis zum Skelett abgemagert, und zwei hellblaue, ausdruckslose Augen glohten aus tiefen Höhlen. Der Mund machte Saugbewegungen — unaufhörlich — maschinenmäßig —. Die Hand hielt ein Stückchen Schokolade, das sie von Zeit zu Zeit in den saugenden Mund führte.



Aus den Theatern.

Kleines Theater in Berlin.

Die Zensur. Theodizee in einem Akt von Frank Wedekind. Der Liebestrank. Schwank in drei Akten von Frank Wedekind.

Es gibt einen alten, volkstümlichen Reim über die Heiligkeit Davids und Salomos, der von ihnen behauptet, daß sie in ihrer Jugend recht fröhlich gelebt, dann aber im Alter ihre Sprüche und Psalter geschrieben hätten. Wenn aus den Tiefen der Wedekindschen Seele sich jetzt eine „Theodizee“ an die Oberfläche ringt und gern von den Strahlen der Gnadensonne geküßt werden möchte, so liegt die Sache nicht ganz wie bei David und Salomo, aber doch ähnlich. Denn man hörte schon früher, daß Wedekind hin und wieder von Heilsarmestimmungen befallen würde, die natürlich mit dem Alter und der entschwindenden Weltlust zunehmen. Und warum sollte der nach allen Seiten Schillernde nicht auch die Süßigkeit der Reue und des Gedankens einer Flucht in den allein seligmachenden Schoß der Kirche durchkosten; wird doch auch dieses Schillern wieder von einem Schillern der Ironie überschillert. Wedekind, bei dem man scheiden muß zwischen dem, was er sich selbst und dem, was er andern vormacht, wobei das Bewußte und Unbewußte neue Nuancen liefern, reicht immer nur drapierte Teilstücke seines Wesens. Das Ganze faßt er nie zusammen. Wir hatten einen Schullehrer, der bei schwierigen Fragen immer schloß: „Weiß's keiner? Auch nicht einer? . . . Dann weiter!“ Er wußte es nämlich selbst nicht. Bei Wedekind schillert der Beschauer am besten mit, ohne sich über die Tiefen, die unter dem Spiegel verborgen sein könnten, zuviel Kopfzerbrechen zu machen.

In seiner Theodizee „Die Zensur“ schwankt Wedekind zwischen der Schönheit und Weltfreude, die er sich ja gewöhnlich als eine Art Balletteuse vorstellt, und zwischen der Heiligkeit. Der Beginn ist eine Art ehe-

licher Szene; dann folgt der wenig begründete Eintritt des Priesters. Mit ihm, der zugleich Theatergenosse ist, ringt Wedekind — oder vielmehr Buridan — wie mit dem Engel des Herrn, nicht nur wegen seiner verbotenen Stücke, sondern wegen seiner ganzen Persönlichkeit. Aber beide werden verworfen. Auch von einer andern Seite mißglückt der Versuch, Schönheit und Heiligkeit zu vereinen, indem die Balletteuse, die auf einer Trommel mit übergeschlagenen Beinen gesessen hat, den Priester vergeblich auf die Schulter tippt. Schließlich verübt sie Selbstmord, da sie sich im Stiche gelassen glaubt, und Wedekind betet in Verzweiflung empor. In der Tat eine Art Buridan. Die Schönheit ist von ihm gegangen und die Reue oder Heiligkeit? . . . Aber warum denn, die kann er ja soviel er will üben, auch ohne des Priesters, freilich auch ohne des Theaters Segen.

Das alte Lied geistig im Grunde unproduktiver Naturen. Sie nehmen die Gaben des Lebens und spiegeln sie wohl auch wider; aber keine neue Frucht wächst in ihnen heran. Ist dann die Zeit des Nehmens vorüber, so stehen sie traurig, und die Reue-Klage beginnt herblich zu tönen, die aus der Leere anstatt aus der Fülle geboren ist. Ja auch das Tief-Persönliche, das an Selbst-Prostitution grenzt, berührt in solchen Arbeiten, die dem Kunstwerk fern bleiben, eher peinlich, da es nicht aus dichterischem Reichtum, sondern aus der Armut entstanden scheint.

Der Theodizee folgte Wedekinds dreilaktiger Schwank „Der Liebestrank“, ein theaterkräftiger Spaß mit tieferen Momenten. Ein russischer Fürst, ungeheuer dumm, liebt ohne Gegenliebe. Deshalb fordert er von dem Lehrer, alias Zirkuskünstler, einen Liebestrank und bricht des Lehrers Widerstand, indem er ihn kräueln läßt. Der also Vergewaltigte fertigt in der Tat ein schauerliches Gebräu; doch dürfe der Fürst beim Trinken nicht an einen Bären denken, da sonst die Wirkung ausbleibe. Es ist drollig genug, wie der Bär nun ständig im Kopfe des Liebenden herumrumort; bis dieser schließlich in Verzweiflung den Inhalt des Bechers hinunterstürzt. Die Angebetete aber findet sich nicht mit dem Fürsten, der den Liebestrank genommen, sondern mit dem Hauslehrer, der ihn gebraut hat.

Wie das Berliner Tageblatt neulich nachwies, stammt diese Handlung nicht von Wedekind, sondern er hat sie dem Buche „Der Zirkus und die Zirkuswelt“ von Signor Domino entnommen, ja sogar den Namen des Zirkuskünstlers Fritz Schwiagerling beibehalten. So hätte er seine Quelle also ruhig nennen dürfen. Immerhin ist das Stück in vieler Beziehung ein echter Wedekind, und der Fremdeil wurde ins Eigene überführt. Auch der tede Clown-Stil, der damals, als Wedekind den nicht mehr neuen Schwank schrieb, auf deutschen Bühnen so gut wie unbekannt war und erst später in Max Reinhardts Shakespeare-Aufführungen auflebte, verdient Anerkennung.

Im Liebestrank sagt Wedekind etwa, „der Zirkus ist das Ideal“ und zwinkert ein wenig mit den Augen. Man antwortet „Ja!“ und zwinkert ebenso. Da macht er ein ganz ernstes Gesicht und behauptet mit Bruststimme, das wäre sein voller Ernst. So kann man nichts tun, als ihm ebenso ernst beistimmen; denn sonst geht die Debatte ins Unendliche.

Es steht mit dem Schauspieler Frank Wedekind ähnlich wie mit dem Dichter, während seine Gattin eine sogenannte graziose und charmante Darstellerin ist.

Dr. O. A.



Lanx satura aus Bayern.

Nur das Genieken ist das rechte Tun“, ruft jetzt mit dem Uhasver Hamerlings die Phäakenstadt München. Ist doch der Ausstellungspark nunmehr nach der Hochflut der Fremden den Münchnern selbst zugänglich und lockt doch das Oktober-

fest wiederum, und zwar zum hundertsten Male. Nichts merkt man auf der „Wie'n“ von Fleischsteuerung und Bierpreiserhöhung, nichts von den angezogenen Steuer-schrauben: Lahme, Blinde, Taube, Kinder und Greise, alle Konfessionen, Idealisten und Materialisten, Schüler und Lehrer — alles findet sich auf jener Wiese zu Füßen der Bavaria zusammen unter dem horazianischen Motto: nuuc est bibendum und die zahme Kenie Goethes unbewußt summend:

„Weißt du, worin der Späß des Lebens liegt?

Sei lustig! — geht es nicht, so sei vergnügt.“

Fast hätte der Streif der Wiesenfloranten einen Miston in das Fest gebracht; der Magistrat München, dessen Kassen auch nicht übervoll sind, wollte die neueingeführte Luftbarkeitssteuer erheben. Wie ein Mann erhoben sich sämtliche Schausteller von Tieren, rumpfs-, bein-, arm- und kopflosen Menschen, vom Kasperltheater bis zu Gabriels Riesenhaus zum Protest. Die Stadtväter riefen wie weiland Johanna: „Nichts von Abergabel!“ und die Floranten schlossen kurzerhand ihre Buden und setzten ihre Phänomene auf Wartegeld: da kam denn endlich ein Kluger und rief mit den Worten des seligen Euripides:

„Hört doch auf, laßt von dem Treiben ab,

Bewahrt die Städte friedlich unter Friedlichen“

und siehe, in den Armen lagen sich die Streitenden, und die Buden öffneten sich wiederum den Scharen Neugieriger und das „Nirgends noch Dagewesene“ blieb den Münchnern nicht verschlossen. — Und während an Sendlings lustigen Höhen alle Werkzeuge des Lärms den Mitgliedern des „Anti-lärmvereins“ um die Ohren gelleten, ward in den Hallen der Ausstellung das „französische Musikfest“ gefeiert, ein schönes Verbrüderungsfest deutscher und französischer Kunst. — Und in ebendenselben Tagen, als man zum Gedächtnis an Sedan das „Friedensfest“ feierte, segelte eine fröhliche Reisegesellschaft von 250 bayerischen Gymnasialisten und (6) Gymnasialistinnen sowie 120 Professoren und Ärzten, „das Land der Griechen mit der Seele suchend“ nach den hervorragendsten klassischen Städten von Alt-hellas. Und nicht etwa einer der Stoßphilologen, die nach Arthur Bonus wert sind, im Teutoburgerwalde geschlachtet zu werden, hatte diese Reise angeregt, sondern ein bayerischer Großindustrieller, Kommerzienrat Mey aus Bäumenheim, der sich die Liebe zur Antike beim Gausen und Rasseln der Turbinen und Räder bewahrt hatte, wollte um billigen Preis (200 M.) Schüler die Stätten griechischer Kultur aus eigener Anschauung kennen lernen lassen. Olympia, Mykene-Tiryns, Athen, Delphi, Ithaka — das waren die Hauptstationen der den jungen Leuten unvergeßlichen Reise. Die griechische Presse hob besonders hervor, daß griechische Studenten noch niemals auch nur die nächsten Stätten ihres Landes in gemeinsamer Fahrt besucht hätten, rühmte die elastischen, kräftigen Gestalten der Bayern und gedachte auch gelegentlich ihrer Voreltern, die dereinst unter König Otto in Hellas festen Fuß gefaßt hatten. Die griechische Regierung kam der „pangermanischen Invasion“, wie der „Embros“ hyperbolisch schrieb, in jeder Weise entgegen: alle Museen standen den Besuchern frei offen, und sogar die 2000 Drachmen betragenden Gebühren für den Aufenthalt des schwimmenden Hotels, der „Carniola“ des österreichischen Lloyd's, im Hafen von Piräus wurden erlassen. Um so eigentümlicher berührte es, daß das kaiserliche Hofmarschallamt das Gesuch um freien Eintritt ins „Achilleion“ abschlägig beschied, und 2 Drachmen — der gedruckte Einser der Billette war mit Tinte in 2 geändert — den deutschen Besuchern abgefordert wurden. — Abgesehen von den Eindrücken der Reise, bekamen die jungen Leute auch einen Einblick in das Wesen der Navigation, der Schiffstechnik und des Meereslebens. Am 1. September verließ der Extrazug München, und am 15. September landete die Expedition wieder nach einer genussreichen Fahrt über die Lauern in — Iparathen. Wieviele Binnenländer hat eine Reise nach der Wasserkante schon von der Voreingenommenheit gegen die deutsche Flotte kuriert! Es ist zu hoffen, daß von den 150 bayerischen Gymnasialisten keiner

in das törichte Gerede von dem blöden Anbetungskultus der Antike einstimmen wird, sondern daß ihnen schon die Erkenntnis aufgedämmert ist, daß Moderne und Antike, naturwissenschaftliche und sprachlich-historische Bildung sich wechselseitig ergänzen und durchdringen müssen, soll nicht die Einseitigkeit triumphieren.

In Bayern hatte sich unterdessen im politisch-sozialen Leben nichts geändert: sämtliche Minister thronen noch auf ihren kurlischen Stühlen. Unterdessen hatte sich auch die Diskussion über die Rede des Prinzen Ludwig in Altötting verzogen; nur das Zentrum, dessen Kalmäuseereien bei dieser Gelegenheit ans Licht kamen, gebärdet sich noch wie der verärgerte Lohgerber, dem die schönen Felle davon-geschwommen sind. Der Regensburger Held kündigte seinen Getreuen an, in einer mächtigen Volksversammlung die „Angriffe“ gegen den Prinzen Ludwig „näher zu beleuchten“: wir kennen die Blendlaternen dieser Herren zur Genüge. — Bei dem „unterfränkischen Pilgerzug“ nach Altötting sprach lebhafte auch der Zentrumsritter, Ministerialdirektor v. Geith, der Leiter des bayerischen Postwesens, „tapfere Worte“. Nach einer Zentrumszeitung heißt es:

„Er berührte die viel umstrittene Altöttinger Rede des Prinzen Ludwig und gab seiner Freude Ausdruck, daß dieser echt katholische Fürst ein so mannhaftes Glaubensbekenntnis vor aller Welt abgelegt und damit dem Volke ein so hohes und hehres Beispiel gegeben habe. Zum Schluß geißelte er das Verhalten der kirchenfeindlichen Presse und forderte die Katholiken auf, endlich ihre religiöse Überzeugung auch auf dem wichtigen Gebiete der Presse, d. h. durch das Abonnement auf nur katholische Zeitungen, zum Ausdruck zu bringen und auch hier offen und ehrlich Farbe zu bekennen.“

Von einem Kaplan ist man es gewohnt, daß er nicht-ultramontan und kirchenfeindlich vermischt; ihm ist ja Zentrum gleich Katholizismus. Aber ein so hoher juristisch gebildeter Beamte sollte nicht mit Goethe sagen müssen: „O, wie beseligt uns Menschen ein falscher Begriff!“

Urförmlich wirkt übrigens noch dieser königl. bayerische Ministerialdirektor als Abonnentensammler der Zentrums-presse, die nach Herrn v. Bettinger „nicht lügen darf“. Erzbischof und Ministerialdirektor Arm in Arm, nun kann es doch den ultramontanen Zeitungen nicht mehr fehlen. — Jüngst hielt auch ein Major bei der Kontrollversammlung eine Rede, in der er den Mannschaften eine religiöse Pause hielt. — Es geschehen überall Zeichen und Wunder: in München, wo, wie berichtet, eine eigene sittenkrimi-nalistische Abteilung errichtet worden ist, wo die hohe Polizeidirektion im vorigen Karneval die Ausstattung der Redoutensäle reglementierte und sogar die Maßhöhe der Zwischenwände und Dekorationen der sogenannten Chambres séparées genau bestimmte, hat dieselbe Behörde verfügt, daß vom 15. Oktober ab — honetterweise läßt man das Oktoberfest noch in dem alten Sündenzustande hinverstreichen — nach nachts 11 Uhr in keinem Lokale mehr Vorträge stattfinden dürfen. Dann wird der „Sittenkriminaler“, wie sie der Volkswitz nennt, mit fürchterlichem Blicke dem säumigen Vortragenden zurufen:

„Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen.“

Oder auch: „Elf Uhr ist das Ziel der Zeit,
Mensch, den' an die Ewigkeit!“

Vermutlich werden die Münchner über diesen jüngsten polizeilichen Einfall von Herzen lachen und in den übrigen die Vorträge punkt 11 Uhr beschließen, bis diese Kräh-winklerverordnung wie so manch andre in der Registratur verfunken und vergessen ist.

Aber der bayerischen Jugend und Frömmigkeit droht nun eine schreckliche Gefahr. Mit allen Gebärden des Entsetzens hatte bisher unser Finanzminister v. Pfaff alle Lotungen und Verfügungen, bei den mageren Staats-einnahmen die Lotterie wieder einzuführen, abgewiesen und die bekannten volkswirtschaftlichen und moralischen Gegengründe ins Feld geführt. Aber die ersten sind kaum durchschlagend, weil der Lotterietempel die Leute verleitet

beim benachbarten Zahlenlotto Osterreichs (mit rund 20 Mill. Mk. Reineinnahme) oder bei den Klassenlotterien Preußens, Sachsens, Hamburgs usw. teilzunehmen, also das bayrische Geld auswärts zu — verlieren. Andererseits ziehen gerade die zu frommen und wohlthätigen Zwecken geduldeten Lose ebenfalls viel Geld aus dem Beutel. Nun aber kommt die bayrische Jugend in eine Zwangslage: die preußische Generallotteriedirektion hat jüngst auch Elsaß-Lothringen in den Lotterienplan hereingezogen, und damit kommt der deutsche Süden in engste Berührung mit dem Lotterietüfel. Herr v. Pfaff blättert nun in den Annalen des bayrischen Lottospiels und liest neidischen Blickes, wie damals die Staatskasse jährlich einen Reingewinn von 1 Mill. Gulden einsteckte, 1859 sogar 3 389 000 Gulden; wie Preußen jährlich etwa 8 Mill. Mk. Reingewinn einsackt, und ist bereits so verderbt geworden, daß er mit Jubelalis in der Stille seines Bureaus denkt: *lucri bonus est odore ex qualibet* und wie in Primanertagen dem Weltmanne Horaz nachstammelt: *vilius argentum est auro, virtutibus aurum*. Die Presse wirft ihm bereits den goldenen Happen zu, Liberale und Ultramontane sprechen für die Lotterie; nur Lumpen sind bescheiden: greif zu, non olet!



Randbemerkungen.

König Manuel,
den „guten Jungen“ Manuel hat man bei Nacht und Nebel aus dem Bett gejagt. Weil er so lebenslustig war und so gerne Geld ausgab und eine so hübsche Französin lieb hatte, das hat die 80 % portugiesischer Analphabeten aufgebracht. So haben ihnen wenigstens die Abenteuer- und geldlustigen Intellektuellen eingeredet. Die sittliche Entrüstung brauste durch das zur Hälfte unbebaute Land, und der kleine Manuel mußte herunter vom Thron. Der arme, kleine König. Wir sind gewiß nicht sentimental, aber sie muß nicht angenehm gewesen sein, diese Segelpartei nach Gibraltar. Ganz besonders nicht, wenn man für die Sünden anderer büßt, und noch dazu eine Gassfreundschaft aussuchen muß, die schließlich etwas zweifelhafter Natur ist. Cherchez John Bull! Hat er's gewußt, hat er's nicht gewußt, — jedenfalls hat er's gerne gesehen lassen. Noch vor gar nicht langer Zeit sprach man davon, der „gute Junge“ solle eine Tochter John Bulls zur Frau bekommen. Noch man schon damals kunte, daß nichts draus geworden ist? Armer Manuel, dein einstiger, zukünftiger Schwiegervater schützt dein Haupt, aber nicht dein Haus! Mit einem Konsortium noch nicht festsitzender Republikaner läßt sich eben weit besser umspringen, als mit einem noch so anlehnungsbedürftigen Königl. Aber geht denn uns das viel an? O doch, und gar nicht so wenig. Man erinnert sich an unsren kürzlich abgeschlossenen, glorreichen Handelsvertrag. Warum mußten wir damals gegen die Klagen wichtiger Industriezweige taub sein? Wichen wir dem kleinen Portugal? Wir dachten nicht daran. Aber man drohte mit Zöllen, die unsre Schifffahrt ruiniert hätten, und hinter dieser Drohung stand England. Da mußten wir das kleinere Übel wählen. Cherchez John Bull! Wir kennen diesen Imperator. Wird er in Portugal etwa verschwinden? Nicht daran zu denken! Die junge Republik muß eher mehr bedacht sein, dem großen Protektor zu gefallen, vor allem finanziell, als das alte Königreich. Das ist ja so deutlich. Abriens regt uns das nicht auf. Wir bleiben kühl bis ans Herz hinan. Denn es mag lange dauern, bis man in Portugal wieder zur Ruhe kommt, und sicher wird man sein Tagewerk nicht damit beginnen, auswärtige Leute zu ärgern. Man hat vorläufig besseres zu tun. Aber gehe es, wie es will, auf alle Fälle werden wir das Schauspiel aufmerksam genießen. Und das „Cherchez John Bull“ ist uns ja so wie so längst in succum et sanguinem übergegangen. W.

Über die Moabiter Krawalle

schrrieb Daily Mail — BN: noch ehe die englische Presse in ihren Berliner Vertretern am eigenen Leibe die Schärfe der preussischen Polizeihäbel verspürt hatte —, sie seien ein überraschendes Novum im modernen Deutschland, ein bedeutsames Symptom für die Tendenz seiner Entwicklung, eine erste Etappe auf dem Wege zur Revolution gegen die alte Disziplin des Militärstaates. Unmöglich könne man annehmen, daß nur der Streik bei einer Kohlenfirma die Ursache derartig wüster Exzesse sein könne. Deutsche Gemüter haben ähnliches gedacht; noch auf dem nationalliberalen Parteitag kamen diese Ängste zu Worte. Indes man darf solche Sachen wirklich nicht übertreiben. „Sie kommen aus Berlin? Ist denn die Stadt wieder ruhig?“ Man stellt sich draußen schwer vor, wie wenig selbst solche blutigen Exzesse das öffentliche Leben einer Großstadt beeinflussen. Außerdem ist „Revolution“ ein Ding mit politischer Spitze, und davon war in Moabit keine Rede. Politische Unterströmungen lassen sich zwar nicht leugnen: die allgemeine Anzuefriederheit, die frische Reminiscenz an die Wahlrechts-sparziergänge, die heimtückische Verhehung unsichtbarer Hintermänner und die alte Feindschaft gegen die Inkarnation des Klassenstaates, die „Blauen“. Diese Erscheinungen neben andern haben einige auf den Gedanken gebracht, wir lebten schon seit Jahren in einer einzigen, großen Revolution, deren Stappen sich ganz allmählich, vielleicht durch Jahrzehnte hindurch ablösen. Aber so viel Bestehendes dieser Gedanke haben mag, er ist doch nicht viel mehr als eine Geistreichigkeit. Eine Evolution, mag sie noch so radikal sein und bei entscheidenden Wendungen des Weges noch so erregte Formen annehmen, ist noch immer keine Revolution. Revolution und revolutionäre Bestrebungen darf man nicht verwechseln, Revolutionen sind immer akut, nie chronisch. Man soll sich durch Sinnlosigkeiten unreifer Großstadtprodukte wie in Moabit nicht verwirren lassen, selbst wenn die Großmannsucht der sozialdemokratischen Jugendgarde noch einmal auf die Idee kommen sollte, ein Blumentopfbombardement zu organisieren. Uns Deutschen fehlt es nicht an Fanatismus und Brutalität, aber es fehlt uns die blutdürstige Fähigkeit der Romanen, die die geborenen Revolutionäre sind. In unsrer Politik des hellen Tages wollen wir uns keine Gruselmärchen für Winterabende erzählen. W.

Der Antiklerikalismus als Exportartikel.

„Le cléricalisme c'est l'ennemi!“ sagte Gambetta, als er der französischen Geistlichkeit den Fehbehandelschuh hinwarf, aber er fügte hinzu: „L'anticléricalisme n'est pas un article d'exportation“. Diese Moral mit doppeltem Boden ist für die französische Politik lange Jahre maßgebend gewesen. Frankreich hatte das Protektorat über die Katholiken im nahen und fernen Orient, und es schien, als ob zum mindesten dort die katholischen Missionen überall mit demselben Eifer dem atheistischen Frankreich wie der alleinseligmachenden Kirche dienten. Seitdem aber die älteste Tochter der Kirche von dieser gar nichts mehr wissen will und alle Beziehungen zu ihr abgebrochen hat, muß sich die französische Diplomatie im Auslande wohl oder übel ohne klerikale Krücken zurechtfinden. Hier schien nun das modernste Frankreich seine Achillesferse zu haben. Die Freunde der von den Staatskrispen verstoßenen Geistlichkeit stimmten schauerliche Klagelieder über den Anfang vom Ende französischen Ansehens und Einflusses im Auslande an. Nach ihnen ist John Bull der eigentliche Urheber des Trennungswerkes. England stehen die katholischen Missionen im Wege; deshalb mußte Frankreich, das schützend seine Hand über sie hielt, entweder vernichtet oder dazu gebracht werden, aufzuhören, katholisch zu sein. Diesen Gedanken enthält die Schrift des ehemaligen französischen auswärtigen Ministers Florens: „La France conquise“, in allen möglichen Variationen. Die Männer des neuen Kurzes haben jedoch schon bewiesen, daß es auch in der äußeren Politik ohne den

Amerikanismus geht. Ja, sie zeigen sogar, daß hier gerade mit dem Antiklerikalismus viel anzufangen ist. „Mission laïque française“ nennt sich die Gesellschaft, die sich gleichsam mit dem Export französischen Antiklerikalismus befaßt. Ihr Präsident, Mr. Aulard, Professor an der Pariser Universität, kehrte kürzlich von einer langen Reise zurück, die er im Auftrage der Regierung nach dem Orient unternahm. Die katholischen Schulen, meint er, übten nur über einige Hunderttausend römische Katholiken Einfluß aus; mehrere Tausend Griechen und viele Millionen Muselmanen blieben davon ganz unberührt. „Die Kongregationisten können unsre Sprache lehren, nicht aber unsre moderne Kultur, nicht unsre moderne Kunst, noch den Geist unsrer Institutionen. Unter den Lehrern der Missionschulen mag es Leute von gutem Willen geben, die nichts lieber täten, als den Geist ihres Unterrichts zu modernisieren; aber sie sind nicht frei, sind ohnmächtig, sind gezwungen, Rom zu gehorchen.“ Überall, wo weltlicher Unterricht ernsthaft eingerichtet sei, erziele man vorzügliche Wirkungen. Das bewiesen die in Konstantinopel und Saloniki bestehenden, stark besuchten französischen Gymnasien. In einer glänzenden Rede verteidigte unlängst Henri Brisson die Sache französischen weltlichen Unterrichts im Orient. Gerade dort, wo sich Religion und Nationalität zu decken pflegten, verschaffe man sich Feinde statt Freunde durch alle Proselytenmachererei. Und dann lehrten die Konfessionschulen nicht das moderne Frankreich kennen. „Das Frankreich von heute ist es, daß in unsern Kolonien und anderwärts im Auslande dargestellt werden muß. . . . Es ist nicht nur seine Sprache, es ist sein Geist, der in diese Regionen getragen werden sollte; und dem Geist des jetzigen Frankreich entspricht es gewiß nicht, eine fremde Religion anzugreifen; er gebietet vielmehr, solche zu achten und jene verschiedenen Nationen erkennen zu lehren, was uns mit ihnen verbinden kann, statt ihnen etwas darzustellen, was unermüdlich von ihnen trennen muß.“ Daß die Verquickung von auswärtiger Politik und Missionstätigkeit keinen wahren Segen bringt, darin sind sich alle unparteiischen Kenner übereinstimmend. Frankreich hat mit einer weltlichen Kulturpolitik im Auslande den Anfang gemacht, wodurch auch die wissenschaftliche Lehrtätigkeit der Missionen überflüssig wird. Es marschiert also in dieser Hinsicht heute wieder an der Spitze der Zivilisation. O. C.

Die gelbe Gefahr zur See.

Als der Norddeutsche Lloyd seinerzeit beschloß, auf einigen seiner Linien chinesische Heizer und Kohlenzieher zu beschäftigen, wurde er deshalb von der Arbeiterpresse scharf angegriffen. Der Lloyd wehrte sich, indem er menschenfreundliche Gründe vorführte. Man könne den Weißen die Tätigkeit in den Maschinenräumen auf der Fahrt in die Tropengebenden nicht zumuten. In den Kreisen der Arbeiterschaft machte diese Erklärung wenig Eindruck. Man witterte eine heraufziehende Gefahr. Mit wieviel Berechtigung, lehren jetzt Befundungen des Londoner Board of Trade über das rasche Umschlagen gelber Arbeit auf englischen Schiffen. Mehr als zwanzig Schiffahrtsgesellschaften versichern übereinstimmend, daß ihnen die Beschäftigung chinesischer Seeleute beim einzelnen noch etwas teurer zu stehen komme als die weißer Mannschaft. Der Vorzug gelber Arbeit liege in der Wirkung. Ein Schiffseigner nach dem andern versichert: wenn man einmal mit einer chinesischen Kraft für einen bestimmten Posten einen Versuch angestellt habe, könne einen nichts mehr bewegen, wieder einen Weißen dahin zu setzen. Chinesische Heizer steigern durch ihre besseren Leistungen die Fahrgewindigkeit der Dampfer, während sie gleichzeitig durch ihre Friedfertigkeit und Mäßigkeit das Leben an Bord angenehmer gestalten. Diese Beobachtung hat schon viele Schiffahrtsgesellschaften veranlaßt, auch an Deck chinesische Mannschaft zu verwenden. Die Kapitäne selbst fordern hierzu auf. Sie klagen über die

Erkrankung und den Ungehorsam englischer Seeleute, über häufiges Ausreißern und allerhand Scherereien durch das Betragen der Leute in den Hafenstädten. Da schreibt ein Kapitän, er befinde sich dauernd in der Zwangslage, seine Leute schelten und züchtigen zu müssen; ein anderer verlangt nach „anything in the shape of a human being, other than a Britisher“. Aus alledem geht hervor, daß der chinesischen Arbeit auf britischen Schiffen bei freiem Wettbewerb die Kraft innewohnt, die englische zu verdrängen. Warum also nicht auf deutschen Schiffen die deutsche Arbeit? Die gelbe Gefahr schwimmt. Man wird sich nicht zu verwundern brauchen, wenn der Ozean sie uns eines Tages ans Land spült. O. C.

Die Bollejungen

hatten Streikgelüste, die kleinen, niedlichen, blauen Bollejungen und gar eine ihrer Milchschwestern hat sich ihnen angeschlossen. Das ist lustig. Sie haben ganz wie die Alten gemacht. Demonstration vorm Meiereihof in Moabit, Reden, Zug durch die Straßen, großes Hallo, Polizeiaufgebot (der Körpergröße der „Revolutionäre“ entsprechend), alles programmäßig verlaufen. Zwei Mark mehr in der Woche wollen sie und jeden dritten Sonntag frei. NB! zum Ausschlafen! Das gibt der Forderung ihre jugendliche Volkstümmlichkeit. Man muß das einmal gesehen haben, wie die Bolleche Jugendgarde nachts um 3 Uhr amarschiert und auf dem riesigen Hofe ein unermeßliches Klappern mit Blechfannen anhebt. Das wimmelt wie in einem Ameisenhaufen zwischen den vielen weißen Wagen. Rote Baden, verschlafene Augen, struppige Haare, ein Schluck Milch zwischendurch, oder eine Riesentasse Kaffee in der Kantine, man sollte gar nicht denken, daß das Völklein auch rebellisch werden kann. Und nun erst jetzt, da der alte Milchpatriarch, der Vater der populärsten aller Meiereien, Kommerzienrat Bolle, soeben gestorben ist! Pfui, Jungens, wollt auch ihr aus dem „Wechsel eines Regimes“ Profit ziehen? Es ist doch überall dieselbe Sache. Wie die Alten sungen, so zwischern die Jungen. Und etwas ernster sieht sich das Ding immerhin bei all seiner Lustigkeit an, wenn man die Rebellion der Kleinen in Parallele bringt zu den düsteren Brutalitäten der Großen, die wir dieser Tage in eben demselben Moabit erlebt haben. Bolle hat bisher keinen einzigen sozialdemokratisch organisierten Arbeiter, er ist noch immer einer der wenigen patriarchalischen Betriebe alten Stils. Aber wenn nun selbst die Bollejungen streiken, dann wirds nicht lange dauern, so streiken die Piffolos und die Sez-taner, — warum nicht auch die Säuglinge? W.

Ein verwüstetes Freilichtmuseum.

Bis vor zwanzig Jahren war Potsdam das aller schönste Freilichtmuseum, das es in Deutschland gab. Die Stille vom Rokoko bis zum romantischen Eklektizismus Schinkels waren, durch einen milden Voruffenton gedämpft, in all ihren lustigen und merkwürdigen Spielarten aufmarschiert, und die Schüchternheit Wilhelms I., die jedes Um- und Neugestalten verpönte, sorgte dafür, daß die Geschlossenheit des Stadtbildes durch keine Inkorrektheit gestört wurde. Der typische Potsdamer Menschen-schlag lebte wie eine originelle Spezialität selbst als Schaufließ unter den Schauflüssen des großen Architektur-museums. Geheimräte der Oberrechnungskammer, halb phantastische Uniformen, eine penible, hoffdunige Feudalengesellschaft und ein Bürgervolk, das vor jedem Lafaien Krachfuß machte, pietistisch fühlte und den Hofklatsch brühwarm kolportierte: das schloß sich zusammen zu einer Sippe, die ein beengtes, frömmelndes und treu ergebnes Genießertum liebte. Sie verschmolz sich mit dem Stadtbilde, dessen schüchtern-zopfige Schönheit das Symbol eines halbwegs luxuriösen, höher ins Phantastische hinaus-strebenden und seine Begabung mutig verleugnenden Preußentums war.

Daß das Museum in seinem stillen Stile nicht verharren konnte, sobald die Amerikanisation über Deutsch-

land hereinbrach, Berlin näherrückte, muß ohne weiteres klar sein. Damit, daß ein skeptisches Bankiers- und Gründertum Spekulationslust in die altertümliche Gartenstadt einzog, war das gesellschaftliche Leben zerzaust, und damit, daß die kaiserlichen Baukünstler schöpferisch zu werden begannen, wurde das Stadtbild kaltblütig zerschnitten. Diese Leute hatten für alles andre noch mehr Sinn als für das Format Potsdams. Das war Chinkel's unaussprechlich große Kunst gewesen, Landschaft und Architektur in den Größenverhältnissen zu verschmelzen. Der Brauhäusberg, vormal's durch eine winzige Kunstruine um das Drei- und Vierfache seiner wirklichen Höhe optisch vergrößert, wurde durch den turmfrohen Ankersteinbaukastenbau der Kriegsakademie künstlich niedrig gepreßt. Ein Reichspostbau, nach bekanntem Schema „dem Stile der Stadt angepaßt“, brüstet sich klogig längst der verträumten Kanallandschaft von einstmals. Die Silhouette der Stadt, durch leichte und schwere Kuppeln und wundersame Kofokirkthürme einstmals entzückend und feierlich, wurde nichtsnützig zerschnitten durch eine jener schwindstüchtigen, gotischen Spitzen, die einen mageren roten Backsteinturm zu bedecken pflegen. Und endlich sorgte man in den Parks durch Errichtung von Siegesalleeekopen, durch den Aufbau von praxifigen Schmiedeeisengittern, durch Anlage von Brücken, die modrigen Regierungsbaumeisterstil aushauchen, dafür, daß der Geist der Epoche in diesem Museum das jetzt beliebte System der abschreckenden Gegenbeispiele einführt.

Wo die behördliche Pietätsarmut gegenüber der historischen Feierlichkeit voranging, konnte der Privatmann mit seiner ungenterten Ahnungslosigkeit von Stil und Kunst nicht zurückbleiben; nach dem üblichen Schema der Baugewerkschulen postierte man dreißtöckige Stuckfassaden bravbürgerlicher Schamlosigkeit zwischen den zopfigen Nippesfronten aus der Vergangenheit. Immerhin war auch hier die blanke Mißachtung vor dem Formate das Häßlichste. Solange rechts und links der Straße zwei niedliche Stadwerke dahinzogen, war der Eindruck einer luguriös und geräumig angelegten zierlichen Residenzstadt gewahrt. Sobald das Dreietagenhaus hochschob, merkte man erst, wie eng die Straßen sind, und wie miniaturhaft diese ehrgeizigen Puznachbildungen berühmter italienischer Paläste aussehen können. Selbst das Stadtschloß, ein bei aller Niedrigkeit monumentaler Bau mit ungemein edler Fassade, durfte durch ein danebengestelltes Brauereietablissemment im ungehemmten Baumeisterbarock, das natürlich viel höher und viel pomphafter ist, um seinen Eindruck gebracht werden.

Jetzt, da es demnach zu spät ist, hat auch die Kunstschutzbewegung in Potsdam Einzug gehalten, und, wie nicht anders zu erwarten, eine machtvolle Entrüstung in der Bürgerschaft erregt. Die krämerhaft spekulativ gewordenen Einwohner speien Feuer und Flamme, daß sie nicht mehr so sollen bauen dürfen, wie ihnen der Kopf — und das Gehirn steht, und sie werden schon dafür sorgen, daß sie glimpflich fahren. So wird das wunderschöne Kleinod in Preußen auch weiterhin dem ästhetischen Raubbau ausgesetzt sein. Die Stadt, fast nur von Beamten bevölkert und infolge des Steuerprivilegs dieser Beamten hundearm, hat kaum zur Straßenreinigung die Mittel, geschweige denn zur Veranstaltung von Wettbewerben, zur Anschaffung von Musterfassaden und dergleichen; und der Hof, von Natur aus zubörderst daran interessiert, das Schmuckstückchen unter seinen Residenzen mit der vollen Schönheit moderner Künste zu erfüllen, zeigt sich jeder andern Aufgabe besser gewachsen als der, an diesem entscheidenden Punkte die Phantasie der modernen Architekten auf die Probe zu stellen. So trägt man bestnimmungslos einen Baustein nach dem andern von einem Museum ab, an dessen Einrichtung die edelsten Mäzene und Künstler von zwei Jahrhunderten wacker mitgearbeitet haben. Sind wir soweit, daß wir uns solchen Vandalismus leisten können?

Arthur Vollrath (Berlin).

Ledern.

Der Briefwechsel zwischen dem Berliner Magistrat und dem Kriegsministerium ist in der Tagespresse veröffentlicht worden und hat seine sachliche Würdigung schon erfahren. Ich will deshalb hier das Verhalten des Ministeriums nicht weiter kritisieren; denn daß zu der bekannten Raffgerigkeit des Fiskus eine übergeriffene Händlerschläue getreten ist, ist zwar bebauerlich, aber nicht mehr zu ändern. Die Leute, die immer noch „Kausleuten in der Verwaltung“ schreien, werden von dieser Konsequenz unangenehm überrascht sein. Ich will mich an eine Außerlichkeit halten, an den unsäglich ledernen Stil, in dem die Verlautbarungen des Ministerii gehalten sind. Die Herren, die sie abfassen, wissen wohl überhaupt nicht mehr, daß es pronomena personalia und possessiva gibt, denn sie wenden sie nicht an. Wenn sie aber wissen, daß es diese schätzenswerten Redeteile gibt, dann ist absolut nicht einzusehen, warum sie sich so ängstlich vor den Worten Wir, Uns, Unser, Sie, Ihnen und Ihr in Acht nehmen. Da wird gesprochen von „hier vorliegenden Angeboten“, „dortigen Entschließungen“, „dem dort bekannten Stand der Angelegenheit“, „wird anheimgestellt, dortseits einen Vorschlag zu machen“ und der „von hier erbetenen Angabe entgegengesehen“. Das ist einfach gräulich. Um gräulichsten sind die Bildungen „diesseits“ und „dortseits“, und gerade sie werden mit Vorliebe verwendet. Ja, zum Teufel, gentieren sich die höhern Beamten und Militärs nicht, ein so skandalöses und ruppiges Deutsch zu schreiben. Ist das eine Art, seine Muttersprache zu behandeln? „Ledern“ ist für diese Sorte Stil ein noch viel zu milder Ausdruck, und wenn er in meiner Darstellung nicht durch einen kräftigeren und bezeichnenderen ersetzt wurde, so geschah es nicht, weil „man etwa die dortseitigen Empfindungen schonen wollte, sondern diesseits überzeugt ist, daß die hier gemachten Vorwürfe dort als berechtigt anerkannt und beachtet werden dürften“.

Dr. P.



Der Reklame-Kaiser.

Die Memoiren eines napoleonischen Kammerdieners sind erschienen. Der Kammerdiener — ein Herr Daniel — ist natürlich längst gestorben. Und die Memoiren sind durch verschiedene Hände gegangen. Aber der jetzige Besitzer der Memoiren ist ein raffinierter Geschäftsmann. Er hat die Manuskripte ganz persönlich mit der Handpresse gedruckt. Und er gibt die gedruckten Exemplare nicht aus der Hand, gestattet nur, daß man das Büchlein in seiner Wohnung liest. Für das Lesen verlangte er hundertundfünfzig Mark. Nach stundenlangem Handeln erhielt ich die Leseerlaubnis für einhundertundzehn Mark.

Nun kann ich etwas von dem berichten, was ich da lesen konnte. Herr Daniel schildert den alten Napoléon le grand empereur de la grande nation — als Geschäftsmann. Napoléons Geheimpolizisten — er hatte tausende — hatten hauptsächlich den Auftrag, die Vermögensverhältnisse der Bevölkerung zu studieren. Und wer etwas zu viel Geld hatte — nach des Kaisers Meinung — der wurde gleich in peinlichster Weise drangsalirt.

Hand in Hand mit dieser geschäftlichen Agitation ging aber noch eine andre. Napoléon wollte, daß eigentlich alle Leute nicht nur Hab und Gut für den großen Kaiser opferten — sondern auch ihr Leben. Kurzum: der Kaiser hatte die Neigung, den Leuten das Sterben zu verschönern. Und so befahl er am Anfange des vorigen

Jahrhunderts, daß in alle französischen Waffen sein kaiserlicher Name eingraviert würde.

Und sehr bald war ihm das noch gar nicht genug. Er wollte, daß auf jeden Pferdeschenkel der Kavallerie „Vive le grand empereur!“ eingebraunt würde. Da widersetzten sich aber die Hofleute. Der Kaiser fluchte und hielt lange donnernde Reden über die Pferdeschenkel und über die Größe. Aber das half alles nichts. Die Höflinge jagten eisfalt:

„Majestät! Es fällt uns gar nicht ein, den Leuten noch mehr Stoff zum Lachen zu geben. Die Zahl der Napoleon-Karikaturen wächst bereits ins Ungeheuerliche.“

Der Kaiser klagte seinem Kammerdiener Daniel sein Leid. Und dieser gab den Rat, in alle Säbelscheiden nur „Vive l'empereur!“ eingravieren zu lassen.

Und das geschah denn auch. Wer noch einen alten Säbel aus der Zeit des alten Napoleon besitzt, wird auch die kaiserliche Reklame auf der Scheide lesen können.

Doch schon im Jahre 1805 sagte der Kaiser zu Daniel, daß unter allen Umständen noch mehr Reklame für den kaiserlichen Namen gemacht werden müßte — auf sämtliche Knöpfe der großen Armee sollte „Vive Napoleon!“ aufgedruckt werden. Die Höflinge widersprachen abermals.

Danach sollten die Kirchtürme mit der kaiserlichen Reklame verziert werden. Da widersprach der Klerus.

Nun ist es sehr lustig zu lesen, auf was für tolle Reklame-Ideen der alte Napoleon verfiel. Er wollte eines Morgens mal allen seinen Soldaten ein N. auf die Stirne tätowieren lassen. Usw. Usw.

Aber Weiteres will ich von den Memoiren dieses Kammerdieners nicht berichten. Jedermann kann ja die Memoiren lesen — man wende sich nur an Herrn Daniel in Pforzheim. Der Herr gibt jetzt allerdings die Lese-

erlaubnis nicht unter 200 M. Das soll noch für dieses ganze Jahr gelten. Im nächsten Jahre kostet das kleine Vergnügen 500 M. Das finde ich aber auch noch nicht zu teuer.

Paul Scheerbart.



Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usw. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugebender Werte kann nicht erfolgen.

Hermann Löns: Dahinten in der Heide. Roman. Broschiert 3 M., gebunden 4 M. Adolf Sponholz Verlag G. m. b. H. (Hannover).

Hermann Löns ist uns als ein pacender, in Farben schwebender Heideschilderer bekannt, als ein Dichter, der die Einlichkeiten und Schönheiten dieses lange vergessenen Königslandes mit glühenden Worten preist und feiert. — In der Heide spielt auch sein neuer Roman: Er gibt uns den Aufstieg eines ehrlichen Heidjers aus Not und Schande, in die ihn sein heißes Blut und ein unbedachter Augenblick gerissen, zu Ansehen und Ehre. Er wurzelt wieder fest in der Heimat, die er hat verlassen müssen, und rettet sie gar von der die Heimateigenart unterwühlenden und zerkessenden städtischen Kultur des Berliner Unternehmertums. Der ehemalige Flüchtling ist der moralische und soziale Halt seiner Heimat geworden. . . . Einfach ist die Fabel und einfach sind die Menschen. Verschlungenen Entwicklungen geht Löns aus dem Wege. Seine ganze Aufmerksamkeit und Liebe hat er auf diese eine Gestalt gesammelt, daß sie markig und wuchtig, fest umrissen und allseitig beleuchtet im Mittelpunkt der Handlung steht. — Die freudige und stolze Liebe des Dichters zu seinen Heidemenschen und ihrer schönen und herben Heimat lodert allenthalben durch den Roman, und die heiße Flamme des Dichters springt aus dem Buche auch auf uns über, daß wir sie ebenfalls lieb gewinnen müssen: die niederdeutsche Erde und den niederdeutschen Bauern. Möge der Roman in dieser Wirkung allen ein Segen werden, dann hat er seinen Zweck erfüllt.

Wilhelm Lennemann.

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M.
Einzelnummer 40 Pf.

— Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. —

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugplätze nach Vereinbarung. —

Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

**Kaiser
Friedrich
Quelle**

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis
Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW.
— Telefon-Amt VI, No. 669. —

Eine ernste Mahnung an alle Amateurphotographen!

Jeder Photographierende muss bedenken, dass die Qualität seiner Bilder von der Qualität der verarbeiteten Papiere abhängig ist, denn mit einem vorzüglichen Papier kann man auch von einer schlechteren Platte noch brauchbare Bilder erzielen, mit einem schlechteren Papier aber nicht einmal von guten Negativen. In der ganzen Welt sind die N. P. G. Papiere als erstklassig bekannt; ihre jahrelange Gleichmässigkeit und Haltbarkeit rechtfertigt diesen guten Ruf und machen es dem gewissenhaften Amateur sozusagen zur Pflicht, diese Marken für seine Arbeiten zu verwenden. Jeder Lichtbildner informiere sich deshalb im eigenen Interesse über die N. P. G. Fabrikate und verlange von der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G., Steglitz 181, kostenfreie Zusendung der Gesamtpreisliste nebst Probeheft der Zeitschrift »Das Bild«.

Deutsche Kaufleute

lerat fremde Sprachen zu Hause perfekt!

Engl., Franz., Italien., Russisch, Schwedisch, Spanisch usw., durch weltberühmte Selbstunterrichtsbriefe. Vorkenntnisse unnötig. Tausende verdanken diesen Briefen ihre Existenz od. bessere Stellung. Verlangen Sie sofort Prospekt gratis. Umlangreicher Probebrief (Lekt. I) gegen 50 Pf. in Marken.

O. Hofmann, Gommila 203, Reuss.

Antiquar. Kat. 34. Philosophie

„ „ 36. Litteratur

gratis und franco:

J. Krause, Antiquariat, Halle a. S.

Hygienische

Bedarfsartikel. Neuest. Katalog. m. Empf. viol. Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
H. Unger, Gummiwarenfabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92

Empfehlenswerte Hôtels.**Berlin:**

Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:

Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.:
Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):

Hôtel und Naturweinkellerei „Zur
Kanne“. Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:

Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:

Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:

Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:

Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:

Hôtel „Schiesen“-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:

Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:

Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:

Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:

Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.

Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.

Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross“. Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:

Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

VERLAG VON HERMANN HILLGER IN BERLIN UND LEIPZIG.

SCHILLER. (BÜCHER DER GEGENWART, BAND I.)

Gesammelte Aufsätze aus der Gegenwart (1872—1909) von Ludwig Bellermann, Karl Berger, Ludwig Geiger, Max Hecker, Adolf Heilborn, Peter Hille, Ignaz Jeżower, Marie Joachimi, A. W. J. Kahle, David Koigen, Paul Lindau, W. v. Maltzahn, Adolf Rümelin, Otto Runk, Karl Siegen, H. Welcker u. a. Das Buch ist mit einem Zweifarben-Holzschnitt des Schillerhauses in Weimar geschmückt. Kart. 2 M.

SCHILLERS WERKE. Inhalt: Vorwort (Friedrich Schiller in seiner Bedeutung für das deutsche Volk, mit Illustrationen), sämtliche Gedichte, Die Räuber, Die Verschwörung des Fiesko zu Genua, Kabale und Liebe, Don Carlos, Wallensteins Lager, Die Piccolomini, Wallensteins Tod, Maria Stuart, Die Jungfrau von Orleans, Die Braut von Messina, Wilhelm Tell. Gebunden 2 M.

FESTGABE AUS SCHILLERS WERKEN.

Mit Einleitung (Aus Schillers Leben). Inhalt: Gedichte (Auswahl) und Wilhelm Tell. Broschiert 40 Pfg. Gebunden 60 Pfg.

WORTE DER WEISHEIT AUS SCHILLERS WERKEN. Ausgewählt von Hermann Kölling. Mit biographischer Einleitung. Broschiert 50 Pfg.

WORTE DER WEISHEIT AUS GOETHES WERKEN. Ausgewählt von Hermann Kölling. Mit biographischer Einleitung. Broschiert 50 Pfg.

WILLIAM SHAKESPEARE. Eine Biographie von Dr. F. Obst. Mit 9 Illustrationen. Broschiert 50 Pfg.

ZU BEZIEHEN DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN SOWIE DIREKT VOM VERLAGE.

Die Gegenwart

Nr. 43.

Berlin, den 22. Oktober 1910.

39. Jahrgang
Band 78.

La Portugaise.

Die schönen Tage von Necessidades sind vorüber. Manuel ist ausgelöscht im Buche der Gefrönten. Am Mitternacht mußte er herunter vom Thron, mit den königlichen Weibern seines Hauses hinaus in die Oktobernacht, auf den Ozean, der ihn fernhin zu den Säulen des Herkules tragen sollte und späterhin weiter bis zur ultima Thule des nebeligen Albion. Es ist nicht schön, ein Königreich auf Nimmerwiedersehen hinter sich zu lassen, ein sonniges, kleines Königreich, in dem der süßeste Wein wächst. Es ist noch weniger schön, wenn die Rebellen der eiligen Flucht im Verstecke zugeschaut haben, mit dem perfiden Wunsche: wäre er doch erst heil und gesund draußen! Und daß es auf Nimmerwiedersehen war, hat der kleine Manuel sicherlich gewußt, ebenso wie seine energischere Frau Mutter, die in diesen Stunden der Flucht trotz aller mütterlichen Tatkraft der betrännten Hekuba ähnlicher gesehen hat, als einer Löwin, die ihr Junges verteidigt. Dann saß der kleine Manuel in Gibraltar und schrieb unter mütterlicher Assistenz ein Memorandum, um der Welt zu beweisen, wieso und warum alles so kommen mußte. Zweimal hat er es abschreiben müssen; denn es ist keine Kleinigkeit, untadelig darzutun, daß man nicht „davongelaufen“ sei, wenn man doch eben davongelaufen ist. Aber schließlich kann man ihm diese kleine Selbstrechtfertigung gönnen. An formelle Abdankung denkt er sowieso nicht. Ist nicht das Los eines unschuldig vertriebenen Königs, immer noch „Königs“, so viel romantischer und — lukrativer? Raam würde Manuel je zu sich sprechen, wie Richard II., der Entthronte, sprach:

„Wend' ich mein Auge auf mich selbst,
So find ich mich, Verräter, wie die andern.
Denn meine Seele hat hier eingewilligt,
Den Schmutz von eines Königs Leib zu streifen.“

Die Dynastie der Braganza ist kümmerlich erloschen. Ihr Docht war abgebrannt bis zum Grunde. Selbst ein politisch und kulturell so niedrig stehendes Volk wie das der portugiesischen Analphabeten vermochte die leere, wächserne Hülle wegzuwischen. Schon Dom Carlos wurde seiner-

zeit in Oporto schmähtlich behandelt. Was leisteten auch die Braganzas? Aber das ist schließlich nicht einmal der Gesichtspunkt. Wieviel Portugiesen wissen überhaupt, was eine Republik ist! Ob Republik oder Monarchie, die Hauptsache ist, daß die Verhältnisse der Verwaltung vor allem finanziell durch und durch verrotten waren, und das spürt jeder. Nichts leichter dann, als daß eine kleine Gruppe Intellektueller, teils Idealisten, teils Egoisten, die Schuld dem Königtume zuschob und ohne viel Mühe die Macht an sich nahm. Ein Berliner, der jahrelang in Lissabon gelebt hat, erzählte, es sei durchaus nichts Ungewöhnliches, daß ein Fremder von hundert Bettlern umringt werde. Und solches Volk stellt dann Soldaten! Kann man sich wundern, daß sie mitlaufen, wenn geschossen und geprügelt wird, und wenn man ihnen fürs Mitprügeln gar noch goldene Berge der Zukunft verheißt? Unter diesem Volk konnte eine Dynastie keine Wurzeln mehr haben. Ecrasez l'infame! Der kleine Manuel hätte es selbst beim besten Willen nicht ändern können. Er büßt den Lauf der Geschichte. Persönlich deprimierend kann ihm nur die kümmerliche Ruhmlosigkeit seines Ausgangs sein. Wie das Gras, wenn der Wind darüber fährt, so ist er nimmer da und seine Stätte kennet ihn nicht mehr. Wer spricht noch von Manuel? Keiner rührt den Finger um sein zerbrochenes Gottesgnadentum. England nimmt ihn auf, aber betont fast beleidigend deutlich, daß das nur eine persönliche Höflichkeit sei. Um den König kräht kein Hahn. Man interessiert sich nur für die Frage, wie diejenigen, die jetzt die Herren sind im Augiasstall, den Besen führen wollen. Leicht haben sie's nicht. Da schrieb ein vom greisen Präsidenten Braga enthusiastischer Journalist, es sei ganz wie in Platos Idealstaat: der Philosoph tritt das Erbe des Königs an. Der alte ehrliche Braga, was er sich träumt von hohem, nationalem Aufschwung im Innern und nach außen, von edler Zivilisation und Gesittung, von freier Kulturentfaltung und einer sozialen Zukunft, das sind doch alles nur Phantasien des Alters. Kann er ein Heer von Volkserziehern aus der Erde stampfen? Wächst ihm die segensvolle Saat stilllicher Kräfte auf der

flachen Hand? Wo will man sie hernehmen? Zerstören ist leicht. Ein Königtum ist im Nu erloschen. Aber wer lehrt die Revolution ihre destruktiven Tendenzen in die Linie positiven Aufbaus umkehren? Und wer bringt die marodierenden Soldaten, die sich gegenwärtig aus der Mönchs- jagd einen Sport machen, zu der Einsicht, daß Revolution etwas einmaliges sei, aber kein Saisonvergnügen, das man alle halbe Jahr wiederholt? Es scheint schon jetzt nicht alles so glatt gegangen zu sein, wie's anfangs schien. Sonst pflegen die Gewalthaber eines neuen Regimes nach siegreichem Umschwung die Welt eher zu viel als zu wenig von der Fülle ihrer Zukunftsgesichte in Kenntnis zu setzen. Auch die Lissaboner Regisseure nahmen darin einen recht vielversprechenden Anlauf. Die Korrespondenten aller Welt wurden vorgelassen und mit Programmatik beladen heimgeschickt. Dann mit einem Male hieß es nur noch: hier herrscht Ruhe. Das ist stets ein Zeichen, daß etwas nicht klappt. Also ganz leicht hat man es selbst in Portugal nicht, eine Republik zu fabrizieren, selbst wenn der König das Land beim ersten Kanonenschuß verläßt.

Worauf kommt es denn für die Regierung an und wo sitzen ihre Feinde? Sie wird zunächst darauf bedacht sein, sich im Parlament die republikanische Mehrheit zu sichern. Das ist nicht schwierig. Mit einer monarchistischen Gegenpartei hat man vorläufig vielleicht überhaupt nicht ernsthaft zu rechnen. Ein großer Teil der Royalisten ist ja schon a tempo ins andre Lager gezogen. Da liegt nicht die erste Not. Worauf es ankommt, das ist etwas andres. Es gilt der allgemeinen Korruption ein Ende zu machen und die eigenen Verheißungen zu bewahren, und das ist schwieriger. Alle muß man sie an der großen Krippe der Republik mitessen lassen, und alle müssen sie satt werden, sonst wird die Gegenbewegung, für die zunächst jeder Kristallisationspunkt gefehlt hat, sehr schnell kommen. Die Schar der Unzufriedenen darf nicht wieder wachsen. Denn man kann sicher sein, daß sie sich aus allen Lagern zusammenfinden werden, die Nichtgesättigten. Da sind vor allem die Klerikalen. Man verdenkt es den Republikanern schwerlich, daß sie die faulen Bäuche der Mönche und Nonnen über die Grenze schaffen möchten. Sie sind in Portugal direkt eine Landplage. Wie man sieht, will auch sonst niemand sie aufnehmen, — die Kölnische Volkszeitung ausgenommen. Spanien expediert sie schleunigst weiter. Selbst das heilige Italien schließt schaudernd seine Türen vor solcher Invasion. Ein Nönnlein soll vor Schreck des bösen Todes gestorben sein bei der Nachricht, daß sie ausziehen müsse, die Ärmste. Aber dieses Volk ist ja gar nicht einmal das Gefährlichste. Gefährlich sind die, so in ganz zivilen Schafskleidern einhergehen, die Priester der vom Staate zu trennenden Gemeinden, die Führer einer unfehlbar entstehenden, klerikalen

Partei und alle offiziellen und geheimen Agenten Roms. Denn diese „Brüder Jesu“ wird auch die Republik nicht los. Hier wie überall werden sie immer da sein, wo zwei oder drei Unzufriedene beisammen sind, und ihre Zungen werden reden, wie es der Augenblick verlangt. Daß sie unter anderm auch die monarchistische Parole sich zu eigen machen, ist nicht zweifelhaft. Man berichte jetzt Gruselgeschichten von unterirdischen Gängen, aus denen unheimliche Mönche auftauchen, um unter Hinterlassung irgendeines gefährlichen Gestankes wieder in den Bauch der Erde zu verschwinden. Diese Brüder wird man bald ausgeräuchert haben; aber später werden sie offen über die Straßen und Plätze gehen, und der Gestank wird nicht minder gefährlich sein. Da also liegt die schwerste Gefahr der jüngsten Republik. Rom hat sich noch nie zur Süre hinauswerfen lassen, ohne daß es nicht verstanden hätte, von hinten herum wieder ins Haus zu schleichen. Und jeder bringt dann sieben andre mit, die ärger sind, als er.

Hinzu kommen all die inneren Probleme der Schul-, Verwaltungs- und Militärorganisation. Und vor allem die Finanzpolitik. Sparen will man. Sparsamkeit ist eine schöne Sache. Vom Hörensagen kennen auch wir sie. Aber was ist denn in Portugal viel zu sparen? Und ob die Helden der Lissaboner Revolution begeisterte Steuerzahler sein werden? Vorausgesetzt, daß sie überhaupt etwas haben. Der idealistische Opfermut portugiesischer Geldleute wird auch keinen allzu langen Atem haben. Bleiben die Zölle. Aber damit verschneupft man sich das Ausland. Versichert daher schon in allen Tonarten, man denke nicht daran, sie zu erhöhen. Unter der Dynastie waren jedoch derartige Tendenzen bereits stark im Steigen. Wird nicht auch die Republik früher oder später auf diesen Weg gedrängt werden? Und wie dann, wenn etwa die klerikal-monarchistischen so klug gewesen sind, diesen Programmpunkt vorweg für sich zu annectieren? Das wäre eine böse Klemme, die leicht zum Zerfall der republikanischen Partei führen könnte. Es schlummern, wie man sieht, viele Schwierigkeiten im Schoße der Zukunft. Indes noch hat es kaum Zweck, tiefer in das Rattenest von Fragen einzudringen, in das sich die Republikaner gesetzt haben. Noch haben sich ja nicht einmal die nächstbeteiligten Faktoren gebildet. Es kann lange dauern, bis man überhaupt nur äußerlich zur Ruhe kommt. Und schon darüber sollte man froh sein. Das andre findet sich später, — wenn man dann noch lebt.

Weniger Schwierigkeiten macht die auswärtige Lage. England hat den Erkö nig in der Hand und kann ihn jederzeit vorzeigen. Das ist immer praktisch. In Portugal denkt indes niemand daran, dem mächtigen Protektor Opposition zu machen. England wird also weiterhin die portugiesischen

Finanzen „beschatten“ und wird weiterhin den meisten Portwein trinken. Es fällt ihm nicht ein, auf das eine so wenig wie auf das andre zu verzichten. Das weiß Herr Braga fogut, wie es Manuel gewußt hat. Frankreich hat mit sich selbst zu tun. Ihm liegt außerdem Spanien näher. Auch ist das Republik-sein noch kein unbedingter Grund, sich zu verheiraten. In Italien phantazieren einige Köpfe vom Panrepublikanismus — bewunderungswürdiges Wort — aber im übrigen denkt auch dort kein verständiger Mensch daran, eine andre als neutrale Haltung einzunehmen. Für Spanien liegt die Sache kitzlicher. Zum Glück hat man zufällig gerade selber ein radikales Ministerium, wer weiß, was sonst geschähe. Es kann immer noch einmal die Zeit kommen, da auch in Spanien die Probe auf die Festigkeit der monarchischen Wurzeln gemacht wird. Man hat also alle Ursache, weder kalt noch heiß zu sein. Ist man zu kühl gegen den republikanischen Nachbar, so schürt man die revolutionäre Flamme, die seit langem im eigenen Lande brennt. Ist man zu liebevoll, so verwischt man die Unterschiede, verstärkt die klerikale Reaktion und stürzt sich in erneute innere Kämpfe. Die Wage schwankt daher ängstlich um die Mitte.

Deutschland bleibt selbstverständlich kühl bis ans Herz hinan. Wie so oft. Und meistens ist das unsre Stärke. Vergleichen können wir uns beim besten Willen nicht mit diesen kleinen romanischen Ländern. Wir können nur mit einem: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie diese, auf ihr Volk und auf unseres blicken, vor allem auf unsre Armee, auf die sich das Vertrauen unsrer Nation zuletzt gründet. Im übrigen warten wir ab, wie der portugiesische Hase laufen wird. Unser Gesandter hat sich sofort an Ort und Stelle begeben. Wir werden schon aufpassen, daß wir zu unserm Rechte kommen. Um Manuel tut's uns ja leid, indeß — das Geschäft geht vor. De facto rechnet jedermann mit einem Wandel der Dinge. Die jüngste der europäischen Republiken ist unter den Klängen der frisch nach Bedarf komponierten „Portugaise“ viel zu schmerzlos leicht zur Welt gekommen, als daß sie schon im Säuglingsalter wieder einginge. Für ein gesundes Gedeihen allerdings kann Garantie nicht übernommen werden.



Politische Zerfegung in England.

Von Otto Corbach (Charlottenburg).

Nach Thorold Rogers waren in England Whigs und Tories vor dem Jahre 1824 zwei und ein halbes Jahrhundert hindurch in holder Eintracht befreit, „den Arbeiter auf die tiefste Daseinsstufe hinunter zu peinigten, jede Regung eines

organisierten Widerstands niederzutreten und Strafe auf Strafe zu häufen, so oft er sich seiner Menschenrechte erinnerte“. Diese gräßlichen Zustände wurden nun nicht etwa von den Whigs als einer für Freiheit und Volkswohl begeisterten Demokratenpartei überwunden, sondern, wie Karl Jentsch mit Recht in seinem Buche „Die Partei“ hervorhebt, „die Entdeckung, daß die Verschlechterung der Rasse die Rekrutierung der Marinebemannung erschwere, die aus den Londoner Slums hervorziehende Cholera, die Nordbrennereten verzweifelter Arbeiter und die Chartistenunruhen erzwangen den christlich gesinnten Sozialreformern Gehör.“ Diese der Torypartei nahestehenden Männer rangen den Lords und Gentlemen beider Parteien zunächst Kinderchutzgesetze, dann mit den Bürgern der Großstädte zusammen die Parlamentsreform ab. Erst seitdem suchen beide Parteien einander den Wind aus den Segeln zu nehmen und dadurch Stimmen zu gewinnen, daß sie einander in volksfreundlichen Versprechungen, die sie auch halten müssen, überbieten. Indessen hat alle bisherige Reformgesetzgebung doch nicht die Entstehung einer besondern Arbeiterpartei zu hindern vermocht, und das hat wieder bei den Lords und Gentlemen der beiden historischen Parteien die alten arbeiterfeindlichen Instinkte geweckt und sie zu dem Versuche getrieben, die neue parlamentarische Konkurrenz zu vernichten. So entstand das sogenannte Osbornurteil, jene Entscheidung des höchsten Gerichtshofes, durch die die Gewerkschaften der Freiheit beraubt wurden, obligatorische Beiträge zur Besoldung der von der Arbeiterpartei ins Unterhaus gesandten und auf ihr Programm verpflichteten Abgeordneten zu erheben, die sie nahezu 50 Jahre hindurch genossen hatten. Die bürgerlichen Parteien, die ihre Kandidaten für das Parlament fast ausschließlich aus der von vornehmen Grundbesitzern, Großindustriellen und Großkaufleuten gebildeten Oberschicht der englischen Gesellschaft beziehen, können auf eine solche Unterstützung natürlich verzichten.

Es scheint nun aber, daß das Osbornurteil in England eine ähnliche, die Klassegegenfähe verschärfende Wirkung ausüben werde, wie früher Ausnahmegesetze gegen die Sozialdemokratie in Deutschland. War die Gegenliebe, die die unterstützungsbedürftigen Arbeiterpartei bei den reichen Gewerkschaften fanden, bislang noch recht gering und wenig zuverlässig, so erlebte man es auf dem jüngst in Sheffield abgehaltenen Gewerkschaftskongreß, daß die Erklärungen mehrerer Parlamentarier, lieber ins Gefängnis wandern, als das Osbornurteil beachten zu wollen, Stürme der Begeisterung hervorriefen, und die die Aufhebung der Entscheidung des Hauses der Lords fordernde Resolution fast einstimmig angenommen wurde. Bezeichnend ist ferner folgender Vorgang. In den letzten Tagen ist der erste der parla-

mentarischen Kronjuristen Englands, der Attorney General, zurückgetreten, um einen Sitz als Richter am Appellhofe anzunehmen. Der bisherige Solicitor General, sein Kollege, wird infolgedessen Attorney General, und der neu ernannte Solicitor General muß sich in dem großen Wahlkreise Walthamston der Neuwahl unterziehen. Die Männer der unabhängigen Arbeiterpartei aber erklären nun, seine Wahl sei nur dann möglich, wenn die Regierung sich vorher anheischig mache, sich ihrem Willen in Sachen der obligatorischen Beiträge der Gewerkschaften für die Parlamentsklasse der unabhängigen Arbeiterpartei zu fügen. Auf solche Weise dient gerade das Osbornurteil dazu, das Klassenbewußtsein in der englischen Arbeiterschaft zu wecken und zu stärken und dadurch die Voraussetzung für die Bildung einer großen sozialistischen Partei nach kontinentalem Vorbilde zu schaffen. Gleichzeitig hat die Furcht vor der sozialistischen Gefahr begonnen, in den bürgerlichen Parteien ähnliche Verwirrung anzustiften, wie in den modernen Staaten des Kontinents. Asquiths Versuch, in der Vetofrage die führenden Elemente der Whigs und Tories unter einen Hut zu bringen, ähnelt dem Bülow'schen Gedanken einer „Paarung konservativen und liberalen Geistes“ für den Deutschen Reichstag. Das Experiment scheint aber in England ebensowenig zu glücken, wie es in Deutschland geglückt ist. Die versöhnliche Haltung Balfours hat schon zu einer Art Revolte in der Torypartei geführt. Der junge Nachwuchs der Partei, eine Schar von hundert Mitgliedern des Ober- und Unterhauses, gab am 4. Oktober eine öffentliche Erklärung, worin sie vor allem ein viel schärferes, rücksichtsloses Vorgehen als das bisherige fordern. Noch mehr ist die Einigkeit in der liberalen Partei seit Beginn der Verhandlungen über die Vetofrage in die Brüche gegangen, nur daß bei ihr das Verantwortungsgefühl einer regierenden Mehrheit den Konflikt nicht zum offenen Ausbruch kommen läßt. Inzwischen tun die irischen Nationalisten ihr möglichstes, die Verwirrung zu vergrößern. Sie befinden sich gerade jetzt auf Agitationsreisen, und in jeder Rede, die sie halten, betonen sie, das Kabinett Asquith müsse entweder dem Oberhause den Garaus machen und Homerule für Irland durchdrücken oder untergehen.

Bisher pflegten festländische Politiker den englischen Parlamentarismus für mustergültig, sein Zweiparteiensystem für erstrebenswert zu halten, und auch in Deutschland haben sich besonders in liberalen Kreisen viele Leute mit der Hoffnung getragen, daß sich hier mit der Zeit eine große liberale und eine große konservative Partei in der Herrschaft abwechseln würden. Nun zeigt sich aber, daß die Kräfte, die auf dem Kontinent allen Nachahmungen der englischen Verfassung immer erfolgreicher widerstreben, schließlich auch

die „Mutter der Parlamente“ zu bezwingen vermögen; denn es handelt sich in England wie auf dem Festlande bei der fortschreitenden Zersplitterung der ursprünglichen Parteien um nichts anderes als einen unaufhaltamen Zersetzungsprozeß.



Die Ergebnisse der Kaisermanöver.

Von Oberstleutnant a. D. Rogalla v. Bieberstein (Breslau).

II.

Daß die Schwere der die „Leere des Schlachtfeldes“ unterstützenden Felduniform betrifft, die, wie berichtet ward, dem Kaiser mit der Falschmeldung über die Hauptstellung der roten Partei den Beweis lieferte, die neue Felduniform sei ein wirklicher Fortschritt auf strategischem Gebiet, so ist hervorzuheben, daß jene Leere ganz wesentlich durch die vorzügliche Deckungnahme der Truppen des I. Armeekorps und da, wo irgend angängig, auch der des XVII. Korps hervorgerufen wurde. Schaffte sich doch u. a. dessen Kavallerie-Division einmal durch Eingraben Deckung. Die Wirkung der dem Gelände angepassten Felduniform darf daher nicht überschätzt werden. Von fachmännischer, artilleristischer Seite wird überdies versichert, daß die bei allen Batterien vertretenen „Scherenfernrohre“ der Artillerie von derartiger Schärfe und Beobachtungsgenauigkeit sind, daß sie selbst auf die weitesten in Betracht kommenden Entfernungen die Bewegungen des Gegners und nicht völlig verdeckte Truppenziele usw. erkennen lassen. Dazu kommt noch, daß die Farbe der Pferde der berittenen Waffen der des Feldgraus nicht entspricht, und somit deren Bewegungen in Sicht des Gegners auch künftig weithin erkennbar sein werden. Betreffs des neuen Beobachtungswagens der Artillerie, auf dem das Scherenfernrohr zur Verwendung gelangen kann, wird allerdings bemerkt, daß er zu schwerfällig sei und daher nicht selten den richtigen Moment des Auffahrens der Batterien in die Gefechtsstellung verpasse. Immerhin empfiehlt sich zweifellos die Verwendung der Felduniform für Krieg und Manöver. Besonders vorteilhaft trat bei den Manövern der „Gefechtsdrill“ der Truppen im vorzüglich gedeckten Anmarsch und Aufmarsch sowie in der Entwicklung der Schützenlinien, der gedeckten, in blitzschnellem Sprunge erfolgenden Annäherung der Angreifer und in der schweigenden Vorbewegung nur auf Zeichen und Winke bei den Angriffen des XVII. Armeekorps auf die vorzüglich gewählten und angeordneten Stellungen des I. Armeekorps, sowie auch bei dem sehr geschickten, unbemerkten Verlassen dieser Stellungen hervor,

und der Kaiser soll diesen dem Sinne des Exerzierreglements entsprechenden „Gefechtsdrill“ als die wichtigste Errungenschaft der Manöver erklärt haben.

Konnte man, da die gegebene Kriegslage ausdrücklich auf die Anlage einer befestigten Feldstellung durch die rote Partei hintwies, einen tagelang minutiös durchgeführten Positionskrieg, ähnlich dem der Japaner bei ihren Angriffen auf die russischen Stellungen bei Liaohang, am Schaho und Mukden, erwarten, so wurde diese Erwartung durch die Wahl und das nach Erreichung ihres Zweckes sehr rechtzeitig erfolgende Aufgeben der Scheinstellungen der roten Partei, sowie durch den für die blaue Partei damit entstandenen Zeitverlust enttäuscht. Nur in dem kurzen Zeitraum vom Nachmittag und Abend des 9. bis zum kaum halben Vormittag des 10. Septembers kam das Logieren des Angreifers, des XVII. Armeekorps, vor der starken, vortrefflichen Stellung der 1. Division des I. Armeekorps vor dem Trautenwalde und nördlich desselben, sowie die neuzeitlich gebotene Annäherungsweise an die starke Stellung zur Geltung.

Die Anlage dieser Stellung mit ihren durch Birken-Laubwerk, Kartoffelkraut usw. höchst geschickt gedeckten und mit Scharten zum Ausblick versehenen Batterien, mit ihren Verhaue und tiefen, ähnlich verdeckten, selbst Ackerfurchen als Scharten benutzenden, mit Schulterwehren versehenen Schützengräben und endlich ihren Scheintwerfern und Beobachtungsposten war mustergültig und zeigte nicht nur das große Geschick der ostpreussischen Pioniere, sondern auch das der Infanterie des I. Armeekorps in der Herstellung zeitgemäher Feldebefestigungen.

Der Führer der roten Partei hatte in richtiger Bewertung der Stärke dieser Stellung nur $\frac{2}{6}$ seiner Infanterie, die erste Division, nebst der erforderlichen Artillere zur Verteidigung dieser natürlichen Festung verwandt, während der Gegner genötigt war, seine Hauptkräfte, die 41. und 35. Division, die letztere als deren Unterstüzung, zum Angriff auf die starke Stellung zu gebrauchen. Der Führer der roten Partei war dadurch in den Stand gesetzt, das Gros seiner Streitkräfte, die 2. Division, die gemischte Infanterie-Brigade und die aus seiner Kavallerie gebildete Kavalleriedivision „Brecht“ dem Angriff der blauen 36. Division entgegenzustellen, sie zu umfassen und zurückzuwerfen, und so die blaue Partei mit dem Aufrollen von ihrem nördlichen Flügel her zu bedrohen, eine Situation, die den Schluß der Manöver herbeiführte. Die große, etwa $1\frac{1}{2}$ Meilen betragende Ausdehnung der in der Verteidigungslage befindlichen roten Partei am 9., geringer zwar mit Beginn des 10. September, war durch das weite, nördliche Ausholen der blauen Partei veranlaßt und gerechtfertigt, konnte jedoch ungeachtet des heutigen erweiterten Feuerbereichs der Artillerie und

Infanterie andernfalls kaum als zulässig erscheinen, wenn auch das I. und XVII. Armeekorps Anlehnung an im Süden angenommene, andre Streitkräfte ihrer Armeen hatten. Bei der Führung des XVII. Armeekorps aber wurde nicht genügendes Zusammenhalten der Kräfte moniert. Wie verändert jedoch heut die betreffenden Verhältnisse infolge der Steigerung der Feuerbereiche sind, erhellt daraus, daß früher für eine Verteidigungsstellung durchschnittlich 5 Mann pro Schritt ihrer Front, und zwar 3 für das Defensivfeld und 7 für das Offensivfeld (Caldiero), und somit für ein Armeekorps von früher 30 000 Mann, 6000 Schritt Frontbreite in einer Defensivstellung gerechnet wurde, unter gewöhnlichen Gefechtsverhältnissen aber 3 Mann pro Schritt und somit 30 000 Mann pro deutsche Meile. Wenn nun auch, wie erwähnt, der heutige gesteigerte Feuerbereich eine größere Frontausdehnung gestattet und erfordert, so erscheint doch die Gefahr des Durchstoßens derart lockerer Stellungen durch mehr zusammengehaltene und dadurch örtlich überlegen werdende Kräfte, namentlich an Artillerie, bei Anmarsch noch während der Dunkelheit, vorhanden. Der Angriff der roten Partei auf die starke Stellung erfolgte bereits am 9. um 3 Uhr nachmittags. Vor Einbruch der Dunkelheit wurde er auf 800 und 1000 Meter an die roten Verhaue herangetragen und dort durch Schützenwehren geschützt, nach angemessener Vorbereitung durch überlegenes Geschützfeuer im ersten Tagesgrauen des 10. Septembers um 4,30 Uhr früh fortgesetzt, und dann von der Infanterie in loser Kompagnieformation mit den abwechselnd sprunghaft oder robbenartig sich vorwärtzenden, oder auf Händen und Knien kriechenden Zügen, unter Benützung jedes Geländevorteils, sehr geschickt und gedeckt durchgeführt. Die Verluste der 41. Division waren jedoch so groß, daß er scheitern mußte, überdies wurde deren Unterstüzung, die 33. Division, im kritischen Momente im Kampf engagiert, und hätte der Angriff auf die starke Stellung eine sehr starke Überlegenheit von Infanterie erfordert.

Eine neue Erscheinung bei den Manövern war die in der französischen Armee bereits seit einigen Jahren geübte Darstellung der Verluste und ihrer Wirkungen durch das Außergefichtsetzen der als verwundet und gefallen Angenommenen. Besonders aber trat die den neuen Reglements entsprechende, modifizierte Verwendung der Kavallerie in deren häufiger Verwendung zum Fußgefecht hervor, eine Verwendung, die am 9. September bei der blauen Kavalleriedivision sogar zur Entwicklung zweier Brigaden zum Fußgefecht gegen das von roten Karabinerschützen verteidigte Dorf Schmauch und zur Einnahme desselben führte.

Der Raum nötigt uns, auf eine Darstellung der Verhältnisse hinter und zwischen der Front, der Verwendung der neuesten Verbindungs-, Ver-

lehrs- und Beleuchtungsmittel, der Lastkraftfahrzeuge, der Personen-Automobile, des Funkenspruchs, des Signalwesens, des Verpflegungsmodus usw. zu verzichten. Hervorgehoben sei noch, daß das I. Armeekorps durch seine vortreffliche Marschdisziplin vorteilhaft hervortrat. Die diesjährigen Kaisermanöver stellen nach Anlage und Durchführung eine vortreffliche Leistung dar, was namentlich für den Führer der roten Partei, seinen Generalstab und seine Truppen gilt, da die Oberleitung der Manöver den Führern völlig freie Hand gelassen hatte, und von Eingriffen der Leitung bis jetzt nichts bekannt wurde. Somit ist auch der Nordosten des Reiches bei einem etwaigen künftigen Kampfe gut beschirmt.



Björnson auf Aulestad.

Von S. Knuth.

Bohl die allerwenigsten wissen, daß Björnson ein stark interessierter Landmann war. Er hat sich einem meiner Bekannten gegenüber einmal folgendermaßen geäußert: „Im landwirtschaftlichen Betriebe ist es hauptsächlich die Urbarmachung der Erde, die mich interessiert; neues Land zu schaffen, darum handelt es sich. Ich kann wohl sagen, daß mir diese Arbeit mehr am Herzen liegt, als meine Bücher. Selbst wenn ich außer Landes bin, sind meine Gedanken auf Aulestad. Mein Vater war auch ein eifriger Landwirt. Leute aus der Heimatgegend wissen davon zu erzählen.“

Björnsterne Björnson war der Ansicht, daß jeder Mensch ein Stück Erde besitzen müsse, weil die Menschen dazu bestimmt seien, und daß derjenige, der sich nicht mit der Kultivierung der Erde abgebe, manche wahre und unverfälschte Freude entbehren müsse.

Da er eine hervorragende Persönlichkeit war, hatte er selber den Anfang damit gemacht, indem er seinen Tagelöhnern unter leichten Bedingungen die sonst den Häuslern zukommenden Ländereien von Aulestad verkaufte. Er hatte auch ihretwegen eine kleine Bank gegründet, wo sie kleinere Summen leihen konnten, wenn es ein schlechtes Jahr gewesen war, oder irgendein Unglück den kleinen Besitz getroffen hatte. Die Zinsen dieser Anleihen betragen nur 2 Prozent und die Abzahlungsbedingungen sind sehr gelinde.

Eine Folge von Björnsons Humanität war, daß es auf dem Hofe Leute gibt, die ihm getreulich 20—30 Jahre gedient haben.

Im ganzen Gudbrandstal gibt es keinen besser bewirtschafteten Hof als Aulestad. Ich habe persönlich alle zum Betrieb des Hofes gehörenden

Gebäude in Augenschein genommen und hatte einen überwältigenden Eindruck von dem hübschen, reinlichen Äußeren und dem gut gehaltenen, sauberen Inneren, so daß sich kein Hof in Dänemark von entsprechender Größe mit Aulestad vergleichen kann. Mit Ausnahme von Björnsons eigenem niedrigen Wohnhaus, sind sämtliche Gebäude in den letzten 15—20 Jahren errichtet worden. Der Kuhstall ist besonders gut mit einem Futtergang in der Mitte und mit Gängen hinter den Röhren zum Reinigen des Stalles. Überall ist elektrisches Licht, was in außerordentlicher Weise das wohlgepflegte Aussehen Aulestads erhöht. Es war namentlich der Kampf mit den vielen Steinen, der Björnsons streitbares Gemüt interessierte. Die Erde ist außerordentlich fruchtbar, aber der Steine sind viele, und sie müssen fortgeschafft werden, wenn ein Resultat erreicht werden soll. In diesem Kampfe war der Sohn, Erling Björnson, der sehr tüchtig ist, dem Vater eine rechte Stütze.

Wir, die wir aus andern Ländern stammen, haben kaum eine Ahnung von der Geduld, die vonnöten ist, um in Norwegen ein Feld von Steinen zu befreien. Unter Mühen und Beschwerden sammelt man in einem Jahre alles auf, was da ist. Nun sieht das Ganze nett und sauber aus; aber es ist, als sei Leben und Bewegung in den vielen Steinen, die in der Erde liegen; denn nach ein paar Jahren ist die Oberfläche wieder ganz mit Steinen bedeckt. Das fortwährende Entfernen hilft ja natürlich schließlich doch; aber es können Jahre darüber hingehen.

Wenn man vor einem solchen Felde steht, das wieder von neuem Steine „geboren“ hat, beginnt man die Festigkeit und Zähigkeit der Norweger zu begreifen. Der Grund und Boden hat sie gelehrt, fest und hart zu sein, wie die Steine selber, die aus dem Wege geräumt werden sollen, sonst würden sie niemals Sieger bleiben.

Björnson war ahnenstolz im besten Sinne des Wortes; er erzählte mit Vorliebe von dem Geschlecht, aus dem er stammte. Alle seine Vorfahren haben einen Kampf mit der Erde geführt; vielleicht hat das den Grund zu seinem großzügigen Charakter gelegt.

Man kann sich wohl kaum vorstellen, daß Björnsterne Björnson in irgendeinem Punkte kleinlich war, aber das war er trotzdem. Schlechte oder nonchalante Kleidung duldete er nicht. Einen unordentlichen Menschen konnte er ganz einfach nicht ertragen. Ein Fleck auf dem Rock quälte ihn derartig, daß er beinahe eine Abneigung gegen den Menschen spürte, der den Rock trug. Er selber war von mustergültiger Ordnung und legte großen Wert auf seine Kleidung. Verwandte und gute Freunde, die ihn im In- und Auslande besuchten, brachten es fertig, sich im Zuge umzukleiden, um völlig einwandfrei zu sein, falls sie zufällig auf Björnson stoßen sollten, noch ehe sie

Zeit gefunden hatten, sich umzukleiden. Gesah dies, dann wurden die also „Umgekleideten“ durch Björnsons Worte belohnt, wenn er sagte: „Seht, wie sauber Ihr seid. Man kann nicht sehen, daß Ihr von der Reise kommt. Das ist recht!“

In seinen täglichen Gewohnheiten war der große Mann äußerst einfach. Wein genoß er nur sehr wenig, und das Rauchen war in Björnsterne Björnsons Haus nicht gestattet, mit Ausnahme eines einzigen Zimmers, das ganz für sich von den übrigen abge sondert lag und mit dicken Portieren versehen war. Wer seine Mittagszigarre nicht zu entbehren vermochte, konnte sie rauchen, mußte aber mit in den Kauf nehmen, daß Björnson ihm sagte, er müßte ins „Ferkelzimmer“ gehen; dies war des Rauchzimmers „nom de guerre“.

Björnson sprach selten über die Arbeiten, die er gerade unter der Feder hatte; aber es konnte doch vorkommen, daß ihm eine Bemerkung entfuhr, wenn er sehr intensiv mit den Personen seiner Dichtung lebte. So kam er eines Tages, als er an seinem Drama „Über unsere Kraft“ arbeitete, tief bewegt zu seiner Frau herein und sagte in bezug auf Ragnhild: „Ach du, sie muß sterben, es gibt keinen andern Ausweg“.

Frau Björnson war seine Sekretärin, und obwohl er sicher nicht immer ein sehr bequemer Ehemann gewesen ist und zeitweilig stark dagegen reagiert haben soll, „immer mit Caroline verheiratet zu sein“, so ist ihre Ehe doch sicher außerordentlich glücklich gewesen.

Björnson liebte Kinder und Tiere, und erlaubte nicht, daß man ihnen Böses zufügte. Aberhaupt besaß er ein offenes Herz für jegliche Not, und seine Hilfsbereitschaft hat oft seine ökonomischen Mittel überschritten. Aber vor allen Dingen liebte er das Leben.



Anekdotendichtung.

Von Joachim Benn (Herrsching).

San kann nur klar machen, was Kunst ist, indem man darlegt, in welcher Weise sie sich vom Leben unterscheidet, und wie überall, wo es sich um geistige Dinge handelt, gibt da ein Bild mehr Licht als lange theoretische Auseinandersetzungen. Das Leben ist der Wein, die Kunst stellt — in jedem ihrer Teilgebiete — eine Anzahl formverschiedener Gläser zur Verfügung, in die der Wein gegossen werden soll, bevor er getrunken wird; wer ihn aus andern Gefäßen trinkt, genießt auch Leben, aber sein Genuß hat nichts mit Kunst zu tun. Die verschiedenen Menschen sind nun in verschiedenem Maße vergeistigt; gierig nach dem stofflichen Rausche sehen die einen beim Trunke nur

auf den Wein, gleichgültig gegenüber dem Gefäße, in dem er ihnen dargeboten wird, während die andern, weniger mit dem Leibe genießend, den Wein nicht mehr lieben als die Gläser, deren ganze Schönheit er durch sein Leuchten verdeutlicht, selbst schön darin wie sonst nie. Die letzten Jahrzehnte hatten die Augen am Stoffe und achteten die Schönheit der Gläser gering, die unter solchen Händen denn auch ihre bedeutsam unterschiedlichen Formen nicht bewahren konnten, sondern einander angeähneln wurden, in der Dichtung vor allem das Drama dem lyrischen Gedichte und dem Epos, das Epos — in der Form des Romans — dem Drama und dem lyrischen Gedichte. Die zuvor tief eigentümlich gestalteten Gläser wurden damit in ihren Formen immer einfacher und primitiver, die Tragödie etwa sank herab zum Schauspiel, die Novelle zur Erzählung, alle Poesie zur Prosa; glatte Töpfe bald, blieben sie alle nichts als Werkzeuge, schnell eine möglichst große Welle vom Leben aufzufangen, deren Formlosigkeit auf sie überging, und sie näherten sich bald der Gestalt des Bottichs, der zum Ideal der Zeit geworden war, dem Roman. Diese Epoche geht zu Ende; so sehr man auch die Unerklichkeit und Größe des Lebens verehrt, die sich dem Auge heute mit noch ganz anderer Gewalt aufdrängen, als je zuvor, — man weiß wieder, daß es, im Übermaß genossen, den Menschen in einen Rausch wirft, der ihn verwirrt, betäubt und nur in einem Zustande kümmerlicher Ohnmacht wieder zu sich kommen läßt. So greift man be sonnen zu den alten Gefäßen zurück, den Wein der neuen Zeit in sie zu füllen, um so mehr, als man neu die Wahrheit empfindet, daß sie nicht einst willkürlich und spielerisch erdacht wurden, sondern bestimmte ewige Formen menschlicher Haltung gegenüber dem andringenden Leben geheimnisvoll repräsentierend zu beglücken und aufzurichten vermögen.

Es läßt sich schwer bestreiten, daß manche dieser Kunstformen doch noch tiefer in das Innere des Menschen wirken als andre; jedes Kunstwerk wandelt das Chaos des Lebens zum Kosmos, in dem es dem Menschen eine herrscherliche Stellung anweist, so daß es ihn in seiner Würde und damit seiner Lebensfähigkeit steigert. Aber das Kunstwerk aus dem einen Formgebiet vermag doch noch in gewaltigerem Rausche zu höherer Höhe zu reifen, als das aus dem andern. Wilhelm Schäfer, der Herausgeber der „Deutschen Monatshefte“ in Düsseldorf, der früheren „Rheinlande“, hat in einem Buche 18 „Anekdoten“*) veröffentlicht, Kunstwerke also von räumlich allerengster Begrenzung und literarisch geringem Ansehen, und dennoch erreicht er mit fast jedem einzelnen eine tiefe, eindringliche Wirkung. Allerdings nennt er

*) Wilhelm Schäfer: Anekdoten. Verlag der „Rheinlande“.

nicht alle Stücke mit gleichem Recht Anekdoten: Eine Anekdote ist die Wiedergabe eines einzigen Vorganges mit einer scharf herausgearbeiteten Pointe am Schluß, einer überraschenden Wendung der Handlung oder Rede, bei der ein unerwartetes Licht auf bestimmte Personen oder eine Situation fällt. Diese Definition beweist, wie verwandt die Anekdote der Novelle ist, die, eben aus der Anekdote hervorgegangen, ihren Stilcharakter durch einen überraschenden, ungewöhnlichen Vorgang im Mittelpunkt erhält, diesen Vorgang freilich durch vorhergehende und abschließende Handlung weiter ausführt und, räumlich wachsend, ohne die ursprüngliche Prägnanz zu verlieren, aus einem Gegenstand der mündlichen Wiedergabe zu einem Gegenstand der Lektüre wird. Alle Stücke des Anekdotenbuches haben — mit vielleicht einer Ausnahme — wirklich einen ausgesprochen anekdotischen Kern, allein dieser Kern ist in verschiedenen Graden umkleidet, und der kleine Band enthält denn interessanterweise alle Stationen von der reinen Anekdote bis zur klassisch gebauten Novelle, die den Weg der historischen Entwicklung ausmachen. Daß der Dichter von heute denselben Weg gehen mußte, wie vor Jahrhunderten die historische Entwicklung, ist leicht erklärt: die Anekdote ist die Form, in die der Mann, der im praktischen Leben steht, während der Erholungspausen zwischen zwei Arbeitszeiten kurz seine Lebenserfahrung faßt, und in der Frühzeit eines Volkes pflegt der Dichter nur so im Nebenamte zu dichten; die fortentwickelte Gesellschaft scheidet dann bei der weiterschreitenden Differenzierung im sozialen Leben gewisse Personen aus dem Kreis der praktisch Arbeitenden mit dem Auftrage aus, dichterisch zu erleben und zu gestalten, und die müssen unter dem unaufhörlichen Eindringen dichterischer Erlebnisse, die keine praktische Tätigkeit einschränkt, nach größeren Gefäßen suchen, um sie mit ihren Erlebnissen zu füllen, als die Anekdote eines ist.

Es zeugt sogar für die Stärke, die das neue Formgefühl schon besitzt, wenn sich Wilhelm Schäfer nicht auch noch von der Form der klassisch gebauten Novelle weiter zur Unform der Erzählung hat abdrängen lassen; denn mehr als jeder andre, der mit ihm der gleichen Generation angehört und deshalb das neue Formgefühl ebenfalls nicht schon vom Vater geerbt, sondern erst in sich geweckt hat, muß er sich dabei Gewalt angetan haben. Dieser Dichter ist mit einer so wundervollen Sinnlichkeit ausgestattet, daß sein Auge und Ohr, sein ganzer tastender Leib den leisesten und feinsten wie den stärksten und größten sinnlichen Reiz nicht nur aufzufangen, sondern mit Worten wiederzugeben vermag, die, von gleicher sinnlicher Lebendigkeit, frisch und von Jugendlichkeit umflaut sind, als seien sie eben aus der Erde gewachsen. Er verbindet in sich die Fähigkeit fast jungfräulich zarter Dichter, Mörikes etwa und Kellers, in Bildern

von dumpf oder licht bezwingender Symbolik das Blatterzitternd = Feine und Luftleis = Erklingende in den Stimmungen der Natur oder adeliger Menschen aufzufassen, und die Fähigkeit in Deutschland seit dem Mittelalter kaum dagewesener Schilderer, mit breiten Strichen in kräftigen Farben so berbe und groteske Vorgänge unglaublich saftig hinzumalen, wie etwa die gewalttame Entführung eines halbbäurischen Priesters durch einen feindlichen Fuhrmann, oder gar eine Eisenbahnkatastrophe. Besonders sein Auge, neben dem das eines altitalienischen Erzählers als ein ganz unausgebildeter Körper erscheint, ist unaufhörlich von den köstlichsten und persönlichsten Visionen heimgesucht, und so könnte er gemacht scheinen, in formloser Breite dithyrambisch aus sich wieder ausströmen zu lassen, was er lebend vom formlosen Leben eingesogen hat. Allein in Wilhelm Schäfer war auch der Wille zur Form mächtig, und es kündigt die Instinktsicherheit des echten Künstlers, daß er da unbeirrt zu der Form der mißachteten Anekdote gelangte. Solchem prachtvollen, sinnlichen Aufnahme- und Ausdrucksvermögen steht bei ihm nämlich, wie es fast natürlich erscheint, kein gleich großes geistiges Vermögen zur Seite, die sinnlich erfaßten Elemente unter neuen und pfadweisenden Gesichtspunkten schöpferisch zusammenzustellen. Der Dichter schreitet über die einigermaßen bürgerliche Enge der Mörike und Keller hinaus; mit der ganzen Wucht, die neben der Zartheit in ihm wohnt, sucht er von der Blüte, der Oberfläche des Lebens, zu der Tiefe hinabzudringen, wo die Wurzeln des Lebens schaurig und oft bizarr beieinander liegen, und er bringt ein persönliches Bild von der wirrsaligen Verquickung der Menschenschicksale mit empor; aber eine ausgesprochen intellektuelle, eine prophetische, menschen-schöpferische und auch eine philosophische Natur, wie sie der tragische Dichter sein muß, ist er nicht. Darum erscheint — mindestens auf der gegenwärtigen Stufe seiner Entwicklung — die Anekdote als seine gegebene Form, weil sie, direkter aus dem Leben aufwachsend und dauernd enger mit ihm verknüpft als andre, ganz auf Sinnlichkeit gestellt, doch der zum Auseinanderfallen neigenden Fülle seiner Wahrnehmungen Gestalt und mit der Entwicklung zur Novelle die Möglichkeit zu wachsender menschlicher Vertiefung des Einzelsalles gibt.

Als Beweis dafür darf die vollkommen harmonische und stilreine Wirkung gelten, die von jeder einzelnen Anekdote ausgeht, der wohlge-lungener Kinder ähnlich, denen man die gesunden, unproblematischen Verhältnisse ansieht, aus denen sie hervorgegangen sind; ihre Quelle liegt in dem durchaus organischen Bau der ganzen Erscheinung. Das Zeichen eines organischen Gebildes ist es, daß jeder Teil das Ganze in sich spiegelt, und tatsächlich ist jeder Satz und jeder Absatz einer Anekdote Wilhelm Schäfers das verkleinerte Bild

der ganzen: ebenso wie die um einen festen Kern scharf herausgearbeitete Gesamthandlung läßt der Wille, ein profiliertes Kunstwerk zu schaffen, jeden einzelnen Satz und Absatz entschieden und stetig vorwärtsschreiten, so daß kaum ein Wort gesprochen wird und jeder Satz einen weiteren Schritt zum Ziel bedeutet. Tausendäugige Sinnlichkeit, die nichts abstrakt benennen mag, sondern immer ausmalen muß, füllt dafür die zahlreichen Nebenätze, hängt jedem Substantiv sein erklärendes Adjektiv an, bis sie — ebenso wie die ganze einigermaßen aufgetriebene Anekdote — dickbäuchig dahervandeln, — dennoch nicht ungeschickt, denn die Liebe zum Leichten und Feinen, auch Scherz- und Schalkhaften, umkränzt alles, daß es zierlich und fast tänzelnd erscheint. In dem Buche wird das Wort „dick“ mehrfach in ungewöhnlichem Sinne gebraucht, Worte und Steuern werden „dick“ genannt: man könnte dieses Wort symbolisch für das Buch nennen und von den Anekdoten sagen, sie seien von einem Beleidigten mit einer zarten Seele und sehr viel zärtlicher Liebe zu allem Zierlichen und Anmutigen geschrieben, wie es deren gibt. Logischerweise bleibt eine Natur von so ungebrochener Sinnlichkeit inniger als andre mit einer Einzellandschaft des deutschen Vaterlandes verknüpft, und da erscheint Düsseldorf als ihre rechte Heimat; denn niederdeutsche Schwere und rheinische Leichtigkeit mischen sich überall. Als wahlverwandte Zeit ist mit Recht die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, die vornapoleonische Zeit zum Milieu gewählt: neben äußerster aristokratischer Feinheit deutschen Adels steht die rauhe Tüchtigkeit vorbrängenden deutschen Bürger- und Bauertums, daß sich nicht mehr unterdrücken lassen, sondern mit der ganzen zusammengedrängten Kraft das Schwächlichgewordene über den Haufen rennen möchte; rokokohafte und barocke Züge gehen nebeneinander. Ein Beleidigter ist keine philosophisch bemühte Natur, bei seiner starken Lebensfreude weiß er jedoch viel vom unaufhörlichen Kommen und Gehen des Glückes; davon ist jede Erzählung schwer wie von bittersüßem Saft eine reife Frucht. Und er hat über den Text auch eine Fülle kluger Weisheitsprüche ausgestreut, wie sich das Glück wohl noch eine Stunde länger halten läßt, als es gern tut; denn er ist der Welt nicht nur weiblich hingegeben, sondern verfügt über die männlichste Kraft, sich, wenn es nötig ist, mit bald köstlich feinem, bald derbem Humor lachend über Leiden zu erheben. Mann und Weib in seinem deutschen Innern haben dies Anekdotenbuch als ein getreues Abbild ihrer eigenen Tüchtigkeit und Feinheit so wohl gezeugt, daß es nun lebenskräftig selbst seinen Mann zu stehen und weiterzuzeugen beginnt.



Nimels.

Von August Lahn (Bremerhaven).

De verfrigte Brut.

Nu sit ein, Korl Köster,
Wo steidel un stur —
Un wat he den Haut hett
Verwagen up't Uhr.

Ich lustig, Vader Kräuger,
Wat sull ic nich sin,
Ich heww' noch 'nen Sößling,
Schenk du uns man in.

Min Pischen will frigen,
Ne, Kinnigs, wat'n Stück!
Rein Herr un kein Eddelman
Ich glücklich as ic.

Min Pischen will frigen,
Un as ic nich wull,
Nu nimmt se den Schauster,
Denn Schauster mit'n Knull.

Ich lach mi, ic häg mi,
Wo dit nu woll möt?
Du Schauster, du Piddrat,
Wat deihst du mi led.

Nu nimm man din Urwten
Un sett di an't Duhr
Un rük an din Schöttel —
De Urwten sünd sur.

Ja, lustig Vader Kräuger,
Schenk du uns man in —
Ich lach mi, ic häg mi,
Dat ic de Schauster nich bün.

As Jöching nah Barlin will.

Min Jöching, ne, dat Gott bewohr!
Du wist mi in de wide Welt?
Min Jünging, segg, wat wist du dor?
Din Vader hadd' in hunnert Johr
Woll nich so'n dämlich Stück anstellt,
Un wir doch ock en ollen Kümmerfwirer
Un Jan Verdwas. Ja, Jung, dat wir'e.
Dat wir em ock woll slicht bekamen!
Den Dunner ja, ic hadd' em böst!
Ich hadd' em bi sin Vosshoor nahmen
Un hadd' de Snut em bläudig bösch. —

Wat wannern un de Welt beseihn!
Wat du dor woll to liden hest?
Lat Swälken du un Ud'bor teihn
Un bliw mi hübsch in't Nest.
De Welt, dat is en Lasterloed,

Vull Röwer un vull sliken Deiw —
 Dat lurt bloß up din Rock un Klock,
 Un keiner heit di leitw.
 Un denn of mit de Iserbahn —
 Wenn di dor wat mallürt?
 Dei fall mitunner spring' un slahn
 Grad as so'n willeß Dirt.
 Wer plegt di denn, wenn du dor liggst,
 Vör Pin un Angsten ludhals schriggst?
 Wer räuft di woll un kakt di Grütt,
 Matt Amsläg di mit kolt un hitt? —
 Ne, Jung, wat du vör Infall' friggst!
 Jä wull, du wirft mi wedder lütt. —

Un nahsten in dat oll Berlin!
 Dat fall, as Snider Muskel seggt,
 Vel gröter noch as Parchim sin.
 Wer wiest di armes Worm dor t'recht?
 Un de Verführung — ach min arm oll Göhr!
 Dat lurt up jeden Süll, vör jede Döhr!
 Dat lacht so grell un rosenrot,
 Un bringt doch nickß as bittre Not —
 Dat ritt di mit in Larm un Swarm,
 Un lett di nickß as Gram un Harm —
 Dat fickt di an mit Ogen blant,
 Un matt dat Hart doch welk un krank —
 Ne, Jöching, hür up Mudders Wurd,
 Din Mudder, dei sich bangt un durt,
 Gah nich, min Sähn, dat deiht so weih —
 Wer weit, wat ic di wedder selh. —

Un kief, den Schult sin öllste Dirn,
 Dat is en truges olles Bland —
 Un wenn en Voor ji beiden wür'n,
 Min leitw oll Jung, wat wir dat gaud.
 Denn sitt ji beid' hier up de Haw —
 Un ic —
 Min Lewdag heww ic rakt as'n Glaw —
 Jä mücht doch girn — wat fall ic leigen —
 Noch vördem, dat ic wank to Graw —
 Min lütten Entelkinningß weigen.



Der Kroat.

Von Richard Katz (Prag).

II.

Eer Professor begann die ausführliche Beschreibung des Falles, aber niemand hörte ihm zu. Alles starrte entsetzt auf das gräßliche Wesen; mehrere Herren eilten aus dem Saale, nur mühsam einen Brechreiz unterdrückend. Die übrigen hatten den Ausdruck stärksten Ekels im Gesichte. Der Oberst-Auditor brummte halblaut: „Ein Monstrum!“ Der Professor lächelte ironisch. — Es lag einen Augenblick lang das Schweigen des Todes über der Versammlung. Man hörte

wie aus weiter Ferne die Schlußfrage des Professors an die Wärterin: „Beschmußt sie sich?“ und die Antwort derselben: „Ja, sie ist nicht rein“. Dann entließ der Arzt die beiden mit einer nachlässigen Handbewegung. Alles atmete auf. Der Landesgerichtsrat wischte sich den Schweiß von der Stirne und murmelte: „Gott sei Dank, länger hätte ich das nicht ausgehalten! — —“

Nun wurden in rascher Folge andre Schwachsinnige in den Saal geführt, begleitet von Wärtern, die gemein wie Zuhälter ausluden. Sie kamen mit blödem Grinsen, apathischem Stieren und ziellosen Bewegungen. Ausgestoßene; verderbt durch ihre Zeugung von Kranken. Sie erregten kein sonderliches Aufsehen. Der erste Eindruck war so überwältigend stark gewesen, daß er kein andres Interesse mehr aufkommen ließ. Nur einmal ging eine Bewegung durch die Reihen, eine Bewegung des weinerlichen Mitleids. Es war da eine schwachsinnige Frau in den Saal geführt worden, die, sauber und ruhig, kaum den Eindruck einer Idiotin machte. Bloß der abnorm kleine, schwach behaarte Kopf fiel auf. Sie hatte sich ruhig niedergesetzt, mit den feuchten Augen eines geprügelten Hundes in die Versammlung gesehen und sollte wieder abgeführt werden. Da machte sie mühsam einen schlotternden Schritt zum Professor hin und streckte bittend die Hand nach ihm aus.

Der sah sie erst verwundert an, dann lächelte er überlegen „ach so!“ und schüttelte kräftig die dargebotene Hand. Das Weib sah ihn einen Augenblick lang mit dem Ausdruck hilfloser Dankbarkeit zärtlich an und ließ sich dann ruhig hinausführen.

Ein Schauer des Mitgeföhls ging durch die Hörer. Jedem drängte sich unwillkürlich die Frage auf: „Ja, hat man denn ein Recht, den tiefsten, treuesten Geföhlen dieser Unglücklichen mit überlegenster Ironie zu begegnen?“ Diese Arme hatte ihr ganzes weibliches Föhlen, ihre ganze frauenhafte Liebe in eine Geste gelegt, in eine unendlich rührende, demütige Bewegung ihrer mageren Hand. — —

Es war der letzte Fall gewesen, der jetzt demonstriert wurde. Draußen verflangen die Schritte, und der Professor hatte, von all dem scheinbar unberührt, eine kurze Schlußbetrachtung gehalten. Dann warf er einen Blick auf seine flache goldene Uhr und sagte: „Der eigentliche Stoff dieser Vortragsstunde erscheint nunmehr erschöpft; doch bleiben uns noch zehn Minuten Zeit, die ich dazu benützen möchte, Ihnen noch einen Fall zu zeigen, der zwar nicht in das eben besprochene Gebiet gehört, aber wegen seiner forensischen Bedeutung und seiner ungewöhnlichen Begleitumstände für Sie von einem gewissen Interesse sein dürfte.“

Hier machte er eine kleine Kunstpause. Im Zuhörerraume hatte man das Gefühl, als ob er

sich, wie bei einem Variété-Programme, die sensationellste Darbietung für den Schluß aufgespart hätte, als ob alles bisher Gesehene verblaffen müsse vor dieser letzten, noch ungekannten Sensation.

„Es handelt sich“, fuhr der Vortragende fort, „um einen ganz eigentümlichen Fall von Verfolgungswahnsinn. Da die Zeit drängt, will ich Ihnen gleichzeitig einen Patienten demonstrieren, der an einer fixen religiösen Idee leidet.“

Die Vorgeschichte des ersten Falles ist etwas umständlich. Vor vier Wochen wurde ein etwa 30jähriger Mann vom Landesgerichte hierher eingeliefert. Seine Verhaftung erfolgte in dem Augenblicke, als er in einer sehr übelberüchtigten Kneipe Geld aus dem Schanktische entwenden wollte. Der Wirt faßte ihn und ließ ihn durch einen Wachmann abführen. Vor dem Untersuchungsrichter gab der Verhaftete den Diebstahl ohne weiteres zu. Auf die Frage, weshalb er das Verbrechen begangen habe, erklärte er, ihm sei das Geld ausgegangen und er habe es unbedingt gebraucht, um nach Bremerhaven fliehen zu können. Von dort habe er sich nach einem südamerikanischen Staate einschiffen wollen. Seitens des Gerichtes wurden nun selbstverständlich Recherchen eingeleitet, da man den Mann für einen flüchtigen Defraudanten oder einen verfolgten Schwerverbrecher hielt. Doch bestätigte sich dieses Vermuten in nichts. Der Gefangene war nirgends bekannt, sein Bild in keinem Verbrecheralbum zu finden. Nun drang der Untersuchungsrichter eindringlich in den Mann, den Grund seiner beabsichtigten Flucht anzugeben. Nach langem, ängstlichem Zögern erklärte dieser, er werde von einem Todfeinde verfolgt, der ihm nach dem Leben trachte. Er sei von Land zu Land, von Stadt zu Stadt geflohen, um ihm zu entgehen. Doch nie habe der Verfolger seine Spur verloren, und jetzt lauere er ihm hier auf. Mehr ließ sich aus Pribić, diesen Namen gab er an, nicht herausbekommen, denn er trug eine so wahnsinnige Angst zur Schau, daß der Richter das Verhör abbrechen mußte.

Da er sich auch in seiner Zelle ganz absonderlich benahm — er schlief wenig, schreckte beim geringsten Geräusche zusammen, bat den Gefängniswärter weinend um Schutz vor seinem Feinde — da er, wie gesagt, den Eindruck eines Irrsinnigen machte, wurde er auf meine Klinik gebracht, um auf seinen Geisteszustand hin untersucht zu werden. Hier hat er sich gleichfalls in der eben geschilderten Weise geführt. Es bedurfte der allergrößten Mühe meinerseits, um ihn zu einer näheren Motivierung seiner Angstzustände zu veranlassen.

In vielfachen Unterredungen habe ich endlich aus seinen unzusammenhängenden Antworten erfahren, daß er mit 16 Jahren als ausgelernter Mechaniker von seinem Geburtsorte, Cattaro, nach Deutschland zog. Hier hat er es aber in seiner

Stellung lange ausgehalten. Ein, nach seinen eigenen Worten, unwiderstehlicher Wandertrieb jagte ihn stets nach wenigen Wochen weiter. Zuletzt diente er in einer Fahrradwerkstätte in Hamburg. Dort ist er wahrscheinlich wegen eines Eigentumdeliktes verfolgt worden. Er deutete mir wenigstens eine „Schuld“ an, die ihn gezwungen habe, nach England und von da nach Frankreich zu fliehen. Seine Ersparnisse wurden durch die Reise völlig aufgezehrt. Aus diesem Grunde hat er sich in Marseille zur Fremdenlegion anwerben lassen und ist bald darauf nach Algier abgegangen. Dort, unter dem mörderischen Klima der nordafrikanischen Felswüsten, unter der brutalen Disziplin gewalttätiger Vorgesetzter ist wahrscheinlich der ohnedies schwankende Geisteszustand des Mannes völlig aus dem Gleichgewichte geraten. Denn das, was er nun erzählt, klingt bereits unwahr, erscheint so, als ob es einem Kolportageroman entnommen wäre.

Den Psychiater kann dies freilich nicht wundernehmen. Ereignen sich doch die Fälle, in denen Wahnsinnige ganze Romane als selberlebt empfinden, ungemein häufig. Die leicht beeinflussbare Phantasie psychopathischer Personen absorbiert die Schilderungen fremder Schicksale ungemein leicht und diese Schilderungen verdichten sich in ihrer Psyche so intensiv, daß die Kranken fest und steif glauben, all das, was sie in Wirklichkeit nur gehört oder gelesen, selbst miterlebt zu haben. Denken Sie, meine Herren, nur daran, wie oft sich Unschuldige selbst als Verbrecher bezeichnen, so namentlich bei Sensationsprozessen. Ganz ähnlich scheint der Fall auch bei Pribić zu liegen.

Dieser erklärt nämlich, er habe sich in der Fremdenlegion einem kroatischen Legionär außers Engste angeschlossen. Seine Freundschaft zu diesem Manne sei schwärmerisch und hingebungsvoll gewesen. Als aber bei einer Strafexpedition gegen einen aufständischen Beduinenstamm der Kroate die Tochter des Scheiths vergewaltigt habe, sei die frühere Freundschaft in erbitterten Haß umgeschlagen. — Natürlich nicht deshalb, weil sich Pribić durch die Tat des Kroaten abgestoßen fühlte — ein Fremdenlegionär hat solche moralische Bedenken für gewöhnlich nicht — sondern aus dem Grunde, weil dieser selbst das heftigste Verlangen nach dem Mädchen trug. Denn er hielt dasselbe für seine Beute, da er als Erster in das Zelt des Scheiths eingedrungen war. Er hat dann, wie er angibt, die Entfernung des Kroaten auf einem Patrouillenritt benützt, um sich seinerseits in den Besitz der Araberin zu setzen und habe, als sich diese sträubte, ihm zu Willen zu sein, das Mädchen in seiner Kaserei niedergestochen. Darauf sei er, die Rache seines ehemaligen Freundes fürchtend, unter unsäglichen Gefahren aus der Fremdenlegion entflohen und habe sich unter falschem Namen nach Deutschland begeben.

Hier hat ihn nun der Verfolgungswahnsinn

mit voller Wucht befallen. Durch das tropische Fieber entkräftet, schleppte er sich unstät weiter — immer in der fürchterlichsten Angst vor dem Kroaten. Wovon er in dieser Zeit gelebt hat, will er nicht angeben. Wahrscheinlich hat er vor seiner Flucht die Kompagniekasse geplündert. Wie er auf meine Klinik kam, habe ich schon erwähnt. — Das wäre also unser erster Fall. —

„Sie wünschen, mein Herr?“ — Der Oberst-Auditor war schon seit geraumer Zeit unruhig auf der Bank hin und hergeweht und hatte nun mit einem tiefen Brummen den Vortragenden unterbrochen. — „Sie wünschen, Herr Oberst-Auditor?“

„Bardon, ich wollte nur fragen, warum man den Pribić nicht wegen des Lustmordes nach Frankreich ausgeliefert hat?“

„Ja, das ist nicht so einfach. Denn einmal hat die französische Regierung überhaupt nicht um seine Auslieferung nachgesucht, und dann ist es doch mehr wie fraglich, ob den Erzählungen eines effektiv Geisteskranken überhaupt eine solche Bedeutung beigemessen werden kann.“

Die übrigen Zuhörer hatten die Störung mit unwilligem Räuspern und halblauten Bemerkungen quittiert. Der Oberst-Auditor machte also keine Einwendungen mehr und unterdrückte mißbergnügt ein neues „aber“.

Der Professor fuhr also fort: „Den zweiten Fall möchte ich auch aus dem Grunde in diesem Zusammenhange besprechen, weil er in manchen Punkten dem ersten ähnlich ist. Auch in der Vorgeschichte des Maxim Dimitro ist ein unstätes Vagabundenleben zu verzeichnen, auch er war von verwegener Abenteuerlust beherrscht. Doch liegen nähere Daten über ihn bis jetzt noch nicht vor, da er erst gestern auf seinen eigenen Wunsch und das Parere des Herrn Bezirksarztes hin in die Anstalt aufgenommen wurde.“

Seine Krankheit stellt sich dar als die fixe Idee, er sei längst gestorben und bloß sein Geist laufe noch auf der Erde herum, um für die wahre Religion Propaganda zu machen. Was er sich unter dieser „wahren Religion“ eigentlich vorstellt, sagt er freilich nicht. Ich halte es übrigens keineswegs für ausgeschlossen, daß der Mann bloß simuliert, um sich für ein paar Wintermonate Kost und Quartier zu verschaffen; denn er hat eigentlich nichts mit den häufigen religiösen Schwärmern gemeinsam, die ich sonst beobachtet habe. Diese pflegen sich einer Überführung ins Irrenhaus aufs Heftigste zu widersetzen, um nicht auf ihre Mission verzichten zu müssen. Auch sonst sprechen viele Punkte dafür, daß Dimitro bloß simuliert; z. B. der Umstand, daß er sich, wie gesagt, über seine religiöse Sendung absolut nicht klar zu sein scheint und in Verlegenheit gerät, wenn man ihn nach dem Zwecke seiner Rückkehr zur Erde fragt. Sonst antworten die Kranken auf eine solche Frage stets mit einem Schwall von be-

geisterten Phrasen. — Bitte, führen Sie zunächst den Pribić herein, Herr Doktor!“

Der Kranke schien schon hinter der Tür gewartet zu haben, denn auf den lauten Befehl des Professors schaute ein blasser, von wirrem, schwarzem Bart umrandeter Männerkopf in den Saal, der sofort ängstlich zurückzuckte, als er so viele Blicke auf sich gerichtet sah. „Na, wird’s!“ brummte draußen ein Wärter und stieß den Mann herein. Er brauchte viel Mühe dazu, denn der Irrsinnige krallte sich mit den Fingernägeln in den Türrahmen und ließ sich erst weitererschleppen, bis er alle Anwesenden mit seinen ruhelos hin- und herfahrenden Augen gemustert hatte.

„Da haben wir also unsern Pribić —“, sagte der Professor und schob dem Kranken einen Sessel hin, auf welchen ihn der Wärter niederdrückte.

Pribić repräsentierte den reinen südslavischen Typus. Lang und hager, mußte er ehemals von stattlichem Wuchse gewesen sein; jetzt war er zusammengekrümmt wie ein wildes Tier, das immer auf dem Sprunge zur Flucht ist. Das pechschwarze Haar hing verwildert in die hohe Stirn. Die scharfgeschnittene Nase zuckte nervös. Aber die Augen, — es lag eine so entsetzliche Angst, ein so furchtbares Grauen in ihnen, daß die Herren in den Zuschauerbänken fröstelnd näher ancinanderrückten.

Der Professor legte ihm beruhigend die Hand auf die Schulter und stellte ein paar Fragen an ihn. — Wie er sich hier fühle, ob sein Angstgefühl nachgelassen habe und ähnliches. Er sprach zu ihm begütigend wie zu einem kleinen Kinde, das getröstet werden muß. Aber Pribić antwortete nicht. — Die Menge der Zuhörer, und namentlich die Uniformen in der ersten Bank, beunruhigten ihn sichtlich. Er fürchtete wohl, wegen seiner Desertion vor ein Kriegsgericht gestellt zu sein, und dieser Gedanke raubte ihm den letzten Rest seines zerrütteten Bewußtseins.

Der Professor war ärgerlich, wie ein Dresseur, dem seine Bestien nicht parieren wollen. „Den zweiten!“ befahl er kurz.

Und da — da stand schon ein anderer mitten im Saale. — Niemand hatte ihn kommen gehört. Er mußte sich wie ein Tiger hereingeschnellt haben, als aller Aufmerksamkeit noch an den ersten gefesselt war.

Er stand da, hoch gereckt wie ein Prophet, mit einer wilden Geste in seinem trampfhast in die Höhe gezerrten Leib. — Und das derbe Bauerngesicht auf dem klozigen Halse sprühte von Leidenschaft und Wut.

„Mirjam!“ brüllte er und stürzte sich auf Pribić.

Der war in die Höhe gefahren, als er den Dimitro gesehen hatte. —

„Der Kroat!“ stieß er hervor.

Mit aller Willenskraft versuchte er zu fliehen,

aber seine Muskeln gehorchten ihm nicht. Sie waren bis zum Zerreißen gespannt vor Todesangst. — Er konnte nicht von der Stelle. —

Das alles war plötzlich gekommen, schneller als ein Gedanke, und jetzt, da sich die Assistenten zwischen die beiden werfen wollten, da ein jüngerer Auditor seinen Säbel herausriß und über die Bank setzte, — jetzt war es zu spät.

Mit einem gurgelnden Schrei hatte Dimitro den schweren, bronzenen Briefbeschwerer von dem Tische des Professors gerissen und ihn Pribic an den Kopf geschmettert. —

Lautlos sank dieser vornüber, während ein breiter Strom von Blut durch die schwarzen Haare floß und sich am schmutzigen Boden zu einer Lache verbreitete.

Eine furchtbare Verwirrung griff Platz. Alles schrie entsetzt durcheinander. Der Oberst-Auditor fuchtete mit seinem breiten Offizierssäbel planlos in der Luft herum. Die andern drängten zurück — zur Tür hin. Draußen kreischten die Irrsinnigen wirr und geängstigt. —

Zwei Wärter und die Assistenzärzte überwältigten den wild um sich schlagenden Mörder. —

Der Professor hatte sich über den langhingestreckten Körper gebeugt und die Haare über der gräßlich klaffenden Wunde auseinandergestrichen. — „Das Stirnbein ist zerschmettert — es ist aus“, sagte er mit seltsam bebender Stimme.

Man hat nie erfahren, ob Dimitro damals wahnsinnig war. Er hat sich in der Tobsuchtszelle an seinem Leintuche erhängt. —



Lanx satura aus Bayern.

Le ridicule en France tue tout; bei uns zu Lande ist die Lächerlichkeit gar nicht gefährlich. Wer sich wie Max Kemmerich auf Kulturkuriosa verlegt, der braucht nicht in fernen Zeiten zu forschen; jeder Tag erzeugt neue. Gab jüngst das bayrische Ministerium des Außern, dem auch die Fabrikinspektionen und die Handelskammern unterstehen, angesichts der teuren Fleischpreise an die genannten Ständevertretungen die Mahnung hinaus, sie sollten die ihnen unterstehenden Arbeiter auf die vorteilhafte Kaninchenzucht und Ziegenhaltung aufmerksam machen; dadurch könnte man der Fleischnot und Milchtheuerung einigermassen steuern. Nun ist aber die Kalamität in großen Städten am empfindlichsten; es wäre sehr brav, wenn der Minister auch angegeben hätte, wo denn die großstädtischen Arbeiter Kaninchen und Ziegen halten sollten. Im Keller? Auf dem Hausdach? Oder in der Küche, wie im Lande des jüngsten europäischen Königreiches? La Rochefoucauld hat recht: on ne donne rien si libéralement que ses conseils. Und hierin ist unsre Regierung wirklich sehr liberal. —

In der „Augsburger Abendzeitung“ las man neulich folgendes entzückende Inserat: „Kriegerdenkmal. Ein Kriegerverein sucht ein Denkmal zur Erinnerung an den deutsch-französischen Krieg um mähigen Preis zu erwerben. Offerte unter A 22650 befördert das N. R. der A. U.“ Wir sind ja in Deutschland sehr freigebig mit Denkmälern und fast wäre W. Heineses Wort in seinem „Ardin-

ghello“ unsern Zeiten entgegenzurufen: „Das ist ein elendes Volk an Heldennut und Verstand, wo bei jeder Kleinigkeit eine Ehrensäule muß aufgerichtet werden“. Aber andererseits haben wir doch noch nicht so viele Kriegerdenkmäler, daß wir sie wie alte Kleider dem Trödler um einen Bazen hinwerfen oder den Brodenjammlungen schenken. Ein sauberer Kriegerverein übrigens, der um billiges Geld zu Ehren gefallener Kameraden ein Denkmal auf Abbruch einsteigern will. Krämervolk!

Am 1. Sonntag im August, wird jetzt erst bekannt, veranstaltete der deutsch-nationale Handlungsgehilfenverband mit seiner Lehrlingsabteilung im Taunusgebirge bei Eppstein ein Kriegsspiel. Dabei ging es natürlicherweise recht jugendlich lebhaft zu, zur Freude der Jugend und der Zuschauer. Nun aber martierten die Lehrlinge von Frankfurt und Oberursel die Preußen, die von Wiesbaden die Bayern. Da muß denn schon bemerkt werden, daß uns dieser Weg zur nationalen Erziehung sehr eigentümlich anmutet, wenn man die jungen Gemüter auch nur zum Spiel einen Bruderkrieg treiben läßt. Wir meinen, man hätte geradesogut Chinesen und Russen oder die Indianerstämme aufeinanderbehen können.

Köstlich ist der Caruso rummel in Deutschland! Zurzeit gastiert der Tenorlöwe, von dem Novalis' Wort nicht gilt, „der Sängler geht auf rauhen Pfaden“, in München. Die ohnehin schon sehr emporgeschraubten Preise des Hoftheaters werden durch wucherische Spekulanten ins Unerschämte erhöht, so daß sogar Stehplätze zu 100 und 150 M. angeboten — und gekauft werden. Der Münchener ist ja der Schaulustigsten und — Neugierigsten einer. Hat man sich während des Sommers an den Toiletten der Amerikanerinnen und Französinen vor dem Prinzregenten-Theater stundenlang geübt; hat man die Naturspässe, wie sie in bheinigen Kälbern, zweifelhafte Ochsen, unterleiblosen Damen, haarigen Löwenmenschen, dressierten Flöhen und Gänfen, musizierenden Seehunden und tanzenden Somalinerefürsten auf der Oktoberfestwiese zu schauen waren, weiblich ergötzt, so gibt es jetzt wiederum ein andres Spektakulum, den interessanten Caruso galanten Andenkens von Amerika her. Im Hoftheater haben sich einzelne Damen und Herren zu „Ehrenstatisten“ gemeldet; im Hotel Continental ist die große Bankethalle für den Maestro reserviert, da er gewohnt ist in Riesensälen zu speisen. Mitglieder der „Gesellschaft“ haben schon Wochen vorher eine Reihe von Tischen (um gutes Geld) gemietet für die Abende vom 5.—12. Oktober, um zu sehen, wie ein italienischer Tenor sich des Löffels, des Messers und der Gabel bedient, mit welcher Miene er Fisch und Braten verzehrt; ein eigenes Künstlerquartett besorgt die Tafelmusik. „Unfsinn, du siegst!“

Ungefähr zur gleichen Zeit, als auf dem Oktoberfest in München, wie eine läppische Statistik alljährlich bekannt gibt, Tausende von Litern Bier und Tausende von Kilometern Brat- und Weißwürste vertilgt wurden — eine wirksame Illustration der herrschenden Steuerung und Fleischnot — tagte im benachbarten Augsburg, das den Ruhm hat, den höchsten Prozentsatz des deutschen Bierkonsums aufzuweisen, die Versammlung des „Deutschen Abstinenzbundes“. Mäßigkeitsbestrebungen sind sicherlich aufs wärmste zu begrüßen; aber die Auswüchse der National temperance Society und Good Templors in Amerika und England mit ihren puritanischen Polizeischikanen sind nicht geeignet, die Abstinenzbewegung besonders populär zu machen. Zumal wenn sie sich auch in Gebiete mengt, die nicht vor ihr Forum gehören. So schloß sich die Versammlung zu Augsburg in einer Resolution dem Antrag der Frau Geheimrat Jellinek-Heidelberg an, wonach von Reichswegen 200000 Kellnerinnen broilos gemacht werden sollten. Man mischt eben hier wieder nord- und süddeutsche Verhältnisse zusammen, die keineswegs gleich sind. Die süddeutsche Kellnerin ist, von besonderen Weinkneipen abgesehen, von der norddeutschen Antimiermamsell himmelweit verschieden. Drum lasse man die Hände von Dingen, die man nicht versteht, daß gilt

zumal von jenen 125000 Damen, die dem Antrag der Frau Geheimrat beitraten. —

Die Schwestern der Marienanstalt Würzburg kümmern sich nicht bloß um die unsterblichen Seelen der in Obhut genommenen Mädchen, sondern auch um ihren sündigen Leib. So geben sie denn ein Mittel gegen Blutstocung und Menstruationsstörungen (Stahlpulver à 50 Pf.) in Handel, das 9 Tage hintereinander morgens und abends zu nehmen ist. Dabei, sagt die Gebrauchsanweisung, „betet man täglich 3 Vaterunser zu Ehren des göttlichen Herzens Jesu“. Eine rührende Verquickung von Geschäft und Religion!

Der Erzbischof von München, der schon auf dem Katholikentag zu Augsburg eine kräftige Reklamepause für die ultramontane Presse losließ, bildet sich weiter aus in der Agitation für das wohlöbliche Zentrum. So wurde jüngst der Seelsorgeklerus der Diözese München-Freising angewiesen, wo immer ein geeigneter Boden sich finde, die Gründung von katholischen Burschenvereinen in die Wege zu leiten. Natürlich nur zur Hebung und Förderung des reinen Christentums! Wir kennen die ultramontanen Rattenfänger viel zu gut, als daß wir uns noch durch religiöse Mäntelchen täuschen ließen. Es gilt eben, die Landbevölkerung, die Kerntruppen der Zentrumswählererschaft, fest zusammenzuschmieben, damit sie den erhöhten Gegenbestrebungen der Städter gegenüber immer mehr Stimmen aufbringe.

Mit systematischer Rücksichtslosigkeit wird vor allem an kleinen Orten gegen die farblose oder liberalgefärbte Presse vorgegangen. Das lehrt wieder ein Vorgang, den der liberale „Fortschritt“ ans Licht zog.

„Der Herausgeber, Drucker und Redakteur des „Wiesbacher Tagblattes“, der bisher dem Fortschrittlichen Volksverein angehörte und anlässlich der Regener Wahl die Spalten seines Blattes dem Liberalismus geöffnet hatte, wurde am Samstag, den 17. September in den Pfarrhof zitiert, wo ihn Pfarrer Meyer von Weisnach, Pfarrer Weiß von Wiesbach und der Landtagsabgeordnete k. Bezirksamtmann Götz erwarteten. Der Redakteur wurde vor die Alternative gestellt, entweder aus dem Fortschrittlichen Volksverein auszutreten und sein Blatt schwarz zu färben, oder eine Konkurrenz auf den Nacken zu bekommen. War diese Aussicht für den Drucker in einem kleinen Ort an und für sich einschüchternd, so demonstrierte obendrein die Unwesenheit des gestrengen Herrn Bezirksamtmanns so deutlich die Möglichkeit des Entzugs des Amtsblattes, daß sich die Welt nicht wundern wird, wenn nunmehr ein organisiertes Liberaler weniger und ein Zentrumblatt mehr existiert.“

Ein typischer Fall, der hundertmal nicht bekannt wird. Als die Bauernbewegung i. B. in Niederbayern um sich griff, da entließ das von Benediktinern geleitete Gymnasium Metten Schüler, deren Väter sich in jener Partei hervortaten. Wirte, die ihre Säle gegnerischen Versammlungen öffnen, werden gestraft, indem man die katholischen „Gesellenvereine“, „Arbeitervereine“ usw. zu zentrumstreuen Wirten ausziehen läßt. Ärzten und Apothekern wird der Brotkorb höher gehängt, eine Leichtigkeit für einen Geistlichen; Lehrer werden überschrieben oder mißgünstig qualifiziert; ganze Ortschaften durch Entzug von den herkömmlichen „Fastenpredigten“ u. dgl., die große Ansammlungen der frommen Landbevölkerung und somit einen guten Verdienst für Kaufleute und Wirte bedeuten, von ihren antiultramontanen Wählergelüsten geheilt. Amtsvorstände werden als Lockvogel zu „Ehrenmitgliedern“ katholischer Vereinigungen freier, um die ihnen untergebenen Bediensteten zum Beitritt zu veranlassen; dabei wird laut und leise auf die „hohe“ Protektion hingedeutet. Widerspenstige Herausgeber von Lokalblättern werden durch Entzug der Amtsnachrichten, der Kirchlichen Anzeigen oder durch die Etablierung einer kapitalkräftigen Konkurrenz müde gemacht oder vernichtet. Graf Platen konnte seine Leute, wenn er den Sirmio in der „verhängnisvollen Gabel“ warnen läßt:

„Die Pfaffen necke keiner, weil sie unversöhnlich sind!“

Mit brutaler Rücksichtslosigkeit werden ganze Existenzen vernichtet, sofern es die „gute Sache“ so verlangt. Daß man die kleine Presse, die heutzutage, da doch schon der kleinste Gütler und stumpfsinnigste Bauernknecht zum „Blättchen“ greift, einen ungeheuren Einfluß auf das Umdenken und Nachdenken hat, in guter Witterung besonders aufs Korn nimmt, gebietet dem Zentrum der Selbsterhaltungstrieb und, wie wir schon öfters bemerkten, hilft der katholische Presseverein gelegentlich nach mit Geld und guten Worten. Es war deshalb allerhöchste Zeit, daß von liberaler Seite ein Gegenstoß erfolgte durch die jüngste Gründung eines liberalen Pressevereins, die allseitig Anklang fand. Er soll, meinerwegen als Plagiator des katholischen Pressevereins, ohne Erroten seinen Spuren folgen, jeden Hieb mit einem Gegenhieb parieren, bedrängte Gesinnungsgenossen durch Zuschüsse unterstützen, stoffarmen Blättern durch gute Artikel zu Hilfe kommen, Konkurrenzzeitungen gründen, Zentrumsblätter ankaufen, farblosen Organen allmählich eine liberale Tönung verschaffen. Und vor allem „Geld in den Beutel!“ Fort mit dem lendenlahmen Pessimismus! Auch der Guerillakrieg hat schon manchmal große Entscheidungen erzielt. Das Hohngelächter der Zentrumspresse mag erkennen lassen, daß die Gründung des „liberalen Pressevereins“ ein Treffer war. Drum

„auch Kampf und Abwehr ist schon halber Sieg,
Und was der Tat gebricht, ergängt der Wille.“

Menippus.



Schwedische Künstler.

In unsrer Zeit des Weltverkehrs hat kein Volk Europas mehr eine deutlich gefonderte Art. Immer stärker verschmelzen die verschiedenen Volksscharen zu ethnisch-Europäischen. Dieselben politischen Probleme des Klassen- und Rassenkampfes, die gleichen Erziehungsgegenstände humanistisch-historischer und technisch-naturwissenschaftlicher Schulung werden in Deutschland und Österreich, Frankreich und Schweden ausgetragen. Verwunderlich, daß gerade in solcher Zeit das Schlagwort: Heimatkunst aufklingt. Und trotz des Staunens über diese zeitwidrige Forderung wollen wir doch, wenn das künstlerische Werk eines Volkes irgendwo gesammelt ist, immer wieder eine engere Gemeinschaft in ihm erkennen. So stellt auch jetzt der erste Rundgang durch die Ausstellung der schwedischen Maler im Wiener „Hagenbund“ als Ergebnis fest: sie lieben den Schnee so zärtlich vertraut, wie wir das Frühlingsblühen; sie haben eine harte, schneidige Kunst. Da ist Gustaf Jaestads weiße Welt mit breitwelligen Flächen, die sich aus hellgrauen Tuffen und Klümpchen zusammensetzen. „Schnee gegen die Sonne“ und im „Wintermondschein“, „schneebedeckte Äste“ und eine „winterliche Quelle“. Es flimmert ihm weiß vor den Augen. Das Träumen in die Winterlandschaft läßt zuweilen schneebedeckte Bäume und Büsche tierische oder menschliche Formen annehmen. Graugrüne Äste täuschen Schneemännerkonturen vor. Dieses Gesträuch hat beinahe die Form eines hochauferichteten Eisbären. Eine helle, aber glanzlos harte Kunst, die stark dekorative Wirkungen gibt. Ihre Stillierung treiben zwei andere Landschaftler nach entgegengesetzter Richtung zur Vollendung: Gunnar Hallström bringt ein Fräulein im Stiftoftum, deren Silhouette sich reliefartig, unbillig vom weißen Schneegrund abhebt, und Oscar Hüllgren läßt Jaestads wellige Flächen zu förmlichen Polstern sich bauschen. Er bringt einen Sommerabend mit dunklem, aufglühendem Rolorit; Gottfried Kallstenius eine schwedische Johannisnacht, an der man gleichsam den Temperaturunterschied nordischer und mitteleuropäischer Inbrunn abmessen kann. Nur selten glühen dort die Farben. Sie blinken. Für ihr Firmament müßte das Wort stahl-

harter Himmel erfunden werden. Auf diese hellen, herben, grauen, hellgrünen und hellblauen Harmonien sind die Zyklusbilder Carl Larssons: „Das Haus in der Sonne“ gestimmt. In 40 Aquarellen und Radierungen schildert er uns das Innere seines Heims, Kinderstube und Badezimmer, Speiseaal und Küche, Gerät und Spielzeug und Blumen. Die Konturen aller Dinge sind scharf umrandert; das gibt den Eindruck reinlicher Ordnung; kein Staubchen, kein Schmutzkümpchen ist in dem schimmernden Hause. Fest stehen kurze Vertikale auf langen Horizontallinien. In dieser Kunst gibt es keine lässigen, müden Kurven. Sie erfrischt wie ein früher Märzwind, sie setzt die Seele rein von melancholischen Wintergedanken. Jung sind die Menschen dort oben, schlaffe Sehnenmenschen mit frischen, wachen Augen, die Haut vom Wettersturm gebeizt, die Züge von Energie und Temperament gestrafft. So werden uns diese Menschen von den Brüdern Oestermann gezeigt, den schwedischen Lenbachs, welche Könige malen, Diplomaten, Künstler und Professoren. Lauter muntere, tatkräftige Gesichter. Das Stillhalten beim Porträtieren ist diesen Leuten eine Pause zwischen zwei Bewegungen, und solche Bewegungskünstler sind auch die Brüder Oestermann; weshalb sie auch niemals nur den bloßen Kopf porträtieren, sondern stets den ganzen Menschen oder ein Kniestück geben. Ihre elementare Bewegungslust überträgt Carl Milles, der einzige Plastiker unter all den Malern, auf Gebilde in Marmor und Erz. Gewiß: Zusammenhänge mit Rodin sind da. Aber die Verwe, eine Sache anzugehen, die hat dieser Jüngling von keinem Meister. Seine Studien zeigen das am deutlichsten. Eine Reihe derb naturalistischer Alltagsgeschöpfe, Milchmädeln und Butterrührerinnen, Fischerfrauen und Arbeiter; mit außerordentlich charakteristischer Kraft ihr Wesentliches in wenigen Linien zusammengepreßt. Da ist eine Wasserträgerin, die die sehnenigen Arme in die Hüften stemmt; und man spürt die Elastizität ihres jungen Körpers unter der Last. Ganz natürlich, daß diese Verwe der Charakteristik ihr Bestes in der Porträtkunst gibt. Bald sind es feste Impressionen, wie die ironisch-überlegene Physiognomie des Architekten Boberg, bald starre, klassizistische Köpfe, wie der Alvide Prydz, bald irrsinnig bedrückte Schädel, bald wild grinsende Fragen; immer weiß Carl Milles die Darstellung eines Menschen der Wesensart des Dargestellten anzupassen. Ein echter Porträtist, der jeden auf andre Art, jeden nach seiner Fassung Bildnis werden läßt. Weniger gelungen, weniger klar im gedanklichen und künstlerischen Motiv scheinen mir ein paar Veruche monumentaler, symbolischer Plastik; dennoch bleibt Carl Milles die bedeutendste Hoffnung unter vielen schönen Erfüllungen dieser Künstlergruppe.

Dr. Hans Wantoch (Wien).



Aus den Theatern.

Neues Theater in Berlin.

Heinrich Lilienfein: Der Stier von Olivera. Ein Schauspiel in 3 Akten.

Man soll mit einem Dichter nicht rechten, wenn er seine Kräfte prüft, eine Aufgabe unternimmt, der er nicht gewachsen ist, und schließlich mit Scheingewichten anstatt mit wirklichen Schwermaßen hantiert, ohne es in seinem Eifer zu bemerken. Aber man darf es ihm auch nicht verschweigen.

Von der realistischen Theaterdichtung mit ihren plan- und gleichmäßig verlaufenden Stücken rückt man heute nach zwei Seiten energisch ab. Dramatische Höhepunkte und eine phantastische Handlung werden wieder gefordert. Man will nicht mehr einsehen, warum die Bühne gerade auf ihre besten Wirkungen verzichten solle. Gut! Aber Stilbeit, wie sie aus dem dramatischen Vorwurf

hervorgeht, innere Wahrscheinlichkeit und psychologische Folgerichtigkeit müssen vorhanden sein.

Lilienfeins Drama „Der Stier von Olivera“ (die Buchausgabe ist soeben bei Cotta erschienen) krankt daran, daß der Dichter den Stil, der sich aus seiner Fabel ergab, verfehlte. Spanien, während des Krieges 1808/09. Französische Offiziere liegen auf Olivera, dem Schlosse eines spanischen Granden, als Einquartierung. Die Truppen schlachten den Kampfstier des Ortes, worüber die Bevölkerung in Raserei gerät. „Olivera hat keinen Stier mehr“, ruft die leidenschaftliche Tochter des Granden. Aber der Plan der Spanier, die Franzosen zu meucheln, mißlingt; der General zieht ein und will den Granden und seinen Sohn als Anstifter erschließen lassen. Da tritt die Tochter vor und — obligate Liebeshandlung — der General will Vater und Sohn nicht töten, nur gefangen setzen, wenn Juana seine Gattin wird. Die Ihrigen tröstet sie, „Olivera hat wieder einen Stier und ich bin seine Matadora“.

Das ist das immer wiederkehrende Leitmotiv des Stückes. Juana macht ihren Stier, der sie bald verzehrend liebt, bis zur Raserei eifersüchtig. Als sie ihn aber zum Verrat bewegen, ihn für den Lohn ihrer Gunst auf Spaniens Seite herüberziehen will, ertönt im Schlosse ein Trommelwirbel. Napoleon naht, und der General erschiet sein Weib. „Ihr Stierkampf ist aus, Madame.“

Vieles und Starkes hat Lilienfein, als er den „Stier von Olivera“ schrieb, offenbar gestalten wollen. Juana sollte wohl eine Art Rachegeist Spaniens werden, und wie die glutvollen Weine dieses Landes nicht nur dem General, auch dem Zuschauer die Sinne verrücken. Und den General sollten alle Fieber der Leidenschaft, wie einen Orkello, durchtoben, so daß er nur mit äußerer Hilfe, dem Einzuge des Kaisers, von seinem tiefen Fall erlände. Aber vergebens. Das Motiv des Stückes mit der fortwährenden Anspielung auf den Stierkampf macht es nur zur Komödie, höchstens zur Tragikomödie geeignet, um so mehr, als der General seine Ehe so täppisch leichtsinnig und so . . . unwahrscheinlich eingegangen ist. Leicht möglich, daß die Spanier anders empfinden würden und ihre Gefühle der Aufregung vom wirklichen Stierkampf auf ein solches Stück übertragen. Vielleicht hat Lilienfein sein Motiv auch aus dem Spanischen geholt. Wir aber können hier nicht folgen, sondern denken gleich dem französischen Offizier: „Der unselige Ochse“, denn er hat alles angerührt.

Aus diesem Stilfehler gehen alle andern Mängel hervor. Mag Lilienfein sich noch so sehr bemühen, sein Stück mit warmem dichterischen Blut zu erfüllen; die Glieder sind falsch eingerenkt und können sich nicht frisch und natürlich bewegen. Es bleiben die Charaktere, die viele gute Züge besitzen, ohne Resonanz. Dasselbe gilt von den dramatischen, effektvollen Höhepunkten, die mehr als erratische Blöcke wie als Gebirgsgipfel erscheinen, zu denen der Weg von allen Seiten hinaufführt. So ist eine Summe von Können und Arbeit durch einen ersten Mißgriff gelähmt.

Das gilt von dem Schauspieler, der nun einmal vom Dichter und seinem Werk untrennbar bleibt, in gleicher Weise. Die außerordentliche, sichere, ja diesmal sogar seine Kunst Ferdinand Bonnss konnte doch nicht die Wärme schaffen, die der Zuschauer dem Stücke versagt.

Dr. O. A.



Randbemerkungen.

Das englische Parlament

wird nächstens wieder in Aktion treten. Schon spürt man deutlich, wie der Ton der Presse sich darauf einzustimmen beginnt. Auch die Blätter anderer Nationen werden wieder aufmerksam auf das große Ringen der Parteien, das mit dem Tode Eduards sein vorläufiges

Ende fand. Man las in diesen Tagen, daß die Betonkonferenz, die bei der Vertagung des Zwiſtes zwischen Oberhaus und Unterhaus zur Schlichtung der Gegensätze eingeleitet wurde, nicht viel Geſcheites zu Wege gebracht habe. Das hat niemand anders erwartet und es war wohl auch nicht der Zweck. Kontroversen dieser Art lassen sich nicht durch Formeln vergleichen. Es gilt Leben und Bestand der großen liberalen Partei, die schon bei den letzten englischen Wahlen trotz allen Siegestriumphes eine sehr erhebliche Einbuße erlitten hat. Die Unionisten sind en marche. Das wissen sie und werden nicht locker lassen. Niemand glaube im vorigen Jahre, daß eine so starke, parlamentarische Mehrheit, wie sie Asquith und Lloyd George befaßen, in einer Schlacht zerrieben werden könne. Aber niemand täuschte sich auch über die Gewißheit, daß der Appetit der Konservativen durch einen so geringen Erfolg ins Ungemessene gesteigert werden würde. Sie sind der Überzeugung, daß ihre Zeit wieder vor der Tür stehe und daß es an der Zeit sei, den seit altersher stückweise sich umwälzenden Apparat des englischen Parlamentarismus umzudrehen, sodas wieder die Tories oben, die Whigs unten liegen. Das Objekt, an dem die Kraftprobe gemacht werden soll, ist der Kompetenzstreit zwischen den Lords und den Gemeinen, der bei den letzten Wahlen mit Hinsicht auf das letzte Budget zugunsten der Gemeinen entschieden wurde, dessen prinzipielle Entscheidung aber noch aussteht. Schon für den jetzt verfloffenen Sommer prophezeite man damals neue Wahlen. Da starb Eduard, und der Tod des Königs gebot dem leidenschaftlichen Streit ein Halt. Aber selbst ein so pietätvolles Volk wie das britische kann nicht länger trauern als einen Sommer. Mit der neuen Parlamentsaison wird auch der alte Hader frisch erwachen. Schon jetzt, sagt man, beginnen die Liberalen ihre Wahlwaffen scharf zu machen, mit denen sie ihr Leben und ihre Macht zu verteidigen haben werden. Dann wird man wieder die Riesenplakate in allen Städten Englands sehen, auf denen der britische Löwe von der Schlange des liberalen Freihandels oder des konservativen Schutzolls erdroffelt wird, — je nachdem, die Plakate sind dieselben, nur der Aufdruck wechselt. Bei aller größesten Erregtheit aber, mit der ein solcher Kampf in englischen Landen durchlebt wird, wird man wieder bewundernd stehen vor der unbegrenzten Disziplin eines bis in die Knochen parlamentarischen Volkes, dem seine Tradition und sein Nationalgefühl — ob Tory oder Whig — fest und erhaben steht trotz aller Parteileidenschaft. Hätten wir doch auch etwas von dieser Art.

Der französische Verkehrstreik

muß für uns Deutsche bei aller mitfühlenden Sympathie für das schwer geschädigte französische Volk eine Genugtuung sein. Denn er ruft uns wieder einmal handgreiflich vor Augen, was für einen ungeheuren Schatz wir in unsrer Beamtenerschaft haben. Kein Land der Erde kommt uns darin gleich. Keine Nation hat einen so festen, sicheren Stoc gebildeter und disziplinierter Staatsfunktionäre wie wir. Schon in normalen Zeiten sieht jeder Reisende der über unsre Grenzen fährt, er mag kommen, woher er will, den großen Unterschied. Und nun erst in Zeiten abnormer Krisen. Wo ist in Frankreich das Verantwortlichkeitsgefühl des Einzelnen, das unsre Beamten auszeichnet? Und wo das Vertrauen des Publikums auf die in diesem Verantwortlichkeitsgefühl wurzelnde Zuberlässigkeit der öffentlichen Betriebe? Im vorigen Jahre der große Poststreik, dies Jahr die Eisenbahnen; kann sich dabei ein derartiges Gefühl des Miteinander-erwachens herausbilden, wie es uns mit unserm Beamtenkörper verbindet? Gewiß, wir nörgeln ja nicht wenig. Die großen Vorteile sind uns eben so selbstverständlich geworden, daß wir manchmal nur noch die bürokratischen Auswüchse und Mängel sehen. Wir wollen uns auch gar nicht mit diesen Schattenseiten unsrer Vorzüge ohne weiteres zufrieden geben. Kritik belebt die Blutzirkulation. Aber wir wollen auch nicht vergessen und sind geradezu gezwungen, in

Sagen, wie jetzt eben während der revolutionären Bewegung unter den französischen Syndikatbeamten, unsern Blick neu für die Dinge zu schärfen, in denen unsre gesunde Kraft und unser Stolz wurzeln.

Klassenkampf in Australien.

Man ist sich bisher darüber einig gewesen, daß die australischen Kolonien die sozialpolitisch am meisten vorgeschrittenen Staatswesen vorstellten. Ein Buch, das über die soziale Entwicklung Australiens und Neuseelands gut unterrichtet (von Albert Metin), führt den bezeichnenden Titel: „Le socialisme sans doctrines“. Ebenso meinten schon die Webbs, es sei eine interessante Bestätigung für die Richtigkeit der sozialistischen Theorien, daß man sie in Australien finde, die selbst nicht Sozialisten sind. Und Werner Sombart behauptet in seinem Buche „Sozialismus und soziale Bewegung“: „Die Entwicklung der sozialen Bewegung ist in Australien (und nur dort) so weit in kollektivistischer Richtung fortgeschritten, der „sozialistische Staat“ ist schon in so weitem Umfange verwirklicht, daß die Kampfesorgane (wie sie die europäische Bewegung kennzeichnen) bereits im Absterben begriffen oder gar nicht recht zur Entfaltung gelangt sind. . . Streiks gibts auch nicht mehr: der Staat fest die Arbeitsbedingungen fest, auch soweit sie die Löhne betreffen.“ In einem ganz neuen Prospekt des „Instituts für internationalen Austausch fortschrittlicher Erfahrungen“ heißt es: „Australien hat zuerst eine humane Sozialgesetzgebung geschaffen und damit die infolge der Fabrikarbeit drohende Gefahr einer Rassedegeneration beseitigt.“

In Neusüdwales trat vor einigen Monaten ein „Industrial dispute act“ in Kraft, ein Gesetz zur Einführung obligatorischer Schiedsgerichte für Streitigkeiten zwischen Unternehmern und Arbeitern, das die Zustimmung der Arbeiterpartei fand. Es hat aber den Ausbruch von großen Streiks in jüngster Zeit nicht zu hindern vermocht. Bei Newcastle, im Norden von Sidney, ebenso im Süden und Westen befinden sich die größten Kohlenbergwerke Australiens, die in gewöhnlichen Zeiten 25000 Arbeiter beschäftigen. Große Mengen der geförderten Kohle werden nach Südamerika, den Philippinen und andren pazifischen Inseln, sowie nach einigen Gegenden Nordamerikas ausgeführt. Ein Ausstand, zu dem eine Frage von untergeordneter Bedeutung den Anlaß gab, brachte alle Betriebe zum Stillstand, und Sympathiestreiks legten auch andre Gewerbe lahm. Im ganzen Commonwealth herrschte Kohlenmangel. Die aufgespeicherten Vorräte an Brennmaterial gingen überall zur Neige. Eisenbahnen und elektrische Bahnen verminderten ihren Dienst. Viele Fabriken mußten ihre Feuer ausgehen lassen, ihre Arbeiter beurlauben. In Sidney drohten Gasleitungen und elektrische Ströme zu versagen. Die Dampferlinien hatten ihre Tarife erhöht und waren nahe daran, ihren Dienst einzustellen. Die verminderte Leistungsfähigkeit der Bahnen machte es den Landwirten unmöglich, ihre Erzeugnisse unter guten Bedingungen abzusetzen.

Als nach fünfwöchiger Dauer des Kampfes noch immer keine Anzeichen für ein baldiges Ende wahrzunehmen waren, schritt die Regierung ein. Sie verhaftete die Hauptleiter im Streikomitee, brachte im Parlament schleunigst ein draconisches Gesetz gegen dessen Zukunftspläne durch, bestellte in Japan und Natal 50000 Sonnen Kohlen für den Bedarf des Staates und drohte, bei fernerer Aufwiegelung der Arbeitermassen die Bundesregierung zu bewaffnetem Einschreiten zu veranlassen.

Das Ganze steht einem Bankrott des australischen Staatssozialismus verzeiwelt ähnlich. Die Arbeiter hatten den Ausstand gegen den Rat ihrer parlamentarischen Vertreter begonnen, und im Streikomitee spielten radikale Sozialisten die erste Geige. Deren Zukunftsmusik findet in immer weiteren Kreisen der Arbeiterchaft offene Ohren. Auch in Australien geht das Proletariat aller Sozialpolitik ungeachtet zu offenem Klassenkampf über, und die Regierenden, die bisher für Muster arbeiterfreundlicher

Staatsmänner galten, sieht man für die Arbeitgeber Partei nehmen und mit Gewaltmaßnahmen die soziale Ordnung aufrechterhalten.

Die Katholiken der Reichshauptstadt Berlin haben aus Anlaß der Rede des Bürgermeisters von Rom eine Protestversammlung veranstaltet und dabei eine Resolution gefaßt, in der es heißt:

Aber 6000 Katholiken der Reichshauptstadt erheben einmütig flammenden Protest gegen die Dir, heiligster Vater, und der katholischen Kirche zugefügte Beschimpfung, die sie als ihnen selbst zugefügt empfinden.

Als der heiligste Vater jüngst ohne jede Veranlassung die Reformatoren, die der Reformation zugetanen deutschen Fürsten mit ihren Vorfahren und den protestantischen Teil des deutschen Volkes schmähte, haben diese 6000 Katholiken die ihrem Fürsten und ihren protestantischen Mitbürgern zugefügte Beschimpfung durchaus nicht als ihnen mit zugefügt empfunden, die katholische Presse hat im Gegenteil dieses Vorgehen des heiligsten Vaters in der Ordnung gehalten.

Jene Resolution in Berlin und das damalige Verhalten der deutschen Katholiken bezw. ihrer Presse verdient gegenübergestellt zu werden, es ist einer von den vielen Beweisen für die Echtheit ihres nationalen Empfindens.

Dr. E. M. (Köln).

Ein Ehrendoktor

Ist immer ein sonderbares Ding. Denn es ist nicht ausgemacht, ob er mehr eine Ehre ist, oder auch wirklich ein Doktor, ganz abgesehen von der Möglichkeit, daß er einen Doktor darstellen könnte, der im Gegensatz zu den gewöhnlichen Doktoren gleichzeitig als ein ehrenvolles Ding hingestellt werden soll, was ja beim Doctor communis als nicht ganz unbetritten gilt. Aber lassen wir die Entscheidung den Ehrendoktoren selbst, deren man uns ja in den letzten Tagen eine ganze Reihe geschenkt hat. Uns aber gestatte man nur ein ehrfürchtig verwundertes Kopfschütteln. Beim Kaiser könnte man fragen, wie er, der doch der Rector magnificentissimus ist, der Kreator der ganzen Universitäts- und aller ihrer Privilegien, wie er, der ihr die Titel gab, sich von ihr einen derselben verleihen lassen kann. Er verkörpert doch schon an sich im Grunde alle Titel. Man wird einwenden, die Universitas litterarum sei extraterritoriales Gebiet, frei und unabhängig, über sich nur den Geist der Wissenschaft und sonst niemand. Ja, ist das denn wirklich so? Auch dachten wir immer, der Untertan könne seinem Fürsten gar keine „Ehre“ antun. Aber schließlich müssen das die Juristen wissen. — Sonderbar geht es bei den theologischen Doktoren zu. Sie sind ja auch im gewöhnlichen Leben eine Ehre. Man kann sie nicht „machen“. Aber wie in aller Welt kommt einer dazu, weil er auf der Kanzel steht, auf der Schleiermacher früher einmal gestanden hat? Tiefgründiger Zusammenhang! Aus dem Holze der Kanzel durch die Sohlen hindurch ist der Doktor Schleiermachers in die Lahusenische Gestalt gedrungen. O, führte auch mich der Zufall einst an einen Platz, wo einst ein Doktor stand! Er brauchte ja nicht einmal ein Ehrendoktor zu sein! — Dagegen Frau Dr. Cosima, die hats verdient. Nur ist sie in die falsche Rubrik geraten; denn Wagners Erbe zu pflegen, wie sie's getan, dazu gehört mehr kaufmännisch-juristische Saftkraft, als gerade Philosophie. Indessen, habcat! — Wunderlich wird die Sache wieder bei den Medizinern. Daß sie sich der tröstenden und heilenden Kunst verwandt fühlen, ehrt sie ja nur selber; aber ob sie schon einmal versucht haben, einem Paralytiker eine Regersche Violinsonate vorzuspielen? Freilich diese Ärzte haben es hinter den Ohren. Wer weiß, ob sie sich nicht ein homöopathisches Experiment geleistet haben. Gleiches mit gleichem kurieren. Selbst weiße Mäuse würden vielleicht in dem Dornbuschdickicht mancher Regerschen Harmonien den Tor finden. Für gesunde Ohren sind sie jedenfalls nicht immer tröstlich. Womit wir übrigens nichts gegen Max Reger gesagt haben wollen. Nur gerade unter die Medizinmänner

scheint er uns nicht zu passen. — Einem aber ist sein gutes Recht geschehen, unsern Philosophen von Hohenfinow! Ich weiß, daß ich nichts weiß, sprach Sokrates und wurde noch nicht einmal Doktor. Wir aber leben in besseren Zeiten und heute wird dem Verdienst sein Lohn.

Ludwig Pietsch.

Die Kunsthandlung A. de Burlet veranstaltet jetzt eine Ausstellung von Arbeiten Ludwig Pietschs mit dem Motto: „Aus alten Skizzenbüchern der 60er und 70er Jahre. Daß Ludwig Pietsch ehemals den Griffel geführt hat und diesen erst später mit der Feder vertauschte, ist bekannt. Aber diese Betätigung ist dadurch, daß die jüngere Generation überhaupt nichts von der Hand des Zeichners Pietsch gesehen hat, fast in das Sagenhafte entrückt worden. Ludwig Pietsch selbst meint in den Worten, die er der kleinen Sammlung voraussetzt, daß er diesen alten Arbeiten heute wie ein Fremder ganz objektiv gegenüberstehe. So wären sie auch für uns das Werk eines Unbekannten, wenn nicht eben wieder das Interesse, das der Schriftsteller fordert, sich mit dem für seinen einstigen Beruf vermählte. Alles in allem genommen: Ludwig Pietsch ist den Anforderungen auch dieses Zweiges seiner Begabung wacker gerecht geworden. Er schaffte damals, als der Holzschnitt das gebräuchliche und für die Zeitschriften fast einzige Reproduktionsmittel war. So genügte auch für ihn der leichtfüßbare Bleistift, der dem Handwerker eine hinlängliche Unterlage bot. Eine Vergleichung mit unserer heutigen Illustrationskunst zu ziehen, ist schon aus diesen technischen Gründen nicht möglich. Ludwig Pietschs Blätter sind schlichte Schilderungen, denen Wahrheit und Ehrlichkeit, die er in bescheidenster Form für diese in Anspruch nimmt, gewiß zuzusprechen sind. Pietsch beherrschte das Organische des menschlichen Körpers vollständig, ebenso wie die Struktur von Haus und Baum. Von irgend einem Dilettantismus, den man leicht bei denen anzunehmen bereit ist, die zu gleicher Zeit mehrere Acker bestellen, kann nicht die Rede sein. Wie hier ein Votter auf dem Schlachtfelde zu Wörth mit wenigen Strichen „hingeschmissen“ ist, wie dort Lust und Landschaft kaum angedeutet sich vereinigen, das zeigt die Hand des Künstlers, und nur die Hand eines Künstlers ist dessen fähig. Auch das Stoffliche reizt. Stamm es doch zum Teile aus dem deutsch-französischen Kriege, dem Pietsch als Berichterstatter bewohnte. Die gesprengte Seebrennerei, ein durch Beschlebung zerstörtes Treppenhause, Offiziere und Soldaten, Bismarck selbst und manch anderes mehr rückt in unsern Gesichtskreis. Dann erzählt Pietsch von seinen Reisen: den Matrosen am Cleuer, das gespannte Segel des Verdecks, das rege Leben und Treiben in den Straßen des Orients nimmt er auf's Korn. Er vergift hierbei nicht, seinen Blättern auch Stimmung zu geben. Hübsch ist auch eine Baumstudie vom Ufer des Tegeler Sees, und die Holunderlaube im Garten des Pfarrhauses zu Seesenheim kann als besonders liebevolle Arbeit bezeichnet werden. Von den Porträts möchten die Belichtungsskizze, die der Sängerin Désiree Artôt gilt, die Rückenfigur eines kleinen Töchterchens des Zeichners, die allen kindlichen Reiz in sich birgt, besonders beachtet werden. Die ausgeführteren Bildnisse der Sängerin Pauline Viardot-Garcia und des Dichters Zwanz Surgenjew können bei dem Mangel eingehender Charakteristik weniger befriedigen. Ein Märchenentwurf lockt zum Schluß zu fernem Verweilen und stillem Versenken. Der Geist Ludwig Richters ist es, der über diesem Blättchen ruht.

Hermann Abeking (Charlottenburg).

Ein verständnisvoller Kritiker.

In der „Vossischen Zeitung“ berichtet Herr Max Marschall über eine Aufführung von Vuccinis „Bohème“ in der „Komischen Oper“. Er nennt zunächst das Werk „halb ein widerliches Rührstück, halb eine schlechte Operette“, was für ihn nicht weiter verwunderlich ist; hat er doch u. a. auch einmal gelegentlich einer Aufführung

des „Deutschen Requiem“ von Brahms im Opernhause etwa erklärt, es sei, mit einigen, gleichzeitig wiedergegebenen Parfissalzenen verglichen, ein besserer „Schmarrn“. Von seinem Musikverständnis soll aber hier nicht die Rede sein. Nur von seiner sonstigen Eignung zum Kritiker einer Zeitung von dem geistigen Range der Vossin soll hier mit Bezug auf die erwähnte Kritik etwas gesagt sein. Da heißt es also: „Herr Direktor Gregor scheint übrigens die „Bohème“ für eine Art Bühnenweihfestspiel zu nehmen; sein überaus rigoros durchgeführtes Verbot, den Zuschauerraum zu betreten, sobald das Spiel begonnen hat, deutet darauf hin. Ich glaube nicht, daß er sich mit dieser unerhörten und durchaus überflüssigen Neuerung Sympathien erwerben wird.“ — Das hat Herr M. M. tatsächlich wortwörtlich geschrieben! Eine „unerhörte“ Neuerung? Ja, hat denn Herr M. M. noch niemals das königliche Opernhaus oder ein besseres Konzert besucht, daß er nicht weiß, diese „unerhörte Neuerung“ wird seit Jahren glücklicherweise überall rigoros durchgeführt? Eine durchaus „überflüssige“ Neuerung, sagt er weiter und dokumentiert damit, daß er auch nicht den geringsten Respekt vor der Kunst, bezw. der Kunstleistung hat, zum Kritiker also wie der Vock zum Gärtner taugt. Wenn der Schlächtermeister August Mubide, der für sein „schweres Geld“ einen Parfettplatz erstanden hat, oder wenn der Konfektionär Siegfried Protoschiner so „kritisiert“, dann sagt man sich achselzuckend: was versteht denn der Bauer vom Gurkensalat! Wenn aber ein Berufskritiker einer Zeitung von Rang sich so vernehmen läßt, dann weiß man wirklich nicht, was man dazu sagen soll.

* * *

Dr. E. A.

Mond und Wetter.

Der Vollmond am 19. September hat nach einer standhaften Periode schönen Wetters, das uns vom 10. September ab mit einer nur eintägigen Unterbrechung am 13. September eine Reihe sonnigwarmer schöner Herbsttage brachte, den vorausgesagten Witterungsumschlag herbeigeführt, und zwar noch mit einem erheblicheren Temperaturrückgang, als ich ihn in meiner letzten Voraussage vom 12. September in Nummer 39 erwartet hatte. Die Wirkung des Vollmondes auf das Wetter zeigte wieder eine geradezu typische Übereinstimmung mit dem Wetter der Vollmondtage in den beiden Vorjahren 1909: 31. August und 1908: 12. August, wie ich dieses in meinem Aufsatz in Nummer 31 in tabellarischer Form einander gegenübergestellt habe. Nach einem kurzen Gewitter am 19. September und einem böigen Regentag trat allgemein in der Nacht vom 20. zum 21. September eine so intensive Abkühlung ein, daß der Aufenthalt in ungeheizten Zimmern für die beiden folgenden Tage nahezu unmöglich wurde. In München war das dort am 21. September auftretende Gewitter sogar von heftigem Schneefall begleitet, so daß die Straßen vorübergehend vereist waren, und auch aus der Schweiz und dem Riesengebirge wurde starker Schneefall mit Kälte gemeldet. — Nach einem fast wolkenlos heiteren Tage am 22. September zog aber, wie vermutet, bei höher steigendem Monde die Wärme rasch wieder an und brachte bis zum 25. September bedeckten Himmel. Von da ab, dem Tage des letzten Viertels, hatten wir dann wieder eine Periode von trockenen, durchweg heiteren und warmen Tagen, die ununterbrochen bis zum 3. Oktober — dem Tage des Neumondes — standhielt. Die ersten Anzeichen der mit dem Neumond zu erwartenden Änderung des Witterungscharakters machten sich bereits am Tage vor Neumond bemerkbar, indem nach einer fast schwülen Tagestemperatur gegen Abend bei kräftig aufkommendem Winde in rascher Folge dunkle, regendrohende Wolken aufzogen. Auch der Neumondtag begann wieder mit zeitweise nahezu stürmischem Wind und starker dunkler Wolkenbildung. Die nächstfolgenden Tage bis zum 7. Oktober trugen durchaus den Charakter einer über ganz Deutschland verbreiteten, mehr zu Regen geneigten Periode bei feuchter milder Luft, die allerdings nur in einzelnen Gebieten zu erheblicheren Niederschlägen (Strecke

Swinemünde—Berlin—Dresden 15—17 mm) führte. Am 7. Oktober trat endgültig Aufbesserung des Wetters ein, und am 8. Oktober hatten wir nach einer kälteren Nacht wieder einen sonnigwarmen, klaren Herbsttag, dem allerdings sofort wieder ein Tag der Trübung folgte. Derartige kurzzeitige Schwankungen in dem Charakter des Wetters pflegen namentlich gegen die Zeit der bevorstehenden charakteristischen Witterungsumschläge hin vorzukommen, wenn die beiden entgegengesetzten Luftströmungen — die polare und die äquatoriale — in den Grenzgebieten um die Herrschaft ringen.

Jetzt, am Tage des ersten Viertels und einen Tag nach tiefster Monddeklinaton mit $-27^{\circ}2'$, haben wir wieder das schönste sonnigwarme Herbstwetter. Nach dem bisherigen Verlauf der Witterung und der wiederholt bestätigten Erfahrungstatsache, daß im Sommer die Zeit zwischen erstem Viertel und Vollmond die geringsten Niederschläge aufzuweisen hat, besteht die größere Wahrscheinlichkeit dafür, daß wir für die nächste Zeit, abgesehen von einigen recht kalten, vielleicht schon an den Gefrierpunkt herankommenden Nächten einer Reihe von klaren, heiteren Herbsttagen mit einer in der Sonne noch recht angenehmen Temperatur entgegengehen. Der Vollmond am 18. Oktober mit einer jetzt schon nördlichen Abweichung von $6^{\circ}24'$ stellt das Ende dieser Schönwetter-Periode in Aussicht und wird nunmehr die gegenteilige Wirkung haben wie im Sommer, d. h. aller Wahrscheinlichkeit nach milde, aber auch feuchte, trübe und regnerische Witterung bringen. Bis zum Tage der höchsten Deklination, 23. Oktober mit $+27^{\circ}9'$, und bis zum letzten Viertel am 25. Oktober, vielleicht auch noch um 1 bis 2 Tage darüber hinaus, können wir auf den Fortbestand dieser vorwiegend trüben und regnerischen, wenn auch verhältnismäßig milden Witterungsperiode rechnen. Nach deren Aufhören ist bei nunmehr schnell niedersteigendem Monde wieder mehr trockenes Wetter bei abfallenden Temperaturen zu erwarten, und es ist keineswegs ausgeschlossen, daß, wie vor 2 Jahren, trotz noch verhältnismäßig hoher Deklination jetzt der erste Frostvorstoß erfolgt. Die Annäherung an den Neumond — 2. November, der jetzt schon die tiefe südliche Deklination von $-15^{\circ}17'$ erreicht, läßt wieder das Einsetzen einer feuchten Witterungsperiode erwarten, die Regen, stellenweise wohl auch mit Schnee gemischt, bringen wird. In diesen Tagen, um den Neumond herum, dürften auch die ersten Novemberstürme nicht ausbleiben, da bei dem tieferen und höheren Stand der Wolkphasen der Ausgleich zwischen der polaren und der äquatorialen Luftverlagerung sich in heftigerer Weise geltend machen muß. Am 7. November haben wir tiefste Deklination mit $-27^{\circ}6'$ und am 10. November erstes Viertel. Diese beiden Mondstellungen versprechen einerseits beständigeres, trockeneres, andererseits aber auch kälteres Wetter, so daß wir uns für die mit diesen Tagen beginnende Periode schon auf den ersten winterlichen Einfall gefaßt machen können, der aber schwerlich von erheblicher Intensität noch von langer Dauer sein wird.

Hildesheim, den 11. Oktober 1910.

Emil Brandt.



Die Zukunft der ermittelten Potentaten.

Ein alter Onkel, der Graf Theophil v. Raterbart, ist ein sehr schnurriger Herr. Er ist bereits 96 Jahre alt und denkt immer noch über seltsame Fragen nach. Diese Fragen sind immer sehr seltsam. So fragte er neulich, als ich nach der Absetzung des Königs von Portugal bei ihm zum Abendessen war, Folgendes wörtlich:

„Paulchen, es ist schrecklich, daß jetzt die Potentaten so einfach abgesetzt werden. In dieser Art von Absetzung steckt auch nicht eine Spur von Ehrfurcht und Hochachtung. Die Titulaturen und die hohen Ehrenämter verlieren heutzutage jegliche Bedeutung. Das ist einfach erschrecklich. Aber, Paulchen, sage mir nur das Eine — gib mir nur auf diese eine Frage Antwort — sage mir: was wird aus den abgesetzten Potentaten? Die Armsten werden ja heutzutage, wie es scheint, nicht mehr abgeköpft. Das Abköpfen ist ja nicht mehr modern. Das ist ja ganz erfreulich. Andererseits sorgt man aber doch nicht mehr für die Zukunft der abgesetzten Herren. Und die sind doch an eine straffe Tätigkeit gewöhnt. Sie haben's nicht leicht. Das weiß ich. Ich kenne ja viele Potentaten persönlich. Was die sich mit den Kammerdienern, Portiers, Kutschern, Dienstmädchen und dem Küchenpersonal herumärgern müssen. Ach und die vielen Festlichkeiten. Und das An- und Ausziehen der vielen Uniformen. Oh, wie froh bin ich, daß ich nicht Potentat geworden bin. Ich glaube ganz bestimmt, ich hätte meinem Schöpfer auf den Knien gedankt, wenn sie mich endlich mal abgedankt hätten. Aber — verlieren wir nicht den roten Faden. Wie denkst du dir die Zukunft der Exmittierten? Sie können doch nicht einfach wie nichtstuhende Rentiers weiterleben. Das geht doch nicht. Wer an ein Potentatenleben gewöhnt ist, der ist doch eben an ein Latenleben gewöhnt.“

Mein Onkel, der Graf v. Katerbart, ist ein etwas schwachhafter Greis, wiederholt sich sehr oft und kommt immer wieder auf Dinge zu sprechen, die gar nicht zur Sache gehören. Darum will ich in dem wörtlichen Berichte seiner Abendbrotrede nicht weiter fortfahren.

Wir sprachen über das Thema ganz ernsthaft. Ich will nur noch von dem Schluß der Unterhaltung berichten.

Ich bemerkte, daß wir den größten Teil der Unterhaltung im Flüstertone führten. Wir erörterten das aktuelle Thema derart ernsthaft, daß wir ganz und gar das Trinken dabei vergaßen. Ich darf nicht verraten, was wir alles erörterten.

Nur vom Schluß darf ich noch was sagen.

Mein Onkel fragte plötzlich ganz laut mit gefalteten Händen:

„Paulchen, hast du denn gar keine Angst vor den exmittierten Potentaten? Fürchtest du nicht, daß sie allesamt Schriftsteller werden könnten?“

Da war ich so erschrocken, daß ich meinen alten Onkel eine lange Weile ganz starr ansah.

Und dann flüsterte ich:

„Onkelchen, ist das dein Ernst?“

Und v. Katerbart sagte bestimmt mit geballter Faust:

„Mein lieber Nefte, das ist mein bitterster Ernst. Darauf kannst du dich fest verlassen.“

Ich aber rief schluchzend:

„Oh diese neue Konkurrenz!“

Paul Scheerbart.



Nun kommt die Zeit . . .

Nun kommt die Zeit der schönen Reden,

Auf, liebe Seele, wappne dich!

Vom Jüngling wie vom ollen Schweden

Löst bald ein Wortgeschlinge sich.

In Parlament, auf tausend Festen

Schwellt Rednerlust die dicksten Westen.

Bezugsbedingungen:

Vierteljährlich 4,50 M.
Einzelnummer 40 Pf.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen:

Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

**Kaiser
Friedrich
Quelle**

Offenbach am Main

Berlin:

Eigenes Bureau, Repräsentant Louis
Quensel, 15b, Schönbergerstr. SW.
— Telefon-Amt VI, No. 688. —

Eine ernste Mahnung an alle Amateurphotographen!

Jeder Photographierende muss bedenken, dass die Qualität seiner Bilder von der Qualität der verarbeiteten Papiere abhängig ist, denn mit einem vorzüglichen Papier kann man auch von einer schlechteren Platte noch brauchbare Bilder erzielen, mit einem schlechteren Papier aber nicht einmal von guten Negativen. In der ganzen Welt sind die N. P. G. Papiere als erstklassig bekannt; ihre jahrelange Gleichmässigkeit und Haltbarkeit rechtfertigt diesen guten Ruf und machen es dem gewissenhaften Amateur sozusagen zur Pflicht, diese Marken für seine Arbeiten zu verwenden. Jeder Lichtbildner informiere sich deshalb im eigensten Interesse über die N. P. G. Fabrikate und verlange von der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G., Steglitz 181, kostenfreie Zusendung der Gesamtpreisliste nebst Probeheft der Zeitschrift »Das Bild«.

Manch festes Schlagwort wird uns stärken,
Manch edle Phrase salbt den Steiß;
Man konnte dies, gottlob, schon merken
Bei unsrer alma mater Preis.
Wieviel Demosthenesse hoben
Den wohlgeölkten Mund nach oben!

Zum Reden ist der Mensch geboren —
Wir Preußen han es längst erkannt.
Auf Reden sind wir eingeschworen
Für König, Gott und Vaterland.
Ach, wenn man nicht mehr reden könnte —
Was nützen uns die Parlamente?

So laßt uns wieder denn betrachten,
Was durch die Eloquenz entspringt!
Den öden Kerl muß man verachten,
Der stumm wie'n Fisch zur Grube sinkt!
Wenn mich sechs Bretter erst umreihen,
Will ich noch schnell mein Hurra! schreien.

Terentius.



Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren u. s. w. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unerlangt und zugehöriger Werte kann nicht erfolgen.

Schillers sämtliche Werke. Horenauflage. 16 Bände. Kartoniert je 4,50 Mark. Verlag von Georg Müller (München).

Seine wundervollen Goethe-Propyläen-Ausgabe, die inzwischen bis zum 6. Bande (1788—1790) gediehen ist, läßt Georg Müller nun eine „Horenauflage“ der Werke Schillers in 16 Bänden folgen, deren Textredaktion von Weimar und Marbach unterstützt wird. Aus dem Programm des Verlages mögen ein paar Sätze hier stehen: „Dem Genuße des modernen, künstlerisch feinfühlenden Lesers soll die neue Ausgabe dienen, nicht wie so oft die

aus schlechtestem Material hergestellten Klassiker-Ausgaben bloßen Repräsentationszwecken; waren doch bei ihrer großen Volkstümlichkeit die Werke Schillers in noch höherem Maße als diejenigen Goethes dem Ansehen einer geschmacklos und fabrikmäßig gehandhabten Herstellungs-Schablone ausgefetzt. Erlesenste, vornehmste Ausstattung der äußeren Gestaltung, gediegenstes Material und beste Druckarbeit werden bei der Horenauflage mitwirken, Schillers Werke in einer Form zu bieten, die es erlaubt, zu seinem Schaffen und Denken wieder nahe innere Fühlung zu gewinnen, den wahren, im Ungeklüm der naturalistischen Periode verkannten, in so vielen Beziehungen jedoch überraschend modernen Schiller wieder zu entdecken, ihn zu befreien aus dem Wust des schablonenhaften Klassikerfultus.“

Ganz wie bei der Goethe-Ausgabe ist auch hier alles philologisch-pedantische ausgeschlossen, notwendige Erläuterungen aber werden durch Briefstellen u. a. m. gegeben. Der vorliegende Band beginnt mit Gedichten und Aufsätzen aus der Schüler- und Jünglingszeit (1769), bringt dann die Gedichte und Briefe des Regiments-medikus und vor allem die „Räuber“, und zwar auch die unterdrückte Vorrede, die spätere Vorrede, den unterdrückten zweiten Bogen des ersten Druckes, den öffentlichen Anschlag „Der Verfasser an das Publikum“ u. s. w. Mit den „Beiträgen in dem Württembergischen Repertorium der Literatur 1782“ schließt der stattliche (586 Seiten starke) Band. Man braucht wahrlich kein Prophet zu sein, um der „Horenauflage“ Schillers den gleichen Erfolg vorauszusagen wie der „Propyläen-Ausgabe“ Goethes.

Die Grimmschen Märchen. Herausgegeben von Paul Ernst. 3 Bände. Verlag von Georg Müller (München).

Drei schlichte Pappbände, raffiniert schlicht und darum der Wirkung sicher, ein mattes, rauhes Papier, ein tadellos sauberer Druck aus einer entzückenden Fraktur: so gibt sich diese geschmackvolle Gesamtausgabe der Grimmschen Kinder- und Hausmärchen. Sie bringt auch die Märchen aus den älteren Ausgaben, einzelne Anmerkungen, Bruchstücke u. s. w. Das Nachwort Paul Ernsts ist geistvoll, eine ästhetisch-philologische Untersuchung über Ursprung und Wesen des Märchens überhaupt. H.

Deutsche Kaufleute

lernt fremde Sprachen zu Hause perfekt!
Engl., Franz., Italien., Russisch, Schwedisch, Spanisch usw., durch weltberühmte Selbstunterrichtsbriefe. Vorkenntnisse unnötig. Tausende verdanken diesen Briefen ihre Existenz od. bessere Stellung. Verlangen Sie sofort Prospekt gratis. Umfangreicher Probebrief (Lekt. I) gegen 50 Pf. in Marken.

O. Hofmann, Gonnla 203, Reuss.

Antiquar. Kat. 34. Philosophie

„ „ 36. Litteratur

gratis und franco:

J. Krause, Antiquariat, Halle a. S.



Hygienische

Bedarfsartikel. Neuest. Katalog. m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. f. **H. Unger, Gummifabrik** Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:

Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:

Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.:
Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):

Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne“. Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:

Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:

Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:

Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:

Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:

Hôtel „Schiesen“-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:

Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:

Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:

Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:

Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.

Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.

Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross“. Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:

Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

Die Gegenwart

Nr. 44.

Berlin, den 29. Oktober 1910.

39. Jahrgang
Band 78.

Unser dänischer Nachbar.

Er ist ein sonderbarer Heiliger. Ein Bauer mit hypermodernem Seelenleben, ein Pietist mit leichten Sinnen, ein fanatischer Nationalist mit kosmopolitischen Gefühlen, ein hochdifferenzierter Kulturmensch mit Rousseauschen Neigungen. Sein Leben ist ein Spiel, das mit ebensoviel Leidenschaft als Eleganz gespielt wird. Er hat das leichtfertige Temperament des Parisers neben der schwermütigen Sentimentalität des Nordens. Er hat ein Könighaus, an dem er zärtlich hängt, aber er kümmert sich nicht viel darum, sondern belustigt sich damit, Bauernrepublik zu spielen. Er ist veränderlich wie das blaue Meer, das seine Inseln umgibt. Er liebt den äußeren Genuß, aber er spricht von nichts lieber, als von tiefgründigen Ideen. Vor allem spricht er von seinem Innenleben. Denn er hat viel Phantasie, die ganze Welt wird ihm Symbol seiner selbst und er ist unermüdlich erfinderisch in der Darstellung seiner inneren Probleme. Die Folge — oder die Ursache — davon ist, daß er eigentlich keine Tatkraft hat. Statt dessen berauscht er sich in eingebildeten Taten. Er ist harmlos darin, aber auch gefährlich, denn er verliert leicht den Boden des Wirklichen unter den Füßen, und sein Fanatismus ist schwer zur Besinnung zu bringen. Sein nationaler Rausch kennt keine Grenzen, grade weil die Grenzen seines Landes eng sind. Aber seinem phantastischen Tatendrang genügen sie nicht, so viele Ventile er ihm auch sonst öffnet.

Ein Theaterstück, ein neuer Minister, eine Sängerin, ein theologischer Streit oder gar die alten Festungswälle Kopenhagens, das sind dem Dänen — eins wie's andere — Stoffe, die ihn für den Augenblick völlig ausfüllen! Als Ibsens Nora herauskam, ging die Erregung in Kopenhagen soweit, daß man in den Vorzimmern der guten Häuser bei Gesellschaften und Five o'clock's Tafeln anbrachte mit der Inschrift: Hier wird über „Puppenheim“ nicht gesprochen. Man ist ästhetisch bis in die Knochen. Durch alle Stände geht dieser Zug. Spielt man in Kopenhagen eine neue Oper, so singt der Fischerjunge an der jütischen Westküste die Melodien. Der Däne liebt seine Sprache,

die immerfort stark im Fluß ist, mit fast koketter Zärtlichkeit. Und er hat in der Tat einen wunderbaren Schatz in seiner Literatur. Es braucht etwas nur so recht dänisch zu sein, so ist es schon im ganzen Lande populär. Die Edda ist in wundervolle dänische Verse übertragen worden. Jeder Landpastor spricht seitdem seine Predigt mit mythologischen Anspielungen, und jeder Bauer versteht sie. Die eigentümlich liebreizenden, schwermütigen und doch humorvollen Melodien seiner Volkslieder sind ihm kein toter Schatz. Er singt sie täglich. Die Geschichte seiner Könige ist in Jungmanns Romanen Allgemeingut der einfachsten wie der höchsten Bevölkerung geworden. Der deutsche Satiriker Frik Anders hat unter seinen Skizzen eine der besten, die heißt: Was weiß das deutsche Volk von Goethe? In Dänemark wäre eine Satire: Was weiß das dänische Volk von „Holbergs Komödien“ undenkbar. Auch was sich der Däne von Fremdem — vor allem das französische Wesen erfüllt ihn mit starker Sympathie — zu eigen macht, durchdringt er so ganz mit dem Geiste seiner Sprache und seines Landes, daß es wirklich sein Eigentum wird. Man hat die Dänen nicht mit Unrecht die Griechen des Nordens genannt. Sie sind ein kleines, hochbegabtes, in sich selbst verliebtes Volk, ein Volk mit allen Vorzügen und Schwächen des Nordischen und mit allen Vorzügen und Schwächen einer vorwiegend ästhetischen Intellektualität. Ihr markantester Zug aber ist das ungemessen gesteigerte Nationalitätsgefühl, das sie alle gleicherweise erfüllt, den jütischen Bauern wie die Kopenhagener Urbanität. Und aus diesem Nationalismus heraus ist es dann, daß sie auch politisch immer wieder die Grenzen ihres Könnens überschätzen und sich in ihrer Selbstüberschätzung zu Dingen hinreißen lassen, die sie doch nicht durchführen können und die ihnen einmal wohl den Hals kosten könnten.

Davon weiß die Geschichte Schleswig-Holsteins zu erzählen. Es ist eine alte historische Wahrheit, daß das Grenzland immer der stärkeren Nation gehört. Mag es ihr auf kürzere oder längere Zeit entrissen werden, es fällt immer wieder an sie zurück. Bei Schleswig-Holstein kam das so lange nicht in Frage, als es durch Personalunion mit Dänemark verbunden war. Da war es eben

doch formell ein selbständiges Herzogtum. Mit demselben Moment aber, wo die Dänen glaubten, diese Selbständigkeit vernichten zu können, brach der innere und äußere Zwist aus und das Ende gab der Geschichte Recht. Das Herzogtum — jetzt zum Grenzland geworden — fiel an das stärkere Preußen. Daß es so kommen mußte, ist für uns Deutsche eine Selbstverständlichkeit. Nicht aber für die Dänen. Darauf deuten die unzähligen Symptome, die wir unter dem Kapitel der Nordmarkfrage registrieren. Leider wird diese Frage von der öffentlichen Meinung Deutschlands viel zu wenig ernst genommen. Als neulich Bassermann in Cassel die Politik der Nationalliberalen bezüglich der Ostmarken- und der elsass-lothringischen Frage besprach, mußte ihm erst aus der Gruppe der schleswigschen Deputierten zugerufen werden: Nordmarkfrage! Mit einem begütigenden Lächeln holte er dann ihre Nennung nach. Das war bezeichnend. Eine Gefahr von Norden her gilt ja allgemein als derartig ausgeschlossen, daß niemand sich Zeit nimmt, von Osten und Westen auch einmal da hinauf zu blicken. Das ist sehr unrecht. Es stehen auch hier nationale Interessen auf dem Spiel. Sind sie quantitativ nicht groß, so sind sie doch darum nicht minder ernsthaft, bei genauerem Zusehen sogar vielleicht viel ernsthafter, als man denkt.

Der dänische Volkscharakter ist mit kurzen Strichen gezeichnet worden, um darzutun, mit welchem Fanatismus er sich einer nationalen Frage bemächtigen muß, die für ihn die nationale Frage ist. „Nordschleswig zurückgewonnen, ist des Kampfes Ziel“, lautet die Inschrift auf den dänischen Flaggen und Emblemen, die man in allen nordschleswigschen Bauernhäusern, soweit sie dänisch sind, findet. Daß dies das Ziel ist, wird selbstverständlich nicht in öffentlichen Versammlungen gesagt und auch in Dänemark selber offiziell bestritten, aber täuschen kann sich niemand darüber, der die Verhältnisse kennt. Der dänische Chauvinismus würde die Seifenblasen seiner Sehnsucht mit eigener Hand aufstechen, wenn er von diesem Ziele abließe. Außerdem ist offenkundig, daß ihm allein das große System fanatischer Agitation dient, das in der Nordmark mit allen Mitteln, erlaubten und unerlaubten, durchgeführt wird. Was wissen davon jene unrealen Politiker aus der Studierstube, wie der Marburger Prof. Rade und seine jungpapistischen Anhänger, die einen Verein „zum Schutze der deutschen Ehre in der Nordmark“ gründen, einen Verein, deren Spitze sich gegen die Politik der Regierung und des Deutschen Vereins richtet und der daher schon durch seine bloße Gründung dem deutschen Ansehen ungeheuren Schaden zufügt! Ein systematischer Wirtschaftsboykott, Güterausverkauf, Vereinsagitation, allsonntägliche Demonstrationsausflüge nach Dänemark, bei denen offizielle Persönlichkeiten der dänischen Beamenschaft Reden halten und das Referat vorsichtshalber verboten wird, plan-

mäßige Einwanderung von Arbeitern, Handwerkern und Kaufleuten, systematische Auffsaugung ganzer Geschäftszweige, jährlicher Verband von Hunderten von Bauernjöhnen und -töchtern auf die an der jütischen Grenze aufgereihten „Volks-Hochschulen“, alias Agitationschulen, daneben reichliche Schriften- und Kalenderagitation, dank all dieser und anderer Anstrengungen, die zum großen Teil mit dänischen Geldmitteln bestritten werden, ist es gelungen, seit 10 Jahren ein stetiges Anwachsen der dänisch gesinnten Bevölkerung zu erzielen. Von den Fällen, in denen sich der Fanatismus hier und dort bis zu Sätlichkeiten steigert, ganz abgesehen. Schon die „friedlichen“ Aktionen genügen zur Beurteilung, ob hier Gefahr droht oder nicht. Diejenigen aber, die trotzdem von Versöhnung und Ausgleich reden, sind Soren. Die führenden Dänen wollen keine Versöhnung. Sie leben von der Opposition und ihre Hoffnung geht auf ganz andre Dinge.

Warum beispielsweise spielt die Kopenhagener Landbefestigung eine solche Rolle in der dänischen Politik, daß die Ministerien eins nach dem andern darüber stolpern? Furcht vor England plagt sie nicht, und wir tun ihnen, wie sie wissen, auch nichts, wenn sie sich nur ruhig verhalten. Aber da liegt es eben. Sie spekulieren immer noch darauf, daß der große Kampf der Wettern die Nordseegewässer derartig aufwühlen werde, daß sie dann im Trüben sich ihr geliebtes „Südjütland“ wieder fischen können. Sie wissen zwar genau, daß die Deutschen im Falle eines Seekrieges a tempo versuchen würden, den dänischen Nordseehafen von Esbjerg zu besetzen, — wozu hätten sie sonst die schöne Eisenbahn an der schleswig-holsteinischen Westküste bis zur Grenze hinaus zweispurig gebaut? — aber ob nicht der . . . , nun der andre noch figer ist? Das hoffen sie wenigstens. Auf alle Fälle, aber, meinen sie, ist es gut, sich in Kopenhagen zu verschanzen. Nützen wird diese Befestigung natürlich in keinem Falle etwas, denn selbst gesetzt den Fall, wir unterlägen in einem großem Kriege, wie lange würde es dauern, bis wir wieder soweit sind, uns das Verlorene zurückzuerobern? Und dann sollten die Dänen sich hüten, daß sie nicht den Hals ganz und gar verlieren! Aber das versuche einer diesen politischen Phantasten klar zu machen!

Im Grunde sind ja das alles müßige Kombinationen, aber es ist doch bezeichnend, daß sie in dänischen Gehirnen bestehen. Und so viel gehen sie schließlich auch uns an, als wir ein Interesse daran haben, an unsrer nordmärktischen Ostseeküste eine zuverlässige Bevölkerung zu besitzen. Unsrer Marine manövriert mit Vorliebe im kleinen Belt, denn er ist die einzige, natürliche Wasserstraße, die uns mit der freien See verbindet. (Die Dänen mögen es zwar gar nicht gerne, daß unsre Schiffe ihnen immer vor der Nase herumschleichen, aber es hilft ihnen nicht viel.) Unter anderm hat man deshalb kürzlich

auch die ganze Ostküste von Usen mit Leuchtfuern neu ausgefeuert. Leuchtfuern in den Händen einer unzuverlässigen Bevölkerung sind ein gefährliches Ding! Will man also überhaupt mit Kriegseventualitäten argumentieren, so sind schließlich auch für uns derartige Gesichtspunkte doch nicht ganz unerheblich.

Ob man aber mehr das Interesse des Einzelnen oder das des Staates betont, eins ist klar, daß wir an der Befestigung des Deutschtums in der Nordmark das stärkste Interesse haben. An Mitteln dazu fehlt es unsrer Regierung nicht. Die Ausweisungspolitik freilich hat so wenig Erfolg gehabt, wie die des „Brudertusses“. Es kann nur eine Politik der positiven Arbeit in Frage kommen. Dahin ist zu rechnen, eine noch verstärkte Unterstützung deutscher Ansiedlungen, restlose Deckung des Deutschen Vereins, der die agitatorische Kleinarbeit verrichtet, eine sichere Schulpolitik, vor allem in Schaffung von Volkshochschulen und Stipendienfonds, nicht zuletzt aber auch die Landfremdhaltung der jährlich einwandernden, dänischen Arbeiter und Gewerbetreibenden, die sich bisher benehmen, als wenn sie zu Hause wären und mit das stärkste Kontingent an Agitatoren stellen. Daneben wäre auch auf diplomatischem Wege allerlei zu machen. An Zollpressionen brauchte man noch gar nicht einmal sofort zu denken, obwohl auch da nicht alles ganz in Ordnung ist. Jedenfalls aber ließe sich doch ein gewisser Druck ausüben zur Verhinderung dessen, daß sich der offizielle, dänische Apparat so unverhohlen an der Agitation der „südjütischen“ Vereine beteiligt, wie er es tut. Auch die Volkshochschulen erfahren von Kopenhagen aus eine Förderung, die ihrem agitatorischen Zweck allzu deutlich zugute kommt. Ob sich in dieser Richtung bei einigem guten Willen und der nötigen Energie nicht einiges erreichen ließe? Allerdings gehört vor allem auch das dazu, daß unsre öffentliche Meinung dem dänischen Nachbarn ihr Interesse mehr zuwendet als bisher. Interessant genug dazu ist er.



Politischer Darwinismus.

Von Otto Corbach (Charlottenburg).

Wir wissen durch Darwin, daß in der Tier- und Pflanzenwelt die große Ausdehnung eines Gebietes besonders wichtig ist für die Hervorbringung solcher Arten, die sich einer langen Dauer und weiten Verbreitung fähig zeigen sollen: „Über einen großen und offenen Bezirk hin wird nicht nur die Aussicht für das Aufstreben vorteilhafter Abänderungen wegen der größeren Anzahl sich dort erhaltender Einzelwesen einer Art günstiger, es wer-

den auch die Lebensbedingungen wegen der großen Anzahl schon vorhandener Arten viel verwickelter sein; und wenn einige von diesen zahlreichen Arten abgeändert und verbessert werden, so müssen auch andre in entsprechendem Grade verbessert werden, oder sie gehen unter. Ebenso wird jede neue Form, sobald sie sich bedeutend verbessert hat, fähig sein, sich über das offene und zusammenhängende Gebiet auszubreiten und wird hierdurch in Wettbewerb mit vielen andern treten.“ Darwin weiß indes ebensogut die „Vorteile der Isolierung“ zu schätzen. Lebewesen, die in schwerzugängliche und daher geschützte enge Gegenden verschlagen werden, können ihre Eigenart früher voll entfalten, als es ihnen auf großen, zusammenhängenden Flächen mit mannigfaltigeren Daseinsbedingungen möglich gewesen wäre. Also entspringen die „Vorteile der Isolierung“ dem Zeitelement, und deshalb findet Darwin, daß die Bedingungen für die Vervollkommnung einzelner Arten überall da am günstigsten gewesen sind, wo „jezt zusammenhängende Gebiete infolge früherer Schwankungen ihrer Oberfläche oft unterbrochen gewesen sind, so daß hier die guten Wirkungen der Isolierung allgemein bis zu einem gewissen Grade haben mitspielen können.“

Nietsche spricht einmal von dem „kleinen Halbinselchen Europa, das gegen Asien unbedingt den Fortschritt des Menschen bedeuten möchte“. Er hat recht, so zu spotten, denn der Europäer verdankt seine Vorteile gegenüber den Asiaten hauptsächlich den guten Wirkungen der Isolierung oder Absperrung, denn vom Standpunkte eines Betrachters im Innern der großen Festlandgebiete aus gesehen, waren es immer abgelegene, verborgene, geschützt liegende Erdwinkel, wo die frühesten Kulturen entstanden, Länder, welche allerdings gewöhnlich auch noch mit andern Vorzügen ausgestattet waren, die es den Bewohnern erleichterten, ihre Zeit auszunützen und Vorsprünge von ihren Nachbarn zu gewinnen, so die Lage an wichtigen Straßen des Weltverkehrs. Was hat es aber den Hellenen, was den Römern genützt, daß sie früh eine Kultur erzeugten, die uns zum Teil noch immer vorbildlich ist? Alle Künste, die sie vor ihren barbarischen Nachbarn voraus hatten, ließen sie diese nur vorübergehend beherrschen. Auf die Dauer ist immer nur die größere ursprüngliche Kraft, nicht die raschere Entwicklung ausschlaggebend für ein Bestehen im Kampfe ums Dasein. Nur kurze Zeit konnten Spanier und Franzosen das übrige Europa in Schach halten; denn sie waren ihren Nachbarn nur voraus, nicht über. Muße, die nur zufälligen Schutz gegen eine feindselige Außenwelt ermöglicht, macht weniger stark als klug. Deshalb sah man noch alle Völker, die ihre frühzeitige Reife einer natürlichen Sicherheit ihrer Wohnplätze verdankten, sich mehr durch geistige Überlegenheit in einer besseren Kriegstechnik, einer geschickteren Diplomatie oder einer

raffinierten Kultur zum Ausdruck kommen. Was haben aber z. B. frühere kriegerische Erfolge, vor allem die Heerzüge Napoleon Bonapartes, der französischen Rasse genützt? Ihre Kraft, sich auszubreiten, ist dadurch nicht größer geworden; sie hat dem Deutschland nirgends Boden abgewonnen und an der Besiedelung überseeischer Gebiete nur in geringem Maße teilgenommen.

Was hat es andrerseits, um ein asiatisches Beispiel von entgegengesetzter Bedeutung zu wählen, den Chinesen geschadet, daß die Nomadenhorden in Nord- und Mittelasien vor ihnen natürliche strategische Vorteile voraus hatten, weil unvirtliche Gegenden ihnen den Rücken deckten? Die verschiedenen mongolischen und tatarischen Dynastien, die China zeitweise teils oder ganz beherrschten, sind alle dem Einfluß der chinesischen Kultur erlegen, und schließlich raffte sich das chinesische Volk doch immer wieder dazu auf, das sanfte fremde Joch wieder abzuschütteln. Kein Fremdherrscher hat sich in China je an so gewaltige grundstürzende Reformen herangewagt, wie sie Schi-hoang-ti, der Begründer der einheimischen Tsin-Dynastie, durchführte. Von dem ersten Herrscher der Mongolen-Dynastie erzählt eine Legende, er habe sich einst seinem chinesischen Minister gegenüber gerühmt, daß er das Reich auf dem Rücken seines Pferdes erobert. Der Staatsmann lächelte. „Kannst du es auch regieren auf dem Pferderücken?“ war die schlagfertige Antwort. Er hat es nicht vermocht; es war ihm nur möglich, eine Scheinherrschaft aufzurichten, indem er die Sitten und Einrichtungen seines Landes unangetastet ließ und sein eigenes Leben danach einrichtete. Die Chinesen gingen als die stärkere Rasse aus allen Anfechtungen schließlich unüberwunden hervor. Für die Ausbildung ihrer Stärke war aber das Land, in das sie ihr Schicksal hineinversetzte, von großer Bedeutung. China ist ein weites zusammenhängendes Gebiet, von dem nirgends kleinere Teile durch starke natürliche Schutzmauern abgeteilt, ab- oder ausgefondert sind, wo eine kleinere Gruppe ihre Anlagen in Ruhe rasch entfalten könnte. Deshalb mußten die Chinesen zunächst allen Drang nach höherer geistiger Kultur zurückhalten, um die Fremdvölker, mit denen sie in Berührung kamen, durch Zeugungs- und Arbeitskraft zu überwinden. Das Schwert konnte ihnen bei ihrer Ausdehnung wenig nützen, denn in dem ungeheuren Raume war es jedem überwundenen Feinde möglich, auszuweichen und einer etwaigen Ausrottung zu entgehen. Wenn er sich an neuen Wohnplätzen rascher vermehrte als die Chinesen, so hätte er sie doch später erdrücken können. Das ist die eigentliche Ursache der Einseitigkeit der Lehre des Konfuzius, für die Kindersegen als höchstes Glück gilt. Die Chinesen haben sich unter fortwährender Verdrängung und Auffaugung fremder Volksstämme über eine Fläche ausgebreitet, die vierundvierzigmal so groß ist als das Deutsche Reich. Auf diesem

ungeheuren Gebiete haben vierhundert Millionen Menschen dieselben Sitten und Gebräuche, dieselben Lebensanschauungen und Bedürfnisse; sie werden zusammen gehalten durch das Bewußtsein gemeinsamer Abstammung und von einer Beamtenklasse, die sich größtenteils durch freien Wettbewerb erhält und ergänzt, einheitlich regiert. Nie hat die europäische Regierungskunst mit ähnlichem Erfolg ein großes Gebiet zu beherrschen gesucht; sie ist immer auf kleine Räume beschränkt geblieben, bis ihr die moderne Technik die Entfernungen überwinden half. Man kann von den alten Römern nicht behaupten, daß sie die Länder, die ihrem Weltreich zugerechnet wurden, wirklich beherrschten, und erst das Maschinenzeitalter hat in unsrer Kulturzone Reiche wie Großbritannien, die Vereinigten Staaten und Großrußland möglich gemacht. Die Chinesen haben seit zweitausend Jahren ihre Hilfsmittel nicht wesentlich verbessert; sie sind auf der untersten Stufe der Zivilisation stehen geblieben; aber sie haben einen sicheren, gewaltigen Unterbau für ein so großartiges Gebäude menschlicher Kultur errichtet, wie es sich nur ausdenken läßt; die Grundlagen ihres politischen und wirtschaftlichen Lebens stehen so unerschütterlich fest, daß sie nun in Ruhe dazu übergehen können, das Einzelwesen in ihrem Volksorganismus von den Banden der Blutsverwandtschaft zu befreien und damit die Voraussetzung für die Entwicklung eines modernen Kulturlebens zu schaffen.

Darwins Auffassung von der Bedeutung großer offener Räume einerseits und isolierter kleiner Bezirke anderseits für alle Lebewesen widerspricht auch der große Einfluß, den Inselvölker wie die Engländer und Japaner in der Weltwirtschaft und Weltpolitik ausgeübt haben und noch ausüben, keineswegs. Engländer wie Japaner sind ein Volk mit starkem Raum- und Ausdehnungsbedürfnis, das aber solches nicht auf seinen heutigen Inseln erwarb, sondern vom Festlande mitbrachte. Der Tatsache, daß festländische Pflanzen und Tiere allenthalben so reichlich auf Inseln naturalisiert worden sind, daß z. B. die Erzeugnisse des kleinen australischen Kontinents längst angefangen haben, vor denen des größeren europäisch-asiatischen Bezirks zu weichen, entspricht die häufig wiederkehrende Verdrängung einer Inselbevölkerung durch festländische Eindringlinge oder Eroberer. So sind in England wie in Japan nur noch kärgliche Reste einer ehemals vorherrschenden Bevölkerung, dort der Kelten, hier der Ainos vorhanden. Den Angelsachsen gab nun, bald nachdem sie die für sie offenen Stellen im Haushalte der Natur ihrer Inseln ausgefüllt hatten, die Entwicklung der modernen Verkehrstechnik die Möglichkeit, die trennende Kraft des Ozeans zu überwinden und die überquellenden Volkskräfte jenseits des Wassers abzuladen. Die überseeische Kolonisation bewahrte die Engländer

Jahrhunderte lang vor den Nachteilen der Isolierung; deren Vorteile, vor allem das Verschontbleiben von den Kriegstürmen des Festlandes, die Möglichkeit ruhiger, ungestörter Entwicklung, ließen sie auf dem Wege moderner Kultur und Politik allen andern Völkern weit vorausseilen. Die zunehmende Bedeutung der Schifffahrt für den Warenverkehr erhöhte den Wert der Seeherrschaft Englands und bildet noch heute die hauptsächlichliche Ursache des englischen Übergewichts in der europäischen Politik. Es konnte indeß nicht ausbleiben, daß die angelsächsische Rasse in den ausgedehnten überseeischen Gebieten, die sie besiedelte, durch die dort vorhandenen günstigeren Bedingungen für ihre Entwicklung stärker werden würde als im Mutterlande. Mochte dem Mutterlande auch vermöge seiner politischen Vorherrschaft gerade aus den Kolonien immer neue Kraft zufließen, so mußte oder muß doch schließlich der Unterschied in den natürlichen geographischen Verhältnissen, der zum Vorteil der Kolonie wirkt, diese dem Mutterlande über den Kopf wachsen lassen. Die Vereinigten Staaten haben sich seit Beginn ihrer Unabhängigkeit zu einer Macht entwickelt, die schon heute die britische in den Schatten stellt; der Abfall Kanadas ist nur noch eine Frage der Zeit; Australien hat sich in seinem politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben ganz auf amerikanische Art eingerichtet und fühlt sich seit dem Besuche der amerikanischen Flotte auch bereits mehr von den Vereinigten Staaten als von England abhängig. In Südafrika wird die britische Herrschaft durch Buren- und Afrikanertum ausgehöhlt, und in allen diesen Kolonien sucht man sich einer ferneren Einwanderung aus dem Mutterlande, das sein überflüssiges Industrie-proletariat an ihren Küsten abladen möchte, mit immer strengeren Maßnahmen zu erwehren. Der Amerikanisierung Kanadas und Australiens entspricht in Indien eine heimliche Japanisierung, die schon dazu geführt hat, daß der Seeverkehr zwischen Indien und Japan dem Wettbewerbe der englischen Schifffahrt fast gänzlich entrückt wurde.

Nun beginnen sich bei den Engländern wieder die Nachteile der Isolierung auf ihren Inseln unangenehm fühlbar zu machen. Auf wirtschaftlichem Gebiete sieht man sich in England bereits auf der Brücke des englischen Welthandels, auf dem Ozean hart bedrängt. Nicht nur wird es der englischen Schifffahrt immer schwerer, gegen den Wettbewerb fremder, größtenteils von den Regierungen mit Geldmitteln unterstützter Handelsflotten anzukämpfen, selbst auf den eigenen Schiffen weicht das englische Element unaufhaltsam zurück. 1891 gab es erst 2384 Fremde auf englischen Handelsschiffen, 1906 dagegen schon 34906, ganz abgesehen von den Lastkaren, deren Zahl sich ebenfalls beträchtlich vermehrte. Auf den englischen Inseln selbst spürt man die Wir-

kungen der Isolierung infolge der veränderten Zeitverhältnisse auch schon am eigenen Leibe. Was einst ein „splendid isolation“ war, ist nun ein Zustand geworden, der den Engländer mit wachsender Sorge erfüllt. In der großen Politik führte diese ihn auf die Bahn der Eduardschen Bündnis- und Freundschaftspolitik, auf wirtschaftlichem Gebiete ebnet sie jetzt den Tarifreformern die Bahn.



Die Bedeutung der populärwissenschaftlichen Schriftstellerei.

Von Bruno H. Bürgel (Berlin).



Wir leben in einer Zeitepoche, die man Anti-Zopfzeit nennen könnte. Trotz alles Sträubens ihrer Träger, fällt ein Zopf nach dem andern der vom modernen Geist geführten Schere zum Opfer, und langsam zwar, aber unaufhaltsam, räumen wir auf mit Dingen und Anschauungen, die aus den Zeiten der Finsternis in unsre Tage herübergerettet wurden, die uns gleich rudimentären Organen anmuten.

Eine der schlimmsten Anschauungen dieser Art, weil von weittragender Bedeutung, war die noch bis vor zwei Jahrzehnten unter den Gelehrten stark verbreitete Meinung, daß es eines wahrhaften Gelehrten unwürdig sei, seine Wissenschaft zu popularisieren. Die Herren standen auf dem Standpunkt, daß man damit — es sei das nicht sehr geschmackvolle Wort gestattet — „Perlen vor die Säue“ werfe, oder im besten Falle ein Halbwissen erzeuge und fördere, das nur schädlich wirken könne.

Ganz ohne Zweifel spielte aber damals wohl auch noch die stark mittelalterlich anmutende Erwägung mit, daß es besser sei, die Wissenschaft im engen Heiligenschein der Gelehrtenzunft zu verwahren, den Nimbus zu erhalten, der eben mit der Gelehrsamkeit überall da verbunden ist, wo eine ungebildete Menge voll andachtsvollem Staunen zu den Hütern der Weisheit aufblickt.

Tatsächlich konnte das aber nur bei den vollkommen unwissenden und naiven Kindern des Volkes Erfolg haben, während gerade ein Mensch, der sich einigermaßen über eine Wissenschaft orientieren konnte, nun erst in der Lage war, die immensen Schwierigkeiten zu verstehen, mit denen der Gelehrte zu kämpfen hat, um durch dieses Labyrinth von Rätseln zu dringen, nun erst in der Lage war, den Mann der Wissenschaft recht zu würdigen. Der Unwissende staunte ihn an, der Orientierte mußte ihn hochachten.

Aber wie gesagt, erst in den letzten 25 Jahren hat sich die Meinung eines großen Teiles der Gelehrten (bei weitem aber noch nicht aller!) über diese Frage gewandelt. Die Fachleute sahen mit unverhohlener Geringschätzung auf den populari-

sierenden Stribenten, der die Wissenschaft profanierte, und sehr schnell folgte dann die mehr oder weniger deutlich ausgesprochene Ansicht, daß der Mann als Gelehrter überhaupt nicht mehr ernst zu nehmen sei. Besonders der deutsche Wissenschaftler konnte sich von dieser Unduldsamkeit lange nicht freimachen und leidet noch heute an den Nachwehen, während in Frankreich und England Forscher von großem Ruf bereits fünfzig Jahre früher in die literarische Arena „hinab“stiegen und geradezu meisterhafte und wahrhaft volkstümliche Schriften über die verschiedensten Wissensgebiete erscheinen ließen.

Jede Wissenschaft, und liege sie der Allgemeinheit scheinbar noch so fern, ist ungemünztem Golde zu vergleichen, wenn sie nicht direkt oder indirekt zum Allgemeinut der Nation, der Menschheit wird. Es ist charakteristisch für unsre so schrecklich unruhige und hastende Zeit, daß sie nicht mehr Muße findet, den einfachen und klaren Urgrund der verwickelten Kultur zu betrachten. Schließlich ist doch all unser Forschen darauf gerichtet, unsre Kultur zu heben und einen ideellen oder praktischen Nutzen zu gewährleisten. Wir lächeln über den sonderbaren Rauz, der irgendwelche reizvollen Kunstschätze sammelt, sie in seinem Schrein verbirgt und sich bei verschlossenen Türen daran erfreut; wir wenden uns verächtlich von dem Geizhals, der von seinen Reichtümern keinen vernünftigen Gebrauch macht, sondern sich darüber freut, daß Niemand von seinen Schätzen weiß, Niemand einen Nutzen davon hat. Diesen Leuten ist aber der Forscher zu vergleichen, der sein Wissen für sich behält. Selbstverständlich gehören viele Dinge nur vor das Forum der Fachgenossen, sind manche gänzlich ungeeignet zur Popularisierung; aber jene großen, festen Besitztümer der Forschung sollen und müssen auch dem Seil unsrer Volksgenossen zugänglich sein, der sonst nicht zum Born des Wissens gelangen kann. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß die bedeutenden Mittel für unsre staatlichen wissenschaftlichen Institute vom Volke aufgebracht werden, und daß das Volk ein Unrecht darauf hat, zu wissen, was denn nun in diesen Werkstätten des Geistes geleistet wird.

Aber die gewaltige Bedeutung der Popularisierung der Wissenschaft ist man sich in den Kreisen der Gelehrten meist nicht klar. Wir betrachten z. B. populärwissenschaftliche Werke viel zu sehr von dem Standpunkt aus, daß sie im Publikum Kenntnisse auf einem speziellen Wissensgebiet verbreiten sollen. Selbstverständlich wird jemand, der sich eine populäre Himmelskunde anschafft, den Zweck damit verbinden, sich über das Reich der Sterne zu unterrichten, dennoch aber ist ein anderer Nutzen viel höher anzuschlagen. Wir dürfen nie vergessen, daß der Mann aus dem Volke sich seine Weltanschauung (wenn er überhaupt eine hat!) aus der Lektüre von Büchern und Zeitungen bildet. Meiner

Meinung nach ist die Volksbildung einer der wichtigsten, wenn nicht der wichtigste Faktor zur Lösung der sozialen Frage. Wer schärfer zuseht, wird finden, daß wahre Bildung auch heute noch eine recht rare Sache ist, wenn wir unter Bildung mehr verstehen als spezielle Kenntnisse auf einem bestimmten Wissensgebiete. Man kann ein tüchtiger Bankier, Mathematiker, Jurist, Offizier sein und ein recht ungebildeter Mensch. Wer kennt sie nicht, diese ungebildeten Gebildeten, die wir überall in der „Gesellschaft“ finden. Wenn wir die Errungenschaften der modernen Naturwissenschaft und Philosophie betrachten, wenn wir das auf dem Gebiete der Ethik und Ästhetik, das auf allen Gebieten der schönen Künste Geleistete bedenken und damit vergleichen, wie wenig selbst die Gebildeten, die Menschen der guten Gesellschaft von all dem profitieren, wie selbst da Unkenntnis, Unduldsamkeit, kleinliche Gesinnung herrschen, überkommt uns wohl für Augenblicke eine Hoffnungslosigkeit, und wir möchten an dem Aufstieg wahrer Kultur verzweifeln. — Meiner Meinung nach kann sich wahre Bildung nur auf eine großzügige Weltanschauung aufbauen, die sich aus naturwissenschaftlich-philosophischen Erkenntnissen herauskristallisiert. Sie zu vermitteln scheint mir die wichtigste Aufgabe der populärwissenschaftlichen Schriftstellerei, populärer Vorträge, kurz aller Volksbildungsbestrebungen, wobei ich den Begriff „Volk“ recht breit gefaßt wissen möchte. Noch einmal: auch zum Frieden auf sozialem Gebiet trägt die Volksbildung in hohem Maße bei. Die meisten Ungerechtigkeiten dieser Welt und der Kampf gegen vermeintliche Ungerechtigkeiten wurzeln in letzter Linie in jener oben erwähnten Unbildung. Wer sich eine Weltanschauung zu bilden vermochte, der das Kleine, Engherzige, der Überhebung und Unduldsamkeit fremd sind, wird weder ein Krieger noch ein Bedrücker sein, wird das Gefühl für Gerechtigkeit haben und im besten Sinne sozial denken.

Hierin liegt der Hauptwert aller Volksbildungsbestrebungen. Freilich muß die Wissenschaft dann in einer Form vorgetragen werden, die wirklich Interesse erweckt, die erhebt und begeistert. Jede trockene Belehrung ermüdet und ernüchert. Es ist auch noch so ein Jopf alter Tage, daß wahre Gelehrsamkeit möglichst schwierig, möglichst unverständlich in Form und Ausdruck verzapft werden müsse, und noch immer finden wir, trotz des etwas frischeren Windes, der an unsern Universitäten vorerst noch ganz schüchtern zu wehen beginnt, Universitätspyramiden, die allein der Born und Hort alles Wissens zu sein wähnen. Bei einer Besprechung der Berliner Universitätsfeier, die leider vollkommen eine moderne, frischere Auffassung vermissen ließ, schrieb die „Nationalzeitung“ sehr richtig:

„Es kommt einem bei dieser Gelegenheit

wieder zum Bewußtsein, wie sehr sich in dieser Hinsicht unsre Zustände zum Schaden Deutschlands von jenen in andern Staaten und bei andern Völkern unterscheiden. Während es anderwärts der Ehrgeiz der Männer der Wissenschaft ist, Hand in Hand zu gehen mit den Volksebildnern, die ihr ganzes Leben lang von unsichtbarer Kanzel aus zu den Massen sprechen, vor allem eine klare, wohl lautende Sprache zu sprechen, die jedermann versteht, ist es in Deutschland ein professorales Vorrecht, sich einzukasteln und einzuschachteln in einer engen geistigen Hürde, in einem nur wenigen Eingeweihten verständlichen Kauderwelsch zu schwelgen, und jeder Zaunkönig des Spezialistentums dünkt sich hoch erhaben über jeden, der seine Blicke über die Pfähle der Fachstampelei hinwegtragen läßt.

Wenn wir uns die Frage vorlegen, wer leistet mehr, der gewöhnliche wissenschaftliche Durchschnittsarbeiter, der auf einem bestimmten Wissensgebiet schlecht und recht seine Pflicht tut, oder wer auf Geist und Herz Hunderttausender wirkt und den Kulturwagen Jahrzehnte lang durch oft ganz unwegsame Gebiete zieht, ich denke, die Antwort kann nicht zuungunsten des letzteren ausfallen. Männer wie Bölsche, wie M. Wilhelm Meyer, der Gründer der Berliner Urania, um nur zwei Namen anzuführen, haben Außerordentliches auf diesem Gebiete geleistet. Die Nation ist ihnen zu großem Danke verpflichtet, denn sie sind Träger und Ausbreiter der Kultur im weitesten Sinne. Freilich, sie reden eine Sprache, die jeder verstehen kann, die begeistert; sie sind Gelehrte und Dichter zu gleicher Zeit und vor allem ausgezeichnete Pädagogen. Volkstümlich sein ist eine schwierige Kunst. Wir haben ausgezeichnete Gelehrte, die auch seit Jahrzehnten für die Ausbreitung der Volksbildung wirken und selber mit Hand anlegen, aber das Publikum (selbst Leute mit Gymnasialbildung) legt ihre „populären“ Schriften nach Lektüre der ersten zehn Seiten seufzend aus der Hand. Auch volkstümlich sein ist eine Gabe, wer sie nicht hat, tut besser, auf diesem Gebiete nicht zu wirken; denn der bildungsbegeisterte Mann aus dem Volke, der zufällig bei seinen ersten Bestrebungen, sich Wissen anzueignen, auf solche Schriften fällt, wird entmutigt und läßt davon ab, weil er glaubt, das nie begreifen zu können.

Nun wird den populärwissenschaftlichen Schriftstellern gerade von Gelehrten, die nicht eine Zeile volkstümlich zu schreiben vermögen, vorgeworfen, daß sie ungenau seien, daß ihren Ausführungen eine große Oberflächlichkeit innewohne, und komplizierte Dinge meist viel einfacher dargestellt werden, als sie in Wirklichkeit sind. Man muß der Wahrheit die Ehre geben und zugestehen, daß diese Vorwürfe in der Tat oft zu recht bestehen; die Herren sehen aber nicht ein, daß diese Oberflächlichkeit untrennbar mit der Volkstümlichkeit, die für die großen

Massen notwendig, verbunden ist. Der Arbeiter und Handwerker, der kleine Kaufmann und das Ladenfräulein, die abends müde heimkehren, sie lassen sich nicht belehren, sondern wollen belehrend unterhalten werden, und das ist ein großer Unterschied! Es ist ihnen sehr hoch anzurechnen, daß sie nach des Tages Mühen noch die Lust und das Bestreben haben, sich zu bilden, sich über den grauen Alltag zu erheben. Wer in diesen Kreisen nicht gewirkt hat, macht sich kaum eine Vorstellung von ihrem Bildungsbedürfnis. Das ist wieder so ein trauriges Zeichen unsrer sozialen Zustände, wie wenig man oben, wie wenig man in den „besseren“ Kreisen von dieser hohen Freude eines großen Teiles der arbeitenden Schichten an der Weiterbildung weiß. Die Volksbildungsanstalt „Urania“ in Berlin kann sich überhaupt nur am Leben erhalten, weil die Riesenmassen der Berliner Arbeiter-Vereine ständige Gäste sind; ähnlich liegen die Dinge bei der Treptower Sternwarte. Es ist ganz selbstverständlich, daß diese Leute nur dann populärwissenschaftliche Schriften lesen, wenn sie ihrem Verständnis angepaßt sind, wenn sie ganz langsam bergauf führen, wenn sie, wie die ver-zuckerten Pillen des Apothekers, in einer schönen Form vorsichtig die Errungenschaften und Probleme der Forschung anzubringen suchen. Übrigens: die Auguren lächeln! Während meiner langjährigen bescheidenen Tätigkeit an der Berliner Urania-Sternwarte, habe ich Besuchern aus allen Kreisen die Wunder des Himmels gezeigt und erläutert; und ich muß sagen, ich habe nie dümmere Fragen gehört als sie von Leuten der besseren, ja der besten Gesellschaft gestellt worden sind, und habe Arbeiter kennen gelernt, die es an naturwissenschaftlichen Kenntnissen mit einem Volksschullehrer hätten aufnehmen können. Also: sollen wir darauf verzichten, populär zu schreiben nur, weil wir nicht bis in das kleinste Detail gehen können, oder weil wir mit ganzen Zahlen rechnen müssen, statt bis zur zehnten Dezimale zu gehen? Vergessen wir nicht, daß der Höherstrebende zu ernsteren Werken greifen wird, und selbst Halbbildung ist noch immer besser als Unbildung. Gäbe es in Rußland, gäbe es in Süditalien eine Volksbildung wie bei uns, die Ärzte brauchten sich nicht, wenn sie beim Wüten der Cholera mit ihren Desinfektionskolonnen in die Dörfer und Kleinstädte kommen, mit Heiligenbildern von der rasenden Menge die Schädel einschlagen zu lassen; das Volk hätte Achtung vor der Wissenschaft. Immer kommt die Popularisierung der Wissenschaft dem wahren Wissen wieder zu Gute! Das Publikum wäre für wissenschaftliche Errungenschaften gar nicht aufnahmefähig, wenn der volkstümliche Mittler nicht vorgearbeitet hätte. Gerade der gebildete Arbeiter hat Hochachtung vor dem Gelehrten, und man mag zur Sozialdemokratie stehen wie man will: für wissenschaftliche Zwecke hat sie immer etwas übrig gehabt. Vergessen wir überdies nicht, daß viele, sehr viele, die später

tüchtige Gelehrte geworden sind, ihre ersten höherfliegenden Gedanken, ihre erste Freude am Wissen und Forschen, aus populären Schriften schöpften. Und darum, meine Herren, mehr Respekt vor der populärwissenschaftlichen Schriftstellerei! Wer immer am großen und ach so schweren Kulturwagen zieht, verdient unsre Achtung, auch der, der am Wege nebenhergeht und gelegentlich mit in die Speichen greift.



Vom „Fremdenmünchen“ zu „Isarmünchen“.

Von Dr. Arthur Neißer (München).

In der großen Musikfesthalle hat Oskar Strauß das letzte der drei Operettenmeisterkonzerte dirigiert. Es war die allerletzte der Sensationsveranstaltungen der Ausstellung „München 1910“, es war der letzte „große“ Abend in der endgültig gestorbenen diesjährigen Fremdensaison. Wenn man im Zwischenakt im Foyer spazierte, hörte man bereits wieder die lieblichen Laute der Sprache „unsrer lieben einheimischen Mitbürger“, wie die Münchner Presse ihre Abonnenten zu beehren pflegt, und nur noch ganz sporadisch wagte sich ein fremdes Idiom zwischen dem Gutmünchenerisch hervor. Der große Festsaal war noch einmal fast vollständig gefüllt, noch einmal war das Fluidum des Fremdenmünchen ein wenig zu spüren; aber es lagerte auch bereits jenes undefinierbare flauwige Etwas über dem Publikum, wie es sich alljährlich einstellt, wenn sich „Fremdenmünchen“ leert, und wenn dann das weißblaue Isarmünchen aus seinem Sommerschlaf erwacht . . .

Es mag seltsam und paradox klingen, wenn ich von der Münchner Sommersaison als vom „Sommerschlaf“ rede; aber ich kann es nicht anders bezeichnen, diese seltsame Kluft zwischen dem buntbewegten Vielerlei der Fremdensaison und dem allwinterlichen Einerlei des eigentlichen Münchner Kunstlebens, das ich nun seit fünfzehn Jahren, wenn auch nicht immer aus eigener Anschauung, so doch aus eifriger Beobachtung kenne. So war es ja von altersher: im Mai ging stets die große Preßnotizenkampagne los: „wir werden in diesem Sommer wieder in unsrer Kunststadt München eine Reihe von Ereignissen erleben, die den alten Ruf unsrer allberühmten Kunststadt von neuem in der Welt verkünden werden!“ Folgte dann eine lange Aufzählung der Wunderdinge, die sich in den Mauern der schönen Isarstadt abspielen werden, zur Freude aller auswärtigen Musikfreunde und — — Snobs und zum mehr oder minder offen eingestandenem Argerniß „unsrer

lieben einheimischen Mitbürger“, die weidlich schimpfen über diese „Malefizfremdlinge“, die uns nicht mehr bloß die Bierpreise verteuern, sondern die auch die ganze alte Gemütlichkeit Münchens, nicht „Isarathens“, nicht der „Kunststadt“ — mehr und mehr vertreiben! In diesem Sommer war es ein wahrer Herzensabbath von Sensationen, die München überfluteten! Wie oft wollte ich mich in ein ruhiges Zimmer begeben und mit beschaulicher Gelassenheit die „bisherigen“ Ereignisse sammelnd an meiner Erinnerung Revue passieren lassen! Aber man kam ja aus dem „Bisherigen“ gar nicht heraus, man war zum Begeisterungstempel geworden! Man hatte keine Zeit, zu verschlafen, man dachte an den Wettlauf zwischen Hasen und Igel! Kaum hatte man gehofft, eine selige Erfüllung zu erleben — da zeigte sich allsogleich wieder die neue Sensation und rief spöttisch: „Bin schon hier!!“ — Und hätte ich etwa drei volle Monate Sensationsreporter werden sollen und die göttlichste aller Herzenssensationspenderinnen, die Alltrösterin Mutter Natur vernachlässigen? Hätte ich mein geliebtes Bergland völlig missen sollen, nur um dem ganzen „Beethoven-Brahms-Brudner-Zyklus“ beiwohnen zu können? — — — Wie nur schon dieser bloße Titel eigen tümlich anmutet! — „Beethoven-Brahms-Brudner — hier nur allein echt zu haben! Ferdinand Loewe, der „berrühmteste“ lebende Brrrudner-Brrrahms- und Beethovendirigent, wird eigens aus Wien nach München kommen und die Konzerte, die in der berrühmten Musikfesthalle, der grrrößten Europas stattfinden, dirigieren. Das Orchester wird das ehemalige Raimorchester bilden, das einst der berrühmte Weingartner leitete! Am 12. und 13. September aber wird Gustav Mahler, der berrühmte ehemalige Wiener Hofoperndirektor, persönlich seine neueste, die achte Symphonie leiten!“ So ward es angepriesen und uns in amerikanischen Riesenlettern ins Unlik geschleudert, daß wir schier in einen München-Sammel gerieten und außer München die ganze Welt nur noch als ein armseliges Dörflein ansahen, in dem die armen Hungerer keine Kunst kost bekommen!! Aus aller Herren Ländern strömten sie herbei, die Völkerscharen der Kunstbegeisterten und der — — auch Begeisterten! Es war ja nun zum Glück wenigstens wirklich eine echte Kunstsensation, diese neue Mahlersche Symphonie über den Hymnus „Veni, Creator spiritus“ mit der angehängten Schlußzene aus dem zweiten Teile des Goetheschen „Faust“ — Mahler hat sich in diesem Werk sicherlich weit über sein gewöhnliches Leistungsmaß erhoben — aber es war und bleibt und wird ewig eine Sensation bleiben, eine Mahler- und eine Münchner Sensation! Das ist für Mahler ebenso fatal wie für München; für Mahler, weil man ihm ewig in den lieben Fachkollegenkreisen „schmähliche Selbstüberhebung“ und Sensationsmache vorwerfen wird, und für München,

weil man es der Stadt noch lange verargen wird, daß sie, die sich stets stolz die „größte und echteste deutsche Kunststadt“ nennen läßt, ihre festgeweihten Tore zu solchen Sensationen hergegeben hat! Und doch ist dieser heurige Münchner Sensationsommer nichts als das logische Schlußglied der Entwicklungskette, die das „Sommer-“, das „Fremdenmünchen“, dank der ungemein günstigen geographischen Lage in den letzten Jahren genommen hat.

Leider ist nun aber ein Höhepunkt erreicht worden, wie ihn die Götter schließlich auch den Münchnern nicht gönnen! Es sprechen leider nicht bloß Anzeichen, sondern auch Tatsachen dafür, daß es im nächsten Sommer ganz bedeutend ruhiger und ereignisloser in „unserm lieben München“ zugehen wird, wie anno Domini 1910! Daß Reinhardt im höchsten Grade verschnupft infolge des Münchner antipreußischen Klimas die bayrische Metropole auf Nicht- (hoffen wir nicht gleich auf „Nimmer!“-) Wiedersehen verlassen hat, das hat die Münchner Presse mit einem sonderbar unpatriotischen Gleichmut zur Notiz genommen, wahrscheinlich in der stolzen Voraussicht, daß es Herrn Reinhardt nicht ernst ist mit seinen nichtmünchenerischen Plänen für den nächsten Sommer! Und doch weiß ich aus allerbesten Quelle, daß es ihm diesmal absolutester, bitterster Ernst ist! Das wird dem Künstlertheater ungeheuren Schaden bringen; denn die Attraktion des Künstlertheaters war gleichsam durch die Attraktion Reinhardts mitbedingt, und wenn nun, wie es heißt, im nächsten Jahre wieder, wie im Gründungsjahr der Bühne, die Mitglieder des Hoftheaters in dem ernstesten Reformbau spielen, so wird das nur ein Notbehelf sein können. . . . Wie vielfach verwundbar das schmal aufsteigende Amphitheater ist, das hat sich gelegentlich des französischen Musikfestes, das sich in den Tagen vom 18. bis zum 20. September zum überhaupt ersten Male in offiziellem Rahmen in München abgepielt hat, — klar erwiesen. Die Kammermusik gewinnt hier einen festlich intimen und doch großzügigen Charakter, die sie im einfachen „intimen“ Konzertsale nie und nimmer haben kann. Namentlich Liedervorträge erhalten in diesem Raume ein ganz eigenartiges Gepräge. Man erlebt den Gehalt von Text und Musik viel plastischer als im Konzertsale, und das stimmungstiefe Hintergrundarrangement auf dem Podium steigert noch die Wirkung des Ganzen um ein Beträchtliches. Der „weltberühmte“ Saint-Saëns musiziert in einem solchen Milieu, seines berühmten Namens entäußert, still vor sich hin, und er nimmt, behaglich die Hand an die Schläfe stützend, neben dem Cembalo-Platz, dem die Meisterin Wanda Landowska Rameau-Couperinsche Sagliardentöne entlockt. . . Weniger festlich ging es in der großen Musikfesthalle zu, wenn der in Paris selbst erst seit kurzem bekannt gewordene, noch ziemlich un-

freie Kapellmeister Rhené-Baton in gewissenhafter Dienstreue die Werke der französischen Schule von César Franck und Berlioz und Lalo bis auf unsre Tage dirigierte. Man ward dieser Auslese aus der französischen Musik des 19. und 20. Jahrhunderts nicht recht froh. Man horchte nur auf, wenn Debussys geniale Nachtstücke, oder wenn Paul Dukas' Vorspiel zum dritten Aufzug von „Ariadne und Blaubart“ erklang; das sind die beiden einzigen Köhner und Finder unter den lebenden französischen Komponisten, während Faure und selbst — auch Saint-Saëns — der eine ein eleganter musikalischer Feuilletonist, der andre zwar auch ein Köhner von größter Mannigfaltigkeit, aber doch zugleich auch ein glitzernder Blender ist, dem man die Emphase seiner großen, der dritten Symphonie, in der die Orgel in äußerlich ungeheuer wirksamen Tönen daherbraust, nicht so recht glauben mag, so wenig wie ich Berlioz seine Lyrik, wie er sie in der im Hoftheater neu einstudierten Oper „Benvenuto Cellini“ entfaltet, so recht glaube!

Das ist ja überhaupt das Charakteristische nicht nur bei der romanischen Kunst im Gegensatz zur germanischen, sondern, allgemeiner gefaßt, bei den abendländischen Produktionen im Gegensatz zu den morgenländischen, daß wir so häufig angesichts der Überanstrengung im Schaffen der europäischen Künstler nicht recht an die Impulsivität ihrer Produktion glauben. Da hat uns nun die hiesige mohammedanische Ausstellung wahre Offenbarungen gewährt. Ich habe es stets besonders geliebt, dem schaffenden Künstler, wenn auch nicht aufdringlich nach Reporterart, aber doch mit diskreter Neugierde über die Schulter zu blicken und ihn zu beobachten, wie ihm seine Gebilde unter den Händen erstehen! Nie aber habe ich davon so überraschend tiefe Eindrücke empfangen als gelegentlich meiner Besuche bei den orientalischen Handwerkern, denen man bei der Arbeit zuschauen konnte. Ich stand lange sinnend und prüfend bei den Blechschmieden — es sei mir gestattet, unsere armseligen abendländischen Handwerker ausdrücke hier anzuwenden! — und ich versuchte, dem unendlich feinen, unendlich vielfältigen Geäder der Ornamentlinien mit meinem schwerfälligen mitteleuropäischen Auge nachzusehen — aber bald sah ich ein, daß es vergebliche Mühe sei, und ich versank in das der Kunstbetrachtung so gefährliche Starren und Staunen, und müde wendete ich mich schließlich ab; aber das bewundernde Staunen war in mir zurückgeblieben, während ich rings zu den andern Handwerkern weiterschritt und bei den Teppichknüpferrinnen Halt machte. Da hockten sie bei einander, die kleinen, glutäugigen Mädchen, ihre eintönig melancholischen Weisen vor sich hinträllernd und leise summend und lachend, und während die kleinen gewandten Finger die Farbfäden hurtig ineinander

wickelten, entspann sich aus dem Faden das Fadengewinde und daraus wieder der Teppich. Aber das ist doch wohl nicht ganz richtig. Technisch mag der Hergang ungefähr so wie eben angedeutet vor sich gehen, aber was sich da vor unsern staunenden Augen entwickelt, es ist nicht der Teppich, sondern es ist ein Gebilde von Linien und Farben, es ist ein Traum von Zier und Schönheit, es ist das Reich des Ornamentes, dieses noch lange nicht ganz erkannten und gewürdigten allerkompliziertesten menschlichen Produktes, dem alle Kunst erst eigentlich untertänig ist, dieses berückende und betäubende Gewirre von Linie und Farbe, das uns der Orient geschenkt hat und das die ganze Sinnlichkeit des Morgenlandes symbolisiert. Aber dieses Ornament ist auch zugleich ein gar sprödes Ding: das erkennt man, wenn man die eigentliche mohammedanische Ausstellung durchwandert.

Betrat man die große Eingangshalle dieser Münchner mohammedanischen Ausstellung, so ward das Auge von den Riesenteppichen direkt in Beschlag genommen! Diese zumeist dunkel getönten Teppiche hingen starr und leblos an der Wand oder sie lagen am Boden, und unser kunstbegieriges Auge schlürfte schnell die ornamentale Gesamtschönheit in sich und — wandte sich ab. Dagegen gibt es kein Ankämpfen, und alle Mühe, das Geistig-Interessierte unfres Kunstsinnes in gemütvollbeschauberbehalten umgewandelt zu sehen, muß an der Sprödigkeit des Allzuvielen in diesem Ornamentenkrauel abprallen! Ich bin ein ziemlich routinierter Ausstellungswanderer und ermüde nicht leicht, und auch in der Münchner mohammedanischen Ausstellung ergriff mich kein allgemeines Erschlaffen; aber ich klammerte mich doch eifrig an einzelne besonders schöne Stücke in den zahllosen Sälen und Kabinetten, hauptsächlich in den Kabinetten, an, ich versenkte mich in die Erzeugnisse persischer, indischer und türkischer Buchkunst, in die Blumenseiten der Koranschriften. Namentlich die persischen Miniaturen haben es mir angetan, mit ihrer schönen Nasthi-Schrift und ihren reichen Ornamenten. Da ist mir das golden getuschte Randornament eines Joseph-Buches, des „Djami“, tief ins Gedächtnis gegraben —; aber auch die mesopotamische Keramik des 12. Jahrhunderts hat man wohl in Europa noch niemals so anschaulich gesichtet und so wirkungsvoll arrangiert gesehen, diese Krüge mit der mystischen Bläue ihres samtigen Schimmers und mit der seelenvollen Schlantheit ihrer Formen; dazu gesellte sich die spanische Gefäßkeramik des 15. Jahrhunderts, die u. a. durch ein Meisterstück, eine Fayence-Badewanne in Azulejostechnik, repräsentiert war. In der feinstmöglichen Gestalt, als Kristallglasfläschchen, stellt sich uns diese Keramik in den syrischen mittelalterlichen Gebilden dar; man kann da den Zauber irrisierender Glaspoetik ungebrochen

auf sich einwirken lassen, und man steht wie entrückt vor dem halbmondförmigen Bergkristall-Ring, dessen gotische Fassung dem 16. Jahrhundert entstammt. Dann wanderte man, mehr und mehr in den Bannkreis des Orients gezogen, weiter und gelangte in die Abteilung der Stoffe, in denen die Orientalen seit Jahrhunderten einen Reichtum entfalten, hinter dem sich unsre ganze abendländische Modeläpperei verbergen muß. Meisterhaft werden da figurale und vegetabile Elemente zu einheitlichen Ornamenten verschmolzen. . .

Nun ist diese Ausstellung, die den „lieben Einheimischen“ nur ein phlegmatisches Lächeln entlockt hat, geschlossen; das Fremdenmünchen ist wieder einmal verschwunden. Isarmünchen räfelt sich nach langem Schlafe wach und die Kunststadt München kann sich wieder auf sich selbst bestimmen . . . „wann's mag!“ . . .



Nachher.

Von Jakob Picard (Freiburg i. B.)

Mein Blick ist klar und grad gerichtet
Nach einem steilen Ziel.
Was wir erträumt, hast du vernichtet,
Vielleicht war es Dir nur ein Spiel.

Du gehst nun wohl die alten Wege
Vom Teich zum Lindenbühl,
Indeß ich Hirn und Hände rege
In Arbeitslärm und Stadtgewühl.

Und ob ich beinah in der Leere,
Die nach Dir blieb, versunken wäre,
Als Einsamkeit mich scheel umtroch —

Trotzdem vermag ich nicht zu zürnen:
Gebunden folgest du Gestirnen
Und Kraft zum Werke gabst Du doch.



Die Ratte.

Ein Lebenslauf.

Von Edward Stülgebauer (Frankfurt a. M.)

Das ganze, ungefähr fünfzehntausend Seelen zählende Univeritätsstädtchen kannte ihn unter dem Namen „die Ratte“. Diese häßliche Bezeichnung gab man ihm nun schon seit Jahren, Alt und Jung nannte ihn so, seitdem ihm der Küfermeister Schneider einen kleinen Vorraum seines Kellers, der eine

Art von Fenster nach der Straße besaß, als Wohnung eingeräumt hatte, zum Lohne dafür, daß er ihm die Rechnungen schrieb und die Korrespondenz mit den Kunden besorgte.

Wenn er in der Zeit der Dämmerung, eingehüllt in einen zerrissenen, alten grauen Schlafrock in seiner Spelunke hockte, wenn er die kleinen, grauen Augen durch die Gitterstäbe des Kellerfensters hinauf nach der Gasse blinzeln ließ, konnte man wirklich diesen Vergleich mit einer Ratte begreiflich finden. Vielleicht aber trug auch die in dem Universitätsstädtchen ganz ungewöhnliche Kellerwohnung mehr als sein Äußeres zu diesem seltsamen Spitznamen bei. Seit Jahren hatte er sich daran gewöhnt, die Ratte genannt zu werden, und schließlich dachte er sich so wenig dabei wie ein anderer bei Schmidt oder Müller. Wenn er des Mittags in seinem abgeschabten und zerschissenen schwarzen Gehrock durch die Gassen ging zu der Zeit, wenn die Gymnasiasten aus der Schule und die Studenten von der Universität kamen, dann war er gewohnt, das Wort „die Ratte“ wohl ein Duzend mal hinter sich herrufen zu hören. Aber er drehte sich nicht mehr um und kehrte sich nicht mehr daran.

Die Gymnasiasten und die Studenten kannten ihn alle. Einem jeden neu angekommenen Fuchse wurde „die Ratte“ als eine der drei Sehenswürdigkeiten des Städtchens gezeigt. „Da ist erstens der gotische Turm der Hauptkirche, den Sie sich ansehen müssen, zweitens die Tochter des Professors Kramer . . . ein so langes Frauenzimmer haben Sie Ihrer Lebtag noch nicht gesehen . . . und drittens ‚die Ratte‘“, hieß es stereotyp.

Meistens stand die Ratte mit den Studenten auf gutem Fuße. Denn wie alle Ratten, so lebte auch diese von Abfall, und bei den Studenten fiel hier in der Stadt allem etwas ab.

Viele der Studenten hatten auch Gelegenheit gehabt, den eigentlichen Namen der Ratte kennen zu lernen. In dem abgeschabten und zerschissenen schwarzen Gehrock trug nämlich die Ratte ein Visitenkartentäschchen bei sich, und in der ganzen Stadt sah man es als einen der beliebtesten Studentenulle an, mit der Ratte zu „hängen“, das heißt mit der Ratte eine Kontrahage zu haben. Diese Forderungen wurden jedesmal kunstgerecht in die Wege geleitet. Ein Kommilitone redete die Ratte auf der Straße an und lud sie feierlichst zum Abendessen ein.

„Gestatten Sie, mein Herr, Verzeihung, daß ich Sie so gewissermaßen auf der Straße anrempele, mein Name ist Günther, stud. jur. Würde uns zur hohen Ehre gereichen, den Herrn diesen Abend auf unsrer Kneipe begrüßen zu dürfen.“

„Wird mir ein Vergnügen sein“, antwortete dann jedesmal die Ratte etwas von oben herab in feierlichem Ernste, „cand. phil. Schwemmermann.“

Mit diesen Worten zog sie dann eine schon recht vergilbte Karte aus dem Visitenkartentäschchen und reichte sie dem, der sie angeredet hatte.

Pünktlich erschien dann die Ratte am Abend auf der Kneipe und ein Fuchs war eigens für den „Rattenull“ instruiert. Er saß an der Seite des Gastes und hatte diesen auf ein Zeichen seines Leibburschen auf den Fuß zu treten.

Das ging immer so zwischen dem zehnten und elften Schoppen vor sich. Es war dies an bestimmten Abenden eine Programmnummer der Urfidulität.

„Mein Herr“, rief dann die Ratte regelmäßig, „haben Sie mich absichtlich auf den Fuß getreten? Bitte zu revozieren und zu deprezieren, bin auch Student wie Sie, widrigenfalls, hier meine Karte, mein Herr!“

Die Sache endigte dann immer damit, daß die Ratte dem Beleidiger ihre Karte gab und behauptete, in solcher Gesellschaft nicht bleiben zu können. Sie würde sich aber erlauben, morgen ihre Kartellträger zu schicken. Und damit hatte es dann sein Bewenden!

Hatte der Ull sich oft genug wiederholt und vermutete man, daß die Ratte keine Visitenkarten mehr besaß, dann wurden die an die verschiedenen Füchse ausgegebenen wieder gesammelt und heimlich, ohne daß die Ratte etwas davon bemerkte, wieder in deren Gehrock und in das bewußte Täschchen hineinbugsiert.

Aber nicht nur zu einem Ull für die Füchse diente die Ratte, sie hatte auch den älteren Semestern ihre Dienste zu leisten. Und aus diesen Diensten stammte der Abfall, von dem die Ratte lebte.

Sie besorgte nämlich die Reinschriften der Doktor Dissertationen und der Examensarbeiten, und dabei war etwas zu verdienen, wenn man auch der Ratte nur zwanzig Pfennige für den sauber abgeschriebenen Bogen gab. Die Ratte schrieb wie gestochen, das mußte man ihr lassen, und fertig war sie auf die Minute. Alle Professoren kannten die Handschrift der Ratte, und wenn ein Kandidat einmal die paar Mark sparte, dann hieß es immer: „Aber, Herr Kandidat, warum sind Sie denn nicht zu Herrn Schwemmermann gegangen, Ihre Handschrift ist ja das reine Augenschpulver, lassen Sie Ihre Arbeit doch noch einmal abschreiben.“

Und so flossen die harten Saler in die Tasche der Ratte. Die schlechtesten Handschriften konnte die Ratte lesen und in allen Wissenschaften war sie bewandert, sie malte die griechischen Buchstaben so schön wie die hebräischen, kein terminus technicus war ihr unbekannt und die Zitate aus den Philosophen schrieb sie ebenso richtig wie die algebraischen Gleichungen oder die verwickeltesten Formeln der Trigonometrie.

Aber sie selber, die schon Hunderte von

Dissertationen und Examensarbeiten abgeschrieben hatte, sie war niemals zu einem Examen gekommen, denn sie haßte das Ochsen bis in den Tod und hatte ihm ewige Rache geschworen. Es hatte Zeiten gegeben, da man die Ratte noch im Kolleg gesehen hatte. Damals war die Mutter des Herrn cand. phil. Schwemmermann, eine biedere Beamtenwitwe, noch am Leben gewesen. Die hatte Zimmer vermietet und für Studenten gekocht, damit der einzige Sohn es weiter bringen sollte als sein Vater. Sie hatte das getan, damit dieser Sohn ihre Wittwenpension für sein Studium verwenden und sein Gymnasiallehrer-Examen machen könne.

Und damals hatte ihn noch niemand die Ratte genannt und er hätte einen jeden hinter die Ohren geschlagen, der es gewagt hätte, ihm seine Zukunft zu prophezeien. Denn Schwemmermann war ein flotter Bruder Studio gewesen und ein gefürchteter wegen der Terzen und Quarten, die er schlug. „Wo der hingeschlagen, da wuchs kein Gras mehr“, pflegten die Studenten damals zu sagen. So waren zehn und zwölf und fünfzehn Semester vorübergegangen und cand. phil. Schwemmermann trank noch immer Bierjungen und schlug noch immer Mensuren, während seine Altersgenossen als Assessoren und Hilfslehrer, als praktische Ärzte und Pfarrer in der Welt herumliefen.

Man liebte ihn. Er verstand es, die Füchse einzupauen, und keiner hielt so wie er auf den strammsten Kommand.

Und eines Tages . . . niemand hatte eine Ahnung davon gehabt . . . war cand. phil. Schwemmermann in Frack und Zylinder erschienen.

Die Studenten hatten die Köpfe zusammengesteckt und einer hatte dem andern ins Ohr geraunt: „Der Schwemmermann ist ins Examen gestiegen.“

Aber am Abend dieses großen Tages hatte cand. phil. Schwemmermann nur ein einziges Genügend, nämlich in Religion. Und weil das für einen Gymnasialprofessor nicht ganz ausreichend ist, hatte er das Studieren gelassen.

Ein Auditorium sah ihn nicht mehr. Cand. phil. Schwemmermann erschien noch einige Semester auf dem Pausboden und in der Kneipe, dann auch dort nicht mehr. Die Verbindung, der er immer noch als Inaktiver angehört, hatte ihn eines Tages gewimmelt, weil sich herausstellte, daß er gar nicht mehr immatrikuliert und mithin auch nicht als akademischer Bürger anzusehen war.

Damals starb seine Mutter. Aus Gram, sagten die Leute, weil sie zu alt war, um weiter für den Sohn Zimmer vermieten und kochen zu können, und weil aus diesem Sohn ein Lump geworden war.

Und so ward aus dem cand. phil. Schwemmermann allmählich und langsam die Ratte, nachdem

er endlich in dem Kellerloch bei dem Rükfermeister Schneider gelandet war.

Jahrelang fiel der Abfall reichlich von den Tischen der Studenten und Kandidaten, und fast schien es, als hätte sich die Ratte ein Ränzlein angemästet wie ihre Kollegin im Faust.

Aber von Jahr zu Jahr ward die Handschrift der Ratte schlechter, denn ihre Augen wollten nicht mehr. Die neuen Professoren, die da kamen, entdeckten Fehler über Fehler in den Abschriften, und am Ende wollten sie die Schrift der Ratte nicht mehr lesen und verboten sich bei ihren Studenten diese Handschrift, die ja das reine Augenpulver sei.

In ihrem fünfundfünfzigsten Semester hatte die Ratte zum ersten Male nichts mehr zu tun. Keine einzige Abschrift wurde bei Herrn cand. phil. Schwemmermann bestellt, und der Winter war kalt und lang.

Da, eines Morgens fehlte die Ratte in ihrem Keller. Keiner sorgte sich um sie, nicht einmal der Rükfermeister, dem die Ratte in seinem Hause auch schon lange leid sein mochte.

Nur den Gymnasialisten und Studenten fiel es auf, daß sie nicht wie gewöhnlich um zwölf Uhr mittags der Ratte begegnet hatten.

Und eines schönen Morgens fand man den cand. phil. Schwemmermann am Wehr im Flusse, scheußlich anzusehen und naß . . . wie eine Ratte.



Siegfried Ochs und die Missa solennis.

Mit der Aufführung der Missa solennis von Beethoven hat sich der Philharmonische Chor eine der schönsten Aufgaben gestellt, und sein unvergeßliches Verdienst wäre es geworden, hätte er diese Aufgabe nicht nur dem Buchstaben nach erfüllt. An der Spitze dieses numerisch größten Chores von Berlin steht ein Mann von mehr präzisem und handwerklichem Können, als künstlerisch denkendem und führendem Geist. Als solcher hat Prof. Ochs seinen Chor vortrefflich diszipliniert, zum Fleiß angehalten, seinen Ehrgeiz zu den höchsten Aufgaben angespornt und unaufhörlich gedrillt. Nur das Prometheus-Feuer wahren Lebens vermag er ihm nicht einzuhauchen. Aus seiner Methode ergibt sich notwendig, daß die Hauptaufgaben des Chorgesanges mehr exakt als künstlerisch erfüllt werden. Das Forte des Chores ist klobig, ohne imponierende Machtfülle. Das Piano, besonders in rascher Folge auf das Forte, ein unmusikalisches Geräusch ohne Eindruck auf das Gemüt. Das Wort wird deutlich, aber insbesondere in der Steigerung ohne Impuls gelungen. Kraft und Ergriffenheit werden nur durch Forte und Piano reproduziert. Nicht Schönheit, die doch das Ziel allen künstlerischen Reproduzierens bleiben muß — nur der Drill kommt zur Geltung.

Wenn wir die Aufführung kritisch durchgehen, bleibt uns so manche bittere Enttäuschung nicht erspart. Beethoven, der Inkarnat des Feuergeistes in der Musik, schuf 5 Jahre an der Komposition dieser Messe. 43jährig, begann er die Komposition, die zur Einkleidung des Erzherzogs Rudolf als Erzbischof von Olmütz aufgeführt werden sollte. Aber erst 5 Jahre später beendete Beethoven — „der sich bei seiner Aufgabe kaum genug tun konnte“

— seine Arbeit. Ich habe diese bekannten Daten erwähnt, um mit größtem Nachdruck die Frage hervorzuheben: hat ein Beethoven, diese eruptive Natur, die einen Goethe veranlassen wollte, den Fürsten nicht aus dem Weg zu weichen: „Sie sollen wissen, was sie an uns haben“ — ein Beethoven, der den schweren Vorwurf seiner Zeit hören mußte — die Missa solemnis sei zu weltlich — hat Beethoven diesen langweiligen Satz komponiert, den uns Herr Prof. Dohs als Kyrie eleison vorsetzt? Ich frage: tragen sämtliche Partituren von der im Jahre 1827 gestochenen und jedenfalls von Freunden des Komponisten und Hörern der Messe in der Aufführung nach den Intentionen des Meisters korrigierten — bis auf die letzte (Eulenburg Ausgabe), von Ulrich Smolian redigierte, das alla breve-Zeichen zu Beginn des Kyrie — zum Spatz? Deutet dieses Zeichen etwa dem Handwerker nur die 2 oder 4 Schläge des Taktstochs. Nein, und millionenmal Nein. In diesem Satz, in dem Beethoven den durch ihn zur höchsten Vollendung geführten Klassizismus verläßt, weist er durch dieses magische alla breve-Zeichen, durch den stürmischen Charakter der Musik, durch die romantische Melodik in die nachfolgende Periode, Mendelssohn, Schubert, Schumann, der Romantiker. In diesem, wie in dem ebenso romantischen Benediktus, zeigt sich recht klar der durch Jahrhunderterte schreitende genialische Feuergeist. Beethoven sollte sich, vom Weihrauch und Mystizismus der katholischen Kirche umnebelt zu langgestreckten, nach Angst und Not periodischen Sätzen, Choralen, Orgelpunkten, Kadenzzen und Schlüssen in dorischen und phrygischen Tonarten herbeilassen, gelehrt und larmoyant erscheinen wollen? — Nicht unerwähnt bleibe hier, wie stilvollendet Brahms deutsches Requiem gegen das jede Form und Genrestil ablehnende Werk Beethovens erscheint. — Herr, erbarme dich (Kyrie eleison), steht hier nicht ein lederner Philister, der Gott mit seinem Tränenfluß und seiner Langweiligkeit erweichen will. Bei Beethoven schreit der voller Stolz vom Schmerz durchwühlte Mensch in höchster Not Fortissimo zu Gott auf, sein Wort zu hören. Strohig, machtvoll mit der Kraft, die Verzweiflung gibt. Die Kraft der Lunge allein tut es hier nicht, das Feuer entstrahlt der Zauberkräft des magischen alla breve-Zeichens.

Statt des betenden Beethoven führt uns Prof. Dohs in seiner Interpretation wirklich den jammernden Philister vor, und aus dieser jämmerlichen Auffassung resultiert die langweilige Ausführung des Blitze und Funken sprühenden 1. Satzes. Darum gelangen wir auch im zweiten Teil dieses Satzes, in dem Beethoven demütigste Bitten (Andante Christe eleison) erklingen läßt, nicht zum Verständnis des Satzes; denn auch im folgenden dritten Teil, hauptsächlich einer Wiederholung des ersten Allegro, das noch eine Steigerung des Textes aus der Einleitung erfährt, — bleibt das Tempo stets und ständig dasselbe.

Die Begeisterung des Verständnisses, Temperament, wie man es unverständlich oder auch vielverständlich zu nennen pflegt, geht Prof. Dohs auch beim „Gloria“ ganz ab. Hier um so fühlbarer, als es das schnelle Tempo allein nicht tut, wenn die Lebhaftigkeit, die Freude nicht aus dem Innern kommt. Beethoven, vom Nibel forgerissen, läßt den Chor zum Schluß dieses Satzes ein himmelhoch aufstürmendes „Gloria“ rufen. Wenn es nun in der Ausführung zwar sehr stark und sehr schnell, aber nicht begeistert und aus dem vorangehenden gesteigert, gebracht wird, staunen die Zuhörer über das Kunststück, daß die Leute so stark und so schnell singen können, aber dieser feurige Jubelsatz wirkt erkältend. Indessen manches gelang auch sehr gut. So die Sätze, wo Beethoven reflektierenden Dirigenten technische Aufgaben zu lösen gibt. Da kommt der fleißige, strebame, ehrliche Musiker Dohs mit; denn wo es auszuarbeiten gilt, dem gewiß nicht leichten figuralen Teil des Chorparts gerecht zu werden, also die Noten, peinlichstes Befolgen der Piano- und Forte-Zeichen, crescendo und decrescendo, darf man Prof. Dohs das Philisterlob nicht verjagen. Daß sich ausnahmsweise auch eine derartige Arbeitsmethode zur künstlerischen Offenbarung steigern kann, hörten wir an dem „Et incarnatus“, das

Prof. Dohs anstatt des Solotenors alle Tenöre im Chorus vortragen läßt. Auch das Credo und Sanctus kamen sehr wirkungsvoll zu Gehör. So auch die vokalen Stellen des Benedictus, des Agnus dei, weniger gut das instrumentale Vorspiel zum Benedictus, das einen starken nachschaffenden Geist verlangt, und gänzlich verfehlt war, wieder das Dona nobis pacem: da, wo der abertende dem schöpferisch Tätigen, dem Inspirierten weichen muß, versagt Dohs gänzlich.

Dona nobis pacem: Beethoven bestürmt Gott mit seinen Bitten. Vivace schreibt der Komponist und wird immer dringender. Die Verzweiflung in seiner Brust kennt keine Schranken, er stürzt dahin in rasender Verzweiflung, in den höchsten Tönen, im reinen Vokalsatz, im größten Fortissimo des vollen Orchesters bis zum gewaltsam — sforzato — hervorgestoßenen pacem, pacem, Friede. Bis er die himmlischen Töne hört, die ihm Vergebung seiner Sünden verheißten. Erst ganz leise wie aus weiter Ferne. (2 Trompeten pianissimo.) Noch ein Schrei entringt sich ihm, jetzt schon an den Erlöser gerichtet — Agnus dei qui tollis peccata mundi, Lamme Gottes, das die Sünden der Welt auf sich nimmt. Und nun ertönt es ganz stark (2 Trompeten fortissimo), die Erlösung ist nah. Nun bittet er — erbarme dich, miserere, und die Schar hinter ihm stürzt auf die Knie, verzweiflungsvoll betend. Miserere nobis erbarme dich unser, und angstvoll rufen sie dona nobis pacem. Vivace schreibt der Komponist vor, als Ausdruck einer erregten Gemütsbewegung.

Wie anders, ach, betet der arme Seifensieder, dessen Interpret Prof. Dohs ist. Er liegt auf dem Boden und Dona nobis pacem heißt bei ihm: kommt zu mir und gebt mir Frieden, und immer stärker wird sein Gezeter. Die Erlösung hört er zum zweiten Male nicht stärker (die Partitur enthält genau das Vermerk: zum ersten Male piano, zum zweiten Male forte), und miserere nobis laßt bis zur Unverständlichkeit schnell die bleiche Sünderchar, um dann im gemüthlichen Ländlertempo in das Dona nobis einzustimmen. Und so auch der Schluß, nicht brünstig flehend pacem — nur stark und ohne Ausdruck. Nur aus dem totalen Unverständnis des Werkes kann ein Dirigent Sätze wie das Kyrie, das Dona nobis und Miserere so verstümmelt und im Charakter so total vergriffen wiedergeben.

Ich will nicht von einer Gliederung im Orchesterfach reden. Herr Prof. Dohs ist Gefangenerins-Dirigent und hat keine Routine als Orchesterleiter, aber von einer Unrhythmic den ganzen Abend hindurch möchte ich sprechen, bei der man — die Partitur vor sich — am Takt ganz irre wird. Alles in allem. Prof. Dohs ist ein umsichtiger Chordirigent, den Geist einer Komposition aber, wie Beethovens Missa, vermag er nicht zu erfassen, viel weniger zu reproduzieren (und einem Musikkörper einzubringen). Vorzüglich und auf voller künstlerischer Höhe stand das Vokalquartett, Frau Anna Strouck-Kappel, Frau de Haan Manifarges und Herr Th. Denys gaben ihr Bestes. Herrn Senins in der Höhe etwas forciert Tenor fügt sich, eben wegen seines eigenartigen nasalten Stimmklanges ins Ensemble vorzüglich ein.

Das Publikum verhielt sich dieser Aufführung gegenüber kalt — wie der unwahre Ausdruck sagt: „sprachlos — ergriffen“. Begeisterte Herzen machen sich Lust in wilden Schreien und Beifallsklatschen.

Die Tafel an der Kasse verkündete: alle Stühle vergriffen. — Wo blieben die Begeisterungsfähigsten? — Sind das die Wissenden?

Vor mir liegt ein Programm: II. Konzert: Philharmonischer Chor. Dirigent: Prof. Dohs. Montag, den 4. Dezember 1905. Missa solemnis von Beethoven. Zum erstenmal in diesen Konzerten. Also seit 1905 schon wird dieser unheilvolle Irrtum genährt und bald wird er zum Dogma.

Scriptor.



Aus den Theatern.

Leipziger Schauspielpremierer.

Als eine Tragikomödie in einem Akt, „Salmas Ende“, von dem unbekanntem Friedrich Kollmann nach der ersten Aufführung im Deutschen Volkstheater zu Wien gegen Ende der vergangenen Spielzeit ziemlich klanglos verschwand, wußten nur wenige, daß zwei bekannte Kritiker sich hinter diesem Pseudonym verbargen. War es der Zauber ihrer Namen, Arnim Friedmann und Alfred Volgar, oder die ausgezeichnete Wiedergabe, die ihrem Wert bei der reichsdeutschen Wiederaufführung jetzt im Leipziger Stadttheater zuteil wurde: der Einakter fand starken Beifall und soll auch bald den Berlinern vorgespielt werden. Salma, der große Mime im napoleonischen Zeitalter, ist hier der Repräsentant seines Standes; vom wirklichen Salma ist ihm wenig zu eigen, eher etwas von einem echten Wiener, sagen wir einmal, Hofburgschauspieler. Also den Tod eines berühmten Schauspielers sollen wir miterleben. Er ist totkrank, der große Held, der vergötterte Liebling der ganzen Stadt, und denkt mit Schrecken an sein nahes Ende. Der Arzt beruhigt ihn, schwört ihm sogar, daß er nicht sterben müsse. Aber es hält ihn nicht länger, er ahnt, daß der Arzt lügt, er will nicht sterben wie jeder gewöhnliche Mensch; er will sterben wie ein König, wie er es so oft auf der Bühne der Menge vorspielte. Der Arzt kann ihn nicht halten, er verläßt das Krankenbett; fiebernd wirft er eine Decke als Toga um sich. Das Schwert umgehängt, einen Keil um die Stirn, besteigt er einen erhöhten Sessel in seinem Gemach. Eine letzte Rolle will er spielen; er übt sich im Sterben und macht seine Sache so gut, daß der Arzt dem wie tot Daliegenden die Augen zudrücken will. Bis hierher ist der dramatische Aufbau wohl gelungen, der Zuschauer selbst auf diesen Trick herein gefallen; doch nun ahnt man alles Kommende nur zu deutlich voraus. Nun stirbt Salma wirklich und der Arzt glaubt sich zum zweiten Male gefoppt und will nicht mittun, bis er merkt, daß die Komödie wirklich aus ist. Dieser sehr kurze letzte Teil des Stückes fällt deshalb gegen das Vorhergegangene ziemlich stark ab, die Spannung leidet merklich, man kennt das Ende und das Interesse flaut ab. Die Exposition zu Beginn des Einakters ist zu sehr in die Länge gezogen, im übrigen ist der tragikomische Stil gewahrt und in allen Stücken wohl getroffen. Ein rein komisches Intermezzo, ein Besuch einer unbefähigten jungen Schauspielerin bei dem sterbenden Salma erweist sich als sehr geeignete Unterbrechung der Haupthandlung. Zu wichtigen Percus ist reichlich Gelegenheit, die Eitelkeit und der Größenwahn der großen Mimen ist wie alles Groteske und Karikaturenhafte ein dankbarer Stoff. Und nicht minder dankbar ist die Hauptrolle, wie stets, wenn Theater auf dem Theater gespielt wird. Eine feine Regie, eine sehr stilvolle Inszenierung und die Verkörperung des Salma durch Herrn Walter, die von fleißigem Studium eine Probe gab, verhalfen hier dem Einakter zu sehr starkem Beifall.

Das kann man nicht sagen von dem vieraktigen Schauspiel „Die Mutter“ des Italiensers Giannino Antona Traversi, der mit seinem aller Kontraste baren, ironischen Lustspiel „Die Märtyrer der Arbeit“ vor einiger Zeit in Wien erstmalig die deutsche Bühne betrat und wenig Erfolg zu verzeichnen hatte. Würde man aus diesem Stücke nicht, daß es dem Autor Ernst ist mit seiner Kunst, so möchte man sein neues Schauspiel glatt für eine rührselige Mache erklären, so sehr ist hier alles auf den larmoyanten Ton gestimmt. Das Märtyrertum der Mutter will der Autor verherrlichen, hier einer edlen Frau, die, um den nicht standesgemäß verheirateten Sohn zu retten, ihren strengen Gatten betrügt und hintergeht, die, um den verlassenen Sohn zu stützen, von ihrem Gatten vor die Wahl gestellt, lieber diesen als den Sohn aufgibt und schließlich mit ihrem Sohne, dem glücklich aus Not und schlechten Händen Geretteten, enterbt wird. Diesen an sich durchaus geeigneten, starke dramatische

Konflikte in sich tragenden Vorwurf hat aber Traversi zu einem sehr monotonen, sentimentalischen Schauspiel verarbeitet, das die gleichen Schwächen aufweist, wie sein vorher genanntes Lustspiel. Durch kleinliches Verweilen bei Nebenächlichem, durch ungeschickte und ganz überflüssige Intermezzi geht oft genug die dramatische Spannung verloren. Die Figuren sind total verzeichnet. Der Sohn geradezu ein Jammerlappen, der Vater von unmenschlicher Härte, die weiche Mutter zerfließt gänzlich in Sentimentalität und Märtyrertum und die andern recht zahlreichen Personen entbehren jeglicher charakteristischer Züge. Nur einer hat sich aus diesem Chaos gerettet, der typische Raifonneur des Stückes, der stets hilfsbereit ist, immer zur richtigen Zeit am Platze und natürlich wie stets glänzend abschneidet. Er bot die einzige vernünftige Rolle des Abends, die andern Darsteller konnte man nur bedauern, daß sie ihre Kraft so nutzlos vergeuden mußten. Das Leipziger Schauspielhaus, das ursprünglich einmal als anfeuernde Konkurrenz für das Stadttheater gedacht war, täte jedenfalls gut, sich nach wertvolleren Werken umzusehen. Nicht mit Unrecht vermutet eine diesige Zeitung übrigens, daß sich hinter dem wohlklingenden italienischen Namen ein angehender deutscher Dramatiker verbirgt, so stark ist das Hintertreppenparfüm Berlins in dem Schauspiel zu merken.

Franz E. Willmann (Leipzig).



Randbemerkungen.

Die persische Zwickmühle

Wie wird wieder mal ein bißchen in Bewegung gesetzt. Das geht so: Aber London — meistens ist es die Times — kommt eine Nachricht: In Südpersien ist es unruhig. Wenn ihr jetzt nicht bald Ordnung schafft, kommen wir an Land und fressen euch auf. Dann seid ihr sicher stille. Darauf von Teheran ein jammerndes Telegramm: Wir wollten ja gerne, aber wir haben kein Geld. Zwei Tage Ruhe. Mählich tönt das russische Echo: Was? Da unten ist es nicht ruhig? Dann bleiben wir auch im Norden mit unsern Truppen drinnen. Wir gehen noch lange nicht heraus! Nein, wir gehen nicht! Stimme aus Teheran: Hilfe, man will uns aufessen! Folgt Stimme aus Petersburg und London gleichzeitig (begütigend): Aber Jungechen, reg dich doch nicht auf. Du schenke uns ein bißchen deine Selbständigkeit. Hier hast du auch 20 Pfund Sterling dafür und hier 20 Rubel, macht zusammen 20 Mark, ist das nicht ein schönes Geschäft? Darauf in Teheran süßsaures Gesicht: Ich möchte wohl, — ich hoffe, — wir verhandeln gerade mit einer Londoner Bank, — vielleicht, — und nur um ein bißchen Geduld möchten wir bitten. Folgt London (knurrend): Aber nicht zu lange, mein Junge! Und Petersburg (mit Genuß): Die Truppen haben wir jedenfalls da, und die bleiben, ja, die bleiben, ja, die bleiben; eine kleine Unruhe gibts alle Tage und dann bleiben sie eben! — Das arme Persien! Ein kleiner Prinz, der Vetter des noch kleineren „Herrn der Sonne“, der in Berlin studierte, sagte beim Mittagessen, wenn das Gespräch auf seine Heimat kam, immer nur lakonisch und in abgehacktem Tonfall: Wir lieben nicht der Russe, aber wir habben ihm kein Geld! Besser kanns nicht gesagt werden. Und während die Zwickmühle periodisch anfängt zu klappern, purzelt ein Teheraner Ministerium nach dem andern über seine eigenen Beine, die Bacchiaren verschließen das letzte Pulver, das sie sich haben leisten können, in die Luft, und Europa sitzt auf der Erbüne, schaut zu und achtet nur auf das eine, daß die „offene Tür“ zur Arena nicht aus Versehen ins Schloß fällt. O, welche Lust, ein Schah zu sein . . .

Abessinien.

Die politische Lage von Abessinien ist einzigartig. Es ist der einzige Staat von ganz Afrika, der noch seine Unabhängigkeit bewahrt hat. Liberia, das jetzt so ziemlich in die Hände der Amerikaner übergegangen ist, und Marokko, das völkerrechtlich, oder vielmehr „unrechtlich“, in die Klientel Frankreichs übergegangen ist, können wir füglich außer acht lassen. Auch der abessinischen Schönen hat es nicht an Bewerbern gefehlt. Am heißesten bemühten sich die Italiener um sie. Der Erfolg war niederschmetternd. Die Niederlage Baratieris setzte der leidenschaftlichen Werbung ein Ziel. Darauf erfolgte der Flirt der Franzosen. Mit besserem Erfolge, jedoch führte er nicht zum alleinigen Besitz. Die nordostafrikanische Schöne ist viel zu kokett, um sich mit einem Freier zu begnügen. Sie bewilligte den Russen und Engländern Extratouren. Das russische Spiel ging nicht vom Staate, sondern von privater Initiative aus. Leontjeff hatte den ersten Gedanken dazu. Sechs Kosaken schlossen sich ihm an und begaben sich 1892 auf die Abenteuerfahrt. Sie wählten, um ihr Vorhaben möglichst zu verbergen, den Weg über Persien. Lord Curzon, der die Begegnung in seinem großen Werk „Persia“ beschreibt, sah sie unterwegs, wie sie gleich zerlumpten Handwerksburschen, um unerkannt zu bleiben, einherwanderten. Die abenteuerliche Argonautenfahrt hatte nicht gleich Erfolg. Erst nach einem zweiten und dritten Versuche begannen sich die amtlichen Kreise in Rußland dafür zu interessieren. Besonders nahm sich die russische Kirche, nahm sich Pobjedonosjeff der abessinischen Christen an. Man begrüßte in ihnen die unterdrückten Brüder, die man nach langer, unverschuldeter Irrfahrt auf den rechten Weg der Pravoslavie zurückzuführen hoffte. Nun schickte auch der Zar Geschenke an den Negus und ordnete Leontjeff ab, sie zu überbringen. Menelik war hocherfreut und ernannte Leontjeff, der zum Grafen erhoben wurde, zum Statthalter der abessinischen Interessensphäre, die sich zwischen dem Hochland und dem Albertsee hinzieht. Durch den Vorgang der Russen aufgestachelt, die zugleich einen Hafen an der abessinischen Küste, bei Raheita, zu erwerben strebten, wurden die Engländer unruhig und fertigten ihrerseits 1896 eine Gesandtschaft zum Negus ab, die unter dem energischen Kenell Robb stand, und machte dann 1903 erfolgreiche Anstrengungen, um Abessinien von Westen her zu erschließen, um eine praktische Verbindung, halb auf dem Wasser der Flüsse, halb zu Land, zwischen dem Gebiete des Sobat und den Hochplateaus der Alpen zu finden. Im selben Jahre, 1903, sandte Nord-Amerika den Konsul Skinner an den Hof des Negus. Er schloß einen für die Union günstigen Handelsvertrag. Anfang 1905 ging eine deutsche Gesandtschaft unter Fritz Rosen, der jetzt in Buharest ist, nach Addis Abeba. Holz und der Kommerzienrat Bosh bemühten sich um Konzessionen. Für das Reich ist die abessinische Episode grade keine Quelle herzerquickender Erinnerungen gewesen. Ein ärgerliches Vorkommen folgte auf das andre.

Noch ist der alte Löwe, der da aus dem Stamme Juda sein soll, nicht gestorben. Nach einer Agonie, die anderthalb Jahr dauerte. Alles steht danach aus, als ob nun große Unruhen eintreten würden. Eine Aufteilung Abessinienens zwischen England, Frankreich und Italien stände vor der Tür. Wh.

Das „Beste“ unfres Volkes.*

In einem unfres größten Plätze im inneren Westen Berlins hängt in einer „Frühstücksstube“ über dem Büfett, von der Straße aus zu lesen, ein Plakat, auf dem folgendes „Gedicht“ steht:

Aber die neuen Steuern murren?
Was den Leuten doch nur immer einfällt!
Die Regierung will ja unser Bestes —
— Nämlich unser Geld!!!

Wenn man den edlen Fluß dieser Verse, — vielleicht hat Held Zubell sie in einer Stunde höherer Eingebung empfangen, oder Rosa schrieb sie nieder in einem Mo-

mente lyrisch-weicher Empfindung —, wenn man ihren edlen Fluß vergleicht mit der sittlich erhabenen Tiefe ihres Inhalts, und dann immer noch nicht weiß, was das „Beste“ unfres Volkes ist, dann — verdient man es auch nicht zu wissen. W.

Nochmals der Dr. hon. c. und ähnliches.

Der Randbemerkung der Gegenwart (1910, Nr. 39) zu der Verleihung des Professortitels an Marcell Salzer wird jeder Ernstdenkende zustimmen. Ein ähnlicher Mißbrauch wird m. E. mit einem verwandten Titel getrieben, nicht von den Regierungen, sondern von den Universitäten und Hochschulen, von denen man füglich eine strengere und konsequenteren Denkart erwarten sollte. Ich meine den Dr. hon. c., der namentlich bei festlichen Veranlassungen an geeignete, aber auch an ungeeignete Personen in großer Menge verliehen zu werden pflegt. Es hat doch nur Sinn, wenn z. B. der Dr. theol. hon. c. an wirkliche Theologen verliehen wird, die durch selbständige wissenschaftliche Leistungen die theologische Wissenschaft tatsächlich gefördert haben, meinetwegen auch an solche, die sich im geistlichen Amte besonders bewährt und ausgezeichnet haben. Wer sich dagegen als Nichttheologe um kirchliche Einrichtungen, Kirchenbauten usw. in amtlicher oder nichtamtlicher Eigenschaft verdient gemacht hat, wird dadurch noch lange nicht zu einem „Lehrer der Theologie“; die hierzu nötigen Eigenschaften kann keine theologische Fakultät durch ihr Diplom verleihen, ebenso wenig wie — doch ich will lieber das Beispiel nicht aus der Zoologie, sondern aus der Botanik wählen! — also, ebenso wenig, wie irgendein Diplom oder Dekret auch dem mächtigsten Potentalen aus einer Sumpfdotterblume eine Rose machen kann. Für Verdienste, wie sie durch Verwaltungstätigkeit oder Spenden von Geldmitteln erworben werden, hat ja doch, wenn sie durchaus eine äußere Anerkennung erhalten sollen, die Staatsgewalt hinreichende Mittel und Möglichkeiten.

Sehr beliebt und üblich ist auch die Verleihung des Dr. hon. c. an regierende und überhaupt fürstliche Persönlichkeiten, wenn sie auch von den Wissenschaften, die die verleihende Fakultät vertritt, oft keinen Deut verstehen; die Fürstlichkeiten werden durch solche Verleihung nicht geehrt und fühlen sich auch schwerlich dadurch geehrt, sie legens eben „zu dem Ab rigen“, die Universitäten aber schänden sich durch solche Byzantineret. — Welchen Sinn hat es ferner, wenn ein Romanschriftsteller zum Dr. med. hon. c. kriert wird! Die Begründungen solcher „Ehrungen“ auf den Diplomen wirken vielfach geradezu humoristisch. Mögen sich die Universitäten und Hochschulen auf ihre Würde, die Heiligkeit und den Ernst der Wissenschaft besinnen und derartige — freilich ernstgemeinte — Scherze unterlassen! Der Doktorhut wird ohnehin schon immer mehr und mehr eine plebejische Kopfzierde. Nachdem den technischen Hochschulen die Verleihung des sprachlich ungeheuerlichen Doktor-Ingenieurs eingeräumt ist, haben vor kurzem auch die tierärztlichen Hochschulen das Recht der Promotion zum Dr. med. vet. erhalten. Wie lange wird es dauern, so folgen die Forst- und Bergakademien und schließlich auch die Handelshochschulen. Ich sehe schon im Geiste Firmenschilder wie „Zigarrenhandlung en gros und en detail von Gustav Nikot, Dr. merc.“ (oder Dr.-Kaufm., deutsch geschrieben). — Ab rigens Forstakademie, Bergakademie! Die Bezeichnung „Akademie“ läuft wieder völlig rechtlos und schußlos umher, und jeder darf sie für jedes Institut einfangen; in der kleinen Stadt Perleberg annoncierte ein hiederer Schneidermeister, der seine Studien als Bekleidungsingenieur auf einer Berliner „Schneiderakademie“ gemacht hatte, gewiß bona fide, als „akademisch gebildeter Schneidermeister“. Prof. F. M. Fao.

Herrschende Klassen.*

Der ruhige Bürger, der mit dem Postzeileutnant seines Reviers auf gutem Fuße lebt, pünktlich seine Steuern zahlt, in allem Frieden seinem Geschäft nachgeht, ist auch,

wenn er eine stramm demokratische Zeitung als Leibblatt hält, geneigt, die Behauptung es gäbe herrschende Klassen und diese beuteten ihre herrschende Stellung materiell aus, nicht recht ernst zu nehmen. Daß vorzugsweise die höheren Stufen im Militär- und Beamtentum vom Adel besetzt werden, nimmt er als überliefert und unabwendbar hin und regt sich sonderlich darüber nicht auf, zumal er diese Stellen nicht ambitioniert. In der neuesten Zeit ist freilich sein Gleichmut etwas geschwunden, die im Interesse der Großgrundbesitzer getriebene Wirtschaftspolitik, die ihm die Tasche leert und das Fleisch vom Tische schwinden läßt, hat ihn darüber belehrt, daß wir in der Tat herrschende Klassen haben, die aus ihrer günstigen Position geldwerte Vorteile ziehen. In ungenierter Weise und wie im großen, so auch im kleinen. Das läßt sich an vielen Beispielen belegen. Man wollte s. B., daß die Margarine blaugefärbt wurde, um sie zu verfälschen und sich so eine unangenehme Konkurrenz vom Halse zu schaffen. Das mißlang zwar, aber dafür wird Butter nach Vorzugstarifen befördert, Margarine nicht. Warum nicht, da es doch dem Staate und der Allgemeinheit ganz egal sein kann, ob Müller und Schulze Butter oder Margarine essen und der arme Teufel, der sich nur Kunstspeise fett leisten kann, ebensoviel Anspruch auf Berücksichtigung hat, wie der wohlhabende Butteresser. Oder die Herren lieben den Rennsport, der angeblich ohne Totalisator nicht bestehen kann. Flug begünstigt der sonst so sittliche Staat die Spielmaschine, begünstigt das Wetten, legt dem Toto zu Liebe das „legitime“ Buchmachergeschäft das Handwerk und züchtet so die Spielleidenschaft und eine böse Gilde, die davon lebt. Alles im Interesse der herrschenden Klassen. Weiter: Tierquälvereine petitionieren um Verbot der grausamen Hetzjagden. Die erste Sächsische Kammer aber weist sie a limine ab, erklärt das Hetzen für keine Tierquälerei, ja singt der Parforcejagd auf die unglücklichen Tiere geradezu Loblieder. So beuten sie ihre Machtstellung ungeschont und — unklug in jeder Weise aus, ihres Nutzens und ihres Vergnügens halber, und man könnte unzählige solche Beispiele anführen. Daß es aber unklug ist, so zu handeln, ist sicher, denn wenn der harmlose Bürger davon erfährt und immer neue Beispiele dafür kennen lernt, geht er hin und gibt sozialdemokratische Stimmzettel ab.

Wie man erzieherisch wirkt.

Im Publikum hat man — leider — für die Lehrer nicht viel Sympathien übrig. Weber ist man von den Volks- und Bürgerschullehrern entzückt, noch von den Herren, die an den höheren Lehranstalten wirken. Universitätslehrer dagegen stehen in hohem Ansehen und sind beliebt. Es ist also nicht der Lehrberuf oder gar Wissen und Wissenschaft selber, die ihre Jünger und Überlieferer mißliebig machen, sondern der scholarchische Unfehlbarkeitsdünkel, der sich bei den Schullehrern aller Arten herausbildet. Die Schüler sind ihnen auf Gnade und Ungnade überliefert, dürfen bei Strafe der Zerstörung ihrer Zukunft nicht mühen, und die Eltern dürfen es auch nicht. So bildet sich jener Dünkel leicht heraus und äußert sich in anmaßendem Wesen, schlechten Manieren und noch Schlimmerem. Natürlich, nur bei einem Bruchteil, aber bei einem so erheblichen, daß die Gesamtheit der Herren unter der Beurteilung, die dergleichen hervorrufen, zu leiden hat. Nun höre man: Ein Gymnasialprofessor ist mit einem Kollegen verfeindet. Vielleicht daher, daß zu einer Zeit, da mehrere Schülerelbismorde die Bevölkerung in Erregung versetzten, gegen den Professor, der doch wohl etwas Bitter auf dem Kopfe gehabt haben muß, Zeitungsartikel erschienen, deren Urheberschaft er dem Sohne des Kollegen zuschob. Dieser Sohn war, ist aber zum Glück nicht mehr Schüler des Professors. Bei einer Schülervorstellung trafen sich die beiden, Professor und Studiosus, und dieser fand sich nicht bewogen, zu grüßen. Da vergaß der Lehrer aller *σωφροσύνη* (*sophrosyne*), ergrimmte mächtig und äußerte in der Prima, nachdem er eine Untersuchung darob angestellt hatte, wer dem Studenten die

Karte gegeben habe: „Der Bengel hat mich nicht gegrüßt“. Das war ein Beweis klassischer Bildung, denn es läßt sich nicht leugnen, daß die Alten mitunter geschimpft haben, wie die Fischweiber. Trotzdem klagte der Vater des Studenten wegen Beleidigung. Was geschah nun? Das Provinzial-Schulkollegium erhob den mit Recht so beliebten Konflikt mit der geradezu zwerchfellerschütternden Begründung, „der Professor habe seine Amtsbefugnisse nicht überschritten, er habe das Verhalten des Studenten vor der Klasse gerügt, um erzieherisch zu wirken und sie vor Unhöflichkeit zu bewahren“. Wir sind von den Verüben im Provinzial-Schulkollegium manches gewohnt, aber diese Leistung übertrifft alle Erwartungen. Wenn man erwachsene Leute in ihrer Abwesenheit beschimpft, weil sie etwas nicht taten, wozu sie nicht verpflichtet waren, dann wirkt man erzieherisch. Hoffentlich haben die Primaner unter dieser Art Erziehung nicht gelitten, wenn sie es getan haben, dann werden die Verbindungen, in die sie später eintreten werden, ihnen schleunigst andre Auffassungen vor dem, was sich ziemt, beibringen. Erfreulicherweise hat das Oberverwaltungsgericht den Konflikt für unbegründet erklärt, und es steht nichts im Wege, daß der Professor seinen Denktzettel erhält. Wenn die Herren Oberlehrer von dergleichen hören, so sehen sie vielleicht ein, warum die Öffentlichkeit ihnen und ihrer gewiß schweren und wichtigen Arbeit nicht denselben Respekt und dieselbe Sympathie entgegenbringt, wie andren Akademikern und deren Tätigkeit.

Dr. L. Z.

Seine Unentbehrlichkeit, der Herr Gerichtsvollzieher.

Er ist eines der wichtigsten Glieder der Gesellschaft. Er ist die Brücke zwischen Theorie und Praxis, das unentbehrliche Appendix des B.G.B., auf dem es hinübergeht zum armseligen Menschendasein. Spiegel und Schaufelstühle, Pfandbriefe, umstrittene Kinder, alte Klaviere und alles, was sein muß, ist sein Objekt. Er ist der Muskelkraft gewordene Paragraph, der Hort der Tugend und der Schrecken aller derjenigen, die dem alten Grundsatz huldigen, daß man mit Schuldenzahlen das meiste Geld verplumpert. Das macht ihn nicht immer angenehm, auch nicht für die, zu denen wir — ungerufen! — gehören, die ihn nur von der gönnerhaften Seite kennen lernen. Denn er ist allzu durchdrungen von seiner Unentbehrlichkeit. Sie leuchtet förmlich aus seinen Poren. Man muß ihn mit Glacehandschuhen anfassen. Denn im Grunde verachtet er alle, die ihn brauchen. Er läßt sich bitten und es ist eine Gnade, wenn er mitkommt.

Er ist sehr empfänglich für ein Glas Portwein, und meistens trägt er einen schwarzen Schnurrbart. Aber das ist nicht das Wesentliche. Wesentlich ist die Art, wie ihm der Kopf zwischen den Schultern sitzt, und am wesentlichsten sind diese Schultern selbst. Sie zerbrechen Türen wie Zigarrentistendeckel. Das ist das Furchtbare an ihnen. Auch der Kopf freilich hat sein Furchtbares. Er ist bis zum letzten Buckel ausgefüllt mit Buchstaben des Gesetzes. Gräßlich klappern sie aneinander, wenn er ihn schüttelt. Und er schüttelt ihn gerne. Es freut ihn, sich des Inhalts zu vergewissern und dem armen Klienten zu zeigen, daß das doch noch ganz etwas andres ist, als so ein hergelaufener, gesunder Menschenverstand. Irrren ist menschlich, sagt man, aber seine unfehlbare Unentbehrlichkeit, der Herr Gerichtsvollzieher, irrt eben nicht. Niemand kommt gegen ihn auf, nicht einmal — und davon wäre eine kleine Geschichte zu erzählen — das Gericht selber.

Da war eine Dame, der gehörte, sagen wir, ein Zylinderhut. Dieser Zylinderhut aber befand sich in den Händen eines Mannes, der ihn nicht herausgab. Da wurde er verklagt und das Gericht beschloß, der Befagte „sei gehalten, den der Dame gehörigen Zylinderhut an einen von derselben zu beauftragenden Gerichtsvollzieher herauszugeben.“ Man sollte meinen, das sei deutlich. Der Zylinderhut, der ihr gehörige Zylinderhut soll der Dame herausgegeben werden, und zwar an einen von ihr zu beauftragenden Gerichtsvollzieher. Dabei hatte der Richter schon geschrieben, „von derselben“, denn er kennt

seinen Mann und weiß, daß ein Gerichtsvollzieher sich nur schlecht aus einem Schriftsatz vernehmen kann, in dem dieses Wort nicht vorkommt. Aber nein. Seiner Unfehlbarkeit genügt das noch nicht. Er erklärte, den Zylinderhut wohl — und sei es gegen eine Welt — herauszubekommen, aber dann müsse er denselben auf die Pfandkammer, das Allerheiligste der Gerichtsvollzieher, bringen und dort deponieren. Die Sache hätte aber Eile. Die Dame brauchte ihren Zylinderhut. Der ganze Zweck der Abung wäre illusorisch, wenn sie sich erst noch auf den langweiligen Beschwerdeweg begeben müßte. Es half nichts. Seine Unfehlbarkeit war unerbittlich. Es blieb also nichts übrig, als daß der Richter, obwohl selber kopfschüttelnd, folgendes „um der Schwachheit willen“ einfügte: „der Dame, den derselben gehörigen Zylinderhut an einen von derselben zu beauftragenden Gerichtsvollzieher zwecks Aushäandigung deselben an dieselbe durch denselben, herauszugeben“. Nun erst war „derselbe“ zufrieden, nahm die braune Mappe seines Amtes unter den Arm und sagte mit stolzem Selbstbewußtsein: „Sehen Sie wohl? Nun kommen Sie man mit.“ Ich hätte denselben am liebsten W.

Die Cafétiers und Wirte.

„Eine offene Frage an die deutschen Komponisten“ richtet in halbseitenlangen Annoncen die „Vereinigung Hamburger Cafétiers und Wirte“. Warum stürzt sich die löbliche Vereinigung in solche Insertionskosten? Weil sie dadurch größere Ausgaben, nämlich die Sanktionen für die Komponisten der in ihren Lokalen gespielten Musikstücke sparen will. Bevor die Herren, wie sie drohend bemerken, sich „hilfesuchend an Reichsregierung und Reichstag“ wenden, versuchen sie es noch einmal in Güte mit den Tonkünstlern, die für ihr Schaffen bezahlt sein wollen, und ermahnen sie ernstlich, dem ungerechten Mammon fürder nicht nachzutrachten. Zuerst schildern sie wehmütig in noch wehmütigerem Deutsch den Zustand, der früher war: „Jahre hindurch haben wir dem Publikum unentgeltlich Musik geboten, ohne daß uns dies unterlagt oder Anforderungen wegen einer Abgabe gestellt worden sind. Es sind sogar den Kapellmeistern von den Komponisten und Verlegern die Noten geschenkt (!), weil durch das Musizieren in öffentlichen Lokalen mehr als durch Konzerte die Musik populär und der Absatz der Noten gefördert wurde.“ Dann beklagt sie sich bitter über die Schärfe des Vorgehens der Tonkünstler-Genossenschaft gegen Wirte und Cafétiers und macht, da sich der Streit um die „Höhe der Abgaben“ drehe, dieser den naiven Vorschlag, zu klagen, damit das Gericht das „Angemessene“ festsetze. Wenn die Gäste verlangen würden, die Wirte sollten regelmäßig im Klagewege feststellen lassen, ob 35 Pfennig für eine kleine Tasse Kaffee angemessen seien, dann wäre die Vereinigung der Hamburger Cafétiers und Wirte sicher damit nicht einverstanden. Und beleidigend werden die Herren, indem sie den deutschen Komponisten folgende Inbektive an den Kopf schleudern: „Es scheint uns, daß Sie durch die nicht gewöhnlichen Druckmittel mehr herausholen wollen — Anteile an dem Gewinn, den wir durch unsere Rührigkeit und Geschicklichkeit aus Bier, Wein, Schnäpjen, Kaffee usw. erzielen.“ Auf das weitere Geschreibsel und die Verdächtigungen der Genossenschaft braucht nicht weiter eingegangen zu werden, aber es ist angenehm konstatieren zu können, daß die Zeit, da geistige Arbeit vogelfrei war, vorbei ist. Wir glauben, das Schaffen des Komponisten ist ebenso der Belohnung wert, wie die Rührigkeit und Geschicklichkeit, die aus Bier und Schnaps hohe Gewinne erzielt. Komponisten, bleibt fest.
Dr. M. P.

Aus der Finanzwelt.

Aber allen Wipfeln ist großer Spektakel; die Aufsichtsräte, sonst ganz gemüthliche Leute, sind plötzlich außer sich gekommen. Und warum das? Der Krach der Niederdeutschen Bank hat eine große Aufsichtsratsdebatte hervorgerufen, man streitet, was die Eblen zu tun und

zu lassen haben. Man fand aus Anlaß des Krachs der Niederdeutschen Bank, daß doch nicht alles mit rechten Dingen zugegangen sein könne, und daß vielleicht mancher Schaden hätte vermieden werden können, wenn die Aufsichtsräte, die nach der Etymologie des Wortes die Aufsicht zu führen haben, ein wenig mehr aufgepaßt hätten. Jetzt kommt der Konkursverwalter und präsentiert die Rechnung: 55 Millionen! In Höhe dieser Summe sollen die Aufsichtsräte herangezogen werden! Daher die Aufregung, und überall erhebt sich die Frage: Wie ist dem abzuwehren? Der eine meint, man müsse den Aufsichtsrat überhaupt abschaffen und an seine Stelle Revisoren setzen, die unabhängig seien und auskömmlich bezahlt werden, der andre ist der Ansicht, der springende Punkt sei die Prüfungsart. Nach dem Gesetze hat der Aufsichtsrat die Jahresrechnungen und die Bilanzen zu prüfen, und er hat dies mit der Sorgfalt eines ordentlichen Geschäftsmannes zu tun (§ 249). Nun erhebt sich der Streit, in welchem Umfange dies geschehen müsse. Wenn das Gesetz eine Prüfung ohne jede Einschränkung vorschreibe, dann müssen alle diejenigen Einzelheiten geprüft werden, deren Kenntnis eine Gewähr für die Richtigkeit bietet. Bei Stichproben wird es immer möglich sein, daß Fehler übersehen werden, und dann entsteht die Frage, soll der Aufsichtsrat für solche Irrtümer verantwortlich gemacht werden? Das Reichsgericht scheint die Frage zu bejahen. Der Haupteinwurf gegen eine allzu detaillierte Prüfung sind die Schwierigkeiten der Prüfung. Wir vermögen indessen hierin prinzipiell keinen Grund gegen eine genaue Prüfung zu sehen, und mit Recht ist darauf hingewiesen, daß dies eine Frage der Organisation sein müsse. Die Stellung eines Aufsichtsrates ist doch auch eine recht auskömmliche, und man wird daher verlangen können, daß etwas dafür geleistet wird.

Die Börse segelt zurzeit wieder im Fahrwasser der Hauffe. Alle Warnungsrufe des Reichsbankpräsidenten sind verhallt, die Börse kaufte in der letzten Zeit, was das Zeug hielt, und erst als sie die Last ein wenig drückte, begann sie im Hinblick auf den bevorstehenden Ultimo sich wieder etwas zu erleichtern. Unter diesen Umständen kam ihr die Aufrollung der persischen Frage nicht einmal unangelegen. Man hatte nun wenigstens einen Grund, um sich zu erleichtern. Den Banken dürfte dieser Prozeß nicht unwillkommen gewesen sein, denn ohne die notwendigen Rückschläge ist ein Geschäft undenkbar. Alle Welt hofft, daß, wenn erst der Ultimo überwunden ist, der Tanz ums goldene Kalb von neuem beginnt. Jedenfalls sieht die Börse wieder den Himmel voller Geigen und darüber vergißt sie Persien, Habenstein und sämtliche Aufsichtsräte . . .
Mercator.



Wellman, Wellman über Alles . . .

Mr. Wellmans Hintermänner hätte ich gar zu gerne kennen gelernt. Und ich schrieb deswegen an viele alte Bekannte in Amerika. Und grade, als die Nachricht kam, daß der Mr. Wellman von seiner Lustreise über den Ozean wohlbehalten zurückkehre, da erhielt ich ein Telegramm, in dem stand:

„Geh umgehend zu Mr. Egleton ins Hotel Esplanade. Der weiß Alles. Aber Vorsicht! Gruß! Max Miz.“

Ich kannte meinen alten Freund Max Miz ganz genau und tat sofort, was er wollte. Ich ging aber nicht allein, sondern in Begleitung von Mr. Marley, einem sehr reichen Engländer, den ich natürlich mit meinen Absichten bekannt machte; Mr. Egleton sollte eben das Ge-

heimnis, das nach meiner Meinung über Mr. Wellman schwebte, entschleiern.

Dazu war viel Geld nötig; das besaß der Mr. Marsen — und wir luden den Mr. Eagleton zu einem kleinen Frühstück ein — in seinem Hotel.

Das Frühstück war sehr opulent. Es handelte sich darum, Mr. Eagleton in angeheiterte Stimmung zu bringen. Keine kleine Arbeit! Aber sie gelang doch.

„Sie kennen“, sagte ich plötzlich, „Mr. Wellmans Hintermänner. Die möchte ich auch kennen lernen. Bitte erzählen Sie doch. Ich weiß Alles. D. h. Sie wissen Alles.“

„Stimmt!“ sagte er jovial.

„Denn los!“ sagte ich.

Und er fuhr fort:

„Die Europäer haben gar nicht bemerkt, daß Cook und Peary ihrer Erzählung gemäß auf dem Nordpol die nordamerikanische Reichsflagge hielten. Bemerkt haben das die Europäer wohl. Aber sie haben nicht bemerkt, daß da ein Spaß dahintersteckte. Man wollte die Europäer zum Lachen reizen durch diese Fahnenhisserei. Und das ist uns einfach vorbeigelungen. Die großen Amerikaner, die einen Krieg mit Europa vorbereiten — natürlich einen Luftkrieg — wünschen, daß man in Europa die Amerikaner für Idioten hält, die sich mit Flaggenhisserei auf dem Nordpol abgeben. Die Tätigkeit der amerikanischen Kriegsgesellschaft sollte maskiert werden — darum Cook und Peary. Das ist doch so einfach.“

Mr. Eagleton lachte sehr laut.

Aber Mr. Marsen sagte gleich:

„Oh! Also auch Wellman wird nur zur Maskierung jener geheimen amerikanischen Kriegsgesellschaft verwandt, nicht wahr?“

„Selbstverständlich!“ versetzte Mr. Eagleton, „deshalb sollte Wellman auch zum Nordpol. Daß die Europäer diese drei Nordpolreisenden nicht durchschaut haben — das ist einfach zum Schreien komisch.“

Und Mr. Eagleton schrie tatsächlich, daß sich die Kellner entsetzt umblickten. Doch ich winkte ihnen geheimnisvoll zu, und sie hielten sich zurück — in Erwartung eines besseren Trinkgeldes.

„Bitte, fahren Sie fort!“ sagte ich danach.

Und Mr. Eagleton sprach also:

„Die tolle Idee unsrer Kriegsleute ist ja gar nicht zu bezahlen. Da die Nordpolgeschichten heute nicht mehr recht ziehen, beschloß man, Mr. Wellman zur Ozeanfahrt zu überreden. Man wollte durch diesen Unsinn einerseits wieder die Europäer davon überzeugen, daß die Amerikaner eigentlich Idioten sind. Andererseits aber wollte man jetzt ganz bestimmt ein Gelächter — das der Schadenfreude erzeugen. Das gelingt uns. Wellman hat sich leider unter einer schlimmen Bedingung zu diesem Ozean-spaz hergegeben; Wellman hat gesagt: Well! Ich tu, was Ihr wollt. Aber Ihr müßt mir garantieren, daß ein Jahr vor der Kriegserklärung mein Leib- und Magenlied zur Nationalhymne von Pan-Amerika erhoben wird. Das Lied lautet bekanntlich: Wellman, Wellman über Alles — über Alles in der Welt.“

Und Mr. Eagleton sang das letztere mit bröhnender Bassstimme; das ganze Hotel wollte sich halbtot lachen.

Wir aber wußten genug und empfahlen uns bald darauf. Die Sitzung war eine sehr schwere gewesen. Glücklicherweise hatte ich nichts zu bezahlen.

Aber jetzt weiß Europa, was es heißt, wenn die neue panamerikanische Nationalhymne erschallt.

Paul Scheerbart.



Der Hofbadofenbauer.

Im preußischen Staatsanzeiger wurde die Ernennung eines königlichen Hofbadofenbauers bekannt gegeben.

In manche Tiefen einzudringen,
Wird nur dem höchsten Geist gelingen,
Ja, täglich stellt sich dies heraus . . .
Zu den verzwicktesten Problemen,
Bedrät von schweren Theoremen,
Gehört das Hofbadofenhaus.

Badhäuser gibts ja viele, viele;
Allein zu einem höhern Stile
Wuchs keines noch bisher hinan.
Wohl uns, daß endlich ward gefunden
In ganz besondern Gnadenstunden
Für diesen Zweck der rechte Mann.

Ein Hofbadhaus ist unterschieden
Von anderm Badgehäus hntieden,
Daß nur mit tristem Lehm beschmiert.
Es muß antiker Form sich nähern,
Versteckt sein vor profanen Spähern,
Und doch mit höchstem Glanz geziert.

Vor seiner hohen Feuerpforte
Erstrahlen eines Sinnspruchs Worte,
Damit der Zweck ersichtlich sei.
Embleme zieren das Gemäuer,
Und Adlerschwinge ungeheuer
Behüten seine Burgbastei.

Das Innre aber, das versteckte,
Hat der illustre Architekke
Mit edlem Pathos angefüllt;
Es ist von Ebhardts Kunst gedichtet,
Und Statuen stehen aufgerichtet,
Damit der Teig begeistert schwillt . . .

Dies alles schaffte schwer und sauer
Der große Hofbadofenbauer,
Dem nie ein Lieferante glich.
Erschauernd nahm er hin den Titel,
Schafft jetzt im Frack statt Töpferkittel
Und wählt nun nie mehr bürgerlich.

Terentius.



Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usw. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt und ungebender Werte kann nicht erfolgen.

Leo Sternberg: Neue Gedichte. Verlag Cotta (Stuttgart).

Leo Sternberg, der fruchtbare rheinische Dichter, den Kenner längst schätzen, den aber hierzulande noch nicht viele kennen, wohl weil mit Versen allein das dichterische Durchdringen immer eine schwierige und langwierige Sache ist — Leo Sternberg bietet in seinem jüngsten Gedichtband doppelte Gabe. Als Lyriker geht er den lautereren und dankbareren Themen des Erotischen und Sozialen aus dem Wege. Er zeichnet mit Schlichtheit einfache Empfindungen der Hingabe an die Natur, die Kunst, die auserwählte Frau, er sucht die gleiche Schlichtheit zu bewahren, wo er tiefe Gedanken in Lyrik einzubetten strebt. Das gelingt ihm auch immer, nur, scheint mir, manchmal allzu sehr. Auch das Aberschlichte kann sich von Natürlichkeit und Helle entfernen, nicht anders wie das Aberselbstene. Fast mehr noch als der Lyriker, der sich derart gelegentlich um seine Wirkung bringt, ist der Balladendichter Sternberg zu schätzen, den man wenigstens andeutungsweise im gleichen Versband kennen lernt. Stücke wie „Der Liederschreiber“, „Mailcoach“, „Joachim in London“ tragen durchaus balladisches Gepräge. Es ist erstaunlich, welche Kraft und Farbenfülle dem versonnenen Lyriker da zu Gebote stehen. Ich glaube, auf diesem Gebiete leistet er sein Bestes. Ein Vortragsabend, den der Dichter im Laufe des Winters in Berlin zu veranstalten gedenkt, eine Sammlung, die er eben vorbereitet, dürften ihn stärker auf diesem Gebiete hervortreten lassen. Es findet sich dann wohl Gelegenheit, in dieser Zeitschrift ausführlicher von ihm zu reden.

V. Klemperer (Oranienburg).

Georg Hermann: Kubinke. Roman. Verlag von Egon Fleischel & Co. (Berlin). Preis geh. Mk. 4.

Wer in „Kubinke“ eine Verwandtschaft mit dem Jettchen-Gebert-Kreize sucht, auch nur den Schimmer

einer geistigen Verwandtschaft zu finden hofft, wird enttäuscht sein. Dieser neue Hermann liegt auf der Entwicklungslinie, die von seinem frühen Romane „Spielfinder“ ihren Ausgang nimmt. Er gibt ein Lebensbild aus dem modernen Berlin W., durch das Temperament eines Heinrich Zille gesehen, freilich ohne dessen treffende soziale Satire. Es ist wie typisch, so für das Milieu wie das Niveau dieses neuen Hermann: Jettchen Gebert erschien zuerst in der „Vossischen Zeitung“, Kubinke im „Berliner Tageblatt“, besser läßt sich der Gegensatz der beiden Arbeiten gar nicht charakterisieren. Der vom Verlage beigegebene Waschzettel rühmt von diesem „Kubinke“, er beanspruche „einen ganz besonderen Ehrenplatz, auf dem er den unsterblichen Meisterwerken der großen Humoristen vergangener Zeiten Nachbar, Freund und Bruder ist. Aus Frankreich streckt ihm der unvergessliche Verfasser des „Onkel Benjamin“, Claude Tillier, die Hand entgegen, aus England winken ihm Lawrence Sterne und Charles Dickens, aus Rußland Gogol und Gontscharoff, Mark Twain aus dem soeben erst betretenen Schattenreich, und von Deutschlands Asphodeloswiese lächelt ihm wohlwollend und verständnisinnig zu: Jean Paul. Der arme, verschüchterte Barbiergefelle Emil Kubinke aber mit dem Schwung der Seele und dem Hang fürs Höhere, dem seine ‚drei Brauten‘ das Leben so schwer machen, daß er es freiwillig von sich wirft, wird bald schon den im Leben glücklicheren Besitzer von drei Brauten, den Inspektor Bräsig, nicht zu beneiden brauchen um das Schicksal, das jenem zuteil ward und auch ihm beschieden sein wird: Volkstümlichkeit und Unsterblichkeit.“ — Der Verfasser dieses Hymnus hat dem Dichter einen schlechten Dienst erwiesen. Die Vergleichung mit Claude Tillier, Sterne, Dickens, Gogol usw. hält „Kubinke“ nie und nimmer aus; das sind für ihn höchst fatale Maßstäbe, an denen er zum Zwerge schrumpft. Nein, Kubinke ist ein guter Spaß, ein lustiges Buch, stellenweise sogar ein humoristisches Buch — so namentlich in den Episodenfiguren der beiden Löwenbergs, der Portierleute Piefacke und mancher Schilderung, wie der der Ziehleute, dem Leben und Treiben im Tanzlokal am Sonntag — aber nur zu oft hat die Lustigkeit etwas Gemachtes, man merkt

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M.
Einzelnummer 40 Pf.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Kompartimentszeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ·
Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

**Kaiser
Friedrich
Quelle**

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis
Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW.
— Telefon-Amt VI, No. 688. —

Eine ernste Mahnung an alle Amateurphotographen!

Jeder Photographierende muss bedenken, dass die Qualität seiner Bilder von der Qualität der verarbeiteten Papiere abhängig ist, denn mit einem vorzüglichen Papier kann man auch von einer schlechteren Platte noch brauchbare Bilder erzielen, mit einem schlechteren Papier aber nicht einmal von guten Negativen. In der ganzen Welt sind die N. P. G. Papiere als erstklassig bekannt; ihre jahrelange Gleichmässigkeit und Haltbarkeit rechtfertigt diesen guten Ruf und machen es dem gewissenhaften Amateur sozusagen zur Pflicht, diese Marken für seine Arbeiten zu verwenden. Jeder Lichtbildner informiere sich deshalb im eigenen Interesse über die N. P. G. Fabrikate und verlange von der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G., Steglitz 181, kostenfreie Zusendung der Gesamtpreislste nebst Probeheft der Zeitschrift „Das Bild“.

die Mache zu sehr, und das verstimmt. Von Georg Hermann haben wir mehr erwartet und durften wir zweifellos mehr erwarten. Auch stilistisch ist das Buch oft mehr als falopp. Wenn beispielsweise Hermann in der oben erwähnten Sonntagsszene den Lärm der Regelfbahn mit den Worten „grrrrr! krattabum — Bataillon! — die Regelfbahn“ schildert, oder wenn er von dem Klavierspieler sagt, „er wollte noch eben seine Riesenpranke in die Tastatur fallen lassen — so schlägt der Löwe ein Büffelkalb“, so wirkt das das erste Mal recht anschaulich und witzig, wenn es aber mehrfach wiederholt wird, dann ist das nicht mehr anschaulich oder witzig, sondern üble Manier.

Es soll aber nicht verkannt werden, daß „Rubinke“ im übrigen ein in sich geschlossenes Bild Berliner Volkslebens unserer Tage: gibt und so gewissen kulturhistorischen Wert besitzt. Hierin nähert es sich den einstigen Schilderungen Glasbrenners, und ihnen kommt es seiner ganzen Art nach auch am nächsten.
Dr. E. A.

f. Bork: Beiträge zur kaukasischen Sprachwissenschaft. Vorarbeiten zu einem Brahui-Wörterbuch. Verlag von Leopold (Königsberg).

Die Frage ist doch nicht nur une querelle d'Allemand, woran die Wissenschaft so reich ist, seufzend und bedrückt über diesen Reichtum. Es handelt sich immerhin um den Anfang der Weltkultur. Natürlich gab es Leute, wie Wilfer, die die Sumerier zu Uriern stempelten. Ich denke, darüber ist jetzt kein Zweifel mehr, darüber herrscht allgemeine Übereinstimmung, daß an Urier nicht zu denken ist. Hommel plädiert mit vieler Kraft für türkischen Ursprung. Nun gibt es eine Schule Heinrich Winklers in Breslau, die noch andre Ansichten hat. Von den Angehörigen jener epochemachenden Schule nenne ich Hüsing, der auf dem Orientalistenkongreß von Kopenhagen Überraschendes von den Achämeniden zu sagen wußte, und Ferdinand Bork, der eine Arbeit über kaukasische Sprachen und jetzt eine über das Brahui veröffentlicht hat. Bork gelangt zu dem Schlusse, daß das Brahui (in Belutschistan) einerseits auf Drawida, was man schon früher wußte, andererseits auf das alte Elamisch deutet. Nun ist Elamisch, die Sprache von Susa und Luristan, dem Sumerischen eng benachbart.

So beginnt das Geheimnis, das so lange über dem Sumerischen schwebte, sich zu lüften. Ich darf erwidern, daß ich, auf Grund anderer Erwägungen, schon vor Jahren Sumerisch mit Drawida in Beziehung brachte. Ich hielt nachher, daß Hüsing ebenfalls die Drawida als Urbewohner Trans und Süd-Mesopotamiens annimmt. Das Buch von Brunnhofer „Urische Urzeit“ bringt, zum Teil gegen den Willen des Verfassers, neue Stützpunkte für eine dunkle Ursicht. Der Weda spricht von einer üblen Rasse der Kaula im Westen, und die Perfer wissen von einem uralten, verachteten Volke der Kauli. Das sind die schwarzen Kol, die Urbewohner Indiens. Und nach Petrics neuesten Aufstellungen stehen die Sumerier den Kubastämmen nahe. Ähnlich kann man die verachteten Mlencha von Indien bis zum Westeuhratland, die Habbaßi von Indien über Südarabien bis Abessinien (Habesch) verfolgen.
Privatdozent Dr. Wirth.

*) Bern 1910.



Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur an die Redaktion der „Gegenwart“, Berlin W 9., Potsdamer Straße 124, zu senden.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.



Unsrer heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung Theodor Thomas, Leipzig, Königsstraße 3, betr. „Deutsche Naturwissenschaftliche Gesellschaft“ bei, auf welchen wir ganz besonders hinweisen möchten.

Deutsche Kaufleute

lerat fremde Sprachen zu Hause perfekt!
Engl., Franz., Italien., Russisch, Schwedisch, Spanisch usw., durch weltberühmte Selbstunterrichtsbücher. Vorkenntnisse unnötig. Tausende verdanken diesen Büchern ihre Existenz od. bessere Stellung. Verlangen Sie sofort Prospekt gratis. Umfangreicher Probebrief (Lekt. I) gegen 50 Pf. in Marken.
O. Hofmann, Gummla 203, Reuss.

Antiquar. Kat. 34. Philosophie
" " 36. Litteratur
gratis und franco:
J. Krause, Antiquariat, Halle a. S.

Hygienische
Bedarfsartikel. Neuest. Katal. m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
H. Unger, Gemüwaraufabrik
Berlin NW., Friedrichstraße 91/92

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:

Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:

Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.:
Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):

Hôtel und Naturweinkeller „Zur Kanne“. Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:

Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:

Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:

Hôtel Aue, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:

Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Penstion v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:

Hôtel „Schiesen“-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:

Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:

Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:

Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:

Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.
Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.
Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross“. Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:

Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

Die Gegenwart

Nr. 45.

Berlin, den 5. November 1910.

39. Jahrgang
Band 78.

Der einsame Mann am Schreibtisch.

Ser in den letzten Wochen an den verborgenen Sprachrohren gelauscht hat, die von dem Arbeitszimmer des Reichskanzlers ins Land hinausgehen, der muß zu der Überzeugung gekommen sein, daß dort drinnen am Schreibtische ein Mann sitzt, dem die Angst aufzusteigen beginnt vor der unaufhaltsamen Zerrüttung, die unser innerpolitisches Leben befallen hat. Mit innerem Grame hat er zugehört, wie sich das tiefe Zerwürfniß zwischen den Parteien in den vergangenen Sommermonaten, statt sich zu überbrücken, nur immer tiefer festgesetzt hat. In alle Winde hat er die Parole der Sammlung ausgehen lassen. Aber sie begegnet tauben Ohren, wohin sie kommt. Ein bedauerndes oder selbst höhnißches Achselzucken ist die ganze Antwort. Er hat den Konservativen gepredigt, und wenigstens sie schienen willig zu sein; liegt es doch in ihrem Interesse, sich durch harmlose Miene für den Wahltag von Philippi, so gut es denn geht, dem Volke wieder zu empfehlen. Aber sie können das bissige Zucken um den Mund ja doch nicht unterdrücken, wenn Herr Bassermann vorübergeht. Er ist auch beim Zentrum mit seiner Sammlungsidee anscheinend auf Verständnis gestoßen. Indessen, was nützt ihm das? Das Zentrum hat seine Glaub- und Vertrauenswürdigkeit in deutschen Volke so gründlich und unwiederbringlich verwirrschaftet, daß es eher einer Warnung als einem Podruf gleichkommt, wenn es „sammeln“ geht. Die Nationalliberalen sind seine eigentlichen Schmerzenskinder. Wenn wenigstens sie hören wollten, so wäre alles gut. Aber auch da ist die Müß' vergebens. Aus Rassel haben sie ihre Einigkeit nach Haus gebracht und wollen bis zu den Wahlen von keinem Frieden wissen. Auch am Kriege liegt ihnen freilich nichts, indessen, Kämpfen ist Notwehr, in solchen Zeiten, wie wir sie haben. Der Freisinn predigt die offene Aggressive, und die Sozialdemokratie sitzt hohnlachend mit offenen Armen, bereit, die mißratenen Früchte des letzten Jahres samt und sonders sich zugute kommen zu lassen. So tönt es denn dem einsamen Manne am Schreibtisch von allen Seiten zurück: Erzellenz, sie wollen nicht!

Was für Gedanken mag er in sich bewegen? Ob ihm nicht die Idee der Gewalt gekommen ist. „Wie, wenn ich den Mann mit der eisernen Stirn spielte? Konservative und Ultramontane folgen mir mit Begeisterung. Alle Tage könnte ich mich ihnen verschreiben, nie wäre es zu spät, sie nehmen mich mit Jubel auf. Das wäre eine klare Sache. Es wäre die reaktionäre Periode, von der manche Propheten der Vergangenheit prophezeit haben. Sie könnte lange währen, eine feste Mehrheit ist da! Ob sie regiert oder ich, was liegt im Grunde dran? Parteilregierung und Regierungspartei sind eins. Freilich, es wäre der Parlamentarismus, gegen den ich selber mit Menschen- und mit Engelszungen früher gepredigt habe. Aber auch das ist schließlich nebensächlich. Wenns sein muß, mit Gewalt der Waffen, aber halten ließe sich das System auf lange Jahre und Jahrzehnte. — So könnte ich tun, wenn — ja, wenn ich der Mann dazu wäre. Aber mir fehlt die brutale Kraft des Ostelbiertums. Ein Kanzler aus Hohenfinow ist kein Kanzler aus Januschau. Es würde die Sozialdemokratie ungeheuer wachsen in solcher Zeit. All ihre jetzigen Mittläufer und noch Millionen neue würden sich bewußt um die rote Fahne scharen. Kann ich das verantworten? Und wenn ichs könnte, wenn ich selbst die Nerben dazu hätte, mir würde ja doch das Erste und Wichtigste fehlen: die Überzeugung aus innerstem Herzen. Ich bin kein Reaktionsär und auch kein gewissenloser Intrigant. Ich habe ja selber diese unseligen, liberalisierenden, modernen Ideen mit meinem verwünschten Ruf als Philosophen erworben und komme nie im Leben wieder davon frei. Also fort mit diesem Gedankengang“

Eine Welle sitzt er in Trübsinn versunken. Dann beginnt er von neuem: „Wie wäre es mit dem Gegenteil? Mit einer deutlichen Betonung des Liberalen? Wenn ich ihnen morgen eine Erbschaftssteuer verspräche? Oder eine Wahlreform? Und dann den Bülowbl . . . Aber nein, ich vergesse ja, daß der eben hieran kaput gegangen ist. Warnte mich nicht die Kreuzzeitung noch in diesen Tagen vor solchem Rückfall? Und hat nicht auch Herr v. Bayer sein: Nie wieder! gesprochen? Auch würde man mir ja doch nicht glauben, wenn ich etwas versprechen wollte, von

dem sie alle wissen, daß ich es nicht halten kann. Selbst die Nationalliberalen, die nach den fetten Jahren des Blokes sehnsüchtig schreien, würden an ihre Wiederkehr nicht glauben, bis sie die Früchte greifen können, bis beispielsweise die Kreuzzeitung Herrn Wassermann zum Geburtstag gratuliert. So alt aber werde ich nicht. Außerdem das Zentrum! Habe ich, als mein Meister Bülow gegangen war, nicht selber in Tone der Einsicht verkündet: Da seht ihr, eine große Partei läßt sich eben auf die Dauer nicht ausschalten! Ach nein, aber ich lasse mich „ausschalten“, leider, und das wäre der ganze Effekt.“

Wieder eine Weile Schweigen. Dann ein resignierter Schluß: „Also bleibt mir nur wieder mein alter Refrain: Ich muß sammeln gehen. Sammeln mit zärtlichem Flöten, unterstützt durch seitliche Fußtritte. Ich will meine Leute um mich versammeln und also zu ihnen sprechen: Gehet hin in alle Welt und sammelt! Sammelt sie, wo ihr sie findet, auf dem Lande, in der Stadt, auf den Gassen und in den Palästen der Reichen und Mächtigen. Gehet hin nach Baden und zieht mit 10 000 Kaplänen gegen den Großbloß zu Felde. Geht nach Westen und gewinnt das Ohr der großen Industrie, geht nach Osten und verheißt das Himmelreich. Sprecht viel von Ruhe und Nüchternheit und positiver Arbeit. Fußtritte aber gebt nur nach links, denn dort sitzen die Verächter solchen Sammelsuriums, als z. B. der Hansabund, den ich vor einem Jahre als eine segensvolle Gründung begrüßt habe, der aber jetzt, wie ich leider sehe, nicht für mich, sondern für sich selber sammeln geht, eine Schlechtigkeit, die ich ihm nicht zugetraut hätte. Nach rechts hin aber seid sanft und lieblich, und wenn euch ein Ultramontaner begegnet, so zwinkert mit den Augen. Denen aber, die gar nicht hören wollen, ruft: Wehe! Sprecht ihnen von der roten Flut, und wie schon das Ausland auf ihr dräuendes Anschwellen aufmerksam werde. Fragt sie, was man mit 150 Sozialdemokraten im Reichstage anfangen soll“

Hier unterbricht sich der einsame Mann am Schreibtisch und trocknet sich die Stirn. Einhundertundfünfzig Sozialdemokraten! Die Angst steigt ihm auf, wenn er daran denkt. Ja, ist denn gar kein Halten mehr? Er weiß ja selber, daß er keinen Hund vom Ofen lockt mit der händeringenden Warnung vor den Schäden der Kritik und der Unzufriedenheit. Des Vertrauens fehlt, das ist es. Und zerstörtes Vertrauen läßt sich durch Worte nicht wieder aufbauen. Kann er's denn eigentlich dem Hansabund, den Nationalliberalen, den Freisinnigen verdenken, daß sie auf bloßes Zureden hin nicht vergessen können, was geschehen ist? Die unabhängige, vornehme Presse mag über diese Dinge schon gar nichts mehr schreiben, so ekelt ihr davor; aber wenn sie auch nur noch referierend tätig ist, die Parteien müssen

Wahlagitation machen. Wer vermag ihnen das zu verübeln? Und wenn er ihnen dann zuruft: Ihr handelt ja gerade wie jener Junge, der also spricht: Es ist meinem Vater ganz recht, daß mir die Hände frieren; warum kauft er mir keine Handschuhe? —, so entgegnen sie mit Recht: Jawohl, Vater Bethmann, aber Handschuhe besorgt du uns ja doch nicht! Will sagen: Wir wissen sehr wohl, daß die rote Flut auch über uns hingehen wird, aber daran änderst jetzt du mit deiner Sammlungssphraße auch nichts mehr, selbst wenn wir ihr folgen wollten. Im Gegenteil, für uns würde der tatsächliche Verlust nur größer werden, als er schon zu werden droht.

So endet jede Meditation in einem Gefühle tiefen, ernstesten Mißbehagens. Allen sitzt die aufsteigende Angst am Halse, außer denen, die zielbewußt von links zum gewaltsamen Bruche treiben. Denn die haben nichts zu verlieren, sie hoffen alles zu gewinnen. Es gäbe nur eins, was uns helfen könnte, das wäre ein Mann über den Parteien wie Bülow und muskulös wie Bismarck. Der müßte sie alle zusammenreißen, daß ihnen Hören und Sehen verginge und sie aus der Betäubung in einer erst aufgezwungenen, dann freiwillig begeisterten Gefolgschaft erwachten. Wann wir für einen solchen Mann reif werden, läßt sich nicht sagen. Die bloße Sammlungssphraße jedenfalls, die Predigt gegen Kritik und Verstimmung und ein mühsam balancierter Etat als „Programm“ sind nicht seine Waffen. Wenn der einsame Mann am Schreibtisch bei seinen Selbstgesprächen zu dieser Erkenntnis gelangen wollte, es wäre schon das dem Vaterlande zum Heil. Es bliebe dann für ihn die ehrenvolle Aufgabe, auf Biegen oder Brechen, das eigene Ende vor Augen, den Mut seiner innersten Überzeugung zu haben und unter bewußtem Verzicht auf alle nutzlosen Intriguen und zerbrechlichen Leimversuche die tatsächliche Gleichberechtigung des liberalen Willens in seiner Person zu vertreten. Wenn das den Konservativen nicht paßt, so sollten sie gezwungen werden, die Verantwortung nochmals auf sich zu nehmen, und wenn's dem Zentrum nicht paßt, was liegt daran? Wer auf alle Rücksicht nehmen will, kommt zu gar nichts. Auch der leitende Staatsmann aber kann die Verantwortung nicht allein tragen. Er muß sie, wie das jeder muß, im Konfliktfall seinem Gegner zuzuschieben wissen. Also stehe er auf von seinem Schreibtische und sage klipp und klar: Das und das will ich. Wer anders will, kann gehen. Oder aber, ihr müßt über mich hinweg! Es gibt kein andres Mittel zur Heilung des Staatslebens als eine Regierung, die erst in zweiter Linie Intellektualität ist, in erster Linie Charakter.



Portugals Kolonialbesitz.

Von C. v. Böhlerdorff-Kölpin (Regegow).

Bei der Aufmerksamkeit, die Portugal jetzt wieder durch seine Revolution auf sich gelenkt hat, interessiert es, einen Blick auf seinen kolonialen Besitz zu werfen. Unter dem sehr losen, lichten monarchischen Gewande schimmerte schon lange das der Republik hindurch, und so konnte es nicht verwundern, daß beim ersten politischen Windstoß die Monarchie hinweggeweht wurde, und wenn den Depeschen zu trauen ist, so haben sich auch die portugiesischen Kolonien bereits mit der neuen Staatsform einverstanden erklärt.

Die europäischen Mächte haben gegenwärtig mehr Interesse für die portugiesischen Kolonien als für deren Mutterland.

Der heutige, immer noch sehr ausgedehnte und wertvolle portugiesische Kolonialbesitz besteht in Afrika aus: den Kapverdischen Inseln, Portugiesisch-Guinea, St. Thomas, Angola und Mozambik; in Asien, und zwar in Indien, aus: Goa, Damão und Diu und in China aus: Makao, Timor mit Cambing.

Die Organisation der überseeischen Besitzungen Portugals beruht auf dem Dekret vom 1. Dezember 1869, das sie in sechs Provinzen, jede unter einem Gouverneur, einteilt. Die Gouverneure der wichtigeren Kolonialprovinzen haben den Titel eines Generalgouverneurs. Es sind dies die Kapverdischen Inseln, Angola, Mozambik und der Kolonialbesitz Goa usw. in Indien. Die Provinzen sind in Distrikte geteilt, die je einen Untergouverneur zum Verwaltungschef haben. Den Gouverneuren stehen zwei beratende Körperschaften zur Seite — ein Gouvernementsrat und ein Verwaltungstribunal. Seit 1859 sind die portugiesischen Kolonien durch selbstgewählte Abgeordnete in den Cortes in Lissabon vertreten. Wahlberechtigt ist in den Kolonien jeder, der ein Milreis = 4,540 Mark direkte Steuern zahlt.

Einfuhr und Ausfuhr zwischen den Kolonien und dem Mutterlande sind sehr unbedeutend, so daß Portugal heute noch keine Einnahmen aus seinen Kolonien hat. Bei dem sehr ungünstigen Stande der Finanzen kann das Land keine großen Aufwendungen für seinen Kolonialetat machen. Infolgedessen hat Portugal seine Kolonien wirtschaftlich nicht genügend entwickeln können, und deshalb haben diese auch bisher ihrem Mutterlande nichts einbringen können. Bei diesen Verhältnissen und der dem heutigen Portugal noch mehr fehlenden wirtschaftlichen Energie als dem von früher ist es die Frage, ob der Wille des Landes dahin gehen wird, den gesamten kostspieligen Kolonialbesitz weiter zu verwalten, zumal zu erwarten ist, daß sich die Ausgaben für die Kolonien weiter mehren und die Einnahmen aus ihnen sich nicht vergrößern werden. So dürfte es

also nicht als ausgeschlossen gelten, daß sich über den portugiesischen überseeischen Besitz seinerzeit Verhandlungen anbahnen könnten.

Bei der dem Deutschen Reiche notwendigen Politik der offenen Tür wird seitens unsrer Diplomatie heizzeiten weise auszuschaun sein, damit deutschen Interessen nicht wieder Abbruch geschehen kann. Bei Marokko war seinerzeit an für Deutschlands Vertretung maßgebender Stelle und sehr zum Nachteil seiner berechtigten Interessen nicht das richtige Verständnis vorhanden. Um so mehr ist zu wünschen, daß die deutsche Diplomatie nun eine glücklichere Hand zeigt, damit wieder gut gemacht werden kann, was früher versäumt worden: Erklärungen, wie sie damals — es war im April 1904 — im Reichstage abgegeben wurden, nachdem am 14. April das im März 1904 zwischen England und Frankreich bezüglich Marokkos und Ägyptens geschlossene Abkommen bekannt geworden war, dürfen sich nicht wiederholen. Bekanntlich war damals erklärt worden, Deutschland habe keine Interessen an Marokko, und das besagte englisch-französische Abereinkommen freue die deutsche Diplomatie; wären durch dieses doch zwischen England und Frankreich Differenzpunkte beseitigt worden.

Wenn im Verlaufe einiger Zeit vielleicht die portugiesischen überseeischen Besitzungen im Vordergrund politischen Interesses stehen sollten, so erwarten wir, daß sich die deutsche auswärtige Vertretung nicht wieder von den Ereignissen überraschen läßt, sondern weitausschauend diesem weise vorgearbeitet haben wird: Bei dem portugiesisch-asiatischen Kolonialbesitz kann deutscherseits wohl nur, wie sonst bisher überall, allein das Interesse der Politik der offenen Tür in Frage stehen. Hingegen dort, wo in Afrika kolonial-nachbarliche Verhältnisse obwalten, könnten sich möglicherweise einstmals auch für Deutschland territoriale Interessen bieten.



Kunst-Geschäft.

Ratschläge des jungen amerikanischen Klaviervirtuosen James Knod an seinen deutschen Onkel Philipp.

Berlin, im November 1910.

Lieber Onkel!

Wunderst Du in Deinem Briefe — ja, ich glaube gar, Du ärgerst Dich darüber! —, daß ich so schnell in meiner künstlerischen Laufbahn reüssiere, während Du, trotz Deines Alters, nicht recht vom Flecke kommst. Ich rechne es Deinem verärgerten, leicht erregbaren deutschen Künstler-

gemüt an, wenn Du von mir als „doch nur recht mittelmäßigem, kleinem Talent und tüchtigem Spieler, der nicht einmal eine Sonate ordentlich vom Blatt spielen könne“, sprichst. Alltlichen Leuten muß man nichts nachtragen. Statt aller Verteidigung, die zu führen ich in meiner Position längst nicht mehr, und am allerwenigsten Dir gegenüber, nötig habe, will ich lieber Dir unpraktischem, weltunkundigen, deutschen idealen Künstler einige gute Ratschläge erteilen. Befolgst Du sie — und Du kannst es, vielleicht den letzten Rat ausgenommen, wenn Du zu häßlich bist und kein Geld hast —, so wirst Du binnen eines Jahres als allbekanntester und von allen Agenten förmlich umworbener Virtuoso dastehen. Also höre:

Ich nehme an, daß Deine Leistungsfähigkeit nur eine durchaus mittlere ist (brause nicht auf, höre!). Damit, daß Du einen berühmten Lehrer hattest, ist die zweite Bedingung zu Deinem Erfolg erfüllt, die Du natürlich niemals ausgenutzt hast. Denn sonst wärest Du mehr um den Meister gewesen. Du mußt ihm mehr die Notenblätter umwenden und Dich, auch als fertiger Künstler, nicht zu gut halten, einmal das zweite Klavier oder in häuslichen Kammermusiken ein bißchen zweite Geige oder Bratsche mitzuspielen. Empfehlungsschreiben besitzt Du von ihm und seinen Kollegen. Gut. Du hast sie nie genutzt. Noch ist es aber nicht zu spät. Mit ihnen mußt Du, indem Du über Deine Menschenscheu, Deine Angst vor Visiten und Einladungen einen dicken Strich ziehst, Dir die Türen der ersten Häuser Deiner Stadt öffnen. Das geht ungeheuer leicht. Du mußt jede Einladung annehmen, auch wenn nicht viel Geld dabei herauspringt. In Gesellschaften zu gehen, ohne daß Geld dabei herauspringt — so naiv zu sein und das zu tun, darfst Du wohl nicht von Dir erwarten. Für Begleitungen forderst Du da 150—300 Mk., vorausgesetzt warmes Essen, ordentliches Getränk und Garderobefreiheit. Das Vorspielen solo unterliegt Deinem freien Honorarfaß. Fordere hoch. Wähle richtige Stücke, nichts geistig Schwieriges, sondern immer etwas, das nach schwer aussieht, ohne es zu sein, am besten, der anwesenden Damen halber, Chopin oder Liszt. Diese Damen bringst Du leicht auf Deine Seite, indem Du ihnen recht viel vom Meister erzählst und ja nicht vergißt, allershand Umüßantes oder (noch besser!) Vikantes aus seinem ein- oder (noch besser!) auszuhäufigen Leben zu erzählen. Damit machst Du Dich interessant und beliebt zugleich.

Nun zum Konzertieren. Pouffiere Deinen Konzertagenten. Lade ihn oft ein und traktiere ihn gut. Lasse ihn Dich oft hören und von Deinen Gästen bewundern. Pouffiere auch die Kritiker. Vor allen Dingen stelle Dich gut mit dem amerikanischen Vertreter des „Musical Courier“! Bedenke immer, daß heutzutage alles dem Wahrspruche „Eine Hand wäscht die andre“ unterliegt,

daß nichts ohne Gegenleistungen geschieht. Das beherzige, indem Du in Zeitschriften und Zeitungen fleißig inserieren lässest. Dann lobt man Dich wahrscheinlich in den meisten Fällen im Text, während Du sonst Gefahr laufen kannst, dort heruntergemacht zu werden. Inferiere, inferiere, dies sei Ja und Amen Deines Lebensweges!

Noch eine Fülle von Möglichkeiten eröffnet sich Dir, zu Gelde zu kommen. Du kannst in die vielen Systeme moderner Klavierpielapparate „hineinspielen“. Laß Dir die Rolle gehörig bezahlen, denn sie wird ja ein Stück Deiner selbst und bewahrt Deine angeblich große Künstlerschaft noch auf, wenn Du selbst längst in Staub und Asche zerfallen bist. Ich nehme dabei an, daß Du Spezialist bist — denn welcher Mensch kann heutzutage Klassiker, Romantiker oder Moderne gleich gut spielen?! Das wird Dir dabei förderlich sein, und Du kannst als Autorität auf diesem oder jenem Gebiete Deine Preise gewaltig hoch spannen.

Dann kannst Du Flügelankäufe Deiner Schüler als gesuchter Lehrer vermitteln, diese und jene Firma, die Dir umsonst ihre Instrumente in die Wohnung stellt, empfehlen. Dabei setzt es herrliche Prozentchen! Dann wendest Du Dich an kleinere, gute Firmen Deiner Stadt und läßt Dir für den Abend ein paar blaue Lappen für Benutzung ihrer Instrumente zahlen. Mache das nicht zu billig, sie brauchen Dich!

Mache Dich interessant! Immer und immer muß ich Dir das sagen. Entweder sei außerordentlich fromm oder trete aus innerem Drang zu andern Religionen über. Werde ein Sektierer, etwa der Heiligen vom letzten Tage oder der tibetanischen Körneresser. Erwähle Dir eine der zahlreichen modernen Gesundheitslehren, lebe von Obst, von Gemüse, fliehe das Fleisch und den Alkohol. (Das dürfte wirklich gut für Dich sein, namentlich das letzte.) Oder ergib Dich angeblich zeitweiliger Trunksucht, werde also ein „Quartals-trinker“. Oder laß Dich scheinbar von Zeit zu Zeit von höchster Melancholie bis zur geistigen Störung befallen. Dann schließe Dich ein, verrate die äußerste Menschenfurcht und Menschenscheu, oder geh in entlegenste Einöden auf Reisen, schreibe aber Deine Adresse an die Redaktion Deines musikalischen Leibblattes und des „Musical Courier“. Oder verkehre den Tag zur Nacht, die Nacht zum Tag und arbeite, wie Mark Twain, im Bett. Unbedingt notwendig aber ist doch zum wenigsten, daß Du Dir eine gewaltige — ja nicht zu säuberndel — Mähne (so sagt der dumme, deutsche Pöbel) stehen läßt, oder (wenn Du, wie ich fürchte, bereits eine Glaze Dein eigen nennst) eine großmächtige — und ebenfalls ja nicht zu säuberndel — Perücke zulegst. Mit Beidem fällst Du auf, und das mußt Du heutzutage. Du mußt es auf irgendeine Weise erzwingen, daß die Leute über Dich reden. Ob Du etwas leistest,

das kommt, wenigstens bei uns, erst in zweiter Linie. Laß alles, was an Deinem Lebenswandel entfernt nach Sensation ausfieht, durch Deine Freunde und Verehrer den Redaktionen der Zeitungen zukommen. Verweigern sie die Aufnahme — und das werden die anständigen sicherlich tun —, so mache einen neuen Vorstoß und behandle die Sache ebenso geschäftlich, d. h. laß versuchsweise Inserate einrücken. Ohne Anerkennung dieses Grundsatzes von Dienst und Gegendienst kommst Du heute keinen Schritt vorwärts!

Du darfst Dich nie und nirgends an dem Wort „Reklame“ stoßen! Die Kunst ist in ihrer ganzen Organisation, in ihrer „Aufmachung“, wie der Kaufmann sagt, heutzutage wie alles übrige ein Geschäft geworden. Ohne großes Geschrei bleibt selbst das Beste, wenn nicht irgend ein sensationeller Zufall ihm zu Hilfe kommt, wirkungslos liegen. Danach hast Du Dich nun als Komponist wie als ausübender Künstler zu richten.

Deine Kompositionen, lieber Onkel — ich bin auch hierin sehr offen! — taugen nur sehr wenig. Gleichwohl kannst Du viel Geld mit ihnen verdienen und sie häufig gespielt sehen, wenn Du Deine lächerliche und falsche Bescheidenheit über Bord wirfst. Prahle gehörig mit Deiner intimen Freundschaft zu Eurem großen Musikkritiker Scharfmund. Schicke Deine Sachen Euren Konzertagenturen und Dirigenten und nutze, d. h. drohe ihnen mit dieser Freundschaft. Verlaufe kein noch so kleines Stückchen gratis, fordere von Anfang an sehr hoch, dann denken die Musikverleger, daß Deine Sachen bedeutend sein und hoch im Kurse stehen müssen. Vor allen Dingen: stelle allen Dir erreichbaren Künstlern eine gute Kritik Scharfmunds in Aussicht, wenn sie Deine Sachen spielen. Fernerhin: laß Dir Reklame-Broschüren drucken. Es ist unglaublich, daß Du das bis jetzt veräußert, wo jede Novize nach zwei Konzerten mit ihren Kritiken solche Heftchen an Agenturen und Kritiker versendet. Du kannst sie in jeder Ausstattung bis zur hochkünstlerischen haben. Aus den Kritiken ziehst Du das Lob heraus; alles entfernt nach Tadel Schmückende ersetzt Du natürlich durch Vergiß auf der Vorderseite nicht Dein Bild; in möglichst interessanter Pose! Fühlst Du Dich in der stilistischen Abfassung unsicher, so laß Dir von irgendeinem Konzertagenten ein Exemplar seiner Konzert-Ankündigungen kommen. So mußt Du schreiben! Was, glaubst Du wohl, wäre aus E. Jaques-Dalcrozes Reformen musikalischer Erziehung geworden, wenn kluge Geschäftsleute sein System nicht mit den notwendigen Grundlagen von Geschäftsstellen unterlegt und mit einem feingesponnenen Netz der werktätigen Propaganda überspannt hätten? Gar nichts! Schade, daß Dir hier wie bei der Duncan-Schule nicht der für die große Menge immerhin sensationelle und pikante Aufputz einer — nun, sagen wir — ungemein vereinfachten Bekleidung zu Gebote steht.

Vielleicht versuchst Du es aber doch einmal, im Kostüm weiland Maler Dieffenbachs auf dem Podium zu erscheinen? Mit einem Schlage wärst Du ein gemachter Mann! Wenn nicht, dann halte nach dem Muster von Hans v. Bülow, Bachmann oder Josef Weiß doch wenigstens Konzertreden! Dann kommt der dumme Böbel herbeigeströmt, wenn nicht, um Dich spielen, so doch, um Dich reden und — auslachen zu können.

Sei niemals knidrig. Alles macht sich später wieder bezahlt. Versäume niemals, Dir für Dein Konzert einige Lorbeerkränze selbst zu kaufen. Spare kein Porto, wenn Du Dich in Erinnerung bringen kannst. — Alles dies, lieber Onkel, wird Dich, gewissenhaft befolgt, bald zu einem hochangesehenen Künstler und gemachten Mann erheben, der sein überflüssiges Geld dann, um im Beruflichen zu bleiben, in nutzbringendster Weise in Anteilen an großen Fabriken von Klavieren, Klavierspielapparaten und dergleichen, an großen G. m. b. H.s, sofern sie auf das Kunstgeschäft, -gewerbe und dergleichen abzielen, herrlich anlegen kann. Bleibt dies alles aber trotzdem aus — und ich kenne Dich nur zu sehr als unpraktischen deutschen Träumer und Idealisten (ich bin wieder ganz offen!) —, so bleibt nur ein Mittel noch übrig: eine reiche, eine sehr reiche Heirat! Dazu ist kein Mensch zu alt. Willst Du wissen, wie man unfehlbar eine sehr reiche Partie macht, so will ich Dir das später gern verraten, weil Du ja nun einmal mein Onkel bist.

All right, lieber Onkel Philipp!

Dein Nefse

Professor James Knock.

Central Conservatory of Music,
Reno City, Nev. U. S. A.



Die Welt des Kindes.

Von Ernst Schur (Gr. Lichterfelde).

(Ausstellung bei Tietz und im Künstlerhaus zu Berlin „Spielzeug aus eigener Hand“ und „Das Kind in den letzten Jahrhunderten“.)

Es ist kein Zufall, daß sich die Ausstellungen, die sich mit dem Kinde, seiner Erziehung, seinen Spielen und seiner Arbeit beschäftigen, mehren. Es ist nicht nur das Vergnügen an der Welt der Kleinen, das uns hier fesselt. Diese Bestrebungen haben ihren ernstern Hintergrund, es handelt sich um das aufkommende Geschlecht, also um die Zukunft unsrer Kultur, an der wir dadurch mitarbeiten.

Die Beobachtung des Kindes, die Feststellung seiner Entwicklung, seiner Fähigkeiten und seiner Forderungen hat sowohl für die Wissenschaft (die

auf dieser primitiven Stufe ein lebendiges Beweismaterial findet) wie für das Leben (das mit diesem Material für die Zukunft rechnet und mit ihm Kultur vorbereiten kann) seinen Wert. Allenthalben hat daher eine neue Bewegung eingesetzt, die nicht lehrhaft das Kind meistern will. Sie steht ihm ganz anders gegenüber. Sie will das Kind freimachen. So zielt diese Bewegung unter anderm auch darauf ab, die schlummernden Triebe zu schöpferischer Betätigung nicht zu unterdrücken, nicht in ein Schema zu zwingen, sondern zur Entwicklung zu bringen. Es können dabei verschiedene Zwecke verfolgt werden. Besonders wichtig erscheint: Es werden Anhaltspunkte dafür gewonnen, in welcher Weise die Lehrmethode für Kinder einzurichten sei, die den Zögling nicht beenge, sondern seine Kräfte steigern, seine Schaffensfreude wach erhalte. Und in dieser Weise hat man die gewonnenen Erfahrungen schon nutzbar gemacht.

Man muß aber bei diesen Versuchen immer im Auge behalten, daß es weniger darauf ankommt, das Kind zur Kunst zu drillen, sondern ihm den Mut zum Sehen zu geben. Damit nicht ein neues Künstlermaterial gezüchtet wird, sondern ganze Menschen herangebildet werden, die aufrichtig genug sind, ihre Sinne energisch zugebrauchen. Ein tüchtiges Geschlecht, das neue Ideale hat und sie nicht im Stich läßt. Das Instinktive soll wieder gestärkt werden, nachdem das Wissen die Sinne knebelt. Das ist der letzte Sinn dieser Bestrebungen, die nicht darauf abzielen, dem Kind Kunst aufzudrängen, wie man es wohl manchmal oberflächlich formuliert. In dieser Beziehung sind gerade die primitiven, ungeschickten, eigenen Versuche der Kinder wichtiger, als die geschmackvoller, fertiger sich präsentierenden Arbeiten, die oft nur den Lehrer bei der Arbeit zeigen. Die Kraft, die in solchen primitiven Versuchen liegt, wirkt wahrhaft herzerfrischend.

Es stellt sich dabei als Notwendigkeit heraus, daß dem Kinde absolute Freiheit gelassen werden muß. Es darf nicht darauf hingewiesen werden: sieh noch einmal hin, du hast dieß und das vergessen. In dem Auslassen, Vereinfachen liegt ja gerade der Anfang der Kunst. Daß diese Fähigkeit noch nicht sich frei hervorwagt, ist das Produkt unfrer verbildenden Erziehung überhaupt, die eine photographische Richtigkeit dem Bilde vorzieht. Um diesen Erbfehler, den bürokratisch kontrollierenden Verstand aus uns herauszubringen, dazu werden Generationen nötig sein.

Der richtige Geist ist der, daß nicht wir dem Kinde etwas beibringen können, sondern umgekehrt wir vom Kinde lernen müssen. Denn wenn wir aus dem vorher Gesagten die richtige Nutzenwendung ziehen, so ist Künstler nichts andres als ein Mensch, der sich diese natürliche, schöpferische Phantasie trotz allen Zwanges bewahrt hat. Bei Tausenden erfriert der Geist und verknöchert. Bei einem erhält er sich frisch. Kunst ist also nicht

etwas Neues, das mit dem Reifen der Persönlichkeit neu in die Erscheinung tritt, sondern das Erhalten eines ewig gültigen Triebes, so daß wir von diesem Standpunkt aus die Kunst ganz anders einordnen in unsre Kultur.

Das alles hat nun schon bei uns gewirkt, vornehmlich in den Schulen. Denken wir zurück, wie es auf unsern Schulen aussah! Wie so vieles hier im Urge lag und der Reform bedurfte, so namentlich das Zeichnen, das zu einer öden, geistlosen Beschäftigung herabgesunken und ganz in schematische Regeln gezwängt war. Wir denken mit Schaudern an diesen Unterricht zurück. Dringt doch dieser Geist des Bürokratismus bis in die Kunstschulen, wo jetzt noch unter Umständen ein Blatt, ein Kopf, statt nach der Natur, nach Regeln gezeichnet wird, die mit schematischer Genauigkeit ausgerechnet sind, als gäbe es ein Normalblatt, einen Normalkopf. Der schlimme Einfluß dieses Geistes ist in der Kunst zu spüren. Wir sind nicht mehr gewohnt, genau und tief das Besondere in einer Erscheinung zu sehen, und das mit naiver Unbekümmertheit wiederzugeben. Das erscheint uns extravagant, wir hängen immer noch an dem Schema. Die Fremdheit des Publikums der modernen Kunst gegenüber ist auf diesen kunstfeindlichen Unterricht zurückzuführen, und die daraus resultierende Malmanner heißt die akademische.

Die moderne Kunst hat mit diesen Idealen der Schulkunde ausgeräumt. Ein modernes Land, Amerika, hat den neuen Zeichenunterricht längst eingeführt, und die Ausstellung der Schülerleistungen auf der Weltausstellung in St. Louis war eine Mahnung, die nicht ohne Folgen bleiben konnte.

Die moderne Graphik hat von dieser resoluten Anschauung und Gestaltung des Kindes profitiert und mit ihren bunten, großflächigen Farben, ihrer breiten Kontur das moderne Bilderbuch neu geschaffen.

Im Anschluß hieran hat man dem Kind, um seine Gestaltungsfähigkeit zu wecken, Buntpapier in die Hand gegeben. Man sieht hier, wie es lustig darauf loschneidet und zusammenklebt. Durch das Material, das Buntpapier, wird das Kind gezwungen, von allem Detail abzusehen. Es setzt sich so eine eigene, lustige und bunte Welt mit Ausschneidearbeiten in Glanzpapier zusammen. Es lernt das Charakteristische unwillkürlich sehen; es lernt sich an kräftigen Farben erfreuen und schreckt nicht vor einer Buntheit zurück, die aber immer groß und einfach bleibt, nie kleinlich wird. Und indem es genötigt wird, einen Wald, eine Wiese in einer gleichfarbigen Fläche hinzusetzen, ohne Zwischentöne, ohne Schattierungen, wagt es mehr als früher, kommt zu ganz neuen Effekten. Auge und Hand bilden sich so, ohne daß viel Lehrhaftigkeit verschwendet wird, da das Kind selbst seine Freude an diesen Dingen hat. Es lernt Form und Farbe abschätzen und wiedergeben, und

indem das Ausschneiden es zwingt, die Dinge genauer anzusehen und ihr Wesentliches zu erfassen, stärkt sich das Auffassungsvermögen, die Ausdrucksfähigkeit. Während es sonst die Eigenschaften der Dinge nur vorgetragen hörte, wird es hier über alles Doktrinäre hinweg zu dem Wesen der Erscheinungen selbst hingeführt. Diese Vorstellungen haften fester; indem sie zur eigenen Nachgestaltung führen, prägen sie sich von selbst dem Vorstellungsschatz des Kindes dauernd ein. Was selbst erworben ist, haftet. Nicht zu unterschätzen ist, daß die Farbe und der Glanz des Papiers, seine leichte Behandlungsart und die dadurch erlaubte Variabilität der Erscheinungen das Kind anregen, seine Phantasie zu betätigen.

Es lernt den Dingen eine Form geben, wie sie sie vielleicht nicht haben, wie man sie ihnen aber geben muß, damit das, was man von ihnen zur Darstellung bringen will, das Wesentliche, was eben reizt, zum Ausdruck kommt, und daß man, um das zu erreichen, mit Rücksicht auf Mittel und Technik, mit denen man arbeitet, in bestimmter Weise verfahren, vielleicht von der Natur abweichen muß. Kurz, die Grundbegriffe, der Anfang alles Künstlerischen, werden ihm, ohne daß es sich dessen bewußt ist, klar.

Wie reich sich die Phantasie des Kindes betätigt, das erlahm man speziell auf der eigens diesem Zweck dienenden Spielzeug-Ausstellung bei Siez. Diese eigenen Arbeiten der Kinder lehren: Es soll nicht dem Kinde etwas Fertiges geboten werden. Damit ist es schnell am Ende, legt es weg und wendet sich irgendwelchen einfachen Gegenständen zu, die seine Phantasie anregen, bei denen es mitarbeitet. Gerade diese mitschaffende Tätigkeit soll angeregt, genährt werden. Denn es gilt nicht, das Kind zu verblüffen. Schwierige Konstruktionen einer komplizierten Maschine, allzu prunkvoll aufgeputzte Arrangements wecken wohl ein Ah der Bewunderung, aber die Wirkung hält nicht nach. Denn es ist alles in so reichem Maße vorhanden, daß das Kind nichts hinzutun kann. Ganz einfache Stücke sind seine Lieblinge, zu ihnen kehrt es zurück, es legt Gefühl und Seele und Empfinden in sie hinein und belebt die toten Gegenstände.

Das Schöpferische im Kinde tritt überall da zutage, wo man es frei sich selbst überläßt. Es baut sich Dampfschiffe, Autos, Flugapparate; es geht aufs Land und legt sich Bauernhöfe mit allen Tieren an. Häuser errichtet es mit allen Details, die es genau beobachtet hat. Es kleidet Puppen dekorativ an, zeichnet lech nach der Natur mit Hintanlassung vieler Kleinigkeiten, wie wir es nicht wagen, da wir im Bann des Wissens befangen sind.

Kurz, diese kleine, engumschlossene Welt ist reich und im Kleinen ein Abbild des großen Daseins. Es verlohnt einmal einen Blick dahinein zu werfen. Wir merken bald, daß wir nicht nur dem Kinde schenken, sondern daß es uns dies alles

zurückgibt, indem es uns viel von dem zeigt, was wir verloren haben, was aber, in rechtem Sinne gepflegt, zu reicher Saat aufgehen kann. Die beiden erwähnten Ausstellungen geben reiche Gelegenheit hierzu.



Fritz Reuter und Klaus Groth.

Ein Beitrag zum 100. Geburtstag Fr. Reuters.

Von Dr. A. Pieth (Posen).

Su is he hin, de Mann, der so Wele hett lachen maht, dat sie Thranen weenten; nu is he hin, den Weg lant, den Jeder alleen geit, un vun wo he nich wedder kumt. Se hebbt em herut dragen vergangn Mittwochen, stumm un still, den Mann, de der spreken kunn do he leb, as ünner Sunnerdusend nicht Gen; un Wele maht he to ween, do he still sweeg, de mit em lacht hebbt as mit nich Gen.

Se hebbt Fritz Reuter begrabt op den Karthof bi de Wartborg; een vun de grötsten Dichter is hin un singt nie mehr. . . Wer säben Jahr op de Festung sitt in sin besten Jahren, un noch tein achterher Hunger und Kummer litt: datt mutt en Held sin, de denn aewerhaupt den Kopp noch haben hett, — mehr noch as dat wenn he aewer allen Jammer spaßen, aewer den Kummer lachen kann, vergeten was achter em liegt, Arger und Groll affschütteln un Freud an de Welt un Lev gegen Minschen sit be-wahrn, as harr he nix belevt as Günst und Glück. . . Wi hebbt sine Liken ni hatt un kriegt em nich wedder. . . süllst de ol Goethe ward em dar haben de Hand redden, wenn't maegli, un em en Platz neben sit fri maken. . . Newrigens harrn wi uns wul mal haht un wrangelt. Denn it weer toerst untosreden, dat en Man as he blot Anekdoten to'n Spaß vertell, muchen se noch so gut vertellt sin; un it sä em lut „op offenbarliche Strat“, dat he höger langen muß, denn he kunn dat.

Fiting war banni fünsch, un schrew sin „Alle Ramellen“.

Wat denn? Kann man en leben Minschen opwisen, den man an de Knöp kennt as Onkel Präsig? Und wenn he nich mehr utsneden harr as dissen een, man muß doch seggn: Keen harr uns Norddütische so int Hart feken as he. . .

Tu ward se nich ünnergan

de ole frame Red,

oder wenn se't deit ward se er Beste aewerlewert hebbn in de grote Reichschaz. Uwer ol denn noch ward de „Allen Ramellen“ in er Art leht warrn as nu noch de Nibelungen in de ere, un en Nam, nich uttowischen, derwaer: Fritz Reuter.“

Diesen Nachruf widmete Klaus Groth dem großen Entschlafenen in der „Gegenwart“ 1874 (Nr. 30, S. 54). Ich glaubte, einen ausführlichen Auszug aus diesen Abschiedsworten eines ehrlichen Herzens hier geben zu müssen, um den Leser selbst über die Kritik, die Theodor Gädery in den „Fritz Reuter-Studien“ diesem Nachruf angedeihen ließ, urteilen zu lassen.

Es ist bekannt, daß Klaus Groth und Fritz Reuter wegen ihrer divergierenden Ansichten über die Ziele der plattdeutschen Poesie im Jahre 1858 arg aneinander stießen. Groth, der die plattdeutsche Sprache vor allem für edle ernste Stoffe angewandt wissen wollte, griff Reuter ob seiner „Läuschen und Rimels“ und „De Reif“ nach „Belligen“ heftig an. Reuter antwortete sachlich aber sehr scharf. Der Bruch zwischen den beiden großen niederdeutschen Dichtern war damit geschehen.

Doch die Vorhaltungen Groths waren nicht ohne nachhaltige Folgen für Reuter geblieben. Schon im folgenden Jahre in der „Franzosenlid“ und noch mehr im übernächsten (1860) in „Hanne Hütte“ sehen wir die Früchte des Streites.

Klaus Groth hat dann auch sofort den ersten Schritt getan, der die beiden wieder zusammenführen konnte: im Altonaer Merkur (25. Dezember 1859) brachte er eine sehr anerkennende Rezension der „Franzosenlid“, aus der nur folgendes mitgeteilt sei: „Dieser talentvolle Mann hat hier plötzlich seinen Gegenstand gefunden, die Freude des Schaffens selber, mit der diese Erzählung geschrieben sein muß, wird ihm gesagt haben, daß er ihn gefunden . . . daß der rechte Ernst die Folie bildet, daß Würde und Wert der Personen dabei (beim Lachen) nicht untergeht, ist der Unterschied von den früheren Produktionen Fritz Reuters. Bei allem Lachen wird es dem Leser an einer Träne nicht fehlen . . . diese wenigen eiligen Worte sollten nur die Aufforderung sein an alle, die für die plattdeutsche Literatur und ihre Entwicklung Sinn und Herz haben, das Buch zu lesen . . . Im ganzen aber kann ich nicht unterlassen, ihm im Namen aller Plattdeutschen für diese herrliche Gabe den herzlichsten Dank zu sagen und zu wünschen, daß wir noch manche derartige von ihm zu erwarten haben.“

Sind nicht das schon Worte eines ehrlichen Mannes, die um so höher anzuschlagen sind, als sie über einen gefährlichen Konkurrenten gesagt werden?

Hätte nicht schon diese Rezension dem Reuter-Biographen Theodor Gädery die Augen öffnen sollen? Doch nein, selbst von dem oben mitgeteilten Nachrufe urteilt er in den „Fritz Reuter-Studien“, 1890: Reuter hat sich nie auf Annäherungsversuche Groths eingelassen . . . Ja, aus dem Grabe wäre er aufgesprungen, hätt er's vermocht, als Groths Nachruf auf ihn erschien mit all den banalen Phrasen wie „en vun de

grötsten Dichter is hin un singt ni mehr“, „de ol Goethe ward em dar haben en Platz neben fit fri maken“, mit der gar harmlos klingenden und doch sehr anmaßenden Reminiszenz: „Aewrigens harrn wir uns wul mal haft und wrangelt . . . Fiting war bannit fünsch . . .“ „Fiting?“ Ja, „Fittings“ Mund war leider geschlossen, er hätte ihn sonst aufgetan und den Mann gekennzeichnet, der sich jetzt als Freund und Förderer des Entschlafenen dem deutschen Volke vorzustellen wagte . . .“

Ob der Mund des friedliebenden großzügigen Dichters, dessen Charakterbild in diesen Auslassungen so getrübt wird, nicht vielmehr diesen kleinlichen Biographen gekennzeichnet hätte, der da glaubte, seinem Helden ein neues Ruhmesblatt in seinen Kranz zu flechten, indem er ihn als starrköpfig und eigensinnig hinstellte?

Doch diese Anhaltspunkte einer Versöhnung zwischen Reuter und Klaus Groth werden zu sicheren Beweisen durch den Briefwechsel beider Männer mit Eduard Hobein, den Wilhelm Meyer-Göttingen 1909 im Weidmannschen Verlage hat erscheinen lassen.*)

Da lesen wir im dritten der mitgeteilten Reuterschen Briefe vom 24. Januar 1861: „Klaus Groth hat sich in der Beurteilung von „Hanne Hütte“ wieder sehr freundlich gezeigt — mehr als ich in meiner Autoreneitelkeit selbst erwarten konnte . . . Aber eines tut mir an Groth aufrichtig leid, daß er sich ganz auf den kritischen „Jücißtock“ . . . zu werfen scheint und nicht mehr produziert. Was hilft uns bei unsern schwachen Anfängen alle Kritik, wir müssen etwas geben und er kann's doch!“

Das einzige, in dem die beiden längst Ausgesöhnten noch nicht völlig eines Sinnes waren, war die Orthographie. Klaus Groth hatte hierüber im Altonaer Merkur am 4. November 1860 einen Aufsatz erscheinen lassen: „Ein Wort über Orthographie, zur Verständigung über die plattdeutsche“; im Hinblick auf diesen Artikel schreibt er vorher an Hobein in dem Briefe vom 1. November 1860: „Nun wäre es gewiß hochwichtig, wenn wir uns in der Rechtschreibung etwas mehr einigten, wir müßten wenigstens zusammenhalten. Also ziehen Sie da nur Fritz Reuter erst einmal herüber, so weit Sie können. Ich habe da einen kleinen Aufsatz im Alt. Mercur deswegen geschrieben, den ich Ihnen Sonntag zuschicken lasse, auch Reuter . . . Sie können Reuter von mir alles Gute sagen . . .“

Daß Klaus Groth bei dem nun beigelegten Streite hämische Absichten gehabt und nachher eine kriecherische Annäherung gesucht habe, das glaubt wohl hiernach niemand, auch Herr Gädery nicht mehr.

Der von Wilhelm Meyer mitgeteilte erste

*) Briefe von Fritz Reuter, Klaus Groth und Brindmann an Ed. Hobein, veröffentlicht von Wilh. Meyer aus Speyer. Berlin, Weidmann 1909.

Brief Groth's an Hobein bringt einen neuen Beweis dafür, daß nur heilige Liebe zur großen Aufgabe ihm in dem Streite die Feder geführt hatte: „Nicht als ob ich so ein Meister wäre!“ sagt er da von sich als Rezensenten, „Nein, aber weil ich so Freund bin jeder Regung für die heilige Sache. Es geht ja wirklich ein Stück Volksseele unter, unwiederbringlich, wenn das Plattdeutsche verschwindet . . . Ich schrieb meine Briefe in dem Ton, weil ich einmal großes Geschick auffahren mußte gegen das tägliche Geschwätz aller hiesigen Blätter über Plattdeutsch, plattdeutsche Poesie, plattdeutsche Orthographie usw. auf die Gefahr hin, daß man nun mich klopfen würde statt der Sprache. Der Zweck ist erreicht. Lassen Sie uns jetzt nur ja fest zusammenhalten, erst einmal auch in der Schreibung. Können Sie nicht Fritz Reuter herüberziehen helfen?“

Reuter hat nicht die Taktik seines Biographen Gädertz eingeschlagen, der, wie Wilh. Meyer klarlegt, nach einem Briefe von Klaus Groth vom Jahre 1898, auf die Weigerung Groth's, Gädertz's Gedichtsammlung bekannt zu machen, von Stund an Klaus Groth heftig befehdete!

Diese Voreingenommenheit gegen Groth und die damit verbundene Verzeichnung des Charakterbildes Fritz Reuters ging sogar soweit, daß Gädertz, selbst, als er den vollkommensten Beweis für die Versöhnung zwischen den beiden Dichtern in Händen hatte, die hierauf bezügliche Stelle des Briefes Fritz Reuters an Hobein vom Anfang November 1860 in seiner Mitteilung des Briefes im 3. Teile von „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen“ unterschlagen und durch ersetzt hat.

Diese Stelle des Briefes aber lautet: „Mit wirklichem Vergnügen vernehme ich durch Ihre Güte, daß Groth an eine Ausöhnung denkt; wer mich irgendwie genauer kennt, der weiß, daß ich gerne mit aller Welt in Frieden lebe und keinen Groll nachtrage. Hat Groth mich einmal, wie ich gestehen muß, nach meiner auch noch bestehenden Ansicht, ungerechterweise tief verletzt, so hat er später sich in so freundlicher Weise gezeigt, daß ich vollständig ausgeföhnt bin. Nur eine Bitte habe ich bei einem etwa mit der Zeit eintretenden Verkehr: auf den Grund der Zerwürfnisse darf nicht zurückgegangen werden, er sei nicht allein vergeben, sondern auch vergessen.“

Daß Theodor Gädertz trotz der Kenntnisnahme dieses Briefes und dem ausdrücklichen Hinweis auf den Widerspruch durch Wilhelm Meyer (1909) bisher seine zum mindesten „irrig“ Behauptung — wie es seine Pflicht war — öffentlich widerrufen hat, ist mir nicht bekannt. Wir aber wollen uns freuen, daß wir diesen Flecken auf dem leuchtenden Bilde Fritz Reuters im 100. Geburtsjahre des Dichters geschwunden sehen. Nachdem der Streit zwischen den beiden

Dichtern beigelegt war, konnte man auch dem lange gehegten Wunsche näher treten, einen Kongreß plattdeutscher Dichter zu berufen; Klaus Groth spricht hiervon in Briefe vom 8. Dezember 1860. Hobein wollte die Zusammenkunft veranlassen; auch Reuter war nicht abgeneigt, ohne sich jedoch allzuviel Erfolg von dem ganzen zu versprechen, doch fügt er hinzu (Nov. 1860): „Ich werde mich aber so einzurichten suchen, daß ich rechtzeitig zu diesem plattdeutschen Areopag eintreffe. Fordern Sie indessen ja John Brinckmann dazu auf; er ist ein sehr braver und tüchtiger Mann, den ich dort nicht missen möchte.“

Daß sich Reuter nicht allzu große Hoffnungen auf den Erfolg dieses Kongresses machte, lag zum guten Teil wohl darin gegründet, daß ihm die Fähigkeit keineswegs unbekannt war, mit der Klaus Groth die von ihm aufgestellte und für die einzig richtig gehaltene Orthographie bei allen plattdeutschen Schriftstellern durchzudrücken geneigt war. Dazu kam die einseitige Ansicht Groth's über die Stoffe, die in niederdeutschen Schriften behandelt werden sollten.

Sein Quickborn gibt von Groth's ganzer Richtung sprechenden Ausdruck. „Meine Muttersprache ist mein Heiligtum“, schreibt er im Briefe an Hobein vom 1. November 1860, „Sie können mir ihr Lob nicht laut genug singen, ich stimme immer ein . . . Fürs Plattdeutsche handelt es sich zunächst darum, den Adel der Sprache, die Noblesse zu retten. Darauf steuere ich immer los, alles andre ist klar von selbst. Ich habe sogar deshalb meine Neigung zum Grobkornischen unterdrückt und im Quickborn weniger davon gegeben, als ich möchte.“ Von seinem edlen Stolze auf seinen Heimatdialekt und sein Volk zeugt die Fortsetzung dieses Briefes, in der er schreibt: „Ich bin fest überzeugt, daß der eigentliche Sprachleib des Plattdeutschen durchaus schöner ist als der der Hochdeutschen, das Hochdeutsche ist geboren in Schlessien, gesäugt in Sachsen: wo ist da Mark und Blut des echten Germanen? Ja, hätten wir Luthers Sprach erhalten! „Männer“, sagte mir der alte Arndt in Bonn, „Männer suchen Sie hier? Gehen Sie! Hier gibts nur Philister! Dann gehen Sie nur wieder an Ihre See, wo die Wellen anbrausen, dort gibts Männer!“

Bei aller dieser großzügigen Begeisterung aber konnte Klaus Groth über seine einseitigen orthographischen Pläne nicht hinweg, zu denen er Fritz Reuter mit Hobein's Hilfe, jedoch ohne Erfolg, herüberziehen hoffte. Ein gut Teil mag hier auch wohl seine Eitelkeit im Spiele gewesen sein, die ihm die Führerrolle im Kreise der niederdeutschen Dichter im Geheimen in Aussicht stellte.

Die lebhafteste Zustimmung und das allgemeine Lob, das seine Schriften überall fanden, lassen diese Eitelkeit erklärlich erscheinen, hat man ihn doch auch in den Niederlanden bei seinem dortigen Aufenthalt als niederdeutschen Dichter gefeiert.

Auch dort konnte er seine orthographischen Wünsche nicht ganz unterdrücken. Einen wirklichen Erfolg jedoch hat er auf diesem Gebiete in der Tat niemals erzielt, zumal da er Fritz Reuter für seinen Plan nicht gewinnen konnte.

Das Verhältnis zwischen beiden ist aber durch die ablehnende Haltung Fritz Reuters nicht getrübt worden. Am besten zeigt sich dies eben in dem herzlichen Nachrufe, den Klaus Groth dem Verstorbenen gewidmet hat; stets werden seine Worte uns aus dem Herzen gesprochen sein:

„Keen harr uns Norddütche so int Hart
lesen as he!“

Eine harte Schule aber mußte Fritz Reuter durchlaufen, bis er die Kenntnis der Menschen und des Menschen gesammelt hatte, die ihn befähigte, die lebenswahren Gestalten zu schaffen, die uns auf Schritt und Tritt in seinen Werken begegnen.

Gerade den kleinen Mann hat er in seiner Tätigkeit, in seinem Denken und Fühlen belauscht, seine kleinen Sorgen und sein Trachten ihm aus der Seele gelesen und Tausenden ihre Arbeit, in deren einförmigem Rahmen sie zu verzagen drohten, verklärt.

Nicht zuletzt seine „Läuschen und Rimelz“, die Klaus Groth verwarf, haben zu dieser Popularität des Dichters nicht geringen Teil beigetragen. Der unbezwingliche Humor, der das herzbefreiende Lachen auslöst, hat ihm im Sturme die Herzen gewonnen.



Gedanken über Leo Tolstoj.

Von Richard Schaukal (Wien).

Je sens si bien la vanité de
presque tout, je trouve si
bien le vide dans presque tout.
(Oeuvres du Prince de
Ligne, 1860, Tome II.)

Wenn unter den Zeitgenossen jemandem das Attribut „groß“ gebührt, ist dies der Graf Tolstoj. Das Größte aber an dieser heute schon historischen Gestalt scheint mir die Freiheit unbefangener Selbstbesinnung.

Vielen dünkt es ein unüberwindliches Argerniß, daß ein so wundervoller Künstler sich mit heftigen Scheltworten an der Kunst versündigt habe. Mir will es als ein besonders verehrungswürdiges Zeichen gelten dafür, daß der Einzige auch hierin weiter gelangt ist als sonst „Künstler“. Je höher einer nämlich im Gipfelgebiete der Kunst geflügelt ist, um so grausamer wird mit ihrer Klarheit seine Kunstinsicht. Weil er die Kunst als einen der drei großen Spiegel des Ewigen (Religion, Philosophie, Kunst) verehrt, hat er des

trüben Verliebtseins sich entschlagen. Kunststürtele in den Niederungen der sogenannten Ästhetik sind ihm belanglos geworden. Belanglos im Grund ist ihm aber auch jede vergleichsweise noch so bedeutende Äußerung des künstlerischen Vermögens. Da er mit demütig-stolzen Blicken das Ewige schaut, enträt er leicht des immerhin täuschenden Spiegels. Und wenn er selbst, wie der einsame Greis, den mit großem Schwall die „Kulturwelt“ feiert, sich einen großen Künstler darf nennen hören, weiß er, daß alle die Mühe und Erfolge des Künstler-Menschen auslöschen vor dem neuen Strahlenglanze des Ewigkeiten.

Die große Kunst ist ein Absolutum. Es gibt nur eine Kunst. Der wahrhaftige Künstler kennt keinen Zweifel daran, was Kunst sei. Aber es gibt ein Mehr als die höchste Stufe der künstlerischen Erkenntnis. Es ist die Erfahrung, daß auch Kunst noch ein Behelf, nur ein Spiegel sei. Und vor der Frage: „Was ist nötig?“ verhüllt sich der leuchtende Spiegel. Nötig ist tiefste Selbstbestimmung, das ist völliges Entsagen. Selbst die geistigsten Genüsse sind noch Befangenheit. Erst jenseits der letzten, feinsten, reinsten Genüsse beginnt die Wahrheit. Zu sich selbst gelangen, heißt, von einem „andern“ Gesichtswinkel aus betrachten, aus sich selbst hinwegkommen. Und umgekehrt: Frei ist nur der sich seiner selbst Entäußernde. Und mit seinem Selbst gibt er alle Erkenntnisse daran, die ihm gestern, einst, damals etwas bedeutet hatten.

Soweit ist Tolstoj, der Große, gelangt, mit Bewußtsein, nicht traumhaft, nicht ekstatisch wie die Mystiker. Und darum dünkt seine Ablehnung der Kunst mir ein verehrungswürdiges Zeichen. Der größte Künstler hat konsequenterweise zur Überzeugung gelangen müssen, daß es besser sei, nicht zu schaffen, weil auch das Vollkommenste unzulänglich ist. Tolstoj hatte Vollkommenes geschaffen. In der Geschichte der Kunst steht er als ein Gigant da. Aber er ist darüber hinweggelangt, und heute schreibt er nur mehr, sich zu Zwecken außerhalb der Kunst herablassend. Die Kunst „an sich“ ist seiner gereinigten Einsicht nicht mehr genug. Er hat sie in die Reihe der andern Stiziere verwiesen, die er nicht mehr als Monomane genießt. Diese „unkünstlerische“ Tendenz der neueren Schriften des alten Grafen Tolstoj ist kein „Rückschritt“, sondern ein Weitergelangtsein. Er liebt heute nicht mehr bloß die Kunst, seine heiße, seine gewaltige Seele gehört der Welt, in einem andern Sinne freilich als die meinen, die ihn vom Standpunkt der Kulturwelt aus preisen.

Tolstoj ist ein Feind der sogenannten Kulturwerte. Er hat sie alle horchend geprüft, und alle haben ihm hohl geklungen. Es hat für ihn kein Innehalten gegeben auf diesem Wege zu einem wenn ich so sagen darf: ethischen Mystizismus, kein Kompromiß mit irgendeiner noch so lodenden Tatsache der Geschichte. Mitten im Hasten der

Befangenen steht dieser völlig „Voraussetzungslose“ und möchte den irren Drang aufhalten. Aber er wirkt nur als ein Fels in den Wogen. Dampfe Brandung: das ist alles. Wie die Insekten etwa, stellt sich ihnen der Riesenfuß des Menschen entgegen, wimmelnd an das Hindernis geraten, einfach einen Umweg machen und die Tatsache dieses stummen Entgegenseins ohne weitere „Erwägung“ in ihre instinktive Geschäftigkeit aufnehmen, so sind Tolstoj und die Reaktion gegen seine Persönlichkeit in unserer Zeit zu begreifen. Man betrachtet ihn als ein Phänomen, das zu imposant ist, um lächerlich zu wirken. Aber der „Instinkt“ der Geschäftigen lehnt ihn ab, brandet an ihm vorbei. Man hat keine Neigung zum Neinsagen. Die augenschließenden Bejaher wie Ellen Key feiert man. Freilich geht diese Begeisterung nicht allzu tief. Man liebt eben gelegentlich Orgien des Sanguinismus. Wir leben ja im kleinen Zeitalter der Kongresse und Kommerse. Wir feiern uns Armselige jeden Augenblick. Tolstoj aber verdammt selbst wahre Menschengröße. Denn er lebt schon hinieden im Anschauen des Ewigen.*)



Balzac.

Zu Robins siebzigstem Geburtstag.

Von Paul Friedrich (Berlin).

Erwach ich? Ist es Wirklichkeit? Ist's Traum?
Bestimme dich: Dies Alles sahst du einst,
Doch anders, größer. Ist's dasselbe noch?
Dies graue Duster, stygisch-schattenschwer
Von unsichtbaren Händen hingeschaffen
In blinder Laune, nennt sich Wirklichkeit?
Das ist der schlechte Abdruck — jener Welt,
Die ich erschuf, in der ich ruhelos
Nach Gründen grub, dem emsigen Maulwurf gleich.
Hätt ich umsonst am Seile meines Willens
Dies Labyrinth durchschürft? Wäre sein Sinn
Am Ende bei dem Schein der kleinen Lampe
Mir doch entschlüpft? Und all mein Fieberfleiß
Umsonst und nur ein Spul der Phantasie?
Und dies „das Leben“?
Hätt ich zu wachen nur geglaubt, da ich
Dem Schöpfer aus der Hand den Meißel riß,
Um mir aus Trümmern eine Welt zu baun,
Wo Tier und Gott sich gatten und der Mensch
Sich selbst betrügt, von Trieb und Wahn besessen?
Nein, nein, dies ist nur Schein, es ist nur Spiel
Von Masken, die in meinem Hirne leben —
Die andre Welt ist wahr, die ich erschuf,
Und diese nur ein ungeheurer Traum.



*) Dieser vorher noch nicht gedruckte Aufsatz wurde dem jüngst erschienenen Werke Schautals „Von unsichtbaren Königreiche“ (Verlag von Georg Müller, München) entnommen.

Die Tapifferie von Bayeux.

1082.

Von Leo Sternberg.

„Seit sechzehn Jahren webe ich
die flandrische Tapete dir;
komm her, Gemahl, und setze dich
und einmal noch erzähle mir,
was du mir heldisch oft erzählst,
— was nun hier eingewoben ist, —
damit ich sehe, was noch fehlt,
und keiner dein Verdienst vergift:
Wie war es doch, als Hildebrand
aus Rom dir Petrus' heiliges Haar
und das Erlöserkreuz gesandt
nach Hastings? . . . Sage, wie es war!“

„Matilda, meine Königin,
du stichst mir nichts von Rom hinein!
Wenn Rom was schenkt, sucht Rom Gewinn;
was ich erobert, glaubt es sein.
Nie sei vergessen, wie der Papst
den Bannfluch über uns verhängt,
weil du mir deine Liebe gabst
und weil ich dir mein Herz geschenkt!
Und webst du auch schon sechzehn Jahr
an der Erobrung Stiderei —
daß ichs erobert, ist nicht wahr!
und Gott weiß, ob es jemals sei.
Vielleicht — wie sich dein Teppich nie
vollendet — kommt es nie zustand;
hier gilt es: Siegt die Normandie,
oder siegt Rom über Engelland!“

„Und webte Tag und Nacht ich jezt
und webte mir die Augen blind
und alle Finger wund zulezt —
Matilda schliefst, was sie beginnt!
Und wenn es fertig vor dich tritt
vollbringst auch du's, denselben Tag!
Wir hielten immer gleichen Schritt —
Gib mir die Hand und sei nicht zag!“

Und wie dem treuen Kamerad
er in die Hand Vertrauen schwört,
Da stürmt's herein: „Herr, der Prälat
von Bayeux hat sich dir empört!
Er preßt und brandschatzt Hof und Haus,
und sein Geschwader liegt bereit;
es heißt vom Papste geht es aus“

— „Wo steht er?“ —
„Auf der Insel Wight“

— „Ihn fangen!“ —
„Er ist heilig, Herr
Legat vom heiligen römischen Stuhl!“
— „Was ist er? Judas! Lucifer!
Und schwärzer, als der Höllenspfuhl!
Mit meinen eigenen Händen denn
will ich ihn greifen, den Bandit!
Fort! Lanfranc, Montgomery, Warenne,
Fitz-Osbern, Clare gehen mit!“

Ein jeder weiß, wie Wilhelm ritt:
Hei, Val-es-dunee und Ely-Sumpfi!
Drei Pferde fielen, als er stritt,
bei Hastings unter seinem Rumpfi;
New-Forest, wenn er jagt — du denkst,
hinfegt des Wodan wilder Spuf!
Mehr kaufte sein Bretagnerhengst
den Hügel auf nach Carisbrooke!

Auf reißt die Tür der Aula er:
Richtig! Der Bischof von Bayeux!
Der König bebt — ein Blickstrahl der
von seinem Armstuhl in die Höh,
im Nu die Mitra auf dem Kopf,
den Krummstab vor sich in der Hand.
„Herab den Hut oder dein Schopf
fliegt samt der Mitra an die Wand!“

Es war kein Ruf, es war kein Schrei —
so pläzen Donnerschläge auf;
und das gezogne Schwert dabei,
und atemlose Stille drauf!
Und langsam, zögernd, ohne Wort
gibt der Veräter Hut und Stab
zurück und folgend fort und fort
sinkt auch des Königs Schwert herab.

„Des Wildes Vater nennt man mich;
des Volkes Vater bin ich auch!
Soll ich — ein deutscher Heinerich —
vor Pfaffen liegen auf dem Bauch?
Ich nehme dich als Graf von Kent
und meinen Lehensmann in Haft!
Ich führe hier das Regiment,
nicht Rom und römische Priesterschaft!
Ich weiche nicht aus Carisbrooke,
bis hier — vor meinen Augen — Lehn
und Bistum in dem Domesdaybook
als Staatsgut umgeschrieben stehn!“
Da langten auch die Herren an.
„Ich glaube, Herrn, der Krieg ist aus;
was ihr mir solltet, ist getan.
Ihr seid entlassen, geht nach Haus.“

— Drei Tage waren's oder vier,
Da folgte König Wilhelm nach.
Er landete, bestieg das Tier
und ritt nicht schnell und sann und sprach:
„Mir ist es, wie vor sechzehn Jahr,
als ich den Fuß aufs Land gesetzt!
Ich träume wohl? Oder ist es wahr?
Und rückt das Damals in das Jetzt?“

Bis er im Towerschloffe stand —
Da wußte er, es war kein Traum.
Matilda führte an der Hand
ihn wandentlang rings um den Raum;
das fertige Flandernwerk, von Wand
zu Wand sich spannend, zeigte sie:
Die Einnahme von Engelland
durch Wilhelm von der Normandie.

Lanx satira aus Bayern.

Sriedrich v. Genz, der Macchiavelli der hl. Allianz, sagte einmal (1797) in seinem „Gedtschreiben“ sehr richtig: „Nichts seht die äußere Würde, mithin die Selbstschätzung und zuletzt das innere Vermögen eines Staates tiefer herab, als ein unaufförlliches Schwanken zwischen entgegengesetzten Systemen oder, was schmälicher als alles ist, der gänzliche Mangel eines Systems.“ Die Charakteristik trifft zurzeit unsre bayrische Regierung, die seit langem nicht mehr regiert, sondern regiert wird von den Parteien, die, wie Bismarck sagt, der „Verderb unsrer Verfassung und der Verderb unsrer Zukunft“ sind. Ein Schulbeispiel aus der jüngsten Zeit gibt einen prächtigen Scheinwerfer unsrer Regierungsweise ab.

Unter den bayrischen Ministern hat der Verkehrsleiter, Herr v. Fraundorfer, den Haß des Zentrums auf sich geladen. Das kam so. Das Zentrum liebt die großen Massen, die sich im „Volke“ aus den Landleuten, im Beamtenkörper aus den „Eisenbahnern und Postlern“ zusammensetzen. Dort ist das „Volk“ in den unzähligen Wählerbewahranstalten, d. h. katholischen Vereinen, hier in dem „Bayr. Eisenbahnerverband“ vereinigt, der die größte Wählermasse der bayrischen Staatsdiener vorstellt. Nun aber macht dieser Zentrumszunft der „süddeutsche Eisenbahnerverband“ scharfe Konkurrenz, der, wenn auch nicht offiziell sozialdemokratisch, so doch weder ultramontanen noch liberal-konservativen Grundsätzen huldigt. Dieser unlautere Stimmenwettbewerb geht den Vize-domini von Bayern schon längst auf die Nerven. Schon in der verlossenen Landtagsession wollten sie durch einen eigenen, auf den süddeutschen Verband gemünzten Antrag den Gegner mit einem Schlag vernichten; aber der Minister „Heinrich“ mochte justament bei dieser Strangulation nicht behilflich sein. Warum? wissen die Götter. Nun schrien die Zentrumsblätter Zeter und Mordio, der Reichsrat v. Soden setzte dem stüzigen Minister in der Ersten Kammer ganz grimmig zu. Seitdem werden alle Monate Sturmzüge gegen den Verhafteten unternommen, in allen Zentrumslagern werden die Dolche gewetzt und die Leihengefänge auf den Hingang des Anwürdigten eingeübt, der das Sprüchlein Hebbels nicht beherzigte: „Willst du menschlich mit Menschen in Städten der Menschen verkehren,

Stelle die Uhr nach dem (Zentrums-) Turm, nicht nach der Sonne, mein Freund!“

Neuerdings wird nun wiederum in allen ultramontanen Blättern gegen Fraundorfer Sturm geblasen, weil er in Weiden ein paar Agitatoren des süddeutschen Eisenbahnerverbandes, welche von der Direktion Regensburg strafverjert worden waren, justament begnadigte, und zwar auf die Fürsprache des tgl. bayrischen Eisenbahners und sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten Kofshaupter. Was erwidert nun der angegriffene Minister offiziös? „Namens der bestrafte Arbeiter sprach ein Landtagsabgeordneter beim tgl. Staatsministerium vor, das dessen Darlegungen ebenso entgegennahm, wie die Ausführungen anderer Abgeordneter, die bei Maßregelung anderer Art erschienen waren, im Verkehrsministerium Gehör gefunden hatten.“ Eine hochinteressante Darlegung! Nur damit entschuldigt sich der Minister, daß doch, was dem Zentrum recht sei, auch den Sozialdemokraten lieb sein müsse. Man findet bereits gar nichts Anstößiges mehr dahinter, daß Abgeordnete sich in Angelegenheiten mischen, die sie verfassungsmäßig gar nichts angehen; daß Verwaltungsmaßregeln durch das Veto der angerufenen Volkskribunen annulliert werden, daß das Parlament regiert. Es ist ja bei uns den Kundigen kein Geheimnis, daß die Landtagsdeputati jahrein, jahraus in den Ministerien und bei den Referenten herumerschleichen, um hier eine Person zu protegieren, dort eine Vergünstigung herauszupressen, dort ein Richtungsinteresse durchzubrüden. Man weiß,

daß Abgeordnete Verfügungen der Unterbehörden durch die oberen Instanzen kassieren lassen, daß Abgeordnete Gutachten der Fachbeamten unter den Tisch wischen, daß mit Vergnügen Untergebene bei ihnen sich mit Glück beschweren. Während die Vertreter der Beamtenvereinigungen mit abgemessener Unnahbarkeit empfangen werden, genießt der nächstbeste Bauerndeputatus in den Ministerien die entgegenkommendste Liebenswürdigkeit und dringende Arbeiten werden ihm zuliebe verschoben. Wahrlich, man scheint sich über dieses Ausbreiten eines verfassungswidrigen Parlamentarismus nicht im Klaren zu sein. Selbstverständlich wächst der Einfluß der Abgeordneten täglich mehr, je geringer der Widerstand der leitenden Kreise ist. Und doch sollten all die Mitregenten kurzerhand an ihre Rechte erinnert werden und all die Hintertreppenpolitiker in ihre Schranken zurückverwiesen werden. Aber da käme vielleicht die „Volksseele“ ins Kochen und die tgl. bairische Gemüthlichkeit ins Wanfen!

Daß der Putsch in Portugal, bei dem König Manuel wie weiland die Jungfrau von Orleans sprechen konnte:

„Nimm, ich kann sie nicht verdienen,

Deine Krone, nimm sie hin“,

angesichts der kommenden Reichstagswahlen von Zentrum und Konservativen ausgeschlachtet werde, um die Regierenden daran zu erinnern, wie gefährdet die Fürstentronen seien, die sich nicht auf Junker und Klerik stützten, war zu erwarten. Besonders bei uns zu Land, wo die Bevölkerung im ganzen monarchisch bis in die Knochen und Chopenhauer's Diktum: „Die monarchische Regierungsform ist die dem Menschen natürliche“ fast jedem aus der Seele geschrieen ist, weiß die Zentrums- und Freidenker warm zu machen, die Spießbürger durch Ausmalen der handgreiflichen Folgen der Religionslosigkeit und des „Liberalismus“ zu erschrecken und die Weisheit zu predigen, daß nur das Zusammenhalten der staats-erhaltenden Parteien vor Revolutionen bewahren könne. Also wähle man nur einen Zentrumsman; denn das Zentrum ist die einzige Stütze von Thron und Altar. Das kann auch den Regierenden nicht oft genug in die Ohren geschrien werden, damit sie die Feinde der Religion, die Liberalen, Freimaurer, Anarchisten, Modernisten, Freidenker usw. unterdrücken. Im Hinblick auf eine Freidenkerversammlung in München, in der nicht ernst genommene Schreihälse ihre unverbauten Sprüche vom Stapel ließen und die Revolution in Portugal in hohen Tönen priesen, ruft die „Mugsburger Postzeitung“ (Nr. 231) heiligen Eifers aus: „Wenn den Dingen so wie bisher freier Lauf gelassen wird, dann kann man München mit tödlicher Sicherheit für 1930 oder 1940 ein ähnliches Schicksal in Aussicht stellen, wie es heute Lissabon erlebt.“ Sicher, wenn man einmal mit Bierfassern Barrikaden baut, mit Champagnerpfropfen schießt, mit Weizwurstketten Widerspenstige fesselt und in die unterirdischen Verließe des Raikellers schleppt; wenn einmal in München keine Ausstellung mehr stattfindet, wenn das Hofbräuhaus eine Heilstätte für Alkoholiker wird, dann werden die Münchener „Revolutionäre — in Schlafrock und Pantoffeln“.

Aber das Umsturzfever wird epidemisch. Entweder sucht man durch schlaffe Nachgiebigkeit die unzufriedenen Staats-elemente zu beschwichtigen oder durch Einimpfung von Gottesfurcht und Glauben ein frommes Geschlecht zu erziehen. In der Schule durch Zwangsgottesdienste, Zwangsbeichten, Zwangsandachten; im öffentlichen Leben durch Unterstützung aller religiösen Bestrebungen, und als Neuestes neben dem Zwangsgottesdienst beim Militär auch geistliche Exerzitien. Diese Einrichtung, von der Rheinprovinz importiert, wurde jüngst in der Rheinpfalz zum erstenmal geübt. Etwa 200 katholische Rekruten waren nämlich im „Paulinustift“ bei Landau zu sechstägigen Exerzitien versammelt. Jesuitenpatres und

Offiziere (vielleicht Bezirks-offiziere) hielten Vorträge vor allem gegen den „inneren Feind“. Die Betten stellte die Garnisonverwaltung gratis. Der Stundenplan lautete folgendermaßen:

„6 Uhr Aufstehen, 6.35 Uhr Morgengebet, 6.45 Uhr Heilige Messe, 7.15 Uhr Unterweisung, 8 Uhr Frühstück, 9.15 Uhr Dienstübung, 9.30 Uhr Kreuzweg, 10 Uhr Instruktionsstunde, 11 Uhr Rosenkranz, 11.30 Uhr Vorbereitung zur Heiligen Messe, 12 Uhr Mittagessen, 1.30 Uhr Unterweisung, 2.30 Uhr Herz-Jesu-Andacht, 3 Uhr Instruktionsstunde, 4 Uhr Vesperbrot, 4.30 Uhr Ärztliche Mahnungen, 5.30 Uhr Vorbereitung zur Heiligen Beichte, 6 Uhr Vortrag, 7 Uhr Abendessen, 8 Uhr Weihe an unsre liebende Hausmutter, 8.30 Uhr Abendgebet, 8.40 Uhr Schlafengehen.“

Wir sind gewiß die letzten, die irgendeiner wahrhaft religiösen Betätigung zu nahe treten. Aber scharfe Trennung zwischen Staat und Kirche! Man überlasse Priestern die Seelsorge und vermische nicht die Zwecke des Staats und der einzelnen Religionsgesellschaften. Vor allem keine Staatsdiener als Missionare gegen den Unglauben! Denn, sagt Chopenhauer, nur für schlechte Staatsverfassungen ist die Religion eine Krücke. —

Das Motu proprio vom 8. September hat in der katholischen Geistlichkeit ebensowenig Aufregung verursacht wie in der Laienwelt. Nur in der liberalen Presse ereifert man sich höchst unnötig. Nichts ist charakteristischer für die Gleichgültigkeit der katholischen Laien als die Aufnahme dieser päpstlichen Neuerungen. Nicht einmal die grundlegenden Veränderungen der pfarrherrlichen Stellung durch die amotio administrativa hat die Geistlichkeit sonderlich erregt: sie sind durch die jahrelange Erziehung zum stillen Gehorsam abgestumpft. Und wenn etwas die klerikale Presse die Ohren spitzen hieß, so ist es die Bestimmung, daß den jungen Klerikern die Lektüre jeglicher Zeitung oder Zeitschrift, selbst der besten, untersagt ist (omnino vetamus diaria quaevis aut commentaria, quantum vis optima, ab iisdem legi). Man hofft zum Münchener Nuntius, daß er dies Verbot wenigstens für die — Zentrumsblätter mildert. Auch die Bestimmung, daß jeder Dozent alljährlich vor Beginn der Vorlesungen dem zuständigen Bischof den Text vorlegen muß, den er vorträgt oder die „Quästionen“ und „Thesen“, die er behandeln will, konnte höchstens die paar theologischen Universitätsprofessoren entrüsten. Die Dozenten der acht bairischen Unzen können ruhig ihre „Diktathefte“ vorlegen oder die approbierten Lehrbücher, aus denen sie jahraus jahrein vorlesen. Da gibts keinen „Modernisten“. Und die gefährlichsten darunter, die Biblegegeten, gehen keinen Schritt von der patentierten Interpretationskunst, ab, nach der ein Tag = Jahrtausende, die ganze Erde = Palästina oder Vorderasien oder sämtliche fünf Erdteile; sogleich = in tausend Jahren; Mutter = Schwester oder Tante oder Schwägerin bedeutet. Aber die Uhr der theologischen Fakultäten an den bairischen Universitäten ist abgelaufen, wenn ein akademischer Lehrer seine Hefte dem Bischof vorzulegen hat, wie ein Primaner der einen freien Vortrag oder eine Schluffestred halten soll; wenn ein akademischer Lehrer diesem Zwang sich fügt, der ihn zur Karikatur der akademischen Freiheit erniedrigt. Soll diese Bestimmung des 8. September wirklich ernstlich durchgeführt werden, so ist es Ehrenpflicht jeder alma mater, den unfreien Fremdkörper herauszuschneiden, je eher, je lieber. Menippus.



Aus den Theatern.

Modernes Theater in Berlin.

Leo Birinski: Der Moloch. Trauerspiel in drei Aufzügen.

Treten Sie ein, meine Herrschaften, in meine Schredensammer; Sie werden auf Ihre Rechnung

kommen. Hier ist die russische Revolution mit ihren Programmen und Todesfällen jeder Art zu sehen: es ist selbstverständlich, daß der Held umgebracht wird, und nicht er allein. Sie sehen ihn zuerst als Leiche, die aber wieder zum Leben erwacht, bis sie endgültig erschossen wird und tot bleibt. Überall fließt das Blut in Strömen. In jedem Augenblick glauben Sie, daß eine Bombe die ganze Szene samt den Schauspielern in die Luft sprengt, oder Sie müssen fürchten, daß der Revolver wütet. Das stärkt die Nerven und macht Freude; der Autor ist, wie Nestroy von Hebbels Holofernes sagt, ein furrerrrrrlicher Kerl. Wenn Alexsche behauptet, daß in unsern sogenannten „Trauerspielen“ noch zuviel Freude an Grausamkeiten stecke, so war er eben kein Bühnensachmann. Hermann Sudermann ruft in seinem „Glück im Winkel“ sehr richtig: „Standal ist die Hauptsache“, wobei er unwillkürlich den Theaterengel gleich einer Bombe auf den Kopf trifft. Im letzten Akt wird Menschheitsphilosophie nach russischen und andern Vorbildern gepredigt. Er spielt in einem Keller, und von der Straße herab tönen die Schreie der Opfer des Programms. Da naht der Rosafen-Hauptmann und erschießt den Helden Treten Sie ein, meine Herrschaften, in meine Schreckens-kammer! . . .

Man hätte wirklich allen Grund, Leo Birinski als einen Akt-Carter-Dramatiker zu betrachten, wenn er nicht selbst die Greuel der russischen Revolution mit ihren Programmen erfahren hätte. Deshalb kann man annehmen, dies Erlebnis habe ihn so stark durch seine Tatsächlichkeit ausgefüllt, daß es ihn mehr zum Niederschreiben der stofflichen Begebenheiten als zum dichterischen Schaffen anregte. Ein Loß, daß der Autor mit manchem andern teilen würde. Und daß sein Vorwurf blutige Taten und Schreden jeder Art erfordert, läßt sich nicht leugnen. Nur könnte man zunächst glauben, daß dann sein Empfinden stärker, sei es bei dieser, sei es bei jener Partei, wäre, sei es, daß es sich gegen beide, etwa im Sinne einer Suttner, richtete. Es ist aber im Grunde ziemlich matt, was Birinski gegen den Moloch Menschheit philosophiert, der die Menschenleben fordert. Ein müdes Verzichten, Nicht-Entrinnen - Können und Sich-Fügen. Dafür zeigt er eine starke theatralische Geschicklichkeit, die mit Kontrasten und Spannungen derber Art arbeitet, ohne daß die innere Notwendigkeit und Wahrscheinlichkeit ihm allzu viel Bedenken erregten.

Davon ist schon der erste Akt ein schlagender Beweis. Er führt uns in das Haus eines russischen Bürgers, der treu an der Regierung hängt, während seine erwachsenen Kinder Terroristen sind, wovon der Alte nichts merkt. Indessen die Eltern fort sind, kommt die Kunde, daß Geheimlokal der Vereinigung sei ausgehoben . . . einige Tote. Da steht man die Eltern umringt von Rosafen zurückkehren, und die Kinder glauben, sie seien verraten. Das Archiv der Vereinigung muß gerettet werden (warum verbrennt man es nicht in dem Feuer?); drohen die Rosafen, so drohen wir, mit einer Bombe das ganze Haus in die Luft zu sprengen. Atemlose Spannung! Aber man täuscht sich, die Rosafen haben die Eltern nur beglittet, hätten sie allerdings beinahe getötet, weil die Mutter aufschrie, da sie in dem Adjutanten des Gouverneurs ihren Sascha zu sehen glaubte. Sascha, den die Eltern verweist wähen, während er im Gefängnis ist. Kurz darauf unter unwahrscheinlichem Vorwand Sitzung der Terroristen im Hause des Bürgers. Der Spion, der sie verraten hat, wird entlarvt und hat Gelegenheit zur psychologischen Klarlegung, daß ihn, der früher ein Terrorist energischster Art war, die Einzelhaft im Gefängnis müde gemacht habe. Nun werden dem Bürger, der die Versammlung ahnungslos besucht, die Augen geöffnet. Man sieht, daß man diese einzelnen Phasen des Aktes sehr gut mit den Überschriften versehen könnte, wie sie die Kapitel von Schauerromanen führen: etwa „Die ahnungslosen Eltern“, „Noch einmal gerettet“, „Die Terroristen“, „Der entlarvte Spion“, „Der unglückliche Vater“ usw. Und es ist in der Tat auf äußerliche Wirkungen ab-

gesehen; selbst eine fehlende Rognal-Flasche muß die düstere Stimmung noch vertiefen.

Im weiteren Verlauf des Stückes wird Sascha von den Terroristen, wie gesagt, als scheinbare Leiche beseitigt, damit er sich als Adjutant des Gouverneurs verkleiden und gegen diesen die Bombe schleudern soll, die freilich ihn selbst töten wird. (Sieht er doch dem Adjutanten sehr ähnlich.) Aber wie den Spion, hat auch ihn die Einzelhaft gemürrt, und er wehrt sich gegen den Auftrag. Als er ihn dennoch ausführen will, wird er bei dem Program erschossen.

Man muß dem Autor wünschen, daß er bei seinem nächsten „Trauerspiel“ des Stofflichen mehr Herr wird. Das Moderne Theater fühlte die Schwäche des Stückes, die als äußere Stärke auftritt, sehr wohl, und war geschmackvoll genug, den ganzen Lärm zu dämpfen. Überhaupt stand die Aufführung auf einer guten, mittleren Höhe.

* * *

Wiener Theater (Strindberg — Eulenberg — Otto Anthes).

Seit Jahren hat Josef Jarno den schönen Ehrgeiz, das dramatische Gesamtwerk August Strindbergs auf seiner Bühne zur Darstellung zu bringen. Nun hat er mancher ausgezeichneten Nachschöpfung dieses Dichters eine nicht ganz gelungene Aufführung der „Königin Christine“ angereicht. Vielleicht ist der Versuch diesmal auch darum nicht völlig rund gelungen, weil das Werk selber nicht ganz ausgetragen und an manchen Stellen nur andeutende Skizze geblieben ist. Dennoch wird die tragische Absicht des Dichters, dessen Größe man in die viel zu enge Formel Weiberhasser zu zwingen versucht hat, auch in der Tragödie Königin Christines und ihrer einzigen Liebe (nach so vielen Amouren) klar. Der Weiberhaß hat sich hier in das Weib geschlagen. Und Königin Christine, die ihre Geschlechtlichkeit verabscheut, nicht Königin, sondern König genannt sein will und sich am liebsten mit dem geschlechtslosen Namen „Klein Christel“ heißt: sie geht trotz aller eigenen Gegenwehr an ihrer Geschlechtlichkeit zugrunde. Es ist die Tragödie eines Menschen, der an seiner Begrenztheit zerbricht, weil er aus seinen Grenzen nicht entkommen kann. Und in dem Augenblick, in welchem Christine den Kampf gegen ihre Weibnatur aufgibt, die Krone niederlegt und sich in ihrer Liebe zu Klaus Tott nur als Weib fühlt, nur als Weib sich ihm präsentiert: da durchschaut er, nicht mehr von dem überirdischen Glanz des Gottesgnadentums geblendet, ihr wahres Wesen: Dirne. Alle verhüllenden Schleier sind gefallen; er sieht das Volk, das sie verkauft, verraten, ruiniert hat, und sieht alle die Männlein, die lästern um das Weibchen herumgeschlichen sind. Zum starren, lebenden Bild geordnet, füllt das empörte Volk den Hintergrund, füllen die Günstlinge der königlichen Liebesgunst die Szene. Sie hat sie beherrscht, alle diese Männer waren Knechte eines Weibes; und es ist von tiefstem Sinne, daß dieser Unbild in ihr, die nach ihrer Abdankung nicht mehr Fürstin ist, das Königsgefühl emportreibt und sich Christine, die nur mehr Weib ist, bei ihrem Abgang höchst königlicheträgt. Das Weib ist Siegerin. Erst in dieser Schlussszene findet Frau Emmy Schroth einen gleichgestimmten Ton innerer Größe, sonst aber vermochte sie nicht mehr als eine Pariser Grisette, die die Kaprizie hat, König genannt zu werden, auf den Schwedenthron zu bringen. Klare Durchdringung fehlte ihr wie der ganzen Aufführung. — Um so verwunderlicher, als dieselben Spieler kurz vorher eine vorbildliche Darstellung von Herbert Eulenberg's „Der natürliche Vater“ zustande gebracht haben. Alle Züge der lächerlich kleinen Männlein waren hier den ungeheuren Konturen des Leugners aller menschlichen Gemeinschaft sinnvoll eingefügt. Diese eine Gestalt des losgelösten Proleten, der vor einem Menschenalter seine Frau verließ, den eigenen Sohn nicht anerkent und wie zum symbolhaften Ausdruck seiner Ichgenügsamkeit mit sich selber, mit seinem eignen Schatten tanzt: er stand wie in der Dichtung überragend da und wirkte auf alle in

seinem Umkreis so, daß sie als willenlose Figurinen an die Wand gepreßt wurden. Freunde und Diener und brave Bürger sind vor Anselm, dem natürlichen Vater, nichts als marionettenhafte Spielfiguren. Immer höher wächst er über alles Menschliche empor. Er zerreißt die letzten Bande irdischer Verbundenheit, die ihn um ein kleines, von seinem eigenen Sohn geliebtes Mädchen werben ließ, und schleudert mit einer grandiosen Gebärde der Weltverachtung die Schuldbriefe, die er auf ihr Liebesnest besitzt, als Brautgeschenk in den Hochzeitsaal. Was kümmert's ihn? Mögen sie tosen und lieben und sich paaren, er hat sich selber — reißlos, ganz. Die Leute Josef Jarnos zeigten sich der Größe dieser Dichtung voll gewachsen und haben zum zweitenmal ein Werk Herbert Eulenberg's zum Triumph geführt. — Aber den Wienern scheint es nicht bewußt zu sein, daß es mehr ist, eine Sache zu tun, als sie zu sagen. Gesagt und gesprochen hat man von dem Rheinländer Herbert Eulenberg zuerst in Berlin; allein getan: sinnvoll ausgedrückt hat man sein künstlerisches Wesen erst auf eine Wiener Bühne. Nun aber wollte man auch hier einmal Sager und Verkünder sein, und darum ernannte man Herrn Otto Anthes mit Nachsicht des Talents zum Dichter. Der ausgezeichnete Direktor der „Neuen Wiener Bühne“ hat in der Schätzung von Otto Anthes, „Don Juan letztes Abenteuer“ geirrt, aber durch die jubelnde Zustimmung der Kritik wurde der Irrtum in Permanenz erklärt, und der Don Juan-Spielerei folgte trotz der völligen Publikumsablehnung ein Blaubart-Bluff: „Frau Juttas Untreue“. Vier Akte lang wird der Schein erweckt, als hätte der Oberjägermeister Folko sein erstes Weib getödet, und der Gespensterschatten drängt sich zwischen die Liebesumarmung des Mannes und seiner zweiten Frau. Sie können nicht zu einander. Und schon will sie ihm zu einem bereitwilligen Dritten entgleiten. Vier Akte lang wird der Blutkiesel des Publikums gesucht, am Schluß einen aufgeschlitzten Weiberbauch zu sehen. Aber es kommt anders: denn Herr Fallo hat gar nicht, wie er am Ende gesteht, so mörderische Allüren, und da kein Schatten zwischen ihnen ist, darf ihm Frau Jutta in die Arme sinken. Na schön! Man denkt bloß: sie hätten das vier Akte früher schon besorgen können, und unsere Kenntnis vom Wesen menschlicher Seelen wäre nicht ärmer geblieben. Nur dieses eine wurde klar, daß selbst ein Meisterregisseur wie Herr Steinert aus einer Spielerei kein Spiel machen kann. Das nimmt ihm nichts von seiner Bedeutung, verringert nicht unsern Dank für seine Mühe um neue Talente; auf dieser Bühne wurde nicht nur Otto Anthes, sondern auch Leo Birinski zuerst gespielt.

Hans Wantoch (Wien).



Randbemerkungen.

Deutschland nach Südoften?

Auf dem jungliberalen Parteitage in Köln hat Dr. Mehrmann-Koblenz die Theorie entwickelt, Deutschland müsse durch Angliederung der Türkei an den Dreibund seine Machtphäre bis an den Persischen Golf dertart ausdehnen, daß es in eine Flankenstellung käme, durch die es den Weg von Agypten nach Indien bedrohen und dadurch England zu dauerndem Frieden zwingen könne. Zweifellos eine sehr interessante Idee, aber doch eben nicht mehr als das. Einem oberflächlichen Beobachter könnte es allerdings fast so scheinen, als läge ihr etwas Materielles zugrunde. Unsere Beziehungen zur Türkei werden von Tag zu Tag herzlicher, die Freundschaft der Heere gestaltet sich immer fester, die Wendung der türkischen Anleiheaffäre ist im Begriff, das Ansehen Deutschlands im nahen Osten handgreiflich zu vergolden, und der Kaiser erscheint der islamischen Welt in der Strahlenglorie eines Schirmherrn. Erst in Brüssel

wieder zeichnete er den türkischen Gesandten zur großen Freude Konstantinopels durch eine längere Unterredung aus. Auch die Perser erhoffen von Deutschland ihr Heil, seitdem sie sehen, wie gut die Türkei mit uns fährt, und seitdem wir sie im vergangenen Sommer durch gut gemeinte Warnung vor einer gefährlichen Anleihe bewahrt haben. Aber das alles beweist im Grunde doch nur wenig. So sehr wir uns unsres Ansehens im Islam freuen, eine Vormachtstellung streben wir dort nicht an. Denn abgesehen davon, daß es Leichtsinns wäre, sich schon jetzt mit allen unabsehbaren Entwicklungsmöglichkeiten der kaum erst fundierten, jungen Türkei zu identifizieren, und daß wir unsre Geschäfte und ihre Entwicklung viel nachhaltiger fördern können, wenn unsre Politik nicht durch Kontrakte mit der ihnen verquickt ist, gäbe es kein besseres Mittel, die englischen und russischen Aufteilungsgefühle in Persien sich schleunigst verwirklichen zu lassen, als wenn wir die Wehrmannsche Flankenstellung tatsächlich antreiben wollten. Wir geben der Türkei Geld, nicht um Zinsen zu machen, sondern um dort allgemein unsern Markt für die Zukunft zu verbessern, und in Persien beschränken wir uns angesichts der russisch-englischen Aktionen auf ein ehrliches Mißtrauen, das sich von Einmischungen solange freihalten wird, als die Integrität gewahrt und die Tür offen bleibt. Uns auf Abenteuer einzulassen, dazu haben wir keine Zeit.

W.

Der Kaiserbesuch in Brüssel

hat einen glänzenden Verlauf genommen, zur vollsten Befriedigung aller Teile. D. h. mit Ausnahme unsrer guten Freunde in Frankreich, die arg von der Eiferfucht gequält wurden. Sie suchten deshalb den Eindruck zu dämpfen und behaupteten, Symptome von Kälte oder doch Kühle des Empfanges bemerkt zu haben. Auch ein Teil der englischen Welt war für diese Entdeckung dankbar. Aber es hat ihnen nicht viel genützt. So zogen sie sich denn darauf zurück, der Erfolg sei „ein rein persönlicher“ gewesen. Aber natürlich, was denn sonst? Bei den Franzosen ist es fast tragikomisch, wie ihnen der traditionelle Ingrimm gegen die „Prussiens“ bei der Person des Kaisers jedesmal unwillkürlich abhanden kommt. Die blendende Liebeshwürdigkeit und der Glanz seiner Persönlichkeit nimmt sie trotz der besten Vorsätze immer wieder gefangen. Auch den Belgiern mag es zum Teil so ergangen sein. Wo waren die Schreier, als Kaiser Wilhelm durch Brüssels Straßen zog? Dreie haben zu pfeifen versucht und sind dafür von ihren Mitbürgern begeistert verprügelt worden. Das war das Ganze. Und bei der Galavorstellung im Theater entdeckte man sogar sozialistische Abgeordnete, die sich den Genuß trotz aller heiligen Prinzipien eben doch nicht versagen mochten! Ganz besonders soll den Brüssellern die Bezeichnung ihres Rathauses als „Aleinod der Architektur“ gefallen haben. Die französische Junge ist ja so ungeheuer dankbar für derartiges. Abrißens scheint sich ein Besuch im Stadthause nachgerade als ständiges Requisite bei Kaiserreisen einzubürgern, und zwar, wie schon das Wiener Beispiel gezeigt hat, als ein ganz besonders wirksames.

W.

Europa und die Jungtürken.

Ein Sprichwort behauptet, Schadenfreude sei die reinste Freude; das ist möglich, aber es ist doch nicht klug und daher nicht moralisch, sich ihr hinzugeben; denn was dem einen schadet, davon wird der andre früher oder später in Mitleidenschaft gezogen. Mit schadenfrohen Blicken ist vielfach von deutscher Seite aus die zunehmende Entfremdung zwischen den Jungtürken und Frankreich und die damit zusammenhängende Erschwerung der Anleiheverhandlungen beobachtet werden. Und doch ist es schon an und für sich leicht, einzusehen, daß die Zuneigungen, die die Jungtürken für Deutschland und den Dreibund empfinden, durch die Anstrengungen, die es sie deswegen kostet, in Paris ihre Anleihebedürfnisse zu be-

friedigen, nur geschwächt werden können. Besser wäre es gewiß, die Jungtürken brauchen nicht unter den Folgen deutschfranzösischer Zwietracht mit zu leiden, wenn sie, mehr der Not als eigenem Triebe gehorchend, Anlehnung an den Dreiebund suchen, um im Falle kriegerischer Veränderungen den Rücken gedeckt zu wissen. Im übrigen hat auch der Pariser „Temps“ nicht so ganz unrecht, wenn er behauptet, bei der Abnetzung Frankreichs, der Türkei, die ihm bereits 2 Milliarden schuldet, seinen Anleihemarkt weiter vorbehaltlos zur Verfügung zu stellen, sei nicht nur ein französisches, sondern auch ein allgemeines europäisches Interesse im Spiele. Das Blatt schreibt: „Es gibt in der Türkei nur eine große Gewalt: die Armee. Wenn diese Gewalt den Widerstand der Zivilgewalt bricht, zur Alleinherrschaft gelangt und sich dann einer leeren Kasse gegenüber befindet, zu welchen Initiativen könnte sie sich dann hinreißen lassen? Wir lassen die politischen Tendenzen, die man Schevket Pascha und seinen Mitarbeitern nicht ohne Grund zuschreibt, ganz beiseite. Es wird gesagt, sie ständen unter deutschem Einfluß. Das hat wenig zu bedeuten; denn wenn eine Militär-Diktatur kommt, dann ist die Gesamtheit der europäischen Interessen bedroht. Gewiß, die französischen Interessen wären am meisten gefährdet, aber am meisten nächst den französischen hätten die deutschen zu leiden. Der bewaffnete Bankerrott, zu dem ein Militärregiment leicht führen könnte, trafe Deutschland fast so schwer als Frankreich. Wir glauben daher, daß es eine europäische Pflicht ist, das unparteiische Urteil nicht zu verwirren.“

Diese Ausführungen enthalten zum mindesten einen wahren Kern. Schon bei der serbischen Krise, noch mehr später in der kretensischen Angelegenheit, hat sich gezeigt, sowohl, daß sich Frankreich im nahen Orient den Luxus von eigenmächtigen Sonderbestrebungen nicht mehr leisten kann, als auch, daß seine Entente cordiale mit England nirgends schwerer in die Praxis zu übertragen ist als dort. Es ist das zweite Mal innerhalb kurzer Zeit, daß der „Temps“ die Notwendigkeit europäischer Eintracht für die Angelegenheiten des nahen Ostens betont. Das erste Mal geschah dies, als England Miene machte, auf die Gefahr eines Krieges hin die kretensische Frage auf die Spitze zu treiben. Ein zweites Mal sollte sich die deutsche Diplomatie eine solche Gelegenheit, praktische Versöhnungspolitik zu treiben, nicht entgehen lassen. O. C.

* * *

England in Persien.

Die englisch-russische Entente für Mittel- und Süd-Asien, besonders Persien, hat sich in der Praxis nie bewährt, weil sich die beiderseitigen Bestrebungen an Ort und Stelle eben nicht durch diplomatische Mittel miteinander in Einklang bringen lassen. Nicht nur in politischer, sondern auch in wirtschaftlicher Richtung ist der englische Einfluß in Persien gerade seit dem Beginn der Entente unauffhaltsam zurückgegangen. Betrug der Wert des Gesamthandels Buschirs, des Haupthafens am persischen Golf, im Jahre 1907,08 noch 30 Millionen Mark, so sank er 1908,09 auf 24 Millionen und schien im Rechnungsjahre 1909 fast auf die Hälfte des Wertes von 1907,08 gesunken zu sein. Während früher auf der großen nach Norden führenden Straße Dahi Schahi täglich Hunderte von Lasttieren eintrafen, war sie nun wie ausgestorben. 1907,08 wurden noch 70 664 Zentner Baumwolle britischer Herkunft über Buschir eingeführt, 1908,09 nur 49926 und in den ersten sechs Monaten von 1909 nur 13874 Zentner. Unter dem Eindruck solcher Tatsachen schrieb damals ein Korrespondent der „Times“: „Die britische Kaufmannschaft wartet bisher vergeblich auf die Früchte der Reformbewegung, die von jeher die Unterstützung der britischen Regierung genoss. Eine konstitutionelle Partei ist in Teheran schon fast ein Jahr lang am Ruder, und doch ist bisher nichts geschehen, um die Ordnung im Süden wiederherzustellen. Die Zustände im Süden sind heute schlimmer, als sie es je in den dunkelsten Tagen des Despotismus waren. Im Norden ist es, viel-

leicht dank der Anwesenheit russischer Truppen, so ruhig wie in einer Schaffürde, während der ganze Süden schutzlos zahllosen Räuberbanden ausgeliefert ist. Keine einzige Straße in Südpersien ist für Handel und Verkehr sicher.“

Da sich diese Verhältnisse inzwischen anscheinend nicht oder wenig besserten, hat England der persischen Regierung durch eine Note damit gedroht, selbst Ruhe und Ordnung in Südpersien herstellen zu lassen, d. h. das Gebiet zu besetzen, falls die Unruhen in drei Monaten nicht unterdrückt sein sollten. Daß es mit der englischen Beschwerde etwas auf sich hat, wird von persischer Seite nicht bestritten, man sucht die herrschende Unordnung aber durch die Anwesenheit der fremden Truppen zu erklären. Anstatt daß die Russen die persische Regierung in der Verfolgung der Straßenräuber unterstützten, fanden sie im Norden eine Zuflucht auf russischem Gebiete. Vergeblich habe man die Auslieferung des schon zweimal in Südpersien eingebrochenen Rahim Khan gefordert, der sich mit seinen Anhängern stets auf russisches Gebiet zurückziehe. Es bleibe immer bei bloßen Versprechungen. Man macht auf persischer Seite weiter geltend, daß es an Mitteln für einen genügenden Polizeidienst fehle, daß aber die Bemühungen, von Rußland oder England unter erträglichen Bedingungen ein Darlehn zu erhalten, gescheitert wären.

Diese persischen Entschuldigungen werden schon berechtigt sein, denn es ist bisher noch immer so gekommen, daß, wenn europäische Mächte sich für die Ruhe und Ordnung eines fremden Landes ins Zeug legten, dann die Verhältnisse dort erst recht ganz aus Rand und Band gerieten. Ferner wird die englische Note nicht ohne Grund vielfach auch so ausgelegt, daß sie nur einen Bluff zu bedeuten hätte, um Persien zu nötigen, sich in die Bedingungen zu fügen, die ein Londoner Finanzsyndikat für die Hergabe der benötigten Gelder gestellt hat. Wie dem aber auch sei, jedenfalls ist nun der Bankerrott der traditionellen englischen Politik in Persien vollkommen, die mit Kulturmitteln dem gewaltsamen Vordringen russischer Halbbarbarei zu begeben suchte. England hat aufgehört, sich fremde Völker durch Humanitäts- und Freihandelsargumente dienlich und tributpflichtig zu machen, es hat sich zu rohen politischen Methoden bekehrt, die es einst aufs bitterste bekämpfte. Daß die englische Regierung hierbei der Not, nicht eigenem Triebe gehorcht, darf man ihr glauben. Aber für die Zukunft des britischen Weltreiches verheißt dieser Bruch mit der Vergangenheit nichts Gutes. O. C.

* * *

Einem Richard Dehmel-Abend

veranstaltete am Freitag, den 21. Oktober, der Deutsche Monistenbund und hat sich fraglos damit auch den Dank aller erworben, die nur den Dichter und nicht den Monisten Dehmel zu hören kamen. Den Monisten? Ja, wir vernahmen es selbst erst mit Staunen aus Dehmels kraftvoll-abwehrenden Einleitungsätzen, daß er sozusagen auch zur Stärkung und Besiegelung der Monistenreligion berufen worden sei; er sei u. a. gewiß auch Monist, bemerkte er dazu launig, sonst aber hoffentlich nur Künstler, den Gefühls-, nicht Gedankenwerte zum Schaffen inspirierten und in dem unter Umständen das Entgegengesetzteste als an sich völlig gleichwiegender Stoff und Inhalt einzig dem formenden Prinzip unterläge. Ich fürchte nur, echte Monisten wird er dennoch nicht überzeugt haben; sie werden, da er hier von fern wenigstens die „höhere Einheit“ wieder durchblicken ließ, eben die alte mythische coincidentia oppositorum hervorholen, die den Monismus erst recht tiefinnig und allumfassend spiegelt. Wer möchte auch einen treuherzigen, schwungvollen Monisten widerlegen? In der Tat — Dehmels Polemik gegen gewisse Nüchternlinge und Rationalisten, die immer noch an sog. Weltanschauungsdichter glauben, ist diesen Religiösen gegenüber, die sich wohl selbst auf bloße Gefühlsvorstellungen meistens berufen mögen, fast nicht am Plage.

Andererseits hätte Dehmel das Stark-Neue, das als originale Weltanschauung sehr wohl auch von Dichtern seinen Ausgang nehmen kann, ruhig auf sich belassen sollen: nicht daß der Dichter dieses Neue auch wirklich in klar durchdachten, logischen Formeln vor Augen gehabt und danach dargestellt haben müßte, würde ja das Wesentliche ausmachen, sondern daß sich überhaupt beinahe unabhängig von ihm als letzte Frucht etwas abgelöst und aus allem ergeben haben könnte, was neben jedem Buchstaben noch immer wie das tiefste erschlossene Naturgeheimnis wirkt. In diesem Sinne gibt es doch wohl eine bestimmte Goethesche Weltanschauung heute (gleichgültig, ob der, auf den sie zurückgeht, sie je schon lückenlos übersehen und umspannt hat), die völlig selbständig und unverwechselbar neben allen Zeithyptemen sich behauptet, original auch neben Schelling und Herder, Kant und Spinozismus, Lamarck und Hegel? Und wenn auch Dehmel sicher dereinst zu den glühenden Schöpfern einer solchen „Gedankenwelt“ gezählt werden wird — daß man von Anfang schon den gemeinsamen tieferen Urgrund, aus dem alles bei ihm zu quellen schien, zu spüren bekam, sicherte ihm ja nur das Aderleben vor vielen, die abgerissene Einfälle an den Tag brachten — glaubt wohl jemand deshalb, daß es nicht die sinnliche bunte Fülle der Einzelerleuchtungen ist, von der er im gegebenen Fall der Intuition, und d. i. doch nur der tieferen Erleuchtung und Aufschließung der Einzeldinge, seinen Ausgang nimmt?

Zu der stets noch glühenden, schöpferischen Lebensarbeit an seinem Werk soll man es bei einem Dichter wie Dehmel auch zählen, wenn er selbst als Sprecher seiner Dichtungen, damit als Dolmetsch und Interpret, ja als ihr Neuschöpfer auftritt. Denn vorläufig inkarniert sich eben das, was wir von ihm haben, noch in seiner fortzeugenden Persönlichkeit, und wer die Aufschlüsse von daher etwa ganz von der Hand weisen wollte, der vergäße, wie sehr wir auch im göttlichsten Falle beim geschriebenen oder gedruckten Wort eben doch zu einer starren Zeichenhaftigkeit unsre Zuflucht nehmen müssen, zu Symbolen, deren stärkste Weckkraft immerhin vom Individuellen eingeschränkt wird. Ja, ich möchte es geradezu als ein hohes Glück bezeichnen, daß Dehmel durch den Tonoren, überaus sympathischen Klang seiner Stimme sowie durch seine ganz einzige Gabe der Unmittelbarkeit, die ihn noch auf dem Podium, in Frack und Handschuhen, sofort auch wieder in sein nacktstes, ursprünglichstes, soeben vom Blitz der Imagination getroffenes Ich zurückverwandelt, einige lebendige Winke für sein Urgefühl verstreut. Wem das vielleicht als Mangel oder Zurücksetzung seines schon vorliegenden Werks erscheinen sollte, der weiß offenbar nicht, daß er auch von seinem Homer nur die Stimme und den Klang des Rhapsoden, von Shakespeare das gesprochene und gespielte Wort und selbst von Goethe den unvergeßlichen, körperhaften Eindruck seines Drestes in sich herumträgt; damit ist zugleich erklärt, warum diese Stimme auch zu denen, die sie nicht selbst vernommen haben, dringen kann und dringen wird. Aber Dehmel gab auch Neues, bisher Unveröffentlichtes oder wenigstens nicht Gesammeltes; und immer mußte ich dabei an sein eigenes Wort von der „hohen Abendklarheit“ denken. Soviel ich aus einem ersten Eindruck weitermelden darf, ruht auf seiner „Ballade von der wilden Welt“ und der „Götterhochzeit“, einem Zwiegespräch, „wo die Sphären weinen und der Athor lächelt“, etwas von dem hymnischen Glanz und der festlichen Seligkeit, die schon sein „Hohes Lied“ auszeichnet, „Weltrausch“ ist an Mombert gerichtet und verliest sich gleich diesem in die trunkene Ergriffenheit des „himmlischen Jechers“. (Eigentlich werden die Monisten also doch zufrieden sein; wenn sie nur ihr schwärmerisches Allgefühl wiederzufinden glauben!) Ein wundervolles Gedicht an Rodin, „der Bildner“, spiegelt dessen tiefste und allgemeinste Idee, das Verwandeln von Chaos in Geseh, „ordnungsbrünstig drang deine Schöpferhand — da ward der Denker . . .“ erinnern wir uns. Der „Schwimmer“ gibt die Vision eines den Otrudeln Entronnenen, dem noch „weißer Gischt die Hand

peitscht“ und der andächtig nun zurückblickt aufs wilde Meer. Im „Lied im Winter“ blühen dem Dichter aus aller Starre doch Blumen auf, „Lichtblüten glitzern über allen Steinen“, und daß er noch immer der stärkste Befesler kosmischer Naturkräfte, zeigt auch wieder „Hochsommerlied“. Mit der „Geburtstagsfeier“ knüpft Dehmel hingegen wieder an seine tiefstnige Art an, wie schon in der feierlichen „Lebensmesse“ auch den Menschen als ursprünglichsten, nacktsten, hilflosesten und doch eben zu großen Schicksalen vorbestimmtes Gewächs und Gebilde durch die Zeiten schreiten zu lassen; pessimistisch-dumpf aber antwortet darauf „der letzte Traum“, eine tiefergreifende Erinnerung an Liliencrons Tod, wo der Dichter an die Unvollkommenheit des „höchsten“ Schöpfungsgebildes rührt, das in seiner Gottähnlichkeit auch ruhelos ist wie Gott und nach seinem Sabbath schreit, „wenn ich nur schlafen könnte!“ Als aber das letzte Gedicht, „Nachtgebet“, noch einmal um diese Ruh zu flehen schien: „du tiefe Ruh — laß deinen Schleier sinken — und schlage dein dunkles Haar um meine Brust —“, da füllte tiefe, tiefe Ergriffenheit das Haus, ehe der Beifallssturm sich erhob. Und das war ein ganz echter spontaner und wohlbegreiflicher Jubel: die Gewißheit, daß uns dieser Dichter noch lebt und in seiner erhabenen Deklartheit heute noch manche Frucht verspricht, deren Wert hier in kurzem kaum angedeutet werden konnte. Dr. A. Ruest (Berlin).

Mond und Wetter.

Der Rückblick auf den bisherigen Verlauf der Witterung bietet auch dieses Mal wieder auffällige Abergestimmungen mit der in Nummer 39 gegebenen Wettervorausage. Die Luftwelle äquatorialer Herkunft und das durch sie bedingte milde und warme Herbstwetter hielt allerdings über den 10. Oktober, den Tag der tiefsten Declination, hinaus noch einige Tage stand. Am 13. Oktober aber trat der zu erwartende Witterungsumschlag mit überraschender Plöchlichkeit ein. An diesem Tage hatten wir tagsüber eine für diese Jahreszeit noch sehr hohe Temperatur 17—18° C, und der Himmel war mit regenbrohenden Wolken bedeckt. Bei einer solchen Wetterlage noch einen raschen und plötzlichen Umschwung in dem von mir vorausgesagten Sinne zu erwarten, mochte manchem etwas kühn erscheinen. Es zeigt dies aber, daß die richtige Bewertung des Mondeinflusses für die Voraussage des Wetters unerlässlich ist. Das Vertrauen auf die Wirkung der Mondstellung hat mich denn auch dieses Mal nicht getäuscht. Am 13. Oktober setzte gegen abend ein heftiger kalter Wind zunächst aus NW., dann rasch nach N. und NO. drehend, ein, der im hohen Norden längs der Baltischen Küste sich zum Sturm erhob. Binnen kurzer Zeit war alles Gewölk vertrieben, so daß die Nacht mond- und sternklar war. Die Temperatur ging rasch zurück und näherte sich in der Nacht fast dem Gefrierpunkt. Lehrreich und bezeichnend ist für diesen Witterungsumschlag der wöchentliche Wetterbericht vom Brocken, wo die Gegensätze in dem Witterungsscharakter in der Regel viel scharfer zutage treten. Das Thermometer zeigte dort am 13. früh 8,4°, nachmittags 2 Uhr 9,2° und abends 9 Uhr 0,7° C über Null.

„In der letzten Nacht“ — 13. zum 14. Oktober — heißt es weiter, „ist bei stürmischem Ostwind der Winter in voller Strenge hier oben eingekehrt. Schneefall ist nicht zu verzeichnen, aber dafür 4° Kälte und 6 cm Raufrost.“

Seitdem stand das Wetter völlig unter der Herrschaft der polaren Luftströmung. Auch in der Ebene wurde es kalt, und damit nahm die winterliche Heizperiode endgültig ihren Anfang. Nur an windgeschützten Stellen war es tagsüber in den Strahlen der Sonne noch angenehm warm. Interessant ist hier der Vergleich mit dem Vorjahr. Die tabellarische Nebeneinanderstellung ergibt, daß 1909 am 23. Oktober, einen Tag nach dem ersten Viertel, am 10. Mondtag mit dem Heizen begonnen werden mußte. In diesem Jahr, wo die gleiche Mondkonstellation 11 Tage früher lag, fällt der gleiche Witterungsumschlag, d. i. der

Beginn der Heizperiode, auf den 12. Montag, also nur zwei Tage später. Dieser Zeitunterschied stimmt weiter genau überein mit dem Ende der winterlichen Heizperiode in diesem und dem Vorjahr, worauf ich bereits in meinem Aufsatz in Nummer 31 hingewiesen habe. Denn während im Jahre 1909 erst in den Tagen vom 17. bis 19. Mai der Ofen in den Ruhezustand versetzt werden konnte, war es in diesem Jahr schon am 11. Mai möglich, da die in den Mai fallende Stellung des Neumondes mit nachfolgender höchster Deklination um volle 10 bis 11 Tage früher lag: also früherer Eintritt sommerlicher Wärme, dementsprechend aber auch früherer Beginn der winterlichen Heizperiode.

Daß mit dem Vollmond am 18. Oktober eine völlige Änderung in dem Charakter der Witterung eingetreten ist, wird wohl kaum geleugnet werden können. Statt der klaren, zwar sonnenwarmen, aber luftkalten Tage mit kalten Nächten: Erübung, stark bedeckter Himmel und für diese Jahreszeit hohe Temperatur auch des Nachts, statt der scharfen polaren Luftströmung aus NO.: warme, milde Winde aus S., SW. und W. Auch an Niederschlägen hat es nicht gefehlt, wenn sie auch nicht übermäßig reichlich und nur strichweise gefallen sind. — Lediglich hinsichtlich der Intensität und Dauer scheint dieser mit dem Vollmond eingetretene Witterungsumschlag hinter dem zurückzubleiben, was ich in Aussicht gestellt hatte. Denn schon am 21. Oktober gewann die polare Luftströmung aus NO. wieder die Vorherrschaft bei zunächst trübem, bedecktem Himmel. Die Nachttemperaturen liegen aber noch immer erheblich höher als in der Vorperiode. Denn während das Thermometer in den Tagen vom 14. bis 17. Oktober morgens 7 Uhr nur Temperaturen von 1 bis 3° C zeigte, weist es seitdem um die gleiche Morgenstunde 8° und mehr auf.

Nicht mit Unrecht weist Prof. Dr. Gust. Jaeger in Stuttgart, der sich seit den 90er Jahren eingehend mit der Mond- und Wetterfrage beschäftigt und damals schon den Gedanken ausgesprochen hat, daß die Stellung des Mondes einen Einfluß auf die Richtung der Luftströmungen zu haben scheint, darauf hin, daß auch solche nicht zur vollen Wirkung kommende Witterungsumschläge als deutlich wahrnehmbare Versuche, das Wetter zu ändern, für die Frage nach dem Einfluß des Mondes zu bewerten seien.

Hildesheim, den 22. Oktober 1910.

Emil Brandt.



Chinesische Gartenkultur.

Bestenfalls ist der alte Baron Münchhausen, der so köstliche Geschichten zu erzählen wußte, im Jahre 1904 wieder aufgetaucht. Sein hohes Alter erregt überall immer wieder berechtigtes Erstaunen — er ist ja älter als der alte Fritz. Aber — das weiß man ja schon sehr lange. Man weiß auch, daß er mit der jetzt 23 Jahre alten Gräfin Clarissa vom Rabenstein Jahre hindurch auf dem Stern Erde herumreiste. Letztlich mußte die Gräfin einer kleinen Kur wegen nach Wiesbaden. Der Baron wollte die Dame auch nach Wiesbaden begleiten. Aber das litt die junge Gräfin nicht.

„Münch“, sagte sie feierlich, „du weißt doch, daß Europa momentan immer noch so furchtbar stumpfsinnig ist und von deinen ästhetischen Erörterungen noch immer nicht Notiz nehmen will. Und da willst du diesen Europäern die Ehre antun und ihnen einen Besuch abstatten? Das geht nicht. Bleib in China und schreib mir öfters. Ich fahr nach Wiesbaden allein und komme gleich zurück, wenn die Kur beendet ist.“

Und so geschahs.

Und in Wiesbaden durfte ich einen Brief des Barons lesen — er ist ganz kurz.

Der alte Münch schreibt:

Liebe, ewig heitere Clarissa!

Wie bedaure ich, daß Du nicht hier bist. Ich habe hier bei Herrn Li-Ka-Wa eine Gartenkultur kennen gelernt. O — Dir würden die Augen übergehen. Ich sehe hier in Nabong mitten im himmlischen Reiche. Das Meer ist nach allen Seiten hin sehr weit von mir entfernt. Doch das schadet nichts. Denn das gestrige Gartenfest entschädigt für alles. Leider habe ich bei meinem sehr starken Enthusiasmus ein wenig zuviel von dem alten Tartarenwein getrunken, dessen Macht Du ja auch schon kennst. Darum nur ein paar Notizen über die chinesische Gartenkultur:

Zunächst baut man hier in der Mitte des Kaiserreiches die meisten Gärten in die breitesten und in die engsten Schluchten hinein. Und die Berge vermeidet der Gartenarchitekt auch nicht. Man fürchtet eben nicht den Schatten.

Sodann: Hier sind die Leute nicht so, daß sie meinen könnten, ein Garten wäre nur für die Blumen und Bäume da. Hier gibts auch ganz große bunte Steinbeete. Staune nicht! Es ist so. Und die Anordnung dieser bunten, sehr vielkantigen und immer wieder anders geformten Steine ist oft so entzückend, daß man die Blumen gar nicht vermist. Diese sind natürlich auch da, beherrschten aber nicht das ganze Feld.

Und nun kommt noch ein Weiteres: Porzellan wird auch in Mengen im Garten verwandt.

Das Herrlichste aber ist: die Fülle von Glasachen im Garten. Ganze Alleen mit farbigen Glasugeln. Parkpartien gibts, die des Abends, wenn alle farbigen Glaskörper elektrisch erleuchtet sind, wie Herden von Weihnachtsbäumen wirken.

Glaswände als Hintergründe für Pflanzenwerk sind überall sehr vielseitig aufgerichtet. Und in offenen Glasgrotten, die wie europäische Konzerthallen in Sommerlokalen wirken, sind Orchideen . . .

Und: Du kannst es weiter erzählen — es gibt auch schon Glasblumen in diesen Gärten des Herrn Li-Ka-Wa. Hier ist man eben weiter als in Europa. Natur und Kunst bilden in der chinesischen Gartenkultur keine Gegensätze mehr. Demnächst noch mehr! Na prost!

Ich bin Dein ewig alter

Münch von Münchhausen.

Diesen Brief habe ich wörtlich abgeschrieben und unterbreite ihn hiermit den Europäern mit Erlaubnis der Gräfin Clarissa vom Rabenstein.

Paul Scheerbart.



Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usw. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unerlangt und zugehender Werte kann nicht erfolgen.

Auguste Hauschner: Rudolf und Camilla. Roman. 373 S. 6 M. Egon Fleischel & Co. (Berlin). Der prächtige Prager Roman der „Familie Lowofsky“ findet in diesem Band seine nicht minder treffliche Fortsetzung.

Fortsetzung. Dort gab Auguste Hauschner mit meisterlicher Sicherheit das Milieu der alten Prager Ghettoassen, die Dumpsheit der Häuser und der Menschen, ihre verschüchterten Instinkte und ihre Traditionen, die wie Götzen über ihrem Leben thronen. Hier gibt sie mit derselben Meisterschaft den Weststadtaumel Berlins, die Betriebsamkeit seiner intellektuellen Industrien, seine Besessenheiten und die Ungebundenheiten seiner Lüste, seine seltsamen Menschengewächse, die traditionslos nur sich selbst leben. Zwei Menschen sind aus jener alten, engen in diese neue, lebensvolle, vorurteilslose Welt versetzt: Rudolf und Camilla, die zwei Kinder der Familie Lowositz. Wer Sinn für Architektur und Rhythmus einer Komposition hat, der wird an diesem neuen Roman an sich und als Fortsetzung der „Familie Lowositz“ sein herzlichstes Vergnügen haben. Ein Buch von solcher Klarheit des Aufbaues, von so wohlthuender Harmonie der Teile ist eine Seltenheit in der Literatur von heute, die so formalen Elementen im Roman wenig Beachtung schenkt. Aber wie wichtig sie sind, wie günstig sie den Gesamteindruck zu beeinflussen vermögen, wird der Betrachter an diesem Buch der Hauschner erkennen. Ein Schema steht fest: in zwei jungen Menschenkindern ist der Drang da, aus ihrem engen Lebenskreis hinauszugreifen, in der großen Welt dazustehen. Zwei Geschwister sind es, jedes begabt und voll schöner Kräfte. Nun werden sie in den neuen Lebenskreis versetzt, treten in das Feld der großen Wirklichkeiten. Das ist der Stand der Entwicklung am Beginn dieses Bandes. Das erste Buch war ein Buch des Sehnsüchtigen, das zweite ist ein Buch des Ringens. Und nun offenbar es sich. Für den Mann ist das „Werk“ Ziel und Schicksal, für die Frau die Liebe. Weder für Rudolf noch Camilla wird Berlin die Stätte der Erfüllung. Dem Werk Rudolfs und der Liebe Camillas wird hier ihre Enttäuschung. Da

tritt nun der Unterschied der Energien in Mann und Frau zutage. Beide verlassen die Stadt. Rudolf wendet sich einem noch größeren Wirkungskreis zu, einem Land noch unbegrenzterer Möglichkeiten, nachdem er mit seinen Widersachern eine herzhaft Abrechnung gehalten hat. Camilla aber ist gebrochen und kehrt am Faden der Keue in das trübe Heim ihrer Ehe zurück, um sich mit Muttergefühlen zu trösten. Wie klar und einfach diese Linien sind. Ein leicht übersehbares Schema. Aber es ist mit wärmstem Leben angefüllt, mit einer Fülle von Details, mit Szenen von großer Bildkraft, die Menschen sprechen ihre eigene Sprache; die Schilderung einer Pension ist da, die wahrhaftig der Pension Balzacs in „Peic Goriot“ nicht viel nachgibt. Das alles ist aber nicht das Charakteristische für Hauschners neues Buch. Man weiß es längst, daß die schreibenden Frauen vor allem treffliche Beobachterinnen der Dinge des Alltagslebens sind, und daß ihnen vieles auffällt, was dem Mann entgeht. Nicht in dieser realistischen Sicherheit liegt das Außergewöhnliche dieses Romanes, sondern in ihrer Vereinigung mit dem großen Stil, mit dem formalen Element der ausgeglichenen Komposition, mit der schönen Architektur, die der Problemstellung zur vollen Klarheit verhilft; in dem gedanklichen Wert der Gegenüberstellung von Tradition und Freiheit, von familienhafter Gebundenheit und Lostrennung von allen Hemmungen, in der schließlichen Aufweisung des Unterschiedes von Mann und Frau in der Beantwortung aller dieser Schicksalsfragen. Mit diesem zweibändigen Roman der Familie Lowositz ist Auguste Hauschner in die erste Reihe unserer Schriftstellerinnen gerückt.

Karl Hans Strobl (Brünn).



Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M.
Eingelnummer 40 Pf.
Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. *
Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Wir verkaufen auf Teilzahlung

Moderne Trauringe Mattgold, 14 Karat 0.585 gestempelt



No. 2415. Sinnspruch: „Die Liebe höret nimmer auf.“ M. 25.—



No. 2416. Sinnspruch: „Denn für immer.“ M. 25.—



No. 2417. Sinnspruch: „Gott mit uns“ M. 24.—



No. 2418. Sinnspruch: „In Liebe treu“ M. 23.—



No. 2419. Blumenemblem Myrthe-Rosen M. 24.—



No. 2420. Blumenemblem Myrthe M. 23.—



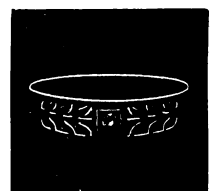
No. 1358. (Hilanzgold, 4 Brillanten, Gr. 9 (1/2⁰⁴ Kar.) 10 Brillanten, Gr. 1 (1/2⁰⁴ Kar.); zus. 14 Brillanten (4⁰⁴ Kar.), in Platin gefasst . . . M. 350.—

Hunderttausende Kunden in 30 000 Orten des Deutschen Reiches

Uhren

Unser Katalog enthält grosse Sortimente in Brillantschmuck. Feinste Uhrenmarken. — Hochzeits- u. Gelegenheitsgeschenke

Uhren



No. 1124. Mattgold, Schiene durchbrochen, 1 Brillant, Grösse 2 (2⁰⁴ Karat), in Platin gefasst . . . M. 31.—

Jonass & Co., Berlin K.W. 320, Belle-Alliancestr. 3

Th. Draeger

Herren- und Damenschneider

Maßanfertigung

Für Durchreisende Maßanfertigung innerhalb 12 Stunden

Tel. I, 6878

W., Unter den Linden 15

Autoren

welche ein belletristisches oder wissenschaftliches Buch geschrieben haben und einen Verleger dafür suchen, der es nach modernen drucktechnischen Prinzipien ausstattet und rühlig vertreibt, setzen sich mit dem SILVA-VERLAG, BERLIN W. 9, Link-Strasse No. 81 in

Verbindung

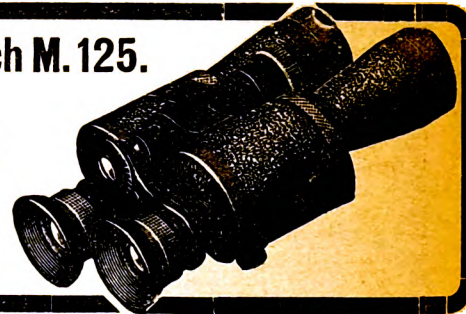
Jagdglas „Perplex“ 6 fach M. 125.

Perplex-Prismenfeldstecher werden in optischer Leistung auch von den teuersten Spezialgläsern nicht übertroffen. **Zahlreiche glänzende Zeugnisse! Neue Modelle** „Perplex“, „Armeemodell“, „Autokrat“. Vergrößerung 5- bis 18fach, M. 85 — bis M. 250.—.

Vor Kauf eines Prismenfeldstechers lasse man sich **im eigenen Interesse** von den Händlern unsere Fabrikate zum Vergleich vorlegen.

Katalog 50 kostenlos durch alle einschlägigen Geschäfte oder durch

Optische Werke, Cassel (Carl Schütz & Co.)



Was ist Reise-Cheviot?

Ein eleganter Anzugstoff in modernen echten Farben, reine neue Schafwolle, unzerreissbar. 140 cm breit 8 Meter kosten 12 Mark franko. Direkter Versand nur guter **Stoffneuheiten** zu Anzügen, Paletots, Hosen bei billigen Preisen. Jeder genaue Vergleich überrascht. Aus über 2000 Postorten liegen Nachbestellungen und Empfehlungen vor.

Verlangen Sie Muster portofrei, ohne Kaufzwang.

Wilhelm Boetzkes in Düren 8 bei Aachen.

Deutsche Kaufleute

lernt fremde Sprachen zu Hause perfekt!

Engl., Franz., Italien., Russisch, Schwedisch, Spanisch usw., durch weltberühmte Selbstunterrichtsbrieft. Vorkenntnisse unnötig. Tausende verdanken diesen Briefen ihre Existenz od. bessere Stellung. Verlangen Sie sofort Prospekt gratis. Umlangreicher Probebrief (Lekt. I) gegen 50 Pf. in Marken.

O. Hofmann, Gommla 203, Reuss.

Antiquar. Kat. 34. Philosophie

„ „ 36. Litteratur

gratis und franco:

J. Krause, Antiquariat, Halle a. S.

Hygienische

Bedarfsartikel. Neuest. Katal. m. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr. H. Ungar, Gummiwarenfabrik Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:

Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:

Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.:
Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):

Hôtel und Naturweinkellerei „Zur Kanne“. Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:

Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:

Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:

Hôtel Anè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:

Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:

Hôtel „Schiesen“-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:

Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:

Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:

Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:

Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.

Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.

Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus „Weisses Ross“. Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:

Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

Die Gegenwart

Nr. 46.

Berlin, den 12. November 1910.

39. Jahrgang
Band 78.

Was ist sozial?

Von Dr. Heinz Potthoff, M. d. R. (Düsseldorf).

Was vor einem Menschenalter aus der Gründung des einigen Deutschen Reiches eine ungeahnte wirtschaftliche Entwicklung hervorging; als Maschinen und Kapital das stille Deutschland umwandelten; als Fabriken und Bergwerke entstanden, in denen Tausende von Menschen an ratternden Maschinen schafften; als immer neue Millionen von Staatsbürgern in Abhängigkeit kamen von wenigen; als Frauen und Kinder schufteten mußten, daß die Wissenden ein Schreden bestiel über die Gesundheit der kommenden Generation; als aus den Massen die Not schrie und der Wille, das Elend ans Licht zu tragen — da fand das Wort „sozial“ seinen wuchtigen Klang, der Gewissen weckte und Mächtige erschrecken ließ.

Über ist darum sozial nur, was die Arbeiter angeht? Und vielleicht noch die Beamten, die Tagelöhner und Diensthöten? Sind sie das Wertvollste im Staate, wertvoller als die andern Staatsbürger? Sind die Arbeitgeber nicht gleichberechtigt? Warum ist eine Staatspolitik zugunsten der Arbeitnehmer sozial?

Man hat zur Begründung das Schlagwort vom Schutze der wirtschaftlich Schwachen geprägt. Nicht nur die Arbeitnehmer, sondern alle wirtschaftlich Schwachen sollen geschützt werden! Ein gutes Wort. Denn der Staat soll dem größten Glücke der Gesamtheit, d. h. der größten Zahl, dienen. Die Mehrheit aber ist weniger reich als die Minderheit, die Mehrheit ist wirtschaftlich schwächer als die Minderheit. Naturgemäß, denn oberhalb der Mehrheit wird stets die Scheidelinie gezogen für das, was reich oder mächtig ist. Im Verkehre, vor allem im Arbeitsvertrage, kommt die Masse der Armeren zu kurz, wenn die Staatsmacht nicht nur den Reichtum der wenigen schützt, sondern auch alle Abmachungen, zu denen sie die Dürftigen nötigen können. Der Schutz des Reichtums, des Privateigentums, des Erbrechts ist ein solches Vorrecht der Besitzenden, daß der Staat niemals Unrecht tun kann, wenn er sich im übrigen auf die Seite der Nichtbesitzenden stellt und ihnen bescheidene Rechte, Freiheiten, Lebensbedingungen

vor der Übermacht der Besitzenden sichert. Wäre das nicht sozial?

Über Schutz der Schwachen ist auch ein gefährliches Wort. Denn es klingt wie Mitleid und Mildtätigkeit und muß in die Irre führen wie alles Almosengeben. Sozial soll der Staat sein! Und der Staat kann nicht auf Barmherzigkeit sich gründen, sondern nur auf Zweckmäßigkeit. Nicht die „Schwachen“ sind die nützlichsten Elemente, nicht die Kranken und Leistungsunfähigen, sondern die Gesunden, die Fähigen, die Starken. Nicht Kräfte hemmen, sondern Kräfte entfalten ist Staatszweck — ist Staatsnotwendigkeit; denn ein Spital ist nicht lebensfähig. Wer mit dem Schlagworte „Schutz der Schwachen“ die Technik hemmen will, die Maschinen oder den Großbetrieb oder sonst eine leistungsfähige Organisation, der schneidet dem Volk einen Lebensfaden ab.

Abriß ist Schutz der Schwachen auch ein unwahres Wort. Denn jeder Staat ist konservativ und denkt nicht daran, die Schwachen zu suchen. Wann und wo hätte das Deutsche Reich oder ein anderer Staat freiwillig nach den Nöten einer Volksgruppe gesucht, um sie zu mildern? Ihm ist jedes Stück Sozialpolitik abgerungen worden. Darum ist es leider auch so sehr Stückwerk geworden. Nur wo eine Volksgruppe sich mächtig organisierte und schrie; oder wo ihre Not so laut zum Himmel schrie, daß eine mächtige Bewegung daraus zu befürchten stand, da schritt der Gesetzgeber ein. Er schützt die Schwachen erst, wenn sie stark genug sind, den Schutz zu erzwingen, oder wenn sie mächtig zu werden drohen.

Was ist also Richtschnur für staatliche Sozialpolitik, aus staatlicher Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit erwachsen? Sozial ist (wie das Wort sagt), was den einzelnen hindert, sich auf Kosten der Allgemeinheit Vorteile zu verschaffen. Was ist das allgemeinste, das jedem Mitgliede des Staates zugehört? — Leben und Persönlichkeit! Wer den Menschen schützt, kann niemandem unrecht tun; denn dieser Schutz kommt allen zugute. Der Staat, dem Menschenleben, Gesundheit, Arbeitskraft das Höchste sind, kann niemals „Klassenstaat“ sein; denn keine Klasse ist im Alleinbesitz dieser Güter, keiner fehlen sie. Der Staat, der dem Glücke und Fortschritte der Gesamtheit

dienen soll, muß seine Arbeit auf Förderung der Persönlichkeit richten; denn sie ist allen gemeinsam.

Und gibt es etwas Notwendigeres für den Staat, für das Volk, als die Millionen der Bürger? Ist ohne sie der Staat möglich? Aber kann nicht mit ihnen alles erarbeitet und erkämpft werden, was etwa mangelt? Schafft ein Volk von starken, gesunden, arbeitsfrohen Menschen, so wird ihm alles andre schon zufallen!

Sozial bedeutet das Vorrecht des lebendigen Menschen vor allen Gütern und Einrichtungen dieser Erde. Sozial ist das Recht nur, wenn es die Persönlichkeit des Menschen, des Staatsbürgers höher wertet als Sachgüter, als Vermögensinteressen, als irgendwelche Institutionen. Sozial ist der Staat, dessen Lenker wissen und sich stets vor Augen halten, daß alles sogenannte Nationalvermögen verschwindet vor den Riesensummen, die in der Ernährung und Erziehung der Staatsbürger angelegt sind; daß der Reichtum des Volkes in seinen produktiven Kräften besteht, von denen die wichtigsten die Menschen sind; daß der Staat um der Menschen willen da ist; und daß er keine höheren Ziele kennen kann und kennen darf, als möglichst viele gesunde, tüchtige, leistungsfähige, aber auch leistungsfreudige, glückliche Menschen zu seinen Staatsbürgern zu zählen.



Aus dem Reiche des silbernen Löwen.

Sie alle germanischen Jünglinge war ich in meinen Gymnasialjahren erblich belastet mit Karl May, unter anderm auch mit den ebenso fabelhaften als moralischen Abenteuern aus dem „Reiche des silbernen Löwen“. Der Löwe ist zwar, genau genommen, golden, aber das machte mir nichts aus. Ich war entzückt von dem edlen Charakter des persischen Volkes, und wenn es auch ohne ein stattliches Kontingent von Schurken nicht abging, diese Schlacken konnten den Glanz des Edelsteins nur erhöhen. Unvermittelt kamen mir diese Lese Früchte ins Gedächtnis, als ich im späteren Leben zum ersten Male einen wirklichen Perser kennen lernte. Es war sogar ein veritabler Prinz. Zwar sah ihm die Berliner Nationaltracht nur kümmerlich am Leibe, vor allem den europäischen Krawatten vermochte er nicht ganz gerecht zu werden, ebensowenig der Kunst des Messers und der Gabel, aber wer wird auf so etwas Gewicht legen bei dem leibhaftigen Cousin des Schah-in-Schah, des Herrn der Sonne, bei dem Urenkel Nasr-ed-din, des Großen, dem Sohne Zill-el-Sultans, „Schatten des Sultan“, jenes alten, ehrwürdigen Bachtiarenonkels, der beim letzten Thronwechsel die große Rolle spielte. Ich war

glücklich. Fast vertraulich, im Gefühle meiner Karl Mayschen Verwandtschaftlichkeit, setzte ich mich neben ihn — es war beim Mittagessen — und hoffte, meine Kenntniss mit Genuß an den Mann zu bringen. Aber ich wurde enttäuscht. Er kannte Karl May nicht! Kannte den wahrhaften Verherrlicher seines Volkes nicht einmal dem Namen nach. Auch sonst kannte er merkwürdig wenig. Gar nichts kannte er, um es genau zu sagen, von unsrer europäischen Kultur. Wollte sich auch nicht etwa belehren lassen, trotzdem ich doch dank meiner Jugendlektüre im Besitze der denkbar besten Anknüpfungspunkte zu sein glaubte. Er schielte mir aus seinen kleinen, schwarzen, mittelasiatischen Auglein mißtrauisch auf den Teller, aß ungeheure Portionen und sah dabei unsäglich hochmütig und europaverachtend aus. Nur wenn er von dem Glanz seines Hauses radebrechte, was er gern und lange tat, wurde er lebhaft. Seine Ahnen bis ins zwanzigste Glied wußte ich bald ebenso von vorn und von rückwärts auswendig, wie das eben gegessene Menu. Das blieb, solange wir uns kannten, die einzige Tischunterhaltung. An Ahnen war er mir eben über. Bestürzt ging ich heim und holte Meyers Konversationslexikon von der Wand, den Band P., und da las ich denn zu meiner unsäglich Enttäuschung folgenden Satz: „Dabei sind sie unaufrichtig, arglistig, treulos und prahlerisch, geizig, diebisch und die ersten Lügner der Welt“. Ich war erschüttert. Der silberne Löwe lag in Scherben.

Das sind meine persönlichen Erfahrungen mit Persien. Man wird zugeben, sie sind mehr innerlich als reichhaltig. Trotzdem habe ich sie, wie wir Menschen nun einmal sind, stets als zureichenden Grund betrachtet, sachverständig mit dem Kopf zu nicken, wenn das Gespräch auf Persien kommt. Die Linie des Urteils ist auch durch das später Hinzugelernte nicht verändert worden. In den letzten Wochen sind ja wieder ungemessene Sintenströme in den persischen Golf geflossen, ohne indessen seine Wasser erheblich verändert zu haben. Die Lage des alten Reiches ist hoffnungslos, wie bisher. Seitdem der an Zahl schwache Stamm der Radjaren, der nicht zu den Urbewohnern des Landes gehört, sondern zu den türkischen Einwanderern, die Macht an sich gebracht hat, ist keine Ruhe mehr ins Land gekommen. Was kümmern sich all die ungezählten Stämme der Turktaren, Turkmenen, Armenier, Nestorianer, Chaldäer, Juden, Kurden, Araber, Zigeuner, Neger, Afghanen, Belutschen, Hindu und die da wohnen am äußersten Meere, in den Gebirgen und Niederungen des riesigen Hochplateaus hausend, um das, was ihnen von Seheran befohlen wird? Soviele ihrer in Städten wohnen, so viele sind immer noch die alten Nomaden, und der größte Teil sitzt ohne Organisation oder Verbindungsstraßen über Dörfer und städtelose Distrikte

zerstreut. Trotzdem die einzige hervortretende praktische Begabung der Perser die Handelschlauheit ist, kommt auch sie wegen der Unsicherheit aller Verhältnisse, der Unwegsamkeit des Terrains, des Mangels an schiffbaren Flüssen und nicht zuletzt wegen der erpresserischen Binnenzölle und der Korruption der gesamten Verwaltung nicht zur rechten Entfaltung. 75 % des Landes liegen gänzlich unkultiviert, der Ackerbau nimmt nur 10% ein, Wald und Weiden 15, die ungeheuren mineralischen Schätze des Landes aber werden so gut wie gar nicht, oder höchstens in primitivster Weise ausgebeutet. Der im Jahre 1877 unternommene Versuch einer österreichischen Militärmission, die Truppen zu organisieren, hat nur vorübergehend ein wenig Erfolg gehabt. Bald mischte sich Rußland in die neu ausbrechenden Kämpfe, und damit setzte jene Politik des Auslandes ein, die langsam aber sicher bis zum englisch-russischen Asienabkommen vom 31. August 1907 gedieh, von welchem Tage an Persien aufgehört hat, eine mehr als nominelle Selbständigkeit zu besitzen. Das war das Ende einer jahrhundertlangen Selbstzerfleischung.

Da tauchte der letzte Hoffnungsschimmer auf: die Konstitution. Von Konstantinopel herüber wehte der neuzeitliche Geist auch über die persischen Steppen. Der alte Schah mußte herunter vom Thron, das Kind Ahmed Mirza ward an seine Stelle gesetzt, und alle Hoffnung des Landes hing am Parlament. Aber es war wohl schon zu spät. Auch das Parlament konnte keine Wunder tun. Die Seheraner Ministerien jagen einander. Wenn der Wind über sie hinweggeht, sind sie nimmer da, und wenn schon noch etwas Hoffnung wäre, daß der politische und wirtschaftliche Zusammenbruch des Reiches aufgehalten werden könnte, so hindern es die beiden drohenden Protektoren, die im Norden und Süden ungeduldig an den Türen rütteln. Persien ist ein Spielball der Mächte geworden.

Ein Spielball der Mächte? Nein, weit weniger noch. Ein Spielball erwerbslüsterner Finanziers. In den letzten Wochen beunruhigte die englische Drohnote alle Welt. Aber die ganze Schuld lag nicht bei Edward Grey. Die Drahtzieher des Bluffs saßen anderswo. Ein Bankhaus war's, ein ganz bestimmtes, einzelnes Bankhaus, dessen Seheraner Vertreter im Nebenamte Zeitungskorrespondent ist. Da warf dann mit einem Male die Times den Aufteilungsgeanken in die Welt, um durch ihn günstige Bedingungen für eine private Transaktion zu erpressen. Sir Edward Grey mag doch angst geworden sein, als er sah, welchen Sturm in Europa seine Note hervorrief, seine wider den Willen der Regierung zu Privat Zwecken ausgebeutete Note über die Ruhe auf der Straße vom Golf nach Schiras, der Stadt der Rosen: Da wurde die Times zurückgepfiffen. So scheint die ganze Aktion vorläufig

wieder zum Stillstand zu kommen, — allerdings nicht ohne „sanftes Zureden“ von deutscher Seite. Auch in Paris besannen sich einige Leute auf die vermittelnde Rolle, die Frankreich im Orient zu spielen hat, und hoben warnend den Finger. Leider nur kann man ja einen Bluff mit Sicherheit als solchen erst hinterher erkennen. Wie lange also wird es dauern, bis Europa von neuem beunruhigt wird? Schon die neue, englische Truppenlandung in der neutralen Zone der persischen Golfküste gibt neuem Mißtrauen Nahrung. Sie ist ohne jede vertragliche Berechtigung, ebenso wie das ganze Polizeispiel, das Englands Kanonenboote den Golf herauf und herunter betreiben, denn die englische „Interessensphäre“ — Rautschut ist gegen ein solches Wort der Inbegriff der Sprödigkeit — hört laut Asienvertrag schon bei Bender Abbas, an der südlichen Golfstraße von Urmuz, auf. Das Mißtrauen wird nie schwinden.

So ist es denn tatsächlich dahin gekommen, daß, trotz allen Geredes von der Integrität und Souveränität, Persiens gesamte Schicksale in den Hauptstädten Europas entschieden werden. Es möchte Geld haben und Eisenbahnen, gute Schiffahrtsgesellschaften und Straßen, es möchte dafür Konzessionen verleihen im doppelten und dreifachen Werte, aber die Eifersucht der Mächte läßt es nicht dazu kommen. Oder aber es werden unerträgliche, politische Bedingungen gestellt. Dabei fürchten sie alle den großen Weltbrand, der in Zentralasien entfesselt werden könnte und dann wohl sicher über die Türkei und den Balkan auch nach Europa übergriffe. Nur diese Furcht hat wenigstens auch ihre guten Seiten. Denn sie gibt dem, was in den diplomatischen Besuchszimmern gesprochen wird, ein besseres Gewicht, als es größere Mittel besitzen würden. Das kommt besonders uns Deutschen zugute, die wir dem persischen Probleme verhältnismäßig ferner stehen. Wir möchten uns nicht tiefer in diese Dinge einlassen, als unbedingt nötig ist. Wir wollen nur unsern entsprechenden Teil am Handel wahren. Die „offene Tür“, wie man's nennt. Wenn uns das gelingt dank dem ehrlichen Mißtrauen, daß wir in Englands Absichten sehen und vielleicht auch dank dem bessern Verständnis für Rußlands wahre und eigene, reinationale Interessen, daß man dem neuen Leiter der russischen Auslandsgeschäfte, Herrn Safanow, zutraut, so genügt uns das. Wir können jenem dummen, kleinen Prinzen, der damals, als man in Seheran das erste Parlament wählte, so verächtlich kauend auf uns Westeuropäer herabsah, doch nicht helfen. Also beteiligen wir uns munter und ohne Karl Maysche Sentiments an dem internationalen Gedulds- und Folterpiel, genannt: In der Schwebe halten. Der silberne Löwe wird dabei kaum ein Bein zur Erde bringen.



Prinzipielles zum Fall Arendt.

Von Dr. Ernst Guggenheim (Berlin).

Der „Fall“ der früheren Polizeischwester Henriette Arendt, der sich in der vor-sichtigen Zurückgezogenheit des Stutt-garter Stadtschultheißenamts seit 1907 einer sorgsamem und eifrigen, immer-währenden Pflege erfreute, ist zu einem dicken Altentbündel angeschwollen. Die Geschwulst aber ist nunmehr geplatzt wie eine überreife Eiterbeule, und sie verspritzt ihr peinliches Gift bis weit über den Bannkreis der schwäbischen Hauptstadt hinaus.

Auf eine kürzlich erschienene Verteidigungs-schrift*) der Schwester Henriette antwortete der Gemeinderat mit einer Disziplinaruntersuchung, dann aber füllten Erklärungen und Gegen-erklärungen die Spalten der Zeitungen, und nun steht zu erwarten, daß in nächster Zeit die bürger-lichen Gerichte Klarheit schaffen werden.

Zwar: wer diesen Veröffentlichungen gefolgt ist und dazu noch das erste Buch**) der Polizei-schwester kennt, wird den Fall auch jetzt schon klar genug sehen. Wie sehr aber die Urteile ausein-andergehen können, und zwar Urteile auf Grund genau desselben Materials, mögen zwei Äuße-rungen über das erste Buch der Schwester be-weisen: sie sind zugleich geeignet, die Erlebnisse der Stuttgarter Polizeiaffistentin zu illustrieren, den Lohn und die Anerkennung — aber auch den Haß zu zeigen, den sie für ihre Liebestätigkeit ge-erntet hat.

Von Bischof Keppler:

Rottenburg, 9. Nov. 1910.

„Verehrte Schwester!

... Ihr Buch ... hat auf mich tiefen Eindruck gemacht. ... Ihr Buch wird mit Gottes Hilfe die gute Wirkung haben, daß sich das Mitleid, die Liebe und die Opferwilligkeit mehr als bisher nach diesem schwerkranken und wunden Gebiet wendet. Mögen auch Ihre Lehren, Warnungen und Anträge zuständigen Ortes Beachtung und Belehrung finden. ...

In warmer Verehrung

Ihr ergebenster

Dr. Keppler, Bischof.“

Der Pfarrer Wurm, ein anderer Geistlicher und Leiter der Stuttgarter Stadtmission, ist anderer Ansicht; er schreibt in der konservativen „Deutschen Reichspost“:

„... vor allem fehlt es der Verfasserin ... an dem sittlichen Ernst, mit dem solche Dinge behandelt sein wollen. ...“ Er klagt darüber, daß die „längst erprobte Arbeit der Inneren Mission ... in der Öffentlichkeit sehr

*) Erlebnisse einer Polizeiaffistentin. München 1910, Verlag der Süddeutschen Monatshefte.

**) Menschen, die den Pfad verloren. Erlebnisse aus meiner fünfjährigen Tätigkeit als Polizei-Affistentin in Stuttgart. Stuttgart 1907, bei Max Kiehlmann.

wenig gewürdigt“ werde; „ihre Jahresberichte und Konferenz-Verhandlungen werden nicht gelesen. ... Pußt man aber dieselben Dinge feuilletonistisch auf, so daß auch die Sucht nach Pikanterie zu ihrem Recht kommt, dann ist helles Entzücken über solch unerhörte Aufopferung. ... Die Welt will betrogen sein, also — lasse man ihr das Vergnügen.“ (Armer Bischof!)

Aber es ziemt sich nicht, dem Richter vorzu-greifen und Stellung zu nehmen: so schwer es auch fällt, hier Zurückhaltung zu üben. Dagegen erscheint es wohl angebracht, den Fall einmal, abgesehen von allem Persönlichen und Zuständ-lichen, rein sachlich zu betrachten.

Es besteht ein innerer Konflikt, der im Wesen des Amtes einer Polizeischwester be-gründet ist; nicht die einzelnen Ereignisse, nicht Zufälle, die etwa aus dem persönlichen Charakter der Schwester und ihrer Kollegen heraus ent-standen und die nach und nach zu einem Ganzen, Einheitlichen angewachsen zu sein scheinen, haben die Verhältnisse im Betrieb der Stuttgarter Wohl-tätigkeitsanstalten so sehr unerquicklich und unhalt-bar gemacht.

Es hat sich aber erwiesen, daß das Amt der Polizei-Affistentin, das Henriette Arendt selbst für Deutschland begründet hat, trotz aller inneren Widersprüche notwendig und unerseßlich ist. Des-halb wird der Fall Arendt ein überaus wichtiger Präzedenzfall sein, und darum gilt es, ihn zu studieren, aus ihm zu lernen und vorzubeugen, so gut es geht!

In ihrem ersten Buche umschreibt Schwester Henriette ihr Amt und seine Befugnisse folgender-maßen:

„Die (mit ihrer Anstellung) übernommenen Pflichten erstreckten sich hauptsächlich auf die Überwachung der am Stadtpolizeiamt Stuttgart eingelieferten weiblichen Gefangenen, sowie auf die Fürsorge für sie nach ihrer Entlassung.“

In der Ausübung ihrer Tätigkeit war die Polizeiaffistentin so gut wie unabhängig, und das konnte wohl nicht anders sein: denn ihr Amt war von ihr selbst geschaffen, es hatte keine Vergangen-heit und mußte erst Form bekommen, Grenzen finden, innerhalb deren es in das Ganze des bürokratischen Organismus eingefügt werden konnte.

Man ließ also die Schwester gewähren; sie war in der Hauptsache, um mit Friedrich Nau-mann zu reden, der das erste Buch von Henriette Arendt eingeleitet hat: „die Mittelsperson zwischen Strafgewalt und Rettungsverband“ — und ihre Tätigkeit hat reichlich Früchte getragen und sie war anerkannt —, bis ins Jahr 1907: da begann ihre gute Sache eine „Affäre“ zu werden, die wir hier also nur rein sachlich und prinzipiell betrachten wollen.

Wichtig ist, daß zu Beginn dieses Jahres der Polizeirat noch geäußert hat: „Er habe (die Tätig-

keit der Schwester) stets anerkannt“; so waren die Jahre 1903 bis 1907 — —. Dann kam es anders.

Der klarste Ausdruck dieser Verhältnisse und ihres Umschwungs findet sich in der Tatsache, daß die Schwester diese ganze Zeit über ohne formellen Urlaub zu nehmen, nach eigenem Gutdünken ihrem Dienst auch außerhalb des Büreaus nachgehen durfte und z. B., um Kinder in Fürsorgeheimen unterzubringen, mit ihnen weite, mehrtägige Reisen machen konnte — — und dies, obwohl solche Kinder doch keineswegs zu den „am Stadtpolizeiamt Stuttgart eingelieferten weiblichen Gefangenen“ gehörten, auf die sich die Amtstätigkeit der Schwester von Rechts wegen hätte beschränken sollen!

Es kam denn also (wie gesagt, allerdings erst im Jahre 1907) soweit, daß man beim Fahnden nach den Amtsvergehen der Polizeiaffistentin (unter andern war damit ein amtlich angestellter Titular-„Fahnder“ beauftragt) ihr auch den Vorwurf machte: es sei „aktenmäßig festgestellt, daß (sie) 423 Kinder unter 12 Jahren während (ihrer) Tätigkeit als Polizeiaffistentin in Stuttgart in Fürsorge genommen habe“.

Aus dieser „nebenamtlichen“ Tätigkeit schließt nun das Stadtschultheißenamt ohne weiteres, ohne jeden faktischen Beweis zu erbringen: „Die Akten ergeben, daß die private Fürsorgetätigkeit die Zeit der Polizeiaffistentin immer mehr in Anspruch nimmt und daß ihre eigene amtliche Tätigkeit immer mehr zurücktritt.“ Also: „Die Akten ergeben“ es, — aber eine Nachlässigkeit im Amt wird nirgends nachgewiesen; im Gegenteil gewinnt man nicht nur aus den Darstellungen der Schwester selbst, sondern gerade aus den ihr zur Last gelegten „Delikten“ viel mehr den Eindruck des Abereifers — den man aber keineswegs mit Aufdringlichkeit identifizieren darf; er ist, man muß es immer wieder betonen, von 1903 bis 1907 auch amtlich anerkannt gewesen.

Dieser Abereifer war Pflicht, Menschenpflicht; und sie lag im Wesen der Arbeit, mit der die Schwester betraut war. Hierin aber liegt zweifellos der innere Konflikt ihres Amtes, der zum Bruch führen mußte. Denn unser vielgeschmähtes Beamtentum ist eben einmal ein Mechanismus und kein lebendiges Wesen; es kann und darf nicht gefühlsmäßig arbeiten, es kann unmöglich den Einzelfall individuell behandeln. Denn man bedenke nur: wo fände sich für das unermessliche Heer, das die Bureauratie darstellt, entsprechendes Menschenmaterial, von dem man gefählich und mit Aussicht auf Erfolg so Schwieriges verlangen könnte? Man denke sich, daß man zum Beispiel von einem Gendarmen, der so oft das Amt eines vorläufigen Untersuchungsbeamten auszuüben hat, psychologisches Saitgefühl erwarten mußte! Die vielen Anekdoten aus dem Gerichtssaal, denen Zeugenaussagen solcher biederen Leute zugrunde liegen, mögen diesen Gedanken illustrieren. . . .

Nun ist Schwester Henriette aber von Amts wegen mit allen Freiheiten ausgestattet gewesen, ihr Liebeswerk nach eigenem Gutdünken durchzuführen. In ihrem zweiten Buch sagt sie einmal: „Ich möchte . . . betonen, daß ich es für das Recht eines jeden Menschen (von der Verfasserin gesperrt!) ansehe, von sich aus Anregung zu Hilfeleistungen jeder Art zu geben . . .“ Der Robeg ist nicht mit ihr einverstanden, darf es nicht sein, wo es sich um Menschen handelt, die außerdem noch — Beamte sind; Arbeitsteilung ist sein strenges Prinzip, jeder einzelne geht sein wohl abgemessenes Stück Wegs und gibt die Arbeit dem Nächsten in die Hand: mag er weiter sehen — doch nein! am Ende seines Weges legt auch der zweite, dritte, vierte . . . sie weg und kümmert sich nicht darum, ob die nächst höhere Instanz das begonnene Werk wirklich weiter führt. . . . So ist es und — es kann nicht anders sein!

Die Konsequenzen dieser Methode bei einem Menschen, der sich nicht so ohne weiteres als Teil der Maschine fühlt und fügt, mögen zum Schluß an einem besonders einleuchtenden Fall aus der Tätigkeit der Stuttgarter Polizei-Affistentin dargestellt sein:

Im Jahre 1906 stellte der Gemeinde-Waisenrat die Polizei-Affistentin „als ehrenamtliche Waisenspflegerin für ein Kind auf, mit dem Bemerkten, daß er vom Rgl. Vormundschaftsgericht Stuttgart die Mitteilung erhalten habe, daß die Witwe F. (die Mutter) den ganzen Tag fort sei und das Kind vernachlässige. Über denselben Fall war bereits durch das Stadtpfarramt . . . beim Stadtpolizeiamt Anzeige erstattet worden, ohne daß dieses sich verpflichtet fühlte, einzuschreiten. Ich (die Polizeischwester) begab mich sofort in die Wohnung der Witwe F. Diese war nicht zu Hause. In der schmutzstarrenden Stube spielten einige ganz verwaarloste Kinder. Der Säugling befand sich in einem Korbe. . . . Es hatte den Anschein, als ob er noch nie gereinigt worden wäre. Das Bettchen strömte einen furchtbaren Geruch aus, das Kind schien schwerkrank; es atmete mit großer Anstrengung, und in den halboffenen eiternden Augen sahen eine Menge Fliegen, neben dem Rissen lag eine Flasche mit saurer Milch. Ich ging sofort zu dem Gemeinde-Waisenrat, um das Kind durch einen Arzt sofort in das Olgaspital einzuweisen. Der Repräsentant des Gemeinde-Waisenrats forderte einen schriftlichen Bericht ein und erklärte mir, daß es fraglich sei, ob der Waisenarzt Zeit haben werde, in den nächsten Tagen nach der Sache zu sehen. So eilig, meinte er, würde der Fall nicht sein.“ (Sperrungen vom Verf.) Die Schwester geht nun zum Stadtpolizeiamt, um den Stadtarzt zu bekommen. Der Vorstand meint aber: daß ihn das Kind gar nichts angehe. Wenn der Gemeinde-Waisenrat den Fall in Behandlung (!) habe, so sei das Stadtpolizeiamt nicht befugt, einzuschreiten.“

So geht also die „Sache“ noch durch ein paar Hände; zwei Tage verstreichen, und als der Waisenrat endlich zusieht — findet er eine Leiche. „Der kleine Körper war zum Skelett abgemagert, der Rücken nur eine große, offene Wunde. Als eigentliche Todesursache wurde Lungenentzündung konstatiert . . .“ Und: „das Ende von der ganzen Sache war ein Schreiben des St. Stadtschultheißenamts, worin dieses das Stadtpolizeiamt ersuchte, der Polizeiaffistentin Arendt seine Mißbilligung über die Art ihres Vorgehens auszudrücken.“

Schwester Henriette Arendt bekennt selbst, daß sie „in dem . . . so geliebten Amt vielleicht mit zu großer Leidenschaftlichkeit, mit zu großem Eifer vorgegangen“ sei — aber nach all dem (und ihre Veröffentlichungen sind solcher Erlebnisse voll) muß auch ihr persönlicher Feind gestehen: in solcher Lage war es schwer, ja, es wäre unmenschlich, anders zu sein. Die Theorie mag sagen: um innerhalb der behördlichen Einrichtungen im Sinne der Schwester zu wirken, hätte wohl eben mit mehr Maß und Zurückhaltung gearbeitet werden müssen. Die Praxis aber antwortet: Bei den Erfahrungen, die Henriette Arendts Bücher dar- tun, ist solches Maßhalten fast ausgeschlossen; denn nur ein Mensch von ausnahmsweiser, leidenschaftlicher Liebe zum Guten kann an solcher Stelle wirken. Solche Leidenschaft kennt aber kein Maß.

Die Verwaltung wird abwarten müssen, bis sich aus den Mißlichkeiten derartiger Erfahrungen auch für das Amt der Polizeiaffistentin, das sich in Stuttgart und nach dem Stuttgarter Vorbild auch anderwärts als überaus segensreich und notwendig erwies, ein bureaukratisches Schema herauskristallisiert hat, das die „nebenamtliche, private“, aber trotz aller kirchlichen oder gesellschaftlichen Wohltätigkeits-Veranstaltungen so überaus notwendige Arbeit einer Frau wie Henriette Arendt in sich schließt. Bis dahin muß man dem mutigen Wort der Stuttgarter Polizeiaffistentin zustimmen; als ihr das Stadtschultheißenamt ihre „private Liebestätigkeit“ einzuschränken gebot, antwortete sie:

„Solange ich das Amt einer Polizeiaffistentin bekleide, kann von einer Einschränkung meiner Fürsorgetätigkeit keine Rede sein. Ich werde die mir vom Stadtschultheißenamt gegebene Weisung . . . nicht befolgen, da ich (diese) meine . . . Tätigkeit nicht, wie das Stadtschultheißenamt, als private, sondern als meine amtliche, mit meiner Stellung als Polizeiaffistentin untrennbare Tätigkeit ansehe.“

Diese Antwort aus dem Munde einer Beamtin ist eine historische Tat, würdig, auf den Ruhmesblättern großer Frauen verzeichnet zu sein!



Die Sterilisierung Degenerierter.

Von Georg Stammer (Berlin).

Auf der anlässlich des VIII. Internationalen Gefängnistkongresses von der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika für die ausländischen Vertreter und die besonders berufenen Delegierten veranstalteten Rundreise wurde auch der Staat Indiana besucht, in dem ähnlich wie sonst nur noch in Utah und Connecticut, ein Gesetz zur Verhütung der Fortpflanzung gemeingefährlicher Degenerierter Geltung hat.

Solange diese Frage besteht, ist über das Für und Wider geschrieben und gesprochen worden; sie kam später etwas mehr in Vergessenheit, weil das von einigen Staaten Amerikas praktisch gegebene Beispiel wenig Nachahmung fand, und erst in neuester Zeit mit dem vielfach laut werdenden Ruf nach stärkerem Schutz der Öffentlichkeit gegen Verbrecher und Verbrecher, unter denen namentlich die unberechenbare Gefährlichkeit der geistig Minderwertigen immer mehr in das Volksbewußtsein dringt, ist neben dem Verlangen nach Prügelstrafe auch wieder die Forderung der Kastration vernehmlich geworden.

So war es sehr interessant und für die weitere Klärung der Frage lehrreich, in dem auf eine längere praktische Erfahrung in dieser Richtung zurückblickenden Staat Indiana an Ort und Stelle Erkundigungen einziehen und der Vornahme einer Operation beiwohnen zu können.

Zunächst bedarf es der Feststellung, daß die Sterilisierung nicht ein Gerichtsakt ist und durch Spruch des Richters verhängt wird, sondern daß es sich um eine administrative Maßnahme handelt, die auch nicht, wie vielfach angenommen wird, die Fortpflanzung des Verbrechers verhindern soll, sondern lediglich die des Degenerierten. Daraus folgt, daß da, wo sie zulässig ist, die Maßnahme sich keineswegs auf die Gefängnisbevölkerung beschränkt, sondern alle auf Staatskosten in öffentlichen Anstalten untergebrachte Personen umfaßt, soweit Anzeichen von Degenerierung bei ihnen festgestellt worden sind.

Es kann als Vorgeschichte des zu dieser Maßnahme führenden Gesetzes die Überlegung angenommen werden, daß die Klasse der Degenerierten fortwährend wächst, daß Wahnsinn, Epilepsie, Prostitution und sexuelle Verwerflichkeiten überhandnehmen, stetig neue Geldforderungen notwendig werden zu Errichtung von Anstalten für Geistes- kranke, Sieche, Krüppel und Waisen, und daß, während unmeßbare Werte an Zeit und Geldmittel aufgebracht werden, um Quellen des Wohlstandes zu erschließen und das Glück und die Wohlfahrt eines Landes zu fördern, nichts geschieht zur Hebung des köstlichsten Gutes, der Stärkung einer gesunden Nation.

Davon ausgehend, waren es in Amerika zu-

nächst einige Staaten, die heitratbsbeschränkende Geseze vorschrieben, so z. B. die Ehelichung mit körperlichen und geistigen Gebrechen Behafteter unter sich, sowie die Eheschließung eines solchen Kranken mit einem Gesunden unter 45 Jahren u. a. mehr.

Auf dieser Basis hat sich alsdann das Gesez entwickelt, das die Sterilisierung Degenerierter zuläßt, die öffentlichen Anstalten zur Last fallen. Die Ausführung der Maßnahmen soll im allgemeinen nur auf Wunsch und Verlangen der betreffenden Personen erfolgen, das Gesez erlaubt aber ausdrücklich die Vornahme der Operation auch gegen den Willen der Betroffenen. Die Vorschriften besagen, daß, wenn ein unheilbar Degenerierter in einem Staatsinstitut Aufnahme gefunden hat, auf Antrag des Anstaltsarztes der Leiter der Anstalt eine aus zwei unabhängigen Ärzten bestehende Kommission einzuberufen hat, die den Kranken untersucht und über den Befund berichtet. Es ist alsdann gegebenenfalls zu versuchen, durch geeignete Vorstellungen die betreffenden Personen zum Einverständnis zu bewegen und nach Einholung der Erlaubnis des Gouverneurs des Staates zur Ausführung zu schreiten. Wird die Einwilligung seitens der Personen verweigert, so entscheidet der Gouverneur, ob dem ärztlichen Antrage stattzugeben ist oder nicht.

Die Praxis hat nun gezeigt, daß die meisten der Betroffenen die Sterilisation direkt verlangen. Sie haben von andern davon gehört, wieviel geistig wohlher diese sich fühlen und wieviel glücklicher, gesünder und kräftiger sie sind, und sie kommen von selbst und bitten, ihnen auf diese Weise zu helfen. Überwiegend geschieht das von geistig Defekten mit starker Neigung zu perversen Verbrechen und unbezähmbarem Hang zur Masturbation.

Die an Männern vorgenommene Operation dauert nur drei Minuten, sie besteht in einer Unterbindung des vas deferens, soll ziemlich schmerzlos sein und keinerlei Unbequemlichkeiten nach sich ziehen, so daß der Operierte die Arbeit gleich hinterher wieder aufnehmen kann. Narose wird nicht angewandt. Nach Ansicht des vortragenden Arztes soll es das einzige Mittel sein, den Personen innerliche Freiheit und Glücklichkeit wiederzugeben und sie für ein nützlich Leben zu gewinnen; ihren Leiden auf andre Weise beizukommen, sei nach seiner Ansicht unmöglich.

Ich wiederhole lediglich das Erlebte, das ich durch Gutachten vieler Ärzte aus zahlreichen Ländern bestätigt fand, und kann meinerseits nur hinzufügen, daß der persönlich gewonnene Eindruck und die eingehende Rücksprache mit zahlreichen Fachleuten weder mich noch andre Anwesende bestimmen konnten, der Maßnahme beizupflichten, der ein praktischer Grundzug ohne Zweifel wohl inneohnt. Vor hundert Jahren hätte sich vielleicht darüber reden lassen können; unsrer heutigen Zeit ist die Sterilisation nicht würdig. Wir müssen,

wie so manches andre, auch unsre Verbrecher ertragen, und es gibt noch andre unerschlossene Mittel, sich ihrer zu erwehren. An Hinweisen auf betreibbare Wege fehlt es nicht, ein wenig mehr Initiative und Konzessionen in der Richtung mehr näherliegenden Möglichkeiten wird weiterführen als in diesem Falle das Messer.



Wesen und Ziele der Freimaurerei.

Von Dr. Otto Neumann (Bromberg).

Sunter diesem Titel hat Dr. Diedrich Bischoff in Leipzig ein Buch herausgegeben, welches in klarer Darstellung das wiedergibt, was sich in der Gegenwart von der Freimaurerei sagen läßt. Ich habe selbst die Freimaurerei geschichtlich kurz dargestellt und Professor Caspari hat in seiner Preisschrift: Die Bedeutung des Freimaurertums*) eine rein philosophische Betrachtung gegeben. Die Schriften mehrten sich, welche von modernem Geist erfüllt, das verlautbaren, was heute unter Freimaurerei zu verstehen ist. Diese Schriften sind natürlich keine sogenannten Werberschriften, sondern sie sind Aufklärungsschriften. Sie sind auch keine Werbeschriften, denn in den zum deutschen Großlogenbund gehörigen Logen ist jede Werbetätigkeit untersagt. Werbesinserate in den Zeitungen gehen ausschließlich von den sogenannten Winkellogen aus, d. h. von Logenimitationen, die den geheimnisvollen Nimbus benutzen, um Anhänger zu werben.

Mit dem Geheimnis, um das gleich vorweg zu nehmen, haben die aufklärenden Schriften nichts zu tun. Das Formgeheimnis ist zu trennen vom Wesensgeheimnis; ersteres ist äußerlich, obwohl es als Bundeszeichen geheim zu halten ist, letzteres ist innerlich und kann sich nur dem erschließen, der in Wahrheit ein Freimaurer ist, nicht nur ein „Logenbruder“.

Die Geschichte der Freimaurerei kann in Wahrheit nur zwischen den Zeilen der Weltgeschichte gelesen werden; in der Kulturgeschichte ist ihr offener Anteil nicht immer genügend hervorgehoben. Unsre Gegnerschaft beweist aber, daß auch wir am Webstuhl der Zeit sitzen.

Die neuen Reformbestrebungen, wie sie seit den letzten Jahrzehnten einsetzten, sind der Tätigkeit des 1861 gegründeten Vereins deutscher Freimaurer zu danken, welcher im wesentlichen den wissenschaftlichen Weg wandelt und durch die Herausgabe der Enzyklopädie der Freimaurerei**) ein wissenschaftliches Werk schuf.

*) Beide im Verlag von Alfred Unger in Berlin.

**) Leipzig, Max Hesse.

Wenn wir der klaren, für weite Kreise geschriebenen Darstellung von Diedrich Bischoff folgen, der seiner Schrift*) einen in Leipzig im Verein Volkswohl gehaltenen Vortrag zugrunde gelegt hat, so sehen wir hier einen aller Geheimnißkrämerei abholden Ausblick in die eigenartige Geisteswelt der Freimaurerei, vornehmlich der deutschen.

Die germanische Freimaurerei hat sich von jeder von der romanischen geschieden. Hier war sie mit Politik verknüpft und so sehen wir, wie sie in Frankreich, Italien, Spanien eine politische Rolle spielt. Ganz anders in Deutschland. Gewiß ist auch hier noch viel des traditionell-mystischen vorhanden, ganz besonders in den Hochgraden der Großlogen, welche spezifisch christlich sind, während in den Humanitätslogen**) in der Hauptsache die auf den Gottesglauben und der Religion fußende Toleranz ihren Ausdruck findet. Das Eigenartige der Freimaurerei ist in Worten in der Tat schwer darstellbar, denn wir sagen mit Recht, daß unser wahres Geheimniß ein inneres Erlebnis ist, sei es nun, daß die Verwirklichung des Reich Gottes hier auf Erden das Ziel ist, welches den Menschen besser und somit gottähnlicher machen will, sei es, daß die Durchdringung mit der eigenartigen freimaurerischen Humanitätsidee das Wesen der Freimaurerei darstellt.

Die Freimaurerei der Gegenwart ist ein Gegensatz zum Dunkelmännertum, zur Orthodoxie, zur Autoritätsbindung, zum Jesuitismus und Ultramontanismus.

Auf mannigfachen Gebieten vertritt sie den Evolutionsgedanken. Sie ist die Vertreterin des Ausgleichs, der Versöhnung, der Toleranz, sie ist auf sittlich-religiösem Gebiete die Trägerin einer zentripetalen geistigen Kulturgewalt. Von der Wohltätigkeit abgesehen, schafft sie praktischen Nutzen, wenn sie sich der Ausbreitung der Gegensätze entgegenstellt und vermittelnd wirkt. Jede Loge ist als Keimzelle das Bild einer Gesinnungsgemeinschaft sympathisierender Geister, die sonst durch Religion, Stand usw. getrennt sind. Was die Loge im kleinen, das stellt die Freimaurerei als eine internationale Einrichtung im Großen dar, allerdings eine ideale Einigung, insofern international, als über Ziel und Zweck, als Lichtträger und im Sinne des geistigen Fortschritts alle Logen des Erdenrunds einig sind. Der Freimaurer arbeitet auf seine Weise an der Menschheit wie an einem Dome, an einem geistigen Tempel. Hier ist die Humanität das Wesentliche. Deshalb achtet der Freimaurer den unendlichen Wert jeder Menschenseele, deshalb ist er duldsam, deshalb hält er die Gewissensfreiheit hoch, und so erscheint denn die freimaurerische Idee als die Trägerin der Gewissensfreiheit und setzt sich von selbst in den Gegensatz zu jeder dogmatisch-

kanonischen Knebelung. Der Tempel der Humanität ruht auf der sittlich-religiösen Grundlage, der Gottesbegriff ist die Basis, so daß satzungsgemäß eine atheistische Freimaurerei keinen Platz hat. Dieser Satz gilt für alle anerkannten Freimaurerlogen.

In unsrer realen Zeit, in welcher das Dominieren technisch-naturwissenschaftlicher Ansichten den religiösen Funken zu erstickend droht, laufen wir Freimaurer Gefahr, als Utopisten angesehen zu werden. Manche halten die Sache für überlebt. Nichts ist in der Tat unrichtiger. Nichts liegt uns ferner. Indes die nicht genug geklärten Ansichten unsrer Gegner drängen uns auf den Weg der Apologetik, während die positiven Erfolge übersehen werden.

Ich glaube, daß wir, nachdem der Materialismus abgeklaut ist, der keine Befriedigung bringen konnte, wieder auf dem aufsteigenden idealen Wege sind; denn vieles, was z. B. Enden geäußert, was Ludwig Stein, was Karl Jentsch verlautbart hat, was in den Hefen der Comeniusgesellschaft zu lesen ist, das deckt sich durchaus mit dem, was wir den freimaurerischen Gedanken nennen.

Von Herder, Fichte und Goethe, die dem Bunde der Freimaurer als hervorragende Geister angehörten, lassen sich Fäden geistiger Art spinnen zu Carlyle, Ruskin, Chamberlain.

Das, was Lessing in seinen Freimaurer-Gesprächen Ernst und Falk als die wahre Ontologie der Freimaurerei geschildert hat, gilt noch heute von ihr, wenn auch die historische Entwicklung heute zu andern Ergebnissen gelangt ist, als Lessing s. Zt. vermutete. Die Wege der freimaurerischen Geschichtsforschung sind erfolgreich von Keller, Boos, Vegemann, Sonnenfals, Walden*) beschritten und die große umfassende Freimaurerbibliographie nähert sich unter Wolfftiegs Leitung ihrer Vollendung. Der Verein deutscher Freimaurer hat eine Reihe von Schriften herausgegeben über die Aufgaben der Freimaurerei in der Gegenwart, über Logentum und Volkserziehung, über die besonderen Aufgaben freimaurerischer Volksbildungsarbeit, so daß man nicht sagen kann, daß die deutsche Freimaurerei der Gegenwart die soziale Seite ihrer humanitären Tätigkeit vernachlässigt habe.

Im Gegenteil, die Zeitschriften, vor allem die Bauhütte, die Freimaurerzeitung, der Herold, die Latomia beweisen, daß s. Zt. ein sehr reges geistiges Leben im Bau herrscht, das den wichtigsten Gegenwartsfragen Rechnung trägt.

Wenn der gesamten freimaurerischen Bruderschaft nach den Worten Bischoffs der Gedanke an die dem inneren Menschen sich offenbarende, im Gotteswillen wurzelnde Pflicht zur Vervollkommnung der Lebenszustände gemeinsam ist,

*) Berlin, Franz Wunder.

**) Ohne sogenannte Hochgrade.

*) Trotz der Verschiedenheit in deren Ansichten.

wenn die Mitarbeit am Aufbau einer menschenveredelnden Kultur Ziel und Zweck des Bundes und Wesen der Bruderschaft bildet, so wird man dieses Streben nicht als ein lediglich ideales, utopienhaftes hinstellen dürfen. Ja, man kann sagen, je schwerer dieses hohe Ziel zu erreichen ist, desto intensiver muß die Arbeit sein. Auch die geistige Arbeit ist eine Tat. Freimaurerei ist wesentlich geistige Arbeit am Menschheitsbau. Die Freimaurerei dient der Menschheit, darum kann sie nie überflüssig sein. Sie arbeitet als ein wichtiger Kulturfaktor neben andern Kulturfaktoren, neben Staat, Kirche, Gesellschaft. Sie steht keineswegs im Gegensatz zu diesen Kultureinrichtungen, sie löst eben auf die ihr eigene Weise ihre Aufgaben, die Gegenwartsforderungen erfüllen. Um ihrer Eigenartigkeit willen, um ihrer internationalen Bedeutung willen, als einer organisierten, festgeschlossenen Kulturngemeinschaft mit eigenartigen Formen und ihr spezifisch angehörenden Gebräuchen, kann man sie nicht für überflüssig erachten, wie manche das wollen, wenn sie Form und Inhalt nicht scheiden können oder lediglich in Außerlichkeiten das Geheimnis suchen.

Die Form ist Hülle, Gewand, Einleidung, wie schon Lessing sagte: die Zeichen sind nicht der Inhalt. Wesentlich ist der geistige Inhalt. Dieser Inhalt ist: die vollkommene Gesellschaft — hier ruhen wir auf Herder und Fichte — als Endziel der Bewegung. Also in Wahrheit eine echt soziale Aufgabe. Auf mannigfachen Gebieten wird nun dieses Ideal zu erstreben gesucht; hier bemüht sich die Loge; daß dies richtig ist, daß läßt sich auf dem Gebiet der Volkswohlfaht ebenso nachweisen, wie auf dem religiösen Gebiete im Sinne etwa einer freieren Auffassung des Christentums, z. B. in den spezifisch christlichen Logen. Jede Loge hat eben ein andres Arbeitsgebiet. Nicht alle treiben dasselbe, nicht jede Loge kann alles treiben. Wenn Bischoff mit Tolstoj sagt, daß der wirkliche soziale Fortschritt nur durch sittliche und religiöse Vervollkommnung aller einzelnen Personen bewirkt werden kann, so trifft dieser Ausspruch in der Tat Wesen und Ziel der Freimaurerei. „Alles Heil der Welt“, hat der erste königliche Freimaurer Friedrich der Große gesagt, „beruht auf Humanität, ohne die auch die Tugend eitel ist“. Eine Freimaurerei, die diesen Gedanken vertritt, ist auch heute noch zeitgemäß; auch sie arbeitet mit an den Aufgaben der Gegenwart; auch sie arbeitet an der Menschheit.



Franz Starbina.

Zur Gedächtnisausstellung
der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin.

Von Hermann Abeking (Charlottenburg).

Die Königliche Akademie der Künste ehrt das Andenken ihres im Mai dieses Jahres verstorbenen Mitgliedes Franz Starbina durch eine umfassende Ausstellung seiner Werke. Franz Starbina ist in weiten Kreisen bekannt geworden, ja er ist einer der wenigen Künstler gewesen, der sich fast allgemeiner Sympathie erfreute, ohne diese je ausdrücklich gesucht zu haben. Für die einen mag er ein Schilderer des friderizianischen Zeitalters sein, hierin dem Altmeister Menzel verwandt, für die andern der stets wache und muntere Beobachter der Straße und ihres Treibens, für die dritten, vielleicht stillsten, der Maler der Empire- und Rokokointerieurs mit ihrem duftigen Glanz. So hat er viel Liebe gewonnen, ohne den hohen Sinn seines Berufs zu vergessen, der Natur zu folgen und Wert und Farbe in ihr zu suchen.

Franz Starbina ist keine allzu markante Persönlichkeit gewesen, keiner jener Titanensproßlinge, deren Weg eine klaffende Spur zurückläßt wie das scharfe Eisen des Pflugs. Franz Starbina ist kein Kämpfer gewesen, der unbeschadet seines Werks einen Platz heischen mußte in der Kunstgeschichte seiner Zeit. Seine Arbeit war ruhig und schlicht; er wollte nur eins, malen, er tat nur eins, er malte. So strahlen auch alle seine Bilder die klare Gewißheit aus, daß hier nicht große Probleme gesucht sind auf stofflichem oder technischem Gebiet, sondern daß das, was der Künstler sah, einfach weiter ausfloß aus der sichern Hand. Wenn trotzdem Starbina gleich Menzel den Wert des freien Lichtes, sei es bei ihm auch hauptsächlich das Grau des Abends und der Laternen künstlich gelber Schein, erkannte und als einer der ersten zu pflegen verstand, so ergibt sich dieses aus dem sachlichen Schauen des Malers, vor dem eine festgelegte Atelierdoktrin nicht standhalten konnte.

Wie so Starbinas Natur des Explosivstoffes drängender Impulsivität, ja wohl auch Genialität entbehren durfte, ist auch sein Entwicklungsgang zuerst nüchtern und ohne besondere Überraschung. Zuerst malte Starbina wie die andern ein Genre, dann holländische Fischerszenen und -idyllen, wie es um ihn gang und gäbe sein mochte. Immerhin sehen wir hier und da schon etwas, das unsre Aufmerksamkeit erregt und auf künftige Bahnen weist. So blinkt es in dem Liebeswerben des Fischers mit einem Male silbern auf hinten in der Gasse, es wiederholt sich golden in den Schuppen des Herings, den des Mädchens Hand zerteilt. Dann das größere Bild „Fischmarkt in Blankenberghe“. Eine gedrängte Szene, eine Schar

Menschen vor alten Häusern. Schon will man sich weiter wenden, da entdeckt man ein ganz köstliches Rosa in den verwitterten Ziegeln des einen Daches, ein Rosa, das gleich stumpf und prächtig das Kleid einer den Rücken lehrenden Frau zu weisen vermag. Es beginnt zu dämmern: Hier ist ein Kolorist, den die Materie zwar noch in Banden hält, der aber, wenn diese einst bezwungen, zu feinsten Blüten gelangen muß. Dann wird auch das Stoffgebiet selbständiger, dem Charakter des Malers entsprechender. Skarbina findet in den Bädern, in Ostende, Anschluß an das Leben der mondänen Welt. Zunächst ist er auch hier noch außerordentlich hart, seine Figuren stehen einzeln in der Landschaft und vermögen sich in hölzerner Steifheit nicht mit dieser zu vermählen. Immerhin bedeutet der Ausschnitt „Auf der Digue, Ostende“ einen Höhepunkt. Die Figur der Dame, die, den Fächer schützend über die Augen haltend, sich vom Geländer neigt, ist gut gezeichnet und bewegt, auch die Gruppen der sich auf dem Sande tummelnden Badegäste lebhaft; allerdings kann von einer Sonne, die der Gegenstand und wohl auch der Maler voraussetzte, nicht die Rede sein. Diese zu erwecken, bleibt der Schilderung „Die alte Wiese in Karlsbad“ vorbehalten. Hier flutet sie denn auch in voller Kraft und Milde über die Promenade, verteilt ihre Flecken auf das lichtblaue Weiß der hellen Kleider, bildet leichte und tiefere Schatten und strahlt wieder auf im stärksten Glanz. Die koloristische Feinheit, die Skarbina hauptsächlich auszeichnen sollte, behauptet das Feld. So sind ein paar rote Flecken, Tüten mit dem Karlsbad eigentümlichen Gebäck, brillant als Kontraste zu den meist gebrochenen Tönen gestellt. Ehe wir den Maler von diesem Bilde ausgehend als den unsrigen, den uns werten, begrüßen, sei noch ein Blick auf ein Stück Altlemalerei geworfen, das uns in der Gestalt eines Lumpensammlers, Père Jean Baptiste, am steilen Geländer des Ateliertreppenhauses gewiß eindringlich entgegen tritt. Auch kleinere frühere Arbeiten, wie die „Atelierlaune“, die ein Mädchen im schwarzen Jackett und rotem Rocke vor einem Wandschirm zeigt und nur den farbigen Werten folgt, das sehr stimmungsvolle „In Gedanken“, das Schwarz in Schwarz Figur und Gemach in Dämmerung taucht, sind der Beachtung wert.

In drei Gemälden, einander im Vorwurf ähnlich, entdeckt sich der Meister. Er bekennt sich offen zu der Straße und ihrem Treiben. Zunächst wählt er lebensgroße Gestalten, die den Vordergrund füllen und die Umgebung zwar noch als Rahmen, aber doch äußerst wahrhaftig und zum Ganzen harmonisch empfinden lassen. „Winternachmittag“. Die Dame im schwarzen Pelz entsteigt dem eleganten Gefährt, der Kutscher hebt grüßend die Hand. Dunkel trennen sich die Gestalten von dem Schnee, nicht dem klaren weißen des Landes, sondern dem halbflüssig gleißenden der Städte, den

der Maler in der Folge so gern verwendet hat. „Zur Weihnachtszeit“. Wieder eine weibliche Figur, das Gesicht mattrosa im abendlichen Schein, hinter dieser das Leben des Marktes. Die Hand hält einen Hampelmann, dessen Blau im muntersten Akkord die sonstige Stille unterbricht. Dann „Lust und Leid“. Eine Wittve, oder ist es eine trauernde Mutter, starrt leeren Auges in die Fülle der Freuden, die das Fest bietet. Ihr schwarzes Kleid grenzt das frohe Leuchten der offenen Bude, deren Schätze, zumal das feuerrote Antlitz eines Nutznackers, der Kinder sehnedes Staunen erweckt. Weihnachtsmarkt! Dieses Wort hat für des Künstlers Ohr einen besonderen Klang. Findet er in ihm doch alles, was sein Herz bedarf: die Straße, die Bewegung der Massen, das Glitzern des Lichtes und das mannigfache Gerät, das so bunt wie sonst nirgends des Malers Pinsel zur lebendigen Farbigkeit reizen muß. So bleibt dieser Stoff Skarbina treu, entwickelt sich auch in größeren und kleineren Aquarellen zu immer weiterer Freiheit und klingt schließlich aus in reizvoll bizarren Spielereien unter dem Weihnachtsbaum.

Franz Skarbina wird zum Augenblicksbilderer, er lebt in der Großstadt, in Paris und in Berlin, die Schönheit der Plätze und der Straßen, die der großen und kleinen Welt, die sich auf ihnen tummelt, geht ihm auf. Und mehr noch, er empfindet das echt Malerische, das alles dieses birgt, er empfindet den Duft, den Regen und Tau, den der helle Tag und des Abends künstliches Licht über die Steine der Häuser und das Pflaster legt, er empfindet, ohne konstruktiv zu komponieren, das Verschmelzen und Hervorheben des Einzelnen zu der Note des Gesamtausschnittes. Er blickt vom Eifelturm mit einem Paare über Paris, das sich in der Anzahl seiner Laternen unter ihm breitet, er steigt auf den Montmartre, schreitet über den Place de la Concorde. Von allem weiß er zu erzählen, von Land und Leuten. Er sucht markante Bauwerke, den Dom zu Freiburg, L'église de St. Nicolas in Furnes, deren breitauffstrebendes Gemäuer sich großzügig dem Himmel vermählt. Dieser schiebt sich blaßgrün an die Kuppel der böhmischen Kirche in Berlin. Frischer Schnee bedeckt das Dach und die Straße, gelb strahlt es aus den hohen Fenstern, fast lautlos schreiten die Menschen. Es ist heiliger Abend. Dann wieder sehen wir kleinere Szenen, in denen die Gebäude selbst eine geringere Rolle spielen. Der Gelbsterne kommt vom Geschäft, eine Dame verweilt am Schaufenster. Oder der Künstler führt uns in das Variété, wo er all seiner Laune die Zügel schießen läßt, er weist uns den wackeren Pompiere auf Theaterwache, der in einer Loge versteckt auf die lichte Bühne starrt.

Aus der Fülle des Lebens flüchtet der Maler, wenn er der Stille bedarf, in die Einsamkeit der Empirezimmer und der Kokoschlößchen. Hier ist

ihm alles Stimmung, hier gibt er sich nur seiner Palette hin, die ihm das Spiel von Farbe zu Farbe auf die Leinwand zaubert. Er braucht hier keinen besondern Vorwurf. Eine Mädchengestalt, die sich im weiten Rock an die altmodischen Möbel schmiegt, sagt ihm genug. Zunächst hat Skarbina wohl auch eine illustrative Idee in diese Räume geführt, die er dann nur ganz um ihrer selbst willen zu schätzen gelernt hat. „Sonnenuntergang“. Der abendliche Schein trifft die gelbe Tapete mit den Familienbildern, ein Mädchen senkt weinend das Gesicht in die Hände, der Geliebte öffnet zagend die Tür. Es ist der Abschied eines liebenden Paares. Die bewußte Absicht des Erzählers läßt noch nicht ganz ein Verschmelzen in das rein Malerische zu, trotzdem sich die Anlässe finden. Völlig bezeichnet erst „Die weiße Dame“ dieses Gebiet. Ein weites Zimmer, gleichfalls auf gelb gestellt, das Skarbina besonders gerne wiederholt, feinviolette Vorhänge, die breite Form eines Sofas, das Kommode zugleich, gibt mit dem dunstigen Blauweiß des faltigen Gewandes eine sanfte und doch freundige Harmonie. In der „Dame an der Servante“ gilt hauptsächlich das Glikern von Glas, Porzellan und Silber im Schrank. Das Kleid des Mädchens ist mattrosa, sich fast dem Fleische vermählend von Kopf und Hals, zum dunklen Grün der Tapete gefügt. In der Hand erstrahlt von neuem das Silber, das Silber einer Dose, aus der die Mäschlerin ein Stück Konfekt zu greifen bereit ist. Das Zeitalter der Großväter und die Straße vereinigen sich bezeichnenderweise in Skarbinas letztem, noch unvollendet genanntem und doch abgeschlossnem Gemälde „Bohème“. Den Anlaß hierzu mag Murgers Dichtwerk gegeben haben, glauben wir doch Rodolph und Mimi zu erkennen, die sich in der sterbenden Natur sehnsuchtsvoll grüßen. Das Bild faßt noch einmal alle Qualitäten des Malers, Duft, Stimmung, Charakteristik und das feine Wägen der Farbe zusammen.

Franz Skarbina als Geschichtsmaler ist in dieser Ausstellung weniger vollwertig zu erkennen. Eine größere Komposition „Friedrich der Große bei Bunzelwitz“ vertritt die Epoche, der der König seinen Namen gegeben hat. Der alte Friß steht vor einem Wachtfeuer, ein Blatt in der Hand, von seinen Generalen umgeben. Die Flamme leuchtet über die Gesichter und läßt den Hintergrund im tiefen Dunkel verschwinden. Mit einigen Studien fast lebensgroßer Grenadiere müssen wir uns des weiteren begnügen. Aus unsrer Zeit wird die „Rundgebung an Kaiser Wilhelm vor dem königlichen Schlosse in Berlin in der Nacht des 6. Februar 1907“ noch in aller Erinnerung sein. Sie erregte Aufsehen, weil in ihr mit Erfolg versucht wurde, den historischen Moment durch eine geschickte Lichtverteilung und durch breites Zusammenhalten der Massen dem malerischen unterzuordnen. Kopf an Kopf drängt sich die Masse;

einzelne Züge sind deutlich sichtbar, andre wieder verschwimmen in der Allgemeinheit. So entsteht die lebensvolle Bewegung. Die Wand des Schlosses selbst schimmert dunkelgrün, abgesetzt durch ein wenig helleren Schnee. Das Licht konzentriert sich auf die hohen Fenster, in denen wir das Kaiserpaar, durch die Entfernung bedingt, mehr ahnen als deutlich erfassen. In zwei Studien hierzu ringt der Künstler mit dem Vorwurf, ist sich aber bereits des einzuschlagenden Weges bewußt. Weniger glücklich war Skarbina in der Darstellung eines andern Gegenstandes, der das geschichtliche Interesse auf das wissenschaftliche hinüberleitet. Er malte „Exzellenz von Bergmann mit seinen Assistenten in der königlichen chirurgischen Universität Berlin“. Aber wie schon der Gemäldetitel als solcher äußerst trocken anmutet, war auch Skarbinas Kunst nicht bei der Sache. Er begnügte sich mit einem gleichfalls trockenen und luftlosen Abklitschieren der Figuren, die er durch das brandige Gelbbraun der Holzbalustrade noch völlig jeder Farbwirkung beraubte.

Wir haben versucht, Franz Skarbina von den verschiedenen Seiten seines Wesens zu betrachten, sein Lebenswerk zu zerlegen und im einzelnen zu spezialisieren. Daß das nicht völlig möglich ist, ist bei einer so aufnahmefähigen Natur wie Skarbina selbstverständlich. Denn neben seinen durchgeführten Arbeiten läuft eine Anzahl von Skizzen, Zeichnungen und Aquarellen, die immer wieder den innigsten Kontakt zwischen Künstler und Natur herzustellen bestimmt waren, in denen der Maler einen glänzenden Ausdruck des Momentanen suchte und fand, die ihm oft wohl die reinsten Freuden brachten und ihm eine süße Gewohnheit wurden. Wer hier nachzustöbern sich bemüht, wird manch ein Stücklein schauen, das ihm ganz besonders zu Herzen spricht und ihm die Bewunderung und Liebe einflößt, deren Skarbina als Mensch und Maler wert war und bleiben wird.



Zwei Gedichte.

Von Rolf Brandt (Berlin).

Deutsche Knechte.

Ein Lied hinter den Trommeln.

Wir sind gezogen in Sonnenbrand
 So manche Straße im welschen Land,
 So manche Nacht, die fremd und kalt,
 Traf uns des Heimwehs Sturmgewalt.
 Wonach? Wonach?
 Bittere Schmach . . .
 Wir sind Knechte in Kaisers Heer
 Und haben keine Heimat mehr,
 Ist keine, der das Herze brennt,
 Wenn man unsere Namen nennt.

Eine welsche Dirne, die lacht vielleicht,
Wenn ihr der Klang vorüberstreicht . . .
Darum, darum
Sind unsre Lippen schwer und stumm.

Nur manchmal blüht noch auf im Blut
Die Fahrtenfreude, der freche Mut.
Die Fahnensehnsucht, die flattern muß
In Sonne und Wind bis Schlachtenschluß.
Und mit uns zieht in Kaisers Sold
Was trinkt und spielt, was raust und tollt . . .
Wir, wir
Sind der Fahne blut'ge Zier.

Dann, einmal kommt der bittere Tag,
Da geht tief dumpf der Trommel Schlag,
Die Fahne, die ist schwer gerafft,
Sie hält nicht mehr am Fahnenstang,
Sie weht nicht mehr im Sommerlicht —
Wie Fahnentuch ein Leben bricht . . .
Niemand ans Grab ein Kränzlein legt,
Die andern ziehn, wo die Trommel schlägt.
Eine welsche Dirne, die weint vielleicht,
Wenn ihr das Wort vorüberstreicht —
Darum, darum
Sind unsre Lippen schwer und stumm.

Herbstwind.

O du Wind im Herbst, hei, du Wind im Herbst!
Du lieber und frischer Gesell!
Wie du die Wangen der Liebsten mein färbst,
Wie machst du die Augen ihr hell!
Wie fliegst du mit ihrem blonden Haar!
O du Wind, du Wind überm Feld!
Du machst die Gedanken leuchtend und klar
Wie ringsum die herbstliche Welt.

Weht ein blauweiden Band, weht ein blauweiden
Von den Locken der Liebsten zurück, Band
Und es schlingt deine Hand, deine fröhliche Hand
Um uns ein blauweidiges Glück.

Ob du auch bald wieder den Wanderstab kerbst,
Uns zwangst du die Frucht von dem Baum . . .
O du Wind im Herbst! Hei du Wind im Herbst!
Nun wehst du durch Glück und durch Traum.



Nachtfahrt.

Von Erich K. Schmidt (Berlin).

Der D-Zug lief mit nervösem Reuchen ein,
die braun-blaue, friedfertige Nacht öffnete
minutenlang ihre Augen — geweckt durch
grelle Blendflammen, hochgehehrt durch
rohes Säurenklappen —, ein paar kon-
turenlose Gestalten huschten hin und her — dann

grub sich die schwarze Schlange wieder zischend in
das kompakte Dunkel, versank darinnen wie in
einem Bergwerksschacht . . .

Ich ging mit fallenden Augenlidern durch den
Gang, den müde Flammen mit schüchternem Lichte
tränkten, sah an den geschlossenen Abteiltüren vor-
bei, deren staubdunkle Vorhänge mürrisch auf den
neuen Reisegefährten blickten, und trat in ein Kupee;
das, zur Hälfte beleuchtet, nur zwei Menschen
in sich barg. Man erwiderte meinen Gruß liebens-
würdiger als ich es erwartete; die junge Frau stand
auf, schob den schwarzen Lichtschirm zwecklos zur
Seite, sah mich mit verdeckter Neugierde an; durch
halbgesenkte Lider, langseidige Wimpern; mit
Augen, die schmale forschende Blicke haben.

Sie setzte sich auf das graue Polster, während
ich die gelbgerippte Ledertasche, die mich auf Reisen
begleitet, in das Gepäck schob. Mir gegen-
über hochte hinter einer großblättrigen Zeitung der
Gatte meiner Nachbarin. An seiner Seite, bis zum
Wagenfenster hin, dehnte sich ein rundes wolliges
Bündel, das bisweilen zuckte, also Leben in sich barg.

Weil die Frau raffinierte Mundwinkel hatte
und Augen, die lüstern und unbefriedigt hin und
herblinzelten, abenteuersuchend, wunderte es mich
nicht, daß ihre Füße — klein, in gelbem Leder,
übereinandergelegt — sehr bald auf das gegen-
seitige Polster huschten und meine Blicke auf die
dünnseidigen Strümpfe zu locken suchten.

Die Nacht stand schweigend hinter den schweiß-
feuchten Scheiben, die das Innenbild mit zerwühl-
verzerrten Linien wiedergaben. Dann und wann
taumelte milchiger Rauch, in Fäden geschnitten,
vorbei.

Die Wagenräder glichen bösen Buben, die an
der Seite des Zuges mitliefen, Klappern in den
Händen hielten und einen monotonen Dreitakt
schlugen . . .

Die Experimente der Frau hatten meine
Müdigkeit halb zur Seite getrieben; ich blickte mit
versteckten Augen auf die Polster. Der Mann
vor mir ließ die Zeitung sinken, sah zu seiner
Gattin, zu mir, auf das wollige Bündel. In dem
Augenblick schob sich ein nackter Fuß ans Licht, der
sofort wieder tuchumhüllt wurde.

Die Gebärden dieses Mannes waren sonder-
bar. Sie glichen den Gebärden jener Menschen
auf Kinematographenbildern; waren rückweise, kurz,
klein, gehakt. Als er mit der Hand über das
fahle Haupt fuhr, sah es aus, als wollte er dort
ein Insekt töten.

Seine Augen waren rund, groß; mit einem
Starrblick; verschärft durch blinkende Kneifergläser.
Und seine Finger waren dünn wie Gräten.

Er wirkte beunruhigend.

Er faltete die Zeitung mit kurzen Kniffen,
warf sie über sich ins Netz, wie ein Jongleur eine
Kugel über sich wirft. Griff mit hastvollem Ruck
in das schwarzblaue Jackett, holte aus dem Stul
eine Zigarre, fuhr mit einem Ruck in die Hosens-

tasche und entzündete das braune Kraut mit einem Ruck.

Er lehnte sich zurück; seine Augen kugelten über das wollige Bündel; er zückte in regelmäßigen Intervallen die Zigarre gegen die Lippen. Seine großen runden Augen sahen dabei ins Leere; mit starrem Blick.

Seine großen runden Augen hielten mich gebannt. Sie hatten etwas Fatales, Lebenleeres; etwas Geislos-Lotes und zugleich etwas Scharfes, Zügelndes, das den Blick anzog.

Seine großen runden Augen waren wie silbergefüllte Löcher eines fleischfarbenen Vorhangs. Man wußte nicht, was hinter ihnen war. —

Das Licht an der Decke fiel müde; wurde bleicher, energieloser. Die Nacht bekam hellere Augen; regte sich, wie Kinder sich im Schlafe regen.

Die Wagenräder liefen wie böse Buben an den Seiten mit, hielten Klappern in den Händen, schlugen monotonen Dreitakt . . .

Die Frau in der Nachbarecke wechselte in Abständen von zehn Minuten die Lage ihrer Füße. Die abenteuerlichen Schelme in ihren spitzen Mundwinkeln waren müde geworden. Die Augen öffneten sich nur dann und wann zu dünnem Spalt . . . So kroch der Morgen herauf aus Tiefen. Erste Fahlfarben schwangen sich mit einem Saße über den Horizont, glitten über die dumpfen Blauweiten. Dickere Farben drängten nach. Anfangs Gelb, dann Orange und Rosa . . . Und endlich, hinter blühendem Rot, stieg die Sonnenmajestät im Purpurmantel auf. Die Schatten taumelten geblendet gen Westen, gleich kraftlosen Feinden. Ein letzter vergessener Stern zerblüht wie ein gelber Funke . . .

Der Mann mir gegenüber sprang hoch, so daß ich entsetzt die Augen öffnete, so daß ich an mein Ende dachte. Aber er löschte nur die wässrige Lampe, die komisch niederfah. Nun war sie tot. — Dann glitt er mit einem Sprunge wieder auf die Polster.

„Ich glaube, wir sind bald da!“ sagte er jetzt.

Die Frau hob ihre Lider mühevoll, ließ die Füße auf den Boden fallen und stand auf. Sie hatte eine Puppenfigur mit einer Diabolotaille.

„Wir müssen ihn wecken“, sagte der Mann darauf.

Die Frau nickte. Sie rollte die Tücher auseinander.

Ein naturwidrig großer weißhaariger Kopf starrte ins funkelnde Licht des jungen Tages. Die Füße hoben sich; die Beine zappelten in die Höhe; dann ein krampfhaftes Gähnen, und der Junge ruckte empor. Mit der Gebärde seines Vaters.

„A-ma-ma“, kreischte er dann auf. Schlag die Hände um sich und lachte ein breites Lachen.

„Sag mal: guten Morgen!“ sprach der Vater auf ihn ein; „sag mal: guten Morgen!“ . . . Der

Knabe legte die Finger an die Schläfe und brüllte: „Morgen!“

Dann zog man ihm Strümpfe und Schuhe an. Eine böse, widrige Prozedur. Der Mann hielt ihm die fuchtelnden Hände fest; die Mutter streifte die Strümpfe über die dünnen Beine; dann die Schuhe.

Der Vater nahm ihn mit einem Ruck auf den Schoß, drückte ihn an sich, ließ ihn zum Fenster hinausblicken. Des Knaben Augen irrten hin und her. Seine Finger pickten sinnlos gegen die Scheiben; alle Augenblicke stieß er dünne, gellende Schreie aus.

Man gab ihm eine Apfelsine; er rollte sie über die Polster hinweg. Er riß den Ramm aus der Hand der Mutter, steckte ihn zwischen die Zähne des Vaters. Er trieb entfegliches Spiel. Kinderlaute, gebrochen, halb tierisch, sprangen über die Lippen des Siebenjährigen. Seine Augen gaben tote Funken.

Die Eltern aber bemühten sich schweigsam um ihr krankes idiotisches Kind. Ertrugen alles mit Geduld. Der Vater aus inneren Instinkten, die Mutter mehr aus Klugheit, dem Gatten zuliebe, mit verhüllter Gleichgültigkeit.

Es hatte etwas Rührendes, wenn dieser Mann mit den starren, runden Augen voll Liebe einsprach auf den Jungen; wenn er jedem blöden Laute einen Sinn zu geben suchte, und einen Gedanken jedem Tun.

Es hatte etwas Rührendes, wenn er mit den Grätenhänden den dicken Kopf an seine Brust drückte voll Zärtlichkeit; wenn er die blöden Knabensfinger streichelte in schuldbewußter Vaterliebe. —

Ich hatte meine Augen geschlossen, sah nur in unbemerkten Momenten auf; ich fühlte eine zitternde Angst ausgehen vom Herzen dieses Mannes, eine Angst vor den Mitleidlosen, den Unbarmherzigen, deren Augen Stachel tragen, mit denen sie das franke Kind verletzen. —

Der Morgen war voll erblüht. Aber in den Tiefen sprangen hurtige Nebel auf. Aber die Häuser der Stadt hinweg rollte der nackte rote Sonnenball. Die Geräusche des Tages stiegen in die Stille empor. Der Zug schleifte hörbar über die Schienen; kreischte auf; hielt . . . Die aufgebauhte Bogenhalle lag noch im Fahlgrau fallender Nacht. —

Meine Reisegefährten stiegen aus.

Ich bog mich durch das Fenster.

Hastige Menschen liefen an der Zugflanke entlang; mit stumpfen Mienen, farblosen Gesichtern. Zeitungsverkäufer schriegen dazwischen. Am Ende des Perrons leuchtete die Mütze des Bahnvorstehers wie eine rote runde Blume.

Gesondert von den andern hasteten drei Gestalten dem Treppenausgange zu; zur Rechten die Frau, der Mann zur Linken. In der Mitte zerrten sie einen Knaben, der heftig widerstrebte.

Randbemerkungen.

Das Kabinett Briand

hat die schwere Krise, in die der Eisenbahnerstreik es gestürzt hatte, mit Mühe und Not überwunden. An sich gingen uns diese Dinge wenig an, zumal Herr Pichon, der Vertreter der auswärtigen Politik, als ruhender Pol in der Erscheinungen Flucht nicht dabei in Frage kam, und also auswärtige Interessen von der Krise nicht berührt wurden. Aber in anderer Beziehung ist uns die Sache doch sehr lehrreich gewesen. Einmal hat sich wieder eklant gezeigt, daß der Sozialismus grundsätzlich nicht regierungsfähig ist. Kommt er aus Ruder, so entwickelt er sich mit Regelmäßigkeit nach rechts, oder es geht mit ihm schnell zu Ende (wie z. B. mit dem letzten, zwar nicht sozialistischen, aber doch rein radikalen dänischen Ministerium, das von unsern Radikalen mit solcher Begeisterung begrüßt wurde). Herr Briand, gegen den wir im übrigen gar nichts einzuwenden haben, hat es vorgezogen, lieber nach rechts zu greifen, um sich zu halten. Im französischen Kabinett befindet sich jetzt nach der Neubildung außer ihm nur noch ein einziger Sozialist. Will man mehr Beweise für die Regierungsfähigkeit des Sozialismus? — Daneben interessiert uns nicht wenig das englische Echo dieser Vorgänge. Unsere vetterliche Presse hat Herrn Briand tapfer die Stange gehalten, wie nicht anders zu erwarten. Interessant ist dabei nur der Gegensatz zu ihrer Haltung den Moabitern Krawallen gegenüber. Wenn wir in Frage kommen, dann ist es natürlich ganz etwas anderes. Da muß man über Polizei- und Säbelregiment entstellende, gehässige Vorstellungen verbreiten, nicht nur, weil jene vorwärtigen englischen Journalisten dabei etwas auf die Finger bekommen haben, auf jene Finger, mit denen sie so manches liebevolle Wort über Deutschland nach Hause geschrieben haben, nein, es ist die Freude, daß es uns schlecht geht, die Hoffnung, daß wir der revolutionären Auflösung entgegengehen, und die Vettern uns dann beerben können. Das diktiert ihnen hier die Feder. Wie armselig ist doch so etwas in seiner Durchsichtigkeit!

W.

Herr v. Heydebrand und der Lasa

hat jüngst in Stuttgart den württembergischen Konservativen ein Gastspiel gegeben und sich dabei des längeren über das Verhältnis der Konservativen zum Liberalismus, besonders zu den Nationalliberalen, ausgelassen. Dabei hat er den Satz getan: „Wenn bei den künftigen Wahlen die Regierung vom Reichskanzler bis zum letzten Beamten der Verhekung, die von liberaler Seite betrieben wird, nicht entgegentritt, so wird die Kampagne für sie so ungünstig werden, daß ihr die Augen übergehen.“ Wenn Herr v. Heydebrand, der selten Sprechende, eine solche Drohung ausgehen läßt, dann ist es ernst. Dann wird die Regierung wissen, was sie zu tun hat. Sie tut ja auch schon, was sie soll, wie die kalten Eimer Wasser zeigen, die dem Hansabunde von der „Norddeutschen Allgemeinen“ aufs Haupt gegossen werden. Ob sie allerdings „bis zum letzten Beamten“ so gehorham ist, scheint fraglich. Doch kommt es ja hauptsächlich auf die oberen an, und der Kanzler jedenfalls kann hören. Gehen doch solche und ähnliche Drohungen aus konservativem Munde stets völlig unwiderrprochen durch die Welt. Rein Bethmann denkt daran, durch sie die ihm eigene „Empfindlichkeit“ verletzen zu lassen. Und wenn man nachfragt, wie das kommt, erhält man die Aufklärung, daß eben die Interessen der Regierung mit denen der Konservativen „parallel“ gingen, oder den Trost, man solle froh sein, daß die Norddeutsche wenigstens der Finanzreformmehrheit, also den konservativen-Klerikalen, nicht ausdrücklich ihre Anerkennung ausdrückt, sondern nur die Budgetkunst der Regierung preise und ihr damaliges Verhalten. In der Tat, dieser Trost ist auch schon etwas; er ist wenigstens doch ein Stück Klarheit mehr, über die Richtung, der unsere Regierung nolens volens zutreibt.

W.

Porzer, Kanonisches und österreichisches Eherecht.

Es geschehen Dinge zwischen Inn und Leitha, von denen sich eine reichsdeutsche Unschuld nichts träumen läßt. Nun sollen wir päpstlicher als der Papst, dogmatischer als das Kirchendogma und unser Eherecht soll unlösbarer sein als das des corpus juris canonici. So wenigstens Wiens erster Vizebürgermeister, Herr Doktor Porzer, der die leidige Frage der österreichischen Eherechtsreform beseitigen will — durch die Einführung des kanonischen Eherechtes. Wo bin ich; in welchem Lande, in welchem Jahrhundert? Wirklich: der Auffas des Herrn Vizebürgermeisters ist in den Wiener „Juristischen Blättern“ vom 2. Oktober 1910 gedruckt. Nun ist ja unser österreichisches Eherecht sicherlich eine beispiellose Zeitwidrigkeit, eben weil es das kanonische Recht im Ganzen ohne bedeutende Änderung, rezipiert hat. Und weil über diesem Teile unsres Gesetzbuches, das heute kaum mehr als den zweifelhaften Vorzug seiner Ulehrwürdigkeit für sich geltend machen kann, ein unsichtbares, aber deutlich fühlbares: Noli me tangere steht, wird die Erneuerung unsres Bürgerlichen nur in Form von lauter aufgepappten und eingesehten Fliden entstehen. Allein die restlose Rezeption, die der Herr Vizebürgermeister vorschlägt, die wollen wir uns doch vom Leibe halten; wenn auch unser Gesetz nicht viel besser ist, so ist es jedenfalls viel biskreter, Ausdrud einer feineren Eesittung. Herrn Porzers angeblich mildere, lösungsberetere Form des kanonischen Rechtes beruht darauf, daß es erst nach Vollzug der copula carnalis die absolute Unlösbarkeit der katholischen Ehe eintreten läßt, das österreichische Gesetz aber schon mit der Konsenserkklärung; diese Behauptung ist so schlaue wie oberflächlich; denn 1. ist nach kanonischem Rechte zur Lösung des matrimonium ratum non consumatum eine (sehr teure, sehr fragliche, sehr umständliche) päpstliche Dispensatio erforderlich, 2. hat hier das bürgerliche Gesetz viel besser vorgesorgt, indem es eine nicht konsumierbare Ehe nach § 60 wegen partieller Impotenz überhaupt als ungültig erklärt. Denn in Wirklichkeit wird die Nichtkonsumierbarkeit fast der einzige Grund der Nichtkonsumtion sein. Lustig aber, wie sich Doktor Porzers weltfremde Unschuld die verruchten Zustände des modernen Liebeslebens vorstellt. Sein Krumpfsatz ist nämlich: es würden sovieler Vernunft-, sovieler Konvenienzen geschlossen, die könnten nach kanonischem Rechte durch päpstlichen Dispens gelöst werden. Versteht sich: wenn die copula nicht vollzogen ist. Als ob nicht auch in Verunsteheten Kinder in die Welt gesetzt würden! Als ob nicht auch ältere Ledemänner immerhin noch eine Ehe konsumieren könnten! „Gar nicht zu sprechen“, ruft Herr Porzer dann schmerzlich aus, „von zahlreichen Ehen, bei welchen nicht im eniferntesten die gegenseitige Zuneigung, sondern nur vermögensrechtliche Erwägungen in Betracht kommen.“ Sehr traurig. Allein, wie hier das kanonische Recht liberaler oder moralfördernder sein sollte als unser österreichisches, ist nicht einzusehen. Nein, nein, wie verlockend uns auch der Führer der Wiener Klerikalen das kirchliche Recht darstellt, daraus wird einmal nichts. Der Weg geht in entgegengesetzter Richtung. Er wird nicht zur Aufnahme des jus canonicum führen, sondern zum Hinauswurf des Unlösbarkeitsdogmas, das im österreichischen Gesetz eine Antinomie, einen Widerspruch zur sonstigen ratio legis geschaffen hat. Erinnern wir uns nur ein bißchen: tut das Gesetz sonst nicht vieles, um Eheschließungen zu fördern? In der vernünftigen Erkenntnis, daß der Staat neue Arbeitskräfte, die Arme neue Soldaten braucht. Da ist der § 1220 über die Pflicht zur Bestellung eines Heiratsgutes, da ist eine Bestimmung, welche die Eltern des Mannes zur Bestellung der ersten Einrichtung verhält, da ist der § 52, welcher für Minderjährige eine Supplierung der väterlichen Einwilligung durch das Gericht vorseht. Lauter Mittel, Eheschließungen zu fördern. Und im krassen Widerspruch dazu eben § 111, der die „gänzliche Trennung bei Katholiken nur durch den Tod“ — „gestattet“. Hic Rhodus, Herr Porzer; nicht auf dem Einbandbedel des

corpus juris canonici; hier, auf den schmalen Zeilen des § 111 wird der Tanz losgehen, bis § 111 tot zusammenbricht.

* * *

Immer wieder Denkmäler.

Gab es einen einzigen Tag in diesem nun bald vollendeten Jahre, an dem uns unser Blättchen nicht von irgendeinem Denkmal, einer Enthüllung, Grundsteinlegung oder auch nur von Plänen, Ideen, Sammlungen usw. berichtete? Ich glaube kaum. Wenn man sich so jeden Morgen und jeden Abend daran ergötzen muß, wie die Menschheit sich abplagt und müht, denen Denkmäler zu setzen, die sich so benahmen, wie eigentlich jeder sich benehmen sollte, dann kommt man leicht in Zweifel darüber, was wir eigentlich auf dieser Erde zu suchen haben. Unsere ganze Generation scheint ja (nach diesen immer wiederkehrenden Zeitungsnotizen) nichts andres zu tun zu haben, als Denkmäler aufzustellen. Und die Pläne, die immer wieder auftauchen! Es scheint Leute zu geben, die sich zum Ziel ihres Daseins gesetzt haben, möglichst viele Denkmäler zu hinterlassen. Und nicht genug, daß sie ehrenwerte Tote damit belästigen. Nein! Wenn kein Künstler, kein Staatsmann, kein Gelehrter, kein Herrscher, überhaupt nichts Menschliches mehr aufzutreiben ist — na, was liegt näher, als daß man alsdann zum Unmenschlichen übergeht? Zum Nichtmenschlichen wollte ich sagen; aber es ist ja gewissermaßen auch unmenschlich, wie man mit dem schönen Marmor umzugehen beliebt.

Da ist zum Beispiel in Frankreich eine Gemeinde Ferté-Milon. Gewiß eine sehr schöne Gemeinde mit wundervollen Anlagen und Gärten. Wenigstens stelle ich mir das so vor; denn wozu gebraucht man sonst ein Denkmal als zur höchsten Zierde, der Zierde einer Stadt, zur Zierde eines großen Gartens, eines Platzes, einer Anlage . . . Das macht doch immer Eindruck und veranlaßt die Verfasser von Reisebüchern, ein paar Zeilen mehr über den Ort zu schreiben.

Also, Ferté-Milon hat Racine ein Denkmal setzen wollen. Das ist an und für sich weiter nichts. Racine hat das gewiß schon oft über sich ergehen lassen müssen. Es ist ja so praktisch, so einfach. Man gibt fünf Mark oder fünfhundert, je nachdem, und bekundet damit ein großartiges Interesse an Kunst, Wissenschaft usw., ohne daß man sich erst die Mühe zu nehmen braucht, etwas von dem Mann zu lesen, für den man sich ja so gewaltig interessiert. Das Racine-Denkmal in Ferté-Milon stellt Racine aber als Kind dar. Warum? Frage die Götter. Wahrscheinlich, weil er als Kind seine größten Werke geschaffen hat? Oder weil ein findiger Gelehrter herausbekommen hat, daß der Dichter nicht mit dreißig Jahren auf die Welt gekommen ist? Was wissen wir gewöhnlichen Sterblichen von den Gründen, die eine Gemeinde bewegen, das Denkmal so und nicht anders zu bauen? Vielleicht war es billiger. Vielleicht paßte es besser in den Rahmen, in den es überhaupt zu passen hat. Vielleicht aber auch hat jemand geglaubt, einen besonders gefunden Einsfall zu haben, und der Einsfall fand die Begeisterung der Gemeinde. Aber lassen wir die Leuten glücklich sein und gehen wir zu etwas anderm über.

Der Kopenhagener Großbrauereibesitzer Dr. Karl Jacobsen schenkt der Stadt einen „Bierbrunnen“. Darauf soll dargestellt werden, wie die Arbeiter sich nach getaner Tagesarbeit an einer ewig fließenden Bierquelle laben. Ob er auch noch eine Bierleitung aus seiner Brauerei daran anschließt, steht leider noch nicht fest. Aber die Idee ist gut, wirklich gut. Ich lächle nicht, ganz gewiß nicht. Ich habe mir nämlich angewöhnt, das Lächeln zu unterdrücken. Aber hiermit lege ich einen feierlichen Eid ab: Wenn alle meine Gedichte, Novellen, Erzählungen, Aufsätze usw., die gegenwärtig unterwegs sind, angenommen und anständig honoriert werden, will ich mich verpflichten, mindestens ein halbes Duzend Denkmäler allerneuester Art zu errichten: eines in erster Linie für

meinen Schneider, der mir in zuvorkommendster Weise Kredit gewährte, je eines für Manoli-Zigaretten, Kupferberg Gold, Salamanderstiefel, Rösttriker Schwarzbier und Dauerwäsche. Ich glaube, es sind sechs. Mehr Worte über die Idee des Herrn Dr. Jacobsen zu verlieren, halte ich durchaus für überflüssig. Jedermann muß ja klar und deutlich wahrnehmen, wie ich begeistert bin für einen Mann, der als einer der wenigen wirklich noch Originalität unterm Hute hat. Hochachtung!

Paul Altheer (Berlin).

* * *

Noch einmal: „Ein verwüftetes Freilichtmuseum“.

Unter diesem Titel hat Herr Arthur Vollrath (Berlin) dem Hof, den Behörden und der Bevölkerung Potsdams Vorwürfe gemacht, die zum großen Teil nicht zutreffend sind. Wir haben nur, soweit die städtischen Körperschaften und die Bürgerschaft unmittelbar betroffen sind, Veranlassung, zu diesen Vorwürfen Stellung zu nehmen. Vollrath zeigt, daß er im Gegensatz zu vielen andern Berlinern Potsdam des öfteren durchwandert. Er hat manche bauliche Sünden, die sich gar nicht wegeln lassen, richtig erkannt. Sein großer Irrtum liegt aber schon in der Überschrift. Wenn Potsdam ein Pompeji wäre, könnte es ein Freilichtmuseum sein, und man hätte die Pflicht, es rein zu erhalten, wie es aus den Händen der Baumeister Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. hervorgegangen ist; aber Potsdam ist eine lebendige, lebens- und arbeitsfrohe Stadt, und seine jetzige Generation fordert ihre Rechte; damit sollen einzelne drei- und vierstöckige Bauten der Charlotten- und Französischenstraße, welche das Straßenschild beschädigen, nicht entschuldigt werden. Hier liegt eine Ausnutzung des Eigentumsrechts vor, die der Gesamtheit zum Schaden gereicht. Aber der Verfasser darf nicht verlangen, daß jetzige Potsdamer Geschäftsleute und Behörden sich in die engen Räume friderizianischer Häuser einkapseln, sie passen in ihren Raumverhältnissen nicht mehr für unsere Zeit des Großbetriebes. Selbst Friedrich der Große wollte keinen unabänderlichen Bestand der von ihm gebauten Privathäuser; ihm genügte es, wenn sie so lange vorhielten, wie er selbst lebte.

Da den Verfasser bei seinen Wanderungen durch Potsdam wohl immer der Gedanke eines Freilichtmuseums umschwebte, kamen ihm irrtümlicherweise auch die Bewohner als Fabelwesen vor; wenn er sie kennen würde, würde er sehr wesentliche Unterschiede mit seinen Berliner Mitbürgern kaum herausfinden.

Ebenso gründlich ist sein Irrtum in der Beurteilung der städtischen Finanzen. Das nach seiner Meinung „hundearme“ Potsdam ist eine der wenigen Städte, welche die am 1. April 1910 gesetzlich gebotene Aufhebung der Schlachtsteuer ohne eine Erhöhung der geringen Einkommensteuer-Zuschlags von 110 % hinnehmen konnte. Es stimmt nicht nur nicht, daß Potsdam „kaum zur Straßenreinigung die Mittel hat“ (die übrigens mit allen technischen Hilfsmitteln der Neuzeit tadellos ausgeführt wird), sondern es konnte neben andern großen Aufwendungen in den letzten 3 Jahren ca. 3 Millionen für Straßenpflasterungen ausgeben, die Straßenbahn elektrifizieren und ihr Netz weit über die Weichbildgrenzen ausdehnen und besitzt in seinem großen Elektrizitätswerk eine bedeutende Aderlandzentrale, die ein Duzend Vororte mit elektrischer Energie für Licht und Kraft versorgt.

Wenn Vollrath einmal den Gedanken eines Freilichtmuseums abstreifen sollte, wird er sehen, daß die Stadt Potsdam ihre Vergangenheit hoch hält, dabei aber alles tut, damit seine Bewohner nicht nur behaglich, frei und ohne drückende Steuerlasten, sondern auch „in Schönheit leben“ können.

Der Magistrat der Residenzstadt Potsdam.

* * *

Terrains.

Wenn der Reisende, er mag kommen aus welcher Himmelsrichtung er will, sich im Schnellzuge Berlin

nähert, und zum Fenster hinausschauend magere Felder und häßliche Kiefernwälder schaut, dann gähnt er gewöhnlich, und je nachdem er ästhetisch oder praktisch veranlagt ist, murmelt er „öde Gegend“ oder „magerer Sandboden“. Und sieht verächtlich auf das märkische Land. Er versteht es nicht besser. Mehrere Meilen in der Runde ist das Gelände schon längst nicht mehr gewöhnliches Acker-, Wiesen- und Waldband, sondern es ist zum „Terrain“ avanciert. Die Spekulation hat ihre knochige Hand mit den gierigen Spinnenfingern daraufgelegt, und wo man einst Kartoffeln herausbuddelte oder Kiefernzapfen aufsaß, da will sie Gold finden. Und zum Teil findet sie es auch. Der Landverkauf ist ein Geschäft geworden, das Tausende mehr oder minder reich nährt, und der Grund und Boden wird zerschnitten und verkauft, als wenn er Tuch oder Rattun wäre. Es arbeiten in dem Geschäfte Gesellschaften, die über Millionen verfügen, und kleine „Pintfcher“, die vor Geldmangel kaum aus den Augen sehen können. Die „Gartenstädte“ und „Kolonien“ schießen nur so aus der Erde, die Unternehmer überschwemmen das Publikum mit Prospekten, und selbst der ärmste Teufel kann Besitzer eines „Eigentums“ werden, denn Land wird schon genau so auf Abzahlung verkauft, wie Muschelvertikows und Konversationslegita. Der Landhunger der in Massenquartieren zusammengedrängten Bevölkerung ist es, der von der Terrainspekulation ausgebeutet wird. Es könnte eine umfangreiche Monographie geben, wollte man die Tätigkeit und — die Praktiken der Terrainhändler genau schildern, und zwar eine recht lehrreiche. Wie sie von Bauern, die übrigens verstehen sehr gute Preise zu nehmen, Land zusammenkaufen und ihnen die Hypotheken, die sie auf den weiterverkauften Grundstücken haben, in Zahlung geben, wie sie erbitterte Kämpfe wegen der „Bauklasse“ führen, denn es macht natürlich einen gewaltigen Unterschied, ob ein Terrain geschlossen mit vierstöckigen Häusern oder nur mit freiliegenden Villen bebaut werden darf. Wie sie einer benachbarten Gemeinde freigebig ein Grundstück für eine Kirche schenken, weil sie wissen, daß dann auch eine Kirche gebaut und natürlich auch Straßen angelegt werden. Selbstverständlich ist gegen Gesellschaften und Privatunternehmer, die oft Hunderttausende investieren, indem sie Straßen anlegen und regulieren, auf eigene Kosten Bahnhöfe und Brücken erbauen, nichts zu sagen, ihre Tätigkeit ist volkswirtschaftlich von Nutzen, und der Wertzuwachs, den ihr Gelände in mitunter recht bedeutendem Maße erfährt, ist durchaus nicht unverdient. Aber es gibt auch dunkle Elemente, die den unerfahrenen Käufer tüchtig hineinstecken. Sie lassen ihn im Unklaren darüber, ob er baureifes oder unbaureifes Terrain kauft, ja sie verkaufen ihm Land, das er überhaupt nicht bebauen darf. Sie „schrotten Land aus“, das in einer Gegend liegt, wo sich die Füchse Gute Nacht sagen, erzählen ihm von projektierten Verbindungen, die nie zustande kommen werden, und prophezeien ihm Wertsteigerungen, die bestenfalls seine Ururenkel erleben werden. Diesen Leuten sollte man besser auf die Finger sehen, denn sie schädigen das reelle Geschäft und damit auch die sonst so wünschenswerten und zu fördernde Flucht der Großstädter aufs Land.

* * *

Bandwurmprozesse.

Wenn das so weiter fortgeht mit der Art, wie bei uns ein Strafprozeß geführt wird, dann können wir noch bildhübsche Dinge erleben. Gewiß soll besonders in einer Verhandlung, wo es sich um Leben und Tod eines Angeklagten handelt, sorgfältig und genau verfahren werden, aber ausarten darf die Genauigkeit auch nicht. Der Kennerfahrer Breuer, der ein sehr großer Lump ist, auch wenn er seinen „Freund“ nicht ermordet hat, steht nun zum dritten Male vor den Geschworenen. Dr. Crippen ist, trotzdem es sich auch bei ihm um einen Indizienbeweis handelte, in ein paar Tagen erledigt worden, in Deutschland braucht man ungezählte Wochen. Da veranstaltet

man Schießversuche auf Leichen, obgleich man genügend Sachverständige vernommen hat und läßt — was das Tollste ist — die Zeugen ärztlich untersuchen, die Zeugen, nicht etwa den Angeklagten. Den Briefträger Schneid hat zunächst der Kreisarzt untersucht, der fand bei ihm Arteriosklerose, an der recht viele alte Leute leiden, und erklärte, daß der Geisteszustand des Zeugen dadurch nicht beeinflusst werde. Ein anderer Sachverständiger war, wie das bei Gelehrten nun mal der Fall ist, anderer Meinung, und nun verlangte die Verteidigung, es solle Prof. Dessoir über die Qualität der Zeugenaussage gehört werden. Da die Staatsanwaltschaft vernünftigerweise dagegen war, spielt die Verteidigung einen neuen Triumph aus und will die wissenschaftliche Deputation für das Medizinalwesen damit besetzt sehen. — Ja, wo soll das hinaus? Das geht doch, um einen beliebigen gewordenen Ausdruck zu gebrauchen, ins Uferlose. Schließlich ist das Geld von uns Steuerzahlern doch nicht dazu da, um in dieser Weise verprozeßiert und verplempert zu werden. Der Staat muß alles bezahlen, ob der Gentleman Breuer verurteilt oder freigesprochen wird. Die Herren Anwälte täten gut, Maß zu halten.

* * *

Berühmtheit, für Mk. 1,50 zu erlangen.

Angehende Dichter und Dichterinnen oder vielmehr Nichtdichter und Nichtdichterinnen, die sich aber um so mehr dafür halten, je weniger sie es sind, werden von vielen Leuten, und mit großer Berechtigung, zu jenen Menschenkindern gezählt, die nicht alle werden, und unter denen dem geliebten Geschäftsmann, der es versteht, aus der mangelnden Einsicht und Bescheidenheit Kapital zu schlagen, manch frommes Lämmlein gedeiht, das dumm und glückselig seinen Winken folgt und sich übertölpeln läßt. Man braucht solchen angehenden Größen, die nie über die Umfänge hinauskommen können, nur von Ruhm und Ehre, von Büchern und Erfolgen etwas vorzüglich wabbeln, dann kommen sie alle und werfen mit großartigem Leichtsinne ihre letzten Märklein auf den Tisch, handeln sich einen Scheck auf zukünftigen Ruhm damit ein und warten umsonst, daß er eingelöst werde. Ja, es braucht mitunter nicht einmal soviel, um die zutraulichen Leutelein am Rockfalten zu erwischen und ihnen eine mehr oder weniger ansehnliche Portion Bares abzunehmen. Es genügt schon, wenn man ihnen etwas anbietet, das geeignet ist, ihren gottschämmerlichen Dilettantismus zu fördern und ihre Eitelkeit ein bißchen zu streicheln. Wenn ihnen nur die geringste Möglichkeit vorhanden zu sein scheint, wieder einmal ihrem geistigen Gottesgnadentum etwas nachzuhelfen und die Mängel ihres Gehirnes einigermaßen auszulücken, dann greifen sie zu und legen die anderthalb Mark auf den Tisch, die es unter Umständen, aber nur unter sehr günstigen Umständen kosten kann.

Ich bin überzeugt, daß der Mann oder die Frau, die so menschenkundig war, folgendes Inserat auf die junge Dichtergeneration loszulassen, ein glänzendes Geschäft machen wird oder schon gemacht hat:

Dichterinnen und Dichter, angehende, erhalten 150 interess. Doppelreime (alphab. geordnet) postfrei gegen Einsendung von M. 1,50 in Briefmarken . . .

Man denke! Eine Mark fünfzig Pfennig. Und was für Aussichten! 150 Doppelreime. Also jeder Doppelreim bloß einen Pfennig. Soll man da nicht zugreifen und sich die Gelegenheit verschaffen berühmt zu werden? Man denke, was sich da alles dichten läßt, wenn man hundertfünfzig Doppelreime in der Tasche hat! Man kann sie auch ausknäueln und in den Rockärmel stecken und alsdann, wenn das Dichten losgehen soll, nur so aus dem Ärmel schütteln. Das ist doch famos, brillant. Greifen Sie zu, meine Herren Dichter und meine verehrten Dichterinnen! Die Gelegenheit kommt so bald nicht wieder. Hier können Sie auf leichte, auf sehr leichte Art und Weise dreimal fünfzig Pfennige loswerden. Also, meine Herrschaften, zugreifen. Nicht genieren, nicht zögern. Be-

rühmtheit wird garantiert. Und wenn sie doch nicht kommen sollte, die Berühmtheit nämlich, dann kann es nur an Ihnen liegen. Man bedenke doch: Wenn man hundertfünfzig Doppelreime aus dem Armel zu schütteln hat und nicht vermag, damit berühmt zu werden! Dann dürfen Sie getrost aufstecken. Also, veräumen Sie nicht . . .

Der Herr Inserent oder die Frau Inserentin wird sich natürlich verpflichtet fühlen, für meine freiwillige Reklame dankbar zu sein. Im Falle er oder sie geneigt sein sollte, dafür wirklich etwas auszulegen, bitte ich ihn oder sie, eine kleine Summe an eine Erziehungsanstalt für geistig Zurückgebliebene zu überweisen. Es tut wirklich not, daß in diesem Fach etwas nachgeholfen wird.

Paul Altheer (Berlin).

* * *

Mond und Wetter.

Nach dem schwachen Versuch des Vollmondes am 18. Oktober, der milderen Luftströmung Geltung zu verschaffen, und nachdem die polare Windrichtung bereits am 21. Oktober wieder die Vorherrschaft errungen hatte, war alsbald nach Vorübergang der höchsten nördlichen Deklination, die auf den 23. Oktober fiel, wieder ein erhebliches Abinken der Temperatur, nachts zum Teil sogar unter den Gefrierpunkt, zu verzeichnen. Daß in dieser Zeit, wo Voll- und Neumond ihre Wirkung auf den Temperaturcharakter allmählich in das Gegenteil verkehren, dieser gegenteilige Einfluß nicht sofort in vollem Umfange in Erscheinung treten kann, sondern daß zunächst nur leichte Ansätze dieser veränderten Wirkung sich geltend machen können, dürfte wohl ohne weiteres verständlich sein. Die Bewegung flüssiger Massen, die durch die Antriebskraft eines sich bewegenden festen Körpers zum Fließen gebracht werden, gibt einer Änderung in der Richtung des Antriebes nicht sofort nach, sondern hat zunächst noch das Bestreben, die bisherige Richtung beizubehalten, und gehorcht erst allmählich dem unveränderten Antriebe. Ich hatte deshalb auch angenommen, daß die durch den Vollmond bedingte Zuführung milder Luft äquatorialer Herkunft bei diesem ersten Mal nicht allzu langen Bestand haben würde, und auf die Möglichkeit einer raschen Wiederverkehr kälterer Witterung bei noch hoher Monddeklination gerechnet. — Erst vom 28. Oktober ab setzte bei zunächst noch östlicher, allmählich nach Süden drehender Windrichtung milde Witterung ein und kam damit die Wirkung der vorausgegangenen nördlichen Mondneigung zur Geltung. — Sehr lehrreich gestaltet sich in diesem Fall die Betrachtung der amtlichen Wetterkarten, die bei verständnisvoller Berücksichtigung des Mondeinflusses ein wertvolles Material auch für die weiter ausschauende Wetteransage abgeben. Ist doch gerade die Stellung des Mondes ein sehr wesentlicher Faktor für die Entscheidung der Frage, welchen Weg ein vorhandenes Hoch einschlagen wird. Unmittelbar nach der höchsten Monddeklination behnte die in der Nordostecke der Wetterkarte sich zeigende Kältequelle, dem Zuge der Kugeldrehung nach der Gegend der größten Anfangsgeschwindigkeit, dem Äquator, folgend, ihr Herrschaftsgebiet immer weiter nach Süden und Westen aus, dabei allmählich an Intensität abnehmend. Die Grenze, bis zu der die Frostwelle vorstieß, lag etwa auf der Linie Memel, Neufahrwasser, Bromberg, Krakau. Während aber die polare Luft südwärts abzog, hob sich im äußersten Nordosten wieder die Temperatur, indem offenbar die über dem Ozean der Richtung des Golfstroms entsprechend im Westen von Norwegen nach dem Pol hin abfließende warme Luft rasch die leer gewordene Stelle auffüllte. So nur erklärt es sich, daß nach Aufhören der kalten Periode das warme, milde Wetter nicht von Westen, sondern zunächst von NO. und O. her zu uns kam, dabei nur noch geringfügige Niederschläge veranlassend. — Die Voraussage, daß die Periode vom letzten Viertel bis zum Neumond nur wenig oder gar keine Niederschläge bringen werde, hat sich voll auf bestätigt. Mit dem Tage vor dem Neumond, dem

1. November, hat diese Periode trockenen Wetters endgültig ihr Ende erreicht. Sturm und Regen sind über ganz Westeuropa hereingebrochen. Wo blieb in diesem Falle die amtliche Wettervoraussage? Die Magdeburger Wetterwarte stellte am 31. Oktober als mutmaßliche Witterung für den 1. November in Aussicht: „Mild, meist trüb, neblig, bisweilen leichte Niederschläge.“ Von Sturm und Regen keine Rede. Waren denn nicht die geringsten Anzeichen für einen so nahe bevorstehenden und so heftigen Witterungsumschlag vorhanden? Die rasche Verlagerung des noch am 30. Oktober im Nordwesten über Schottland und dem nördlichen Teil von Irland liegenden Hochs nach Süden über die Biskajsee und das Minimum über dem Festland in Verbindung mit dem herannahenden Neumond hätten wohl zu einer andern Prognose Anlaß geben können.

Wie stellen sich nun aber dazu die Vertreter der herrschenden Wissenschaft? Sind sie auch jetzt noch in der Lage, auf dem vornehm ablehnenden Standpunkt zu beharren: es sei wissenschaftlich längst nachgewiesen, daß der Mond überhaupt keinen Einfluß auf das Wetter habe? Wie war es dann aber möglich, daß ich schon wochenlang vorher auf den Eintritt solcher Witterung hinzuweisen wagte? Ebensogut hätte ich doch diese Sturmperiode eine Woche später verlegen können, etwa auf den 12. November, wie im vorigen Jahr, in welchem — zufällig allerdings ebenfalls um den Neumond herum — die Lage vom 12. bis 14. November stürmisches und regnerisches Wetter brachten. Hier die tabellarische Gegenüberstellung:

Alter des Mondes	Deklination des Mondes	Datum 1909	Witterung 1909	Witterung 1910	Deklination des Mondes	Datum 1910
30.	-19° 38'	12. XI.	W. Regen und heftiger Wind, nachts Regen und Sturm.	S.-SW. Sturm u. Regen, nachmittags Sturm etwas nachlassend. Zuweilen dunfel.	-10° 26'	1. XI.
1. Neumond.	-17° 55'	13. XI.	Stürmischer Wind, trocken werdend, tagsüber wiederholt Regenböen, nachmittags mit Schneegeföber.	S.-SW. Noch heftiger Wind, dunkle Regenwolken ziehend. Nachmittags und Abend wiederholt Regen und stärkerer Wind.	-15° 17'	2. XI. Neumond.
2.	-21° 29'	14. XI.	Morgens + 2° R. (3° C.), später 3° (4°), Sturm zu Ende.	SW. 8 Uhr: 3° R. (4° C.). Regenwolken, windig. Nachmittags: 4° (5°) ruhig. Stürmisches Wetter zu Ende.	-19° 33'	3. XI.

Bei weiter niedergehendem Mond wird der aus S. bis SW. wehende Wind vermutlich nach NW. herumdrehen und damit außer Regen gelegentlich auch Nachschnee bringen.

Silbesheim, den 2. November 1910.

Emil Brandt.



Das Glas-Theater.

Sir haben Schattenspiele, und wir haben Lichtspiele. Aber Farbenspiele haben wir auf der Bühne, wenn wir von den Kaleidostopgeschichten der Laterna magica absehen, eigentlich noch nicht

erlebt; die Farbe kommt zur vollen Wirkung erst durch den Brillanten und durch das Glas.“

Also sprach — nicht etwa ein Glasermeister — sondern der bekannte Theaterdirektor Roderich Bäcker.

„Sehr deutlich“, sagte ich nun, „ist das, was Sie soeben sagten, wohl eben nicht. Brillanten sind auf der Bühne zu Tausenden getragen worden. Ich glaube, es gibt auf der Erde keinen einzigen Brillanten, der nicht wenigstens einmal auf einer Bühne gefunktelt hätte. Und — Glas ist doch auch oft auf der Bühne gesehen worden. Und — ohne Glas keine Farbe? Ei, da werden sich ja die Maler freuen, wenn sie das hören. Und in den Lichtspielen sollen keine Farben gewesen sein?“

Der Herr Direktor schlug mit der Faust auf den Tisch, daß ein Champagnerglas umkippte und auf der glatten schwarzen Tischplatte zerschellte.

„Ei! Ei!“ rief ich da, „wollen Sie mir durch Glaserzerfchlagen Ihren Glasfanatismus deutlich machen?“

Er lächelte und sagte dann eilig:

„Seien Sie doch nicht so furchtbar schwerfällig. In den Lichtspielen, die Sie gesehen haben, sollen die Farben eine große Rolle gespielt haben? Das glauben Sie ja selber nicht. Und — auch die Farben eines Makart und Böcklin in allen Ehren — aber die Farbe als solche kommt in der Glasmalerei schlechterdings besser zur Wirkung als in allen Farben der Welt. Das ist nun mal meine Meinung, von der ich nicht abzubringen bin. Und die Brillanten am Körper der Darstellenden sind bislang nicht Faktoren einer Bühnenarbeit gewesen. Machen Sie doch nicht Späße. Ich will im vollen Ernste das Glas als Darstellungsfaktor auf die Bühne bringen — es soll nicht nur als dekorative Begleiterscheinung da sein. Verstehen Sie denn immer noch nicht, was ich will?“

„Keine Ahnung!“ versetzte ich wehmütig.

Der Herr Direktor schlug mit seinem Rohrstock auf den Tisch und befahl dem Kellner in tiefsten Baßtönen, die Gläser herbeizunehmen, und fuhr dann, zu mir gewandt, leise, aber sehr hastig fort:

„Stellen Sie sich mal sogenannte Schattenspiele mit durchsichtigen und nichtdurchsichtigen Glasplatten vor. Auf diesen Glasplatten, die jede Farbe zeigen können, lassen sich Schatten von farbigen Gläsern raufwerfen. Da haben Sie plötzlich farbige Schattenpiel. Wollen Sie noch mehr? Sind mit diesen farbigen Schatten nicht außerordentliche Stimmungen zu erzeugen? Gibt das in der Theaterkunst nicht eine ganz neue Richtung, in der das Glas die dominierende Rolle spielt? Wollen Sie noch mehr? Ich bedaure Sie, wenn Sie die Perspektiven, die ich sehe, noch nicht sehen können. Das Glas-Theater ist das größte Ereignis dieser Saison. Die Glaswände brauchen nicht so groß zu sein — zwei bis drei Meter in der Breite dürften genügen.“

Er sprach noch viel mehr. Die erste Aufführung des Glas-Theaters soll demnächst stattfinden.

Paul Scheerbart.



Letzte Zuflucht.

Dem Jaren ist in Potsdam die Lichtbildervorführung „Empfang des Jaren“ zuteil geworden.

O wie schrecklich hat's ein Jare!
Wenn ich durch die Länder fahre,
Sträuben sich mir stets die Haare
Auf dem Kopf empor!
Niemals kann ich was betrachten,
Weil sie ständig auf mich achten,
So bei Tag wie bei der Nacht
Komm ich mir verdöppert vor.

Nirgends konnt ich dem entfliehen —
Endlich dacht ich: Laß uns fliehen
Hin nach Preußen! Garantien
Hab ich dort zurzeit.

Prächtig bin ich aufgehoben,
Weil dort viel Respekt nach oben,
Werde nicht umhergeschoben,
Bin in schönster Sicherheit!

Sehe dort nicht in den Ecken
Gräßliche Gensdarmen stecken,
Die mich ebenso erschrecken
Wie die Bombenkerk.
Aee, dort bin ich eine Lillie,
Bin beliebt in der Familie,
Drück die Faust, die arbeitsschwielje
Dank dem Blatte Scherl.

Nichts mehr von Empfängen sehen!
Als Privatmann will ich gehen,
Mit dem Taschentüchlein wehen
In Gemütlichkeit . .

Und um mich zu amüsieren,
Laß ich mich zum Rientopp führen,
Will die Bildlein dort studieren — —
Rußland, du bist göttlich weit!

Aber Weh!!! was muß ich schauen?!?!
Soll ich meinen Augen trauen?
Auf dem Lafen voller Grauen
Wink ich selbst mir stumm!
Gänzlich wollt ich mir entgehen,
Hier muß ich mich doppelt sehen — —
Fort, fort, fort vom Strand der Spreen,
Preußens Rientopp bringt mich um!

Terentius.



Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usw. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt und zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Heinrich Ceweles: Das Romanschiff. (Heitere Liebesgeschichten.) Concordia Deutsche Verlags-Anstalt (Berlin). Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: den abgeklärten, von jeder Sentimentalität befreiten Humor, der das Buch durchzieht, oder sein Gegenteil, den scharfen Wit, der manchmal heftig und satirisch aufzuckt. Selten noch hat man die beiden beisammen gesehen, und daß sich dieses stilistische Wunder hier vollzieht, liegt tief im Wesen

des Dichters begründet, der Alltäglichen mit feiertäglichen Augen ansieht. Es bleibt manchmal alltäglich, dann gilt ihm der Witz; es ist immer menschlich bedeutsam, deshalb wird es vom Humor erlöst und zu seiner natürlichen Spannkraft erweckt. Wie es einem manchmal auf der Reise geht, daß man Dinge, die zu Hause kühl überblickt werden, liebevoll bemerkt. . . . Hierin scheint auch der Dichter selbst seine Eigenart zu fühlen: „Aus meiner gewohnten Umgebung kommend, die Zahl der mir bekannten prosaisch hinlebenden Menschen wohl überblickend, sah ich mich plötzlich im dichtesten Haufen von Romanmenschen, wirklichen Menschen, die alle ihren Roman hatten und haben. Und ich las ihnen ihren Roman vom Gesicht oder ließ ihn mir erzählen“ . . . So wirkt das Buch mit der unmittelbaren Frische persönlicher Reiseerlebnisse, ob es nun von dem jungen Ehepaar spricht, das zum erstenmal einen Maskenball besucht, oder von einer armseligen Komödiantentruppe oder von dem schüchternen Bakteriologen. Und auch zu sich selbst unternimmt der Autor manche interessante Reise, sieht sich selbst fremd an und entdeckt merkwürdige Beziehungen zwischen der Welt und seinem Schaukelstuhl, seiner Landkarte, einem Schlüssel über seinem Schreibtisch . . . Um von der innigen Menschenkenntnis, die das Werk belebt, einen Begriff zu geben, sei noch ein Satz zitiert: „Ich beruhigte sie zunächst, indem ich gar nichts tat oder sprach, sondern womöglich noch hilfloser dreinblickte als sie. Das flöhte ihr Vertrauen ein“.

Max Brod (Prag).

Hans Franck: Thieß und Peter. Roman, Osterheld & Co. (Berlin).

Es ist des Hamburger Kritiker und Essayisten erstes Buch, das ihn selbstschaffend zeigt. Ein Buch, das sich schwer gibt, und das bestegt sein muß, will man den Weg der ureigenen Persönlichkeit weiterverfolgen, die sich hier unverkennbar ankündigt. Es ist ein Buch aus starkem Herzen und überwindendem Geist, bar jedes artistischen Mähchens, ein Buch, hingeschrieben mit großer Unbekümmertheit und nur dem Gedanken der eigenen Auswirkung zuliebe. Die Tragödie restloser Freundschaft füllt das Werk, jener Freundschaft, die in der völligen Umklammerung des geliebten Wesens, dessen Menschenrecht mit Füßen tritt, die sich selbst mordet. Thieß ist der starke, alles zwingende Mensch, der an der eignen Kraft leidet, der nur seine Anschauung kennt, der sie dem zarteren

Freunde Peter aufdrängen will — um ihn glücklich zu machen, und ihn so fast zerbricht. Bis das Weib ins Leben der beiden tritt, bis Thieß und Peter das Weltbild der bewegten Harmonie begreifen und sich bescheiden, jeder in seiner Lat. Jeder ist dem Leben nach seinen Kräften ein treuer Diener. Müde kann dies Dienen sie machen. Mürbe nicht! Der Morgen findet jeden stark zu seinem Werke.“ — Es ist das Werk eines reichen Denkers, eines Starken, der dramatische Akzente nicht zu unterdrücken vermag, der so manches spricht, was ein Epiker geformt hätte. Es ist ein Schritt auf dem Wege, dem Otto Ludwig mit „Zwischen Himmel und Erde“ sein vorläufiges Ziel setzte, die möglichst objektive Ausprägung einer Persönlichkeit, und nur solche haben uns etwas zu sagen, nur solchen sollten wir lauschen. Last not least sei auf die fernige, reine Sprache verwiesen, die unverhüllt wandelt und sich mit Zielsicherheit in großartigen Bildern entladet. Alles in allem ein starkes Werk, das einer ringenden Gemeinde sicher ist, weil es das Weltgeschehen im Manne widerpiegelt.

Walter v. Molo (Wien).

Deutsches Reich und Volk. Ein nationales Handbuch. Im Auftrage des Rhyffhäuser-Verbandes der Vereine Deutscher Studenten und mit Unterstützung anderer nationaler Verbände herausgegeben von Alfred Geiser. Zweite vermehrte Auflage. München 1910. J. F. Lehmanns Verlag. Preis 4.— M.

Die deutsche Reichsverfassung verleihet dem 24jährigen das Wahlrecht zum Reichstag; das ist ein Alter, in dem der größte Teil der akademisch Gebildeten eben erst die Hochschule verlassen hat, ein nicht unbeträchtlicher ihr noch nicht entwachsen ist. Mit dem Wahlrecht sollte aber auch schon die politische Einsicht vorhanden sein, die selbst im bestassortierten Warenhaus nicht zu kaufen ist. Trotzdem gehört es heute noch zu den beliebtesten Weisheiten des deutschen Bildungsphilisters, daß der Student sich mit Politik nicht zu befassen habe; er soll sich freilich nicht aktiv parteipolitisch betätigen, denn er steht ja auch in dieser Beziehung noch in seinen Lehrjahren, unterrichten kann er sich aber über die Voraussetzungen und den Inhalt des politischen Lebens gar nicht eingehend genug. Der Jammer unsres politischen Lebens ist mit dadurch verursacht, daß wir den wohlgerüsteten Bataillonen des Nachwuchses der Sozialdemokratie und des Zentrums

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M. Einzelnummer 40 Pf.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugspätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

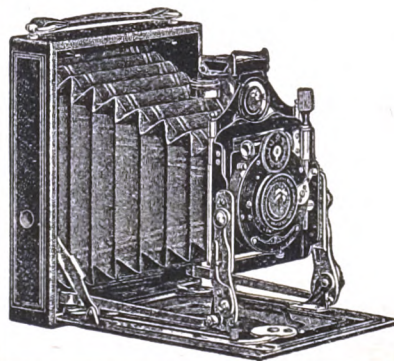
Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

Kaiser Friedrich Quelle

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW. — Telefon-Amt VI, No. 688. —

Ica
„Cupido“
Die Camera,
die sich selbsttätig
einstellt.



Preisliste
No. 513 gratis.

ICA,
Aktiengesellschaft
Dresden.

Größtes Camera-
werk Europas.

so wenig Interesse und Eifer in der Jungmannschaft der andern politischen Parteien entgegenzusetzen haben.

Es ist ein Verdienst der „Vereine Deutscher Studenten“, daß sie zuerst den Gedanken nachdrücklich auf ihre Fahne geschrieben haben, daß die Studentenjahre auch die Vor-schule für die Betätigung im politischen Leben sein müssen. Diesen Gedanken in die Praxis umzusetzen ist indes nicht ganz leicht; denn wo Lernende und Lernbegierige vorhanden sind, muß es auch Lehrer geben und, wenn auch die „alten Herren“, soweit sie sich dazu be-rufen fühlen, gerne der nachwachsenden Generation als Führer dienen, so ist es doch auch notwendig, die Unter-weisung auf etwas zu stützen, was man schwarz auf weiß nach Hause tragen kann. Dieses Bedürfnis befriedigt das vorliegende Buch, das jetzt in zweiter Auflage vorliegt; der Herausgeber ist seit Jahren in der nationalen Be-wegung tätig, er beherrscht den Stoff, wie er auch die Bedürfnisse der Leser kennt. Seine Beziehungen haben es ihm auch leicht gemacht, sich eine Reihe von sach-kundigen Mitarbeitern zu sichern, unter denen General-leutnant v. Liebert, der verstorbene Professor Haffe, General Keim, der Vorsitzende des Nordmarkenvereins Landgerichtsrat Hahn-Flensburg, Prof. Langhans-Gotha, Prof. Hörsch-Wosien genannt sein mögen.

Wie der Titel des Buches besagt, handelt es sich darum, dem Leser das Wissenswerteste über den Staat und das deutsche Volk zur Kenntnis zu bringen: bei ersterem kommt die streng nationale, bei letzterem die all-deutsche Richtung, die den Vereinen Deutscher Studenten stets die Richtlinien der Betätigung gewiesen haben, be-sonders zur Geltung. Dementprechend ist auch das Buch in drei Abschnitte gegliedert; der erste betitelt sich: „Nationaler Gedanke und nationale Politik“ und be-handelt in besonderen Aufsätzen den nationalen Ge-danken, die auswärtige Politik, die Kolonialpolitik und die Machtmittel des Reiches. Hier wird eine künftige

Auflage vielleicht noch einige Erweiterungen bieten dürfen, etwa einen Aufsatz über die Grundlagen einer nationalen Weltanschauung und über die Geschichte der nationalen Bewegung.

Der zweite Teil behandelt die nationalen Fragen innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches: die Polen- und die Dänenfrage, den Ultramontanismus, die politi-schen Parteien und das nationale wie deutschfeindliche Vereinswesen. Ein Aufsatz über Elsaß-Lothringen würde in einer künftigen Auflage hier eine Lücke füllen.

Der dritte Teil endlich ist dem außerreichlichen Deutschtum gewidmet; ein einleitender Aufsatz behandelt die Volkszahl der Deutschen, dann werden wir nach Österreich, nach Ungarn, der Schweiz, den Niederlanden, Rußland und schließlich nach den Gebieten über See ge-führt, in denen Deutsche wohnen und deutsche Belange zu verteidigen sind.

Soll das Buch in erster Linie den Bedürfnissen der jungen Generation dienen, so wird es sicherlich auch von der älteren mit Nutzen gelesen und benützt werden; denn soweit sind wir ja leider noch lange nicht, daß die Tat-sachen, über die hier berichtet wird, auch nur den Kreisen nationaler Politiker allgemein in Fleisch und Blut über-gegangen wären. Und wenn sich auch in den Aufsätzen die trockenen Zahlen nicht vordrängen, so sind doch viele Daten eingeflochten, die man gelegentlich gerne dort nach-schlagen wird und die von Nutzen sein können. Hoffent-lich findet das nützliche Werkchen recht große Verbreitung und bedarf es nicht mehr der Zeit von vier Jahren, bis wir wieder eine neue Auflage begrüßen können.

P. Samassa (Halensee).



Wir verkaufen auf Teilzahlung

Moderne Trauringe Mattgold, 14 Karat 0.585 gestempelt



No. 2415. Sinnspruch: „Die Liebe höret nimmer auf“. M. 28.—



No. 2416. Sinnspruch: „Denn für immer“. M. 25.—



No. 2417. Sinnspruch: „Gott mit uns“ M. 24.—



No. 2418. Sinnspruch: „In Liebe treu“ M. 23.—



No. 2419. Blumen-embleme Myrthe-Rosen M. 24.—



No. 2420. Blumenemblem Myrthe M. 23.—



No. 1358. Glanzgold, 4 Brillan-ten, Gr. 9 (3/64 Kar.) 10 Brillan-ten, Gr. 1 (1/64 Kar.); zus. 14 Brillanten (1/64 Kar.), in Platin gefasst . . . M. 350.—

Hunderttausende Kunden in 30000 Orten des Deutschen Reiches

Unser Katalog enthält grosse Sortimente in Brillantschmuck. Feinste Uhrenmarken. — Hochzeits- u. Gelegenheitsgeschenke

Uhren

Uhren

Jonass & Co., Berlin K.W. 320, Belle-Alliancestr. 3



No. 1124. Mattgold, Schiene durchbrochen, 1 Brillant, Grösse 2 (2/64 Karat), in Platin gefasst . . . M. 31.—

Die Gegenwart.

Nr. 47.

Berlin, den 19. November 1910.

39. Jahrgang
Band 78.

Das europäische Schachbrett.

Als Bismarck in die Stadt der Toten eingegangen war, stand die Weltmeisterschaft im großen Brettspiel Europas verwaist. Lange dauerte es, bis die öffentliche Meinung der Welt das Erbe einem andern zusprach. Die Wahl fiel endlich auf Eduard VII. Ziemlich unbestritten war sein Ruf, der klügste und in der Wahl der Mittel erfolgreichste, weil skrupellosste seiner politischen Zeitgenossen zu sein. Da war zwar nicht die geniale Mischung von Kraft und Tiefblick, wie bei Bismarck, aber was da war, genügte eben auch, den Meisterschaftstitel zu erringen und zu behaupten. Bismarck war nicht mehr, und Bülow, der zweite an Begabung nach Eduard, der „auskunftreichste Staatsmann der Welt“, wie man ihn genannt hat, stand so verzwickten Fronten gegenüber, nicht nur im Auslande, sondern auch hier zu Hause, daß er seinen Platz an eben jenen Brunnen der „Auskünfte“ keinen Augenblick verlassen durfte und darum nie zur eigentlichen Aggression kam — zu jener Politik des Angriffs, die das Rad der Geschichte mit nachhaltigem Erfolge weiterdreht. Eins jedoch haben wir Bülow zu verdanken. Als im Kopfe Eduards jener Einkreisungsgedanke entstand, einer jener Gedanken, von denen man versucht ist, sie herzlich dumm zu nennen, wenn sie nicht so verwünscht gescheidt wären, als in manchem deutschen Herzen eine wirkliche Angst aufstieg, eine heiße Angst vor all dem unverdienten Abellwollen und Haß, der sich rings gegen uns in einem Walle von Ententen aufstürzte, und als man selbst in den Fugen des Dreibundes zu bohren anhub, da war es niemand anders als Bülow, der durch seine unerschütterliche Ruhe, Besonnenheit und Geschicklichkeit das bedrohte Gleichgewicht aufrecht erhielt, — mit was für nervenaufreibender, innerer Anstrengung, das wissen nur seine nächsten Freunde. Das wird die Geschichte dem Fürsten Bülow nie vergessen. Er hat ja auch die Geugtung gehabt, noch selbst die ersten Früchte seiner Arbeit zu ernten. Aktivität tat uns not, und Österreich bot die Gelegenheit. Da lag der Fehler in Eduards Rechnung. Als Graf Uehrenthal die Donau-

monarchie nach langen Jahren der Stagnation zu neuer Spontanität emporriß, da kam auch für Deutschland der Augenblick, zu zeigen, daß man nahe daran gewesen war, es zu unterschätzen. In Berlin entschieden sich die Geschicke Europas während der großen Orientkrise des Jahres 1908. Deutschland brach endgültig aus. Der Ring der Einkreisung war zerbrochen.

Fast scheint es, als wenn wir von da an einer neuen Periode entgegengingen. König Eduard starb, nachdem er noch kurz vor seinem Tode eingelenkt und in den Tagen seines letzten Berliner Besuches seinen Frieden mit uns gemacht. England verfiel in die schwere, innere Krise, in der es noch heute steht. Auch das bewog die Wettern, nach außen hin freundlichere Saiten aufzuziehen. Selbst zwischen Berlin und Paris erhob sich ein von den Offiziellen wenigstens nicht desavouiertes Annäherungsgefäflüster. Die deutsch-österreichische Treue zog Italiens Dreibundsbande wieder fester. In der neuen Türkei erstand uns seit langen Jahren zum ersten Male wieder ein Staat, in dem man unsern Namen mit wahrer Sympathie ausspricht. Und nun haben wir in diesen Tagen zu allem andern auch noch Rußlands mit neuen Hoffnungen gedacht. Das dünkte ja manche der schwerste Streich, den uns Eduard zugefügt, daß er über unsre Häupter hinweg von Frankreich nach Rußland eine Brücke schlug, auf der auch Englands Kuriere laufen konnten. Historische Freundschaft sollte dadurch widernatürlich zerrissen, historische Feindschaft verbunden werden. Aber der Gedanke hat sich eben als zu hypergescheidt erwiesen, um noch klug genannt zu werden. Die Pfeiler dieser Brücke ruhten drüben im Osten vornehmlich auf den Schultern eines Mannes, und Schultern sind nicht aere perennius. Jetzt ist dieser Mann in ein andres Land geschickt worden. Er hat den Pfeiler, den er trug, einem Nachfolger übergeben und nicht verhindern können, daß dieser ihn vorerst einmal abgesetzt hat, um unter der Brücke durch ins deutsche Nachbarland zu reisen und sich unsre Welt aus der Nähe anzusehen. Es war sein erster Gang, er muß ihm sehr am Herzen gelegen haben, und wenigstens für seine Person dürfte er auch nach seiner Rückkehr kaum Lust verspüren, sich auf

Schritt und Tritt mit dem Pfeiler der westmächlichen Ententebrücke zu belasten, um einzig und allein, wie es Iswolzki tat, ihre Stabilität zu behüten.

Der Potsdamer Besuch war für Deutschland eine große Freude. Man möchte sagen, eine Genugtuung. Als Kaiser und Zar sich das letzte Mal droben zwischen den Schären der finnischen Gewässer trafen, da gab man ein gefühlvolles Communiqué heraus, aber wem lag etwas dran? Wie ganz anders ist die Stimmung dieser Tage, in denen man auf jedes amtliche Echo verzichten durfte, eben weil man sich so ehrlich und freundschaftlich ausgesprochen hat. Wer denkt heute noch an Racconigi und die Saat des allseitigen Mißtrauens, die dort geworfen wurde, die selbst zwischen Brüdern keimte und aufging? Sie ist vergessen. Mit dem Namen Iswolzki ist sie für uns ausgelöscht. Vertrauen heftet sich an Personen und zerstörtes Vertrauen, bis zum letzten Stumpfe ausgerottetes Vertrauen wächst nicht wieder. Sonderbar, daß nun gerade die beiden Herren aus dieser Zeit, der eine, der sie verschuldet, und der andre, der sie nicht abwehren konnte, daß sie nun beide in Paris zusammenfügen müssen, Herr v. Schoen, der Konziliante, und Herr Iswolzki, der Intrigante: Mögen sie sich gut vertragen. Wie anders war der Eindruck, als die beiden homines novi, Herr v. Riederlen-Wächter und Herr Sazonow, auf einander zugingen, beide mit dem aufrichtigen Wunsche, sich kennen zu lernen und mit dem guten Vorurteil des ehrlichen Willens zur Verständigung: Vor allem aber beide von vornherein im Besitze des Zutrauens ihrer Nationen, und das ist für einen Staatsmann die beste Mitgift. In der Bibel heißt es: Wer hat, dem wird gegeben. Herr v. Riederlen ist unter den Auspizien einer guten Stunde auf seinen Posten getreten. Er kam, als Ruhe herrschte nach Westen, Osten und Norden, und als im Süden, besser Südosten, gute Gelegenheiten waren, etwas zu erreichen. Vielleicht durfte er nicht später kommen, als er kam, und diese Gelegenheiten gingen vorüber. So aber hat er, der anerkannte Kenner der Orientfrage, das Glück gehabt, diesen seinen Ruf sofort mit einigen Erfolgen zu bewähren. Überschätzen wollen wir ja das Tatsächliche beispielsweise an der türkischen Anleihe nicht. Aber die Imponderabilien dabei, die wollen wir doch auch nicht unterschätzen. Sie scheinen so vielversprechend, daß wir, die wir durch äußere — oder gar innere — Erfolge in den letzten Jahren nicht verwöhnt worden sind, immerhin schon für den Anfang recht zufrieden sein dürfen. Diese Imponderabilien sind auch am Potsdamer Zarenbesuch das Beste und Wertvollste.

Was man dort von deutscher Seite gewollt — und offenbar erreicht — hat, ist in wenig Worten gesagt. Man wollte den russischen Besuch davon überzeugen, daß Deutschlands inter-

ationale Politik eine Politik des Friedens sei, die nirgends mit den Interessen Rußlands unvereinbar kollidieren kann. Bei dem Versuch dieses Nachweises stützte man sich innerlich wie in der Wahl der Argumente auf die Gewißheit, daß Herr Sazonow nicht mit Haut und Haaren ein Triple entente-Mann sei, sondern erst einmal russisch-national und dann der Verbündete seines Verbündeten. In dieser Gewißheit hat man sich nicht getäuscht. Sowenig deshalb die westlichen Beziehungen Rußlands angetastet zu werden brauchten, so sehr konnte man sich in allen Punkten einigen, wo Rußlands Interessen sich mit denen Deutschlands berühren. Ob und welche Einzelresultate dabei heraussprangen, soll die Zukunft lehren. Man hat sich Stillschweigen versprochen, und auf der deutschen als der gastgeberischen Seite wird dies Versprechen streng gehalten. Nach dem, was Herr Sazonow nachträglich geäußert hat, betrafen die Gespräche wohl vor allem Persien und den nahen Orient. Dabei — das liegt auf der Hand — kann man Deutschland nicht nennen ohne Österreich. Man darf daher mit Recht gespannt sein auf die Rückwirkung der Potsdamer Gespräche auf die Beziehungen zwischen Wien und Petersburg. Es wäre psychologisch ja sehr begreiflich, wenn eine Mission des Friedens, wie die Ausöhnung dieser beiden, unsern Kaiser eminent reizen würde. Auch unsere Diplomatie, die 1908 den Frieden mit starker Hand aufrecht hielt, hat kein geringes Interesse daran, jetzt selbst die letzten Ausläufer der damaligen Verbitterung beseitigen zu helfen.

Wie gesagt, was Einzelnes in Potsdam erreicht ist, entzieht sich der allgemeinen Kenntnis. Man weiß, daß sowohl der Zar als der Kaiser regen, persönlichen Anteil an den Geschäften nehmen, und man weiß, daß die leitenden Träger dieser Geschäfte mit größter Befriedigung auf die gemeinsam verbrachten Stunden zurückblicken. Vor allem aber, was die Hauptsache ist, weiß man und spürt es überall, daß in der ganzen Stimmung ein Umschwung eingetreten ist zum Besseren. Damit ist nicht das „gemeinsame Band der konservativen Weltanschauung“ gemeint, das die Rossija sich an den Rock heften möchte. Davor bewahre uns der Himmel in Gnaden. Gemeint ist die Stimmung des objektiven Vertrauens in die staatlichen Notwendigkeiten, die sich aus Lage und Art der beiden Völker und Reiche ergeben und in dem persönlichen Vertrauen der leitenden Männer zu einander ihren Ausdruck finden. Das aber ist weit wichtiger als ein verabredeter Umschwung der Politik, denn Politik klebt an den Personen, die Stimmung aber, in der die Personen aufwachsen, kommt aus dem Ungreifbaren. Sie läßt sich nicht „machen“ wie jene, sie selber macht die Politik, d. h. aber eine Politik von überindividuellem Horizont, die unaufhaltsam ist. Mag Ententen schließen, wer nicht anders kann. Wir

leben in einer Zeit, die am liebsten alle Welt ententeten möchte. Seid umschlungen Millionen . . So entwertet man seine eignen Schöpfungen und überweitet seine Formeln. Die Formel ist das Gefäß der Politik. Die großen Verschiebungen aber auf dem Schachbrett der Staaten, die allmählichen Wandlungen und Neubildungen der Konstellationen vollziehen sich trotz aller Formeln und über die Personen hinweg mit unwiderstehlicher Konsequenz. Ob man das die unendliche Spirale nennt, oder den Circulus aeternus, meinetwegen vitiosus, das gilt und gleich. Unser Leben währet siebzig Jahre. Wir machen Geschichte, so gut wir es verstehen.



Die deutsch-tschechischen Ausgleichsverhandlungen.

Von Prof. Dr. Paul Samassa (Halensee).

Senn diese Zeilen in die Hände des Lesers gelangen, haben die Verhandlungen um den nationalen Frieden in Böhmen, die nun seit fünf Wochen in Prag im Gange sind, voraussichtlich schon ihr Ende erreicht; es kommt wenig darauf an, welcher Art das Begräbnis ist, das ihnen bereitet wurde. Was sein, daß es im Interesse der Regierung liegt, den Leidtragenden ein paar Trostworte zu spenden, etwa, daß es sich nur um eine Unterbrechung der Bemühungen handle, die „demnächst“, „bei passender Gelegenheit“, oder welche Formel man sonst für angemessen halten möge, wieder aufgenommen werden sollen. Es kommt wirklich nicht darauf an; ich war zu Beginn der Verhandlungen, als die deutsche und die tschechische Presse sie voll froher Hoffnung als den Weg zum Frieden, der nun gefunden werden müsse, begrüßte, davon überzeugt, daß sie scheitern würden, womit ich keineswegs sagen will, daß ich über einen überlegenen Grad der Einsicht in dieser Sache verfüge; wahrscheinlich war man auf den deutschen und tschechischen Redaktionen ebenso klug, aber es war ein Gebot der Taktik, davon keinen Gebrauch zu machen und sich hoffnungsfreudig zu stellen.

Um was handelt es sich beim deutsch-tschechischen Ausgleich? Böhmen ist von einer Bevölkerung bewohnt, die zu 64 % tschechisch, zu 36 % deutsch ist. Die deutsche Minderheit ist wirtschaftlich und kulturell so hoch entwickelt, daß sie trotzdem mehr als die Hälfte aller Steuern aufbringt. Die Tschechen haben aber mit Hilfe des ihnen zur Seite stehenden feudalen Großgrundbesitzes die Mehrheit im Landtag und im Landesauschuß und nützen diese Mehrheit seit nunmehr 30 Jahren rücksichtslos zu ihren Gunsten aus. Ein kleines Beispiel dafür bietet die Tatsache, daß von den

Ungestellten der autonomen Landesverwaltung 96 % tschechischer Nationalität sind. Nun haben die Deutschen längst darauf verzichtet, etwa wieder die Herrschaft im Landtage anzustreben, die sie bis zum Beginn des Ministeriums Taaffe mit kurzen Unterbrechungen innegehabt haben; denn wenn selbst eine schwache Möglichkeit bestünde, durch einen starken Druck der Regierung einen Teil des feudalen Großgrundbesitzes zum Anschluß an die Deutschen zu zwingen, so sagen sich die Deutschen doch mit Recht, daß die demokratische Entwicklung der öffentlichen Einrichtungen, die nun einmal die brutalen Zahlen im politischen Leben herrschen läßt, nicht aufzuhalten und es besser sei, wenigstens sicher zu besitzen, als mehr von der wechselnden Gnade der Regierung zu erhoffen. Und dieses wenige besteht darin, daß die Deutschen zwar nicht Herren in der ganzen Provinz, wohl aber im deutschen Sprachgebiet sein wollen.

Dieser Wunsch scheint weder unbillig noch unerfüllbar; das Land Böhmen hat etwa 7 Millionen Bewohner, also mindestens ebensoviel, wie selbständige Staaten vom Range Hollands oder Belgiens; und es ist an sich schon unsinnig, daß ein so großes Gebiet nach denselben verwaltungstechnischen Grundsätzen regiert wird, wie etwa die Provinz Salzburg mit ihren 200 000 Bewohnern. Außerdem ist die geographische Gestaltung des deutschen Sprachgebiets zwar insofern ungünstig, als es sich in großem Bogen um das kompakte tschechische herumzieht, es besteht aber durchweg eine klare Sprachgrenze: hüben das deutsche, drüben das tschechische Dorf; die Zahl der wirklich gemischtsprachigen Orte ist im Verhältnis zur großen Masse einsprachigen Landes ganz geringfügig. In den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts ging eine starke Bewegung unter den Deutschböhmern auf die vollständige Teilung der Provinz in eine deutsche und eine tschechische, somit also auch auf die Schaffung einer eigenen Hauptstadt für die deutsche Provinz, als die Reichenberg in Aussicht genommen war, wohin auch die deutschen Hochschulen aus Prag verlegt werden sollten. Man ist dann auf deutscher Seite mit Recht von diesem Programm abgekommen; denn einerseits kann man von wirtschaftsgeographischen Momenten doch nicht ganz absehen, und tatsächlich ist Prag seiner Lage nach weit mehr der Mittelpunkt auch für Deutschböhmern, als es Reichenberg jemals werden könnte; dann hätten sich solcher vollständigen Teilung doch weit größere Schwierigkeiten entgegengestellt, als der Durchführung einer nationalen Autonomie, wie sie jetzt erstrebt wird, und schließlich hätte solche Trennung die Preisgabe lebensfähiger und wirtschaftlich überaus kräftiger deutscher Minderheiten im tschechischen Gebiet bedeutet. So hat sich denn schließlich ganz Deutschböhmern ohne Unterschied der Parteien, an denen im deutschen Lager so wenig Mangel ist wie im tschechischen, auf ein

Programm der nationalen Autonomie geeinigt, das seit Jahren genauestens durchgearbeitet, den Gegnern und der Regierung bekannt ist und auch schon verschiedentlich als Unterlage für Regierungsentwürfe gedient hat.

Danach soll das deutsche und das tschechische Gebiet möglichst scharf abgegrenzt, die letzten Verwaltungseinheiten, die Bezirkshauptmannschaften und Bezirksgerichte, so gebildet werden, daß sie möglichst einsprachig sind, was um so leichter durchzuführen ist, als bei der letzten Wahlreform diese Arbeit für die Wahlkreise bereits geleistet wurde. Zwischen die Bezirkshauptmannschaften und die Landesverwaltung sollen sich die Kreise als Verwaltungsbehörden zweiter Instanz und gleichzeitig als Selbstverwaltungskörper einschließen, die verschiedene Aufgaben der Wohlfahrtspflege der Landesverwaltung abnehmen. Die höheren Gerichtshöfe sollen entweder nur ein Sprachgebiet umfassen oder, sofern sie gemeinsam sind und in Prag ihren Sitz haben, national getrennte Senate haben, deren Räte der betreffenden Nationalität angehören müssen. Die nationale Teilung wird auch bei der Verwaltungszentrale des Landes, der Stadthalterei in Prag, durchgeführt. Die Landesordnung wird derartig abgeändert, daß ein Überstimmen einer Nationalität in nationalen Fragen unmöglich ist (Vetorecht der nationalen Kurien). Im Landesausschuß (der administrativen Zentralbehörde der autonomen Landesverwaltung) werden die Stellen dem Zahlenverhältnis jeder Nationalität entsprechend aufgeteilt; der Landesausschuß zerfällt in nationale Sektionen, die in Angelegenheiten ihres Landesteils endgültig entscheiden; die Beamtenstellen in der Landesverwaltung werden entsprechend der Verhältnisziffer der Nationalitäten besetzt; in der Staatsverwaltung wird der Grundsatz durchgeführt, in den geschlossenen Sprachgebieten nur Beamte gleicher Nationalität anzustellen. Bezüglich des Sprachgebrauchs bei den Ämtern soll erstrebt werden, daß die Amtierung in den einsprachigen Gebieten möglichst nur in der Sprache des betreffenden Gebietes erfolgt; über die Geltung, die dabei der zweiten Landessprache einzuräumen ist, gehen die tschechischen und deutschen Forderungen sehr weit auseinander.

Die Durchführung dieses Programms stößt auf tschechischer Seite auf zwei Schwierigkeiten: erstens sind die Tschechen in vieler Beziehung im Besitz und fühlen sich daher im Recht. Die Beamtenfrage ist für sie eine Brotfrage; es tut ihnen recht wohl, daß 96% der Landesbeamten Tschechen sind und nicht 64%, daß sie im Landesausschuß mit deutschen Steuergeldern schalten können, wie es ihnen beliebt. Und da weder der Staat noch die Deutschen ihnen als Entschädigung für das, was ihnen hier entgeht, viel mehr bieten können, als das Gefühl nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und des Anstandes zu handeln — was

sehr erhebend, aber wenig nahrhaft ist —, so kann man wohl verstehen, daß sie freiwillig nicht hergeben, was sie gegen Recht und Billigkeit erobert haben. Zweitens bestehen die Tschechen auf der Gleichberechtigung der beiden Nationalitäten als obersten Grundsatz. Ihr langjähriger Führer, Ladislaus Rieger, bot seinerzeit den Deutschen den Frieden auf folgender Grundlage an: er reiche ihnen ein leeres Blatt Papier, sie mögen alle ihre Wünsche darauf schreiben, aber alles, was die Deutschen für sich haben wollten, sollte gleicherweise für die Tschechen gelten. Von diesem weißen Blatt Papier ist schon lange auf tschechischer Seite nicht mehr die Rede. Sie wollen nur die Art von Gleichberechtigung, die ihnen Vorteil zu bieten scheint. Nun ist aber hier Ungleichheit von Natur gegeben; es bedeutet für den Deutschen ein andres Opfer, tschechisch zu lernen, als umgekehrt für den Tschechen deutsch. Letzterer gewinnt dadurch ein Verständigungsmittel, das ihm auf weite Strecken hin außerhalb seines territorial eng begrenzten Sprachgebietes dient und einen großen Kulturkreis erschließt; die tschechische Sprache erschließt dem Deutschen höchstens eine schlecht bezahlte Beamtenstellung. Ferner: die deutsche Minderheit in Prag oder Pilsen mag prozentisch nicht größer sein als die tschechische in einem Industrieorte Deutsch-Böhmens, etwa Dux oder Seplitz; aber erstere besteht aus einer alteingesessenen Bürgerchaft, einer besitzenden und gebildeten Klasse, letztere aus einem fluktuierenden Proletariat; es ist ganz klar, daß die wirklichen nationalen Bedürfnisse bei beiden sehr verschieden liegen, und daß man hier sehr wohl eine Gleichheit konstruieren kann, die einem Teile sehr Unrecht tut. So haben die Tschechen die Gleichheit in dem Gesekentwurf über den Sprachgebrauch bei den autonomen Körperschaften aufgebaut, der in einem Subkomitee des Verständigungsausschusses gegen die Stimmen der Deutschen angenommen wurde. Die Landeshauptstadt Prag erhält demnach einen einsprachig tschechischen Charakter; man kann doch wohl auch die Gleichheit so verstehen, daß Prag die Hauptstadt für das deutsche Gebiet ebenso ist wie für das tschechische, und daher notwendig vollkommen zweisprachig sein muß. Irgend ein deutscher Ort, der hundert Kilometer von der Sprachgrenze entfernt sein mag, soll verpflichtet sein, tschechische Eingaben anzunehmen; er kann sie allerdings dann an ein Übersetzungsbureau des Landesausschusses senden, das sie ins Deutsche übersetzt. Das Verfahren wäre sehr abgefürzt, wenn der, der die Eingabe macht, sie unmittelbar an dieses Übersetzungsbureau sendete, und der Grundsatz der Gleichheit wäre darum nicht minder gewahrt; aber die Art von Gleichheit paßt den Tschechen nicht, weil sie aus der von ihnen gewählten Fassung die Pflicht deutscher Gemeinden ableiten, tschechische Eingaben anzunehmen und daraus wieder die Doppelsprachigkeit des ganzen Landes.

Bleibt noch zu erörtern, warum sich die Tschechen dann überhaupt mit den Deutschen an den Verhandlungstisch zusammengesetzt haben? Seit zwei Jahren haben die Deutschen bekanntlich durch Obstruktion den böhmischen Landtag lahmgelegt, um dadurch ihre Autonomieforderungen durchzusetzen. Das hat für die Landesverwaltung sehr unangenehme Folgen, insbesondere eine große Finanzkalamität, und da die Landessteuern ein Kanak sind, durch den deutsche Steuergulden in tschechische Taschen übergeleitet werden, so empfinden das die Tschechen recht unangenehm. Nun hatten die tschechischen Politiker wohl die Hoffnung, daß die Deutschen sich doch vielleicht durch Verhandlungen hinziehen lassen und inzwischen das Budget und die notwendigsten Steuern bewilligen würden, ohne den von ihnen geforderten Preis in der Tasche zu haben. Im Jahre 1890 waren die Verhandlungen zwischen Deutschen und Tschechen ja bereits zu völlig festgelegten Vereinbarungen gediehen, und trotzdem haben sich die Tschechen den eingegangenen Verpflichtungen entzogen. Aber die Deutschen haben sich doch zu gut gemerkt, um noch einmal aufzusitzen. Ein zweiter und wohl wichtigerer Beweggrund für die Tschechen ist, daß sie augenblicklich in Wien bei Hof und Regierung recht schlecht angeschrieben sind; sie sind da etwas „unten durch“. Der Grund dafür ist ihre Serbophilie während der Annerionskrise und ihre Opposition gegen das Ministerium Bienerth. Den Tschechen schmeckt das Brot der Opposition aber bitter, und sie sehnen sich wieder nach den Fleischtöpfen des Ministeriums Beck und den Freuden eines parlamentarischen Koalitionsministeriums. Und da scheint es ihnen recht angebracht, Bereitwilligkeit zur Versöhnung mit den Deutschen zu heucheln; dafür, daß sie sich auf keinen Fall zu irgend einem Zugeständnis zu verpflichten brauchen, hatten sie gleich bei Beginn der Verhandlungen dadurch geforgt, daß sie die Einbeziehung der Frage der Minderheitsschulen in die Besprechung forderten und erklärten, sie würden dem ganzen Ausgleichswerke nur dann ihre Zustimmung geben, wenn ihre für die Deutschen ganz unmöglichen Forderungen auf diesem Gebiete erfüllt würden.

Der ganze Verlauf der Verhandlungen bestätigt die Vermutung, daß es den Tschechen lediglich darauf ankommt, die Deutschen ins Unrecht zu setzen und sie als die Unverträglichen hinzustellen; ob die deutschen Teilnehmer an den Konferenzen gerade unter diesem Gesichtspunkte immer sehr glücklich operiert haben, will ich hier nicht weiter untersuchen.

So gibt es denn kein Mittel, den nationalen Frieden in Böhmen herzustellen? Man muß sich zunächst den Begriff des nationalen Friedens etwas genauer umgrenzen; den nationalen Kampf gänzlich auszuschalten, ist keinem Gesetzeswerk möglich, es ist auch gar nicht wünschenswert; denn ein gesunder Wettbewerb steigert die Kräfte. Weder die

Deutschen noch die Tschechen werden deshalb aus Böhmen verschwinden, wenn der Kampf in der jetzigen Form auch ewig weitergeht. Aber der Staat hat ein Interesse daran, den Kampf auf ein Gebiet zu verweisen, wo er den ganzen staatlichen Apparat nicht beständig bedroht. Die Herstellung eines nationalen Ausgleichs in Böhmen ist also in erster Linie ein staatliches Interesse. In diesem Lichte besehen, ist das Verhalten der österreichischen Regierungen höchst merkwürdig; sie tun immer so, als ob sie aus purer Gutmütigkeit den Streitenden hie und da gut zuredeten, wollten diese nicht hören, dann kann der freundliche Vermittler eben auch nichts machen. Auf diese Art kommt eine Verständigung niemals zuwege; denn was soll denn die Tschechen bewegen, freiwillig herauszugeben, was sie sich widerrechtlich angeeignet haben, wenn niemand Anstalten macht, es ihnen wegzunehmen? Die Tschechen werden erst dann zu einem Ausgleich ehrlich geneigt sein, wenn sie dabei auch etwas zu gewinnen haben.

Im Jahre 1848 war es der tschechische Politiker und Historiker Palacký, der die vollständige Zweiteilung Böhmens nach nationalen Scheidelinien forderte, weil dies damals für die Tschechen ein großer Gewinn gewesen wäre. Einen solchen Zustand kann aber nur die Regierung herstellen. Sie schicke den böhmischen Landtag und bei passender Gelegenheit den Reichsrat nach Hause und führe die Ausgleichsgesetze mittels § 14 ein — der wahrhaftig schon für weit schlimmeres ge- oder mißbraucht worden ist —, lasse die autonomen Landesangelegenheiten und die Stadt Prag durch Regierungskommissare verwalten, und es müßte wunderbarlich zugehen, wenn man dann nicht sehr versöhnungslustige tschechische Sendlinge an den Beratungstisch bekäme; der Tscheche ist vielgewandt und begabt; nur zu einer Sache hat er gar kein Talent: zum Märtyrer.



Das Klima der geologischen Vorzeit im Zusammenhange mit der Entwicklung der Tierwelt.

Von Dr. Emil Carthaus (Berlin).

I.

Bei dem Bestreben, einige Einsicht in die klimatischen Verhältnisse der geologischen Vorzeit von den ältesten geologischen Perioden an zu bekommen, bin ich von der bekannten Welt- oder Erdbildungstheorie ausgegangen, welche in seltener Übereinstimmung und zugleich dem Geiste des großen Denkers Immanuel Kant und dem des berühmten französischen Physikers Laplace entsprossen ist —

was gewiß als sehr bezeichnend betrachtet werden muß. Die dieser Theorie mit Recht oder Unrecht vorgeworfenen Mängel berühren meine geologischen Folgerungen deshalb nicht, weil diese sich ausschließlich auf unsern Planeten selbst beziehen. Ich gehe in Übereinstimmung mit den Anschauungen der ganzen wissenschaftlichen Welt von der Voraussetzung aus, daß sich unser Erdkörper auf seiner ewigen Wanderung durch den nachweislich überaus kalten Weltraum immer mehr abkühlt, wobei er schon seit Äonen in das Stadium des Lichtloswerdens und der allmählichen Erstarrung eingetreten sein muß, um mit Secchi zu reden. Unser Planet befindet sich, wie S. Günther in seinem vortrefflichen großen Handbuche der Geophysik sagt, als Himmelskörper in dem sechsten Stadium seiner Entwicklung, nämlich dem „des festen Oberflächenzustandes“. Sein glühendes Innere ist von einer starren, kaum aber sehr dicken Rinde umschlossen, und seine vulkanischen Erscheinungen mag man als letztes Aufklackern einer gewaltigen Kraft ansehen, welche in der vorhergehenden Entwicklungsphase jene Rinde noch zu sprengen und den etwaigen Bewohnern ferner Weltkörper das Bild eines neuen Sternes vorzuführen vermochte“.

Bei der stetigen Abkühlung der Erdrinde konnte organisches Leben auf dieser — im Weltmeere oder auch in der ursprünglich entschieden viel dichteren und weit höher reichenden Erdatmosphäre, in der die ältesten, am tiefsten stehenden Organismen gar wohl entstanden sein können — nicht früher aufkommen, als dessen Lebensmedium, das Wasser oder die Luft, bis auf eine 44–50° C nicht übersteigende Temperatur gesunken war.

Eine größere Wärme mußte nämlich unter normalen Verhältnissen ein Gerinnen der Eiweißkörper, die ja die Träger allen organischen Lebens sind, herbeiführen. Zusammen mit gelöstem Kochsalz, wie es ja im Meerwasser vorliegt, gerinnen die meisten Eiweißarten freilich erst bei einer etwas höheren Temperatur.

Zweifellos besaß die Erdrinde zur Zeit der Morgenröte des Erdenlebens auch an ihrer Oberfläche vom Äquator bis zu den Polen hin eine noch weit größere Eigenwärme als heute; was aber um vieles wichtiger für die Gestaltung der klimatischen Verhältnisse aller späteren Erdperioden war, ist der Umstand, daß auch die schier unermeßlichen Wassermassen des Weltmeeres, welche, wohl bemerkt, nach Hanns Berechnungen mindestens 13mal so groß sind als das Gesamtvolumen des über dem Meerespiegel erhobenen Festlandes, in jener fernen Zeit noch eine viel höhere Durchschnittstemperatur besitzen mußten. Hierauf gerade hat man bei der Erforschung der klimatischen Verhältnisse der geologischen Vorzeit entschieden viel zu wenig Gewicht gelegt.

Ragten heute noch keine Festländer und

Inseln, die ja nur der zunehmenden Faltung der Erdrinde und dem Vulkanismus ihre Entstehung verdanken, über den Spiegel des durchschnittlich 3500 m tiefen Weltmeeres hervor, so würde dessen kolossale Wassermasse den ganzen Erdball in einer Höhe von beinahe 2500 m bedecken. Dabei nimmt die Abkühlung des Weltmeeres einen ganz andern Verlauf als die der festen Erdrinde, in der sie sich der Hauptsache nach an der Oberfläche und in den ihr naheliegenden Teilen vollzieht. (Geothermische Tiefenstufe.) Im Ozeane spielen sich nämlich die durch die Erstarrung spezifisch schwerer werdenden Wassermengen in die Tiefe, und steigt das wärmer gebliebene Wasser zur Oberfläche auf; ein Vorgang, welcher, von dem archaischen Zeitalter an bis zur Eisbildung in den Polarmeeren stetig fortschreitend, dahin geführt hat, daß heute selbst unter dem Äquator das Wasser auf dem Meeresgrunde schon eine Abkühlung bis fast zu 0° C (0,2° C) zeigt und daß der weitaus größte Teil der gesamten Wassermasse des Weltmeeres bis zu weniger als 5° C erkaltet ist. Freilich verbirgt sich die so weitgehende Abkühlung des Ozeans unter den wärmeren Schichten an seiner Oberfläche. Welch ungeheure Wärmemenge das Wasser des Weltmeeres im Vergleiche zu der festen Erdrinde bereits abgegeben hat, geht besonders auch noch daraus hervor, daß die spezifische Wärme des Meerwassers mehr denn 5mal so groß ist, als die der die feste Erdrinde zusammensetzenden Gesteine — im Durchschnitt genommen. Wenn man mit diesem wichtigen Faktor rechnet und dann auf Grund einfacher physikalischer bzw. meteorologischer Gesetze weiter baut, wird man bezüglich des Klimas und seiner Veränderungen während der vergangenen Erdperioden zu Ergebnissen kommen, wie ich sie in meinem Buche „Die klimatischen Verhältnisse der geologischen Vorzeit vom Praecambrium an bis zur Jetztzeit und ihr Einfluß auf die Entwicklung der Haupttypen des Tier- und Pflanzenreiches“ näher dargelegt habe.

Hierauf war es neben der ehemals noch viel dichteren und höheren Erdatmosphäre hauptsächlich das Weltmeer, welches durch anfänglich recht langsame, später aber schneller werdende Unter- und Oberströme einen so weitgehenden Wärmeaustausch zwischen den verschiedenen geographischen Breiten vom Äquator bis zu den Polen vermittelte, daß sich die heute auf der Erde bestehenden Wärmezonen wohl erst während der Triasperiode, und zwar schwach hervorhoben, und daß sie ihre eigentliche schärfere Ausprägung und größere Ausdehnung nach dem Erdgleichher hin erst während der Tertiärzeit erhielten. Dieser Wärmeausgleich war in der Primär- und Sekundärzeit aber nur dadurch möglich, daß damals im Weltmeere noch keine ausgedehnte Festländer mit höheren Gebirgshebungen dem pol- und äquatorwärts gerichteten Strömungen im Ozean und in

der Atmosphäre den Weg verlegten und gleichzeitig den früher (wie noch heute beim Planeten Merkur) völlig lückenlosen, dichten Wolkenmantel der Erde vor dem Beginne der Tertiärzeit noch nicht zum Zerreißen brachten. Merklieh dünner und lichter wurde dieser Wärmeschutzmantel der Erdoberfläche nach den Polen hin freilich bereits gegen Mitte der Sekundärzeit, zum völligen Zerreißen aber kam er erst im Anfange der Tertiärzeit, die als die Epoche der Bildung der großen Kontinente zu bezeichnen ist, und in deren Verlaufe die Tropenzone der Erde verhältnismäßig schnell bis auf ihren heutigen Umfang beschränkt wurde. Obgleich die Bevölkerung über der Erdoberfläche während der Sekundärzeit in den höheren Breiten immer lichter wurde, drangen doch die ersten direkten Sonnenstrahlen wohl nicht früher als in der Juraperiode bis zur Erdoberfläche durch und auch da nur in unregelmäßigen, kurzen Intervallen. — Während sich nach meinen Auseinandersetzungen das Unbrechen der großen Eiszeit, des Diluviums, und ihr Rückgang durch das Zusammentreffen verschiedener Faktoren erklärt, über die hier Genaueres zu sagen zu weit führen würde, glaube ich die Geröllanhäufungen, geschrammten Geschiebe und sogenannten Gletscherschliffe, welche sich namentlich in permo-karbonischen Ablagerungen in Südafrika, Britisch-Indien und Australien, aber auch in andern Formationen finden, auf unterseeische, vulkanische Eruptionen zurückführen zu müssen, wie ich ebenfalls in dem oben genannten Buche näher auseinandergesetzt habe.

Die hier in großen Zügen beschriebenen Veränderungen des Klimas der geologischen Vorzeit spiegeln sich nun meiner Ansicht nach deutlich wider in der allmählichen Umgestaltung der Pflanzen und noch mehr der Tierwelt, während dieses so außerordentlich langen Zeitraumes.

Die Meeresfauna der ältesten geologischen Perioden bis zur Trias, welche wir hauptsächlich aus den Ablagerungen der derzeitigen seichten Meeresküste, bezw. Rüste (die ja naturgemäß eher und leichter über den Meeresspiegel erhoben wurden, als die tieferen Stellen des Ozeans) kennen, setzt sich aus Tierformen zusammen, deren noch lebende nächste Verwandte sich in der Jetztzeit allein in wenig bewegtem Wasser, namentlich in den stillen Tiefen des Ozeans aufhalten oder die, ausgestorben, durch ihre nachweisliche, einseitige Organisation deutlich genug verraten, daß sie dem Aufenthalte in stärker bewegtem Meeresfluten durchaus nicht gewachsen waren. Um nur von den mehr bekannten Tierformen zu reden, so vermochten damals selbst in der Rüste-region noch gegen bewegtes Wasser sehr empfindliche Korallen mit zum Teil gebogenen Rellen bezw. Septen, die Tetraforallen und Tabulaten, zu leben, wie auch die zarten Graptolithen, die alle schon früh wieder ausstarben und im Beginne der Sekundärzeit den


heute lebenden Hexaforallen Platz machten. Diese erscheinen mit ihren sechsgliedrigen Septen gegen die stärkeren Wasserbewegungen im Ozean der Sekundärzeit mehr gefestigt, und trotzdem sind auch sie heute auf bestimmte Bezirke des tropischen Meeres beschränkt. (Auch die Spongien, die Kalk- und Kieselschwämme, können heute nur in gewissen Tiefen der warmen Meere, in denen das Wasser ziemlich ruhig ist, leben.) Ebenso ist der große Tierkreis der Echinodermata durch die zunehmende Bewegung des Meereswassers in allen seinen Geschlechtern und Arten gezwungen worden, weitgehende Veränderungen einzugehen. So kamen z. B. die in bewegtem Wasser recht unbehilflichen Cystoideen bezw. Blastoideen, die schon im Beginne der Primärzeit zu eigentümlicher Entwicklung gelangten, sehr früh zum Aussterben, und waren die zierlichen Gestalten der Seeillien, welche bereits während der Primärzeit in großer Zahl auch in der Nähe der Rüste lebten, während der Sekundärzeit genötigt, sich durch eine festere Gliederung ihrer Kalktäfelchen und Stielglieder, in der Herausbildung des Artikulamenttypus, widerstandsfähiger zu machen gegen die zunehmende Wasserbewegung im Meere. Von der Tertiärzeit ab erscheinen dann die Seeillien als seltene Tierformen nicht in die wärmeren Teile des Ozeans, sondern in seine verhältnismäßig stark abgekühlten, aber ruhigen Tiefen verwiesen. — Ähnliche Verhältnisse zeigen sich auch in der Stammesentwicklung der Echinoiden oder Seeigel und ist die Entstehung der irregulären Typen unter ihnen gleichfalls als eine größere Festigung gegen die zunehmende Unruhe des Wassers in der flacheren See zu betrachten. Ebenso sehen wir aus den Klassen der Schaliere, der Molluskoideen und Mollusken, in den ruhigen Meeren der ältesten geologischen Perioden vorwiegend nur Formen aufkommen, welche entweder größerer Wasserbewegung überhaupt nicht gewachsen waren und ausstarben, wie die Brachiopoden mit spiralig gerundeten, zarten Armgerüsten (*Helicopegmata*) oder deren Verwandte sich später in das stille Wasser der großen Meeresküsten zurückziehen gezwungen waren, wie z. B. die letzten Epigonen der von der Silber- bis zur Kreideperiode so weit verbreiteten, beschalten Cephalopoden, worunter die Ammoniten ja allgemein bekannte Formen sind. Zuerst waren die gestreckten Typen von diesen gezwungen, von der Weltbühne abzutreten, und zwar schon im Anfange der Sekundärzeit. Dann sehen wir bei dem immer komplizierteren Verlaufe der sich mehr und mehr verankernden Nichte ihrer Gehäuse überall das Bestreben zutage treten, sich gegen die zunehmende Unruhe des Meereswassers möglichst widerstandsfähig zu machen. Dieses Streben führt während der Kreideperiode zu geradezu abenteuerlich gestalteten Formen (*Surrilites*, *Erioceras*, *Heteroceras* usw.). Daneben suchen sich aber schon von der Triasperiode an andre Cephalopodentriebe

mehr und mehr von den zerbrechlichen Kalkgebilden an ihrem Körper zu befreien und durch beweglichere, elastische Hautgebilde dem Aufenthalt im unruhigen Wasser anzupassen. Dieses führte in der Jura- und Kreideperiode zu einer mächtigen Entfaltung der Belemnoiden und Sepioiden und schließlich zu dem Aufkommen der nackten Cephalopoden von heute, zu denen z. B. die bekannten Tintenfische gehören.



Aus den Aufzeichnungen eines Denkers.

Von Julius Rupp.

 er Verlag Fritsch Eckardt (Leipzig), dem wir bereits eine prachtvolle Ausgabe der Werke Schellings danken (vergl. „Gegenwart“ 1908, Bd. 73 Nr. 2), veranstaltet jetzt eine Ausgabe der gesammelten Werke des Königsberger Theologen und Philosophen Julius Rupp, die Paul Chr. Elsenhans redigiert. Rupp, der im Jahre 1851 „aus Gründen allgemeinen Staatswohls“ — eine für die damalige Reaktionsperiode bezeichnende Maßregel — von der Universität ausgeschlossen wurde, hat sich namentlich auch mit den deutschen Klassikern eingehender beschäftigt. Der bisher erschienene (3.) Band der Ausgabe, der sich „Über Klassiker und Philosophen der Neuzeit“ betitelt, bringt u. a. Studien über Lessing, Herder, Goethe und Schiller und in einem letzten Abschnitt die „Aufzeichnungen eines Denkers“. Aus diesen geistvollen, feinspointierten Aphorismen entnehmen wir die nachstehenden:

Wahrheit ist ein Wort, mit dem die Menschen ausdrücken wollen, daß die Welt oder ihr Leben ihnen ein Rätsel ist.

Einst hatten die Menschen heilige Zahlen; jetzt gilt ihnen heilig, was sich zählen läßt.

Eine der gesündesten Arten der Bewegung, die sich der Mensch machen kann, besteht darin, sich in die Stelle anderer zu versetzen.

Worauf der Mensch Wert legt, das entscheidet über seinen eigenen Wert.

Gott hat dem Menschen mehr Macht gegeben, das äußere Glück seines Nächsten zu zerstören, als es zu schaffen. Jenes kann selbst der Schwächste und Einfältigste, dies kann selbst der Klügste und Mächtigste nur in seltenen Fällen.

Nicht dreifach ist die Zeit, sondern einfach. Es gibt nur Gegenwart; Vergangenheit und Zukunft sind die Schatten derselben.

Langeweile bezeichnet nicht einen Fehler dessen, was uns umgibt, sondern einen Fehler in uns selbst.

Wenn der Mensch sich dem Vorurteil hingibt, daß das Gute schwer sei, kommt er bald zu der Entdeckung, daß es für seine Kräfte zu schwer sei, und diese Täuschung führt ihn endlich sogar zu einer andern, in welcher er allerlei Aufgaben, die falsch gestellt und unlösbar sind, für leicht ansieht und trotz alles Mißlingens im Streben nach dem Unmöglichen verharret. Unmögliches erstreben hat aber überall zur Folge, daß man auch hinter demjenigen zurückbleibt, was bei Vermeidung jenes Abweges zu leisten möglich gewesen wäre.

Voltaire hat erklärt, daß auf dem Gebiet der Poesie und Beredsamkeit alles erlaubt sei, was nicht langweilig ist. Mit Bezug auf das gegenwärtige Lesepublikum, dem wir es verdanken, daß die Kataloge der Leihbibliotheken wenig mehr als Romane enthalten, fühlt man sich versucht, hinzuzufügen, daß nichts gelesen zu werden verdient, was für dies Publikum nicht langweilig ist.

Wer klug ist, sieht alles Schlechte für eine Krankheit an, die für ihn ansteckend ist.

Alle Menschen zerfallen in zwei Klassen, in solche, die besser scheinen als sie sind, und solche, bei denen das Gegenteil stattfindet.

Im christlichen Europa bedient sich der Phallusdienst für seine Propaganda des Romans.

Dinge und Personen richtig vergleichen zu können ist eine der achtungswertesten Künste; aber zu den schlimmsten gehört die, seinen eigenen Wert mit dem anderer zu vergleichen, denn sie trägt nie eine andre Frucht, als Überhebung über andre.

Es gibt Pfaffen der Rechtgläubigkeit, aber auch Pfaffen des Unglaubens.

Was für die katholischen Völker die Wallfahrten, sind für die protestantischen die Paraden.

Ein Preuße, dem bei jedem Flintenschuß unwohl wurde, sagte mit hohem Selbstgefühl: Heute vor 60 Jahren schlugen wir die Franzosen bei la Belle Alliance.

Dem Gedankenlosen muß der Nachdenkende stets als ein Sonderling erscheinen.

Unstre Zeit ist so übel nicht. Schade nur, daß sie in einem Stücke sich von früheren zu ihrem

Nachteil unterscheidet, darin nämlich, daß sie sich für eine Zeit des Fortschritts hält.

Völker, die Maskenscherz und Mummen- schanz nicht kennen, pflegen sich dadurch zu entschädigen, daß sie jene Dinge auf das tägliche Geschäftsleben übertragen.

Der Mensch tritt bei seiner Geburt mit Weinen ins Erden-dasein, weil er — wie man gesagt — Schlimmes ahnte. — So mühten doch diejenigen wenigstens, welche versichern, sie hätten sich damals mit jener Ahnung nicht getäuscht, lachend dies Dasein zu verlassen geneigt sein.

Das Wunder gehört (wenn es nicht das Unbegreifliche bedeuten soll, in welchem Falle es sich selbst aufheben würde) zu den Luxusbegriffen; es wird aber zu einem Grundirrtum, wenn es zu einem Beweise der Wahrheit dienen soll.

Viele haben stets die Antwort vor der an sie gerichteten Frage fertig.

Man rühmt den „goldenen“ Morgen und übersteht undankbar, daß es in der Tat die Nacht ist, die ihn dazu macht.

Oft ist ein Umweg der kürzeste Weg.

Pessimismus ist nur ein anderer Name für Blasphemie.

Wie man im Umgange mit Menschen durch das, was man zu sagen unterläßt, am besten beweist, daß man Verstand hat, so sorgt man im Umgange mit sich selbst für seine Selbsterziehung durch das, was man zu tun unterläßt, oft am besten.

Das Bücherlesen ist zwecklos, wenn daraus nicht ein ungedrucktes, ungeschriebenes Buch entsteht, für den Menschen und in ihm, an dem er sich bei Tage während der Pausen der Geschäfte oder auch in schlaflosen Stunden der Nacht vernützen kann.

Leben heißt wagen, aber mit Verstand! Und wenn es mißlang, nicht verzagen, sondern wieder wagen — mit mehr Verstand.

Alles Pathos ist, seinem Wesen nach, pathologischer Natur.

Freitag bezeichnet einen Charakterzug des polnischen Adels treffend mit den Worten: „Sie reiten hin, sie reiten her“. — Sieht man von den Pferden ab, so paßt er auf viele „wohl-situierte“ Deutsche auch: „Sie gehen her, sie gehen hin; sie

gehen hin, sie gehen her“. Das bildet die Hauptbeschäftigung ihrer Tage.

Die Seele mancher Menschen ist wie ein Haus mit mehreren Stockwerken, in dessen Dachstübchen gebetet wird, während man in der Bel-etage tanzt.

Der Mensch empfindet ein Unrecht, das ihm — wirklich oder nach seiner Meinung — angetan ist, um so schwerer, je mehr er selbst zu anderer Zeit, unter andern Umständen dasselbe Unrecht gegen andre begangen. Auch darin offenbart sich die Allmacht der ewigen Ordnung und ihr heiliges Gesetz der Vergeltung.

Es gibt viele, die tot sein möchten, sofern es sich ohne das Sterben erreichen ließe.

Für viele Eltern ist es ein Unglück, Talente unter ihren Kindern zu haben, — und für viele unter ihnen entsteht dies Unglück sogar nur durch ihre Einbildung!

Viele Ärzte wissen ihr Geschäft dadurch zu erleichtern, daß sie einen Teil der Krankheiten auf Rechnung des Alters und einen andern auf Rechnung der Jugend schieben. Viele Moralisten machen es bei ihrem Geschäfte ebenso.

Als eine seiner Haupttugenden betrachtet der bloß zivilisierte Mensch die Kunst, die Zeit zu töten.

Ehrliches Dissentieren und Dissidententum ist ein sicherer Weg zu dem Konsens, dessen die Welt bedarf.

Der Mensch ist geborgen, wenn er es dazu bringen will, sich mit seinen Wünschen und Verlangungen selbst mit „du“ anzureden.

„Dunkel“ bedeutet den sogenannten Gebildeten dasjenige, was man mit Aufmerksamkeit lesen muß.

Es gibt Leute, deren Liebe das Eigentümliche hat, daß sie für einen, dem sie helfen möchten, nicht selbst sorgen, sondern stets einen Dritten wissen, der dies besser verstehe als sie selbst.

Wer sich auf seine Aufrichtigkeit beruft, versteht nichts von Aufrichtigkeit oder lügt.

Je mehr der Mensch das Gute lieben lernt, um so besser vermag er sich am Glücke anderer zu erfreuen.



Der Engel.

Von Arthur Silbergleit (Berlin).

Dein schönster Engel tritt einst in Dein Haus
 Mit Händen, die den Brüdern Harfen reichen,
 Und breitet Deine Kirchenfahnen aus,
 Bestückt mit Deiner Zinnen Herrscherzeichen
 Und ruft die Priester zu der Prozession
 Und taucht die Fahnen in den Strom der Sonnen,
 Daß Du im Bad des Goldes Deinem Sohn
 Als neues Feuer glühst wie den Madonnen;
 Und läßt der Meßgewänder satten Prunk
 Von gläubig gelben Kerzenlichtern krönen
 Und setzt die schweren Glocken so in Schwung,
 Daß sie wie Bräute ihrer Türme tönen,
 Und wandelt unter einem Baldachin
 Von reinem Purpur und von Zedernstamme
 Und hat ein schlankes, knabenhaftes Knien,
 Wo ein Altar sich wölbt mit flacher Flamme.
 Hier pflanzt er deine Kirchenfahnen hin,
 Als ob er selbst von Dir entzündet wäre.
 Und baut, Verzückung in Gesicht und Sinn,
 Dir neue Tempel über die Altäre.



Geld.

Von Walter v. Molo (Wien).

Die ganze Nacht hatte Walter Gould nicht schlafen können. Wie ein glühendes Rad war ihm die Sache im Kopf herumgegangen. Fand er den goldnen Ring, war er gemacht, seine Frau konnte Hüte, Blusen und Strümpfe kaufen, wie sie wollte, wie sie ihr gefielen. Die Nacht über hatte sie gut und kräftig geschlafen, ihre tiefen, regelmäßigen Atemzüge, die die volle Brust gleichmäßig hoben und senkten, brachten ihrem Manne keine Sammlung. Als sie sich von der einen Seite auf die andre wendete, ohne die Augen, die großen, schönen Augen, zu öffnen, suchte er scheu und feige zusammen, wengleich er mit den Zähnen knirschte.

Als es dämmerte, stand er auf, leise und behutsam. Nochmals vergegenwärtigte er sich die bittere Stunde des gestrigen Abends, da seine junge Frau ihm den Ruß geweigert hatte, weil er nicht Geld geben konnte zum Puz. Es war ohnehin viel, daß sie, die schöne, ebenmäßige Person, ihn, den kleinen, unscheinbaren Schreiber mit dem glatten Knabengesicht und den Sorgenfalten, geheiratet hatte. Es begann in letzter Zeit knapp zu werden. Eine Art Schuldbewußtsein überkam ihn. Wäre er in früheren Jahren arbeitsamer und weniger leichtsinnig gewesen, er könnte ihr heute mehr bieten. Dann hätten ihn die Selnen nicht verstoßen.

Mit seinen nervösen mageren Fingern faltete ustrated People-Week“ auseinander

und las. Der Reichtum war greifbar nahe: „Wir haben am rechten Ufer des Kanals, zwischen der South-Railway und New-Bridge, einen goldenen Ring verborgen. Sucht, Freunde der People-Week! Derjenige unsrer Abonnenten, der ihn findet, erhält im Austauschwege in unsrer Redaktion 1000 Dollars bar auf die findige Hand gezahlt! Aber er muß Abonnent sein! Abonniert!“

Wieder steht Walter Gould zu seiner schlafenden Frau. Er nimmt den Hut und geht.

Noch ist es früh am Tage, und die Wolkenfraker werfen finstere Schatten in die feuchten Straßenschluchten. Krampfhaft hält Walter Gould die People-Week fest. Bei einem Zeitungsjungen kauft er sich die neueste Nummer und zittert, als er sie auseinanderfaltet. Dem Himmel sei Dank! Noch hat niemand den goldnen Ring gefunden. „Abonniert, abonniert — ehe es zu spät ist! Gestern sah einer unsrer Redakteure, der verkleidet bei der New-Bridge stand, einen Mann nur eine Handspanne vom Versteck! — Abonniert! Abonniert!“

Walter Gould scheut nicht die Kosten; er besteigt den Tram, der ihn in brummender Gauselfahrt draußen absetzt, wo die Vororte in die Felder fließen.

Eine heiße Erregung bemächtigt sich des verbitterten Mannes. Die schwächige Gestalt krümmt sich, der Blick hängt auf dem Boden fest, die Lungen atmen schwer, und das Herz schlägt wie ein Stein an seine Brust. Zwei Stunden hat er Zeit, bis sein Bureau den ewig gleichen Geldrassesschrift hebt; er will sie nützen. Schon stehen die grauen Eisenteile der Brücke in das gelbe Firmament, das die ferne Sonne durch den Dunst und Rauch nicht röten kann. Noch ist niemand auf dem Plage. Aber die schrägabfallende Raimauer ist zerwühlt und zertreten. Mit Schaufeln und Hacken haben sie hier gearbeitet, um den goldenen Ring zu finden. Kaltes Morgenlicht beginnt das dürre Gelbgras mit leuchtenden Konturen zu umziehen. Er suchte mit trockenem Gaumen, mit stockendem Atem . . .

In den Stütz- und Hängegurten der Eisenbrücke erwacht Bill Jackson. Mit den hornartigen Fingern der klobigen Rechten reibt er sich die ungewaschenen, rotgeränderten Augen. Er streckt sich und gähnt. „Uahahah!“ Dann nimmt er zum Frühstück einen ausgiebigen Schluck aus der Brantweinflasche, seiner Bettgenossin. Unter dem Strecken und Dehnen seines hertulischen Körpers springt der fadenscheinige Rock quer über dem stierkräftigen Rücken in klaffendem Riß. Den Rock hat er einmal einem schlafenden Arbeiter weggenommen. Es wird Zeit, daß er sich neu equipiert. Nun sitzt er mit baumelnden Beinen auf einem Träger und läßt das schmutziggelbe Wasser des Kanals unter sich zischen und quirlen. Er philosophiert. Zur Erleichterung des Dentprozesses wippt er mit den Zehen, die durch breite

Luftlöcher seiner Schuhe sehen. Wieder ein Tag. Und er langweilt sich so sehr. Das Getrappel auf der Brücke über ihm nimmt wieder seinen Anfang. Das sind die Hungerleider, die zur Arbeit gehen. Mann, Pferd und Esel. Der Schreck von gestern Abend sitzt ihm noch in den Knochen. Er hatte den Kopf auf das zerschlossene Strohlissen zum Schlaf gelegt, da rieb etwas am Brückenpfeiler. Erst dachte er, es sei der policeman, der sich um Sachen kümmert, die ihn nichts angehen. Doch es gab einen klatschenden Fall und einen gurgelnden Schrei von einer Frauenstimme. Es war ecklich, einen Menschen so nahe bei sich sterben zu wissen; er zog den Lederriemen an und krümmte sich enger zusammen, denn die Nacht nach solchem Ereignis schien kälter als andre.

Das läßt ihn heute übler Laune sein. „Damned“, flucht er, „was tut das Bürschchen dort?“ Bill Jackson lacht ein rasselndes Gröhlen und spuckt aus, treffsicher und wuchtig. Dann gleitet er vom Gitterwerk. Sein Bett muß der Zugwind des fließenden Wassers betreuen.

„Diese verfluchte People-Week! Die ganze Nachbarschaft bevölkert sie mit Menschen, — ja, wenn man selbst das Geld fände! Dann . . .“ Aber er glaubt an keinen Schutzengel. Die Hände in den Taschen der flatternden formlosen Hosen, bummelt er zu Walter Gould. Wie sich der Kleine plagt, der Rücken muß ihm schon wehe tun!

„Morning“, grüßt er.

Eine dunkle Röte fleckt des Suchenden Wangen. Ein Landstreicher. Wenn er das Geld hat, das allmächtige Geld, dann wird niemand fragen, ob er es neben einem Gauner fand. Weiter! Wieder suchen seine brennenden Augen Grassalm um Grassalm ab; jedes Stämmchen biegt seine Hand zur Seite. Mühsame Arbeit!

Die weißen Hände ärgern Bill Jackson. Er nimmt zur Beruhigung einen der Zigarrenstummel aus der schmutzigen Brusttasche und steckt ihn in den Mund. Er kaut gern ein kaltes Frühstück.

„Nichts gefunden?“ grinst er teilnahmsvoll.

Walter Gould dreht ihm den Rücken zu und preßt die Lippen aufeinander. Bald ist es Zeit, ins Bureau zu gehen. Wenn er den goldenen Ring heute nicht findet, morgen ist es zu spät. Unruhig hämmert das Blut in den Schläfen. 1000 Dollars! Warum sucht der Lump gerade da, wo er, Schritt für Schritt, die staubige Grassnarbe abgeht? Als er sich wendet, stößt er den andern an.

„Pardon“, lacht der, „ich such auch das Geld.“

Mit zitternden Knien geht Walter Gould ein paar Schritte zur Seite, eine fremde Bierpulst durch seine Adern. Hier liegen weggeworfene Konservenbüchsen, mit Wasserschlamm halb gefüllt, zerbrochene Flaschen, Treibholz und Kleiderseken. Stück um Stück betastet er, das Blut des ge-

senkten Kopfes hängt einen roten Vorhang vor seine unstillen Augen. Eine Ratte schießt an ihm vorbei, Esel schnürt ihm die Kehle zu. Er sucht. In seinen Ohren ist ein schwindelndes Säusen, das sich in metallenen Klang wandelt, 1000 Dollars. Aus stoßender Brust leucht der Atem. Er hört wieder den andern hinter sich. Einen schnellen Griff tut er und hält einen glänzenden Ring in Händen. Ehe er den Irrtum erkennt und das wertlose Messing beiseite werfen kann, hat der andre seine Faust gepackt:

„Her!“

Nun reißen sie die Arme hin und wider.

„Es ist nichts“, knirscht Walter Gould, „Messing“.

Der andre wirft ihn zu Boden und stemmt das nackte Knie auf seine Brust, er glaubt ihm nicht. Abelriechender Atem fliegt über ihn, grüne Katzenaugen funkeln, gelbe säulnißzerfressene Zähne blecken nach ihm. Ein reizendes Tier drückt ihn. Notwehr und Klassenhaß spreizen die Krallen. 1000 Dollars. Mit einem Ruck schlägt er die Finger um den strängigen Hals. Die Augen quellen vor, die Mundwinkel sondern Schaum, der ausgehungerte Riesenförper zuckt und stößt. Walter Gould ist nicht so schwach, wie die andern meinen, die Wut seines verfehlten Daseins strafft Muskel und Nerv. Immer läßt er sich nicht vom Leben beiseite werfen, er nicht; aber die Zeit verstreicht und er muß ins Bureau. Des andern Hand sucht nach dem Messer. Mit letzter Kraft reiht Walter Gould den struppigen Kopf zu sich nieder und schraubt die Daumen, daß sie Widerstand am Wirbel finden . . .

Eine schwere Masse rollt von ihm ab und kollert in die Scherben. Bill Jackson röchelt den letzten Laut; aus seiner Tasche weint die zerschellte Branntweinflasche Leichentränen. Der verfilzte Bart des Toten wiegt im Wind.

Walter Gould steht auf bleischweren Beinen, körperlos faßt er nicht Raum noch Zeit. Der Messingring ist seiner Hand entfallen, die Sonne blizt einen höhnnenden Pfeil darauf. 1000 Dollars.



Aus den Theatern.

Deutsches Theater in Berlin.

Ludwig Fulda: Herr und Diener. Schauspiel in drei Aufzügen.

Es fließt auch nicht ein einziger Tropfen Blut in den Adern der Personen dieses Stückes, für das der Autor das Schauspiel als eine Art Symbol heranzieht. So wird mit toten Figuren hin und her geschoben, und Fulda hört nicht ihre bittende Geisterstimme: „Gib uns eine Seele, die du bei deinen Zügen beachten mußt!“ Er hat für sie keine Wärme und kein Leben. Er will seine Phantasie wohl zum Glühen bringen; aber er muß sich mit künstlichem Feuer begnügen. Und alles bleibt kalt, traurig, schemenhaft, verwirrt.

Wieder macht dem Autor, wie schon wiederholt, der Gedanke des Königtums zu schaffen; eine Art Hebbelschen Motivs, das ihm so gar nicht liegt. Dabei rennt er in jugendlichem Stürmermut eine ganze Reihe offener Türen ein, um zum Schluß die Erkenntnis triumphierend über seinem Haupte zu schwingen, daß Absolutismus eine ziemlich bedenkliche Sache sei. Insbesondere tritt er dafür ein, daß der Potentat, ob ihm schon das Reich mit allen Untertanen gehöre, doch vor dem Ehebett seiner Landesfinder halt machen müsse. Obwohl man seiner Meinung völlig beistimmt, kann man das Gefühl „tua res agitur“ nicht mehr recht ausbringen.

Es hätte sich aus der Idee des Stückes, die der Autor bei Vandello vorfand, mit Tilgung des Zeitlich-Begrenzten zweifellos etwas Bedeutenderes gewinnen lassen. In der Art aber, wie Fulda die Handlung faßte, prägt sich schon der Charakter seines Stückes aus.

Ein schwacher, aber das Gute wollender König und sein Wezir, ein überragender Großer, der wahre Beherrscher und Erhalter des Königreiches, stehen hier Seite an Seite. Auch die Braut hat einst Wezir Artaban dem Könige Kosru zugeführt. Damals wurde der Zug von Räubern überfallen; aber Artaban siegte und blieb schließlich mit der Braut allein auf dem Felde. Doch während ihr Herz dem Sieger zusauchzte, legt er zwischen sie und sich das bloße Schwert, auch hier seiner Pflicht eingedenk. Und nun sät die Schlange in Gestalt des Weibes des Königs Zwietracht zwischen den beiden. Kosru fordert Artaban, den Sieger in allen Turnieren, zum Zweikampf heraus; und als dieser sich von ihm im Interesse des Königsglaubens niederstrecken läßt, entbrennt sein Zorn, da er dessen größere Überlegenheit fühlt. Jetzt soll erst der wahre Kampf beginnen; der König entsetzt Artaban seiner Ämter und bannt ihn auf seine Güter. Er würde ihn zwar begnadigen und neu bestätigen, wenn der Wezir sich beklagte. Es ist ein Hauptmotiv dieses Stückes, daß der unentwegte Ideal mensch dies nicht tut. Das aber ist wirklich töricht und kleinlich von ihm. Bei seiner Überlegenheit könnte er dem Königtum, dessen treuester Diener er ist, diesen kleinen Gefallen wirklich ruhig erweisen.

Nun lebt Artaban bei seiner Gattin Gulsade, als der König auflacht und ihm sein Kleinod fortnehmen will. Ja, dieser Kerl, dessen Schätzigkeit Fulda gar nicht recht zum Bewußtsein kommt, gibt der treuen Gulsade sogar einen Dolch, um ihren Gatten umzubringen. Freilich liegt hier im Grunde nur ein Nothbehelf vor, der die Handlung weiter fristen soll. Die Hauptsache bleibt die Aussprache der beiden Männer. Der König erklärt Artaban, er besitze ihn, indem er ihm seine Frau wegnehme. Aber Artaban, der getreue Hüter des Königtums, erwidert, daß er ein solches Verbrechen des Herrschers nicht zulassen dürfe, und wenn er ihm Gulsade schenken solle. Geschenkt will aber der König selbst Gulsade nicht, und Artaban freut sich recht töricht, daß Kosrus bessere Seele durch seine Worte geweckt sei. Da meint der Tyrann, jetzt durchschaue er das Ganze, Artaban habe nur eine List gebraucht, die ihm nichts helfen solle. Als nun Gulsade den Dolch zieht, den ihr doch der König gegeben hat, erklärt dieser beide als Hochverräter und nimmt sie gefangen.

Fast scheint es, als ob der König selbst hieran glaube; jedenfalls berichtet er seiner Gattin in diesem Sinne ohne jede Spur von Scham über sein verunglücktes Liebesabenteuer, das er freilich verschweigt. Aber als er selbst mit seinen Richtern Artaban wegen Hochverrats zum Tode verurteilt, erscheint Gulsade vor der Königin, um Gerechtigkeit zu erbitten, und enthüllt ihr das Geschehene. In diesem letzten Akte folgt nun das Beste des Stückes, die Aussprache des Königs, in dem der Haß gegen Artaban und der Zwiespalt emporgewachsen ist, und der Königin, die immer klarer sieht, daß ihr Gatte im Kampfe mit dem Untertan unterliegt. Als nun Kosru, dessen Ehrgeiz keinem andern nachsehen kann, Artaban

das Leben schenken will und dieser die Gabe zurückweist, während der König sich sagen muß, daß er von des früheren Wezirs Geschenken lebt, ertücht er sich selbst. Dem Vorwurf der Königin, Artaban habe ihn zerbrochen, kann dieser mit Recht erwidern:

„Er starb an Dir. Du störtest meine Pflanzung,
Unseligen Zwiespalt sendend in sein Herz.
Wozu den Wettkampf, dessen die Geburt
Ihn überhob? An mir, dem Untergebenen,
Hätt' er sich nimmermehr zu messen brauchen,
Dieweil ein Großer seine Größe steigert,
Wenn er auf seines Dieners Schultern steht.
Von Dir gestachelt über sich hinaus,
Verlor er seinen blinden Königsglauben:
Der Sasanide Kosru starb daran.“

Zur Erhärtung dieser Wahrheit ist die unbedeutende Fabel leider nur recht ungeeignet.

Auch die gute Darstellung konnte dem Stück die mangelnde Einheit nicht geben. Die Figuren sind fast durchweg nur auf eine Note gestimmt, so daß von Charakterisieren und Schauspielkunst im höheren Sinne kaum die Rede sein kann, und wurden mühselos bewältigt.

Dr. O. A.

* * *

Der moderne Sophokles.

Witten zwischen Fulda, Capus und Grete Wiesenthal war auf einmal Sophokles aktuell. Zwar sind die Theaterleute schon seit ein paar Jahren dabei, die antike Tragödie auf ihre Wirksamkeit im Theater von heute auszuprobieren, und wir haben mit Aeschylus, Euripides und Sophokles schon die merkwürdigsten Experimente, literarische, theatralische und kulturhistorische, erlebt. Historiker und Defizienten mühen sich mit gleichem Eifer um die toten Altiker, die so lebendig sind, daß den Bearbeitern eigentlich angst und bange werden müßte. In der letzten Woche aber begann eine Haufe in Altklassik. Sophokles regiert augenblicklich die Stunde. Bei Kroll gab es die Elektra (die nächstens auch in der „Literarischen Gesellschaft“ aufgeführt wird), und gleichzeitig ging Reinhardt an sein Massenwerk im Zirkus: bei Schumann begeisterten sich fünftausend Menschen an der neuesten Tat des originellsten aller Regisseure und zehntausend klaffende Hände dröhnten über die „Orchestra“-Manege, in der König Oedipus in Hofmannsthal'scher Verkleidung schicksalvolle Worte gesprochen. — Dann lud das neugebaute Ausstellungstheater am Zoologischen Garten zur ersten seiner „theaterhistorischen Aufführungen“, in denen es die Entwicklung des Dramas und der Bühne zeigen will. Und auch da gab es Sophokles, nämlich die Fortsetzung des von Reinhardt aufgeführten Werkes: „Oedipus in Kolonos“. Diese Vorstellung verdient wegen ihrer experimentellen Eigenart ein paar Worte; sie brachte etwas Neues, das in diesem Falle das Alte bedeutete.

Man wollte Sophokles antik spielen. Ganz antik. Keine Kompromisse mit heute; denn das muß ja auf dem Programm einer Demonstrationstheater stehen, daß die ganze Wahrheit einer Zeit gezeigt wird. Wenn dieses Wollen restlos Tat geworden wäre, hätte man jedenfalls ein sehr interessantes und wissenschaftlich wertvolles Experiment gesehen. Die Aufgabe mußte aber doch wohl zu groß sein, wenigstens für die Veranstalter dieser Aufführung. Die Geladenen, alles Leute von einigem Verständnis, wollten sehen, wie man zur Blütezeit Athens den Sophokles spielte. Und sie sahen in dem schmudeln Theaterchen, das schon seines intimen Rahmens wegen schlecht für diesen Zweck paßte, eine Aufführung von Neunzehnhundertzehnern, die doch nicht den Weg so weit zurückfinden konnten. Die Antike sollte genau kopiert werden; aber wieviele Willkürlichkeiten kamen doch heraus und welche Mißverständnisse! Man spielte in Masken und auf Kothurnen; man hörte zwei, drei Rollen wie in Alt-Attika immer von einem Akteur sprechen, und des flüchtigen thebanischen Königs Töchter wurden ganz

wie zur Zeit seines Dichters von rauhen Männern gespielt — allein das alles war doch wieder ganz anders und falsch, lebte nur von Irrtümern. Der Dekorateur scheint mir der Hauptschuldige. Wer gestattete ihm, im Proskention, das vier dorische Säulen bildeten, eine dahinter gespannte Leinwand mit Cypressen als Tür benutzen zu lassen? Auch die alten Griechen kletterten nicht beim Abgang durch eine Cypressenpflanzung. Wie kann er ein Amphitheater mit Publikum direkt auf der Bühne andeuten? Freilich wollte er den Fehler des ganzen Lokals damit gut machen, daß ja kein Amphitheater war. Aber ein solches Spiel mit Masken gehört eben, wie im alten Hellas, in ein Riesentheater, wo die Mimik nichts mehr zu gelten hat, nicht in einen Raum, dessen Beengtheit den Zuschauer so nahe auf den Leib des Mimien rückt, daß ihn vor dessen gräßlicher Larve Entsetzen packt. Und an entsetzlichen Masken hatte sich John Hörter etwas geleistet! Von der Technik dieser Masken wußte er leider wenig, sonst hätte er ihnen nicht so verfehlte Härte angehängt; außerdem scheint er der Meinung zu sein, daß die alten Griechen möglichst schreiende Farben und Kleider-Ornamente Darmstädter Richtung liebten.

Diese gefällige Aufmachung mußte den ganzen „theaterhistorischen Abend“ schwer beeinträchtigen. Die Darsteller hatten unter diesen Schwierigkeiten naturgemäß als Leidtragende zu fungieren. Trotzdem kamen zuweilen schöne große Momente heraus. Besonders als Odipus = Josef Klein seinen Fluch schmetterte und als Richard Hahn, der den Polyneikes spielte, sein ganzes schönes Temperament zeigte.

* * *

Historische Konzertabende

lösen noch immer ein Gefühl innerer Leere bei den gewerbmäßigen Konzertsallaufzügen aus, zu denen ja vor allen Dingen unsre lieben „kritischen“ — o, höchst kritischen! — Kollegen gehören! Erfüllt nun ein solcher sogenannter „interessanter“ Abend nicht die höchsten Anforderungen der kritisch überhitzten und übergespitzten Ohren, dann treibt Dämon Langeweile auch die Fachleute, und gerade diese aus dem Saale! So geschah es auch neulich, da die begeisterte Ausgräberin alter Musikschätze, Frau Sophie Heymann-Engel, zu einem Opernabend im Theaterjaale der Kgl. Hochschule für Musik geladen hatte. Das 17. und 18. Jahrhundert hatte seine humorvollsten Popsträger abgeordnet, um für verschollenen Opernhumor eine Lanze zu brechen; aber es war ein unleidlicher Moderdust von Maskengeräusche und mühsamer Einstudierungsbesessenheit, der über dem talarweißen Theateraal lagerte. Der Humor, wie ihn Dittersdorf in der Oper „Hieronymus Knicker“ entfaltet, wirkte, aus dem Ganzen herausgerissen, zu überstürzt und unvermittelt — es fehlte der Kontakt zwischen den Darstellern und dem Publikum, weil in den Sängerdarstellern dieser Kontakt mit dem Kokocharme der Dittersdorf und Süßmayer (aus dessen „Spiegel von Arabien“ ein Duett gesungen wurde) fehlte, so daß selbst die wundervolle Streifzüge zwischen den „ersten Sängern“ aus Mozarts „Schauspieldirektor“ nicht ganz herzerquickend echt in die Seele der Hörer überströmen konnte. Daß in Frau Heymann-Engel bei aller Abgesungenheit ihres an sich echt koloraturmäßigen Organs ein Funke innerster Begeisterung für altmeisterliche Grazie lebt, dies bewies sie in dem gut pointierten Vortrag der Schwägerarie aus Offenbachs „Schwägerin von Saragossa“. Aber es eigneten sich allzu harte „Lapli“, so daß ihre Koloratur direkt versagte: Begeisterung allein verbürgt eben die nachhaltige Wirkung derartiger historischer Konzerte nicht, wenn die Leitung nicht für künstlerisch völlig ausgeglichene Aufführungen Sorge trägt! Und doch wäre es durchaus Pflicht der Kritik, nicht die unausgeglichene Darstellung als willkommenen Anlaß zur „Flucht“ zu benutzen, sondern auszuhalten! Denn wie soll sonst ermöglicht werden, unser Opernrepertoire, dieses verstaubte Paradeferdrepertoire, aufzufrischen! Eine szenische Auf-

führung der köstlichen satirischen Kaffee-Kantate Bachs hat freilich wenig Belang — so ein Werk wirkt auch ohne Kostüm noch Jahrhunderte lang! Aber daß z. B. in Grétrys komischem Einakter „Les deux avarés“ in der guten Überetzung des Bassisten Siftermans ein naiver, aber szenisch wirksamer Humor und viele musikalische Röstlichkeit steckt — davon hätte sich die Kritik unbedingt überzeugen müssen — wengleich es freilich keine Freude war, dieser höchst fragwürdig verlaufenen Aufführung zu folgen. Und doch muß man das ideale Programm der Frau Heymann-Engel als solches aufs herzlichste willkommen heißen!

Dr. Arthur Neisser.

* * *

„Quo vadis?“ als Oper.

Das Stadttheater in Magdeburg brachte soeben als erste reichsdeutsche Bühne Jean Rouguès' Oper „Quo vadis?“. Der große Erfolg, den das Werk in Frankreich unbestritten errungen hat, stellte sich in Magdeburg so wenig ein, wie in Wien, wo die Deutsche Volksoper kürzlich ihre Kräfte an diesem Werke verjügte. Es ist, wie manch andre französische Oper, aus so ganz andern Geiste geboren als unsre deutsche Opernmusik. Die Librettisten haben sich die Sache gar leicht gemacht und einfach ein paar Hauptscenen aus dem Gesamtbild herausgegriffen. Strupellos ist daraus ein Text gezimmert worden, der allen Theatereffekten gerecht wird. Auch dem Komponisten scheint aller Ernst diesmal gefehlt zu haben. Des jungen Gascogners bisheriges Schaffen, dem unter verschiedenen Opern auch solche nach Texten von Maeterlinck und Loti entstammen, hatte Besseres erwarten lassen. Zu einem einheitlichen Stil ist es diesmal überhaupt nicht gekommen, an Effekthascherei jedoch ist kein Mangel. Ganz im Sinne des Textes ist ihm das Werk zu einer großen Ausstattungsober geworden, deren innerer, musikalischer Wert von vornherein durch Außerlichkeiten erlitten wird. Von einer Oper kann hier für unser deutsches Empfinden keine Rede mehr sein; es ist nurmehr eine Folge großartiger Szenenbilder mit unterlegter Musik. Wie der Regisseur auf der Bühne bei der Inszenierung, malt auch der Komponist in allen Farben, die ihm zu Gebote stehen. Er illustriert, zuweilen nur allzu aufdringlich, musikalisch die Pracht Mafarischer Bilder, die er auf der Szene sich entfalten sieht. Deshalb hat er auch ziemlich ungenierte Anleihen gemacht, zunächst bei dem großen Vorbild der Ausstattungsober, bei Meyerbeer; die gelegentlichen, feineren, intimeren Effekte führen uns bis auf die Jungitaliener (Puccini) und auf Richard Strauß. Im ganzen ist der Effektskizismus so stark, daß man von origineller Musik kaum noch sprechen kann. Die Instrumentationskunst ist ziemlich bedeutend und verrät ein starkes, technisches Können und soll auch hier, wie leider bei so vielen andern zeitgenössischen Tonsetzern, über die innere Leere hinwegtäuschen. Soweit man in Magdeburg dem Werk Beifall spendete, galt er jedenfalls nur der imposanten Aufführung, die Direktor Cojman leitete. Auf der deutschen Bühne wird sich diese Oper schwerlich behaupten können.

Franz E. Willmann (Leipzig).



Lanx satura aus Bayern.

„Was hier Verrat heißt, nennt man drüben Treue; Was diesseits löblich ist, ist jenseits schändlich Und Ehr' und Ehre sind am Ende doch Wie Recht und Unrecht nur Parteienache“, liest man im „König Konradin“ von Ernst Raupach. Eine gerade schulmäßige Illustration zu der Unlogik der Parteienlichkeit liefert hierzulande das Verhalten der Zentrums- und Zentrumspresse. Alles ist für die Massen berechnet, der bekanntlich „Urteilen miserabel gelingt“. Ja

nach den Umständen ändert die Partei die Etikette, etwa wie man zu Shakespeares Zeiten den Szenenwechsel nur durch ein Aushängeschild („das ist ein Zimmer“, „ein Palast“, „ein Wald“ u. dgl.) andeutete. Den Grundton gibt die heilige Religion an der alleinseligmachenden Kirche: ist man um irgend eine Parole verlegen, so wird der alte, aber stets zugkräftige Ladenhüter hervorgezogen: die Religion ist in Gefahr. Dann wimmern die Geistlichen auf den Kanzeln, in Parteikonventikeln, die Agitatoren in Versammlungen, die Blätter in Leitartikeln und das Gespens des Kulturkampfes wird auf die Bühne gezaubert, alle Greuel der Christenverfolgung von weiland Diocletianus bis auf Bismarck und Falk werden frisch übermalt und als schauerliche Moritaten dem zentsehten Publikum abgeleiert. Die Dominante spielt dann das Agrariertum, Schutz der Landwirtschaft. Hier finden sich der Bauer, der Gürtler, der Handwerker und Gewerbetreibende in Märkten und kleineren Städten, der zugleich Landwirtschaft als Nebenberuf ausübt, der Landpfarrer, als Ökonomieverwalter und „Bauer in der Coutane“, wie Angenruber gelegentlich eine Gattung Landgeistlicher nennt und der altbairische Adel als Großgrundbesitzer zusammen. Hier sind die Wurzeln der Abermacht des Zentrums, wirtschaftlicher Egoismus. Als Subdominante kommt noch die Masse der Staatsbediensteten in Betracht. Aber hier gibt es schon Interessenkonflikte. Als reine Konsumenten müden sie gegen die aus der Zentrums-politik entstandene Erhöhung der Steuern, Konsumartikel (besonders Fleisch) verheimlicht auf, und insbesondere die Männer vom Posthorn und Flügelrad drohen mit einer Sezession ins Lager der Sozi.

Deshalb heißt die Parole des Zentrums: Vernichtung der Sozialdemokratie, mit der man ein paar Jahr früher unter der Ägide des jetzigen Erzbischofs von München ein Wahlbündnis geschlossen hatte, deren Vertreter man vielerorts offiziell zur Wahl empfohlen hatte unter krassen Schmähungen warnender Männer; ferner Vernichtung des Liberalismus, insbesondere der oft einzigen Bannträger desselben auf dem platten Lande, des Lehrerliberalismus. Im Hinblick darauf öffnete jüngst der Rector Bavariae, Ritter Georg v. Orterer das Gehege seiner Zähne, legte die Heldenstirn in bedenkliche Falten und sprach die geflügeltesten Worte:

„Nicht minder gefährlich als die Sozialdemokratie sind die Liberalen. Ich habe schon vor 20 Jahren im Landtage gesagt: in den wichtigsten prinzipiellen, oder wie man will, kulturellen Fragen mache ich keinen Unterschied zwischen Schubert und Herrn v. Vollmar“. Die Regierung wird also geziemend darauf hingewiesen, daß die Lehrer und ihr Führer Schubert innerlich sozialdemokratisch gesinnt sind, eine Walze, die mit Vorliebe auf dem Zentrumsphonographen abgespielt wird und mit einer besonderen Geschäftigkeit in den unzähligen Blättchen für katholische Kinder, Jungfrauen, Jünglinge, Mütter, Studierende, Dienstboten usw. zumeist von Kapuzinern herausgegeben oder fundiert. Der Absatz dieser Kreuzerblättchen, in Schulen, Beichtstuhl und Kanzel eifrigst propagiert, ist massenhaft. In solchen hauptsächlich für Unerwachsene und Schulkinder berechneten bedruckten Papieren wird nun mit systematischer Wühlarbeit alles, was der „Racker Staat“ ohne den Segen der Kirche unternimmt, verhöhnt und herabgesetzt; Beamte sind alle ungläubig = Freimaurer; die Professoren samt und sonders Gehilfen des Satans, neuerdings auch die Lehrer. So schreibt denn in der Jugendchrift „Marienkind“, von den Kapuzinern in Altdilling herausgegeben, der fromme „Bruder Marianus“ u. a.: „Will der Lehrer ein Mitarbeiter Gottes, ein Gehilfe der Kirche und ein Diener des Volkes sein, allen Respekt, dann ist er eine Macht als Volksschullehrer. Will er aber das nicht sein, sondern nur ein Staats-schullehrer“ — man denke, ein Staatschullehrer! — „oder gar ein Logenschullehrer, dann . . . werden alle wie ein Mann auftreten und sorgen, daß die Bäume, welche die radikalen Lehrer in die Herzen der Kinder pflanzen wollen, nicht zu hoch wachsen“. Und schließlich wird ein

belgisches Kampflied der Ultramontanen gegen den Liberalismus verdeutscht, da doch in Bayern von selten der liberalen Lehrer dieselben Umsturzbestrebungen im Gange seien:

„Die Schule ist die Walfstatt,
Die Hölle stürzt drauf los;
Das Kind will sie entreißen
Der Kirche Mutterstoch.
Mein Kind in keine Schule,
Wo's Kreuz nicht mehr erblickt,
In keine Mördergrube,
Wo Gottes Wort nicht klingt!“

Ein andres Musterstück bietet der ebenfalls in Altdilling unter dem Protektorat der ehrwürdigen Kapuziner herausgegebene „seraphische Kinderfreund“. Da steht in einem Artikel, der zuerst ausführt, daß das Ziel der „Freimaurer und Sozialisten“ sei, das christliche Schulwesen in Schulen ohne Gott und Religion umzuwandeln, daß aber die „regierenden Freimaurer“ — offenbar sind dabei die Minister, in erster Linie der Kultusminister gemeint — dabei mit infernalischer Heimtücke vorgingen, mit lapidaren Sätzen geschrieben: „Die Mehrzahl der nicht-katholischen Lehrer und ein hübscher Teil der katholischen Lehrer arbeitet bereits begeistert und eifrig mit den Sozialisten und Freimaurern. Darum ist es auch für die Katholiken Deutschlands und Bayerns schon an der Zeit, wenigstens zu beten: Vor ungläubigen Lehrern und den Schulen ohne Gott bewahre uns, o Herr!“ . . . „Merkt euch vor allem, ihr Frauen und Mütter, besonders zur Zeit vor Wahlen: die Religion und damit die Jugend eurer Kinder und somit euer Glück im Haus und in der Schule hängen ab von eurem Gebet und vom Stimmzettel eurer Männer!“ — So die Vorderseite des Bilde! Und nun die Rückseite. Die Sozialdemokratie arbeitet mit fieberhafter Tätigkeit ebenfalls, die Jugend für sich zu gewinnen, und zwar in einer Jugend-schrift: „Arbeiterjugend“. Da wird denn auch der Racker Staat als Feind alles Guten hingestellt, die Autorität der Lehrer systematisch untergraben — wie im „Marien-kind“ und „dem seraphischen Kinderfreund“. Da erhob denn auch das Zentrum im Landtag laute Klage und Abg. v. Franckenstein deklamierte: „Wenn solche Dinge gemacht werden, wenn der Jugend solche Dinge geboten werden, dann wären wir gewissenlos, ich sage: gewissenlos, wenn wir uns nicht auf das äußerste gegen das Eindringen derartiger Grundsätze in unser schulpflichtiges Volk wehren würden“. Und so verbot denn die Regierung von Mittelfranken jene „Arbeiterjugend“, in der „ein Ton rücksichtsloser Verhehung angeschlagen wird, der in jugendlichen Köpfen und Gemütern schweres Unheil anrichtet“. —

Wie sagt Raupach: „Was diesseits löblich ist, ist jenseits schändlich.“

Das Zentrum ist, wie schon öfters bemerkt, besonders auf Herrn v. Fraundorfer sehr schlecht zu sprechen. Jüngst veröffentlichte die bairische Zentrumskorrespondenz ein Kommunique zur regierungsfälligen Darnachachtung: „Der Verkehrsminister zeigt trotz der Landtags-resolution gegen den Eisenbahnerstreik und seiner eigenen Gegnerschaft gegen einen solchen eine geradezu auffällige Konnivenz gegenüber der Sozialdemokratie.“

„Die Staatsregierung wäre durch und durch falsch beraten, wenn sie die leiseste Hoffnung hätte, daß dieser Kampf, der mit dem Verbot des sozialdemokratischen Süddeutschen Eisenbahnerverbandes endigen muß, nicht bis zu den letzten parlamentarischen Konsequenzen, welche die Verfassung erlaubt, durchgeführt würde.“

Adel und Hof und Volk wird neuerdings im Hinblick auf den französischen Eisenbahnerstreik graulich gemacht. Und alles aus Rücksichten für den Staat?

Man drehe das Bild um und betrachte wiederum die Rehrseite! Das von dem Zentrumsabgeordneten Dauer redigierte Organ des christlichen Eisenbahnerverbandes schrieb in der heurigen Session, als die Reichsrat-

kammer die von den Sozialdemokraten beantragte Lohn-erhöhung ablehnte: „Was sollen die Arbeiter denn anfangen, wenn sich die Staatsregierung einmal auf denselben absolutistischen, rückständigen Standpunkt stellen würde, den gewiß hohe Herren in der Reichsratskammer eingenommen haben? Die Staatsarbeiter müßten eben dann das Streikrecht für sich reklamieren.“

Als das Zentrum im Landtage die Resolution einbrachte, die Kammer erachte die Inanspruchnahme des Streikrechts in den Betrieben der Verkehrsanstalten für unzulässig, da erklärte der Arbeitersekretär und Zentrumsabgeordneter Schwarz: „Ich sage also, ein Ausstand muß mit allen Mitteln verhütet werden, und er wird verhütet werden, wenn in der Fürsorge wie bisher, sogar noch intensiver, fortgeföhrt wird. Sollten einst Zeiten kommen, da solche Fürsorge nicht mehr betätigt wird, so fällt nach meiner Meinung damit auch die ganze Resolution.“ D. h. dann ist das Streikrecht von selbst erklärt. Ein paar Wochen später erklärte der Sekretär Hintenseer des katholischen Bergarbeiterverbandes in einer Rosenheimer Versammlung, der Staat treibe mit den Arbeitern Schindluder und: „Die Staatsarbeiter haben das Streikrecht und die christlichen Organisationen lassen den Staatsarbeitern dieses Recht nicht nehmen“. Tatsächlich trat denn auch im Frühjahr 1910 eine Schar katholischer organisierter Arbeiter, nachdem die von den Sozialdemokraten beantragte Lohnaufbesserung von 25 Pfg. pro Tag im Landtag vom Zentrum abgelehnt worden war, in den Streik ein, und zwar in der Station Hergatz (bei Lindau). Ein Direktionsrat aus Lindau erschien, verhandelte mit den Ausständigen und stellte ihnen eine Aufbesserung von 2,80 M. auf 3,50 M. in Aussicht. — So verhalten sich die Zentrumsleute.

Wie sagt Raupach: „Was hier Verrat heißt, nennt man drüben Treue“.

Aber eines ist aus dieser lehrreichen Gegenüberstellung sicher, daß die Organisationen der Partei „für Gott, König und Vaterland“ ungewollt die Vorarbeiter für die Sozialdemokratie sind.



Randbemerkungen.

Der Bazillus des Entsetzens.

Die Wahrheit ist nicht sein Feind, wie man nach den Erfahrungen mit andern Bazillen erwarten sollte, nein, sie ist seine Vater-, Keim- und Brutstätte. Nur in ihrer Beschattung gelingt seine Reinkultur. Von Nationalität ist der Bazillus deutsch, echt deutsch, fast antisemitisch deutsch, obwohl er, wie man gesehen hat, gerade mit besonderer Vorliebe auch auf semitische Organismen übertragbar ist. Wir Deutsche sind das Volk der Unständigkeit, und die Inhaberin des Porzellanladens dieser Unständigkeit heißt „Öffentliche Meinung“, eine Dame von respektablem Umfang, deren Ruf und Charakter in durch- aus keinem Verhältnis steht zu ihrem Einfluß in der Nachbarschaft. Ihr Verhältnis zum Bazillus des Entsetzens ist schwer zu definieren, aber darum nicht weniger intim. Sie haßt ihn, fürchtet ihn, liebt ihn, sorgt für ihn mütterlich, fleht vor ihm ans Ende der Welt, aber bedient sich von dort aus seiner gegen Gerechte und Ungerechte. Wie geschieht das? Das geschieht so: die Dame Öffentliche Meinung läßt sich weiter als erlaubt ein mit der männlichen Wahrheit. Das Produkt ist eben jener Bazillus, der sich jedoch, wie alle derartigen Produkte, unter Umständen gegen seine eigenen Erzeuger kehrt. Deshalb entzweit sich der Vater mit der Mutter. Sie klagt auf Scheidung. Man geht vor Gericht und läßt Zeugen und Sachverständige — und was für welche! Aber ach, der Bazillus ist mit zur Tür hineingekommen. Eins, zwei,

drei, hat er sich der ehrenwerten Korona samt und sonders bemächtigt. Nur der Richterlich ist ihm zu hoch. Da kommt er nicht hinauf. Auch die andern juristischen Salare läßt er unangefochten, denn sie sind bezahlt und stehen auf Geld. Geld aber ist des Bazillus Tod. Alle übrigen Anwesenden sind, wie gesagt, infiziert und in den Altensaszikeln bilden sich wahre Herde. An dem Vorgang der Übertragung ist das Eigentümliche, daß er sich nicht nachweisen läßt, nun erst gar nicht „gerichtsnotorisch“. Gerichtsnotorisch ist die Wahrheit überhaupt nicht festzunageln. Das eben macht sie noch zweifelhafter, denn schon eine angezeifelte Wahrheit ist keine mehr. Also existiert sie nicht? Halt, das wäre in diesem Falle — leider — ein voreiliger Schluß. Doch, sie existiert. Aber ihre Existenz ist eben äußerst fragwürdig. Hier handelt es sich außerdem um den besagten Bazillus, resp. die recherche de la paternité. Der Vater nämlich verleugnet sein Kind vor der Mutter. Unglaubliche Zustände in Berlin! Was soll der arme Richter da machen? Vaterschaft ist etwas historisches. War schon die Wahrheit selbst nicht festzunageln, wie nun erst gar die historische! Der Bazillus des Entsetzens schließt jeden Mund, und wo sich einer öffnet, strömt er Honig statt Galle. Ein sonderbares Krankheitsphänomen. Jedenfalls — der Scheidungsprozeß verläuft fruchtlos. Wegen Mangels an Beweisen werden Vater und Mutter samt Bazillus heimgeschickt. Werden sie sich wieder vertragen? Der Bazillus allein mag es wissen. Leider, leider, leider ist die Mutter ganz ohne Charakter. Sie verachtet ihr geliebtes Kind und liebt das gehaßte in einem Atem. Ebenso geht ihr mit dem Vater. Also, lieber Bazillus des Entsetzens, gehe hin, sei fruchtbar und mehre dich. So lange deine Mutter lebt, wirst du der Wahrheit liebtes Kind bleiben.

Tersites.

* * *

Syndikalismus.

Vom Syndikalismus antiparlamentaire oder revolutionaire, dieser Sondererscheinung, die bei den jüngsten Eisenbahnunruhen wieder eine hervorragende Rolle spielte, meinte Sombart noch in der fünften Auflage seines Buches: „Sozialismus und soziale Bewegung“ (1905), diese eigentümliche Kreuzung von antiparlamentarischem Revolutionismus und Gewerkschaftertum, sei allem Anschein nach ebenso im Verschwinden begriffen, wie ihr politisches Widerspiel: der reine politische Revolutionismus oder Blanquismus. Darin irrte er sich. Der Syndikalismus macht in Frankreich seit einigen Jahren reißende Fortschritte. An den eigentlichen Sozialisten gefällt den Syndikalisten nicht, daß sie ihren Charakter durch die Politik verderben ließen, daß sie Kompromißler wurden, die bei dem ewigen Schachern um parlamentarische Vorteile das sozialistische Endziel aus den Augen verloren. Die reinen Gewerkschaftler sind ihnen hinwiederum zu materialistisch, weil ihr ganzes Dichten und Trachten nach Lohnaufbesserung gehe, worüber sie alles wahrhaft sozialistische Streben vergäßen. Sie wollen alle Willenskräfte in der Arbeiterschaft für die Vorbereitung des Generalstreikes mobil machen, der nach der Melodie: „Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will“ eines schönen Tages dem Kapitalismus im Handumdrehen den Garaus machen soll. Von politisch-parlamentarischen Mitteln hält man nichts, und auf das Bestreben der reinen Gewerkschaften, dem Arbeiter durch Gründung von Krankenkassen-, Unfallversicherungen und andern gemeinnützigen Einrichtungen schon im Gegenwartstaate ein bequemes, sicheres Dasein zu verschaffen sieht man verächtlich herab. Man geht eben aufs Ganze. Die verschiedenen „Syndikats“, die früher gesondert ihr gemeinsames Ziel verfolgten, sind jetzt zur „Confédération du Travail“ vereinigt. Die französische Regierung verkennt die Bedeutung der Bewegung keinesfalls. Sie hat mehr Furcht vor ihr, als vor dem gesamten übrigen Sozialismus in Frankreich. Ihre Wege werden seit einiger Zeit überall die Kostgänger des Staates durch Schaffung neuer kleiner Beamtenstellungen vermehrt

Man glaubt, daß Leute, deren Existenz ganz vom Staate abhängt, diesem auch mit ganzer Seele und aus allen Kräften dienen würden, daß es also deren nie genug geben könne. Nun findet aber auch in der Beamtenenschaft der Syndikalismus immer mehr Anhang. Trotz aller Abwehrmaßnahmen der Regierung. Erschreckend ist die große Zahl der Lehrer, die sich schon zu der neuen Lehre bekennen und sich nicht scheuen, sie in die Herzen der Jugend einzupflanzen. „Ils propagent, l'enseignement socialiste“, klagt ein französisches Blatt, „ils nous préparent des générations sans idéal et sans discipline; ils corrompent, il tuent l'âme de la nation.“ Der Syndikalismus gibt dem französischen Sozialismus eine nihilistische Grundrichtung; der Wille zum Nichts überwindet den Willen zum Bestehenden, Entstehenden und zu Schaffenden. Denn jenseits des Generalfreiks liegt das Nichts, aus dem nichts werden kann. C.

Slawen und Madjaren.

Einmal aus dem Dunkel gerufen, sind die nationalen und föderalistischen Instinkte der Slawen nie wieder zu bändigen. Diese Erkenntnis dämmert jetzt auch in den Köpfen madjarischer Politiker auf. Sie fürchten zu vereinsamen und wollen schleunigst wieder gut machen, was sie an den Slawen, über die sie herrschen durften, fünfdigten. Kürzlich ist in Budapest ein Anonymus — nach dem bedeutungsvollen Inhalt seiner Ausführungen zu urteilen, nicht der erstbeste — mit einer Broschüre hervorgetreten, die das Verhältnis zwischen Madjaren und Slawen in Österreich-Ungarn beleuchtet. Sie richtet sich gegen den Geist der Unduldsamkeit, der in Ungarn seit langem am Ruder ist. Es brauche nur so weiter zu gehen, dann würden die ungarischen Nichtmadjaren in die Arme der großösterreichischen Partei getrieben, und die Madjaren hätten ihren eigenen Votenschein unterzeichnet. Der Ausbruch des Kampfes zwischen Deutschtum und Slawentum, bei dem die Madjaren nur zu verlieren, nichts zu gewinnen haben, wie die Entscheidung auch ausfallen möge, würde beschleunigt. Empfohlen wird deshalb eine Fortsetzung der Politik Andrássy's. Die Madjaren sollen die Eigenart der mit ihnen zusammenwohnenden Slawenstämme achten und würdigen, deren Interessen mit den ihrigen verbinden, sie an sich ziehen und um sich scharen und für eine Politik gewinnen, die die österreichisch-ungarische Monarchie in ein ungarisch-österreichisches Reich umwandelt, einen Staat, der die militärischen Neigungen im Deutschtum und im Slawentum miteinander im Gleichgewicht zu erhalten vermag. Die Hegemonie der Deutschen in Österreich müsse schwinden, und die Madjaren dürften auch nicht mehr bedeuten wollen als Gleiche unter Gleichen. Erst dann könne es zu einem Ausgleich von Volk zu Volk kommen. Dem neuen Reich werde eine entscheidende Stimme in Balkanfragen und die Aufgabe zufallen, der Gefahr rauher Konflikte und verderblicher Stürme in Mitteleuropa entgegenzuwirken. C.

Englisches Kapital und gelbe Arbeit in Sibirien.

Wie der russische Bauer auf dem besten Weizenboden Europas am Hungertuche nagt, so weiß der russische Unternehmer mit den gewaltigen Naturschätzen wenig anzufangen, die in russischer Erde ruhen. Als Alaska an die Vereinigten Staaten verkauft wurde, hatte man keine Ahnung von dem natürlichen Reichtum dieser Provinz, aus der die Amerikaner in wenigen Jahren ein Mehrfaches von dem herauszuschlagen wußten, was es sie gekostet hatte. Eine ähnliche Erfahrung machen die Russen auf der Insel Sachalin. Mit ihr wußte man ehemals nichts anders anzufangen, als daß man sie zum Verbannungsort für die schwersten Verbrecher bestimmte, und jetzt beginnen die Japaner in dem ihnen zugefallenen südlichen Teil dem Boden reiche Schätze zu entlocken. Auch auf den großen Fischreichtum in sibirischen Gewässern ist man größtenteils erst durch die japanische Begehrlichkeit für entsprechende Ausbeutungsrechte aufmerksam geworden, und so steckt ganz Sibirien noch voller Reich-

tümer, die zu heben der Russe zu bequem ist. Man verstand es bisher nur, sie eiferfüchtig vor fremder Ausbeutung zu schützen. Begünstigt durch das maßlose Geldbedürfnis und den politischen Schwächezustand, worin Rußland durch den letzten Krieg und seine Folgen geriet, wußten seitdem fremde, namentlich englische und amerikanische Unternehmer in Sibirien festen Fuß zu fassen. Gerade in den letzten Monaten ist wieder eine ganze Anzahl englischer Unternehmungen entstanden, die die Ausbeutung sibirischer Bodenschätze bezwecken. Dazu gehört die Spasshy Coppermine in London. Die will nun nach der russischen Finanzzeitschrift „Westniel Finanzow“ vorwiegend chinesische Arbeiter beschäftigen und stützt sich dabei, um ihrer Profitsucht ein gefälligeres Aussehen zu geben, auf Gutachten englischer Politiker und Geographen, worin u. a. ausgeführt wird, das dünnbevölkerte Sibirien sei durch seine Lage im nördlichen Asien wie geschaffen zur Besiedlung durch Chinesen, und eine je stärkere Anziehungskraft hier europäisches Kapital auf auswanderungslustige chinesische Arbeiter ausübe, desto mehr dürfte die Auswanderung nach Australien, Südafrika und Westamerika abnehmen. Sibirien könne darum als Abwehrleiter der gelben Gefahr für angelsächsische Kolonialgebiete dienen. Die Begünstigung der chinesischen Einwanderung durch englische Unternehmer muß also dahin wirken, auch in Sibirien, als dem jüngsten Wirkungsfelde der britisch-russischen „Verständigung“, unüberbrückbare Gegensätze zu schaffen. O. C.

Wiener Wahlen.

In diesen Tagen haben die Wiener über die Mandate Luegers im Reichsrat und im Landhaus entschieden. Und das Ergebnis war eine Niederlage der Luegerpartei. In Hiesing freilich konnte sich Bürgermeister Neumayer mit geringer Mehrheit durchsetzen, aber das Leopoldstädter Landtagsmandat wurde ein Sieg des Freisinn's. Das pietätvolle Gedenken an den großen Toten hat sich als zu schwacher Deckmantel für die Eigensucht seiner kleinherzigen Erben erwiesen, und die Wählerschaft hat die Provisionsrechnungen der christlichsozialen Agitatoren Hägel und Söll mit Stimmzetteln für die Kandidaten des Fortschritts beglichen. Allein bei der Leopoldstädter Wahl wurde nicht nur das Schlusergebnis der Rathhausmischstände gezogen; es hat sich auch mit drahtischer Deutlichkeit ein schwerer organisatorischer Mißstand in der bürgerlichen Fortschrittspartei gezeigt. Dieses Mandat wurde nämlich nicht Besitztum des bürgerlichen Freisinn's, es fiel mit seiner Hilfe der Sozialdemokratie zu. Daß dieses Ergebnis erfreulicher ist als ein Sieg der Christlichsozialen, wird jeder Kenner der österreichischen Parteienverhältnisse sofort erkennen; zumal die österreichische Sozialdemokratie nicht jene gefährlichen, antibourgeoisen Absichten verfolgt wie etwa die deutsche oder die französische Gruppe um Jaurès. Immer durchdringender gestaltet sich bei uns die sozialdemokratische Partei in eine sozialreformatorische um, die, vielfach mit den bürgerlichen Fortschrittsleuten vereint, gegen agrarische Zwingherrschaft und gegen klerikale Bildungsfeindlichkeit kämpft. Dessenungeachtet ist solch ein Raisonnement nur Balsam fürs bittere Herz. Und dem Wiener Liberalismus kann der Vorwurf kleinmütiger Vergessenheit nicht erpart bleiben. — Der Wahlkampf in der Leopoldstadt hat zu einer Stichwahl geführt, und während Christlichsoziale wie Sozialdemokraten sich sofort im ersten Wahlgang auf eine einzige Person geeinigt hatten, traten die bürgerlichen Parteien mit fünf verschiedenen Kandidaten auf. Es stand neben dem Altliberalen Dr. Mittler der Sozialfreihändler Dr. Schwarz-Hiller, und Jüdischnationale, Deutschradikale und Tschechisch-Fortschrittliche hatten ihre besonderen Zahlkandidaten. Es ist erwiesen, daß viele Anhänger des bürgerlichen Freisinn's, überzeugt von der Aussichtslosigkeit, einem dieser fünf auch nur zur Stichwahl zu verhelfen, ihre Stimme schon im ersten Wahlgang dem Sozialdemokraten zugewendet haben. Und trotzdem repräsentierten die bürgerlichen Parteien 5000 Stimmen,

gegen 8000 Sozialdemokraten und 10 000 Christlichsoziale. Dazu kommt, daß die 2000 nicht bei der Urne Erschienenen mit recht großer Bestimmtheit den bürgerlichen Fortschrittsparteien zugezählt werden dürfen, so daß bei angestrebter Agitation nicht der Sozialdemokrat, sondern der Liberale in die Stichwahl und ins Landhaus gelangt wäre. An solcher Agitation hat es aber gefehlt; und weiter zurück fehlt es an steter Verbindung zwischen parlamentarischen Vertretern der fortschrittlichen Bürgererschaft und den Wählermassen. Nur knapp vor den Wahlen bilden sich in Wien besondere Komitees der liberalen Politiker, nur knapp vor den Wahlen suchen sie Fühlung mit dem Volk. Dazu kommt noch, daß der politische Ehrgeiz liberaler Männer nur in ganz wenigen Bezirken Wiens Aussicht auf Erfolg erhofft, daß in diesen Bezirken daher mehrere Kandidaten aufstreten, und der Erfolg solcher Zersplitterung ist immer der Sieg der Gegner mit der weißen oder roten Nelke. Statt an exponierten Posten den Kampf zu wagen, sucht man in sicheren Bezirken die liebe Mühe zu sparen. Aber die Rückeroberung Wiens für Freiheit, Bildung und Intelligenz ist nur möglich, wenn sich die verschiedenen Gruppen zu einer einzigen Partei zusammenschließen und ihre Arbeit, einheitlich und doch wiederum geteilt, über die ganze Stadt ausbreiten.

Janus (Wien).

So'n bißken Französisch . . .

Für den gebildeten Hausknecht, den Kalisch auf die Poffenbühne gestellt hat, wäre jetzt eine gute Zeit. Mit der Ansicht, daß so'n bißken Französisch ganz wunderschön ist, „très aimable, très aimable“, würde er bei unsern Berliner Unternehmern viel Anklang finden; denn auch sie sind der Meinung, daß ein französischer Name den Gipfel der Eleganz bedeute und auf das Publikum die größte Anziehungskraft ausübe. „Clou“, „Trocadero“, „Sansjoui“, das sind die Bezeichnungen der drei neuesten „weltstädtischen Vergnügungsstätten“. Alle drei französisch. (Nota bene, ich weiß sehr wohl, daß die Franzosen Trocadero aus dem Spanischen übernommen haben, aber das ändert an der Sache natürlich gar nichts.) Clou ist ein Musiklokal, eine Konzerthalle, könnte aber ebenso gut ein Strumpfhalter oder Watentfeuerzeug sein, Trocadero ein Nachlokal, in dem „eja! Sekt“ getrunken wird und Sansjoui bedeutet nicht mehr die jedem Preußen heilige Wohnstätte des großen Königs, sondern ein Prozenrestaurant für Leute mit viel Geld oder viel Kredit. Aber den Geschmack läßt sich nicht streiten, und Unternehmer und Gastwirte sind nicht verpflichtet, mehr davon ihr eigen zu nennen, als ihre Mitbürger. Aber ich frage, ob es in Paris möglich wäre, daß ein Mensch sein Lokal „Das Höchste“ oder „Sorgenfrei“ oder etwa „Ruhmeshalle“ nennen würde? Ausgeschlossen, kein Mensch würde zu ihm kommen, es sei denn, um ihm die Fenster einzuwerfen, und er würde schleunigst in eine Kaltwasserheilanstalt gebracht werden. Nun will ich vom rein sprachlichen Standpunkt Sansjoui noch gelten lassen, da es ja an die Frikische Schöpfung erinnern soll, Clou aber und Trocadero sind unverzeihlich. Wie tief stecken wir Deutsche trotz alledem und alledem noch in der Misere von Zeiten, die wir längst vergangen glaubten, in der Anbetung des Auslands und der Verhöhnung der eigenen Sprache. Und wie kleinstädtisch ist es von dem großen Berlin, daß man ihm partiellisch kommen muß, wenn man ihm imponieren will.

Dr. P.

„O, diese Fremdwörter!“

So lautet ja wohl eine beliebte Rubrik in der Zeitung. Derselbe Ausruf ist aber angebracht gegenüber der Mißhandlung der Fremdwörter durch manche Zeitungsredaktionen. Hier ein lustiges Beispiel dafür, daß man durch den Gebrauch unverstandener Fremdwörter nicht nur der Lächerlichkeit, sondern sogar — dem Strafgesetz verfallen kann. Ein kleines Blatt in einem vielgenannten schönen Weinort am Rhein bekämpft einen gegnerischen

Politiker Dr. W. und erhält darin Unterstützung durch einen Schulmann, der in einem andern Blatt einen Artikel veröffentlicht. Stolz verzeichnet das streitbare Blatt diese erfreuliche Tatsache, indem es den Artikel abdruckt, dessen „kräftiger“ Schluß ihm besonders gut gefällt. Da wird nämlich dem Dr. W. gesagt, auch andre Leute nähmen wie er das Recht der Kritik in Anspruch, nur schlugen sie nicht wie er gleich mit Knüppeln drein, indem sie den Gegner der Unwahrheit beschuldigten. Aber dies sei wohl Dr. W.sches Jargon, mit dem man sich abfinden müsse. — Dazu gibt nun die Redaktion wörtlich folgenden eigenen „Gens“: „Ja, lieber Leser, so mußte es kommen! Wir können uns nunmehr (ist bedeutend „geistreicher“, als das gewöhnliche „nun“!) Der Verfasser.“ darüber beruhigen, daß wir nicht allein mit unsrer Meinung über Herrn Dr. W. da stehen und teilen zur Evidenz unsern Lesern noch mit, daß „Jargon“ soviel wie Gaumensprache bedeutet. Ob sich Herr Dr. W. einen solchen Angriff gefallen lassen wird, möchten wir auf Grund seiner bisher in so reichem Maße (!) angestrebten Beleidigungsklagen sehr in Frage stellen.“ — Uns dünkt, die Redaktion hätte besser ihre Übersetzungskunst etwas „in Frage stellen“ sollen, dann wäre es ihr vielleicht zur wirklichen „Evidenz“ gekommen, daß sie durch solchen Unsinn ihrem alten Freund den schönsten Stoff zu einer Beleidigungsklage gegen sich selbst liefert.

M. Impentro (Mainz).

Mond und Wetter.

Die letzte Voraussage in Nr. 43 erstreckte sich bis zum 10. November. Wir stehen kurz vor Winteranfang und damit rücken die Hauptphasen des Mondes mit den beiden Deklinationsmaxima immer mehr zusammen, bis sie zur Zeit der Winter Sonnenwende sich nahezu decken. Hauptphasen und Deklinationsmaxima wirken also gleichzeitig und vereint auf die Richtung der Luftströmungen und damit auf das Wetter. Der Einfluß des Mondes auf die Witterung tritt deshalb auch scharfer hervor, und die hierauf gegründete Wettervoraussage gewinnt an Sicherheit.

Nach einer kurzen Periode kälteren, trockenen Wetters zur Zeit der tiefsten Monddeklinaton und des ersten Viertels — 7. und 10. November — nähern wir uns rasch dem Vollmond am 17. November mit einer nördlichen Neigung von 21° 16' und der höchsten Deklinaton am 19. November mit über 27°. Daß der Vollmond in dieser Stellung schon in erheblicher Weise seinen Einfluß als Wärmebringer geltend machen muß, glaube ich nach den bisberigen Erfahrungen mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen. Er wird deshalb der vorhergehenden Kälte- und Trockenheitsperiode aller Voraussicht nach ein schnelles Ende bereiten. Wir haben alsdann mit westlichen bis südwestlichen Winden feuchte, regnerische Witterung vorwiegend milden Charakters zu erwarten. Gleichzeitig muß aber auch für diese Zeit mit dem Einsetzen einer stürmischen Periode gerechnet werden. Ich verweise in dieser Beziehung auf das Vorjahr, in dem uns die Woche nach Vollmond — 27. November bis 4. Dezember 1909 — eine fast ununterbrochene Sturmperiode von nahezu vollen acht Tagen brachte. Erst gegen Ende des letzten Viertels, das auf den 23. November fällt, können wir auf ein Nachlassen dieser verstärkten westlichen Luftbewegung rechnen. Die Zeit vom letzten Viertel bis zum Neumond verspricht wieder größere Trockenheit bei zunächst noch verhältnismäßig milder Temperatur. Je mehr wir uns aber dem Neumond am 1. Dezember nähern, der dann 20° 13' unter dem Äquator steht, um so mehr werden wir auch ein Sinken der Temperatur erwarten können. Dieser Neumond ist der letzte vor der Winter Sonnenwende und mit ihm kann man in der Regel schon auf ein scharferes Anziehen des Winters sich gefaßt machen.

Damit tritt auch die für den Winter aufzustellende Grundregel in Geltung:

Neumond, verbunden mit tiefer Deklination, bringt Kälte (Frostwetter), Vollmond, verbunden mit hoher Deklination, bringt warme, milde Witterung (Tauwetter, Schneefälle, Regen).⁴

Ob es bei diesem schon ziemlich frühzeitig fallenden Neumonde bereits zu einer erheblichen Frostentwicklung kommen wird, möchte ich allerdings bezweifeln. Jedenfalls wird die Frostperiode kaum von langer Dauer sein, da der rasch über den Äquator aufrückende Mond äquatoriale Luft von Süden her nachzieht. Nach den Beobachtungen in den beiden Vorjahren glaube ich das Ende dieser kälteren (Frost-) Periode auf den 12. oder 13. Dezember bei einer nördlichen Deklination von $7^{\circ} 10'$ und $13^{\circ} 23'$ ansetzen zu dürfen. Auf keinen Fall wird der Frost über den Vollmond — 16. Dezember — hinaus anhalten. Dieser Witterungsumschlag wird uns neben reichlichen Niederschlägen — bei vorhergegangenen stärkeren Frost zunächst in Schneeform — voraussichtlich, wie im Vorjahr, nach dem 23. Dezember 1909, auf längere Dauer eine für den Winter abnorm milde Witterung bringen.

Wir haben demnach in der Woche vor Weihnachten nicht besonders günstiges, heiteres und trockenes Winterwetter, sondern Schmutz- und Regenwetter zu erwarten. Die Weihnachtstage selbst können allerdings wieder klaren, heiteren Himmel und leichte Neigung zu Frost zeigen. Im vorigen Jahre beabsichtigten einige Herren, am 28. Dezember eine Partie auf den Brocken zu unternehmen. Ich konnte mich nicht enthalten, ihnen schon einige Wochen vorher zu erklären, daß sie sich dazu den ungeeignetsten Tag erwählt hätten, den sie finden könnten. Denn zwei Tage nach dem Vollmond sei am allerwenigsten daran zu denken, daß der Brocken im Winterschnee prangen werde. Meine Annahme traf ein; infolge der milden Witterung war auch in der Höhe aller Schnee verschwunden. In diesem Jahre bietet eine Besteigung des Brocken zwischen Weihnachten und Neujahr schon eher die Aussicht einer genügreichen Winterfahrt.

Am 31. Dezember haben wir Neumond mit gleichzeitig tiefster Deklination — $27^{\circ} 6'$ —, so daß das neue Jahr wohl mit Kälte beginnen wird.

Hildesheim, den 2. November 1910.

Emil Brandt.



Eine neue Hypothese.

Am 20. Oktober dieses Jahres sagte ich im Gespräch ungefähr folgendes:

Da es mir durchaus zweifelhaft ist, daß die Anziehungskraft auf der Sonne und auf den uns bekannten Planeten, Kometen und Meteoriten in derselben Weise arbeitet — wie auf Stern Erde, so habe ich immer wieder die Absicht, mir vorzustellen, wie sie wohl anders arbeiten könnte. Zweifellos könnte sie nach meiner unmaßgeblichen Meinung auf einem andern Planeten auch mal unter einem Winkel von 45° oder von 47° tätig sein. Das gäbe dann eine schiefe Welt mit lauter schiefen Verhältnissen — der schiefe Turm von Pisa würde da eine ganz normale Erscheinung darstellen. Und man könnte dort nicht sagen: eine Geschichte sei zum Schiefachen. Na — so gings weiter. Dazwischen aber sagte ich plötzlich: auf dem Mars könnte eine Anziehung im irdischen Sinne vielleicht gar nicht da sein — dort könnte ja durch die Atmosphäre alles angebrückt werden. Dann hätten wir da eine Andrückungskraft der Atmosphäre.

Und die sogenannte Anziehungskraft des Mars bestände nur in einem Festhalten seiner Luft.

Am nächsten Tage aber sagte ich:

Ist das, was ich vom Mars sagte, nicht auch auf der Erde möglich? Vielleicht werden wir auch auf der Erde nur angebrückt und nicht angezogen.

Nun fragt es sich, ob ich damit eine neue Hypothese entdeckt habe, die es wert ist, erörtert zu werden. Ich glaube, sie ist es wert. Die perpetuierliche Anziehungsarbeit der Erde ist doch beinahe das allergrößte Rätsel unsres Lebens.

Nehmen wir an, daß die Erde unaufhörlich alle Gegenstände seiner Oberfläche anzieht — so ist der Gedanke einfach ein Ungeheuerliches. Man kann diese Tätigkeit nicht begreifen. Wir können uns diese perpetuierliche Kraftanstrengung nicht erklären.

Wollen wir uns das Rätsel aber erklären, so müssen wir uns diese Anziehungstätigkeit vereinfachen.

Wir vereinfachen die schwierige Geschichte aber dadurch, daß wir annehmen — was ich vorhin sagte.

Durch die Drucktätigkeit der Erdatmosphäre wird nach meiner Meinung das Problem ganz gewaltig vereinfacht.

Wie natürlich erscheint es, daß die Erde nur ihre Atmosphäre festhält. Das kann man sich beinahe vorstellen.

Was nun weiter folgen muß, wenn die neue Hypothese akzeptiert wird, weiß ich noch nicht. So schnell denken kann ich nicht. Vielleicht denken auch die Physiker ein wenig darüber nach. Ich glaube, dieses Nachdenken könnte zu ganz merkwürdigen Resultaten führen.

Vielleicht kommen wir so dem Physikalischen in unserm Sonnensystem näher. Es ist auch nach meiner allerdings unmaßgeblichen Meinung so natürlich, daß sich die Planeten mit ihrer Atmosphäre voneinander abschieben. Daß sie sich gegenseitig anziehen, erscheint mir mit Newton als ein Absurdum erster Güte. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß die Sternatmosphären eine beträchtliche Höhe erreichen — in der Erdatmosphäre hat man noch in einer Höhe von 100 deutschen Meilen elektrisch leuchtende Wolken entdeckt. Da ist also die Atmosphäre noch nicht so ohne weiteres am Ende. Ebbe und Flut ließe sich vielleicht auch besser durch Atmosphärendruck erklären. . . .

William Thomson wollte die Schwerkraft durch Ätherdruck erklären. Ist Atmosphärendruck nicht besser?

Paul Scheerbart.



Mahnung an Micheln.

Zieh den Beutel raus, mein Söhnchen!
Her mit deinen Milltönchen,
Denn wir brauchen Batailltönchen!

Zwar du hast nicht viel zu kauen,
Aber dafür darfst du schauen
Schönes Tuch vom Rot — und Blauen.

Wer da lebt als Zivilliste,
Der bezahlt die Heeresliste,
Und von dieser Gattung bist'e!

Dein Gebrumme ist verdrießlich,
Sib dein Geld her, wie's erprießlich,
Und dann hänge auf dich schließlich.

Sollst den Grabspruch-Lohn erfahren:
„Drache Bunttuch, lobebaren,
Fraß ihn auf mit Haut und Haaren!“

Terentius.



Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren u. s. w. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unerlangt und zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Prof. Dr. Paul Ehrlich: Beiträge zur experimentellen Pathologie und Chemotherapie. Akademische Verlagsgesellschaft, Leipzig.

Unter den Forschern auf dem Gebiete der Chemotherapie ist Paul Ehrlich vielleicht der bedeutendste. Diese Bedeutung müßte ihm auch dann zuerkannt werden, wenn die Erfolge mit seinem „Ehrlich 606“ nicht bekannt geworden wären, die seinem Namen zu aktueller Berühmtheit verhelfen. Es mag wohl keinen zweiten Forscher geben, der sich auf dem Gebiete der Chemotherapie, d. h. der Anwendung der Chemie auf die Therapie, in so eingehender, tiefgründlicher Weise betätigt hat, wie gerade Paul Ehrlich. Wenn er deshalb die Erfahrungen seines Lebens und besonders die Ergebnisse seiner aus diesen Erfahrungen hervorgegangenen letzten derartigen Studien in einem besonderen Werke niederlegt, so bedarf dieses

Werk eigentlich keiner besonderen Empfehlung, ist es doch im vollsten Sinne des Wortes als ein nicht nur zeitgemäßes, sondern auch von berufenster Seite verfaßtes zu bezeichnen. Was es aber besonders wertvoll macht, ist der Umstand, daß es eine Anzahl der hervorragendsten und bedeutungsvollsten Fragen unsrer Zeit vom neuesten Standpunkte der Wissenschaft aus behandelt. Zu diesen Fragen gehört in erster Linie die Immunität, die eine außerordentlich eingehende Behandlung erfahren hat. Im Anschluß an sie bespricht der Verfasser den jetzigen Stand der Krebsforschung, und es ist gewiß interessant, die Ansichten eines so hervorragenden Vertreters der Wissenschaft über dieses Gebiet zu hören, die er in einem besonderen Abschnitt „Ätiologische Betrachtungen“ zusammenfaßt, und in denen er einen Weg andeutet, auf dem vielleicht die Lösung dieser so wichtigen Frage einst möglich sein dürfte. In diesen Abschnitt schließt sich dann der über die moderne Chemotherapie, also jenes Gebiet, auf dem Ehrlich ja seine hauptsächlichsten Erfolge erungen hat. In dem Schlusskapitel werden dann die Beziehungen zwischen den Zellfunktionen der Zelle und dem ganzen vorher erörterten Stoff noch einmal zusammengefaßt; es wird also gewissermaßen eine Brücke zwischen diesen beiden Gebieten geschaffen. So streng wissenschaftlich dieses Werk auch gehalten ist, so klar und deutlich ist die Behandlung und Darstellung des Stoffes. Die Erörterung der den Gegenstand des Werkes bildenden schwierigen Probleme ist eben infolge dieser Klarheit eine wahrhaft klassische zu nennen. Sie ermöglicht es auch dem gebildeten Laien, der über ein gewisses Maß allgemeiner Vorkenntnisse verfügt, wie sie heute im Zeitalter der Naturwissenschaft weiten Kreisen zur Verfügung stehen, in den Stoff einzudringen und sich über dieses, so sehr im Mittelpunkt unsres gegenwärtigen Interesses stehende Gebiet zu orientieren. Dr. A. Nr.

Bezugsbedingungen:

Vierteljährlich 4,50 M.
Einzelnnummer 40 Pf.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen:

Die vierspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Wir verkaufen auf Teilzahlung

Moderne Trauringe Mattgold, 14 Karat 0.585 gestempelt



No. 2415. Sinnspruch: „Die Liebe hört nimmer auf.“ M. 28.—



No. 2416. Sinnspruch: „Dein für immer.“ M. 25.—



No. 2417. Sinnspruch: „Gott mit uns“ M. 24.—



No. 2418. Sinnspruch: „In Liebe treu“ M. 23.—



No. 2419. Blumenemblem Myrthe-Rosen M. 24.—



No. 2420. Blumenemblem Myrthe M. 23.—



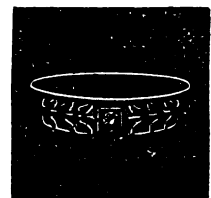
No. 1358. Glanzgold, 4 Brillanten, (Gr. 9 (2/64 Kar.)) 10 Brillanten, (Gr. 1 (1/64 Kar.)); zus. 14 Brillanten (4/64 Kar.), in Platin gefasst . . . M. 350.—

Hunderttausende Kunden in 30 000 Orten des Deutschen Reiches

Uhren

Unser Katalog enthält grosse Sortimente in Brillantschmuck. Feinste Uhrenmarken. — Hochzeits- u. Gelegenheitsgeschenke

Uhren



No. 1124. Mattgold, Schiene durchbrochen, 1 Brillant, (Größe 2 (2/64 Karat)), in Platin gefasst . . . M. 31.—

Jonass & Co., Berlin K.W. 320, Belle-Alliancestr. 3

Th. Draeger

Herren- und Damenschneider

Maßanfertigung

für Durchreisende innerhalb 12 Stunden

Tel. I, 6878

W., Unter den Linden 15

Autoren

welche ein belletristisches oder wissenschaftliches Buch geschrieben haben und einen Verleger dafür suchen, der es nach modernen drucktechnischen Prinzipien ausstattet und rühlig vertreibt, setzen sich mit dem SILVA-VERLAG, BERLIN W. 9, Link-Strasse No. 81 in

Verbindung

Aerztlich überall
empfohlen!

fast Nicotinfrei

Sortim.-Kiste
M. 10,-

C. W. Schliebs & Co.,
Breslau 22.

Prospekt frei.

Zwei führende Hotels der Gegenwart
BERLIN

Hotel der Kaiserhof

Zimmer von 5 Mark an, mit Bad u. Toilette von 12 Mark an

HAMBURG

Hotel Atlantic

Restaurant Pfordte

Zimmer von 4 Mark an, mit Bad u. Toilette von 10 Mark an

1910 Grand Restaurant Kaiserhof im Deutschen Haus Weltausstellung Brüssel

Was ist Reise-Cheviot?

Ein eleganter Anzugstoff in modernen echten Farben, reine neue Schafwolle, unzerreissbar. 140 cm breit 8 Meter kosten 12 Mark franko. Direkter Versand nur guter Stoffneheiten zu Anzügen, Paletots, Hosen bei billigen Preisen. Jeder genaue Vergleich überrascht. Aus über 2000 Postorten liegen Nachbestellungen und Empfehlungen vor.

Verlangen Sie Muster portofrei, ohne Kaufzwang.

Wilhelm Boetzkes in Düren 8 bei Aachen.

Deutsche Kaufleute

lerat fremde Sprachen zu Hause perfekt!

Engl., Franz., Italien., Russisch, Schwedisch, Spanisch usw., durch weitberühmte Selbstunterrichtsbriefe. Vorkenntnisse unnötig. Tausende verdanken diesen Briefen ihre Existenz od. bessere Stellung. Verlangen Sie sofort Prospekt gratis. Umfangreicher Probebrief (Lekt. I) gegen 50 Pf. in Marken.

O. Hofmann, Gommla 203, Reuss.

Antiquar. Kat. 34. Philosophie

„ „ 36. Litteratur
gratis und franco:

J. Krause, Antiquariat, Halle a. S.

Hygienische

Bedarfsartikel. Neuest. Katal. u. Empf. viel. Aerzte u. Prof. grat. u. fr.
H. Unger, Gummiwarenfabrik
Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:

Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:

Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.:
Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):

Hôtel und Naturweinkellerei „Zur
Kanne“. Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:

Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:

Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:

Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:

Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:

Hôtel „Schiesen“-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:

Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:

Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:

Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:

Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.

Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.

Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus
„Weisses Ross“. Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:

Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

Die Gegenwart

Nr. 48.

Berlin, den 26. November 1910.

39. Jahrgang
Band 78.

Der sterbende Reichstag.

Die parlamentslose, die angenehme Zeit ist vorüber, und unser Reichstag rüstet sich zu seinem letzten Gastspiel. In allen Gauen Deutschlands wurden die parlamentarischen Koffer gepackt, unten die Altken, dann die Fracks, die Einspänner, die Gehröcke und die saloppen Jacketts der Linken, noch obenauf die blauen, schwarzen rosa und blutigroten Krawatten der Gesinnung, zugemacht und fertig! Wieder wird sich nun einen Winter hindurch die Atmosphäre all dieser feindlichen Garderobenstücke im Saale vor dem Brandenburger Tor zu jenem undefinierbaren mixtum compositum vereinen, aus dem es vor drei Jahren wie Morgensfrische aufstieg, und dem heute der starke Geruch von Sterben und Zerfall entströmt. Da sind sie wieder die Helden des nationalen Siegesjubels von 1907, Helden dann der Reichsfinanzreform, die nun als Ritter von der traurigen Gestalt von hinnen gehen werden. Selten hat ein Reichstag soviel schönes Vertrauen der Nation besessen, wie der, den Bülow gegen Zentrum und Sozialdemokratie erkämpfte, und selten ist soviel schönes Vertrauen so jammervoll verwirrschaftet worden. Die gebildete Öffentlichkeit hat ein dégoût erfaßt vor allem parlamentarischen Wesen. Man atmete auf, als die Spalten der Zeitungen sich vor einem Jahre von ihm zu entleeren begannen. Man war resigniert zufrieden, als Bethmann Hollweg dann im Herbst 1909 eine „Geschäfts-session“ ankündigte, mit reichlichem Aufwand von Adjektiven wie „nüchtern, sachlich, positiv und arbeitsam“. Nur nicht wieder dies sinn- und zwecklose Gezänk! Aber dann kam die Wahlreform in Preußen dazwischen. Die Ruhe des Kirchhofs, die schon als Labfal empfundene, ward wieder gestört. Dasselbe Schauspiel, womöglich noch krasser und unverhüllter, wiederholte sich, nur die Ugierenden trugen andre Namen. Erst im vergangenen Frühling, als die arme Wahlreform, bei der Geburt erstickt, in ihr junges Grab gesenkt war, zog ein erster Hauch von Erleichterung über die Gräber. Da lagen sie im Schein der Frühlingssonne, einer selten schönen Frühlingssonne, der Sommer lockte mit Ferienrufen, man zog hinaus, den wenigen

Unverbesserlichen daheim es überlassend, die Leichen der erschlagenen Hoffnungen noch töter als tot zu machen. Aber die dira necessitas des Kalenders führt uns alle wieder im Kreislauf der Tage zurück an die Stätten des Geschehenen. Sie leidet kein Vergessen. So bringt sie uns denn heute unsern lieben Reichstag wieder, ihn, den herrlichsten von allen, daß wir sitzen, seine Leichenreden hören und seinem Totentanze zuschauen. O vanitas, vanitatum vanitas!

Was soll man sich von dem letzten Abschnitt der Legislaturperiode versprechen? Eine schwere Frage, leicht zu beantworten: Gar nichts. Im Angesichte des Tages von Philippi gibt es kein Zurück mehr. Die müssen nun alle bei der Stange bleiben, die sie sich erwählt haben. Sollen die Konservativen aufhören konservativ zu sein? Die Liberalen liberal? Was bedeuten denn diese Begriffe? Doch nichts andres, als was man mehr oder minder künstlich in sie hineinträgt, was der Zufall der Entwicklung mit sich bringt, die vorübergehende Aktualität der Situationen. Man sagt, das sei nichts Zufälliges, es sei alles Notwendigkeit. Gut, wenn man will, soll es notwendig heißen. Aber schließlich kann niemand die Dinge von den Personen trennen, und Fehler werden von Personen begangen. Sind alle Fehler notwendig, so hört eben jedes sichere Urteil auf, so gibt es auch keine objektive Leidenschaft mehr, kein ehrliches Kämpfen um die Wahrheit. Ob zufällig oder notwendig: was heute als konservativ gilt, das hat die persönliche Verantwortung einiger Führer im Laufe der letzten Kämpfe dazu gemacht. Ebenso geht es den andern Parteien. Gewiß gibt es auch Fehler, die etwas von Logik an sich tragen; aber das ist es ja eben, daß der Horizont des Tages zu eng ist, um die doch am Ende offenbar werdende Unlogik schon jetzt zu sehen. Denn die Logik der Geschichte ist eine andre als die der Personen, die da glauben, Geschichte zu machen. Wenn die Logik der Geschichte offenbar wird, so vernichtet sie, so enthält sie eine moralische Verdammung. Was aber fragen die, die mitten im Kampfe stehen, nach dem Urteile derer, die diese Verdammung schon vorauszuwahren meinen? Predigen nutzt da nichts. Deswegen ist ja gerade Bethmann Hollwegs heißes Be-

mühen so vergeblich. Denn was will er andres, als die Rassandra spielen mit seiner Sammlungswarnung? Rassandra aber werden auch heute noch verspottet. Also soll man sie gehen lassen, wie sie zu müssen meinen. Die innerpolitischen Kämpfe der letzten Jahre haben über das, was konservativ und liberal ist, gewisse aktuelle Vorstellungen erzeugt, die nicht von heute auf morgen zu beseitigen sind. Folglich und da niemand aus seiner Haut heraus kann, wird auch im kommenden, letzten Sessionsabschnitt das Schema dasselbe bleiben, wie in den letzten zwei Jahren. Von Zentrum und Sozialdemokratie aber eine Änderung der Taktik oder gar eine Metanoia zu erwarten, wäre absurd.

Die Regierung hat bei dieser Lage der Dinge vorläufig keinen üblen Stand. Auf Liebe und besondere Hochachtung erhebt sie so wie so kaum noch Ansprüche. Wenn ein Professor wie Kurt Brehsig ihr Lobeslieder singt: sie weiß selbst, daß es nur Prediger in der Wüste sind, die das fertig bringen. Es predigt da der eine Kollege vom andern, und die Gemeinde schläft. Praktisch aber braucht Herr v. Bethmann Hollweg vor dem kommenden Winter wirklich keine Angst zu haben. Die drei Hauptobjekte sind der Etat, die Reichsversicherungsordnung und die Strafprozeßreform. Der Etat ist natürlich, wie man's nennt, „frisiert“. Daß unsre Reichsfinanzen durch die Finanzreform von 1909 nicht saniert sind, kann sich jedes Kind sagen, das zu addieren versteht! Aber wenn man selbstverständlich unter keinen Umständen vor den Wahlen neue Steuern einbringen will, noch auch Riesenanleihen aufnehmen, so läßt sich ja vieles ohne viel Mühe auch auf später verschieben, wenn man sich nur einig ist. Später werden neue Steuervorlagen so sicher kommen, wie das Amen in der Kirche. Davor ist niemandem bange. Die neuen Militärforderungen sind schon auf die nächsten Jahre verteilt worden. Es gilt also der Grundsatz: Morgen, morgen, nur nicht heute! Den Raizenjammmer von später hat ein neuer Reichstag zu turieren. Wie, das hängt eben vom Ausgang der Wahlen ab. Vorher nur kein Schauffement! Wenn man dann über das Tempelhofer Feld weidlich Reden halten wird, wenn der Freisinn beim Heeresetat beweisen wird, ein wie großes Stück er inzwischen mehr von seiner „Blockkultur“ verloren hat, und wenn man ohne Ansehen der Person auf allen Bänken fieberhaft gesteigerte Wahlagitation herauszuschlagen bestrebt ist, die Regierung kann dabeistehen wie ein Turner beim Bocksprung, Kopf gebückt und Hände auf die Knie: Nun laß sie springen. Schließlich werden beim Etat wie auch bei den beiden großen Reformvorlagen konservative und Zentrum doch nicht anders können, als Ja und Amen sagen zu allem, was Herr v. Bethmann wünscht! Sie müssen nun eben wohl oder übel bei der Stange

bleiben. Es liegt ein Zwang in den Situationen. Wieviel Verständigungsversuche dabei zwischen der Rechten und den Nationalliberalen unternommen werden mögen: es wird letzten Endes doch dieselbe Konstellation bleiben, die wir uns in den letzten Jahren haben über den Hals kommen lassen.

Aus den Parteien heraus sind keine Überraschungen zu erwarten, und vom Kanzler, wie einem versichert wird, auch nicht. Die Gesetze, die gemacht werden, sind dabei vielleicht nicht einmal schlecht; denn rechts hat man immerhin ein Interesse, vor den Wahlen nichts auf die Spitze zu treiben. Auch wird sich wegen eben- denselben Wahlen das Bestreben zeigen, fertig zu werden, und sich nicht wieder mit Kommissionsgezänk bis in den Hochsommer hinein zu verschleppen. Das Einzige, worauf man etwa noch gespannt sein könnte, wäre, zu sehen, ob man am Ende so unfähig geworden ist, etwas zustande zu bringen, daß auch hier wieder eine oder die andre große Vorlage in die Müllgrube fährt. Aber wie gesagt, das ist kaum glaublich. Eher geht es dann so wie bei der Finanzreform. Danach wird der Reichstag in den Fluten des Wahlkampfes untergehen und sterben, von niemand beweint. Still auf gerettetem Rahn aber wird der einsame Schweiger Bethmann auf dem Strudel treiben, und von den Wirbeln umbraust mit einfacher Gebärde die große Flöte des nationalen Gewissens blasen.

„Ich glaube, die Wellen verschlingen
Um Ende noch Schiffer und Rahn.“



Deutschland und der ferne Osten.

Von Otto Corbach (Charlottenburg).

Englische Blätter haben die Reise des Deutschen Kronprinzen nach Ostasien mit angeblichen Absichten der deutschen Regierung auf Niederländisch-Indien in Zusammenhang zu bringen gesucht. „Für diese reichen und in deutschen Händen äußerst wertvollen holländischen Kolonien“, hieß es in einem Artikel der Londoner „Morningpost“, „sammeln die Deutschen alle ihre Kräfte, auf sie ist ihre ganze Politik gerichtet, mit ihnen hängen alle ihre Neigungen und Abneigungen zusammen. Es geschieht dieser holländischen Kolonien halber, daß Deutschland eine feindselige Haltung gegenüber England einnimmt, wo es, auf alle Fälle unter einer Sory-Regierung, als Maßregel gilt, daß, wer Holland antastet, England antastet. Wenn daher Japan, wie die neuerliche Annexion anzudeuten scheint, seinem unvermeidlichen Ausdehnungsdrang in kontinentalen Richtungen nach-

gibt — wenn es sich, statt südwärts nach den Inseln zu streben, durch ein gleichfalls unvermeidliches Schicksal mehr und mehr auf dem asiatischen Kontinente fesseln lassen sollte, dann würde Deutschland, statt für die holländischen Kolonien in europäischen und asiatischen Gewässern, auch gegen die Japaner kämpfen zu müssen, instande sein, die holländischen Kolonien in Europa allein zu gewinnen . . . Sollten der Kronprinz und seine Ratgeber sich davon überzeugen, daß es Japan vorzieht, in der kontinentalen Richtung seiner imperialistischen Bahn zu verharren; oder daß Japan mit einem Anteil an der Beute auf den Inseln zufrieden sein würde; dann wird Deutschland in seiner imperialistischen Laufbahn nicht mehr lange zögern, auf die es seine rasch wachsende Bevölkerung anweist . . . Sollte indessen der Kronprinz erfahren, daß Japan nicht gewillt ist, die Inseln in deutsche Hände gleiten zu lassen; daß es der Ansicht ist, die Gegenwart Rußlands, Chinas, Frankreichs und Großbritanniens bedeute eine genügend starke Ansammlung von Großmächten in Ostasien . . . dann muß Deutschlands Politik eine gründliche Wandlung erfahren. Für den, der dem Zusammenhange zwischen den großen internationalen Ereignissen gebührende Aufmerksamkeit schenkt, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß des Kronprinzen Reise nach Ostasien auf Motive zurückzuführen ist, die mit denen ähnlicher diplomatischer Besuche in Rußland, kurz vor dem deutsch-französischen Kriege identisch sind. Wie damals die Rückendeckung Deutschlands von der Neutralität Rußlands abhing, so hängt jetzt die Plankendeckung bei Deutschlands internationaler Strategie von der Freundschaft mit Japan ab. Deutschland (Bismarck) fand Vorschläge, die kräftig genug waren, um Rußland zu beruhigen. Deutschland wird vielleicht ähnliche Vorschläge für Japan finden.“

Mag sein, daß es sich bei diesen englischen Ausstreuungen um nichts als Vermutungen handelt. Die deutsche Regierung würde gewiß solche Absichten auch dann vorläufig verleugnen, wenn sie sie im Stillen hegte. Doch in Japan selbst wird daran geglaubt, und im japanischen Volke ist das Mißtrauen gegen Deutschland noch stark und rege genug, um auf solche englische Verdächtigungen leicht zu reagieren. Der Parlamentarier Takegoschi Nosaburo und andre bedeutende japanische Politiker reden schon seit Jahren immer wieder von der „deutschen Gefahr“ in den Sundainseln. Nosaburo meint, Deutschland werde sich einst auf China stützen, um die Sundainseln zu annektieren. Deshalb könne das Mikadoreich froh sein, Frankreich im Besitze Tonkings und Cochinchinas zu wissen. „Mit der gleichen Freude würde es den zivilisatorischen Einfluß desselben Frankreich, des Lichtes der zeitgenössischen Welt über die chinesischen Provinzen Kuangtung und Kuangse sich ausbreiten sehen, unter der Voraussetzung, daß dadurch der Aus-

breitung deutschen Prestiges in China und der Verwirklichung der Pläne, die man Deutschland in Ozeanien zuschreibt, entgegengearbeitet würde.“

Daß sich von Japan aus viele begehrliche Blicke nach dem Sundaarchipel richten, ist gewiß. Nach dem „Bataviaasch Nieuwsblad“ hat vor kurzem der japanische Parlamentarier Takegoschi Java und Sumatra besucht und seine Reiseindrücke in der japanischen Zeitschrift „Toyo“ geschildert. Soweit es Land und Volk betreffe, seien die empfangenen Eindrücke sehr günstige, indessen sei er zu der Erkenntnis gekommen, daß die holländische Regierung viel zu schwach ist, um solch ein Inselreich zu höherer Entwicklung zu bringen. Takegoschi kann es nicht begreifen, daß die Holländer, die nun schon 300 Jahre Herren und Meister in diesem Archipel sind, nicht mehr als 70 000 europäische Kolonisten zu verzeichnen haben. Japan verstehe die Kunst zu kolonisieren viel besser; denn, obgleich es erst vor zehn Jahren von Formosa Besitz ergriff, setzte es doch schon 110 000 Einwanderer dort ans Land. Takegoschi sagt denn auch ganz unverblümt, nach seiner Überzeugung müsse Niederländisch-Indien früher oder später japanisch werden.

Die englischen Kommentare zur Ostasienfahrt des deutschen Kronprinzen werden in Japan den Kurs des britisch-japanischen Bündnisses, der in letzter Zeit recht tief gefallen war, wieder erheblich steigen lassen. Man wird in der Freundschaft Englands eine Garantie gegen die „deutsche Gefahr“ im südöstlichen Asien erblicken zu müssen glauben. Die deutsche Diplomatie hat im Laufe der letzten Jahrzehnte in Ostasien so unglücklich operiert, daß ihr heute alles zum Nachteil ausfällt, was sie immer unternimmt.

Hätte sie die politischen Vorgänge dort von vornherein mit richtigen Augen gesehen und hätte sie in ihren Berechnungen nicht immer wieder auf das falsche Pferd gewettet, so könnte sie heute den ehrlichen Makler zwischen den Mächten spielen, die im fernen Osten wichtigere Interessen zu vertreten haben als Deutschland. So, wie die Dinge heute liegen, wäre es am besten, wenn die deutsche Regierung in Ostasien selbst das fahren ließe, was sie besitzt: die Kolonie Kiautschau, wo deutsche Millionen zwecklos verbuddelt werden, um die Kaufkraft chinesischer Kunden japanischer und amerikanischer Kaufleute zu steigern.

Jeder weitere Landwerb in Ostasien muß uns in Europa von Rußland, in Asien von Japan noch abhängiger machen, als es schon der Fall ist; muß uns um die letzte Hoffnung betrügen, daß unsre Beziehungen zu Frankreich und England sich noch einmal friedlich und freundlich gestalten könnten. Wäre Deutschland der Freund Japans gewesen, als es in Nordchina und Korea das Prinzip der „offenen Tür“ gegen Rußland verteidigte, so könnte es ihm heute in Japan nicht verdacht werden, wenn es China und Amerika in

dem Bestreben unterstützte, dieses Prinzip gegen das heutige Japan zu verteidigen. Zwischen einer gerechten und einer ungerechten Gegnerschaft besteht auch in der Politik ein gewaltiger Unterschied.

Der russisch-japanische Vertrag bedeutet für das nicht-russische Europa, daß Rußland seinen Expansionsdrang vorläufig nicht mehr im fernen Osten, sondern im nahen Osten und in Nordeuropa zur Geltung bringen will.

Seit dem letzten ostasiatischen Kriege bereitet sich Rußland planmäßig auf eine künftige Auseinandersetzung mit Deutschland vor. Überall, wo sich das Deutschtum östlicher oder südöstlicher auszubehnen oder zu betätigen strebt, stößt es auf Widerstände, die ihm die russische Politik in den Weg legt. Einst war Japan bereit, Deutschland zu helfen, seiner Kultur die Wege nach dem Osten freizumachen. Die wirtschaftliche Erschließung Rußlands hätte von zwei Seiten wirksam in Angriff genommen werden können, ohne daß das Risiko allzu groß gewesen wäre. Heute wird Rußland durch Japan in dem Bestreben begünstigt, der deutschen Politik und dem deutschen Handel allenthalben im Norden, Osten und Südosten Europas den Weg zu verbarrieren, und die Neigung Japans, den russischen Expansionsdrang nach Europa und den russischen Chauvinismus auf das Deutschtum abzulenkten, wird um so stärker werden, je weniger Deutschland seinen Ehrgeiz, im fernen Osten Kolonialpolitik zu treiben, bezähmen kann.



Das Klima der geologischen Vorzeit im Zusammenhange mit der Entwicklung der Tierwelt.

Von Dr. Emil Carthaus (Berlin).

II.

eltfam in der Tat müßte es erscheinen, daß in den heute den Ozean überall in der Nähe seiner R Küsten dicht bevölkernden großen Tierklassen der Lamellibranchiaten oder Muscheltiere und der Gasteropoden oder Schnecken die Brackwasser- und Süßwasserformen erst so spät, nämlich gegen die Mitte der Sekundärzeit, zur Erscheinung und nicht früher als in der Tertiärzeit zu großer Entfaltung kommen, wenn während der älteren Erdperioden, vom Cambrium bis zur Trias, schon wirklich so reichlicher Regen zur Erde gefallen wäre, daß es an der Meeresküste zur Bildung von Brackwasser und auf dem Lande zu längerer Zeit bestehenden Süßwasseransammlungen kommen konnte. Nun mußte aber nach meinen physikalischen bzw. meteorologischen Deduktionen, wie ich mit wenigen

Worten leider nicht auseinanderlegen kann, die Primärzeit und auch die erste Hälfte der Sekundärzeit noch arm an atmosphärischen Niederschlägen sein, da diese erst in der Jura- und Kreideperiode mit dem sich mehr bemerkbar machenden Wechsel der Jahreszeiten Veranlassung zu größeren Süßwasser- und Brackwasserbildungen gaben. Auch in den Kreisen der Geologen beginnt man in neuerer Zeit, angeregt durch die Arbeiten J. Walthers, häufiger von Wüstenbildungen in jenen alten Formationen zu reden, allerdings noch von andern Grundanschauungen als den hier dargelegten ausgehend. Mir scheinen für die Regenarmut der älteren geologischen Vorzeit eine ganze Reihe von Tatsachen zu sprechen, und glaube ich auch nachweisen zu können, daß die teilweise sehr üppigen Floren, die das Material zur Bildung der Steinkohle geliefert, sich, abgesehen von Epiphyten, ausschließlich aus Pflanzen zusammengesetzt haben, die im Meerwasser, in Lagunen und Meeresbuchten mit feichem Grunde vegetierten. Analoge Vegetationsverhältnisse sehen wir noch heute in den Mangrove-Gewächsen oder Rhizophoren-Beständen der Tropen, die ich auf der flachen Ostküste der Riesinsel Sumatra weit ins Meer hineinragende und tausende Quadratmeter bedeckende Wälder bilden sah. Auch auf ihrem Boden scheint mir heute noch eine dem Beginne der Steinkohlenbildung völlig analoge Anhäufung und Umwandlung von fast völlig strukturlosen Pflanzenresten vor sich zu gehen.

Um nun auf die Entwicklung der Tierwelt in ihrer Abhängigkeit von den klimatischen Verhältnissen bzw. deren Veränderung im Verlaufe der geologischen Vorzeit zurückzukommen, so belehrt uns die Paläontologie, wie gesagt, daß die ersten unzweifelhaften Brack- und Süßwassermuscheln und Schnecken erst während der Trias- bzw. der Juraperiode auftreten. Und doch ist der Übergang von echten Meeres- zu Brackwasser- und Süßwassermollusken ein so leicht vermittelter, daß wir denselben in seinem ganzen Verlaufe sozusagen vor unsern Augen vor sich gehen sehen können, wie z. B. bei den Cardiden (Herzmuscheln) des schwarzen und kaspischen Meeres. Auch im Reiche der Fische, in welchem die im Verlaufe der Sekundärzeit merklich stärker werdende Wasserbewegung wohl hauptsächlich zur Herausbildung der Typen der Knochenfische geführt hat, begegnen wir unzweifelhaften Süßwasser- und Flußformen erst während der Sekundärzeit. Zu ihrer eigentlichen, vollständigen Entfaltung kommen aber alle diese Brack- und Süßwassertypen erst in der Tertiärzeit, wie ja die ganze Fauna und Flora bis dahin in auffallender Weise noch an die große Salzflut gekettet erscheint. — Durch Tracheen Luft einatmende Insekten, durch Lungen atmende Schnecken, sowie doppelatmende Fische und Lurche treten dagegen schon in der späteren Primärzeit auf, indessen sehen wir auch sie bezeichnenderweise

recht eng an das Meer bezw. dessen Lagunenflora gebunden.

Was nun die höherstehenden Wirbeltiere betrifft, so sehe ich darin keinen Zufall, daß die Klasse der Säugetiere gerade in der jüngeren Trias, in einer Periode auf der Weltbühne erscheint, in der sich in den höheren Breiten nach meinen Annahmen der Wechsel der Jahreszeiten und damit auch mehr zeitliche Temperatur- und Feuchtigkeitsdifferenzen auf der Erdoberfläche geltend zu machen anfangen. Ein Schutz des werdenden zarten Organismus, bewirkt durch Zurückhalten des Embryos im Mutterleibe bis zur weiter fortgeschrittenen Entwicklung, mußte jenem eintretenden klimatischen Wechsel gegenüber entschieden angebracht erscheinen, und infolgedessen dürfte in der Triasperiode, wo auffallenderweise auch unter den Sauriern lebendig gebärende Formen hervortraten, der Säugetiertypus zur Ausbildung gekommen sein. Freilich traten unter dem Schutze des Wolkenmantels der Erde in der Sekundärzeit die zeitlichen Wärme- und Feuchtigkeitsunterschiede in den höheren Breiten noch nicht so scharf hervor, daß ein weitgehender Schutz des Embryos schon von so großem Vorteile wie in der Tertiar- und Folgezeit war. Demgemäß sehen wir diesen auch in der späteren Sekundärzeit nicht weiter als bis zur Herausbildung des Typus der Beuteltiere durchgeführt, wogegen die Ausbildung der Placenta bei den Säugetieren erst in der Tertiarzeit vor sich gegangen ist. Der sich fühlbar machende Wechsel der Jahreszeit ist es auch wohl gewesen, welcher erst in der Sekundärzeit zur Ausbildung der sogenannten vollkommenen Metamorphose bei gewissen Sippen des Insektenreiches geführt hat; denn durch diese wurde es jenen Reptilien ermöglicht, die Entwicklung der jungen Individuen in eine für dieselbe möglichst günstige Jahreszeit zu verlegen. Mit dem zeitlich und örtlich mehr hervortretenden Wärme- und Feuchtigkeitswechsel in der Atmosphäre der späteren Sekundärzeit sehen wir bei den höheren, in dem Medium der Luft lebenden Wirbeltieren (namentlich bei den Vögeln und Säugetieren) das Bestreben hervortreten, ihren Körper von der Temperatur und dem verschiedenen Wassergehalte der Luft durch schützende Hautgebilde mehr unabhängig zu machen. So läßt die Körperhaut der Reptilien Wasser und Kälte schon viel weniger durch, als die der Amphibien (mit ihrer starken Hautatmung), und bei den Vögeln und Säugetieren haben wir nicht nur in dem Feder- und Haarkleide oder in einer sehr dicken Haut (Pachydermen) ein vorzügliches Wärmeschutzmittel vor uns, sondern es haben sich diese hochstehenden Tierklassen bei einer sehr vervollkommenen Atmung auch durch einen hohen Grad von Eigenwärme in ihrem warmen Blute gegen den Wärmewechsel der sie umgebenden Luft vorzüglich zu festigen gewußt. Freilich hat die weitgehende Abkühlung des Klimas in unsern

geographischen Breiten die Vögel heute zum Teil gezwungen, als Zugvögel in der Winterzeit wärmere Gegenden aufzusuchen und verschiedene Säugetiere dazu getrieben, für diese Jahreszeit einen schützenden Unterschlupf zu suchen, wie das ja auch bei unsern Amphibien und Reptilien, die dann gewöhnlich in einen Winterschlaf verfallen, der Fall ist.

Schließlich möchte ich auch noch das Streben nach Oben, dem Himmelslichte der mit ihren direkten Strahlen erst spät zur Erdoberfläche durchdringenden Sonne zu, hervorheben, das meiner Ansicht nach in der zweiten Hälfte der Sekundärzeit bei den drei höheren Wirbeltierklassen in geradezu überraschender Weise hervortritt und vielleicht weit mehr umgestaltend auf diese Tierkreise eingewirkt hat, als man bisher anzunehmen geneigt war. Ich will dabei nicht verschweigen, daß meine diesbezügliche Ansicht vorläufig nur einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Nach meinen meteorologisch-geologischen Schlussfolgerungen lichtete sich, wie gesagt, die Atmosphäre während der Sekundärzeit nach den Polen hin schon ganz erheblich und drangen während der Jura- und Kreideperiode zeitweise, jedoch in unregelmäßigen Zwischenräumen direkte Sonnenstrahlen bis zur Erdoberfläche. Da nun eine ganze Reihe von höchst interessanten, paläontologischen bezw. physiologischen Tatsachen darauf hinweist, daß die Tierwelt der weiter zurückliegenden Erdperioden unter einem immer düsteren Himmel lebte, so mußten gerade die unregelmäßig durch das Gewölk hervorbrechenden Sonnenstrahlen auf die höher organisierte, an solche Helle noch ganz und gar nicht gewöhnte Tierwelt einen mächtigen physiologischen Reiz ausüben. Ich möchte wohl glauben, daß sich schon in dem Aufkommen zahlreicher Saurierformen mit langem, aus zahlreichen, beweglichen Wirbeln zusammengesetztem Halse (Plesiosaurier, Neustikosaurier usw.) ein gewisses Streben nach Oben, der Sonne zu, kundgibt. Geradezu auffallend muß es aber erscheinen, wenn sich dieses Aufwärtstreben zu gleicher Zeit bei den Individuen verschiedener Tierklassen deutlich bemerkbar macht, und zwar gerade in der Zeit, wo nach meinen Folgerungen die ersten, wohl bemerkt unregelmäßig zur Erdoberfläche durchdringenden, direkten Sonnenstrahlen jenen eigentümlichen Lichtreiz auf die höhere Tierwelt ausüben mußten. Wir sehen da, sozusagen zu derselben Zeit, nämlich in der späteren Jura- und in der Kreideperiode, zahlreiche Saurier mit mehr aufgerichtetem Gange und sogar mit Flugvermögen hervortreten, und auch das Aufkommen der größtenteils beflügelten Vogelwelt gehört diesem Zeitraume an. Daneben verdient die Tatsache entschieden Beachtung, daß unter den Beuteltieren, deren eigentliche Entfaltung (den höheren als Embryonen in das Placentaverhältnis tretenden Säugetieren gegenüber) gerade in die spätere Sekundärzeit

fällt, so auffallend viele Formen bestehen, die einen mehr aufrechten Gang besitzen, ein Baumleben führen oder sogar mit Flugvermögen begabt sind, während andre Formen sich gerade vor den hellen Sonnenstrahlen verkriechen, wie ja auch die meisten Amphibien und so zahlreiche Reptilien — also noch ältere Tiertypen — sonnenscheue Wesen sind. Im übrigen steht es ganz im Einklange mit meinen geologischen Folgerungen, wenn mit dem Beginn der Tertiärzeit, wo durch ein Zusammentreffen verschiedener Momente, die hier zu besprechen leider zu weit führen würde, der schützende, früher lückenlose Wolkenmantel der Erde über der gemäßigten und kalten Zone von heute sozusagen plötzlich zerrissen wurde und die Sonne mit ihrer ganzen Kraft und Helle hervortrat, auch der Schleier gelüftet erscheint, der die alte organische Welt mit ihren zum Teil aber teuerlichen Gestalten, den monströsen Sauriern und Riesenammoniten, ihren Siegel- und Schuppenbäumen, Riesenschachtelhalmen usw. von der Welt der Lebewesen von heute trennt. Es ist der viel häufiger oder stärker hervortretende Wechsel zwischen Warm und Kalt, Trocken und Naß, Licht und Dunkel, zwischen ruhiger und windbewegter Luft gewesen, der nach dem Zerreißen des Wolkenmantels der Erde auf dem Festlande der Tertiärzeit die gegen ihn mehr gefestigten Typen im Kampfe ums Dasein die Oberhand gewinnen ließ, während in dem Weltmeere mit seiner namentlich an den Küsten viel heftiger werdenden Wasserbewegung alle die Tierformen in den Vordergrund traten, deren Ahnen sich durch zweckdienliche Umgestaltung ihrer Organisation bereits in der Sekundärzeit widerstandsfähiger zu machen wußten gegen die sich schon damals immer deutlicher ankündigende Unruhe im Ozean der Tertiär- und der Folgezeit.

Zum Schlusse möchte ich hier noch das Eine sagen: Nichts ist, nach meiner Meinung, durch Zufall in der Welt entstanden, und jede Veränderung ist hervorgerufen durch die *dira necessitas*, die graue Notwendigkeit, um mit dem römischen Dichter zu reden. Ob nun dieser eiserne Zwang der Natur durch ein unendlich weitdenkendes, höchstes Sein, das wir auch Gott nennen, auferlegt ist oder nicht — wer weiß es? Gern lasse ich hier den Glauben zu seinem Rechte kommen, sofern er sich nur nicht anmaßend zeigt. Das aber will mir nicht einleuchten, sofern man nicht von Unbeginn an ein göttliches Walten in der Natur voraussetzt, daß den Lebewesen ein uraltes Streben nach Vervollkommnung innewohnen soll — doch stehen wir hier alle, wie der Jüngling von Saß in Schillers Dichtung, vor einem hehren, vielleicht besser ewig verschleiert bleibenden Bilde.



Die Ausstellung des Kunstnarsförbundet.

Von Hermann Abeking (Charlottenburg).



Der Künstlerbund Schwedens — die schwedische Sezession —, der sich uns in einer Ausstellung im Gebäude der Berliner Sezession bekannt machte, zählt zu seinen Gründern und setzt an seine Spitze Ernst Josephson. Josephson war noch international, „noch“ im Hinblick darauf, daß die Künstler Schwedens heute tatsächlich eine ganz persönliche Note, durch die Natur ihres Landes bedingt, sich zu eigen gemacht haben. Josephson bereiste Spanien, Frankreich, Italien, Holland. Seine Farbe und Auffassung ist der damals allgemein gültigen nicht fremd; der braune Unterton, der genremäßige Stoff herrscht, hier typisch vertreten durch die „Spanische Schmiede“ und die Musikanten-Szene „Quatorze Juillet“. Bedeutend freier wird der Maler in der Stimmung „Herbstsonne“, im lecken „Mädchenbildnis“ und in einem „Bildnis“, das das bunte Durcheinander eines Ateliers zum Rahmen wählt. Ernst Josephson ist äußerst vornehm in der Wahl seiner Mittel, weiß aber — so in den letztgenannten Studien — auch den Reiz farbiger Flecken als Kontrast zu der allgemeinen Ruhe wohl zu würdigen. Der Entwurf „Der Falschspieler“ läßt einen Blick in die Arbeitsweise des Meisters tun und lehrt, wie dieser zunächst von der malerischen Komposition ausging, indem er hier Rot zu Schwarz und im Hintergrund eine Gruppe in leuchtendem Gelb aneinander fügte. Das traurige Schicksal des Künstlers, der in geistiger Umnachtung endete, ist bekannt. Aus der Zeit des Leidens stammen zahlreiche Federzeichnungen und kleine Bildentwürfe, die den selten realen Sinn des Malers zur Phantasterei, die einst sichere Hand zur grössten, unmöglichen Verzeichnung führten. Neben dem Gefühl der Trauer bleibt hier nur medizinisches Interesse.

Bruno Liljefors ist uns kein Fremder. Er schildert die gefiederten Bewohner seines Landes. Es ist erstaunlich, wie er zu einer unabhängigen, ganz eigenen Naturbeobachtung gelangt ist. Man wird hier an die Japaner erinnert, die ähnliche Motive gleich schlicht und großzügig darstellen. Dennoch ist von bewußter oder unbewußter Stillfrierung nicht die Rede, im Gegenteil spricht eine ungeheure Wirklichkeit und Lebendigkeit. Ausführung und Wirkung stehen sich fast konträr gegenüber. Zwei Schwäne sind kaum modelliert in ihrem gelblichen Weiß plattmäßig flach auf die Leinwand gestrichen; das Wasser zeigt nur ein gleichmäßiges helles Grün. Man denkt an einen Teppich. Dann tritt man etwas zurück. Da gewinnt das Bild ein fast unheimliches Leben; das Wasser bewegt sich, die schlanken Hälse scheinen sich zu reden. Das ist

nicht etwa Künstlichkeit, Künstelei, sondern eine Kunst, die auf einem seltsam subjektiven, warmen Naturverständnis beruhen muß. Die Motive wechseln. „Wildenten.“ Die Spiegelung zeichnet das Gewässer im Schwarz des Abends wie ein Leopardfell. Die Silhouetten der Enten tauchen im Rohr. „Sägetaucher.“ Aus dem tiefen Violett des Meeres erhebt sich ein grünaufschäumender Streif, aus ihm flattert flügel-schlagend das Paar mit rötlich-weißer Brust. „Lappentaucher.“ In weiten Flächen streckt sich inselgleich das liegende braune Rohr, nur hier und da kleinen Wasserläufen Raum gebend. Im Vordergrund plätschert, gleichfalls braun, der kleine, seltsame Geselle. Zu jedem seiner gefiederten Gestalten findet Liljefors die rechte Umgebung, mehr noch, die rechte Farbe und die rechte Stimmung des Tages.

Karl Nordström führt zur Landschaft, zu der Landschaft, in der diese Künstler leben, und deren Eigenart sie in gleicher Eigenart sich und uns erschließen. Sie ist nicht lieblich wie unsere sonnendurchstrahlten Wälder, nicht prangend wie unsere Wiesen und Felder. Sie ist rau und unwirtlich mit ihren kahlen Felsen und Bodenhäufungen, die mit dem Meere kämpfen. Aber über ihr liegt eine köstlich klare Sonne, eine Sonne, die alles verzaubert zu unerhört farbiger Pracht. Die Liebe zu dieser Natur weckt auch in ihren Malern ganz andre Mittel und Farben, als sie die gleichsam glatte Kultur des Binnenlandes bedingt. Der speckige Glanz schwindet ganz; rau und trocken fügt sich Fleck auf Fleck auf die gleichfalls raue Leinwand. Die Modellierung folgt nicht biegsam kleinen Blättern und Halmen, zäh durchlüftet sie das Bild wie die verwitterten Senkungen den Boden des Landes. Aber das ist just die rechte Art, die aus dieser Natur erwachsen muß. Und gerade sie bringt viel Freude. Denn auch die Sonne gibt sich nicht mit Kleinigkeiten ab. Sie leuchtet voll über den Meerbusen und über den roten Fels, löst alles in tausendfältiges Bunt und beherrscht es doch als Einheit mit ruhiger Macht. Das ist Karl Nordströms Werk. Mehrere Studien, Zeichnungen, beweisen, wie ernst dem Künstler seine Aufgabe ist, wie er nicht aus einem großen Rausch, sondern auf Grund schwerer Arbeit schafft.

Hermann Normann ist melancholischer, weniger lebensbejahend. Er liebte den Abend und das Sinken der Sonne. So ist auch sein Strich weniger breit. Wenn er auch wie Nordström Fleck an Fleck fügt, so nimmt er doch den Pinsel spitzer und variiert in immer kleineren Teilen. Der Gesamteffekt bleibt auch bei ihm groß, wenn auch ein gewisses Schweifen ins Bizarre manchmal nicht völlig vermieden ist. Hierfür mag wieder ein weiteres Eingehen auf das Detail entschädigen. Normanns Hauptver-

dienst ist aber das Erfassen des Stimmungsgehaltes seiner Landschaften, das ihm eine menschlich warme Sprache verleiht. Sehr schön ist der „Nadelwald“ mit seinen violetten Stämmen, ein Schweigen im Walde. —

Urel Sjöberg schließt sich seinen Landsleuten Liljefors und Nordström an. Allerdings erreicht er in Lebendigkeit seiner Vogelwelt weder jenen, noch ist ihm in seiner Landschaft eine gleiche Größe wie diesem zu eigen. Immerhin kann man ihm genügend selbständiges Anschauungsvermögen zusprechen, um ihn als Künstler zu würdigen. Mag doch schließlich auch bei ihm wie bei Nordström die Natur die gleichen Ausdrucksmittel erheischen. Rikard Lindström folgt auf ähnlichem Gebiet mit ähnlicher Arbeit. Helmer Herzhoff ist wieder ein ganz eigener. Das Aneinandersetzen von Fleck zu Fleck wird bei ihm zum reinen Pointilismus. Er bevorzugt den Schnee bei Abend und Nacht; er nimmt ihm durch häufige Verwendung von Schwarz jede Flauheit und Süße, er formt ihn zu riesenhaften Gebilden, breitet einen mächtigen Himmel über ihn und läßt das Nordlicht prächtig auf ihn herabstrahlen. Helmer Herzhoffs Arbeiten enthalten sehr viel Kühnheit und gestaltende Kraft.

Nils Kreuger malt Pferde und Rüge auf der Weide in enger Vermählung mit der Landschaft. Er ist im Grunde weniger Eigenbrödlern, als er manchmal erscheinen möchte. So gelingen ihm auch die Stücke am besten, die er frisch und saftig heruntermalt. Eine „alte Stute“, „Pferde in der Abendsonne“ sind sehr schön in Farbe und Ton und mit der Sicherheit des Meisters gegeben. Auch manche Landschaft, so der „Regenbogen“, schließt sich dem in zufriedener Klarheit und Freudigkeit an. Man hat das Empfinden, einem echten Maler gegenüberzustehen, der wie selbstverständlich zum Malen geboren ist. Da erscheint es unerklärlich, wie dieser selbe Künstler sich teilweise in einem immerhin anscheinbaren Experimente verliert oder verloren hat, da die vorgenannten Arbeiten gerade aus jüngerer Zeit stammen mögen. Aber ein fast fertiges Bild legt der Maler ein Netz von feinen schwarzen Strichen, die das Ganze mosaikartig zerteilen oder wie Spinnweben überziehen. Der Zweck ist unklar; größere Lebhaftigkeit oder Wahrheit — auch der Himmel ist schwarz durchstrichelt — wird so nicht erzielt. Zwar, war das Bild an sich gut, ist der Schaden nicht allzu groß, andernfalls ist der Nutzen gering.

Eugène Jansson fällt besonders durch seine Straßenbilder bei Nacht in künstlicher Beleuchtung auf. Er versetzt mit ihnen den Betrachter in ein ganz phantastisches Gebiet, doppelt eindringlich dadurch, daß dieses zugleich völlig real ist und sicher von vielen unbewußt ähnlich empfunden worden ist. Eine Straße verschwimmt ganz in violetter, grünlich durchsetzter Finsternis. Nur

das Licht der Gaslaternen prallt weißleuchtend hervor; die hellen Kugeln ziehen eine geschwungene Linie, nur so die Biegung des Weges verratend. Die Straße einer alten Stadt liegt in Mitternachtsstimmung. Im Vordergrund zeichnen mächtige Striche die Bewegung des Bodens, leise reflektiert oben das Grün der dichten Bäume. Ganz hinten ballt sich in eins die Fülle des Lichts. Auf andrem Gebiet ist der Künstler weniger glücklich. Sein „Matrosenball“, der die Beleuchtung des Saales immerhin gut trifft, bleibt bei der Größe des gewählten Formates etwas leer, auch die „Badeanstalt“ mit den lebensgroßen Akten ist nicht völlig beherrscht und sagt im einzelnen nicht allzubiel.

Richard Bergh ist eine nüchterne Natur, die der Phantastik, wie er sie in seinem „Ritter und Jungfrau“, in dem unverständlichen „Wisby“ mit den dick goldaufgetragenen Schiffen auffucht, sicher fernsteht. Näher liegt ihm das Porträt, das eine gewisse gute Tüchtigkeit aufweist. Am gelungensten ist wohl der Karton „Vorstand des Künstlerbundes“, der mit markantem, klar formendem Strich Köpfe und Gestalten wiedergibt. Björn Ahlgrensson macht sich uns lieb durch ein sehr, sehr feines Interieur „Es schneit draußen“ von zartestem Stimmungsgehalt. J. A. G. Ude kommt wie Bergh als Phantast, ohne auf diesem Gebiet Vorbeeren ernten zu können. Daß er andererseits gute Qualitäten birgt, zeigt das Selbstbildnis im Sportanzug mit seinem hellen Braun zu Grau, dann eine „Marine“, in der das silbermatte Segel vom dunkeln Violett des Meeres zu den gestürzten Wolken des Himmels zieht. Gösta v. Hennigs schildert Szenen aus dem Zirkus. Der große farbige Fleck, krasses Rot und Blau, hierzu das weiße Gesicht der Clowns, bildet sein Motiv. Hennigs ist etwas zu großformend, etwas allzu leer. Vielleicht trifft er aber gerade so das Gehaltlose in der Welt des Scheins. Farblich am feinsten ist er sicher in älteren Stücken, in der „Varietéscene, einem stehenden Geiger zu flatternden gelben Röcken, in der „schottischen Musikkapelle“, den „Freiheitspferden“, in denen noch ein wärmeres Gelbbraun an Stelle bläulicher Kälte den Untergrund bildet. Carl Wilhelmson ist ein schlichter, ungezwungen natürlicher Beobachter des Fischerlebens. Schon seine zarte Farbe und Zeichnung zeigen ihn als einen Künstler, dem jedes Draufgängertum fremd ist. So gibt er auch seine Männer und Frauen nicht in angestrebter Arbeit oder aufgepuzter Pose, er spricht einfach von ihnen, wie sie Sonntags über das Wasser zur Kirche ziehen und diese plaudernd umstehen. Gleich freundlich und liebevoll malt er sein Damenbildnis, oder die drei Malerinnen, die in ihren weiten Schürzen vor den großen Scheiben des Atelierfensters lehnen. Aron Gerle mag weniger für das Porträt, in dem er allzu utrierten Ausdruck sucht, als für die Landschaft

in Betracht kommen. Hier heißen besonders die Rohzeichnungen Beachtung.

Gleich gesund und kräftig wie die Malerei erweist sich die Plastik. Auch hier herrscht ein großes Streben zu ausdrucksvollster Kraft, die aber ebenfalls des intimeren Reizes nicht entbehrt. David Edström bringt machtvolle Kolossalköpfe, Bildnisse und Studien. Die Sphinx erreicht in der Vermählung altägyptischer mit nordischer Schwere faszinierenden Ausdruck. Carl Johan Eldh formt wuchtig August Strindbergs überlebensgroßes Haupt. Lebendig ist die Statuette „Femme de trottoir“, sehr reizvoll, weich und warm, eine kleine Nymphe, aus Holz gefügt. Christian Eriksson bildet einen bewegten Bogenspanner von hunnenartigem Aussehen, einen Lappländer in schwarzgesprenkeltem Marmor, einen Schlittschuhläufer im Moment des Ausschreitens. Ein Bronzekopf „Freiheitsgöttin“ fällt auf durch die Erinnerung an das Barockzeitalter, das ähnliche Köpfe kannte, und durch die Selbständigkeit, mit der diese Erinnerung als ganz neu eigenartig ersteht.



D'Annunzios Flugroman.

Von Victor Klemperer (Oranienburg).

Danneres und äußeres Geschehen einander die Wage halten zu lassen, Seele und Leib in Einklang zu bringen, wird immer das Bestreben echter Dichtung sein. Zu dem alten kindlichen und höchst begreiflichen Fehler, den Stoff zu bevorzugen und seelenlose Körper zu gestalten, hat sich in jüngster Zeit die kaum geringere Verkehrtheit gesellt, von der Fülle des äußeren Geschehens ganz abzusehen und gewissermaßen körperlose Seelen darzustellen. Einige gingen in der Mißachtung der Handlung so weit, daß sie in aller bunteren Stofflichkeit geradezu etwas Verwerfliches, etwas Unfeines und Undichterisches sahen. Zu den Gründen solcher Geschmackswandlung hat man mit offenbarem Recht auch dies gezählt, daß den unsäglichen Wundern gegenüber, mit denen Naturwissenschaft und Technik mehr und mehr die Menschheit überschütten, alle Phantasie matt und lahm erscheine, und daß die Dichter also gezwungen seien, das äußere (stoffliche) Gebiet mit dem inneren (seelischen) zu vertauschen, sofern sie noch den Anspruch auf eigenartige Leistungen aufrecht hielten. Nur schriftstellerische Handwerker, denen es einfach auf das Nahrhafte ihres Tuns ankomme, blieben in dem nunmehr von der Wissenschaft beherrschten Lande der stofflichen Phantasie wohnen und erregten ihr unkünstlerisches Publikum, indem sie an den Sattdichtungen der Edison, Marconi, Zeppelin usw. Diebstahl verübten. . . .

Da mag es denn seltsam erscheinen, daß der fanatische Anhänger der dichterischen Eigenart, daß ihr Don Quijote Gabriele d'Annunzio mit seinem jüngsten Werk ins Land der Knechtschaft gegangen ist: der Roman: „Vielleicht — vielleicht auch nicht“*) stellt aviatische Bemühungen, die ganz „aktuellen“ Wunder der Technik also, in den Mittelpunkt. Doch merkt man bald, daß diese Abhängigkeit nur eine scheinbare ist, da der Dichter alles im stofflichen Sinn Spannende fast allzuängstlich vermieden hat. Giulio Cambiaso Todessturz und der Sieg seines Freundes Paolo Tarzis auf dem Sportfelde werden knapp dargestellt. Auch nimmt der Dichter dem Wagnis des Paares den Reiz des Neuen und Einzigartigen. Mit dem Pathos des Hymnikers und doch auch zugleich der Genauigkeit des Epikers, der vor keinem trocken-klaaren Worte zurückschrickt und Motor, Cylinder, Rührer und Schraube beim Namen nennt, faßt d'Annunzio die neue Geschichte der „italischen Flügel“ zusammen. Die beiden Italiener sind nur zwei von den vielen Nachfolgern der deutlich erwähnten und im lyrischen Erguß gepriesenen Lilienthal und Wrights. Und wenn am Ende ein Flug über das Mittelmeer von der italienischen zur sardinischen Küste geschieht, so ist auch hier alle Überwältigung des Lesers durch stofflich Neues und Unerwartetes vermieden; denn lange vorher sieht Tarzis „im Geist die stahlgrauen Wasser des Kanals, die steilen Küsten, und hinter dem Stern der Schraube, hinter dem Fächer der drei Zylinder den einsamen Helden mit seiner Sturmhaube aus braunem Tuch, seiner blauen Mechanikerbluse über dem Rettungsgürtel, mit dem scharfen hakigen Profil eines Galliers“. Und präzise wie ein militärischer Rapport wird auch wiedergegeben, wie Blériot selber seine Fahrt dargestellt habe. (Wobei es wenig verschlägt, daß die heute jedermann geläufigen Namen der steckbrieflich geschilderten Aviatiker im Roman durch die Bezeichnungen „Barbar des Nordens“, „Söhne des Ohio“ usw. ersetzt sind.) Was d'Annunzio an Stelle der stofflichen Spannung bietet, ist wirklich ein Neues und wirklich etwas durchaus Dichterisches. Er tritt der Flugkunst rein als Maler entgegen, aber kein Maler vermag in Farben solchen Reichtum zu entfalten wie dieser Dichter in farbigen Worten. Er malt die Maschine in ihren mannigfachen Beleuchtungen und Lagen, im Schweben, im Hinjagen, im Aufklettern und Stürzen; er malt die durchschnittene Luft, den freien und bewölkten Himmel, die Stadt, die Landschaft, das gebreitete Meer in der Tiefe. Er

*) Deutsch erschienen im Inselverlag, Leipzig. Karl Vollmöller bietet eine wunderschöne Übertragung; nur halte ich es für eine ansehbare Bequemlichkeit, daß er die ziemlich zahlreich eingestreuten Verse in der Sprache des Originals beliebt. Auch den Sprachkundigen wird das stören; die Harmonie ist vernichtet wie in manchen Opernaufführungen, wo ein Gast italienische Worte singt, während die anderen Darsteller deutsch sprechen.

schildert, das Gebiet des Malers überflügelnd, das Auf- und Abschwellen des Lärmens und der Geräusche im einsamen arbeitenden Mechanismus und unten in der gedrängten Masse. Und endlich malt er alle Regungen im Herzen, in den Nerven des Fliegers, Angst, Ruhe, Siegestaumel, das Mitempornehmen irdischer Begierden, den Versuch siegreichen Darüberhinausfliegens.

Dies Überfliegen irdischer Not, das psychologisch Bedeutendste, technisch Unwesentlichste bildet den Schlupfunkt, richtiger das Schlupfragezeichen des merkwürdigen Romans. Paolo Tarzis war so tief in widerwärtiger Qual versunken, daß er seinen „Reiher“ aufs Meer richtete, um dort ein Grab zu finden. Dann überfällt den Todbereiten die Ahnung eines großen und reinigenden Luns, dann taucht die ferne Küste auf und mit ihr neues Lebensverlangen, dann landet er bei „wildem Schweigen, einsamem Ruhm“. Sein Fuß hat eine schwere Verletzung davongetragen; Paolo bleibt am stillen Strand und fühlt die Wunde im Meer. Es mag das als symbolische Handlung gedacht sein. „Vielleicht — vielleicht auch nicht“ ist der zweifelnde Titel der Dichtung und drückt wohl doppelte Ungewißheit aus. Wird die neue Kunst zulezt doch ein Starschicksal haben, wird dieser Paolo Tarzis doch der schwereren Qual erliegen? Oder werden der Einzelne und die Gesamtheit beide siegreich bleiben?

Paolo Tarzis' Leiden besteht in einer furchtbaren Liebe, die ihn mit Schicksal-verfolgten Menschen zusammenkettet. Sinnlichste Leidenschaft verbindet ihn und Isabella, die auch das Begehren des eigenen Bruders Aldo erregt und stillt, die Paolo gegenüber die höhnische Nebenbuhlerin der eigenen Schwester Vana ist, die am Selbstmord der Jüngeren und Reineren Schuld trägt und selber im Wahnsinn endet. Auch hier wird alle Spannung des tatsächlichen Geschehens sorglich beseitigt, aller Nachdruck einzig auf die Malerei gelegt. Wie mit lichterlohen Fackeln leuchtet d'Annunzio in das schamlos Kranke dieser Rasereien hinein; aber immer malt er zugleich mit den zuckenden Leibern die zuckenden Seelen. Und daß er auch das Unbefleckte, das Stolz wie das Kindliche, darzustellen vermag, beweist Vanas mädchenhaftes Wesen und die Anmut Lunellas, der jüngsten der vier Geschwister, deren überfeine nervöse Natur auch schon auf künftige Katastrophen hinweist.

Endlich umrahmt und schmückt der große Maler diese Bilder des Aufwärtsfliegens und Im-Schlamme-Watens mit Darstellungen italienischer Kunstschätze und Landschaften, wie er sie großartiger der Glut und dem Grauen des eigentlichen Gemäldes nicht hätte anschniegen können.

Nun sagt man, wo viel Licht sei, könne viel Schatten nicht fehlen. Doch reicht diese übliche

Entschuldigung nicht hin, den großen Mangel des an Schönheiten so reichen Werkes zu erklären. Denn es handelt sich hier eben um keinen natürlichen Schatten. Augen, die von Leid und Leidenschaft fieberisch glänzen, sieht man die dunkle Umringung nach; entdeckt man aber, daß diese Ringe künstlich dunkler gefärbt wurden, so wird man zu Zweifeln an der Echtheit der zutage tretenden Empfindungen gedrängt. Fast möchte man gelegentlich der Dichtung Gabriele d'Annunzios ähnliche Zweifel entgegenbringen; denn es fehlt ihr nicht an Schminke. Ich nannte d'Annunzio eingangs den fanatischen Anhänger dichterischer Eigenart und ihren Don Quijote. Mit solchem Eifer geht er dem Seltsamen, dem sinnlich und seelisch Besonderen, Unentdecktem nach. Und für das Seltsame sucht er den seltsamen malerischen Ausdruck. Ein einfaches Beispiel. In die Stille eines lastenden Sommertages dringt lauter Vogel-lärm. Für d'Annunzio wird das Schweigen von den Schwalben zerrissen. Das ist gewiß ein schönes und wirksames Bild. Wird aber nach kurzer Zeit das Schweigen aufs Neue zerrissen, so fällt dem Leser schon ein, daß es hierfür auch einfachere Redewendungen gäbe, und erfährt er endlich, daß die Federn des zerrissenen Schweigens in den Krallen der Vögel davongetragen werden, so — hat d'Annunzio sicher ein Don Quijote-Schicksal erlitten: seine Erhabenheit wurde zur Geselztheit, sie ergriff nicht, sondern reizte zum Lachen. Aber diese Übertreibung im Sprachlichen ist seine kleinere Sünde; die Leidenschaft des Seltsamen erstreckt sich über das Formale auf das Seelische hinaus. Und hier wird aus der Entgleisung ins Romische oft genug die Entgleisung ins Unwahre, und aus dem Don Quijote ein Tartüff. Da wird mit Andeutungen, mit Schleierworten, mit Stimmungen und Bilderfülle gespielt, und dringt man ernstlich durch all das Schillernde hindurch, so findet man dahinter das Nichts oder die Trivialität oder gar die psychologische Unmöglichkeit und also die Lüge. Und das Bittere an solchen enttäuschenden Stellen ist eben dies, daß sie den Zweifel an der Echtheit der übrigen zurücklassen. Ich glaube, es gibt zwei d'Annunzios, die miteinander im Kampfe liegen: ein großer Dichter und ein nicht minder großer schlauer Jongleur mit bunten Klängen und Bildern. Ob der Dichter immer der Stärkere bleiben wird, ja, ob er es in diesem jüngsten Werke noch ist? Man kann nur mit d'Annunzios eigenem Titel antworten: „Vielleicht — vielleicht auch nicht.“



Das Jugendtal.

Von Felix Lorenz (Berlin).

Mein Jugendtal, mein Morgental,
Wir werden uns wohl nie versinken!
Und kommt der Mittag, bleich und fahl,
Will ich an deiner Quelle trinken.
Auch wird mir noch dein Garten winken
Spät, spät, dereinst — im Abendstrahl!

Ich ziehe unterdeß dahin
Und höre doch die Brunnen gehen,
Wenn ich auch weit in Wüsten bin.
Ich sehe deine Wolken wehen
Und mitten in den Rosen stehen
Des Frühlings schlanke Königin . . .

Wenn ich vor dir verzaubert steh,
Kann ich mit keinen Fernen tauschen,
Ich muß mit stillem Heimatweh
Hinab in deine Gründe lauschen
Und höre noch die Schwäne rauschen
Auf meiner Jugend Silbersee.

Aus dem in Kürze erscheinenden Gedichtband „Die fühlen Wälder“ von Felix Lorenz. Verlag Ugel Juncker (Berlin).



Zwei Gedichte.

Von Arthur Sakheim (Hamburg).

Dortrecht.

Du hältst das Märchen in der Hand —
Mein Du, mein Ich in Schmerz und Glanz.
Sanft schmilzt der Trübsal Dissonanz.

Die arge Angst umschwärmte uns,
Des Wahnsinns wurden wir gewahr,
Verzweiflung schlug ihr Flügelpaar.

Jetzt naht der Tag mit Silberbeil,
Die hohen Tore tun sich auf.
Die Kummer sammeln sich zu Hauf.

Die Wasser liegen blaß und lind,
Und Morgentwind summt lichtberauscht;
Und Ahnung wöhnt, und Hoffnung lauscht.

Und alles wird so hell und nah:
Wir fühlen, Wunder rufen sacht,
So heimlich wird des Lebens Schacht.

Es fallen leere Engen.
Seltsames Glück, zu glühn mit dir,
Die Welt zu schaun mit Neubegier!

Du hältst das Märchen in der Hand!
Die Stille singt, Verheißung loht.
Dein Dichterstern ist dein Pilot.

Rue de l'âne aveugle.

Die ihr erkennt, daß alle Wahrheit Lüge —
Und doch an treuer Schaffensfreude litten,
Stets auf des Lebens Schattenseite schritten,
Und trugest, was kein Höriger ertrüge.

Den Seifenblasenharmoniegeschicken
Galt euer Künstlerinn, den lensamen Lawinen,
Mit Rennermienen liebte ihr Rosinen
Und Eisbaisers mit sehrsuchtsfeuchten Blicken.

Hier ist die Gasse und hier ist die Brücke:
Der stumme Orpheus Moussu Hugues Diane
Sah hier zuerst die Pseudoeurhydike,
In Bruges-la-Morte auf der Passage de l'âne.

Auf daß man uns mit neuen Ohren schmücke.



Konkurrenz.

Von Nils Kjaer.

Senn auch Neapel nicht so schön ist, daß man daran zu sterben braucht, so ist die Stadt doch im Sommer sehr anmutig, wie sie, weitoffen dem Meere zu, vollentfaltet mitten unter der Sonne liegt. Es ist Haltung in dieser kräftigen, aber einförmig gefärbten Landschaft, eine reine Linie, eine selbstbewußt lächelnde Schönheit.

Und das Volksleben übertrifft alle Erwartung. Die Straße ist Küche, Speisezimmer, Salon, Schlafstube, abgesehen davon, daß sie Markt, Theater und Gasse ist. Man wird, wenn man will, auf der Straße barbiert; man kann sich die Zähne ziehen lassen, wenn man Lust hat; und auf einer Kiste mitten in der Gasse steht ein Mann mit aufgestreiftten Ärmeln und erbetet sich, einem die Bandwürmer abzufangen, sofern man ein bißchen Geduld entwickelt. Unangefochten von Wagenrädern und Pferdehufen liegen einige ziemlich nackte Jungen umher und spielen Karten oder kauen gesunde Zigarrenstümpfchen oder starren mit sorglosen Augen blank in die Luft hinaus.

Es ist kein Wunder, daß Süditalien und vor allem die Campagna felice eines der Vaterländer der Philosophie gewesen. Hier wo der Selbsterhaltungstrieb so geringe Forderungen stellt, hier wo Armut und Müßiggang natürliche und achtungswürdige Lebensformen sind, hier können die ausgewählten Gemüter sich selbstvergessener Betrachtung hingeben. Hier gediehen die mystischen keiserlichen Philosophenschulen des Mittelalters. Hier wurde Giordano Bruno geboren. Aber die Philosophie wurde von der Kirche ausgerottet, sowie

alles geistige Leben in Süditalien noch heutigen-tags ausgerottet wird. Denn hier ist die Kirche Herr. Hier tut sie, als sei sie zu Hause. Hier entfaltet sie ihren Fetischismus. Hier verwendet sie den groben Sand.

Daß ein Heer, und nicht allein ein Heer gegen die Bourbonen, sondern sogar gegen Rom und Pio Nono sich in diesem Volk von Röhrlern sammeln konnte, war eines der großen historischen Meisterstücke. Es war allein ausführbar durch einen Phantasten, einen Abenteurer, das will sagen einen praktischen Mann, der einen Räuber im roten Mantel spielte, denn ebenso tief wie die Ehrfurcht dieses Volkes für das Schwärze, ist seine Liebe zum Roten: zu Scharlach, Wein, Feuer, Sonnenuntergang und Blut.

Neapel lebt sein fröhliches, lärmendes Freileben. Paris oder Berlin sind im Vergleich mit diesem Stimmaufwand ernste, stille, fast in sich gefehrte Städte. Und in diesem Durcheinander von todesverachtender Konkurrenz und absoluter Faulheit, in dieser engen Gasse, wo das Geschrei allerhand Verkäufer einander übertäubt und die Fuhrleute unter unglaublichen Hindernissen aneinander vorüberpeitschen und knallen, überströmt von Schimpfworten und Flüchen all der Weiber, deren Kinder von den Rädern bedroht werden; wo Ziegen meckern und Esel Klagerufe ausstoßen, die wie das Knirschen von Mühlsteinen klingen; hier wo die Gassenjungen Schwärmer anzünden und bei hellichem Tage mit Pulver schießen, und wo Damen Krieg führen um eine verfaulte Tomate, wieviel mehr denn um einen Mann — . . . hier steht ein einbeiniger Invalide und dreht einen Leierkasten, und ich stehe neben ihm, ohne jedoch die Melodie auffassen zu können.

Konkurrenz!

In kaum einer Stadt der alten Welt gibt es wohl Leute, die besser ihr Handwerk verstehen, als die Kutscher in Neapel. Diese Profession hat starken Zuspruch, und zwar aus mehreren Gründen. Erstens findet der Neapolitaner Vergnügen am Fahren, das heißt, an einer raschen Vorwärtsbewegung, bei der man die Beine nicht zu schieben braucht; zweitens ist er ein Liebhaber von Aufzügen, dramatischen Konflikten, Volksgelümmel, Unglücksfällen. Und zu katastrophalen Zerstreungen dieser Art bietet diese Profession den reichlichsten Anlaß.

Neapels Kutscher sind Männer, die zweifellos auch zu Besserem geboren wären. Aber weil ihre Zahl überhand nimmt, hat man die Sagen niedriger gestellt, als anderswo, und weil die Konkurrenz alle Gesetze bricht, respektiert man keine Sagen, sondern man kann um welchen Preis immer fahren.

Das heißt: Man kann nicht bloß fahren, sondern man muß. Die neapolitanischen Kutscher erlauben zur Not ihren Landsleuten, zu Fuß zu gehen, nie aber Fremden.

Da kommt eine englische Familie über den Toledo: Papa in Stanlehhut, Mama unter einem phantastischen, ausgespreizten Sonnenschleier, die Miffes mit breitwippenden florentinischen Strohhüten. Diese Familie will nichts lieber als promenieren. Sie bleibt vor jedem Ladenfenster stehen, sie kauft einige Kleinigkeiten in einer Parfümerie, sie erquickt sich an einer Melone. Aber der Stanlehhut ist entdeckt worden, und schon rollen von beiden Enden der meilenlangen Gasse die Equipagen ihrer Beute entgegen. Es entsteht ein Gedränge um die Familie. Zehn Wagenlenker rufen sie zugleich an. Sie knallen mit den Peitschen und lassen sie um all diese Hüte schnalzen. Die Familie empfängt Einladungen: nach Posilip, nach Portici, nach Bajae. Aber der Stanlehhut ist unerschütterlich. Man fährt auf ihn ein, die Klepper beschnuppern ihn mit dem Maule, ein Rad schwenkt behende so nahe an eine der Miffes heran, daß sie sich mit einem Schrei in den Wagen werfen muß, um sich nicht die Füße zerschmettern zu lassen. Damit ist die Schlacht gewonnen. Der Kutscher peitscht auf die vorgespannten Knochen los, und die junge Dame rollt dahin, einer unbefannten Bestimmung entgegen. In der Panik wirft sich natürlich der Rest der Familie in drei den ersten verfolgende Wagen, und vier Kutscher sind für diesen Tag aller zeitlichen Sorgen ledig, denn die Engländer müssen nicht nur volle, sondern übervolle Tage bezahlen.

Konkurrenz!

Bei Immacolatella Vecchia: das heißt „die kleine alte Unbefleckte“, — ein Schmeichelname, den der Quai nach einer Madonna trägt. Liegen drei Dampfer zur Abfahrt nach Sorrent und Capri bereit. Sie gehören verschiedenen Gesellschaften an, und sie alle sind bestrebt, die Fremdenpreise möglichst hoch und geheim zu halten, während sie Einheimische und Fremde mit ein bißchen Verstand um Preise von 8 bis zu 2 Soldi befördern. Die jüngste Gesellschaft tut es gratis und spendiert noch einen halben Liter Wein dazu.

Wieder erscheint die englische Familie, und wiederum im Wagenzug, Stanlehh wird umringt von Agenten der verschiedenen Linien, ein Schwarm Gassenjungen rauft sich um die Koffer und schleppt sie an Bord verschiedener Dampfschiffe und die Kutscher verlangen ihr Geld: sie halten alle zehn Finger in die Höhe, alles in allem vierzig Finger, was ebensoviele Lire bedeutet.

Konkurrenz!

Die drei Dampfschiffe schaukeln sich unter Hochdruck über den Golf, das eine um eine gute Kabellänge den beiden anderen voraus, die vor Wut einer des andern Radkästen zu zertrümmern drohen. In der Bucht von Sorrent schwärmen die Hotelhaie mit mächtigen Reklamefahnen: eine winkende, schreiende, gästegierige Schar junger Burtschen in wippenden Booten. In ihrem erbitterten

Kampf um die Fallreepstreppen schlagen sie mit den Rudern aufeinander los und trachten sich gegenseitig mit den Enterhaken in Grund zu bohren. Sie benehmen sich wie in Feindschaft geratene Piraten. Und zwischen heiseren Verdrehungen all der fremden Sprachen: — Venite Maddamma! A moi Lordship! Exzella! Ici, ici Herrschaften . . . Maison tranquille, Mussiu! Schöne Veduta! — stieben einzelne große Flüche empor, hell und funkelnd wie römische Lichter.

Konkurrenz!

Ganz draußen auf der Landungsbrücke stehen einige frisierte Herren mit gelüfteten Hüten, lächelnd und sich verbeugend, als gelte es ein Wiedersehen mit alten ansehnlichen Bekanntschaften. Sie teilen Willkommensgrüße in allen Sprachen aus, und in dem Augenblick, da das Boot anlegt, fliegen ihre Visittkarten mit zauberhafter Geschwindigkeit aus ihren Taschen in die Hände der Fremden. Unterdessen werden von tausend dienstbereiten Fingern die Gepäckstücke den Reisenden entrisfen, die sich schwach und zaghaft wehren oder sich stumpf in die Begebenheiten finden.

Ein Herr mit Stanlehhut hält krampfhaft einen Koffer in jeder Hand. Lordship, Lordship! brüllt einer der Gastfreundlichen: Hotel Royal & du beau Monde. Und im Nu hat der Engländer zwischen Hals und Kragen eine Karte stecken. Seine beiden Hände sind ja in Anspruch genommen.

Dieser ältere Herr scheint bereits viel mitgemacht zu haben. Er ist ziemlich weit gebracht worden. Seine Nasenpartie kriecht plötzlich in gefährliche Runzeln zusammen und in einem Haß hat er die Karte mit starken gelben Zähnen erschnappt und zu Papiermasse zerkaut, die er ohne weiteres dem Wirt des Hotel Royal & du beau Monde ins Gesicht spuckt.

Im Verlag von Georg Meiseburger (Leipzig) ist soeben unter dem Titel „Capriccio“ eine Sammlung von „Schlenderepisteln“ Nils Rjaers erschienen, der diese Skizze entstammt. Unsre nordischen Vettern nennen eine stattliche Reihe von solchen literarischen Globetrottern ihr eigen. Rjaer kann mit diesen köstlichen Schlenderepisteln auf einen der ersten Plätze in dieser Reihe Anspruch erheben.



Ezenstochau.

Strohig thronte auf den Felsen das Ezenstochauer Paulinerkloster.

Wenn Stürme das Land durchwellten, und Paläste ganz schnell die Dächer vom Kopfe sich rissen, Hütten untertänigst niederfielen und mit den Stirnen auf den Boden schlugen, stand das Kloster ruhig und fest und starrte in seine lichte Ferne. Wollte an ihm der Sturm seine Kraft erproben, und pfiff — während er mit derben Fäusten an die Tore schlug — ein noch so wildes Lied, er mußte bald beschämt und still von dannen ziehn.

Unüberwindlich schien dieses auf Felsen gegründete Haus . . .

Die Republik sollte zu Grabe getragen werden, und man schwang das Totenglocklein. Da wurde im Czenstochauer Kloster Alarm geläutet, und von den Karpaten bis zum baltischen Meer wußte Jeder, wo die rufenden und mahnenden Glocken hingen.

Trotzdem schon russische Truppen und Kosaken in Wilno und Lemberg eingezogen, Karl Gustav mit seinen Schweden in Krakau residierte, von Siebenbürgen her Rakoczj siegreich vordrang, Radziejowski und Opalinski — Großpolen, Janusz Radzivil — Litauen an den Feind verrieten, und der König Johann Kasimir nach Schlessien sich geflüchtet, befahl hier auf der Jasna Góra der Prior Augustin Kordecki seinen Paulinern und den hier Zuflucht suchenden Edelleuten — die ganze Besatzung zählte kaum vierhundert Mann — Widerstand zu leisten und bis zum Außersten zu kämpfen gegen die achttausend Schweden und auch gegen die polnischen Ueberläufer im feindlichen Lager, die sich kein Gewissen daraus machten, an der Zerstörung des Vaterlandes teilzunehmen.

Czenstochau setzte sich zur Wehr. Hände, die sonst räuchereten und den Rosenkranz zählten, schleuderten jetzt Wurfgeschosse und zündeten Linten an, Lippen, die das Paternoster, Benedictus und Ave maria leise beteten, öffneten sich, um laute, strenge Befehle zu geben, vor dem Altare bog sich nicht das Knie, kernengrade stand der Mönch auf dem Wall und maß mit den Augen die Entfernung. Das Gelübde der Demut wurde durch das des Trostes ersetzt, der Mindeste Bruder wurde zum miles gloriosus.

Sechs Wochen dauerte die Belagerung. Gestaltete sich oft die Lage recht schwierig, waren Not und Unbillen groß, daß der Mut zu schwinden und die Verzweiflung zu wachsen begann, so eiferte Kordecki noch leidenschaftlicher, drängte noch ungestümer, jedes seiner Worte möchte eine Kugel gerade ins Herz des Feindes lenken. Beachtet teure Brüder — er spürte, wie es Brauch war, mit lateinischen Broden die Rede — nunc periclitantur ecclesia et patria (jetzt sind Vaterland und Kirche in Gefahr), denn der Feind steht schon in mediotallo regni (im Herzen des Königreichs). Sollten wir also nicht aushalten, unsere Pflicht nicht erfüllen, nicht entschlossen sein, eher für den Glauben und das Vaterland zu sterben, als sich zu ergeben, dann ist das Geschick der Kirche und Polens endgültig entschieden, sie kommen in direptionem gentium (in die Klauen der Völker). „Denn auf dem ganzen Gebiete der überfluteten und geplünderten Republik gibt es keinen unbefleckten und freien Ort mehr außer diesem Felsen, wo die allerreinste Jungfrau ihren Thron errichtet hat.“ Und wenn auch terra vestra deserta, civitates vestrae succensae, regionem vestram coram vobis alieni devorant (euer Land verwüftet, eure Städte verbrannt und eure Gebiete Fremde in eurem Weissen plündern), so wird Maria, der wir obsequium ac fidelitatem (Gehorsam und Treue) nicht gebrochen, se monstrare matrem (sich als Mutter zeigen) und ex vi significationis suae (aus eigener Machtvollkommenheit) Czenstochau salbieren, indem sie sagittam et scutum arripit (Bogen und Schild ergreift). Dann wird sich erfüllen, daß nocumenta documenta, quod nocet docet (der Schaden zum Vorteil, daß das, was schadet, zur Lehre wird), und jeder wird ex gravitate negotii (aus der wichtigen Angelegenheit) erkennen, Maria habe uns beschützt und unsere Seelen errettet in ultimo momento periculi (im letzten Augenblick der Gefahr). „Dieselbe unsichtbare Kraft, die die Leiden vieler Menschen hier heileth, wird sich wie ein Born der Genesung und neuen Lebens über das ganze Volk ergießen, wird Länder und Städte, die sichtbaren Glieder der Republik, erquicken, auf daß die Welt sehe, und ich sage euch, es wird dies offenkundig werden: daß Polen keine andre Macht erhebt, als die Gnade der Königin, die hier mitten unter uns wohnt.“

Fiat! Fiat! (Es geschehe, es geschehe) riefen die Czenstochauer, und verdoppelten ihre Kräfte, um den Feind abzuwehren und — als Marias würdigste Kämpfer — zu beweisen, daß Enthusiasmus eine Feste baue, die ein noch so mächtiger Feind nicht einzunehmen imstande sei.

Die Schweden mußten von der Belagerung absteigen, Czenstochau war gerettet. Ein Wunder sei geschehen, Maria habe es bewirkt, ihr Bild, das der heilige Lukas gemalt haben soll und das sich im Kloster befand, sich wieder gnadenreich und wunderthätig erwies.

Das Beispiel des Mutes aber gab Allen neue Hoffnung. In Szyszowce wurde eine Konfederation ausgerufen, der Königehrte zurück, und — wenn auch in fünfjährigen Kämpfen — wurden die Feinde: Schweden, Russen und Ungarn, aus dem Lande vertrieben. Die Republik war frei.

Und das Kloster — von der untergehenden Sonne in ein Lichtgewand gehüllt — prunkte wie ein Schlachziz mit seiner karmesinrothen Kontur, die ein golddurchwirkter Gürtel zusammenhielt, trug seine Türme wie eine vieredrige Konfederation und bewahrte im Herzen das Bild Marias, der Beschützerin.

So wurde das zur Krakauer Diözese gehörige Kloster zu einem berühmten Wallfahrtsort, hier suchten Kranke Heilung, Votivgeschenke häuften sich, und nicht nur Marias Gnadenbild konnte mit Edelsteinen und Perlen geschmückt werden, manch kostbares Stück wanderte noch in die Kammern und mehrte den Klosterschatz. Das Geschehen der Errettung aber rief man sich oft und gerne ins Gedächtnis, besonders in Zeiten, in denen Erinnerung an würdigere Trost spenden konnte. Im Eingang zum „Pan Szabbau“ hat auch Mickiewicz die heilige Jungfrau, die Czenstochau beschützt, sie möchte seine Rückkehr ins Vaterland bewirken, und erzählte seinen Hörern im Collège de France von der Belagerung des Klosters und vom passenden Genius des Kordecki.

Seinen politischen Zeitgenossen wollte Sienkiewicz die alten Polen gegenüberstellen. Er schlug die Leiter, deren Saiten Vater Dumas koste, und fabulierte von drei Musketieren — sie blieben im polnischen Gewande noch recht forche Kerle —, von ihren Taten, Erlebnissen, Freuden und Leiden von Unbeginn und „vingt ans après“. Und als er die Zeit der Regierung des Johann Kasimir schildern sollte — schon Goethe bemerkte im Gespräch mit Rozmian: das Leben Kasimirs sei ein dankbarer Stoff, man könnte daraus eine Dichtung oder ein historisches Drama voll ergreifender Gemälde bilden“ — bramarbaste er von der Belagerung Czenstochaus, die Kordecki in seiner 1655 in Krakau erschienenen Schrift „in schlichtem Ton“ erzählt hat, und ließ — Biefl — seinen Kmicic bei dieser Gelegenheit die obligaten Heldenstücke purzeln. (In Parantese: Literarische Freibeuter „bearbeiteten“ die Romane von Sienkiewicz, Verleger gaben diese Laborate als Werke des polnischen Schriftstellers heraus. Ich versuchte in diesen Tagen die „Einführung“ zu lesen, ein Buch, das der Globus Verlag, Berlin W. 9, G. m. b. H. als „historischen Roman von Sienkiewicz“ erscheinen ließ. Folgendes sei konstatiert: Wertheim wird Kattun nicht als Libertyeide verkaufen, man muß von ihm verlangen, daß er literarischen Kattun nicht verbowle, und ihn auch als literarischen Kattun produziere und verkaufe. — Ueber Sienkiewicz in Zukunft ausführlicher.) . . .

Die Missetat der Kinder hebt das Verdienst der Väter auf. Vater Macoch trat an Kordeckis Stelle und verdrängte ihn. Die Stätte, an der einst der Feind nicht zu freveln vermochte, hat jetzt dieser Pauliner entweiht und besudelt, hat Czenstochau die Heiligkeit genommen, es erniedrigt, und Czenstochau existiert nicht mehr. Mitsamt andern Paulinern beging Macoch im Czenstochauer Kloster Verbrechen, von denen folgende bekannt geworden sind. Die Mönche beraubten das mit Edelsteinen und Perlen geschmückte Marienbild, und ersetzten die echten Steine durch gläserne, sie plünderten die Schatzkammer des Klosters aus, veruntreuten die von Vilgern gestifteten Messfelder, und Macoch selbst eignete sich seit fünfzehn Jahren fast täglich den Inhalt der Opferstöcke an. Die Mönche schenkten die geraubten Pretiosen Freudenmädchen, und theilten ihnen für die durch den Verkehr mit einem Priester begangenen Sünden im vorhinein die Absolution. (Im XVI. Jahrhundert zeigte sich der

Krakauer Bischof Andrzej Jezbzdowski fast immer nur in Begleitung von Frauenmädchen.) — Vater Macoch ist geschlechtlich krank. Er stand im Dienste der russischen Polizei. Zuletzt ermordete er, um das Verhältnis mit seiner Schwägerin ungehindert fortsetzen zu können, den Bruder, und warf dessen Leichnam in einen Dorfteich. Der Papst belegte Macoch mit dem großen Bannfluch, die Pauliner räumten das Kloster, es wird vorläufig von Benedictinern verwaltet. Die bürgerliche Gerechtigkeit kann ihren Lauf nehmen.

Hoffentlich wirken die Czestochauer skandalösen Vorgänge aufklärend. Sollte Papst Urban VIII., der das Galileische System verdammt, in bezug auf Polen für immer dekretiert haben: domini Poloni, tam diu liberi, quam diu orthodoxi. Haben denn die Pfaffen den Untergang Polens nicht mitverschuldet? Die Bischöfe Massalski, Potolski, Ostrowski, Kossakowski, Mlodziejowski, der Primas Michael Poniatowski waren Agenten der russischen Regierung und verkauften das Vaterland an den nordischen Nachbar. Wie ein polnischer Pfaffe drangsalierte, darüber erzählt 1791 der Patriot und Dichter C. F. D. Schubart in seiner „Vaterländischen Chronik“ folgendes: „Wenn Christus wieder auf Erden wandelte, so würden gewiß die strafenden Donner seiner Rede am heftigsten auf den Priesterstand fallen, der in manchen Landen der Christenheit so schrecklich auszuarten beginnt. In Warschau gab ein gewisser Kossakowski ein Buch heraus, betitelt: Der Pfaff, welches nun auch in deutscher Sprache sehr unerbaulich zu lesen ist. Nur ein Beispiel aus diesem Buche: Ich traf auf dem Kirchhofe, sagt der Verfasser, eines ansehnlichen Dorfes den Pfarrer, einen untersehten, fetten, schwarzen, runzlichten Mann, mit borstigen Augenbrauen, donnernd wie einen Zeus an. Statt des Wetterstrahls schwingt er einen Dornenstock. An den Kirchthüren sand ich Halsketten, eiserne Ringe für Hände, Füße, Leib und zwei aus dicken Seilen gewundenen Peitschen. Vierchrötige Kerls, mit Prügeln bewaffnet, hüteten den Eingang in die Kirche. Der Gottesdienst begann mit einem Geheul auf dem Kirchhofe. Ich sah nämlich den Pfaffen, mit Chorhemd und Stole bekleidet, das Kreuz in der Hand haltend, wie er bei geistlichen Ermahnungen einen auf die Erde hingestreckten bläuen ließ. Zehn andre wurden so heufersmäßig behandelt. Und die Ursache? — ach, die Keher kauften auf Hochzeiten, Rindtaufen und Begräbnissen — Getränke von den Juden und gingen an der Schenke des Dorfpfaffen vorbei, der zwar kleineres Maß und schlechteres und teureres Getränk gibt, aber doch ein Orthodoxer ist. Nun werden auch andre Unglückliche in Eisen gelegt, gebunden, verhöhnt, angespöien. Einige mußten auf den Knien rutschen, sich halbnackt auf Dornen und Disteln wälzen, Hörner und Strohkränze tragen, und dies alles, weil es der geistliche Henker so wollte. Er ging darauf in die Kirche und brüllte mit dem Organisten eine von den Geistern des Himmels verabscheute Antiphone. Die Gemeinde trauerte und schluchzte, und ich dachte, ich wär in einem Zuchthause und nicht im Tempel des sanften Lammes, das die Sünde der Welt trägt. — Der Verfasser erzählt noch eine Menge der häßlichsten Beispiele von der Unwissenheit, Barbarei und Gottlosigkeit der polnischen Pfaffen. Kann ein Land gedeihen, wo der Lehrstand so durchaus verdorben ist?

Aber auch hundert Jahre später zeigte sich der polnische Pfaffengeist nicht verträglich. Im März 1895 sprachen die galizischen Kirchenfürsten über verschiedene fortschrittliche und sozialistische Zeitungen den Bann und schlossen jeden Leser einer von ihnen verbotenen Zeitung von der gottesdienstlichen Gemeinschaft aus. Und im vorigen Jahre verwehrte wiederum der Krakauer Kardinal Wuzyna — der sich beim letzten Konklave zum Veto mißbrauchen ließ — die Beisehung des Dichters Slowacki auf dem Wawel (dem polnischen Westminster). Zugleich aber mit der Meldung des Czestochauer Skandals kommt aus Amerika die durch Vater Jskiera erhobene Klage, daß dort die polnischen Geistlichen die polnischen Auswanderer bedrücken und auf ihre Kosten sich bereichern.

Erzog thronte einst auf den Felsen das Czestochauer Kloster. Nur noch aufgeklärte, freie Völker sind die Felsen, auf denen man die Kirchen der Zukunft bauen kann.



Wilhelm Raabe und das Publikum.

Ein bekanntes Epigramm Lessings beginnt: „Wer wird nicht einen Klopstock loben? Doch wird ihn jeder lesen? Nein!“ Auch Wilhelm Raabe hat bei Lebzeiten das Schicksal Klopstocks geteilt. Man hat den „durch seine Dichtungen allen Deutschen liebgewordenen Mann“, wie der Reichskanzler Raabe apostrophiert hat, zwar gelobt und erhoben, aber gelesen hat man ihn nicht. Die Auflageziffern seiner Werke sprechen Bände. Mit Ausnahme der „Chronik der Sperlingsgasse“, die Raabe einmal im Scherz (aber doch auch Ernst) ein „Kinderbuch, vor meiner Geburt geschrieben“, genannt hat, und des „Hungerpastors“ trägt keines seiner Werke eine höhere Auflagezahl. Er selbst war sich auch dessen bewußt, daß er nie vollständig werden würde, daß er seine Bücher für wenige, für „den einen“, „hinter dem Rücken“ der andern, für sich schrieb, wie sein Biograph Brandes einmal gesagt hat.

Sein Pessimismus in dieser Hinsicht erhellt deutlich aus einem Briefe, den der Dichter mir vor zehn Jahren schrieb, und der wohl verdient, weiteren Kreisen mitgeteilt zu werden. Ich hatte damals als Redakteur eines bekannten Familienblattes mit der Veröffentlichung von Würdigungen bedeutender zeitgenössischer Dichter begonnen, und nach Keller, Meyer und Storm sollte nun Raabe an die Reihe kommen. Da es eine Biographie des Dichters damals noch nicht gab — die oben genannte von Brandes, die ausgezeichnet ist, erschien erst später —, wandte ich mich an Raabe, dem ich kein Unbekannter war, mit der Bitte um Angabe einiger Daten und erhielt darauf folgenden, für den Dichter gewiß charakteristischen Brief: „Verehrter Herr Doktor! Es ist ungemein lebenswürdig von Ihnen, daß Sie sich jetzt auch meiner in Ihrer Zeitschrift annehmen wollen. Den Glauben, daß so etwas zur Vervollständigung eines Autors etwas beitrage, habe ich freilich schon sehr früh verloren; aber den guten Willen teilnehmender Kenner, Freunde und Gönner, weiß ich heute noch so hoch zu schätzen, wie vor einem Menschenalter! . . . In der Zeit meines Braunschweiger Aufenthaltes, von der Sie im besonderen zu hören wünschen, habe ich nur allgemeingültige menschliche Schicksale erfahren. Es sind mir in den dreißig Jahren Kinder geboren worden, ich habe eine Tochter verheiratet, eine verlobt und eine ist mir — sechszehnjährig — gestorben. Dazu habe ich meine Lebensarbeit fortgeführt und in den kleinen Worten zu den zweiten Auflagen einiger meiner Schriften steht mein literarisches Schicksal zu lesen. An diesem wird auch Ihr Aufsatz nichts ändern! . . . Ihr ergebener Wilh. Raabe.“

Ein Wandel zum Besseren schlen mit des Dichters siebzigstem Geburtstag eingeleitet zu haben — verlangt man doch seitdem sogar in Frankreich von den Prüflingen im Deutschen die Kenntnis der Raabeschen Werke! Aber diese Wandlung ist, glaube ich, leider nur eine scheinbare gewesen. An Raabes literarischem Schicksale haben auch die schönen Reden und Würdigungen an seinem siebzigsten und fünfundsiebzigsten Geburtstag nur wenig zu ändern vermocht. Wenn man den Dichter in diesen letzten Jahren nach der Vollendung seines längst begonnenen und nun vermutlich doch Bruchstück gebliebenen Werkes mit dem bezeichnenden Titel „Altershausen“ fragte, dann pflegte er mit seinem zwinkernden „Rabenlächeln“ — an Hugin und Munin, die Raben Odins gemahnte es — wohl zu antworten: „Laßt sie nur erst das halbe Hundert Bücher lesen, das ich geschrieben, wozu noch Neues?“ —

Wenig bekannt dürfte es sein, daß Raabe auch ein, man darf ruhig sagen: genialer Zeichner war. Er pflegte gewöhnlich während der Arbeit an einem Werke — und er hat, wie er Heinrich Seidel einmal sagte, jedes Buch dreimal durchgearbeitet — auf dem Rande der Manuskripte allerlei Federzeichnungen zu komponieren, deren Gegenstand in irgendwelcher Beziehung zu dem Inhalt des Erzählten stand. In der genannten Brandes'schen Biographie ist eine Anzahl dieser Zeichnungen wiedergegeben. Als Hanns Fechner, von dem das bekannteste Raabe-Bildnis herrührt, die Zeichnungen des Dichters sah, nannte er ihn „einen Maler von eminenter Bedeutung und mit einer Vielseitigkeit des Ausdrucksvermögens, um die ihn mancher unserer großen Kunstgenossen schmerzlich beneiden würde, könnte er sehen, was ich staunend und freudig gesehen habe.“

Dr. A. Hn.



Aus den Theatern.

Lessing-Theater in Berlin.

Georg Hirschfeld: Das zweite Leben. Drama in drei Akten.

Es läßt sich nun einmal nicht bemänteln: Hirschfeld hat mit seinem Stück einen Fehlgriff getan. Ähnlich, aber kürzer und kräftiger gefaßt, hätte der Stoff vielleicht zu einem Opernlibretto gereicht. Für ein Drama konnte er nur dann genügen, wenn Hirschfeld aus Eigenem das Beste hinzufügte, was er aber unterließ. Eine Entschuldigung für den Autor läßt sich bereits aus der Widmung des Stückes herauslesen; er war in den Stoff, der es schon seiner Mutter angetan hatte, verliebt. Und auch hier hat es sich gezeigt, daß Liebe blind macht.

Selbstsam genug ist das Motiv des Stückes, mythisch-hypnotischer Art, und man sieht aus den Tiefen der Bühnenbilder die Köpfe Kleists und Ibsens verschwommen hindurchschimmern. Freilich nur sehr unklar. Zur Zeit der Stuarts treibt in London ein Arzt anatomische Studien an Leichen, was damals mit dem Tode bestraft wurde. Eines Nachts bringt man ihm etu anmutiges Mädchen, von dem er sogleich fühlt, daß sie die einzige sei, die er lieben könne. Wirklich wacht sie zum Vorschein auf, und er suggeriert ihr die bisherigen Erinnerungen, also ihr erstes Leben fort, und reicht ihr die Hand für das zweite Leben. Aber die Schatten der Vergangenheit sind gleichfalls nur scheinbar und klopfen an ihre Gräber; doch vergebens sucht die junge Frau sie ans Licht zu führen, und ihr Gatte, der den Schlüssel hierzu wohl finden könnte, schweigt in seiner Schuld. Nur die Anfangstöne eines Liedes (echt opernhafte) summen ihr durch den Sinn. Da tauchen ihr früherer Bräutigam und ihre Schwester in Florenz auf, wohin der Arzt sich und sein Weib geflüchtet hat; das Lied wird jetzt ganz gesungen (die „versunkene Glocke“ klingt). Großes Wiedersehen, das erste Leben steht gegen das zweite auf; und was wird, der Idee des Stückes gemäß, mit zwingender Notwendigkeit aus den Hauptpersonen? Es ist charakteristisch, daß die Schlussfassung des Stückes, die Hirschfeld zuerst schrieb, den Arzt dem Tode, seine Frau dem Kloster weiht, während die spätere Änderung beide nach dem Bann der Gespenster glücklich werden läßt. Es ist also keine von beiden durch das Stück zwingend bedingt, und beide beschließen es nur äußerlich.

Wie gesagt, die Handlung bleibt unwahrscheinlich und dürftig-opernhafte; opernhafte ist auch das Italiener-Paar, das Hirschfeld den düstern Menschen des Nordens gegenüberstellt. Frohe helle Sonnenmenschen, die Tenor und Sopran singen, alles auf die schlichteste Formel zurückgeführt, oder besser — arm geblieben. Die für das Drama notwendige Kompliziertheit und den scheinbaren Reichtum, der weder aus der Handlung noch den Gestalten erwuchs, sucht Hirschfeld durch den weitausge-

spannenen Dialog zu gewinnen, in dem es von Perlen der Weisheit wimmelt, die sich leider beim Zufassen in bombastische Trivialitäten verwandeln. Sentenzen, wie „Wir leiden am Leben“ oder „Es ist das Höchste, Sonne zu sein für den, mit dem wir den Weg zum Grabe wandeln . . .“, hätten wirklich vermieden werden müssen. Und wenn Hirschfeld seinen Italiener auch offenbar mit romantischer Rhetorik ausstatten will, so brauchte er ihm doch nicht die böse Wendung in den Mund zu legen: „Dein Mutterherz kann weinen und lachen — du stehst mit mir am rollenden Rade der Zeit.“ Man hat die Empfindung, daß der frisch-pullende, bilderreiche, der Stil des jungen Goethe, etwa zur Zeit als er die „Stelle“ schrieb, Hirschfeld vorgeschwebt hat; doch ist er dort aus dichterischem Reichtum, hier aus der Armut geboren.

Doch wozu mit dem Autor rechten; er wird seine Ehre mit einem andern Werke ausweken! Und es ist vielleicht nicht das Schlimmste, aus Liebe getrrt zu haben.

Dr. O. A.

Dresdener Hofoper.

R. v. Raschel: Der Gefangene der Zarin.

Unter allen deutschen Operntheatern darf heute wohl die Dresdener Hofoper, die nicht nur durch die Qualität ihrer Aufführungen, sondern mehr noch durch die Zahl ihrer bedeutenden Uraufführungen eine führende Stellung einnimmt, den ersten Platz beanspruchen. Max Schillings und Richard Strauß haben hier ihre entscheidende Förderung erfahren. Nun hat man sich dort des neuesten Werks eines Dresdener angenommen und der prächtigen Oper*) „Der Gefangene der Zarin“ von Karl von Raschel zu einem entschiedenen, starken Erfolg verholfen. Der Komponist, der jetzt in München als Professor lebt, entstammt einer angesehenen Dresdener Bankiersfamilie und steht eben mit 44 Jahren im besten Schaffensalter. Fünf Opern von ihm sind schon mit Erfolg ausgeführt worden: den Einakter „Hochzeit morgen“ sah man auch in Berlin; die zweiaktige Oper „Gjula“, die ihren Stoff aus dem montenegrinischen Volksleben nimmt, gab man in Köln. Den stärksten Erfolg erzielte v. Raschel bisher mit der lyrischen Oper „Die Bettlerin vom Pont des Arts“, zu der ihm nach Wilhelm Hauffs bekannter Novelle der kürzlich verstorbene Musikschriftsteller Ludwig Hartmann das Libretto geschrieben hatte. Aber dreißig Bühnen nahmen sich des Werks an. „Der Duzle und das Babel“, ein Stück Landsknechtsleben aus dem 16. Jahrhundert, fand in München eine stilvolle Wiedergabe, und in diesem Frühjahr erst brachte die Stuttgarter Hofbühne die Oper „Die Nachtigall“ heraus.

Zu seinem neuesten Werk hatte sich der Komponist in Rudolf Lohar einen Librettisten von Ruf verschafft, der vor allem durch sein Textbuch zu d'Alberts „Tiefenland“ bekannt wurde, diese Höhe aber bisher, und so auch im vorliegenden Falle, nicht wieder erreicht hat. Die Franzosen Bayard und Lafont haben den Stoff schon einmal in einem Schauspiel verwandt, ohne sonderlichen Erfolg; denn die innere Unwahrscheinlichkeit ist zu deutlich erkennbar, das „Opernhafte“ daran läßt das Stück als Libretto weit geeigneter erscheinen. Hier ist sein Inhalt — in etwas veränderter Form — nicht ohne einen gewissen Reiz.

Ein junger Leutnant Romanowitsch ist von dem russischen Polizeiminister, Grafen Walloff, auf die Festung Schlüsselburg gesetzt worden, weil er etwas fleißig mit der Gräfin getanzte hatte. Der rebellische Herzog von Kurland, den er dort gleichfalls trifft, tauscht, um sich zu retten, mit ihm die Rolle, und so empfängt der Leutnant den Besuch der Zarin, die gekommen ist, um ihn, den vermeintlichen Herzog, zur Rede zu stellen. Er gewinnt ihr Herz mit echt opernhafter Geschwindigkeit und wird so zum (Herzens-) Gefangenen der Zarin. Als solchen finden wir ihn zu Beginn des zweiten Aktes in Petersburg mit der Zarin Menuett tanzend und schließlich wird ihm Begnadigung

*) Das Werk erschien als Opus 21 im Harmonie-Verlag zu Berlin (Klavierauszug mit Text Mt. 12,—).

zuteil, nachdem er einen Beweis großen Muts gegeben hat und seine Rolle als Herzog weiter spielen will, selbst als er hört, daß der Träger dieses Namens als Rebell dem Tode verfallen sein soll. Die Zarin ernennt ihn zum Gardekapitän und er bleibt auch fernerhin „der Gefangene der Zarin“. Diese harmlose Sache hat Lothar anmutig gestaltet und ein paar sympathische Gestalten geschaffen, für die das Leben und Treiben am Hofe der Zarin Elisabeth, der Tochter Peters des Großen, einen reizvollen Hintergrund abgibt.

Rasfel hat ohne ins Operettenhafte zu verfallen, den feinen Lustspielcharakter in seiner Vertonung überall gewahrt. Wie bei den meisten modernen Komponisten ruht auch bei ihm der Schwerpunkt fast durchgängig auf dem Orchester, während das Gesangliche über Gebühr zurückgedrängt ist. Nur die beiden Hauptpersonen sind in ihrem Gesangspart sorgfältig ausgearbeitet, die andern werden nebensächlich behandelt. Ein starkes dramatisches Talent ist ihm nicht zu eigen; nur bei der großen Liebeszene findet er einen Höhepunkt musikalischer Ausdruckskraft. Wenn man seinen Stil mit zeitgenössischen Werken vergleichen soll, wird man die Hauptschöpfungen des italienischen Verismus als am nächsten ihm verwandt ansehen dürfen, die in Vuccini und d'Alberis „Tiefstand“ ihren prägnantesten Ausdruck gefunden haben. Freilich vermag er die selbständige Größe dieser beiden Tonsatzer nicht zu erreichen. Seine nicht gerade überreiche musikalische Erfindung hat ihm ein paar seine charakteristische Motive eingegeben, die durch eine sehr verständliche, beinahe akademische Struktur miteinander verwoben sind. Die lyrischen Stellen sind ihm eigentlich am besten gelungen und verraten auch am ehesten musikalisches Temperament. Die sehr stark deklamatorisch behandelten Singstimmen gewähren den Sängern viele Freiheit im Ausdruck und fordern diese geradezu auf, durch möglichst viel persönliche Note die mangelhafte Ausarbeitung zu verdecken. In einzelnen charakteristischen musikalischen Illustrationen hat Rasfel Bedeutendes geleistet. Die Originalität seiner Musik, auch wenn die Mittel nur bescheiden sind, gehört jedenfalls zu den erfreulichsten Eindrücken, die man von dem Werk empfängt, und hat ihm wohl auch den Erfolg und die Anerkennung eingetragen.

Die Aufführung stand nicht ganz auf der Höhe, die man sonst in Dresden gewöhnt ist. Herr Sembach bot eine feine gesangliche Leistung, aber die Abhängigkeit vom Dirigentenstab beeinträchtigte sein Spiel bedeutend. Man dachte sich den flotten Leutnant etwas anders, gewandter, liebenswürdiger. Auch seine Partnerin Fräulein von der Osten ging nicht recht aus sich heraus, war aber stimmlich auf voller Höhe. Vielleicht mögen die beiden von fleißigem Studium zeugenden Leistungen durch irgend eine Stimmungsschwankung am Abend der Uraufführung ungünstig disponiert gewesen sein und ein andres Mal warmblütiger ausfallen. Josef Trummer schuf ein lebensvolles Bühnenbild und Ernst von Schuch leitete das Ganze mit dem Ernst und der Hingabe, die man bei ihm gewöhnt ist.

Franz E. Willmann (Leipzig).



Randbemerkungen.

Im Moabiter Krawall-Prozeß scheinen erhebliche Ungeschicklichkeiten begangen zu werden. Schon die Ablehnungsanträge der Verteidiger gegen die Strafammer machten keinen guten Eindruck. Daß von Befangenheit des Vorsitzenden auch nur mit einem Schein des Rechtes gesprochen werden konnte, hätte sich vermeiden lassen, zumal man sich bei sieben sozialdemokratischen Verteidigern auf die schärfsten Kampfesformen gefaßt machen mußte. Schwerer als das jedoch wiegt der Fehler, den die Anklageschrift des Staatsanwalts beging, als sie von vornherein den ganzen Prozeß mit dem

Stempel großer politischer Tragweite verfab. Das war mehr als überflüssig. Denn einmal mußte man sich sagen, daß diese Seite der Sache mehr als genügend schon von der Sozialdemokratie ausgebeutet werden würde. Dann war immer noch Gelegenheit, auf sie einzugehen. Vor allem aber würde sicher auch in politischer Hinsicht der Eindruck des Prozeßes weit nachhaltiger werden, wenn man sich möglichst einfach und klar auf die rein juristisch nachweisbaren Verbrechen resp. Vergehen beschränkt hätte, unter Verzicht auf jede politische Konsequenzziehung. Die blieb der Presse und der zünftigen Politik überlassen. Einer gerichtlichen Beweisführung dürften sich die politischen Zusammenhänge der Krawalle ja doch entziehen. Gerade der rein kriminelle Nachweis aber hätte von selbst die allerstärkste politische Wirkung gehabt. Vielleicht hat die Staatsanwaltschaft gedacht, den Oberen angenehm zu sein, wenn sie einen „Tendenzprozeß“ führte? Man braucht ja dringender denn je wirksame Mittel gegen die Sozialdemokratie. Sollte die Staatsanwaltschaft so etwas gedacht haben, so würde sie damit beweisen, daß sie ihrer Aufgabe nicht gewachsen ist.

W.

* * *

Das türkische Parlament

hat sich zum dritten Male aufgetan. Will man sich nicht in der freudigen Erinnerung an das erste Mal ergehen, so ist die Tatsache nicht weiter erheblich. Nur etwas Interessantes ist zu erwähnen, bezüglich der Thronrede, und zwar etwas, was nicht in ihr steht. Es wäre das erste Mal, daß die moderne Türkei vielleicht Anlaß gehabt hätte, über „internationale Beziehungen“ zu sprechen, ohne damit nur die alten Balkangeschichten im Auge zu haben. Aber sie tat es mit keiner Silbe, und das war außerordentlich klug. Es beweist uns, daß die Türken von den vertrauensvollen Beziehungen zu Deutschland so fest überzeugt sind, daß sie es weder um unfertig noch um ihretwillen für nötig halten, viel Aufhebens davon zu machen. Das war immer eine Eigentümlichkeit gerade der besten Geschäftsverbindungen.

W.

* * *

Dem Volke entfremdete Richter.

Man hat sich wieder einmal über unsern Richterstand unterhalten — unterhalten müssen, gern tut man es ja nicht, denn es ist nicht angenehm und nicht ungefährlich. Doppelter Anlaß war vorhanden, einmal die künstliche Art und Weise, wie die Moabiter Krawallprozeße der Kammer des bekannten Landgerichtsdirektors Lieber überwiesen wurden und dann die Bestrafung eines Anwalts mit 50 Mk. Geldstrafe wegen „Ungebühr“. Die Ungebühr bestand darin, daß er hypothetisch ein zu fallendes Urteil als „Reform“ bezeichnet hatte, und die Strafe wurde auch aufrechterhalten, als der Anwalt das fürchtbare Wort zurücknahm. Daß das Gericht im Unrecht war, als es von der ihm leider zustehenden Befugnis, einen gleichberechtigten Faktor der Rechtsprechung zu bestrafen, Gebrauch machte, hat man ihm in der Tagespresse nachgewiesen. Das Wort und sein Gebrauch stellen auch nicht die geringste Unbescheidenheit dar, und als die Herren darauf eine hohe Pön legten, zeigten sie nur, daß sie in seiner Etymologie gänzlich unbewandert waren. Im Publikum war man denn auch über diese Art von Ausübung des Disziplinarverfahrens einigermaßen verdattert und selbst Leute, die vor jeder Behörde heiligen Respekt haben, verstanden die Richter nicht. Das ganze Volk versteht unsere Richter nicht mehr, warum? Weil die Richter das Volk nicht verstehen, weil sie ihm fremd — das ist der gelindeste Ausdruck — gegenüberstehen, weil eine Kluft sich zwischen Richterstand und Volk aufgetan und immer mehr erweitert hat, daß sie bald nicht mehr zu überbrücken sein wird. Der gemeine Mann und nicht bloß er, will heute durchaus nichts mehr mit den Herren in Robe und Barett zu tun haben, er fürchtet den Gang in den Gerichtssaal. Es ist damit wie mit der Überschreitung der Russi-

ischen Grenze, man weiß wie man hinüber kommt, nicht aber, ob und wie man wieder zurückkehrt.

Es liegt das an der eigentümlichen Zusammensetzung des Richterstandes. In ihm herrscht Inzucht. Es sind immer wieder dieselben Schichten, Beamten- und Richterfamilien, die den Nachwuchs liefern. Was von andern herkommt, wird möglichst ferngehalten oder muß sich schleunigst assimilibieren. Wer studiert heute Jurisprudenz aus Liebe zum Fach oder weil er besonders begabt dafür ist? Fast niemand, die meisten tun es, weil es, falls sie schon nicht zur Verwaltung gehen können, das „standesgemäße“ Studium, die juristische Fakultät die „feinste“ ist. Theologie und Philologie bleiben den Armeren, die Medizin den dafür begabten und den Juden. Ganz richtig heißt es in dem schönen Liebe von der Filia hospitalis:

Vier Mieter hat sie, der Jurist
Besucht nur seine Kreise;
Der Mediziner ist kein Christ.

Der zukünftige Richter ist also von Haus aus in Massen- und Standesvorurteilen befangen, aber nicht besonders für sein Fach begabt, sondern oft im Gegenteil. Selbstverständlich wird er aktiv, erhält die bekannte Körperziehung, macht dann sein Referendarengamen mit Hilfe des Repetitors und tritt in den Staatsdienst. Referendare und Assessor sind vollkommen abhängig, sie müssen gute Gesinnung zeigen, und man steht fleißig unter ihnen. Die tüchtigeren und die ohne Beziehungen schwanken zur Rechtsanwaltschaft ab, die untüchtigeren aber, die gut angeschrieben sind, — natürlich auch sehr viele tüchtige Elemente — warten auf Anstellung. Die neuen Erhebungen über Abstammung, Religion des Assessors, seiner Frau und über seine gesellschaftlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen zeigen deutlich, welche Gesichtspunkte wenigstens teilweise für die Anstellung als Juristen maßgebend sind.

Der neue Richter mag nun nicht immer ein trefflicher Jurist sein, aber er ist fast stets ein trefflicher Beamter. Er fühlt sich durchaus als Träger der Staatshoheit, als ein Element der Regierung und steht in den Volkselementen, mit denen ihn sein Beruf zusammenführt, stets den zum Gehorsam verpflichteten Untertan und in schlimmeren Fällen den der Unbotmäßigkeit oder der Neigung dazu verdächtigen Untertan. Er kann einfach nicht anders, Herkunft, Lebensgang, mitunter vielleicht noch andre Motive haben seine Anschauungen geprägt, er kann aus der Haut seiner Rasse nicht heraus. Dazu kommt die große Machtvollkommenheit, mit der das Gesetz ihn umkleidet und ähnlich, wie in manchen Pädagogen, die vor jedem Widerspruch sicher sind, ein gewisser Scholarchendünkel entsteht, so bildet sich in manchem Richter ein Richterdübel. Der Antagonismus zwischen vielen Richtern und den berufsmäßigen widersprechenden Anwälten ist schon daraus zu erklären, und man braucht gar nicht darauf hinzuweisen, daß die Zusammensetzung der Staatskarriere sich widmenden Juristen eine ganz andre ist, als derer, die zur Advokatur übergehen und daß die Antipathieen schon bis auf die Studien- und Vorbereitungszeit zurückgehen.

Wer aber von seinem Amt und seiner Person eine übertrieben hohe Meinung hat, dessen derartige Meinung durch den Verkehr mit bescheidenen, ja demütigen und mit ungewandten und ungelenteten Menschen, wie es Parteien, Zeugen, Angeklagte häufig sind, noch gesteigert wird, ist sehr geneigt, auf diese herabzusehen, sie wegwerfend zu behandeln und andererseits jede leiseste, vermeintliche Verletzung der eigenen Würde streng zu strafen. Doch das ist nicht das Schlimmste, viel schlimmer ist es, daß dieser Richter, der nie gelernt hat, sich in die Seele eines Menschen aus dem Volke zu versenken, es in seiner Praxis gewiß nicht lernt, ja es sogar als eine unerhörte Zumutung abweisen würde, er solle irgend einem armen Teufel „nachdenken“.

Verhältnismäßig spät hat sich die Kritik an den Preussischen Richterstand gewagt. Ihm kamen die Ver-

dienste seiner Vorgänger zugute, zu denen auch der „liberale Kreisrichter“ gehörte. Aber ewig konnte dieser „Schutz der gesammelten Verdienste“ nicht bestehen, und schon seit geraumer Zeit regnet es Angriffe, wenn auch — mit Rücksicht auf das Strafgesetzbuch — in gemäßigter und verlausulterter Form“. Bislang hat allein die Sozialdemokratie die „Wahl der Richter durch das Volk“ auf ihr Pannier geschrieben, geschieht nichts Ernstliches zur Regeneration und Reformation unfres Richterstandes, so kann diese Forderung leicht eine unerwünschte Popularität erlangen.

Dr. jur. P.

Ein neuer Dienstzweig der Schweizerischen Post.

Dem „St. Galler Tagblatt“ wird mitgeteilt, daß man in leitenden Kreisen sich mit dem Gedanken befasse, der schweizerischen Post einen neuen Dienstzweig einzuleben. Was der sichtbarlich gutunterrichtete Einfunder mitzuteilen weiß, deckt sich ungefähr mit folgendem:

Der postalische Expresdienst genügt den modernsten Bedürfnissen nicht mehr. Die Expresbestellung beschränkt sich auf die Austragung am Bestimmungsort. Warum soll aber die Post nicht — gegen entsprechende Entschädigung — zum Aufgeber gehen und dort die Sendung in Empfang nehmen, so gut, wie sie heute zum Adressaten geht und die für ihn bestimmten Gegenstände abgibt? Dieses haben verschiedene Private auch eingesehen und sich gleich zu nütze gemacht. Es entstanden daraus die Gesellschaften der „Roten Radler“ usw. Die schicken auf telephonische Anfrage einen ihrer Angestellten ins Haus des Auftraggebers und stellen ihn demselben gegen geringe Entschädigung zur Verfügung. Bundesrat Forrer, der sich mit der Sache befaßt hat, rechnet so: die Postverwaltung hat in einsamen Berggegenden große Entschädigungen zu bringen und arbeitet dort mit erheblichem Kräfteaufwand, dem eine verhältnismäßig geringe Einnahme gegenübersteht. In Städten aber, wo für dieses unrentable Geschäft ein Ersatz zu finden wäre, kommen die Privatgesellschaften und nehmen den Gewinn in ihre Tasche.

Es handelt sich nun also darum, die Institution der „Roten Radler“ aufzuheben und die Arbeit, die sie heute verrichten, durch Postorgane ausüben zu lassen. Der Vorteile dabei wären viele: Erstens bringt das Publikum einem Unternehmen, hinter dem der Staat steht, viel mehr Zutrauen entgegen als einer Privatgesellschaft, auch wenn sie in weitgehender Weise für die aufgegebenen Gegenstände Haftung übernimmt und sich für ihre Angestellten verantwortlich macht. Zudem muß eine Privatgesellschaft für ihren Fiskus sorgen, und das in sehr intensiver Weise, weil dies ja das eigentliche Grundprinzip eines jeden Unternehmens ist. Die Post aber braucht weiter nichts, als mit ihren eigenen Einnahmen auskommen zu können und im übrigen in jeder Weise dem Publikum dienstbar zu sein.

Daß diese Neuerung sehr zeitgemäß wäre, geht schon daraus hervor, daß gerade in den letzten Jahren in fast allen größeren Schweizerstädten die „Roten Radler“ aufgefunden sind und vom Publikum sehr gern und häufig in Anspruch genommen werden. Die Verhältnisse bringen es mit sich, daß man oft Briefsachen und Pakete lange vor Abgang des Zuges auf die Post tragen muß, wenn sie noch mitgehen sollen. Es wäre nun auch eine der Hauptaufgaben des neuen Dienstzweiges, auf telephonischen Anruf des Absenders in letzter Minute noch die eiligen Postsachen abzuholen und für prompte und sichere Expedition zu sorgen.

Die Idee ist nicht so ganz neu und wurde auch schon in Deutschland besprochen. Staatssekretär Kräfte soll sich ja damals (im März 1910) sehr scharf gegen die „Messengerböhen-Gesellschaften“ ausgesprochen und erklärt haben, daß man verpflichtet sei, gegen diese kapitalistischen Unternehmen einzuschreiten.

P. A.

Geschmacklosigkeiten im Zeitungswesen.

Unter diesem Stichwort wäre ein ganzes Buch zu schreiben, und es scheint, daß Gedankenlosigkeit und Verflachung mit jedem Tag weiter um sich greifen. Hier soll mit ein paar Worten eine der neuesten Errungenschaften der „interessanten Tageszeitung“ besprochen werden, die Rubrik „Nach Schluß der Redaktion eingegangen“. Was heißt denn das eigentlich? Kein Mensch kann sich etwas Vernünftiges darunter denken. Die „Redaktion“ besteht in der Sichtung des eingegangenen Materials und in seiner Herrichtung zum Druck. Sind nun die Meldungen unter „Nach Schluß der Redaktion eingegangen“ nicht gesichtet, nicht korrigiert, oder sind sie beides nicht? Wer hat diese Meldungen in die Zeitung gebracht, wenn die Redaktion „geschlossen“, also nicht vorhanden war? Warum wird denn die Redaktion eher geschlossen als die Zeitungshohlererei? Das sind doch Fragen, die dem vernünftigen Zeitungsleser allemal aufsteigen müssen, wenn er die genannte Rubrik ansieht! Oder soll gesagt sein, die Meldungen dieser Abteilung seien nicht so zuverlässig wie die sonstigen? Sie hätten nicht mehr so genau geprüft werden können, weil sie kurz vor Beginn des Druckes kamen? Manche wollen sie so verstanden haben, aber dann drücken sie sich doch ganz falsch aus. „Nach Schluß der Redaktion eingegangen“ werden sich die meisten Leser so vorstellen, daß die betr. Nachrichten eingingen, als kein Redakteur mehr da war, sie also etwa von einem Schriftseher aufgenommen wurden. Den könnte man dann allerdings auch als Redakteur ansprechen. Kürzlich fand ich diese geistreiche Rubrik auf der zweiten Seite einer 16seitigen großen Zeitung. Da mag der Leser wohl glauben, die folgenden 14 Seiten seien ebenfalls „nach Schluß der Redaktion eingegangen“! Der einfache Leser, für den die Zeitung doch auch gemacht wird, hat ohnedies keine Ahnung davon, daß das „Erste Blatt“ zuletzt gedruckt wird. Würde er es, dann würde er wohl gelegentlich fragen, ob sich die Ziffern nicht derart versehen ließen, daß die ältesten Nachrichten im ersten, die neuesten im letzten Blatt ständen, statt umgekehrt. Jedenfalls ist es unmöglich, daß die Meldungen, die wirklich nach Schluß der Redaktion eingegangen sind, in der Zeitung stehen, man kann sie sich nur auf dem Redaktionstisch oder sonstwo denken.

M. Impetro (Mainz).

* * *

Aus der Finanzwelt.

Aber allen Wipfeln ist Ruh — das ist seit Langem die Signatur in der Börse. Es fehlen ihr die großen Anregungen, sie laviert beständig und versucht sich bald auf diesem, bald auf jenem Gebiete, ohne etwas Großes zu erreichen. Eine der Hauptursachen der unsicheren Haltung ist die Unsicherheit des Geldmarktes. Der Diskontsatz hat sich in der letzten Zeit kontinuierlich gesteigert, und man weiß nicht recht, wohin die Reise geht. Die Banken wissen auch nicht, wie sie die Kundschaft beraten sollen. Prinzipiell haben sie das Interesse, die Kundschaft mit ihren Effekten zu beglücken, aber ohne Verkauf ist ein Geschäft auf die Dauer undenkbar. Unter diesen Umständen machte es wenig aus, wenn der telegraphische Verkehr an den verschiedenen Märkten unterbrochen war. Man probierte es bald auf diesem, bald auf jenem Gebiete. Utout ist z. B. die Phönixaktie. Jede Meldung, die auf dies Unternehmen Bezug hat, studiert die Börse mit Eifer, und hiervon lebt der Markt augenblicklich. Gerüchte, die dieses Werk berühren, werden begierig aufgegriffen, um Bewegungen hervorzurufen und auf diese Weise die Stille des Marktes zu unterbrechen. Daneben spielen die Aktien der kanadischen Pacificbahn eine gewisse Rolle; auch hier muß jede untergeordnete Mitteilung ihre Schuldbigkeit tun. Wenig beschäftigt man sich mit Bankwerten, obschon der größte Teil des Jahres vorüber ist. Man rechnet im allgemeinen wieder mit befriedigenden Erträgen. Die Banken haben im Laufe der Jahre das Hauptgeschäft an sich gerissen; sie verdienen alljährlich gewaltige Zinsendifferenzen zwischen ihren

Debitoren und Kreditoren, wobei allerdings ein gewisses Risiko übernommen wird.

In dieser Zeit der Stille kommen auch die theoretischen Fragen zu ihrem Rechte. Vor kurzem tauchten wieder einmal Gerüchte über agrarische Bestrebungen hinsichtlich des Börsengesetzes auf. Die Börse mag an ihrer Gut sein. Und wenn der Hansabund seine schützenden Fittiche noch so sehr über die Börse hält, es würde ihr alles nichts nützen, und sie würde von neuem bluten müssen. Das neue Börsengesetz hat keine Veranlassung zu irgend welchen Klagen gegeben; aber eben dies ist der Stein des Anstoßes für die Agrarier. Je mehr die Börse jammert, um so vorzüglicher ist nach Ansicht der Agrarier das Börsengesetz, je weniger die Börse Anlust zur Klage hat, um so reformbedürftiger erscheint ihnen das Gesetz. Kein Mensch klagt heute mehr über den Differenzzeitwandel — etwas muß also faul sein im Staate Dänemark. Es sollte nicht wundern, wenn die Börse wieder einen gewaltigen Reinfall erlebt. Bei der letzten Reform hatte man der Effektenbörse Konzessionen gemacht, um der Produktenbörse die Existenz vollends zu erschweren, was für die Agrarier die Hauptsache war. Wenn jetzt wer blutet, wird es die Effektenbörse sein müssen, und wenn dies im Rate der agrarischen Götter beschlossen ist, dann kann der Hansabund und sein strebsamer Präsident nichts daran ändern. Abrißens mag der Hansabund, der seine Existenz im Grunde dem Bunde der Landwirte verdankt, auf seine eigene Sicherheit bedacht sein.

Der Staatskommissar der Berliner Börse hat einen großen Sieg erfochten. Er hat zwei Handelsredakteure vor den Rabi geschleppt, weil diese mit Notierung von Werten, die nicht zum Börseterminhandel zugelassen sind, gegen das Börsengesetz gefehlt haben sollen. Die erste Instanz wies ihn ab, aber das Reichsgericht setzte ihm einen Lorbeerkranz auf, indem es seiner Berufung Folge gab. Ja, die Staatskommissare hierzulande sind tüchtig. Der frühere Herr Hemptenmacher, erfocht befanntlich einen glänzenden Sieg über die Produktenbörse und wurde zur Belohnung dafür Direktor der Kommerzbank. Der jetzige streckt zwei Handelsredakteure vor dem Reichsgericht mit einem gewaltigen Schläge zu Boden! Sollte er nicht auch bald „reif“ für eine Bank sein? Mercator.



Die Erleichterung der Regierungstätigkeit.

Die soziale Fürsorge unserer hastigen Zeit bringt auch ganz seltsame Geschäftszweige hervor. So erhielt ich vor kurzem von einem literarischen Institut ein längeres Rundschreiben, in dem ich veranlaßt wurde, doch an einem Unternehmen mitzuwirken, das allerdings nicht den Notleidenden Unterstützung gewähren sollte — wohl aber denen, die im Drange der Geschäfte nicht immer die nötige Zeit finden, das schnell zu erledigen, was immerhin erledigt werden muß.

Die Ausdrucksweise des Zirkulars war so wenig bestimmt, daß ich mir gleich sagte:

„Hier steckt wieder eine ganz besondere Raffiniertheit dahinter. Es sollen wohl wieder die armen Millionäre unterstützt werden — oder was ähnliches.“

Ich ging hin . . .

Und die Zahl der Bureaubeamten imponierte mir sehr. Durch fünfundzwanzig Zimmer wurde ich geführt, bevor ich in das Zimmer des Direktors gelangte.

„Entschuldigen Sie nur“, erklärte mir der leitende Diener, „daß Sie durch so viele Gänge geführt werden. Aber in den Korridoren werden augenblicklich die neuen Fußbodendecken gelegt — und darum . . .“

Der Herr Direktor war ein kleiner Mann mit Brillanten an den Fingern. Und er sah so gut aus. Alles an ihm schien Freundlichkeit und Lebenswürdigkeit zu sein.

„Sie sehen“, sagte er gleich sehr zuvorkommend, „wie hier bei uns gearbeitet wird. Sehen Sie nur: man tut so viel für diejenigen, die hungern und darben. Aber an die Leiden der leitenden Kreise denkt man nicht. Das hat mich öfters bekümmert — und darum mein Bureau, in dem auch für die leitenden Kreise gesorgt werden soll. Stellen Sie sich mal einen vielgeplagten Regierungsbeamten vor! Täglich hat er eine ganze Reihe von Dingen zu erledigen, die er erledigen muß, will er nicht zu Falle kommen. Da sind Beileidstelegramme, Beglückwünschungstelegramme zu verfassen u. a. m. Die müssen alle individuell gefärbt sein. Solche individuellen Äußerungen lassen sich aber doch nur vom gewohnheitsmäßigen Schriftsteller herstellen. Und darum sehen Sie in meinen Büreaus unzählige Schriftsteller diese Telegramme verfertigen. Das ist die unterste Betätigung. Dafür will ich Sie gar nicht haben. Nun gibt's aber schwierigere Fälle, als da sind: Thronwechsel, Regierungswechsel, Bombenattentate, Bergwerksunglücke, Abdankung des Potentaten mit Todesfall und ohne, schwere Verluste auf der See, in der Luft und am Lande. Und außerdem ganz undorhergesehene Fälle. Diese sind ganz besonders zu berücksichtigen. Würden Sie das Undorhergesehene übernehmen mögen?“

Ich ergriff gleich die nächste Feder und sagte kühl:

„Ich schreibe schon. Die Regierungstätigkeit muß in jedem Falle erleichtert werden. Warten Sie nur einen Augenblick. Ich werde die wichtigsten Themata notieren.“

Und ich notierte:

I. Ehrung eines deutschen Dichters durch Zahlung von 100 000 Mark.

II. Verteilung des Vermögens eines abgedankten Potentaten an die Künstler des Landes.

III. Beglückwünschung einer neuen Religionsgemeinschaft, die in erster Linie den Zweck verfolgt, feststellen zu lassen, wann der Mensch satt ist und wann nicht.

IV. Die Erlasse bei Einführung einer neuen Zahlungsart an Stelle des bislang üblichen Geldes. Es ist dabei Zahlung durch Arbeit, Zahlung durch Dichten, Zahlung durch Redenhalten &c. in Betracht zu ziehen.

V. Die Erlasse bei vollkommener Auflösung eines Staates und bei teilweiser Auflösung.

VI. Die Regierungsmaßnahmen bei einer Revolution, die niedergeworfen ist.

VII. Die Reden bei einem Festmahl, das zu Ehren eines neuen Finanzministers arrangiert ist, der nachgewiesenermaßen imstande ist, durch seine Redetätigkeit jeden Gegner einzuschläfern.

VIII. Erlaß für die Einführung von Elefanten und Nashörnern in einer europäischen Armee.

Raum hatte das der Direktor gelesen, so umarmte er mich. Und ich wurde sofort engagiert — mit Ministergehalt.

Paul Scheerbart.



Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M.
Einzelnummer 40 Pf.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugspätze nach Vereinbarung. ··
Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

**Kaiser
Friedrich
Quelle**

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis Quansel, 15 b, Schönborgerstr. SW.
— Telefon-Amt VI, No. 669. —

Eine ernste Mahnung an alle Amateurphotographen!

Jeder Photographierende muss bedenken, dass die Qualität seiner Bilder von der Qualität der verarbeiteten Papiere abhängig ist, denn mit einem vorzüglichen Papier kann man auch von einer schlechteren Platte noch brauchbare Bilder erzielen, mit einem schlechteren Papier aber nicht einmal von guten Negativen. In der ganzen Welt sind die N. P. G. Papiere als erstklassig bekannt; ihre jahrelange Gleichmässigkeit und Haltbarkeit rechtfertigt diesen guten Ruf und machen es dem gewissenhaften Amateur sozusagen zur Pflicht, diese Marken für seine Arbeiten zu verwenden. Jeder Lichtbildner informiere sich deshalb im eigenen Interesse über die N. P. G. Fabrikate und verlange von der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G., Steglitz 181, kostenfreie Zusendung der Gesamtpreisliste nebst Probeheft der Zeitschrift »Das Bild«.

Neuronischer Trost.

Endlich zieht das Heil auf Erden
 Zu der Seelen Freude ein!
 Laßt uns wieder Mönche werden,
 Laßt uns büßen und kastein!
 Ach, wir sind so arge Sünder,
 Sack und Asche tun uns not —
 Sonst als rechte Höllenfinder
 Wird empfahen uns der Tod.

Laßt darum die Pfaffen scharen,
 Die wo anders ausgepafft,
 Laßt sie schleunigt zu uns fahren,
 Denn wir brauchen Priesterschaft.
 Und sie kommen gerne, gerne
 Zu uns Armen hergeschifft,
 Auszurotten das moderne,
 Schändliche Gedankengift . . .

Abet Buße, singet Psalter,
 Bis die frohe Aussicht winkt:
 Bis das schöne Mittelalter
 Sanft auf unsre Schadel sinkt.
 Baut den Klöstern Heimatstätten!
 Jesuiten, strömt herbei!
 Nur der Klerus kann uns retten
 Vor der Freiheitsduselei!

Terentius.



Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur an die Redaktion der „Gegenwart“, Berlin W 9., Potsdamer Straße 124, zu senden.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.



Auß wärmste empfehlen wir unsern Lesern das ausgezeichnete Selbstunterrichtswerk „Das Konservatorium, Schule der gesamten Musiktheorie“, das sich ebenso wie die im Verlage von **Boneß & Bachfeld in Potsdam** bereits früher erschienenen Selbstunterrichtswerke der Methode Rustin segensreich erweist. Hervorragende Professoren, Künstler und Musiklehrer haben allen, die im Beruf oder aus Vergnügen praktisch Musik ausüben, sowie allen Freunden der Tonkunst wohl kaum übertroffene Gelegenheit gegeben, sich mit der gesamten Musiktheorie gründlich und auf bequeme, billige Weise bekannt zu machen. Es wird gelehrt: Harmonielehre, Musikal. Formenlehre, Kontrapunkt, Kanon, Fuge, Instrumentationslehre, Partiturspiel, Anleitung zum Dirigieren und Musikgeschichte.

So sei denn dies Werk, das dank der leicht verständlichen Darstellung, der eingehenden Lehrmethode und des vollkommenen Inhalts den Besuch von Konservatorien in den musiktheoretischen Fächern in vollendetstem Maße ersetzt und einen außerordentlich guten Erfolg verbürgt, allerseits bestens empfohlen.

Wir verweisen auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt.

Wir verkaufen auf Teilzahlung

Moderne Trauringe Mattgold, 14 Karat 0.585 gestempelt



No. 2415. Sinnspruch: „Die Liebe höret nimmer auf“. M. 28.—



No. 2416. Sinnspruch: „Dein für Immer“. M. 25.—



No. 2417. Sinnspruch: „Gott mit uns“. M. 24.—



No. 2418. Sinnspruch: „In Liebe treu“. M. 23.—



No. 2419. Blumenemblem Myrthe-Rosen M. 24.—



No. 2420. Blumenemblem Myrthe M. 23.—



No. 1358. Glanzgold, 4 Brillanten, Gr. 9 (3/64 Kar.), 10 Brillanten, Gr. 1 (1/64 Kar.); zus. 14 Brillanten (4/64 Kar.), in Platin gefasst . . . M. 350.—

Hunderttausende Kunden in 30 000 Orten des Deutschen Reiches

Uhren

Unser Katalog enthält grosse Sortimente in Brillantschmuck. Feinste Uhrenmarken. — Hochzeits- u. Gelegenheitsgeschenke

Uhren



No. 1124. Mattgold, Schiene durchbrochen, 1 Brillant, Grösse 2 (2/64 Karat), in Platin gefasst . . . M. 31.—

Jonass & Co., Berlin K.W. 320, Belle-Alliancestr. 3

Eigene Gehäusemacherei. Eigene Goldschmiede. Eigene Gravieranstalt. Eigene grosse Uhrwerkstätten.

Die Gegenwart.

Nr. 49.

Berlin, den 3. Dezember 1910.

39. Jahrgang
Band 78.

Parlamentarische Seifenblasen.

Was ist der richtige Ausdruck für diese Aktionen unsres Reichstages, die mit so viel Lärm und Aufsehen veranstaltet werden, als gälte es, die Welt aus den Angeln zu heben, aber es kommt nichts dabei heraus. Interpellationen nennt man sie. In andern Staaten hat das Wort einen drohenden Klang. Da bezeichnet es die Wage des Schicksals, auf der die Gewichte der Macht miteinander um den Ausschlag kämpfen. Da werden die großen Entscheidungen herbeigeführt, aus dem Gleichgewicht geratene Situationen, dem Wechsel der Dinge entsprechend, neu ausbalanciert, da steht Schale gegen Schale, Zweifel gegen Vertrauen. Minderheiten werden Mehrheiten, Macht Ohnmacht. Nicht immer nur die Opposition provoziert das Spiel. Auch die Regierungen bedienen sich seiner, um schneller und nachhaltiger ans Ziel zu kommen. Das alles hängt daran, daß dort Entscheidungen fixiert werden. Sieg und Niederlage bleiben nicht zweifelhaft, nicht dem jeweiligen Optimismus beider Gegner überlassen. Die Zahlen entscheiden. Solange es Korporationen geben wird, einen Staat, ein soziales Leben, Kampf, Frieden und Kompromiß, wird immer die Mehrheit der Stimmen die Erfolge des Tages bestätigen resp. zur Erscheinung bringen müssen. Es ist völlig zwecklos, über Qualität und Quantität, Individualismus und Sozialismus zu streiten. Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen, heißt ein schönes Wort, aber seine Ausführung scheitert daran, daß keiner lebt, dessen Recht, Richter in der Qualitätskonkurrenz zu sein, nicht angezweifelt werden könnte. Nur Zahlen sind unzweifelhaft. Wer das Volk zur Mitarbeit am Staate beruft, darf die Zahl so gering nicht schätzen: Er muß die Stimmen zählen, ungeachtet dessen, daß er sie auch wägt.

Die Geschäftsordnung unsres Reichstages kennt keine Entscheidung bei Interpellationen, und darum besitzt diese Institution für uns vorläufig nur wenig Wert. Wie geringschätzig zucht der selbstsichere Regierungsmann die Achseln: Interpellation, — laß sie reden! Trotzdem klagt er darüber, daß das sinnlose Redefieber so über-

hand genommen habe. Aber er selber trägt mit die Schuld daran. Er selber entwertet ja die Reden, er selber zwingt die Abgeordneten, sich durch Lunge und Zunge Luft zu machen, eben weil er so geringschätzig über einen Vorgang denkt, vor dem er keine Angst zu haben braucht. Beschlüsse werden ja nicht gefaßt, also ist es jedem unbenommen, sich selbst hinterher für den Siegreichen zu halten. Da kommen sie alle an, der Saal ist gedrängt voll. Die Journalisten schreiben wie besessen, zählen die Völker und nennen die Namen. Die Ministerbank füllt sich — zum mindesten mit einem Minister — und es geht los. Eine Serie, zwei Serien, drei Serien, eine Ministererklärung, die im besten Falle alles und nichts zugleich bedeutet, stundenlang, tagelang, unermüdlich ermüdend in Wiederholungen, jeder nach seiner Façon. Bis dann endlich allen die Luft ausgeht und die Interpellation zwei Tage lang der Presse zur Begutachtung anheimfällt, zur Entscheidung darüber, wer als zweiter Sieger aus der Redeschlacht hervorgegangen ist, warum, wieso und weshalb nicht der andere: alles Seifenblasen. Mit gewaltigem Lungenaufwand aufgeblasen, schillernd, leuchtend, in berausenden teils, teils giftigen Farben aufsteigend zur goldenen Kuppel des Gebäudes und dort, — mit offenem Munde, das letzte Wort noch in der Kehle, starren die Reichsboten ihr nach, — eine lautlose Explosion, die Blase ist zerplatzt, zerstäubt, verschwunden, ins Nichts gegangen, ins Leere, weiß der Himmel wohin. Ein Stäubchen Seifenwasser fällt den andächtig nachschauenden Helden ins Auge. Sie klappen den Mund zu, wischen sich die heiße Träne aus dem Winkel und kehren in die Wirklichkeit zurück, denn schon spricht der Präsident: „Für die Tagesordnung der morgigen Sitzung schlage ich vor . . .“ Die Minister aber haben längst ihre Mappe geschlossen und ziehen sich draußen den Mantel an, bei sich selber sprechend: Das hätten wir „erledigt“.

Es soll nicht geleugnet werden, daß es nicht auch anders ausgehen kann. Wo sich wirklich der ganze Reichstag in irgendeinem Sinne einig hinter eine in den Formen und Motiven noch so verschieden geäußerte Kritik stellt, wie beispielsweise im November 1908, und wo ein Kanzler

mit parlamentarischem Verständnis, wie Fürst Bülow, dem Hause entgegentritt, ein Kanzler, der Konsequenzen zu ziehen weiß, da kann der Effekt einer deutschen Interpellation praktisch dem einer französischen oder englischen wohl gleichkommen. Aber diese Voraussetzungen sind äußerst selten gegeben. Vor allem ist das Konsequenzziehen in Berlin nicht Mode. Man hat ja gesehen, daß es dem, der es wagte, sehr bald schlecht bekommen ist. Normalerweise hat die Regierung entweder im Hause eine genügende Rückendeckung, oder es vermag sie keiner zu zwingen, aus ihrer fast feindseligen Reserve herauszugehen. Unsrer Regierung ist ganz Ohr. Sie kann stundenlang zuhören, ohne mit der Wimper zu zucken. Aber sie ist leider häufig eben nichts als Ohr und außerdem im Besitze einer unerwüßlichen Rhinoceroshaut, die derjenigen um nichts nachsteht, die Fürst Bülow sich nachrühmte. Daß Bethmann Hollweg sie zu einem Philosophenmantel hat umarbeiten lassen, ist ihrer Wirkung nicht nachteilig geworden. Im Gegenteil, die Philosophie ist ein ganz besonders wirkungsvoller Gerbstoff.

Auch in letzter Woche hat man wieder interpelliert, fast ohne jeden Erfolg. Man hätte nach all den Fleischnot-Petitionen und -Resolutionen der ersten städtischen Körperschaften und nach der dankenswerten Initiative süddeutscher Regierungen wirklich meinen dürfen, daß auch in Berlin nun endlich der Zapfen aus dem Faß geschlagen würde. Aber kein Gedanke. Kanzler, Staatssekretär und Landwirtschaftsminister setzten sich zusammen und fabrizierten eine Erklärung, die interessiert klang, klug und gründlich war, aber deren glatte Verneinung letzten Endes doch „höheren Staatsrücksichten“ entsprang. Diese höheren Rücksichten sind politischer Natur und heißen: Nur keinem Agrarier auf den Fuß treten! Denn agrarisch ist soviel wie konservativ und konservativ soviel wie staats-erhaltend, staats-erhaltend aber ist in erster Linie der Selbsterhaltungstrieb. Bethmann steht und fällt mit seiner Sammlungspolitik, deren Kristallisation sich nach seinen Anschauungen von links nach rechts hin zu vollziehen hat. Daher war seine Situation bei der Fleischdebatte denkbar günstig: ein interessiertes, reserviertes, fasziiertes Nein: das übrige besorgen Köstke und Hahn. Die konservative Interpellation war ja nur eine doppelzüngige *contradictio in adjecto*.

Drei Tage hat man sich bei dieser Gelegenheit von rechts und links mit Seifenblasen beschossen. Das ist die traurige Folge unsres wider sinnigen Interpellationsmodus, daß es bei ihm immer auf eine gegenseitige Zerfleischung der Parteien hinausläuft. Die Regierung ist unerreichbar, unnahbar auf ihrer Tribüne, denn Worte töten nicht in Preußens bürokratischer Atmosphäre. Sie müßten denn von jener Seite kommen, von der schon ein Stirnrunzeln den sofortigen Eintritt in den Stand der Leichenhaftigkeit zur Folge hat und wo

kein Rhinocerosfell dem durchbohrenden Blick standhält. Aber so ein Reichsbote, der in jeder Wahlkreisapothek ohne Rezept erhältlich ist, wird nicht gefährlich, er sei denn konservativ. Daher man denn ganz von selbst von der schweigsamen Regierungsbank abläßt, die doch nicht reagiert, und sich gegen die gegnerischen Parteien kehrt, m. a. W., jede solche Haupt- und Staatsaktion pflegt zu einer solennen Keilerei zwischen den Parteidebattieren zu werden, bei der die Regierung milde lächelnd zusieht oder verächtlich achselzuckend hinausgeht. Das war dann der Zweck der Übung: Wahlagitation! Die Sache selbst, die man dem Minister abringen wollte, ist längst vergessen. Sie dient nur noch dazu, um auf ihr seine fürs Land berechneten Schautänze aufzuführen.

Ähnlich ging es mit der sozialdemokratischen Kaiserinterpellation. Die Sache lag allerdings hier insofern anders, als zu einer Neuaufgabe der Novemberdebatten von 1908 ein berechtigter Grund überhaupt nicht gegeben war. Auch dann nicht, wenn angesichts der letzten Kaiserreden der Wunsch nach mehr Zurückhaltung des Monarchen in vielen Herzen wieder neu geweckt worden ist. Die Interpellation jedenfalls war nur Mache. Um so charakteristischer aber wird die Beobachtung, daß trotzdem alle Parteien sie ihren Zwecken dienstbar machten, am meisten gerade die Konservativen. Es wurde auch hier deutlich, wie die Regierung und die Sache selbst sofort in den Hintergrund traten, um einem reinen Parteigekänk Platz zu machen. Erst wenn die Interpellationen einen Schlüsselpunkt bekämen, die Abstimmung über eine „Tagesordnung“ oder ein Vertrauensvotum, würde die sachliche Spannung bis zum Schlusse in gesteigerter Stimmung anhalten. Allein dann hätten sie auch einen Sinn im politischen Leben. So aber sind sie größtenteils nichts anderes, als leere Demonstrationen, unternommen aus Pflichtgefühl oder Sensationsbedürfnis, rhetorische Schaum-schlagerei, mit einem Wort: Seifenblasen.



Die Bedeutung der Kommissionen im Leben der Parlamente.

Von Dr. Adolf Neumann-Hofer, M. d. R. (Charlottenburg).

I.

Die Bedeutung der Kommissionen im Leben der Parlamente beruht auf einem psychologischen Gesetz: auf dem Gesetz der Vertraulichkeit. Aber dieses müssen wir uns zuerst verständigen.

Je größer der Kreis von Personen ist, zu

Aus der „Zeitschrift für Politik“, herausgegeben von Geh. Hofrat Professor Dr. Richard Schmidt (Freiburg) und Dr. Adolf Grabowsky (Berlin); Carl Heymanns Verlag, Berlin. — Novemberheft 1910.

denen ein Mensch spricht, desto sicherer und bestimmter muß der Ausdruck seiner Gedanken sein; je enger der Kreis, desto mehr kann er seine Meinungen unter Vorbehalten aussprechen, desto mehr kann er Vermutungen Raum geben und das Recht in Anspruch nehmen, sich zu irren. Führt er Tatsachen an, so müssen sie vor einem großen Kreise bewiesen, unanzweifelbar sein; in kleinem Kreise können auch vermutete Tatsachen mit Gewinn ins Feld geführt werden. Um den Unterschied ganz deutlich zu machen, nehmen wir die äußersten Gegenätze: Auf der einen Seite den großen Schriftsteller oder den religiösen Gesetzgeber; beide sprechen zum denkbar größten Publikum, zur gesamten Kulturmenschheit. Auf der andern Seite den Privatmann, der sich im intimsten Kreise, im Kreise seiner Familie, äußert. Jener kann seine Worte nicht sorgfältig genug wägen, dieser spricht auf gut Glück; jener redet oder schreibt für die Ewigkeit (so zu sagen), dieser für den Augenblick; jener begibt sich des allgemeinen Menschenrechts, zu irren, und irrt er doch (denn er ist ja schließlich doch immer nur ein Mensch), so wird ihm sein Irrtum noch nach Jahrhunderten angerechnet; dieser darf das allgemeine Menschenrecht auf den Irrtum in sehr weitem Umfange in Anspruch nehmen; ja der, der im Privatleben sich durch einen auffälligen Mangel an Irrtümern gefürchtet macht, büßt in hohem Grade vom Reize der Liebenswürdigen ein. Dort heißt es: verba manent; hier: Worte verwehen.

Diese beiden, gleich wahren und gleich falschen Zitate klären den Grund der Sache auf. Das, was vor der großen Öffentlichkeit gesprochen wird, soll bleiben. Sollte es nicht bleiben, so hätte es nicht vor der großen Öffentlichkeit gesprochen werden dürfen. Denn die große Öffentlichkeit hat eine Würde, die über der der Privatpersonen steht. Wenn diese Instanz voll hoher Würde (Seine Majestät das Publikum) sich die Mühe nimmt, einer Einzelperson zuzuhören, so muß es sich lohnen; die Einzelperson muß ihrer erlauchten Zuhörerin gewachsen, ihr von gleichem Range sein. Die Einzelperson kann die Öffentlichkeit ergötzen und erheben: als Künstler; sie kann sie erbauen: als Religionsstifter; sie kann sie belehren, aufklären: als Philosoph, als Forscher; sie kann ihr Wege zeigen für ihr gegenwärtiges und künftiges Wohl: als Staatsmann, als Politiker. Aber wenn die Einzelperson scheitert, dann verfällt sie schonungsloser Verurteilung: der Künstler darf so wenig wie der Religionsstifter die Macht über das Gemüt der Menschen verlieren, der Gelehrte darf so wenig wie der Politiker irren. Auf Nachsicht vor der Öffentlichkeit hat er nicht zu rechnen.

In diesem Verhältnis steckt zweifellos eine Fiktion. Jedermann weiß, daß es einen Erdgeborenen nicht gibt, der nicht der Nachsicht bedürfte. Um also die hohe Würde der Öffentlich-

keit, die keine Nachsicht gestattet, der das Mitleidwesen fremd ist, aufrecht zu erhalten, wird die Fiktion gemacht, daß es Einzelpersonen gebe, die nicht irren und sich in ihren Mitteln nicht vergreifen: nämlich die sogenannten Männer der Öffentlichkeit. Diese müssen, ob sie es wollen oder nicht, selbst in die Fiktion eintreten und sich ihr anpassen: Die Folge für sie ist die Berufspose. Diese Pose ist um so sublimer, je größer die Öffentlichkeit ist, die in Betracht kommt. Der Parteiführer, der vorwiegend eine immerhin verhältnismäßig beschränkte Öffentlichkeit zu bearbeiten hat, nämlich seine Partei, kann sich noch einigermaßen als Mensch geben, als mitfühlender fehlbarer Mensch; ja die Spezialpose, Gleicher unter Gleichen zu sein, wird ihm manchmal besonderen Nutzen verschaffen. Aber in Sachen der Partei ist er verpflichtet, die Haltung zu bewahren, als ob er der Quell der Erkenntnisse für das Parteiwohl wäre, während er vielleicht in Wirklichkeit ängstlich hinhorcht, welche Stimmungen die Seinigen beherrschen. Der Staatsmann oder gar der Monarch, dessen Öffentlichkeit so weit reicht, wie die Grenzen seines Landes, darf in seiner Berufspose schon nichts mehr von einem fehlbaren Menschen zeigen, sondern muß seine siebenfach geliebten Worte im Tone der Pythia vortragen, mag er immerhin in Wirklichkeit ein Ausbund von Ratlosigkeit sein. Der Dichter, der ein noch größeres Publikum hat, mischt in seine Berufspose schon etwas Übermenschliches, Seherisches (*genus irritabile vatum*) wenn er auch zu Hause unter dem Pantoffel steht; und gar der Religionsstifter verliert allen Kredit bei den Seinigen, wenn er nicht bei seinen Amtshandlungen beständig den Himmel offen sieht. Die falsche Prämisse: die Irrtumlosigkeit, bringt in jedes öffentliche Auftreten ein falsches Element: die Pose.

So ersichtlich das ist, so ist es doch unvermeidlich, denn es folgt aus der Verfassung der menschlichen Seele, wie aus dem obigen hervorgeht. Daher hat das Wort von der Berufspose auch keinen moralisch tadelnden Sinn, sondern es wird als selbstverständlich erachtet, daß ein Mann der Öffentlichkeit ein doppeltes Leben führe: das der Öffentlichkeit und sein Privatleben; und beide sich gegenseitig beleuchten zu lassen, bildet den feinsten Reiz der biographischen Kunst.

Wenden wir den gefundenen Satz auf die parlamentarischen Debatten an. Der Parteitredner, der auf der Tribüne von den inneren Kämpfen des Gedankens und des Gewissens erzählen wollte, die er durchzumachen hatte, um zu seinem gegenwärtigen politischen Standpunkt zu gelangen, oder die vielleicht überhaupt noch zu keinem letzten Ergebnis geführt haben, würde allgemeines Staunen hervorrufen, und seine Partei würde ihn zweifellos verleugnen. Nein! Auf der Tribüne des Parlaments kennt der Parteitredner keinen Zweifel und kein Schwanken. Er ist im Besitze

der vollen Wahrheit und spricht sie mit der größten Zuversicht aus. Die andern haben Unrecht und er hat Recht. So lange er ex cathedra spricht, ist er unfehlbar wie der Papst, wenn dieser ex cathedra spricht. Widerrufen darf er nicht; nimmt er in einer Rede zurück, was er in einer früheren aufgestellt hat, so macht er sich lächerlich; er erntet höhnische Heiterkeit, und als Parteiredner ist er erledigt. So muß er denn auch sorgfältig darauf achten, daß er nichts sage, was etwa doch korrigiert werden könnte, — korrigiert auch vom Standpunkt seiner Öffentlichkeit, d. h. seiner Partei. Nun hat eine Sache um so mehr Chancen stichhaltiger Wahrheit für sich, je allgemeiner sie ist; die Details fallen in das Bereich des Zweifels. Darum lieben es sehr vorsichtige Redner, besonders wenn sie weder über großes Fachwissen, noch über eigenartiges Denken verfügen, sich auf die allgemeinen Grundsätze ihrer Partei zu beschränken. Dann ist das, was sie sagen, unanfechtbar und entspricht somit dem hauptsächlichsten Erfordernis öffentlicher Rede: der Irrtumslosigkeit. Je unanfechtbarer eine öffentliche Verlautbarung sein will, desto mehr muß sie sich in Allgemeinheiten bewegen oder, mit andern Worten, desto inhaltsloser muß sie sein. Das blühende Fleisch der Details, das, wie das Fleisch im biblischen Sinne, immer fehlbar ist, wird abgestreift, es bleibt das Gerippe allgemeiner Grundsätze übrig, und in mancher politischen Rede reduziert sich auch dieses, nach Entfernung alles Drum und Dran, auf den einen dürftigen, ratzenkahl benagten Knochen: wir wollen das Wohl des Ganzen. Das ist dann durch keinen Scharfsinn in der Welt zu bezweifeln oder als irrig nachzuweisen.

Wir haben also gesehen: die Natur der Öffentlichkeit macht es notwendig, daß man ihr mit dem Anspruch auf Irrtumslosigkeit gegenüberträte; und daß das in besonderen Falle des Parlamentarier's leicht zu der Pose der Unfehlbarkeit und der Beschränkung auf Allgemeinheiten führen wird. Der Parlamentarier auf der Tribüne ist nicht der Mann, der die Wahrheit sucht; er ist der Mann, der die Wahrheit hat und sie verkündet. Und er ist nicht der Mann, der in jedem besonderen Falle die Besonderheiten dieses Falles voraussetzungslos prüft, wie der Naturforscher eine Naturerscheinung prüft, als etwas Neues und zunächst Fremdes und von allen bisherigen Vorstellungen Freies, das zu studieren und zu erkennen, und alsdann aus den Bedingungen zu behandeln ist, die aus seiner eigenen Beschaffenheit erfließen; nein —, er ist der Mann, der die Besonderheiten des Falles am liebsten auf sich beruhen läßt und den ganzen Fall unter bekannte, längst gewertete Gesichtspunkte unterordnet.

Es liegt auf der Hand, daß diese Übung ihre Unvollkommenheiten hat und der Ergänzung bedarf. Wenn die Parlamentarier immer nur ex

cathedra ihre alten, bekannten und anerkannten Wahrheiten verkünden und davon abzuweichen schlechterdings nicht in der Lage sind, so droht ein Zustand, wobei sie alle, d. h. so viele, als Parteien oder Wahrheiten vorhanden sind, aneinander vorbei reden, ohne daß diese Reden die geringste Einwirkung auf die Abstimmung haben, mit andern Worten, daß die ganze Rederei überflüssig ist. Derartige Meinungen sind denn auch aufgetaucht und sogar in der Literatur verteidigt worden — ungerechtfertigterweise, wie wir später sehen werden.

Würden sich die Parteien heutzutage nur nach den großen Grundsätzen der Vergangenheit unterscheiden, so könnte es bei der geschilderten Art der Debatte vielleicht sein Bewenden haben. Jede Gruppe spräche vor dem Volke ihre Meinung aus, und im übrigen entschiebe die Stärke der Parteien. So liegen die Dinge heute aber nicht mehr. Die großen Grundsätze der modernen Zeit sind von allen Parteien angenommen worden: Die Konservativen sprechen ebenso oft im Namen der Freiheit (besonders im Gegensatz zum sozialistischen Zwange), wie die Liberalen im Namen der Ordnung; Gewissensfreiheit und Toleranz verlangen die Klerikalen heute schier am lautesten, während die Liberalen das Recht auf konfessionelle Organisation anerkennen; alle bürgerlichen Parteien halten für die Gesetzgebung ihren Tropfen sozialistischen Nis bereit und streiten sich nur darum, wessen Tropfen der dickste sei; die Sozialisten dagegen verfechten hinsichtlich der Religion, der Ehe, der Erziehung und mancher andern Dinge einen Individualismus, der nicht übertroffen werden kann; und was die konstitutionelle Grundlage anbelangt, die Teilung der Gewalt zwischen Regierung und Volksvertretung, so hat sie längst aufgehört, eine Frage zu sein.

Es handelt sich also in der Praxis nicht mehr in erster Linie um die großen gegensätzlichen Prinzipien, sondern zumeist um ihre Abgrenzung gegeneinander. Alle Parteien sind darin einig, daß die individuelle Freiheit nicht bis zur Auflösung der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung, daß die Ordnung nicht bis zur Lahmlegung der persönlichen Aktivität gehen dürfe; aber wo ist in jedem einzelnen Falle die vernünftige oder nützliche Grenze zwischen den Geltungsbereichen der beiden gleichberechtigten, aber einander entgegengesetzten Prinzipien? Das ist die Frage. Diese Klasse von Grenzfragen macht ungefähr die ganze heutige Politik aus. Ein ausgezeichnetes Beispiel hierfür ist der Toleranzantrag des Zentrums. Religiöse (oder, was hier richtiger, konfessionelle) Duldung — à la bonheur! Kein Mensch ist dagegen, und keine Partei. Aber die erstrebte Freiheit der konfessionellen Betätigung hat zu ihrem obersten Grundsatz, die Existenzberechtigung jeder andern Konfession zu verneinen. Die volle konfessionelle Freiheit ist also

in diesem Falle der Tod der religiösen Freiheit. Beide Prinzipien sind berechtigt. Aufgabe: die dem heutigen Empfinden entsprechende Grenze zu ziehen.

Ein andres Beispiel gab die Vorlage zum Schutz der Forderungen der Bauhandwerker. Die wirtschaftliche Bewegungsfreiheit, die beschleunigte Zirkulation der Produktionsmittel, die bauliche Erschließung brachliegender Ländereien mit ihrer Verbesserung der Wohnverhältnisse in hygienischer und ästhetischer Beziehung, das ist ein Grundsatz, dessen Berechtigung zu bestreiten keiner Partei einfällt. Der Schutz der wirtschaftlich Schwachen und sozusagen rechtlich Unbehauften vor den Ausschreitungen der Spekulation und Kapitalverwertung ist aber auch ein Grundsatz, dessen Berechtigung zu bestreiten keiner Partei einfällt. Aufgabe: die dem heutigen Empfinden entsprechende Grenze zu ziehen.

Die beiden angeführten Beispiele, die sich um Tausende vermehren ließen, führten zu einem Schluß, in dem die Pointe durch das Wort: „Empfinden“ gegeben wurde. In der Tat: ist es nicht das Empfinden, das in den obigen Fällen den Ausschlag gibt? Nicht Gründe — Gründe sind, wohlfeil wie Brombeeren, für die beiden entgegengesetzten Seiten in gleicher Menge vorzubringen. Das Empfinden entscheidet. Und so ist es fast immer, von den kleinen politischen Fragen, wie den angeführten, bis zu den größten, z. B. der Militärfrage. Wo hört die Rücksicht auf die Verteidigungsstärke des Vaterlandes auf, und wo beginnt die Rücksicht auf seine finanzielle Leistungsfähigkeit? Sache der Empfindung!

Was die Quelle der Empfindung im Unterbewußtsein ist: ob sie auf der Überlieferung der Kreise beruhe, in denen man geboren und erzogen ist; ob Bildungsgrad und Gemütsart sie beeinflussen; ob sie vielleicht gar gefärbt werde von den materiellen Interessen der Volksschichten, denen der einzelne angehört; — wie dann ferner der Prozeß zustande kommt, der die im Unterbewußtsein geborene Empfindung in das Bewußtsein umsetzt, auf das Wohl des Volksganzen gerichtet zu sein; — das alles zu untersuchen ist hier nicht der Ort und ist für uns auch gleichgültig, wenn wir darin einig sind, daß im ganzen parlamentarischen Leben und Weben die Empfindung die wichtigste Rolle spielt.

Nun hat die Empfindung nicht das scharfe Profil des Gedankens. Von der mitteleidlosen Ausschließlichkeit der Geltung des Sazes, daß die Summe der Kathetenquadrate gleich dem Hypothenusenquadrat ist, bis zu der mitteleid-erregenden Unschlüssigkeit von Buridans Esel, gibt es Tausende von Graden der Sicherheit oder Unsicherheit, der Festigkeit oder Lockerheit, die alle von der Empfindung durchlaufen werden können. Nicht aber nur von verschiedenen Personen, sondern nacheinander auch von derselben. Es gab eine Zeit, wo es mit dem Empfinden liberaler

Männer schlechterdings unvereinbar war, daß der Freihandel die kleinste Schmälerung erdulden könnte. Dieses Empfinden besteht nicht mehr. Und ebensowenig besteht mehr bei unsern Konservativen das Empfinden, das sie früher unumschränkt beherrschte, daß das Parlament kein notwendiger und der Regierung gleichberechtigter Faktor im Staatsleben sei.



Abänderung des Börsengesetzes?

Von Mercator (Berlin).

Vor einiger Zeit hatte das Organ der konservativen Partei, die „Kreuzzeitung“, in dem Rahmen einer die gesamte politische Lage betreffenden Betrachtung auch eine Anspielung auf das Börsengesetz gemacht, die, so unabsichtlich sie auch in jenem Artikel erscheinen mochte, gleichwohl nicht verfehlte, eine gewisse Nervosität in den mit den bestehenden Verhältnissen zufriedenen Interessentkreisen hervorzurufen. Man sagte sich, daß, wenn die „Kreuzzeitung“ das Börsengesetz, von dem seit geraumer Zeit überhaupt nicht mehr die Rede ist, plötzlich ohne allen Anlaß aus der Verfertigung aufsteigen lasse, dieses nicht ohne jeden Grund geschehe, und daß bei der ausgesprochen politischen Bedeutung, die die Börsengesetzgebung für die konservative Partei hat, die Zitierung dieses Gesetzes auf alle Fälle etwas zu bedeuten habe. Da nun die beteiligten Kreise sich allmählich in die seit dem Jahre 1908 geschaffene Neuordnung der Börse eingelebt haben, so war es nicht verwunderlich, daß jener noch sehr verstoßenen Andeutung ein entschiedenes „quieta non movere“ entgegengesetzt wurde.

Das Börsengesetz vom Jahre 1908 ist in Wahrheit das Ergebnis eines Kompromisses zwischen der parlamentarischen Vertretung der Berliner Fondsbörse, die in der Hauptsache in der freisinnigen Partei zu suchen ist, und der agrarischen Partei. Die freisinnigen Abgeordneten opferten bei diesem Kompromiß die Produktionsbörse den Agrariern vollständig auf, indem sie dem Verbote des Getreideterminhandels auch noch dessen Strafbarkeit hinzufügten, wogegen die Agrarier der Effektenbörse gewisse Erleichterungen, besonders die Beseitigung des Börsenregisters und des Differenzeinwandes konzedierten. Von wie erheblicher Bedeutung diese Zugeständnisse auch waren, so ist jenes Abkommen doch sehr abfällig kritisiert worden und namentlich für die liberalen Parteien äußerst kompromittierend gewesen, die unter der Ägide des Herrn v. Bennigsen das Verbot des Getreideterminhandels und 13 Jahre später die Strafbarkeit des Terminhandels leichten Herzens den Agrariern bewilligten. Einer

der freisinnigen Abgeordneten (Mommßen) meinte sogar, daß es dem Urheber einer Getreideschwänze nichts schaden könne, wenn er hinter Schloß und Riegel käme, während den Veranstaltern einer Effektschwänze der Orden pour le mérite gebühre! Mit beißendem Hohne erklärte daher auch der Zentrumsabgeordnete Dr. Spahn (S. 4769 des sten. Ber.):

„Nachdem der Abgeordnete Mommßen in seiner Eigenschaft als Mitglied des Berliner Börsenvorstandes erklärt hat, daß er keine Bedenken gegen die Strafbestimmungen habe, so liegt für die Mitglieder des hohen Hauses kein Anlaß vor, gegen die Ordnungs- und Strafvorschriften zu stimmen. Die Herren von der Börse verdanken die Bestimmungen den Herren aus den Parteien, die links von der nationalliberalen Partei ihre Plätze haben.“

Unter diesen Voraussetzungen also, daß also das Zentrum sich der Führung freisinniger Abgeordneten beim Erlaß von Gesetzen gegen die Getreidebörse angeschlossen, sind die Strafbestimmungen gegen die Produktenbörse entstanden. Diese hat um so mehr Anlaß, gegen die Effektenbörse verbittert zu sein, als, wie bekannt, die ganze Börsengesetzgebung in ihren allerersten Anfängen aus der Effektenbörse (Friedländer & Sommerfeld!) hervorgegangen ist, und die Produktenbörse, die im Grunde mit all jenen Vorgängen nichts zu tun hatte, die gesetzgeberischen Konsequenzen der von der Effektenbörse bezw. von Mitgliedern derselben begangenen Fehler hat auf sich nehmen müssen.

Nun sind seit der Neuregelung des Börsenwesens 2 bis 3 Jahre verflossen, und von dem Börsengesetz spricht seit geraumer Zeit niemand mehr. Das kam der Kreuzzeitung verdächtig vor: „Seltsam, wenn ich der Bey von Tunis wäre, schlug ich bei so zweideutigem Vorfall Lärm.“ Das tut sie auch — zwar war nichts „vorgefallen“, aber eben dies, dies war es, was Verdacht erwecken mußte. Ein Börsengesetz, das zu keinen Klagen Anlaß gibt, kann unmöglich in Ordnung sein. Je mehr die Börse jammert, um so vor trefflicher nach Ansicht der Agrarier das Börsengesetz. In der Blütezeit des Differenzinwandels — „wie ganz anders, anders war es da!“ Aber jetzt, diese Stille — nicht einmal die Produktenbörse klagt, obwohl man hinter jeden Paragraphen den Strafrichter gestellt hat. Und dabei steht die Produktenbörse „unter Aufsicht des Kabinetts“ — pardon, des agrarischen Börsenvorstandes, der darüber wacht, daß keine andern als „streng rituell“ abgeschlossene Geschäfte gemacht werden. Und die Staatskommissare überwachen die Einrichtungen der Börse nicht minder und finden an diesen Einrichtungen im Laufe der Zeit berart Gefallen, daß sie, wie der erste der Berliner Staatskommissare, in diesen Einrichtungen förmlich aufgegangen sind.

Was bedeutet also das Alarmsignal des konservativen Blattes? Im Jahre 1908 erklärte der Abgeordnete Roesicke: „Wenn an der Börse Ausschreitungen, Unredlichkeiten in umfassendem Maße Platz greifen sollten, dann bin ich der Überzeugung, daß der Unwille des gesamten deutschen Volkes einen Sturm der Entrüstung und Erbitterung herbeiführen wird, so daß wir dann Maßnahmen und gesetzliche Bestimmungen werden einführen müssen, die für die Börse verhängnisvoll sein werden.“ Von solchen Ausschreitungen ist indessen nichts zu merken — wohl aber sucht die Fondsbörse nach Möglichkeit sich von unsauberen Elementen selbst zu reinigen. Und sie tut wohl daran. Denn wenn es wieder losgeht, so würde es ihr in erster Linie an den Krügen gehen, da der Produktenbörse schlechterdings nichts mehr anzuhängen ist. Wohl aber hätte die Fondsbörse und der Hansabund, der das Protektorat über die Fondsbörse übernommen hat (der Präsident ist zugleich Präsident des Bankierbundes), Veranlassung, für die Beseitigung der schweren Bestimmungen einzutreten, die vor 2 $\frac{1}{2}$ Jahren der Produktenbörse mit ausgesprochener Billigung der freisinnigen „Börsenparlamentarier“ auferlegt wurden.



Einige Hausgreuel.

Von Dr. Erich Everth (Wilmersdorf).

Eine unnatürliche Sorte von Naturalismus gab und gibt es, an der seltsamerweise auch das konservativste Publikum Geschmack gefunden hat, das ist der Mißbrauch, an Gebrauchsgegenständen sich in möglichst naturgetreuer Nachbildung von Motiven aus Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt zu ergehen. Dabei wird heute allgemein anerkannt, daß bei Erzeugnissen des Kunsthandwerks der Werkstoff einerseits und andererseits der Zweck richtunggebend seien für die Formung und auch noch für den Schmuck daran. Ganz ersichtlich also ist jene Geflochtenheit von diesen beiden Hauptprinzipien her der Kritik ausgesetzt.

Ich will nun nicht in grundsätzliche Fragen des Feineren und Tieferen eingehen, möchte vielmehr zu dem ersten der beiden Punkte nur erwähnen, wie oft das für Geräte benützte Material allzu ungeeignet bleibt für jene Darstellungs Bemühungen; wie z. B. ein porzellan-schwerer und steifer Schmetterling füglich fremden sollte und ein aus Glasperlen gestickter Pudel auf einem Rissen (den herzustellen nicht einmal ein Kunststück ist) nicht minder; oder daß der Auerochs in einer zarten Gazegardine sich höchst vergeblich glaubwürdig anzustellen sucht und eher ausfieht, als sei er gar nicht selber, als

spuße nur sein Geist; daß ferner eine „gebrannte“ Schnee- oder Mondscheinlandschaft Unfug ist und Tiere (mit dem Schein ihrer lebensvollen Wärme) in kaltem Tafelleis eine in der Tat sehr „frostige“ Spielerei bedeuten, nie aber darstellende Kunst werden, die ja auch stets für irgend eine Dauer da ist — zum Sehen und nicht „etwas zum Essen“. Was aber zum Essen ist, das sehen wir diesem seinem Zwecke nur mit recht zögernder Einwilligung entzogen; eine weiche und wohlschmeckende Masse wie Marzipan soll keine andren Dienste neben jenem einen leisten und scheint zu schade für die Modellierarbeit, bei der verschwenderisch mit dem lösslichen Stoff umgesprungen werden muß. Oder anders gewendet: wären etwa Burgen aus Zuckerschäum (oder, wie im 18. Jahrhundert, im Garten aus leichten Hecken zugeschnitten) in irgend einem Sinne „zu verteidigen“? So wenig wie Krieger aus Papiermaché in noch so bronzefarbiger Rüstung irgendwie „stichhaltig“ scheinen. Berühmte Geisteshelden schließlich auf Zigarrentaschen bleiben leider in jeder Hinsicht „ledern“. Das innigste Mitleid aber faßt mich doch im Anblick eines ausgehöhlten, sonst wohlbeleibten Mannes aus Glas von wässriger Farbe, — er sah gar nicht gesund aus, so durchsichtig, unkörperlich wie ein Gespenst, ein Astralleib oder eine ausgepustete Hülle, die nur manchmal mit Lebenssaft sich anfüllte, denn es war ja „eigentlich“ eine Flasche! Und je nachdem mit rotem oder blauem Blute ward er begabt, das hing aber hier (wie wohl immer) mehr vom Getränk ab, das darinnen war, als von irgend einem Grade von Ubel oder Gemeinheit. Dieser Wadere hier war leibeigen, sein eigener Bauch gehörte ihm mit nichten, damit mußte er dem leiblichen Behagen anderer Leute frönen; und so es sich auch gefallen lassen, daß man ihm einen Stöpsel in die flach abgeschnittene und entleerte Hirnschale trieb! Alles für den Zweck! Aber solche Thyranei des Zweckes wird von keiner Ästhetik verlangt.

Auch zu dem Zwecke des Gerätes also paßt manche lebendige Form oft verzweifelt schlecht; sie leidet darunter, oder er leidet und sie verschleiert ihn, und das soll doch auch nicht sein. Auch den Zweck aber wollen wir hier bloß in der Kürze streifen, erinnern also nur, wie man über ihn nicht irreführt oder gänzlich getäuscht werden möchte, wie die Anschauung nicht verwirrt werden soll, und geben einzelne Beispiele, welche albernen Situationen sich in krassen Fällen ergeben, wo allzu leibhafte Gebilde an besonders verkehrter Stelle angebracht sind. Beabsichtigte Scherze sind natürlich oft genau so „fehl am Ort“. Z. B. also der schweißwedelnde Mops als Pendeluhr ist gewiß schon betäubend, aber die Gule auf der Lampenglocke oder der Eisbär an der Teemaschine oder das Nashorn und der Alligator auf Tablettdeckchen wollen mir doch noch bemerkenswerter scheinen. Ernstlicher wird das Kopfschütteln, wenn

man — immer wieder mal — einige Englein an einer Ofentüre braten sieht, wo man schwer sich des Gedankens erwehrt, dem trefflichen Erfinder dieser Verzierung seien Himmel und Hölle im Kopfe etwas durcheinandergeraten, — in ersterem, so entsinnen wir uns doch bestimmt, sind diese Zweiflügler heimatberechtigt. Und ob es nötig ist, daß bisweilen an einer diskreten Stätte, wo man freilich Augenblicke der Muße und nicht ohne Behaglichkeit, genießt, auch noch Ranken garnierenden Weinlaubs mit erfrischenden Trauben sich an der Wand ringsherum ziehen? Sind sie dem Geiste dieses Lokals, dieser *chambres séparées* verwandt (oder auch nur verschwägert)?

Damit ist nun nicht gesagt, daß andre Dekorationslaunen, die uns umgekehrt jeweils Zweck und Situation mit „sinniger“ Anspielung allzu deutlich einprägen wollen, nicht auch ihre Schrecken hätten. Das sind sozusagen fortspinnende Variationen und Koloraturen um das Hauptthema herum, die ihm zu entsprechen scheinen, aber gerade gar nicht hingehören, triviale Erläuterungen und Hinweise, die wie geistloses Geschwätz wirken. Es ist nicht die beste Ausdeutung des Zweckes, sondern eine aufdringliche und geschraubte, wenn etwa Parfümflaschen selber „duftige“ Glasblumen bilden; und überflüssig und störend sind gemalte Blüten auf Blumentöpfen, — wie mangelhaft muß neben der Natur das Gemalte wirken. Derlei ist so billig wie triviale Wortspiele in der Sprache. Noch kindlicher wird die Spielerei, wo etwa schmetternde Singvögel auf Grammophondeckeln erscheinen oder Fische außen auf der Trinkwasserkaraffe wimmeln, oder wenn an den Glashäusern Zoologischer Gärten allerlei Getier in Glasmalerei stolzert, womöglich jeweils genau aus der Familie der Inzassen. Da werden die so beliebten Täuschungsabsichten schon gröblich kund, da kann man wirklich Schein und Sein gelegentlich nicht leicht und schnell entwirren, fühlt sich benebelt und veriert, weiß nicht, was ist nun drin und was nur draußen. Und da fällt mir auch jener unglückliche, mit Unrecht so beliebte einsame Hering ein, der, außen auf dem Deckel des Behälters für seine eingelegten Rameraden, als Porzellanriff erhalten muß; wollte er sich retten, ist er ausgebrochen? Nun muß man mit den Händen scheinbar der saftigen Speise selbst zu Leibe gehen: erheiternd oder erträglich ist so etwas doch nur für recht bescheidene Ansprüche. Als „Scherzartikel“ freilich sind manche solcher Dinge auf Verwechslung gerade abgesehen, um den Betrachter anzuführen.

Im Museum zu Stuttgart hat Direktor Pazaured eine „Schreckenstammer“ bloß mit solchen Gegenbeispielen aus dem Kunstgewerbe angefüllt, „zum Abgewöhnen“.



Erotica.

Von Dr. Hans Wantoch (Wien).

Som Arbeiter und Bauern, vom Gutsherrn und Fabrikbesitzer an hatte die naturalistische Erzählungskunst eine soziale Schicht nach der anderen zur Darstellung gebracht. Und nach förmlicher Erledigung aller gesellschaftlichen Klassen war sie bis an die oberste und die unterste Grenze, bis zum Fürstenstand und zum berufslosen Proleten gelangt. Nun stülpte sich diese Kunstform gleichsam selber um: aus der Porträtierung des äußeren Daseins wurde die Zergliederung des Innenlebens. Hatte man zuvor die Bewegungen der Masse zu schildern versucht, so wollte man jetzt den zartesten Regungen besonderer oder absonderlicher Einzelgestalten nachspüren. Aber das Schlussergebnis des scheinbaren Umschwunges war keine neue künstlerische Stilart, sondern nur die Schaffung eines neuen Menschentypus, einer neuen gesellschaftlichen Schicht: in tausend Formen entstand das Bildnis des intellektuellen Zweiflers, des kontemplativen Menschen, dem fein empfindsames Erwägen die unbekümmerte Gebärde des Handelns verschnürt. Die feinste Verzweigung der Kultur schien in grüblerische Untätigkeit zu münden; der sentimentale Mensch, dessen Kräfte ohne Hervorbringung eines selbständigen Werkes ewig in ihren Ausgang zurückströmen, schien das raffinierteste Erzeugnis dieser Zeit der Arbeit zu sein.

Doch der Dichterblick sprang über diese unfruchtbaren Grenzgebiete der betrachtenden Kultur hinaus. Jenseits der Zivilisation fand er die arbeitende Kultur wieder. Die Wikingerschnsucht sprengte aus der kümmerlichen Wirklichkeit nach Weiten, Fernen, Wundern. Das Tropenland entfaltete seine unerkannte Schönheit, seine berauschte Zukunftsverheißung. Die vermeintliche Flucht aus der Kultur, durch welche die erotische Dichtung entstanden sein soll, war bloß eine Flucht aus dem Fertigen, Unfruchtbaren und ein Suchen nach dem Unverbrauchten, Werttätigen, das wie alles werdende voll von Wundern ist. Die Umwandlung der Reiseschilderung in erotische Dichtung ist die letzte große Entdeckung der Kunst.

„Birubunga“, heißt es einmal bei Johannes V. Jensen, „gehört zu jenen malaiischen Fürstentümern in Hinterindien, die noch nicht von der Dampfwalze erreicht worden sind. Zeit und Raum gibt es hier nicht, das Land hat keine Geschichte und ist kein ausgemessenes Ureal, sondern eine Ewigkeit, ein Wald, der tief und barbarisch schön ist, wie das alte Testament.“ Welche ungeheuren Prospektive erschließen sich da! Zeit und Raum gibt es hier nicht. Die einfachsten Begriffe haben ihr Recht verloren. Alle festen Bewußtseinsgrenzen sind aufgelockert. Überraschung und

Wunder brechen ein. Und das ist der lochendste Reiz der Geschichten aus Java und den amerikanischen Urwäldern, vom Ganges und den Wasserstürzen des Kongo: daß hier alles Erlebnis, nichts Gewohnheit ist, und jedes Ding den Glanz des Unberührten hat.

In dieser primitiven, urzeitlichen Umgebung gibt es nichts Selbstverständliches. Belanglose Dinge, an denen wir ohne Acht vorübersehend, erscheinen uns mit einemmal voll Bedeutung und bekommen einen symbolhaften Wert. In verkürzter Form wird uns — vielleicht zum ersten Male — der unendliche Weg der Kultur innerlich, gefühlsmäßig bewußt, der bis zur Erzeugung irgend eines ganz banalen Gebrauchsgegenstandes zurückzulegen war. Auf dem Wege nach Buteitalam, dem Berg der Welt, wo die wilden Tiere sich in verschiedenen Zonen verteilen, nimmt Jensen seine Whiskyflasche vor, und dann heißt es: „Ach! was diese Flasche bereits für einen zivilisierten und eigentümlichen Eindruck auf mich machte. Es war eine weiße Flasche vom besten Fabrikat, gut geblasen mit wenigen Fehlern. Die Etikette war reizend in Dreifarbendruck, ein wahres Kunstwerk“. Man geht mit wachen Sinnen durch diese Gebiete des Unbekannten. Neue Erkenntnisse lassen uns das Dasein reicher und bunter, farbiger und froher fühlen. Der kindliche Rausch der Funderfreude schwingt wieder durch unsre Brust. Und unsre Zeit, in der das Menschenleben so stark nach der geistigen Seite überhängt, in der jeder fast mit unersättlicher Sammelwut Kenntnisse anhäuft, langt gerne nach diesen Büchern, die aufs amüsanteste das Wissen mehren.

Die ungewohnte Umgebung bestrickt den Leser. Und der Dichter bedarf nicht erst verworrener Knotungen absonderlichen Geschehes, um das Interesse angespannter Teilnahme aufrechtzuhalten. Das Einfachste erhält schon durch das Lokalkolorit eine besondere Färbung. Im Vorworte zu Bernhard Shaw's „Kapitän Brajbounds Befehring“ schreibt Siegfried Trebitsch: „Da Shaw neben Ellen Terry in seinem Drama keine zweite Frau zu Wort kommen lassen wollte, aber fürchtete, daß dies in einer modernen Komödie eine gewisse Monotonie zur Folge haben könnte, wählte er — um den Mangel durch eine pittoreske Szene auszugleichen — Marokko zum Schauplatz seiner Handlung.“ — Durch bloße Stoffnot war die Literatur zur Darstellung komplizierter, perverter Peripheriegestalten gedrängt worden. Hier aber leuchten wieder die reinen, großen Linien typischer Gefühle auf. Hier gibt es keine skurrilen Empfindungsfinessen. An die Stelle krankhafter Absonderlichkeiten treten wieder die kraftvollen Urformen des Innenlebens. Liebe wird Leidenschaft und Schmerz ein hemmungsloses Sichverschwenden an die Qual. Rudyard Kipling erzählt von dem „Mädchen aus Birma“, dem malaiischen Rebsweib eines englischen Kolonialbeamten, das nichts als

Hingebung ist, den Treulosen durch ganz Indien sucht und nach einem halben Jahre an der Seite einer Europäerin trifft. — Johannes V. Jensen schildert den Sklaven Korras, der nichts als Sehnsucht nach den heimatischen Wäldern ist. Johannes Linna Koski singt „das Lied von der glutroten Blume“: die Don-Juan-Geschichte des Flöckerknechtes Olof, der die Stolzen zwingt und die Sanften anlockt. In seiner Stimme ruft holde Zärtlichkeit für die Einen, in seinen Armmuskeln hocht aufgesparte Kraft für die Andern. Ewig muß er wandern, ewig sich wandeln und immer ein Anderer sein. Alle diese Gestalten erheben sich über sich selber, sie werden Typus und Symbol.

Alle diese Bücher greifen über kleine Einzelschicksale hinaus nach höchsten Problemen. „Christian Svarres Kongofahrt“ (von Jürgen Jürgensen) klingt wie ein Hohenlied der Arbeit — des neuzeitlichen Gottes, den Christian Svarre als Apostel nach Ifangani trägt. Der edelste Lebenstrieb, der Schaffensdrang ist hier gestaltet: ein Mensch, der sich als Schöpfer einer Welt empfindet. „Ilomma na m' pembe“ heißen ihn die eingeborenen Schwarzen — „weißer Gott“. Das erste Mißlingen ist nur ein Antrieb zu neuem Beginn, der die alten Fehler meidet und das Werk wiederschafft — kleiner, doch fester. Der jauchzende Triumphgesang der Arbeit, der Kultur schwingt sieghaft über alle persönlichen und dinglichen Widerjacher des Menschenwerkes, im Kampfe der Kolonisatoren gegen die Neger am Kongo wie im Kampfe der Buren gegen die Kaffern, „was Vrouw Grobelaar erzählt“ (von Perceval Gibbon). In diesen Geschichten aus Transvaal, in Jürgensen's „Christian Svarre“, in Alexander Lars „Die gelbe Flut“ sind die großen Weltprobleme der Neuzeit künstlerisch geformt. Die erotische Literatur befreit unsre Dichtung, die in kümmerliche erotische Belanglosigkeiten, in exzentrische Einzelheiten ganz verstrickt war. Durch das Vorbild dieser Werke wird die Kunst am Worte einer neuen Größe zustreben.

In manchen Büchern solcher Art wie in Erland Nordenskjöld's „Wälder“ fehlt noch ein einheitliches episches Geschehen. Episode kettet sich an Episode. Es ist ein Hinrollen kleiner Geschichten, und rein persönliche, unsachliche Ereignisse, die das Gesamtbild nicht zu runden vermögen, werden ausgeschaltet. Nur die drei Zeilen: „Da kam der Schlag. Die Trauerbotschaft. Der Telegraph hatte es über die Welt getragen. Ein Reiter hatte es mir gebracht“ — nur diese drei Zeilen lassen die Erinnerung anklingen, daß Erland Nordenskjöld mitten in seinen südamerikanischen Streifzügen den Tod seines Vaters erfuhr. Diesen Werken fehlt zur Novelle das einheitliche Geschehen, zum Tagebuch die unbekümmerte Widergabe aller persönlichen Erlebnisse, zum Entdeckerbericht die sachliche Konzentration. Sie geben ein Binde-

glied zwischen Reiseschilderung und erotischer Dichtung.

Kolonialpolitische und verkehrstechnische Ereignisse mußten der Entstehung der erotischen Literatur vorausgehen, Indien und Afrika uns so nahe gerückt werden, wie früher etwa die Schweiz; denn die Generation nach dem Zeitalter der Naturwissenschaften gestattete dem Dichter nicht mehr, seine Schilderungen fremder Orte aus Berichten anderer abzuleiten wie Schiller in seinem „Wilhelm Tell“. Die Autopsie mußte an die Stelle überlieferter Erzählung treten. Erst die eigene Anschauung, das persönliche Erlebnis warf den Lichtstrahl der Intuition so stark und brennend in die Seele des Künstlers, daß er die Schilderung der Gegend zum Hauptreiz seines Werkes erhob. Und die allgemeinen Interessen mußten sich durch Welthandel, Weltverkehr und Kolonialpolitik so sehr ausgeweitet haben, daß die Leser für diesen Hauptreiz empfängsbereit waren. Unter solchem Gesichtswinkel bedeutet es mehr als bloßen Zufall, den Beginn der erotischen Dichtung bei Seefahrenden und kolonialen Völkern zu sehen. Der Engländer Kipling und der Däne Jensen, Jürgen Jürgensen und Perceval Gibbon sind ihre Repräsentanten. Durch sie wurde der kulturphilosophische Essay Lascadio Hearn's in Dichtung umgewandelt. Bei Hearn und Kipling war noch jahrelanger beruflicher Aufenthalt der unmittelbare Anlaß, nach erotischen Stoffen zu greifen, wie bei Multatuli zuvor die politische Kampftendenz gegen die belgische Kolonialverwaltung. In Johannes V. Jensen hat reiner Künstlerdrang die „Wälder“ und „Erotischen Novellen“ geschaffen.

Wir haben es hier mit einer neuen literarischen Gattung zu tun. „Romantik“, wird man sagen. Doch diese Form der heutigen Romantik, neben der freilich auch eine antiquarische steht, ist modern; sie wendet ihren Blick nicht wie die Dichtung vor hundert Jahren von der Gegenwart nach der Vergangenheit zurück, sondern schaut nur nach den unerkannten Schönheiten ihrer Zeit aus. Sie ist eine örtliche Romantik, während die frühere eine zeitliche war.



Drei Gedichte.

Von Kurt Erich Meurer (Berlin).

Hof in Alt-Berlin.

Nur diese Alten mit den welken Mienen,
sonst ist im schmalen Hofe alles tot.
Die Kinder haben heimlich Angst vor ihnen,
denn hinter ihrem Schweigen lauert Not!

Bruchspuren spinnenhaft an blinden Scheiben,
verräuchertes Gebälk, ein Pflänzlein karg . .
Die Abendwolken streuen Licht im Treiben
wie Rosengruß in einen offenen Sarg . . .

Regen im Dämmer.

Schmiege du ein Zauberkleid,
Regen, um mein Herzeleid . .
Du, des Dämmer's guter Gast,
nimm mich fort von spröden Dingen
und mit einem leisen Singen
trage mich auf deinen Schwingen
leiberlöst und frei von Last . . .

Hebe mich in dichtem Flor
über diese Welt empor!
Nur der Rosen dunkles Blühen
einsam in der Feierstunde
soll auf weichem Hintergrunde
eine dunkelrote Kunde
tiefter Zärtlichkeiten glühen . . .

Nur vermählt mit ihrem Duft
würze die bellommne Luft,
nehe meine Schläfe kühl
mit dem Segen deiner Tränen . .
Schwebend laß mich ferne wähen
wie ein Nest von weißen Schwänen
einer Märchenliebe Pfühl! —

Frage.


Mit mir in die Nächte tragen
wie in eine kühle Scheuer
unser Glück nach lauten Tagen —

Willst du? — Und wirst auch nicht zagen,
wenn am Morgen Frührotfeuer
über ihm zusammenschlagen?



Nächtliche Wüstenreise.

Von Sven Hedin.

 still und geduldig setzen die Kamele ihren rastlosen Gang fort. Sie sehnen sich ebenso sehr nach „Land“ wie ihre Treiber; sie wissen, daß dort im Norden am Fuße des Gebirges Weideplätze harren. Ich finde mich in einer der beiden Mittelkolonnen.

Bald erlischt dort hinten im Westen auch der letzte Lichtschimmer; der Vorhang ist gefallen, die Nacht schließt uns in ihre engen Mauern ein, alle Perspektiven und Abstände verschwinden. Der unendlich weit entfernte Horizont, der eben noch die Illusion eines Meeres hervorrief, ist zusammengeschnürt und von der Dunkelheit verschlungen worden; die Umrisse der Kamele haben sich aufgelöst und sind unbestimmt geworden, und wieder erscheinen die Tiere wie wirre Schatten. Aber noch immer umschwebt sie dieselbe ewige

Glockenklangatmosphäre, die sie durch die Wüsten begleitet, ein einziges rauschendes, vibrierendes, aber beständig erneuertes und unterhaltendes Glockenspiel, das in meinen Ohren schon längst zu einem vollen, hellen Ton verschmolzen ist, in ein einheitliches Jubelgelaute, das zu den Wolken und Sternen emporsteigt und seine Schallwellen über den Spiegel des Wüstenmeeres hinfluten läßt, in eine poetisch-feierliche Melodie der Karawanen und der Wanderer, in einen Triumphmarsch der Kamele, der in rhythmisch vibrierenden Wellen den Sieg der Geduld über die langen Wege der Wüste besingt.

Nach dreistündigem Marsch haben wir drei Farsach hinter uns. Das ist sehr schnell gegangen; fahren wir so fort, dann sind wir um Mitternacht am Ziel. Man glaubt auf einem dunklen Strande hinzuziehen; zur Linken breitet sich ein endloser See aus, in dem zwei kleine Inseln liegen. Man wundert sich, daß man kein Wellenrauschen vernimmt, aber man erwartet jeden Augenblick, das Wasser um die Füße der Kamele plätschern zu hören. Im nächsten Augenblick ist dieser See mit einem Schlag auf die rechte Seite des Weges versezt und scheint sich unendlich weit nach Osten zu erstrecken. Bald darauf, wenn die Wolkenslücken ihre Lage verändert haben, hat man das Gefühl, in einem hellen Flußbett zwischen schwarzen Terrassen einherzugehen, während Dampfwolken und Nebeldünste über den Weg hinzurollen scheinen. Alle diese Gesichtstäuschungen ruft das Mondlicht hervor; da, wo es die Erdoberfläche trifft, glaubt man durch Seen zu ziehen, während die dunklen Schatten festes Land sind. In Wirklichkeit ist die Rewir so gleichmäßig eben wie eine Eisfläche.

Beständig ist die Karawane der Mittelpunkt im Dunkel der Wüste, und noch zeigt nichts an, daß wir in der Nähe des Randes der Rewir sind. Wieder klettern die Treiber auf ihre Kamele, um zu schlafen; bald hört man ihre langen, abgemessenen Atemzüge. Wie sonderbar, daß die Tiere nicht ermüden, schläfrig werden, auf ihre zitternden Knie niedersinken und sich weigern, weiterzugehen! Sie ziehen geduldig hintereinander ihre Straße; manchmal reißt wohl ein Leitseil, aber sie folgen den vorhergehenden Kameraden dennoch. Neben der Halfter ist eine eiserne Kette befestigt, und an ihrem letzten Glied ist der Strick mit einem kleinen Bindfadenende festgemacht; strafft er sich zu sehr, so wird das Kamel dadurch nicht verletzt, denn der Bindfaden reißt, und die Kette hängt senkrecht von der Halfter herab, ohne das Kamel beim Gehen irgendwie zu belästigen.

Jetzt sind alle Wolkenslücken verschwunden, und das Mondlicht ahnt man nicht einmal mehr. Es fängt an zu regnen, zuerst in spärlichen Tropfen, dann immer dichter. Die Kamele marschieren schneller; Agha Mohammed, der den ganzen Zug führt, scheint wachgeblieben zu sein. Diese Nacht

habe ich meinen Pelz bei mir und ziehe ihn jetzt schnell an; die Regentropfen klatschen ordentlich auf das nach außen gefehrte Leder, ein unangenehmer Feuchtigkeitsgeruch verbreitet sich von der Karawane her. Wie schön, daß wir nur noch einige Farsach zurückzulegen haben; selbst dann, wenn es auch unausgesetzt gießen würde, sind wir außer aller Gefahr. Am Rudchaneh-i-kal, einem sechs Meter breiten Bett von ost-südöstlicher Richtung, fehlen nur noch fünf Farsach. Wir überschreiten noch zwei Betten, ein deutliches Zeichen, daß wir uns dem Rande der Rewir nähern. Es regnet in einem fort, und man sitzt in ewiger Erwartung des Augenblicks, in dem der Erdboden so naß sein wird, daß die Kamele ausrutschen. Wir sind in einer Höhe von 718 Metern.

Um 9 $\frac{3}{4}$ Uhr ändert sich das Terrain; wieder geht es über zwei Rinnen, deren größte, Kal-i-gutsch, nach Südosten gerichtet ist; in dieser Richtung fällt der Rewirboden nach seiner weiter östlich liegenden größten Senke ab. An den Seiten dieses Bettes ist der Boden etwas gewellt; wir müssen uns also schon am Rande des Rewirbeckens befinden.

Bald darauf verstummen die Glocken; die Karawane hat haltgemacht. Ich höre Rufe und Stimmen; die Schläfer erwachen und eilen nach der Spitze des Zuges. Ich selbst bin mit meinen beiden Leuten bereits abgestiegen, denn auf der letzten Strecke haben die Kamele angefangen, in der Nässe zu stolpern und auszugleiten. Es stellt sich heraus, daß wir am Kal-i-scheitan, der „Teufelsrinne“, angelangt sind; der Name läßt darauf schließen, daß dieses Abflußbett zu gewissen Zeiten nichts weniger als angenehm zu überschreiten ist. Selbst jetzt enthält es so viel beinahe stillstehendes Salzwasser, daß alle Mann aufsitzen müssen. Als alles marschfertig ist, bewegt sich der Zug langsam nach Ostnordosten. Es ist pechfinster; man hat keine Ahnung, wohin es geht, aber Warnrufe und kurze Marschunterbrechungen verraten dann und wann, daß etwas nicht in Ordnung ist.

Plötzlich kommt die Reihe auch an die am Schlusse des Zuges. Das Wassergeplätscher wird immer deutlicher hörbar. Ali Murats Kamel sinkt vor mir scheinbar in den Abgrund, rutscht in Wirklichkeit aber einen unheimlich steilen, schlüpfrigen Lehmaghang hinunter; das meine folgt ihm, rutschend und mit den Beinen sich rückwärts stemmend, auf dem Fuße. Sie plumpsen in das Wasser und stapfen nach der andern Seite. Das Bett hat glücklicherweise einen festen Grund; aber dieser ist auch so glatt, daß man jeden Augenblick auf ein unfreiwilliges Bad gefaßt sein kann. Wir kommen noch glücklich hinüber und erklimmen die linke Uferterrasse. Der Regen fällt ununterbrochen, dicht und eintönig; die Nacht geht uns verloren, der Boden weicht immer mehr auf und wird immer glatter. Am linken Ufer der Rinne,

die vom Kotel-i-Husseinan herkommt, wachsen einige dünne Sarnariskten, die äußersten Vorposten der Vegetation nach der Rewir hin.

Jetzt saßen wir schön in der Sinte, denn jetzt hatten wir eine reizende Strecke vor uns. Das Bett des Kal-i-scheitan ist 12—15 Meter tief in den ebenen Rewirboden eingeschnitten. Um vom Flußbett wieder auf den ebenen Boden zu gelangen, muß man eine Nebenrinne entlangziehen, deren Grund, die reine Schlamm-suppe, überall tückisch und glatt ist. Wie eine Reihe Wegschnecken kriecht der lange Zug aufwärts. Die Kamele balancieren vorsichtig, um nicht zu stürzen. Man hört alle Augenblicke ein schweres, dumpfes Aufschlagen oder ein knallähnliches Geräusch, verursacht durch das Stürzen eines Kamels; fällt es auf die Seite mit allen vier Beinen in gleicher Richtung, dann kann es nicht ohne Hilfe wieder aufstehen. Laut schreiend eilen die Männer herbei, um ihm auf die Beine zu helfen; dann rücken wir von neuem ein paar Schritt vor, bis der nächste Purzelbaum den ganzen Zug in diesem abscheulichen Abgrund, wo es pechfinster ist und der herabströmende Regen den Schlamm mit jeder Minute immer ärger macht, wieder zum Stehenbleiben zwingt. Die Kamele sind ängstlich und scheu und wagen kaum, einen Schritt vorwärts zu machen; viele von ihnen haben schon einen Lehmpanzer, und sie sind auf dem ganzen Körper so klatschnaß, daß richtige kleine Bäche von ihnen hinunterrieseln und an jedem Haar ein Tropfen hängt. Hin und wieder schlägt auch einer der Männer lang hin; ich will es solange es irgend geht vermeiden, mit diesem zähen Schlamm in Berührung zu kommen, und stütze mich daher auf Gulam Hussein, während er unsere vier Kamele, die Ali Murat führt, antreibt. Man hat das Gefühl, eine Rutschbahn hinaufzugehen, die mit Schmierseife eingerieben worden ist. Man tut einen Schritt und pausiert, ehe man sich zu dem zweiten entschließt; erst wenn man richtig festen Fuß gefaßt hat, geht es wieder einen Schritt weiter. Die kiloschweren Extrasohlen von plastischem Ton werden immer dicker, und jeder Versuch, sich ihrer zu entledigen, ist vergeblich; ohne Messer geht es nicht.

Ein langer Aufenthalt! Alle laufen nach der Spitze der Karawane. Die nächste Steigung ist so jäh, daß die Kamele sie nicht bezwingen können. Mit dem einzigen Spaten der Karawane werden Rinnen in den Lehm gegraben, dann bestreut man seine Oberfläche mit möglichst trockenem Material, Stöcke und Brennholzstücke werden ebenfalls zur Befestigung der Böschung benutzt. Man führt die Kamele langsam und vorsichtig hinauf, wobei ihre Lasten auf beiden Seiten unterstützt werden. Wenn man während all dieser Vorkehrungen, die anderthalb Stunden dauerten, wenigstens hätte am Rande des Schlammbettes sitzen und ein bißchen einnicken können! Aber in

diesem Schlamm sitzt man nicht gern; alles, was damit in Berührung kommt, ist ruiniert; man muß sich daher darein finden, die ganze Zeit über zu stehen.

Endlich sind wir wieder oben auf festem Boden. Ich bin zum Gehen zu müde, besteige mein Kamel und lasse mir von Gulam Hussein die Extrafohlen abtragen. Der Zug schreitet in stockfinsterner Nacht in dem Schlamm dahin, der unter den Fußschwielern der Kamele klatscht und hoch aufspritzt. Mein Träger macht seine Sache recht gut, schwankt aber bedenklich hin und her. Der Regen hat beinahe aufgehört, es sprüht nur noch ganz fein. Verzweifelt langsam geht es vorwärts. Plumps, da liegt wieder ein Kamel, und der Zug bleibt stehen; die Männer eilen zu Hilfe, der gefallene Held wird aufgerichtet. Man geht eine Strecke weiter, ein zweites Kamel fällt, man ist beständig in Erwartung, selbst an die Reihe zu kommen, und kann die Situation in der Dunkelheit nicht beurteilen.

Schließlich kommen aber auch bessere Zeiten. Bei einem neuen flacheren und breiteren Abfluszbett, das mit Salzwasser angefüllt ist, ruft ein Mann: Rudchaneh-i-geß! Man braucht nur diesen Namen zu hören, um ein Gefühl der Erleichterung zu verspüren; er bedeutet „Tamariskenfluß“. Hier nahen wir uns den ersten Vorposten der Vegetation gegen das Wüstenmeer. Es ist beinahe 2 Uhr morgens, als die Rewir endlich ein Ende hat, und wir landen an ihrem Ufer mit einem solchen Gefühl des Wohlbehagens, als ob wir aus einem Meer von Schlamm errettet worden seien.

Es geht über schwach durchschnittenen Terrain nach Nordnordwesten, und bald schlafen die Leute wieder auf ihren Kamelen. Ich habe dafür gestimmt, daß hier auf dem sandigen Boden gelagert werde, aber sie sagen, daß sie erst „Abad“, bewohntes Land, erreichen müßten, ehe sie haltmachen wollten. „Es ist ganz nahe“, sagen sie. Aber ich möchte wissen, wie oft jeder Glodenklöppel angeschlagen hat, ehe die Karawane wirklich stillstand. Hier hielten wir lange und gründlich. An der Spitze wird geredet, gezankt und geschimpft, und ich höre alle Augenblicke die liebenswürdigen „Peder sei“ und „Peder suchte“, „dein Vater ist ein Hund, dein Vater ist gebrandmarkt“. Man merkt, daß dort eine regelrechte Schlägerei im Gange ist und daß aufgeregte Kerle aus Leibeskräften aufeinander losprügeln. Gulam und Ali schlafen wie die Ratten; als es mir endlich gelungen ist, sie zu wecken, und ich sie nach der Spitze geschickt habe, um zu hören, was dort vorgeht, kehren sie mit der Nachricht zurück, daß wir bei dem kleinen Dorfe Mesre-i-demdahaneh seien, dessen Bewohner meine Karawane nicht nach Pejestan weiterziehen lassen wollten. Sie wünschten, daß wir über Nacht bei ihnen bleiben. Alle Karawanen müßten dies tun, wenn sie aus der

Rewir kämen, behaupteten sie; die von Schahrud kommenden dagegen dürften in Pejestan haltmachen; aber ein kleines Einkommen müsse Mesre-i-demdahaneh vom Karawanenverkehr doch auch haben. Beide Dörfer streben nach diesem Vorteil und sind infolgedessen erbitterte Feinde.

Die Jezdmänner sind unerschütterlich; aber die Leute aus Mesre hindern sie mit Gewalt am Weiterziehen. So ist denn die Prügelei in vollem Gange. Als jene einsehen, daß sie die Reise nicht fortsetzen können, laden sie Hals über Kopf die Kamele ab, werfen die Lasten bunt durcheinander auf die Straße und lassen die ganze Karawane in diesem Zustande der Unordnung stehen und liegen, während sie selbst zu Fuß nach Pejestan gehen. Es war ihre Absicht, dort Leute aufzubieten und dann mit deren Hilfe die Leute von Mesre zu zwingen, daß sie ihnen erst die Kamele wieder belüden und darauf die Karawane nach Pejestan weiterziehen ließen.

Mich ging der ganze Zwist nichts an, also fragte ich die Leute von Mesre, ob sie uns herbergen könnten. Sie glaubten, daß auch wir zu der Jezdkarawane gehörten, und wollten mit mir weiterzanken. Als sie aber nach einigen Worten begriffen hatten, daß ich ein Fremder, ein Europäer, war, wurden sie eitel Höflichkeit.

Wir entnehmen diesen Abschnitt dem soeben im Verlage von F. A. Brockhaus, (Leipzig) erscheinenden neuen Reiseverf. Sven Hedins: „Zu Land nach Indien durch Persien, Sistan, Belutschistan.“ Zwei reich illustrierte Bände. (Preis geb. 20 Mk.) Wir kommen auf das Werk noch zurück und bemerken heute nur, daß die Fortsetzung dieser Reiseschilderung Hedins vorjähriges Werk „Transhimalaja“ ist.



Aus den Theatern.

Kleines Theater in Berlin.

Moritz Heimann: Joachim v. Brandt. Eine Komödie in fünf Akten.

Jedenfalls die beste Theaterneuheit, die uns der Winter bisher gebracht hat, und durch und durch eine achtungswürdige Leistung. Endlich liegt wieder einmal eine feinere Komödie vor, über die sich auch der Anspruchsvollere freuen kann, der sich nun einmal nicht mit der Neuaufbügung der ältesten Poffenhüte begnügt. Trotzdem sorgt bereits die Hauptfigur des Stückes, der verrückte Rittmeister v. Brandt, für eine frische Buntheit der Vorgänge, und das Milieu ist originell.

Es lebt etwas vom Sturm- und Dranggeist in diesem Herrn v. Brandt. Wie sich damals die Kraftgenies ausflegelten und Goethe mit dem Herzog von Weimar herumtobte — so hier der tolle Rittmeister. Nur daß die Unruhe bei ihm aus einer andern Wurzel hervorgeht.

Die Welt hat Herrn v. Brandt plötzlich eine sinnlose, komische Frage gezeigt, eine Frage, die über ihn lachte, bis er die Ruhe verlor und alles mit in seinen Strudel ziehen möchte. Man hat ihn mit einer andern Frau, als der, die er liebte, vermählt. Sich an der Gattin dafür zu rächen, liegt seiner vornehmen Natur nicht; so müssen die andern für seine Streiche herhalten. Um so mehr, als er die Schwester seiner Frau immer

noch liebt. Und nur selten treibt die Sehnsucht nach Ruhe und Frieden wie ein Dunstwölkchen über ihn hin.

Mit diesem Motiv ist das des Kampfes, in den der Rittmeister mit der Polizei gerät, eng verbunden, wobei ein überfluger Regierungsrat und ein ehrgeiziger Bürgermeister seine Gegenspieler sind. Schließlich verwandelt Brandt sein Gut in eine Art Festung, und die Chancen für ihn, außen wie innen, stehen recht bedenklich. Denn die Strudel der Unruhe, die Geister, die er beschworen hat, drohen ihn zu vernichten. Da bestimt sich die Polizei des Wertes dieses Mannes und betrachtet die bedauerlichen Vorfälle als Mißverständnis. Aus den inneren Zweifeln reißt den Rittmeister aber plötzlich — und das ist ein ausgezeichnetes Motiv — die Geburt seines Kindes. Im Nu gibt es seinem Leben wieder Sinn, verehnt ihn mit seiner Frau und lenkt seine Liebe zu der Schwägerin in verwandtschaftliche Bahnen.

Während der ganze Aufbau dieser Komödie und ihre Figuren ausgezeichnet angelegt sind, ist die Charakteristik nicht überall glücklich durchgeführt. Jeder Schriftsteller idealisiert in seinem Dialoge, d. h. hebt das Niveau der Sprache des Stückes über die des Lebens. Moritz Heimann tut es, indem er seine Personen fast durchweg geistreich reden läßt. Aber diese Geistreichelei — mag sie auch von einem geistreichen Menschen ausgehen — zerfrißt wie eine Säure oft die charakteristischen Formen seiner Menschen, ja verwischt Nebenfiguren. So bekommt schon der Rittmeister v. Brandt einen Betgeschmack, wie ihn preußische Offiziere gewöhnlich nicht haben, und die Art und Weise des Regierungsrats erinnert mehr an Judäa als an Preußen. In Heimanns Sprechweise konnte man zu ihm selbst sagen: „Du bist zu klug, das ist deine Dummheit.“

Fehlt ihm aber auch die Naivität und Schlichtheit, die man sich nicht erobern kann, so wird er sie durch Bescheidenheit — und Klugheit im größeren Stile zu ersetzen wissen. Er wird sich auf ein Terrain und zu Menschen begeben, die ihm besser liegen. Man darf diese Ausstellungen an seinem Stück machen, weil man von diesem Schriftsteller viel fordern kann. Denn noch einmal: wir haben in heutiger Zeit allen Grund, uns über so eine anständige, tüchtige Arbeit zu freuen.

Dr. O. A.

Leipziger Stadttheater.

Abela Maddison: Der Talisman.

Seit längerer Zeit hatte man in Leipzig keine Oper mehr aus der Taufe gehoben; die Uraufführung der vieraktigen Oper „Der Talisman“ wurde daher zu einem musikalischen Ereignis, zu dem auch zahlreiche auswärtige Interessenten, Verleger, Direktoren und Kritiker sich eingefunden hatten. Als Libretto benutzte die Komponistin unter Vornahme weniger und unbedeutender Kürzungen das dramatische Märchen „Der Talisman“ von Ludwig Fulda. In der Erkenntnis, daß dies Stück an der Vermischung von Wis, Satire und Märchen krankt, hat die Komponistin auf die Urform zurückgegriffen, wie sie in dem Märchen von Andersen vorliegt und den tragischen Zug durchaus und, wie mir scheint, mit Recht betont; sie setzt sich aber natürlich dadurch in einen schließlich unlösbaren, inneren Widerspruch zu dem Wesen ihres Librettos. Das Ideal wäre denn doch wohl ein neu geschaffener Text auf Grund von Andersen's Märchen gewesen, der die tragische Idee betont und durchgeführt hätte. Jedenfalls zeigt auch dieser neue Versuch, daß es gefährlich ist und nicht ratsam, ein Drama, das als Bühnenfähig erwiesen hat, ohne weiteres als Libretto zu verwenden. Entweder ergeben sich, wie hier, innere Widersprüche im Stil und der Empfindung oder ästhetische Dissonanzen. Als Beispiel hierfür nannte ich an dieser Stelle vor wenig Wochen die Vertonung von Schnitzlers „Liebele“ anlässlich der Frankfurter Uraufführung, die mir trotz starken Bühnenerfolgs widerfönnig zu sein scheint und ästhetischen Prinzipien widerspricht.

Daß Frau Maddison, eine Engländerin von Geburt, sich unter diesen erschwerenden Umständen doch an dies deutsche Werk herangewagt und es zu meistern versucht hat, ist ein achtenswerter Beweis von hohem künstlerischen Mute. Den Inhalt des Stückes und des ihm zugrunde liegenden Märchens darf man als bekannt voraussetzen. Im Mittelpunkt steht für die Komponistin der an Größenwahn leidende König, der durch den Talisman geheilt werden soll. Von Schmeichlern und Beratern umgeben steht er da in seiner einsamen Größe: eine ergreifende feierliche Tragödie aus dem menschlichen Leben zieht an uns vorüber, äußerlich gekleidet in die Geschichte von „des Kaisers neuem Kleide“. (Bei Andersen ist es ein Kaiser). Dieser Auffassung der Fabel und des ganzen Dramas entspricht nun in allen Teilen die Musik, die Frau Maddison dem Text unterlegt hat. Die Komponistin hat ihre Studien hauptsächlich in Frankreich gemacht; Gabriel Fauré, der bekannte französische Komponist und Konservatoriumsdirektor in Paris, auf den das Musikfest in München erst kürzlich wieder die allgemeine Aufmerksamkeit lenkte, war ihr Lehrer. Mehr aber dürfte Claude Debussy, der Komponist der leider wieder ganz verschwundenen Oper „Pelleas und Melisande“, auf sie gewirkt haben. Ihre Musik weist entschieden auf seinen Einfluß hin; sie ist schwer, in satten Farben; prächtig wie Malartische Bilder, wie schwerer Sammet und Goldbrokat. An manchen Stellen ist die Instrumentierung so voll und stark, daß das Orchester die Singstimmen deckt. Die ganze Pracht märchenhaften Zaubers, orientalischer Farben gluten wird uns immer wieder eindringlich geschildert. Für ihren Helden findet die Komponistin ergreifende Töne, die einer erschütternden Tragödie würdig sind. So sehr beschäftigt sie dessen Schicksal, daß darüber die Anmut, der Esprit, den Fuldas Talisman nun doch einmal enthält, daß die komischen Figuren dabei in der musikalischen Charakterisierung zu kurz kommen. Dieser Zwiespalt zwischen dem Geist des Libretto und der künstlerischen Grundidee der Komponistin macht sich hier wohl am deutlichsten und empfindlichsten bemerkbar. Man wird ihn unter allen Umständen empfinden, selbst wenn einem, wie mir, die Auffassung der Komponistin als die richtige, das Märchen Andersen's als die wertvollere Schöpfung gegenüber Fuldas Dichtung erscheint. Vielleicht, daß hier für die Empfindungsmöglichkeit der Komponistin als Ausländerin die Grenze war, und sie die Differenz nicht so stark bemessen konnte, wie wir jetzt, da durch die Sprache der Musik alles unterstrichen, die Kontraste noch vergrößert werden. Den musikalischen Höhepunkt sehe ich im Anfang des vierten Aktes in der wundervoll melodiosen, kurzen Einleitung und der schweren, melancholischen Stimmungsmusik, die den Abschied des jungen Liebespaares von einander und vom Leben begleitet.

Nicht leicht gewöhnt sich das Ohr an diese selten vernommenen Töne, die nur hier und dort durch bekannte Klänge unterbrochen werden, wie wir sie schon von Richard Wagner oder den Jungitalienern her kennen. Um so stärker wird aber dann, wenn man der Musik nahe gekommen ist, die Hochachtung vor dem Gesamtwerk sein, das Frau Maddison geschaffen hat; denn bis jetzt dürften nur sehr wenige Frauen vieraktige Opern zustande gebracht haben, die eine so gute Beherrschung der Instrumentationstechnik aufweisen, und deren ein so starkes, künstlerisches Wollen das Gepräge verliehen hat. Man wird diesem bedeutenden Können von Frau Abela Maddison, die als Liederkomponistin im Auslande, besonders in Paris und London, schon lange bekannt ist, die Bewunderung nicht versagen können und ihrem weiteren Schaffen für die Opernbühne Vertrauen und Interesse entgegenbringen dürfen.

Der Erfolg, den das Werk davontrug, wurde durch eine liebevolle, sorgfältige Wiedergabe stark unterstützt. Ganz im Stile der farbenreichen Märchenmusik hatte der Leiter der Oper, Dr. Hans Loewenfeld, die Instrumentierung vorgenommen. Die beiden Innenräume waren am

besten gelungen, und dadurch die Stimmung wesentlich gehoben. Loewenfelds treffliche Regie ließ die Volksszenen zu vollster Wirkung gelangen. Die musikalische Leitung lag in den Händen des erst seit dieser Spielzeit mit großem Erfolg tätigen Kapellmeisters Pollat. Besonders Lob verdienen von den Sängern Herr Kase in der Hauptrolle des Königs von Cypern, der eine fein studierte Figur und mit seinem wundervollen Bariton die gesanglich bedeutendste Leistung bot. Neben ihm seien Herr Schroth und Fräulein Merrem lobend genannt, die als junges Liebespaar gesanglich wie darstellerisch allen Intentionen der Komponistin gerecht wurden. Ihnen schlossen sich in einem gleichmäßig guten Ensemble die andern Solisten an, so daß die Leipziger Oper ein gutes Bild von ihrem jetzigen Stande geben konnte und bei den zahlreich erschienenen fremden Gäste zweifellos gut abgeschnitten hat. Die Leitung des Stadttheaters und der Oper verdient jedenfalls Dank und Anerkennung für diese wohlgelungene Uraufführung.

Frantz E. Willmann (Leipzig).

Ein neues Wiener Theater.

Seit Beginn dieser Spielzeit ist Wien um ein ernst zu wertendes Theater, reicher und diese Tatsache allein ist erfreulich in Sagen, da das künstlerische Gefühl des Publikums in den Untiefen des Operettenschmarns ganz versinkt. Freilich scheint auch der Leiter dieser Bühne wie alle Direktoren des Wiener Theaters seit Heinrich Laube die Vorzüge und Fehler dieses ewig genannten Meisters im vollen Maß zuteil und wieder nur ein Verstärker der Schauspieler, nicht auch des Schauspielers zu sein. Er hat sein Ensemble mit seinem Saktinn gewählt, und die drei Aufführungen seiner drei Neuheiten waren Bühnenkünstlerisch wertvoller als diese Neuheiten selber. Es ist ein Miniaturtheater, das in geschmackvollen violetten und hellotropen Farben gehalten ist und kaum für fünfshundert Menschen Platz bietet. Aus dieser Platznot des Szenenraumes wird man eine stilbildende Tugend machen müssen: Die Millimetertiefe drängt zu einem Gestikulieren ins Breite und erzwingt eine Art karikaturistischen Schattenrißstil. Diese theoretische Behauptung hat in den praktischen Mißerfolgen und dem einen Sieg der Residenzbühne ihre Bestätigung gefunden. Die Grotesk-Posse Frank Wedekinds „der Liebestrank“ errang jenen Beifall, der der Seelenstudie Ossip Dymows und der witzlosen Ufernheit Hermann Katschs verjagt blieb. Ein lächerlicher Irrtum der Kritik, zu glauben, daß ein kleiner Raum die richtige Umgebung für den Ausdruck letzter seelischer Verschwiegenheiten sei. Denn auf diesem Quoduz-Bühnchen erscheint jede Gebärde als drastische Ubertreibung, jeder Ton klingt grell und gellend, die Enge drückt gleichsam auf das Spiel und treibt aus ihm groteske Verzerrungen heraus. Darum werden hier nur Stücke mit grotesken Grundelementen dargestellt werden dürfen, nicht aber seelische Raffinements voll zarter, dichterischer Schönheit. Die aber machen den edelsten Wert von Ossip Dymows „Treue“ aus. Russische Menschen, die nicht aus innerer Notwendigkeit eines klar durchdringenden Willens handeln, sondern aus den Augenblicklaunen äußerer Stimmungen. Keine Willensgestalten, sondern Passionsgeschöpfe, denen Tun und Unterlassen aufgezwungen wird. Ihre Handlungen sind abgerissene Kraftentladungen, die kein Vorher der Abergelung und kein Nachher der Erleichterung über die Kraftentäußerung haben. Aus beklemmender Dumpsheit springen Geschehnisse auf, und den Geschehnissen folgen Ermattungen. Aus unergründlicher Laune schlägt Lena die Werbung des geliebten Wlax aus, und um sie zu ärgern, um sie durch ihr Wissen seiner Liebesmacht miteinander enger an sich zu binden, heiratet er ihre Freundin Sonetschka. Die ist ganz Klein-Mädchenhaft gedacht und gestaltet. Wie im Traum fällt ihr das Glück zu als holdes Wunder, aber ihre Kinderhände sind zu schwach, es zu halten und zu wahren. Es zerbricht ihr. Aber ihr Blut ist wach geworden. Es lärmt in den Nächten

der Entbehrung und peitschte sie einem Jämmerling zu einem Menschen, der sozulegen ganz aus der Fassung ist wie ein Anzug, den man lange unbenützt im Kasten hängen hatte. Durch dieses läglliche Surrogat ihres Liebeswerbens wird sie Mutter. Aber das Kind stirbt und als mild erlösender Deus ex machina tritt der Tod in den Kummer dieser Menschen und nimmt die Mutter aus ihrem Kreis. In so zerbrechlich feinen Linien ist das Geschehnis dieses Dramas geführt. Sie sind schwer, beklemmend schwer von seelischer Erkenntnis, und nur in der räumlichen Distanzierung eines größeren Spielhauses könnte ihre Entfaltung ertragen werden. Allein die Kritik vermochte der Direktion nicht den richtigen Weg zu weisen, und rühmte nicht das ehrliche Mühen nach falscher Richtung, so daß die Bühnenleitung, vom Applaus des Publikums und vom Beifall der Kritik verlassen, nach einer schönen, aber Bühnenunwirksamen Pichtung mit einem ärgerlichen, aber gleichfalls theaterwidrigen Schwank den Versuch machte. Doch auch das „Sperrjahr“ von Hermann Katsch fand auf beiden Seiten keine größere Würdigung. Eine Chelomödie, bei der es nicht zum Chelbruch kommt, weil das temperamentvolle Weibchen von einem unerträglich langweiligen Pedanten nur an einen taftlosen Lüstling gerät. Und erst der dritte Versuch brachte den Erfolg. Ein Frühwerk Frank Wedekinds, das aus russischem Milieu groteske Witze und zynische Bilder holt. Jeder Zug, der zu folternder Unerträglichkeit hinführen will, bricht plötzlich ab, und an der Bruchstelle zeigt sich ein Bild infernalischen Humors. Da wird ein Kunstretter von einem russischen Fürsten unter dem Vorwand, die beiden fürstlichen Kinder zu erziehen, als Zauberer berufen; und weil er den Liebestrank, der dem sterilen Alten die junge Geliebte ausliefern soll, in überflüssiger Rechlichkeit nicht bereiten will, wird er gefesselt zur Folter geschleppt. „Wir sind in Rußland!“ In seiner Drangsal entschließt sich der gewesene Kunstretter und jetzige Pädagog, Hezenmeister zu werden und den schwindlerischen Trank zu mischen, der zwar den Alten zum jungen Mann macht, aber der jungen Gräfin nicht Liebe zu dem Alten einflößt. Ihrem andersartigen Wunsch wird andre Erfüllung: Sie wird an der Seite des Kunstretters Zirkusdame werden und auf störrischen Hengsten ihr wildes Blut schön müde reiten. Diese Sollenheit wurde von der Residenzbühne mit famos karikierender Laune gespielt. In Fräulein Richter-Rizka besitzt dieses Theater eine vibrierende Intelligenz, die solche exaltierte, gertenschlanke Frauenzimmer meisterhaft verkörpert. Herr Förster, der in Ossip Dymows „Treue“ den schwerblütigen Wlax ganz in düstere Melancholie gestellt hatte, trieb hier aus seiner mimischen Wandlungsfähigkeit eine schneidige Kennstallfigur heraus, die immer noch ein gewisses Mythisches, Weiblockendes bewahrte. Und rings um diese beiden gruppierte sich eine Schar trefflicher Karikaturenspieler. Nach drei Aufführungen läßt sich freilich noch nichts sicheres über den Zukunftsweg der Bühne sagen. Allein, wenn er zum Erfolg führen soll, wird er in der Entwicklungslinie dieser Groteske liegen müssen.

Dr. Hans Wantoch (Wien).



Lanx satura aus Bayern.

Das Herkale Bayern feiert in diesen Tagen mit großem Gepränge den 60jährigen Geburtstag eines Mannes, dem es zu großem Danke verpflichtet ist, des derzeitigen Kultusministers Dr. Anton v. Wehner. Die Grazien haben den Kleinen nicht mit freundlichen Augen angelächelt, als er zu Münnerstadt, dem freundlichen Städtchen an der Lauer, mit seinem uralten Augustinerkloster die Sonne Unterfrankens zum erstenmal strahlen sah und dem Vater, einem ehrfamen Kürschnermeister, ins Gesicht schrie. Aber

dafür legte ihm Minerva respektable Gaben des Geistes und einen unermüdblichen Fleiß in die Wiege. Münnerstadt, „das du klein bist unter den tausenden“ Deutschlands, bargst damals 2 Kindelein in deinen Mauern, deren eins den altherwürdigen Bischofsstuhl der Hl. Heinrichsstadt zieren, deren andres im ehemaligen Kloster der Theatiner zu München über geistliche und Schulangelegenheiten gebieten sollte. Als der junge Student Anton einst in den Auen der lieblich-plätschernden Lauer dahinging, da begegnete ihm ein altes Zigeunerweib, beschaute die Linien seiner Hand und wisperte: Wenn du geschick bist, meidest du die Kalenden des März! Und er ward nach glänzendem Absolutorium ein flotter Korpsstudent bei den „Haren“, wie sein langjähriger Amtsgenosse und jetziger Ministerialdirektor; und er arbeitete im Ministerium nach vortrefflichen Staatsprüfungen mit staunenswerter Nervenkraft die aufgebürdeten Lasten ab, ohne Murren, ohne Klage. Da plötzlich, als ihn die Krone am 1. März 1903 zum Minister ertor, fiel ihm jene alte Zigeunerin wieder ein — es ward zu spät. Die Konstellation für einen Kultusminister war die denkbar ungünstigste: im Landtag herrschte die ultramontane Partei unumschränkt; von oben ist die Parole ausgegeben: „Ruh um jeden Preis!“ Und dabei sollte man Kultusverwalter sein! Zudem sind leider immer noch Kirchen- und Schulangelegenheiten in einer Hand vereinigt, wobei meistens die Schulen, bezw. die Lehrer den Prügelstrafen abgeben müssen, wenn die Kirche unzufrieden ist. Das Wort des 2. Timotheusbriefes: „Du aber sei nüchtern allenthalben“, ward Wehners Devise. Nichts Großzügiges, nichts Temperamentvolles, weder Haß noch Liebe, sich selbst entmannende Objektivität ähnlich der des Bankbanus in Grillparzers „Ein treuer Diener seines Herrn“, so ist Wehner. Bei jeder Regierungshandlung ist die erste Erwägung nicht: Nützt sie dem Staat?, sondern: Könnte damit vielleicht das ruhige Gleichgewicht unserer Igl. bayrischen Ruhe ins Wanken geraten? Und da eben das Zentrum herrscht, wenn auch nicht König ist, müssen alle Handlungen nach jener Partei eingestellt werden. Herrschten die Liberalen, würden sie den Augenwinkel bestimmen. Bulwer sagt einmal: „The prudent man may direct a state; but it is the enthusiast who regenerates it, — or ruins“, die „Fähigkeit der Begeisterung, ohne die nie etwas Großes zustande gebracht wird“ (Knigge), fehlt dem trockenen Bureauraten völlig. Kein Funke Initiative zündete jemals in den sieben Jahren seines Regiments; wenn etwas Neues (die Errichtung der Oberrealschulen; Schaffung einer Ministerialabteilung für die Mittelschulen und dgl.) geschah, so tat es nur geschoben. Er rühmt sich, konservativ zu sein; gewiß, er ist so sehr, daß er wie weiland Pfarrer Westermahr in München denkt: „Den Fortschritt hol der Teufel, Amen!“, daß er das Zentrum als besten Hüter der Religion und als Damm gegen die † † Sozialdemokraten betrachtet. Kein Wunder, daß die Zentrumsprelle auf diesen Mann Dithyramben singt; bezeichnend ist eine Hymne, die der „Bahr. Kurier“ auf den „Reformminister“ jodelt: „Unter seinem Regime wurde die Institution der Weihbüchse eingeführt, die geistlichen Gehälter erhöht, die Einkünfte mehrerer Bischofsstühle erhöht, die Domkapitel in ihren Bezügen erhöht. Die Kirchengemeindeordnung liegt fertig da. Die Schulaufsicht soll neu geregelt werden (d. h. die Macht der geistlichen Schulinspektoren auf Bezzennien hinaus neu gestützt und vergrößert werden). Die Pädagogikprofessuren (an den Lyzeen) sind in Aussicht“. Dies Lob sagt mehr als ganze Leitartikel der Gegner. Die Klöster mehren sich Jahr für Jahr, die Klerikalisierung der Schulen macht riesige Fortschritte. Kein bayrischer Minister erntet soviel Weihrauch vom Zentrum wie Wehner; nur er stand noch niemals auf der Proskriptionsliste jener Parteihäupter, die sie von Zeit zu Zeit veröffentlichen, um der hochenden Volksseele einen Happen zuzuwerfen. Er ist der Mann der Kompromisse, wenn alle andern Mittel nicht mehr verfangen. Ein Schulbeispiel ist der Fall „Schmitzer“. Als katholischer Theologieprofessor ist

er unmöglich; die Herübernahme in die philosophische Fakultät würde die klerikale Partei als Schimpf empfinden, da das Opfer dem rasenden See entkäme und vielleicht zur Nachfolge reizen könnte; was tun, spricht Zeus? Wehner gibt ihm auf unbestimmte Zeit Urlaub und der Kasus ist entschieden. Handelt es sich in einem ähnlichen Fall um eine weniger bedeutende Persönlichkeit wie Schmitzer, so wird brutal vorgegangen, wie beim ehemaligen Lyzealprofessor Dr. Sickenberger: man wirft ihm die Türe zum Staatsdienst vor der Nase zu. Schlägt die klerikale Presse einmal gewaltig Lärm, so kommt man ihr freundlichst entgegen. Wieder ein Beispiel aus jüngster Zeit! Hatte da die „Augsburger Postzeitung“ in einer ganzen Artikellserie die unterfränkische Kreisregierung wegen der Empfehlung der „Pädagogik von Dr. Hemann“ für junge Lehrer wütend angegriffen. Man schlug auf die Kreisregierung los, meinte aber den betr. Kreis Schulinspektor, der als liberal bekannt ist. Nun aber stellte sich heraus, daß diese Empfehlung aus dem Kultusministerium selber stammt. Die Presse war einigermassen verlegen; aber ein Präsidialerlaß der unterfränkischen Regierung kam ihr sofort zu Hilfe, ein Dokument merkwürdigster Art:

„In dem Regierungsausschreiben vom 17. August 1910 (Schul-Anz. S. 253) wurde für die erste und dritte besondere Konferenz das Werk von Hemann, Geschichte der neueren Pädagogik, zum Studium empfohlen. Inzwischen (!) wurde jedoch festgestellt, daß dieses Buch ausschließlich der protestantischen Auffassung Rechnung trägt. Infolgedessen wird den sämtlichen katholischen Fortbildungspflichtigen des Regierungsbezirkes eröffnet, daß sie nicht gehalten sind, zum Studium des vorgeschriebenen Pensums aus der Geschichte der Pädagogik das mehrgenannte Werk von Hemann zu benutzen . . .“

Und das hat mit ihrem Singen die „Augsburger Postzeitung“ getan! Hätten wir eine parlamentarische Regierung wie in England, so wäre Wehner ein Muster; so aber ist er ein Minister von Opportunitätsgnaden!

Sie fragen, was wir in Bayern mit dem motu proprio des Papstes tun? Was der Staat zu tun gedenkt? Das weiß der Vohli! Einstweilen wird weiter gewurfelt. Im Priesterseminar (Georgianum) in München liegen nach wie vor Zeitungen und Zeitschriften auf, ebenso in Freising. In Eichstätt hat man sich um Dispense nach Rom gewandt; in Passau, Regensburg, Speyer und Würzburg ist das Dekret streng durchgeführt; außer den kirchlich approbierten Lehrbüchern darf weder eine Zeitung, noch eine wissenschaftliche Zeitschrift oder Broschüre noch irgend ein nichttheologisches Buch gelesen werden. Selbst der unendlich harmlose „Herz-Jesu-Vote“ ist verbannt. Man könnte ja denken die katholische Kirche mag ihre Diener heranziehen, wie sie will; wenn man trotz der Mannigfaltigkeit der heutigen Kultur, trotz der allseits hereinströmenden Fortschritte, trotz der mit allen Waffen des Geistes arbeitenden Richtung des Monismus meint, mit einem Alexus zurechtzukommen, der vor dem Eintritte in die Welt hermetisch von ihr abgeschlossen ist, der mit dem mageren Brocken scholastischer Gelehrsamkeit gefüttert wird, der die Einseitigkeit der Vorbildung zur Tugend erhebt, der in vielen Fällen ohnehin des leichteren Studiums halber — es ist noch nie gehört worden, daß ein Lyzealjünger im Examen durchfiel —, nicht aus innerem Trieb berufen sich der Klerisei widmet, so müßten namentlich Gegner der katholischen Kirche dieses motu proprio mit allen Zungen preisen und die strengste Durchführung des Erlasses befürworten; denn es gibt kein besseres Mittel, die Inferiorität der katholischen Geistlichkeit und Theologie bis zum Gestrümpf zu bringen als jene geistige Kontinental Sperre. Aber der Staat hat ein Interesse daran, daß die von ihm bezahlten Diener gleichwertig mit den andern akademisch Gebildeten erzogen werden, zumal wenn er sie sogar zu Aufsichtsbeamten verwendet. Wir sind wirklich neugierig, wie Muntius Frühwirth, der nach Rom gereist ist, und zwar nicht wie Fischer-Köln mit 200 000 Mt. Peterspfennig im

Sädel, die entstehenden Konflikte beilegt oder ob er mit der Weisung zurückkehrt: Roma locuta, causa finita.

In politicis konnte es Eingeweihte nicht überraschen, daß der bayr. Bankdirektor W. Freiherr v. Pechmann, ein orthodoxer Protestant, der sogar zum Konsistorialpräsidenten in Aussicht genommen war, öffentlich seinen Austritt aus dem Deutschen Hansabund mitteilt, mit einer Begründung, die ein scharfes Echo wohl finden wird. Daß er diese Absage justament in der „Rheinisch Westfälischen Zeitung“ veröffentlicht, in jenem Blatte, das am feurigsten die Abtrennung eines Teiles der Großindustrie von dem Hansabund anstrebt und den Anschluß an das Agrariertum betreibt, ist bezeichnend. Es ist ja kein schlechter Gedanke: die beiden produzierenden Großbetriebe im Osten und Westen: hier Fleisch, Getreide und Schnaps, dort Kohle und Eisen, nehmen den Konsumenten liebevoll in die Mitte und singen:

„Hört, ihr Herrn, so soll es werden:
Gott im Himmel, wir auf Erden
Und der König absolut,
Wenn er unsern Willen tut!“

Menippus.



Randbemerkungen.

G. M. B. H.

Was nicht heißen soll: Gemütsmensch mit bedeutendem Horizont, noch auch: Geniale Männer bauen Hypothesen, auch nicht etwa: Guter Meister bleibe hier, es soll einfach heißen: Goldene Maximen Bethmann Hollweg's. Warum so geheimnisvoll? Nun, erstens leben wir im Zeichen der Abkürzungen, zweitens der G. m. b. H.'s, drittens gehört ein bißchen spielerisches Wesen zu einem anständigen Philosophen aus dem Altertum — ich bin nämlich einer gewesen —, viertens sollen alle andern Philosophen, vor allem der Höfensinower selbst, dieses lieber nicht lesen, und vor Gesellschaften mit beschränkter Haftung haben sie einen noch weit größeren Abßchen, als vor solchen mit beschränktem Horizont, fünftens bekommt andererseits auf diese Weise, angelockt durch die altvertrauten Buchstaben, vielleicht mancher unphilosophische Böödter vom Schlage der Vernburg und ähnlicher Feinde blauer Theorie auch einmal eine Dosis wahrer Weltweisheit beigebracht, was ihm gar nichts schaden könnte, sechstens sparen die armen Gezer 26 Buchstaben — ein Gewinn, der allerdings durch diese eingehende Begründung ziemlich illusorisch wird, aber das ist eben auch wieder charakteristisch für das Wesen der Philosophie, siebentens — ich soll aufhören? Gut, also: Goldene Maximen Bethmann Hollweg's.

1. Wo finden wir sie? 2. Wie sehen sie aus? 3. Wozu dienen sie? 4. Was lernen wir aus ihnen? 5. Was lernen wir aus ihnen nicht? 6. Was möchten wir aus ihnen lernen? 7. — ich soll wieder aufhören? Gut, also:

ad 1. Wir finden sie im Archiv der philosophischen Fakultät der Universitas litterarum Berolinensis, ebendort Faßzettel eingegangener Dankeschreiben bezüglich verlebener Ehrendoktoren.

ad 2. Sie sehen aus, als wenn einer mehrere Tage herumgegangen ist und sich überlegt hat: Was schreib ich, was schreib ich, was schreib ich bloß?

ad 3. Sie dienen

- a) als nachträglich eingereichte Promotionsarbeit zur Begründung der Berechtigung der Verleihung der Konzession zur Führung des Titels aller Titel.
- b) als Begründung der Berechtigung zur Abhaltung theoretisch-philosophischer Vorlesungen in Abgeordnetenräufern und ähnlichen Stätten weltlich-materialistischen Geschehens.

ad 4. Wir lernen aus ihnen, daß es einen Unterschied gibt zwischen Erkenntnis und Tat, Theorie und Praxis, und daß man selbige je nach Temperament und Geburtsjahr auseinanderreißen, vereinerleien oder weise verbinden könne. Es war das zum Teil bisher nicht bekannt.

ad 5. Wir lernen nicht aus ihnen, warum wir eigentlich so niederträchtig sind, den Wert geistiger Arbeit für das politische Leben der Nation zu unterschätzen. Man bedient sich doch gerade heute allerorts der Theorie recht heftig, selbst wenn man ihre Geburtsstätte, den Geist, anders definierte, als der alte Plato es tat (übrigens im Olymp einer meiner besten Freunde, bloß von Philosophie redet er nicht mehr.) Ferner lernen wir nicht, warum es die Grenzen zwischen Erkenntnis und Tat nicht verwischen heißt, wenn man vor lauter Erkenntnis nicht zum Handeln kommt und mit einem „Es ist nun mal so“ (vergl. Scholemmer über die Fleischsteuerung) in die gottgewollte Abhängigkeit versinkt. Das heißt zwar nicht, den Staat durch die Theoretisierer leiten, aber es heißt, ihn wegen allzuvielen Theoretisierens gar nicht leiten.

ad 6. Gerne hätten wir aus den Goldenen Maximen ersehen, daß ihr Verfasser gewillt ist, statt über Theorie und Praxis im Staatsleben zu philosophieren und ihre falsche Behandlung zu verurteilen, das Philosophieren selber über die Philosophie des Staates aus der Welt philosophiert hätte. Aber es kann niemand aus seiner Haut.

ad 7. — ach so! Schluß.

Tersites.

Die erste Attacke.

Am vorigen Sonnabend ist im Reichstage über die Kaiserreden in Königsberg, Marienburg und Beuron nur pro forma gesprochen worden. Die Interpellation der Sozialdemokraten war ein Schlag ins Wasser. Aus diesen Reden war nicht mehr oder weniger Kapital zu schlagen, als aus der Denkweise unsres Kaisers überhaupt, die doch schließlich genügend bekannt ist. Politische Aktualität wie beim Interview von 1908 ließ sich ihnen nur künstlich abquälen. Aber die politische Aktualität wurde von andrer Seite hereingebracht, von Herrn v. Heydebrand. In dem Moment, als er neben dem Kanzler stand, und mit drohendem Finger von der Reichsregierung zur geeigneten Stunde geeignete Mittel gegen die Sozialdemokratie verlangte, wurde das erste Signal zum Beginn des Wahlkampfes gegeben. Es war die erste Attacke im Sinne der Bethmannschen Sammlungsparole, wenn auch mit einem reichlich unansehnlichen Rippenstoß gegen den Vater dieser Sammlung verbunden. Immer unüberfüllter tritt nun die Aufstellung der Heere zutage. Aber den Freisinn ist von Heydebrand wie von Bethmann das Verdammungsurteil längst gefällt. Er gilt als aufgegeben und wird mit der Sozialdemokratie in einen Topf geworfen. Die Reichspartei hat sich dieser Kriegserklärung rundweg angeschlossen. Das Zentrum marschiert einstweilen noch geräuschlos in der Reserve. Denn noch wagt man nicht zu entscheiden, ob die Nationalliberalen Freund oder Feind sind. Das ist der einzige Punkt, auf dem noch Nebel liegt. Wohl das interessanteste Merkmal dieser Unsicherheit bildete am vergangenen Sonnabend die Tatsache, daß von keiner Seite gegen Bassermann polemisiert worden ist, obwohl die Rechte schon Handhaben dafür gehabt hätte. Daß die Nationalliberalen freiwillig aus ihrer Mittelstellung herausgehen werden, ist kaum anzunehmen. Den Gefallen tun sie der Rechten und dem Zentrum nicht. Je näher aber die Wahlen rücken, um so stärker wird bei diesen beiden die Ungebuld steigen, auch hier zu offenem Angriff überzugehen. Schließlich wird es dazu kommen müssen. W.

Türkische Vorheiten.

Darüber kann kein Zweifel sein, daß Deutschland und Österreich-vorderasiatische Block müssen die übrige Welt. Schon allein um jetzt den Zugang nach Persien von

Trapezunt aus offen zu halten, müssen wir auf Seite der hohen Pforte sein. Das kann jedoch den wahrheitsliebenden Beobachter nicht daran hindern, die vielfachen Fehler zu sehen und zu rügen, die tagtäglich und wöchentlich die junge Türkei sich zu schulden kommen läßt. Im Gegenteil, es wird gerade für unser gutes Einverständnis von Nutzen sein, wenn wir unsre guten Freunde auf die schwachen Seiten hinweisen, wenn wir verlangen, daß sie ihr Haus besser in Ordnung halten, wenn wir der Meinung Ausdruck geben, daß es für die Stärke des osmanischen Reiches besser sei, wenn das Komitee von Salonik nicht durch übermäßigen Chauvinismus die Fremdvölker reizt, sie zu Vandalenbildungen anstachelt und dann durch die Bekämpfung der Vandalen die türkischen Streitkräfte verzettelt. Es ist gewiß nicht von Vorteil, wenn von einem Tag auf den andern die Grenzen immer unruhiger werden, wenn immer neue Vandalen auftauchen. Aus all diesen Gründen wäre es auch jetzt noch nicht angezeigt, die Kapitulationen, wie man es in Salonik und Konstantinopel wünscht, abzuschaffen. Schon jetzt mehren sich die Fälle, da die osmanische Regierung sich über die verbrieften Rechte hinwegsetzt, da sie fremde Untertanen vergewaltigt. So hat neulich in Smyrna ein Italiener einen Franzosen erschlagen. Der Dolchschläger wurde von den osmanischen Behörden ergriffen; nicht weil es ihnen Spaß gemacht hätte, sich noch mehr Arbeit auf den Hals zu laden, sondern lediglich um zu verhindern, daß der Abeltäter von dem italienischen Konsulate abgeurteilt würde, um gegen die Kapitulationsprivilegien einen Schlag zu führen. Auch sind die Türken weit davon entfernt, einem Christen, wie es doch in der Verfassung versprochen war, die gleichen Rechte wie einem Mohammedaner zuzubilligen. Freilich drängen sich auch die Christen nicht nach einer solchen Gleichheit. Sie suchen sich dem Kriegsdienste zu entziehen, der ihnen jetzt nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten wird. Ein Kapitel für sich bildet der Umgang mit Damen. Die Türken werden nicht selten led gegen solche auf öffentlichen Straßen, bei hellem Tageslichte. Neulich hat ein Neffe des berühmten Komponisten, ein Herr Donizetti, seine Dame verteidigt und einen türkischen Frechling gehauen. Bestraft wurde aber Donizetti. Auch ist die Tortur noch keineswegs abgeschafft. Aus Macedonien sind verschiedene Fälle bezeugt. Aber schließlich mögen das vorübergehende Epizoden sein. Wichtiger ist schon, daß die Korporation der Schauerleute und Lastträger sich gar nicht um eine hohe Regierung kümmert und einen wahren Terrorismus in den Häfen ausübt. Und was für ein Zeichen der Zeit ist das, wenn gegen 150 000 Drusen nicht weniger als 30 000 Soldaten aufgeboden werden und dann die Kriegsgerichte wüten? Die erste Ursache? Ein Türke machte einen Drusen nieder; zwei Drusen lödeten hierauf den Mörder; eine ganze Abteilung von Soldaten zerstört zur Strafe das Dorf der zwei Drusen; alle Drusen rächten sich, indem sie zwei türkische Dörfer niederbrannten. Nun kam ein ganzes Heer türkischer Soldaten, kamen jene 30 000, um im Namen der Gleichheit und Brüderlichkeit — links und rechts die Heimat der Drusen mit Feuer und Schwert zu verwüsten. Ähnliche Zustände in Albanien, ähnliche in Kurdistan, ähnliche in Mesopotamien und Arabien. Nach dem Urteile von wirklichen Kennern sind die inneren Zustände jetzt schlimmer als zuvor, schlimmer als unter der übel berufenen Herrschaft Abdül Hamids. Trotzdem kann es ja nichts schaden, wenn wir den Türken jetzt ein Geldchen leihen: wir gewinnen damit eine neue Hypothek auf die Türkei.
Dr. A. W. (München).

Amerikanische Schifffahrt.

Die Amerikaner fangen an, die Rückständigkeit ihrer Handelsschiffe unangenehm zu empfinden, seitdem sie die europäischen Waren von südamerikanischen, ostasiatischen und andern hoffnungsvollen Absatzmärkten möglichst verdrängen wollen. Nur die amerikanische Küstenschifffahrt erfreute sich bisher einer politischen Unterstützung, indem

hierfür der fremde Wettbewerb überhaupt verboten wurde. Es geschah aber nichts, um den Sternenbanner am überseeischen Verkehr einen angemessenen Anteil zu verschaffen. Die Sonnenzahl amerikanischer Schiffe ging sogar von 1861 bis 1871 von $4\frac{1}{2}$ auf $1\frac{1}{2}$ Millionen und bis 1905 auf 1 Million zurück. Die Ursachen hierfür sind nicht weit zu suchen. Zunächst hat die amerikanische Schifffahndindustrie einen schweren Stand. In Amerika kostet der Bau eines bestimmten Schiffes 30 bis 50 Hundertteile mehr als in England, trotz der billigeren Rohmaterialien, die drüben nur 2% der Gesamtkosten ausmachen. Daß für amerikanische Schifffahrtsgesellschaften im Auslande Schiffe gebaut werden, gestattet die Regierung aus Rücksicht auf die Gewerkschaften der Arbeiter nicht. Ebenso wenig werden fremde Seeleute auf amerikanischen Schiffen gebildet, amerikanische Seeleute aber erhalten drei bis viermal soviel Lohn als andre, nämlich etwa 50 Dollar (200 M.) im Monat bei freier Verpflegung. Am schwersten wird es der amerikanischen Schifffahrt im Stillen Ozean, sich zu behaupten. Im Hafen von San Francisco liegen die Dampfer der Oceanic Steamship Company seit zwei Jahren still, weil es ihnen unmöglich ist, mit britischen und japanischen Schiffen, die zwischen diesem Platz und Australien laufen, zu konkurrieren. Gegenwärtig gibt es nur fünf amerikanische Schiffe, die den Stillen Ozean durchqueren; sie laufen aber nur in Verbindung mit den Eisenbahnen, und die Eigentümer halten ihren Dienst mehr aus Patriotismus als aus Erwerbstrieb aufrecht. Patriotismus war es auch, was die Eigner von vieren dieser Schiffe bewog, ein finanziell vorzuziehendes Anerbieten, sie an die japanische Regierung zu verkaufen, abzuschlagen.

In der amerikanischen Presse werden verschiedene Vorschläge gemacht, um bessere Verhältnisse für die nationale Schifffahrt zu erzielen. Man verlangt nach zollfreier Einfuhr der zum Schiffbau dienenden Materialien, nach Prämien und andern Unterstützungen durch die Regierung. Es sind dabei aber manche Hindernisse zu berücksichtigen und manche Bedenken zu überwinden. Die Hochschutzzöllner werden sich jeglicher Zollherabsetzung auf das hartnäckigste widersetzen, und was Prämien anlangt, so ist zu befürchten, daß die Eisenbahnkönige einen großen Teil davon durch Erhöhung der Sätze für Durchreise-Fahrtscheine in ihre Tasche lenken würden. Jedenfalls muß aber etwas in dieser Richtung geschehen, wollen sich die Amerikaner für ihren Außenhandel nicht ganz von fremder Schifffahrt abhängig machen.
C.

fleischverbrauch in Amerika.

Im Lichte der Wirtschaftsgeschichte ähnelt der Vegetarismus der Lehre des Fuchses in der Fabel vom sauren Geshmack der Trauben, die ihm zu hoch hingen. Der Umstand, daß die Japaner seit Jahrhunderten die Segnungen vorwiegend der Pflanzenkost genießen, hindert sie nicht daran, jetzt wieder möglichst viel Fleisch zu essen, wo die Modernisierung ihres Wirtschaftslebens sie dazu in den Stand setzt. Andererseits gewinnt der Vegetarismus nur dort an Boden, wo die Viehzucht infolge abnehmender Rentabilität an Boden verliert. Die stärksten Fleischesser sind immer die Bewohner junger, fruchtbarer, aber noch dünnbesiedelter Länder; der Fleischverbrauch nimmt aber regelmäßig, entsprechend der Bevölkerungszunahme, wieder ab. Das zeigt besonders deutlich die Geschichte des Fleischverbrauchs in den Vereinigten Staaten. Seit 1840 ist dieser im Verhältnis zur Bevölkerung immer geringer geworden; seit 1900 hat die Menge vorhandenen Viehs kaum zugenommen, während die Bevölkerung um fast 20% anwuchs. Im Jahre 1900 betrug die Durchschnittszahl des Viehs auf jeden Einwohner 0,69, im Jahre 1890 0,92. Die Zahlen für Schafe und Schweine lauten ähnlich. Die Ausfuhr von Schlachtvieh sank von 593 000 Stück im Jahre 1904 auf 208 000 im Geschäftsjahr, das Ende Juni 1909 abließ. Die Ausfuhr von Fleisch und Fleischprodukten erreichte den Höhepunkt im Jahre 1906

mit 364 Millionen Kilogramm, betrug aber im letzten Jahre nur 209 Millionen Kilogramm. Der Export von Rindfleisch im Jahre 1909 umfaßte nur 57% desjenigen des Jahres 1906. Vor 70 Jahren bestand die Mahlzeit des Amerikaners zur Hälfte aus Fleisch; heute nur noch zu einem Drittel.

Die Hauptursache dieses Rückganges ist natürlich in dem Zurückweichen der Viehzucht vor dem Ackerbau zu suchen; aber auch die Konzentration der Verpackungsindustrie hat einen Teil der Schuld zu tragen, die die Fleischpreise noch künstlich verteuert. C.

* * *

Mohammed Ali Privatier.

Das war freilich etwas anders, als der Herr Papa damals bei uns war. Galadiner, Oper paré und ein ganzer Sternschnuppenregen von Orden. Die Steine sollen freilich nicht immer echt gewesen sein. Aber daran trug nicht Muzaffer Eddin die Schuld. Mein Gott! Bis so ein Orden auch vom Verleiher zum Dekorierten kommt! Ein recht gefährlicher Weg. Mehrmals war Muzaffer bei uns. Wir standen den Persern sozusagen sympathisch gegenüber. Wir hatten überhaupt eine Vorliebe für östliche Exotik. Auch den König von Siam haben wir gesehen. Und alle Augenblick war ein Fürst oder ein König vom Balkan da. Der Vater des gemordeten Alexander aus Serbien war geradezu Stammgast. Hoch ging's her! Das war halt noch eine Zeit... Die großen Herren besanden sich ständig auf Reisen. Und in Wien hatte man eine rechte Freude an ihrem prunkhaften Anblick, man vergaß aller dieser unliebsamen Dinge: Christenverfolgung, Absolutismus, Gewalt Herrschaft. Jetzt aber geht das Geschäft recht schlecht, das Regierungsgeschäft nämlich. Und die östlichen Herren müssen schön zu Hause bleiben, sonst könnte es ihnen leicht passieren, daß sie bei der Rückkehr eine Tafel an der Grenze fänden: Einfahrt verboten. Wirkliche Könige aus dem Morgenlande bekommen wir selten zu sehen. Schade, sehr schade. Dafür wird jetzt vom Landesverband für Fremdenverkehr eine neue Rubrik eröffnet: Könige a. D. Es fährt jetzt schon eine ganz nette Anzahl in der Welt herum; vorausgesetzt, daß man ihnen diese Passion gestattet. In der Türkei sitzt z. B. ein ganz stiller Mann. Eigentlich: ich kann mir nicht vorstellen, daß einem dieses Reisen in aufgezungenem Inkonigno Spaß macht. Insbesondere in Österreich nicht. Von der Indiskretion unsres Meldezettels haben Sie ja schon gehört, nicht wahr? Und wenn man nicht das Gottesgnadenrecht der Territorialität besitzt, kann einem dieses fühllose Stück Papier mit seinen Rubriken: Namen, Stand oder Charakter, Wohnort recht peinlich berühren; recht peinlich, wenn man so niederschreiben muß: Mohammed Ali, Privatier aus Teheran. „Widrigens“ man noch wegen Falschmeldung belangt werden könnte. Janus (Wien).

* * *

Der Empfang der Prinzessin.

Der Byzantinismus ist eine der schlimmsten Krankheiten unsrer Zeit. Er benebelt mit Naturnotwendigkeit die Köpfe der Großen, bricht gewissen Schichten der Bevölkerung das Rückgrat, vernichtet die wahre Loyalität und was das Schlimmste ist, er ruft als Reaktion den Haß und den Hohn der breiten Massen wach. Das Letzthaus ist die Schöpfung eines sehr liberalen Mannes, was würde er wohl gesagt haben, wenn er mit angesehen hätte, welches Brimborium man da zum Empfange einer Prinzessin macht. Die Tochter unsres Kaisers ist eine junge Dame von knapp 18 Jahren, und gewiß gönnt man ihr alle Ehren, die ihrem Geschlechte und ihrem Range zukommen, aber als sie neulich das Letzthaus besuchte, hat man sich förmlich auf den Kopf gestellt. Hier ein Auszug aus einem kurzen Zeitungsberichte: „Durch die Gänge des Hauses und um die Treppentreppe zogen sich Rosen- gewinde, auf jeder Treppenstufe standen weißgekleidete Mädchen, Rosenkränze in den Haaren und Rosenkränze

in den Händen“. Uff. Daß der Vorstand in corpore, der Bürgermeister und ein halbes Duzend Geheimräte extra erschienen waren, ist selbstverständlich. Es gab Chorgesang, Begrüßungsreden und Festspiele. — Was hat nun die Prinzessin von den Einrichtungen des Letzthaus, von den Zwecken, denen es dient, von den Lebensverhältnissen der jungen Mädchen kennen gelernt? Gar nichts, sie ist angehimmt worden und hat ein Schiefes und falsches Bild vom Leben und der Wirklichkeit bekommen. Ein vernünftiger Mensch aber bebauert die arme Prinzessin und denkt sich sein Teil über die Empfangsarrangeure. Dr. P.

* * *

Boxer in Berlin.

Es ist erreicht! Der „Deutsche Boyklub“ hat ein „internat. Boymeeting“ in Berlin veranstaltet, sich amerikanische Faustmenschen dazu verschrieben, und man hat gekämpft. Hinend, mit Verletzungen der Hand und kampfunfähig gemacht durch Schläge auf den Magen, haben die Überwundenen das Feld der Ehre verlassen, und wenn auch nicht Hirnschalen eingeschlagen wurden und das Blut in Strömen floß, so war es doch trotzdem schön und das zahlreich erschienene Publikum zufrieden. Die Manager waren wahrscheinlich der Ansicht, daß sich die Bestialität bei uns noch nicht herrlich genug offenbart habe und wollten etwas ordentliches tun, um die Rohheit der Massen zu stärken. Es ist ihnen gelungen und wird ihnen weiter gelingen. Heil dem Volke der Dichter und Denker. P. M.

* * *

Caféiers und Komponisten.

Ich hatte an dieser Stelle den Aufruf besprochen, den die Vereinigung Hamburger Caféiers und Wirte an die deutschen Komponisten erlassen hat, um sie davon abzuhalten, ihre Ansprüche auf Sanktione einseitlich und streng zu verfolgen, und hatte diesen Aufruf nach Form und Inhalt kritisiert. Das hat mir den Zorn der „Deutschen Caféier-Ztg.“, die ich bis dahin zu kennen noch nicht die Ehre hatte, eingetragen und sie geht scharf gegen mich ins Zeug. Sie behauptet, meine Schreibweise sei kläglich, mein Stil sei schon mehr Stiel, ich gefalle mich in der Rolle des schützenden Herolds über Darmfalten und Pferdeschwanz (!) und schreibe überhaupt eitel Unsinn. Der Schluß der Epistel lautet: „Was die übrigen niedrigen Verbachtigungen und Sticheleien anbelangt, mit denen Herr Dr. M. P. den Caféhausbesthern einen Hieb versetzen will, so stehen sie doch noch um ein paar Stufen höher, wie irgend ein verkrachter Jurist oder Mediziner, der aus Unverstand zur Feder griff. Jedenfalls ist der Verkauf von Bier und Schnaps (im Original fett gedruckt) noch immer stungemäßer, als einen durch Bier- und Schnaps-Genuß hervorgerufenen absolut anormalen Ideengang in einem unbewachten Augenblick zu Papier zu bringen.“

Ich bin gerichtet!

Dr. M. P.



Der Potentaten-Kongreß.

Aus Japan kommt eine seltsame Nachricht: man will die asiatischen Potentaten auffordern, einen Kongreß zu besuchen — einen Potentaten-Kongreß.

Na — was in Europa ein Uding wäre — das sieht in Asien ganz natürlich aus; Asien erregt immer mehr das Erstaunen Europas. Und das wird sich noch steigern, wenn der Kongreß zur Tatsache wird.

Ein japanischer Gesandtschafts-Attachee sagte mir das Folgende:

„Das Allerwichtigste für die Pan-Asiaten ist zunächst die Regelung des Fremdenverkehrs. Den Fremden gegenüber müssen wir gemeinsam vorgehen. Wir müssen besonders den Europäern und den Amerikanern zeigen, daß der Pan-Asiatismus nicht Chimäre ist. Das können wir nur, indem wir die asiatischen Potentaten höflichst dazu veranlassen, die gemeinsame Sache öffentlich durch einen Kongreß zu dokumentieren, wie er in der Weltgeschichte bislang noch nicht in die Erscheinung getreten ist.“

Da erwiderte ich:

„Es handelt sich also beinahe um eine kriegerische Aktion, nicht wahr?“

„Nein!“ rief er sehr lebhaft, „die Sache hat nur diplomatischen Charakter. Und darum ist in unsrer Presse lang und breit erörtert worden, ob es zweckentsprechend wäre, wenn Japan an der Spitze der Aktion stünde. Und wir sind alle in Japan zu der Überzeugung gelangt, daß dem Kaiser von China durchaus der Vortritt zu lassen sei. In China haben wir die bedeutendsten Diplomaten. Und wir haben diesen unsern Plan unterbreitet.“

„Und“, fragte ich nun, „haben sich die chinesischen Herren zustimmend verhalten?“

„Ja!“ versetzte er hart, „Sie können schon davon überzeugt sein. Zweihundert Meilen westlich von Peking wird der große Kongreß stattfinden — in der Mitte des himmlischen Reiches. Und mit orientalischem Pomp wird er inszeniert werden. Der Schah von Persien wird nicht fehlen. Und die indischen Fürsten sind begeistert von

der Idee. Ein derartiges Potentatenschauspiel wird der Welt ein Neues sein. Man wird viel darüber sprechen. Aber man wird in Europa und Amerika nicht erfahren, was eigentlich vor sich geht. Dafür werden wir sorgen. Es wird den ausländischen Journalisten unmöglich sein, den Verhandlungen beizuwohnen. Und — Japaner, die in Europa betraut sind — dürfen auch nicht mittun. Das ist ja fatal für mich. Aber Sie bemerken wohl, daß alle Bestechungsversuche nichts nützen werden — denn zum Kongreß werden nur ganz eingefleischte Pan-Asiaten zugelassen.“

„Ich verstehe“, sagte ich ruhig, „aber Sie müssen doch wissen, was sonst noch auf dem Kongreß verhandelt werden soll. Wenn jeder asiatische Potentat mit hundert Diplomaten da ist, so ergibt sich doch von selbst, daß man auch über interne asiatische Angelegenheiten sprechen dürfte. Wird man nicht auch über Einführung von Parlamenten und über Reformen im Regierungswesen sprechen?“

„Man wird“, gab er zögernd zurück, „besonders betonen, daß mit der einfachen Güte bei der Regierungsgeschichte nicht viel getan ist. Und dem entsprechend wird man vielleicht manches reformieren — aber nicht in europäischem Sinne reformieren.“

„Sie weichen mir aus!“ sagte ich.

Das half aber nichts. Im weiteren Gespräche wich er mir immer mehr aus.

Neugierig bin ich, wie sich dieses Novum entwickelt wird.
Paul Scherbart.

Bezugsbedingungen:

Wierteljährlich 4,50 M.
Einzelnnummer 40 Pf.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen:

Die vierspaltige Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Wir verkaufen auf Teilzahlung

Moderne Trauringe Mattgold, 14 Karat 0.585 gestempelt



No. 2115. Sinnspruch: „Die Liebe hört immer auf“. M. 23.—



No. 2116. Sinnspruch: „Denn für immer“. M. 25.—



No. 2417. Sinnspruch: „Gott mit uns“. M. 24.—



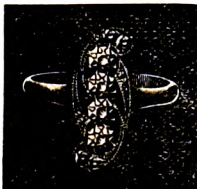
No. 2418. Sinnspruch: „In Liebe treu“. M. 23.—



No. 2419. Blumenemblem Myrthe-Rosen. M. 24.—



No. 2120. Blumenemblem Myrthe. M. 23.—



No. 1558. Glanzgold, 4 Brillanten, Gr. 9 (3/4 Kar.), 10 Brillanten, Gr. 1 (1/4 Kar.); zus. 14 Brillanten (16/64 Kar.), in Platin gefasst . . . M. 350.—

Hunderttausende Kunden in 30 000 Orten des Deutschen Reiches

Uhren

Unser Katalog enthält grosse Sortimente in Brillantschmuck. Feinste Uhrenmarken. — Hochzeits- u. Gelegenheitsgeschenke

Uhren



No. 1124. Mattgold, Schiene durchbrochen, 1 Brillant, Grösse 2 (2 1/4 Karat), in Platin gefasst . . . M. 31.—

Jonass & Co., Berlin K.W. 320, Belle-Alliancestr. 3

Eigene Gehäusemacherei.

Eigene Goldschmiede.

Eigene Gravieranstalt.

Eigene grosse Uhrwerkstätten.

Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usw. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Julius Groffe: Ausgewählte Werke. Mit Biographie von A. d. Bartels unter Mitwirkung von A. Bartels, J. Ettlinger, H. v. Gumpenberg und J. Munker, herausgegeben von A. Groffe. U. Duncker Verlag (Berlin). 3 Bände.

Die Ernte von einem deutschen Dichterleben aus der Zeit des Epigoneniums, von der Tochter Julius Groffes liebevoll gehegt, liegt vor. Drei starke Bände enthalten das Beste, was ein für das Höchste glutvoll schwärmender deutscher Idealist und Träumer geschaffen hat. Dieser Schönheitsmensch war eine tragische Natur. Ausgestattet mit dem reichsten Wissen, einem erstaunlichen Feingefühl für die Form und einen großen Können, mußte sich seine Arbeit unter ungünstigen Lebensbedingungen und häufigem Wandel der sozialen Lage in kleinen Gaben zersplittern. Diese Unsicherheit des geborenen Effektivisten verführte Julius Groffe zu dem Schaffen auf allen Gebieten, zu seiner Tätigkeit als Kritiker kam ein reiches lyrisches, episches Schaffen. Versuche, das Drama zu bewältigen, und eine rastlose Romanproduktion. Gerade, weil Groffe eine so durchaus weitabgewandte, aristokratische Natur war, mußte dieses übermäßige Schaffen, das sich später in den Dienst der Nahrungssorgen und der Erwerbsfrage stellte, eine ruhige Ausgestaltung restlos gelungener Werke unmöglich machen. Aber zu dieser äußeren Tragik kam noch die eines hochstrebenden Naturells, das über die ihm gesteckten Schranken einer im kleinen anmutsvollen und feilisch bewältigten Welt mit äußerlich gegebenen Werten nicht hinauskam. Groffe hatte höhere Ambitionen. In „Abufazims Seelenwanderung“ wollte er die göttliche Romödie der Neuzeit schreiben, im „Volkslied“ dachte er einen modernen Ersatz, ein Gegenstück zum Lied von den Nibelungen geschrieben zu haben. Aber diese Versuche reichen an ihr Ziel nicht im entferntesten hinan, wohingegen Groffe in kleinen Formen des epischen Gedichts, wie es auch Heise meisterte, einiges Unvergängliches geschaffen hat, wie das prächtige „Mädchen von Capri“ und

die „Gundel vom Königssee“. Großes Dramen sind ehrenvolle Marksteine eines hohen Künstlerwillens in einer elenden Zeit, aber volles dramatisches Leben fehlt ihnen und mußte es auch, da Groffe im tiefsten Grund eine episch-lyrische Begabung war. Er erinnert mich immer an zwei Söhne der Grazien, wengleich ihm auch schwereres deutsches Blut, gesättigt mit ungleich mehr Moralität und positiven Idealen in den Adern floß — an Wieland und Heine. Etwas von diesen Männern lebte effektiv verdünnt in diesem Schönheitsfucher fort, dessen Lyrik viele Perlen enthält, ohne daß er auch auf diesem Gebiet ein Großer wurde. Aber Julius Groffe war trotz all seiner Hemmungen und trotz seines Effektivismus eine Natur, die ihre Zeit, an der sie krankte, überlebt hat. Und ist auch der dauernde Ertrag seines rastlosen Strebens nur klein, so ist er doch unverkennbar und wird viele, die geringschätzig auf den „Epigonen“ herabsehen, überdauern.
Paul Friedrich (Berlin).



Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur an die Redaktion der „Gegenwart“, Berlin W 9., Potsdamer Straße 124, zu senden.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.



Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt des Verlages Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig: „Festgeschenke aus den Gebieten der Naturwissenschaften“ bei, auf den wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

Deutsche Kaufleute

lernt fremde Sprachen zu Hause perfekt!

Engl., Franz., Italien., Russisch, Schwedisch, Spanisch usw., durch weitberühmte Selbstunterrichtsbücher. Vorkenntnisse unnötig. Tausende verdanken diesen Büchern ihre Existenz od. bessere Stellung. Verlangen Sie sofort Prospekt gratis. Umfangreicher Probebrief (Lekt. I) gegen 50 Pf. in Marken.

O. Hofmann, Gommia 203, Reuss.

Antiquar. Kat. 34. Philosophie

„ „ 36. Litteratur
gratis und franco:

J. Krause, Antiquariat, Halle a. S.

Hygienische

Bedarfsartikel. Neuest. Katalog. m. Empf. viel. Ärzte u. Prof. grat. u. f. r.
H. Unger, Gemüthwurzstr. 11, Berlin NW., Friedrichstrasse 91/92.

Empfehlenswerte Hôtels.

Berlin:

Hôtel Bauer, Unter den Linden 26.
Inh.: Josef u. Oscar Bauer.

Darmstadt:

Hôtel zur Traube (I. Ranges). Bes.:
Adolf Reuter, Hoflieferant.

Deidesheim (Pfalz):

Hôtel und Naturweinkellerei „Zur
Kanne“. Bes.: Adolf Schäffer.

Dresden:

Hôtel Bellevue.
Direktion: Richard Ronnefeld.

Goslar:

Hôtel Fürstenhof.
Bes.: R. Jordan.

Hamburg:

Hôtel Auè, gut bürgerl. Haus.
Dammthorstr. 29.

Homburg v. d. Höhe:

Hôtel Bellevue (I. Ranges). W. Fischer.
Pension v. Mk. 10.50 an pro Tag.

Kettwig:

Hôtel „Schlesen“-Kettwig.
Inh.: W. Hintzen.

Krummhübel i. Riesengeb.:

Hôtel Preussischer Hof.
Bes.: P. Hentschel.

Leer i. Ostfriesl.:

Hôtel Prinz von Oranien.
Bes.: Dalbender.

Leipzig:

Hôtel Sachsenhof, Haus I. Ranges.
Alle Neuheiten vorhanden.

Wiesbaden:

Hôtel Cecilie u. Badehaus (I. Rang.)
Am Kurhaus u. Kgl. Theater.
Hôtel Fürstenhof (I. Ranges). Prachtvolle Lage vis-à-vis Kurhaus u. Park.
Privat-Hôtel u. Kochbrunnenbadhaus
„Weisses Ross“. Bes.: Reinh. Hertz.

Wilhelmshöhe:

Grandhôtel Wilhelmshöhe.
Adolf Stecker, Hoflieferant.

Die Gegenwart

Nr. 50.

Berlin, den 10. Dezember 1910.

39. Jahrgang
Band 78.

Gesetz und Aberglaube.

Was hat der Staat das Recht, Gesetze gegen die Dummheit zu erlassen? Stramme Vertreter des konservativen Autoritätsprinzips werden die Frage ohne weiteres bejahen, überzeugte Verfechter einer fortschrittlichen Aufklärung rundweg verneinen. Ganz einfach ist die Sache nicht. Bei dem Kurpfuschergesetz, das unser Reichstag soeben in erster Lesung beraten hat, wurde sie aktuell. Was nämlich ein „Kurpfuscher“ sei, darüber sind sich die Gelehrten durchaus nicht einig. Mit Ausnahme natürlich der akademischen Mediziner, die jede nicht staatlich approbierte Behandlung des kranken oder schwachen Leibes für Kurpfuscherei erklären, in ihrem Gros sogar auch dann, wenn sie von einem zünftigen Kollegen aber auf zunftwidrige Weise geschieht, z. B. durch Homöopathie und reine Naturheilmethode. Vorsichtige Ärzte erklären wenigstens den Begriff des Naturheilverfahrens selber für nicht genügend definiert, denn leugnen läßt sich nicht, daß von diesen anfangs von allen verlachten Propheten der Urzitin Natur eine ungeheure Reform auch der zünftigen Methoden ausgegangen ist. Einigkeit wird auf diesem Gebiete wohl niemals werden. Denn es liegt im Wesen der staatlichen Qualifikation, daß sie das Bewußtsein des ausschließlichen Rechtes mit sich bringt, oder doch andre Konkurrenten und „Kollegen“ immer nur als untergeordnet bewertet. Sehen wir also von den Ärzten ab. Sie sind als Partei nicht berechtigt, das entscheidende Urteil abzugeben. Wie das auch in ihrer zwiespältigen Haltung zum vorliegenden Gesetzentwurf seinen Ausdruck findet. Denn einmal wollen sie die 1869 eingeführte Gewerbefreiheit im Heilgewerbe um keinen Preis aufgeben, weil ihnen sonst die Verstaatlichung ihres Standes zu drohen scheint. Andererseits möchten sie sich die nicht approbierten Konkurrenten doch gerne mit Hilfe des Gesetzes vom Halse schaffen. Ein offenkundiger Widerspruch, der auch durch partielles Verbot nicht approbierter Behandlung ungelöst bleibt, weil dann gewissermaßen von Staats wegen doch ein nicht approbierter, wenn auch beschränkter Arztstand neben dem approbierten anerkannt sein würde. Solange die medizinische Fakultät die einzige bleibt, aus der nor-

malerweise keine Beamten hervorgehen, muß daher die approbierte Ärzteschaft bei dieser Frage aus dem Spiel bleiben. So sehr sie sich gegen die Unterstellung verwahrt, als bedürfte sie des „Schutzes“ gegen die „Kurpfuscherei“, so wenig kann sie verlangen, daß man ihre unlogischen Monopolansprüche beachtet. Das Heilgewerbe ist nach wie vor laut Gewerbeordnung ein freies Gewerbe.

Die Entscheidung liegt allein beim Volke, und da wird eben die Frage brennend, darf die Regierung da, wo das Volk sich nicht selber schützt, Gesetze erlassen gegen die Dummheit in ihrer aktiven und passiven Gestalt? Darüber herrscht nirgends Zweifel, daß Gesetze dazu da sind, um Betrug, Schwindel, gewissenlose und fahrlässige Gefährdung von Leben und Eigentum in jeder Gestalt zu bekämpfen. Aber mit diesem Grundsatz allein kommt man in der Praxis nicht weit. Betrug, Schwindel und Gewissenlosigkeit sind wohl leicht zu definieren, aber gerade auf dem Gebiet der Menschenbehandlung oft überhaupt nicht von bester Absicht zu unterscheiden. Ganz besonders gilt das hier vom Begriffe des Fahrlässigen. Man kann einem Naturheilarzt Fahrlässigkeit genau so schwer nachweisen, wie einem „richtigen“ Arzt. Wo also fängt das Kurpfuschen an und wo hört es auf? Ähnliches gilt von dem Verkauf und der Anwendung neuer Heilmittel. Auch von Fakultäts wegen verwandte, empfohlene und verteidigte Arzneien, können nicht vorausgesehene Schädigung an Leben und Gesundheit zur Folge haben. Die einzige Richterin ist hier die Zeit, d. h. die praktische Erprobung. Wenn dabei einzelne Individuen Schaden nehmen, so leiden sie für die Gattung. In diesem Sinne beruht ja gerade der eminente Vorzug der freien Konkurrenz, denn der ungehinderte Fortschritt ist der erfolgreichste, selbst, nein, gerade weil er die meisten Fehlschüsse bedingt. Durch häufigeren Schaden wird die Menschheit klüger als durch seltenen. Wie also soll man's anfangen, allein nur den wirklich gewissenlosen Betrug zu fassen, ohne die Gewerbefreiheit zu unterbinden und wertvolle Industrien und Erwerbszweige zu töten?

Das Kurpfuschergesetz der Regierung will zwischen den Krankheiten scheiden: Die unter die Seuchengesetzgebung fallenden und die Geschlechts-

Frankheiten sollen dem approbierten Arztem vor-
behalten bleiben. Aber darin liegt eine Inkon-
sequenz. Wie will man solche Scheidung durch-
führen? Weder die Geuchendiagnose noch bei-
spielsweise die syphilitische ist immer so ein-
fach, daß nicht auch ein zünftiger Akademiker sich
irren könnte. Irrt sich also ein Naturarzt, ist
er dann trotz seiner optima fides strafbar? Daß
Unkenntnis nicht vor Strafe schütze, diesen Rechts-
satz kann man doch auf das Gebiet der Diagnose
unmöglich übertragen. Weiter will man Kontrolle,
Anmeldung und Rückführung einführen. Das ist
ohne weiteres berechtigt. Buch führen muß jeder
Arzt. Wo staatliche Prüfungen nicht abgelegt sind,
ist Anmeldung des Gewerbes und eventuelle Kon-
zessionsverweigerung der zuständigen Kommission
des Reichsgesundheitsamtes resp. seiner Behörden
nur ein angemessenes Äquivalent. Endlich will
man die chemische Industrie schärfer kontrollieren,
selbst unter Strafbedrohung der Annoncenredakteure.
Aber das ist wieder eine sehr bedenkliche Bestim-
mung, wie unsre Presse schon genügend nachgewiesen
hat. Zum mindesten muß sich der verantwortliche Re-
dakteur lediglich an den Buchstaben einer amtlichen
„Schwarzen Liste“ zu halten brauchen. Für neue
Bezeichnungen der angepriesenen Mittel, oder
sonstige raffinierte Umgehungen, kann er unmöglich
verantwortlich gemacht werden. Er ist doch weder
Kriminalbeamter noch Chemiker von Beruf. Eine
vernünftig gehandhabte Kontrolle des Reklame-
wesens bezüglich der sog. „Geheimmittel“ und
andrer Artikel auf diesem Gebiet, wäre gewiß zu
begrüßen. Aber es muß mit äußerster Vorsicht
vorgegangen werden. Denn Reklame muß heutzutage
auch der Beste machen, und zwar Reklame,
die auf die Psychologie des Publikums spekuliert.
Die Grenzen des Geschmackvollen und unter Ehren-
männern Anständigen werden da oft ohne Vor-
wissen auch ehrenhafter Fabriken von Seiten ihrer
Reklamebeamten überschritten. Es ist also nicht
leicht, eine Formulierung des Gesetzes zu finden,
die den gewissenlosen, gemeinen und schmutzigen
Betrug allein trifft. Auch ist die Grenze zwischen
medizinischen Mitteln und Instrumenten und kos-
metischen oder orthopädischen nur dann zu bezeich-
nen, wenn man einer loyalen Handhabung im
Sinne der Gesetzgeber sicher ist. Das wird man
gerade hier nicht so ohne weiteres sein, weil sowieso
die staatlich-rechtliche Anschauung schon mehr als
wünschenswert die Tendenz hat, die freie Ver-
fügung des Individuums über seine leiblichen
Verhältnisse zu beschränken.

Damit kommt man zu der Frage nach dem
Rechte des Staates, gegen die Dummheit Ge-
setze zu erlassen. Wenn mich ein Betrüger täuscht,
so darf ich selbstverständlich vom Staat erwarten,
daß er einschreitet, soweit er kann. Aber wenn
ich partout zu einem Schäfer Akt oder zu einem
Gesundbeter will, kann man mir verwehren?
Kann man auf Selbstmord Todesstrafe setzen?

Die Grenzen zwischen Kurpfuschertum und ehr-
lichem Heilbestreben eines Nichtapprobierten sind
sicher nicht leichter zu finden als die zwischen
ersterem und einer gewissenlosen Kunstbehandlung.
Insbesondere läßt sich das demonstrieren an den
Gesundbetern. Es gibt zwei Sorten dieser Heiligen,
eine christlich-pietistische, und eine christlich-heidnische,
resp. philosophisch-mystische. Erstere sind die eigent-
lichen Gesundbeter, letztere nennen sich Gesund-
denker. Die ersteren variieren zwischen Björnsons
Pfarrer Sang in „Über unsere Kraft“, der sein
krankes Weib gesundbeten wollte, und dem frommen
Schurken, der sein Haar mit Öl salbt, nur in
Bibelphrasen redet und aus dem Handauslegen
eine Industrie macht. Die andern sind vom alt-
kirchlichen Gnostizismus auf dem Wege über die
berühmte Missis Eddie als „Christian Science“
aus dem modernen Amerika zu uns gekommen
und haben sich zeitweise unsrer besten Gesellschaft
in sehr bedauerlichem Umfange bemächtigt, mehr
als man gemeinlich ahnt. Erstere gehen ganz
naiv (oder eben betrügerisch) vom neutestament-
lichen Wunderglauben aus. Sie sind deshalb
verhältnismäßig ungefährlich. Die andern aber
haben sich ein raffiniertes Gemisch aus parfüchem
Dualismus, evangelischen Formeln und stoischer
Moralphilosophie zurecht gemacht, das so ziemlich
für alle intellektuellen Menschen mit übersinnlichen
Interessen, vor allem aber für die Hysterischen,
Anknüpfungspunkte bietet, zumal es ästhetische
Weltfreude und Sinnenlust keineswegs untersagt,
sondern nur „vertiefen“ will. Es würde zu
weit führen, auf diese mehr als amüsanten
Heilande einzugehen. Das Entscheidende ist, daß
ihr Dualismus von Stoff und Geist, Licht und
Finsternis eigentlich nur scheinbar ist, da sie der
Materie jede Existenz absprechen und solche nur
dem Geist oder dem Guten zuerkennen. Infolge-
dessen ist Krankheit als eine Erscheinungsform der
Materie ebenfalls nur „Schein“, resp. was dasselbe
ist, „Sünde“. Denn nur der Geist ist das
Gute, Wahre und Schöne. „Konzentriert“ man
also sein Denken hinreichend auf Gott (vergl. die
alten griechischen Omphaloplekten, die „Nabel-
beschauer“), d. h. auf das Geistige, so ver-
schwindet das materielle Bewußtsein und mit ihm
alle Krankheit samt ihren Symptomen. Statt
dessen wird die Materie, resp. ihr „Schein“, der
wahren geistigen Existenz des christlichen Wissen-
schaftlers angepaßt, m. a. W. sein Leib wird
schön, gesund und kräftig: mens sana in corpore
sano! Ich kannte eine Dame der besten Gesell-
schaft, die litt an einem nicht gerade seltenen
Leiden, gegen das Rizinusöl gut sein soll. Aber
sie war von ihren Verwandten nicht zu bewegen,
diesen segensreichen Stoff einzunehmen. Der
„Gedanke“ allein sollte es machen. Natürlich
wurde sie schwerkrank. Wenn sie nun gestorben
wäre (schließlich mußte der Arzt ihr mit Gewalt
helfen, aber erst als es fast zu spät war),

wen hätte man da bestrafen sollen? Etwa ihre Freundin, eine zünftige „Wissenschaftlerin“, die ihr diesen Unsinn, übrigens nicht gegen Honorar, beigebracht hatte? Ich behaupte, in solchem Falle hat der Staat trotz aller bedenklichen Folgen kein Recht, gegen Dummheit und Aberglaube vorzugehen. Denn niemand kann mir verbieten, meinen Leib für „Nichts“ zu halten, und zu einem „Seel-sorger für den Leib“ zu gehen. Und wenn die geistigen Häupter solcher Gemeinschaften von ihren Gläubigen auch materiell unterhalten werden — die Materie ist ja nur „Schein“ —, wer kann das einer Sekte wehren? „Geschenke“ für geistige Hilfe sind nicht strafbar. Gewiß, wenn ich eine Stube miete und unten am Hause ein Plakat befestige: „Johannes Lobesam, Gesundheitsbeter“, so ist es ein Leichtes, mich staatlich zu fassen. Beten ist kein Gewerbe. Aber so ungeschickt ist keiner. Meistens handelt es sich auch gar nicht um Erwerbzielinteressierte, sondern um fanatische Mitglieder freier Vereinigungen, und selbst wenn sie von ihren Glaubensgenossen unterhalten werden, wer kann daraus nachweisen, daß Betrug vorliegt? Dummheit und Aberglaube sind durch Strafbestimmungen, nicht aus der Welt zu schaffen. Nur ein aufgeklärtes Volk ist ihr Feind. Vor Paragraphen schützt sich auf diesem Gebiete der Schwindler wie der Ehrliche, erster sicher noch leichter. Beide schlagen höchstens noch Kapital aus ihrem „Martyrium“.

Es soll mit diesem Erkurs in die finstere Region derer, die seit Christi Geburt erst recht nicht alle werden wollen, nur bewiesen werden, wie ungeheuer schwer es ist, den Begriff der Kurpfuscherei praktisch zu umgrenzen. Trotzdem ist ein Gesetz wie das vorgelegte, eine Notwendigkeit. Man muß zwar den Bedenken Recht geben, ob es angemessen war, noch diesen Reichstag mit einer so diffizilen Materie zu belasten, und man kann im Zweifel sein, ob die Mühe schon jetzt von Erfolg sein wird, aber fruchtbringend ist jede Beschäftigung der Öffentlichkeit mit solchen Fragen, und zwar schon deshalb, weil gerade hier besonders nachdrücklich zum Bewußtsein gebracht wird, daß sich Gesetz und Recht selber als die ewigste Krankheit forterben. Gegen den Aberglauben gibt es keine Gesetze, und gegen die Dummheit darf es keine geben, als nur zu ihrem Schutze gegen bewußten Betrug. Des Volkes Ideal aber sind niemals seine Paragraphen, sondern seine eigene Reife.



Die Bedeutung der Kommissionen im Leben der Parlamente.

Von Dr. Adolf Neumann-Hofer, M. d. R. (Charlottenburg).

II.

Die Flüssigkeit der Grenzen, welche das politische Empfinden kennzeichnet, macht sich in der praktischen politischen Arbeit alle Tage geltend. In jedem Gesetzesentwurf taucht es auf bei zahlreichen Details. Seine Elastizität ist manchmal so wunderbar, daß es nach wenigen Abänderungen der Vorlage die Stellungnahme ganzer Parteien ändern kann. Es bereitet den Spielraum für das Kompromiß, daß, nach Bismarck, die Seele aller politischen Geschäfte ist. In der Tat, beschränkte sich das parlamentarische Leben heutzutage auf die Reden im Plenum, die mehr oder weniger wortreiche Umschreibungen des starren programmatischen Standpunktes sind, so würden sich die Parteien gegenüberstehen wie ein Paar chinesische Porzellanmöpfe auf dem Raminusins; eine Verständigung wäre ausgeschlossen, und die praktische Politik geriete ins Stocken.

Für die programmatischen Erklärungen, die gewiß notwendig sind, die gewissermaßen die Klammern sind, die die Parteien immer wieder von neuem zusammenschließen, nachdem unter dem verändernden Wechsel der Zeiten ihr molekulares Gefüge sich gelockert und einer andren Lagerung der konstitutiven Elemente Platz gemacht hat, für die programmatischen Erklärungen, die gewissermaßen die offizielle Politik darstellen, hat das parlamentarische Leben sich in den Plenarsitzungen sein Organ geschaffen. Sie sind der Boden, auf welchem der einzelne Politiker mit der Öffentlichkeit in Verkehr tritt, und zwar nicht nur mit der Öffentlichkeit, die durch die Mitglieder des Parlaments, sondern mit der weit größeren, die durch die ganze Partei innerhalb des Landes, ja durch das ganze Volk dargestellt wird. Aber für das Spiel und die Ausgleichung der politischen Grenzempfindungen, die für den politischen Betrieb ebenso notwendig sind, wie die Konsolidierung der Parteien, ist das Plenum kein geeignetes Organ. Wir haben oben gesehen, daß, nach einer merkwürdigen, aber unzweifelhaft vorhandenen Antinomie der menschlichen Seele, der Verkehr mit der Öffentlichkeit das Schwankende und Flüchtige nicht duldet, das das Kennzeichen der Empfindung ist. Noch weniger duldet er aber die Unsicherheit, die nicht weniger ein Kennzeichen der Empfindung ist. Ein öffentlicher Redner, der seiner Sache nicht sicher ist, macht sich unmöglich. Dagegen liegt es im Wesen aller Verhandlungen über Möglichkeiten, d. h. über Empfindungsgrenzen, daß es unsicher ist, bis zu welchem Punkt man sich vorwagen und bis zu welchem Punkt man zurückweichen darf, und daß hierüber erst der Verlauf der Verhandlungen die Entscheidung

bringt. Für diese zweite (dem Range, nicht aber der Wichtigkeit nach zweite) Gruppe von Betätigungen mußte sich das parlamentarische Leben andre Organe suchen; und diese Organe sind neben den Fraktionen und ihrem interfraktionellen Verkehr die Kommissionen oder Ausschüsse.

Der wesentlichste Unterschied der parlamentarischen Äußerungen im Plenum und derjenigen in den Ausschüssen besteht also darin, daß jene definitiven, diese provisorischen Charakter haben. Die Verhandlungen in den Ausschüssen sind flüchtig, unbestimmt, unverbindlich, tastend, unsicher, wechselnd und wandelbar; die im Plenum fest, bestimmt und überzeugt. Da nun der Charakter der Verhandlungen in den Ausschüssen so beschaffen ist, daß er allen Bedingungen des Auftretens vor der Öffentlichkeit widerspricht, so folgt daraus, daß, wenn man die Verhandlungen in den Ausschüssen fruchtbar machen will, man sie mit einem besonderen Schutz umgeben muß. Und dieser Schutz ist die Vertraulichkeit.

Um jedes Mißverständnis auszuschließen, sei von vornherein bemerkt: „Vertraulichkeit“ ist nicht gleichbedeutend mit dem, was man mit dem technischen Ausdruck „Ausschluß der Öffentlichkeit“ bezeichnet. Ein Ausschluß der Öffentlichkeit in dem strengen Sinne, wie er bei gewissen Gerichtsverhandlungen stattfinden darf, kann natürlich auch bei parlamentarischen Kommissionsverhandlungen durchgeführt werden. Doch, wenn es geschieht, so geschieht es nicht, weil die Natur der Kommissionsverhandlung dazu führte, sondern weil der Gegenstand der Beratung es notwendig macht, der etwa ein diplomatisches oder militärisches Staatsgeheimnis ist. Ein grundsätzlicher Ausschluß der Öffentlichkeit der Kommissionsverhandlungen widerspräche dem Wesen des Parlamentarismus; auch von dem, was seine Vertreter hinter geschlossenen Türen verhandeln, will und muß das Volk eine wenigstens ungefähre Vorstellung haben. Auch tritt der Ausschluß der Öffentlichkeit in allen parlamentarisch regierten Ländern nur sehr selten ein; und daraus, daß er, wenn er eintreten soll, besonders beschlossen werden muß, ergibt sich, daß er überall als Ausnahmezustand angesehen wird.

Auch die verminderte Zahl der Teilnehmer ist nicht das hauptsächlichste oder das wesentliche Kennzeichen der Vertraulichkeit. Zwar wird die Zahl in den meisten Fällen sich verringern, wenn an Stelle der Öffentlichkeit die Vertraulichkeit der Verhandlung tritt. Doch nicht in allen. Das schlagendste Beispiel dafür, daß die Zahl nicht das Ausschlaggebende ist, liefert das englische Parlament, wenn es sich in den „Ausschuß des ganzen Hauses“ verwandelt. Die Zahl der Teilnehmer und der Grad der Öffentlichkeit bleibt unverändert; und dennoch wird Ton und Hergang der Debatte sofort anders. Ja, es gibt Vertraulichkeiten, deren Teilnehmerkreis ein ganzes Volk umfaßt, wie jene Sache, an die, nach Gam-

betas Ausspruch, jedermann in Frankreich denkt, von der aber niemand spricht. Dinge dieser Art können sogar die Landesgrenzen überschreiten, international werden, sozusagen das Geheimnis von aller Welt bilden, wie z. B. die Annahme aller auf das Vatikanum eingeschworenen Katholiken, daß der Papst schlechtthin unfehlbar sei, während er offiziell die Unfehlbarkeit nur für die Fragen des Glaubens und der Sittlichkeit in Anspruch nimmt.

Wenn nun weder die Heimlichkeit noch der enge Kreis das Wesen der Vertraulichkeit treffen, was ist dann ihr eigentliches Kennzeichen? Es ist die Unverbindlichkeit. Eine vertrauliche Mitteilung ist eine Mitteilung, die nur unter einem Vorbehalt gültig sein soll. Wenn Bismarck, nach französischer Quelle, bei den Friedenspräliminarien geäußert hat, er „pfeife auf Elsaß-Lothringen, so hat er damit den Vorbehalt machen wollen: falls die französischen Unterhändler ihm eine Entschädigung und eine Sicherheit anzubieten in der Lage wären, die der Erwerbung der Vogesenprovinz gleichkämen. Hat er diese Äußerung wirklich gemacht, so hat er sie in den Vorverhandlungen gemacht; in einem offiziellen Staatsakt oder auf der Tribüne des Reichstages hat er sich nicht so ausgedrückt. Dinge, die in der Vertraulichkeit unbemerkt vorübergehen würden, können in der Öffentlichkeit naiv oder lächerlich oder aufreizend oder alles zusammen wirken. Es sind die enfants terribles der Parlamente, die für diese Unterscheidung nicht den Sinn, den Sakt besitzen. Wenn Herr von Oldenburg auf der öffentlichen Tribüne dem König von Preußen das Recht zuerkennt, den Reichstag gewaltsam aufzuheben, so entfesselt er einen Sturm der Entrüstung; denn die Öffentlichkeit hat vermöge ihrer höheren Würde das Recht, zu verlangen, daß sie nur mit Vertügelungen angesprochen wird, die langer Erwägung lehte, reiflich durchdachte und gewissenhaft stilisierte Schlüsse sind. Hätte er in vertraulicher Beratung den Wünschen über die Machtverteilung zwischen Krone und Parlament, die zweifellos von einem Teile unseres Landadels gewährt werden, einen mehr oder weniger drastischen Ausdruck gegeben, so würde er nur das Geheimnis des Politischell ausgesprochen und verständnisinniges Lächeln erregt haben.

In der vertraulichen Verhandlung will man nicht für jede Äußerung beim Wort genommen werden. Man will vorläufige Meinungen äußern dürfen; man will die Freiheit haben, „zu weit zu gehen“, sei es aus Diplomatie, sei es aus Temperament, sei es aus Unwissenheit; man will Positionen einnehmen können, die man später aufgeben darf, ohne an seinem Rufe Schaden zu leiden; man will in einer Atmosphäre der Sicherheit atmen, die einem unbedenklich gestattet, sich zu Absichten zu bekennen, die man später verleugnet, nachdem man zu besserer Einsicht gekommen ist.

Mit einem Wort: Man will die Pose abwerfen und in die Haltung der Ungezwungenheit zurückkehren. Man will die Berufspose abwerfen, die Pose der Unfehlbarkeit, der Irrtumslosigkeit, in der man vorgibt, die volle Wahrheit zu besitzen. Man will wieder ein fehlbarer Mensch werden, der das Recht auf den Irrtum hat und die Wahrheit nicht besitzt, sondern sucht. Und die Luft, die Temperatur, das Milieu, die das gestalten und sichern, das ist eben die Vertraulichkeit.

In der vertraulichen Verhandlung findet ein Tonwechsel statt. Der Ton wird weicher, milder, nachsichtiger, familiärer, lebendiger, zwangloser, witziger. Wir haben aufgehört, verkörperte Prinzipien zu sein und sind wieder gute Bekannte geworden, die, auch wenn sie einander unsympathisch sein mögen, doch wenigstens auf dem Größfuß stehen. Die Redner, die auf der Tribüne eben nur noch Gegner waren und nichts weiter, — nun werden sie Kollegen. Die netten Gewohnheiten der Kollegialität, der Kameradschaft, der Ritterlichkeit, der Höflichkeit, kurz alle die Übereinkünfte des menschlichen Verkehrs, die ihn seiner Schroffheiten entkleiden, machen sich geltend. Wunderlicher Gegensatz: während man bei der offiziellen Verhandlung sich selbst alle Geltung zuspricht und den Gegner samt seinen Argumenten in Bausch und Bogen verwirft, beansprucht man bei der vertraulichen Verhandlung Nachsicht für Inhalt und Form seiner Ausführungen und gesteht seinem Gegner alle persönliche Glaubwürdigkeit zu. Man sucht den gegnerischen Standpunkt zu verstehen, man erkennt seine relative Berechtigung an, man macht ihm Konzessionen.

Welcher Art vertrauliche Verhandlungen sein mögen, sie tragen alle den nämlichen Charakter. Zwischen dem Parlament und irgendeinem Vorbezirksverein gibt es darin ebensowenig einen Unterschied, wie zwischen politischen und diplomatischen oder geschäftlichen Verhandlungen. In unserer vereinsmeierlichen Zeit kommt somit fast jeder Staatsbürger in die Lage, diesen Sachverhalt an sich selbst zu erfahren.

In den Parlamenten käme man ohne vertrauliche Verhandlungen nicht vorwärts; das liegt auf der Hand und bedarf keiner weiteren Ausführung. Nur wird zuweilen vergessen, daß die Vertraulichkeit nicht nur ein begleitendes Moment aller parlamentarischen Verhandlungen außer denen im Plenum ist, sondern ihr eigentlicher Lebensnerv. Man übersieht das so oft, weil man Vertraulichkeit und Heimlichkeit miteinander verwechselt.

So ist denn die Vertraulichkeit auch der eigentliche Lebensnerv der Kommissionen, und wo sie fehlt, müssen die Kommissionsverhandlungen mit Unfruchtbarkeit geschlagen bleiben. Es gibt Fälle in der parlamentarischen Geschichte, wo die menschlichen Voraussetzungen für die Vertraulichkeit ganz oder teilweise fehlten. Zum Beispiel dann, wenn

das Verhältnis zwischen Regierung und Parlament so gestört ist, daß die Brücken menschlicher Verständigung abgebrochen sind. In der Konfliktzeit Preußens herrschte ein Zustand dieser Art. Bismarck — der übrigens niemals große Lust zu Kommissionsverhandlungen empfand — begründete damals seine Abneigung mit der Klage, daß man ihm in der Öffentlichkeit seine Kommissionsäußerungen vorrücke. Auf der Tribüne, sagte er, beginnen dann die Herren jeden Satz damit: Der Herr Ministerpräsident hat dieses gesagt und hat jenes gesagt, und dann kommt etwas, das ich durchaus nicht immer gesagt zu haben glaube; was soviel heißen sollte, daß er es nicht so für die Öffentlichkeit gesagt haben wollte.

Diese Klage Bismarcks ist durchaus berechtigt. Einen Politiker in öffentlicher Sitzung auf alles das festzulegen, was er in der Kommission gesagt hat, ist eine direkte Verletzung des Prinzips der Vertraulichkeit. Das fruchtbarste Element der Kommissionsberatungen geht damit verloren: die Unbefangenheit der Äußerung. Es muß als unparlamentarisch gelten, den Kommissionsinhalt, soweit er nicht mit der Substanz der Plenarverhandlung übereinstimmt, im Plenum zu verhandeln, wie es in gesellschaftlicher Beziehung als ein Verstoß gegen Treu und Glauben gilt, von Äußerungen unter vier Augen öffentlich Gebrauch zu machen. Auch wenn der Gegensatz zwischen Parteien so scharf und verbittert wurde, daß der politische Haß den Boden menschlicher und kollegialer Verständigung zerstörte, wie es gelegentlich zwischen den bürgerlichen Parteien und den Sozialdemokraten geschah, hat jener Grundsatz Schaden gelitten. Endlich in vereinzeltten Fällen dann, wenn eine Kommission das Unglück hatte, einen jener moralisch Blindgeborenen zu ihren Mitgliedern zu zählen, denen das Wesen der Vertraulichkeit ebenso wie jede andre Ausdrucksform des Taktens in den gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen zueinander ewig unbegriffen bleibt. Politisch verantwortlich darf ein Parlamentarier nur für Äußerungen im Plenum gemacht werden, nicht für solche in Ausschüssen; denn diese sind nur Stationen am Wege, auf welchem das Ziel gesucht wird, jene dagegen markieren das Ziel, das man endlich gefunden hat.

Demnach kann man als den eigentlichen Zweck der Kommissionen bezeichnen: das Suchen und Finden von Formulierungen.



Zum 11. Dezember, dem Jahrhundert-jubiläum Alfred de Musset's.

Von Karl Bleibtreu (Lugano).

Mei Musset, dessen Dezembergeburt vor hundert Jahren eine Pariser Gemeinde feiert, sah man die Wechselwirkung von Leben und Kunst wie kaum bei einem andern veranschaulicht. Er bot seine ganze Persönlichkeit, fast jedes Schleiers entkleidet, in seinen Dichtungen. Nicht nur deckt er sich mit den Kolla, Frederic, Sizianello, Fantasio, Corlio, Octave, Fortunio, sondern fast jede der betreffenden Fabulierungen leitet sich aus eigenen Erlebnissen ab. Eigentümliches Zusammentreffen wollte dabei, auch denjenigen Romancier, der am feststen persönlich Erfahrenes in den Mittelpunkt scheinbar erfundener Erzählungen zu stellen wagte, unlöslich mit Musset's Andenken verknüpfen. Wir meinen jene Frau, auf deren verschiedene Entwicklungsperioden böshafter Spott das Buffonsche Wort „Le style c'est l'homme“ in allzu wörtlichem Sinne anwendete. Denn jedes männliche Wesen, mit dem die George Sand in Berührung trat, übte auf sie unverkennbaren stilistischen Einfluß aus. Sie konnte daher nicht umhin, auch ihr allzu nahe Verhältnis zu Musset im verschrobeneren Roman „Lelia“ widerzuspiegeln. Es bezeichnet den Unterschied beider Naturen, daß hier der zerfahrene Stenio, nur als Folie der Leliagröße dieser selbstverliebten Narcissa dienend, ebenso unpassend verzeichnet, nun umgekehrt der großherzige Musset in seinem Romanfragment „Bekentnis eines Jahrhundertkinde's“ ein verschöneretes Bild der G. Sand in Gestalt seiner Brigitte liefert. Leicht erklärlicher Zwang legt freilich gerade hier dem Dichter Rücksichten auf; doch bleibt die Beichte noch immer klar genug, „Indiskretion Ehrensache“, wie der Berliner sagt.

Im „Leuchter“ haben wir schon ein rein persönliches Erlebnis. Einst mißbrauchte eine Dame den jungen Alfred als „Leuchter“ — Deckungsflirt einer ernstern erotischen Intrige — und die Vorwürfe des Dichters, als seiner Unschuld die Augen aufgingen, rührten die Schöne keineswegs, wie in jener reizenden Komödie Fortunio's Klagen die Jaqueline. Sieben Jahre später glaubte Musset in den Abancen einer schönen Frau ähnliche böse Absicht zu entdecken. Er irrte, man hatte ihn diesmal selber außersehen; doch seinem Argwohn entsprang sofort das noch heut volle Häuser machende Stück, dessen lebenswahre Gefühlswärme überall subjektive Erfahrung verrät. Die so seltsam angespannene Liebchaft trug aber weitere Früchte. Eines Mittags durch die Straßen schlendernd, erwog er die Gefahr einer schriftlichen Liebeserklärung und rief halblaut vor sich hin: „Wenn ich sagte, daß ich Sie liebe?“ Den Kopf erhebend, sah er sich einem Boulevardier gegenüber, der ihn auslachte. Da verwandelte

sich seine schwankende Unsicherheit in Poesie und die „Stanzas an Ninon“ entstanden: „Si je vous le disais pourtant que je vous aime“. Abends im Salon der Dame zog er das Gedicht aus der Tasche und bat um ihr ästhetisches Urteil. Sie las mit gleichgültigem Gesicht, steckte aber die Verse ein, ohne etwas zu sagen. Am andern Tage begab sich Musset zu seinem Magnet, doch erhielt er nur Zutritt vor Zeugen. Sie schien sich an das verhüllte Geständnis nicht mehr zu erinnern, jedenfalls ohne ein günstiges Echo. Doch das Schweigen endete mit gegenseitiger Aussprache. Nur drei Wochen dauerte der Rausch, Musset schmeckte wieder das venezianische Gift der Sand auf seinen Lippen, ein Bruch erfolgte. Die Poesie verlor nichts dabei; denn in die Trauernacht stieg seine Muse nieder, und das herrliche Gedicht „die Dezembernacht“ entrollt uns das Weh der Herzens-einsamkeit. Inmitten der Aufregung eines Hin und Her, wo die Geliebte zwischen Pflicht und Neigung schwankt, schwelgte die machtvolle Rhapsodie „An Lamartinen“ im Leid der Entsagung. Die eingeflochtene Klage „O meine einzige Liebe, was tat ich Dir?“ beantwortete die Frau mit dem Vorwurf: er rede von Frauenlaunen, doch sei sie jeden Augenblick bereit, sich für ihn zu verderben; ob er sie nicht lieber ruhig weinen lassen wolle? Das sentimentale Weinen war damals auch bei Männern Mode, seine eigenen Tränen kristallisierten sich indessen in der köstlichen Novelle „Emmerline“, worin er Zug für Zug dies heimliche Verhältnis schildert.

Musset blieb vielseitig auch in seinen Abenteuern. Einige Zeit beschäftigte ihn die anonyme Sendung einer von Damenhand gestickten Börse, deren Urheberin ihm nicht zu entdecken gelang. Das verwandelte sich ihm zum entzückenden Genrebild Pariser Salonlebens: „Eine Caprice“. Zur Heldin saß ihm seine beste Freundin Modell, Prinzess Belgioso, die sich „seine Patin“ nannte. Damit nicht genug. Mit Renaissancestudien, denen er die genialen Tragödien „Del Sarto“, „Lorenzaccio“ verdankte, verschmolz sich ihm dies persönliche Erlebnis zu seiner Lieblingsnovelle: „Der Sohn Sizians“. Hier bildet das Börse-Abenteuer den Knoten der Fabel, und er konterfeit seine Faulheit und seine Ausschweifungen ebenso treulich wie die Bemühung der Belgioso, ihn dem lieberlichen Müßiggang zu entreißen. Das Behagen des Arbeitszimmers nach lärmender Zerstreuung gab ihm die schönen Verse der „Augustnacht“ ein, wotobende Unrast sich in schwungvolle Lebensfreude auflöst. Subjektives Erleben bot ihm hierbei ein neues Motiv. Eines Morgens kanzelte er sich selbst energisch ab im Namen seines braven, warnenden Onkels, und aus diesem verträumten Dialog formte sich die reizende Sprichwortkomödie „Man muß auf nichts schwören“. Ähnlich kennen wir seine eigene Bewerbung um eine junge Witwe aus dem Meisterwerk „Eine Tür muß offen oder

geschlossen sein“. Durchaus Eingebungen persönlicher Erinnerung bieten die Novellen „Friedrich und Bernarette“, „Mimi Pinson“, deren Heldinnen sehr nach der Natur gezeichnet sind. Die Korrekturen der juristischen Doktordissertation Fredericks in der Novelle entsprechen einfach Korrekturbogen seiner Kunstschule über den „Salon“ von 1836, soeben angelangt, als Musset auf der andern Seite des Hofes eine niedliche Grisette erblickte, die ihn zuvorkommend anlächelte. Und so weiter. Er entfloß der Sirene aus Landgut eines Freundes, sie weinte und schrieb beredte Briefe, die ihn erweichten. Im Burg-Wald verlebte er mit ihr jene Liebestunden, die später in der Novelle die Lesewelt entzückten. Das tragische Ende hätte freilich das Urmodell, falls sie je die Erzählung zu Gesicht bekam, nicht wenig erheitert. Dagegen förderte dieser düstere Schluß, obchon erfunden, im Herzen des Dichters selber eine Autosuggestion zutage. Fortgerissen vom eigenen Fühlen, gepeinigt vom unlöslichen Geheimnis des Menschenschicksals, schrieb er mit strömenden Augen und bekannte seinem Bruder Paul: „Die Tränen kommen von Gott, und das Gebet kehrt zu ihm zurück.“ Sprach und schuf die bedeutende Hymne „Hoffnung auf Gott“.

In der Komödie „Marianne Launen“ stellte er sein Wesen in zwei verschiedenen Typen sich gegenüber, dem chevaleresken Libertin Octavio und dem kindlich-naiven Corlio. Auch die Narren Fantasio und Lorenzaccio wenden uns eine andre Seite seines zwiespältigen Januskopfes zu. Des letzteren dämonischen Bitterkeit schmeckt nach der unheimlichen Fieberatmosphäre der Leliazzeit, des Umgangs mit der vampyrischen Sand. Doch dies Verhältnis bildet auch den Reim der Sprichworttragödie „Man spielt nicht mit der Liebe“, obchon es hier zu ganz veränderten Seelenschlüssen führt. Unterhaltung mit einem Landmädchen auf einem Pachthof, wo er einest als Knabe gespielt, klingt mit hinein und liefert dann zugleich den Stoff des lieblichen Idylls „Margot“. Seiner Vorliebe für die Schauspielerin Rosa Charin entstammte die pikante Komödie „Bettina“, seiner Doppelneigung für die Rachel und die Garcia die scharfe psychologische Studie „Die zwei Geliebten“.

Von den kleineren Gedichten hat fast jedes seine eigene Geschichte. Seine erstaunliche Vielseitigkeit ließ dabei tiefster Begeisterung unmittlbar frivolen Humor folgen, selbsterlebte Späße der „Fastnacht“, Satire von „Dupont und Durand“, als er in einem Café neidische Literaten auf alle Größen schimpfen hörte, oder von „Ein verlorener Abend“ nach einer Theatervorstellung, burschifose Scherze „Aber die Faulheit“, angeregt durch Freundschaftstadel gegen seine nachlassende Arbeitslust. Wie die Geburt des Kronprinzen ihm zu einem berühmten politischen Festgedicht Unlaß bot, so der Tod des Orleans-Thronerben zu der ergreifenden Betrachtung „Der 13. Juli“, in beiden zeigt er

sich ganz als Improvisator, der die Muse zu jeder Stunde kommandiert. Als eine vornehme Dame ihm ihre Bewunderung durch einen Strauß weißer Blumen aussprach, gaben die lieblichen Verse „An eine Blume“ davon ein Zeugnis, die Romanze „Ein gutes Glück“ von einem Reiseausflug nach Baden-Baden. In den saftvoll bildreichen Ergüssen „An meinen Bruder der aus Italien zurückkehrt“, „Erinnerung an die Alpen“ leben die Leiden als Genosse der Sand wieder auf. Studium Leopardis, des „düstern Liebhabers des Todes“, brachte ihm den Tieffinn; „Nach einer Lektüre“ und „Stanzas an die Malibran“, wo er in der Ruine dieser einst weltbewegenden Sängerin sein eigenes Ebenbild erkennt. Studium Michelangelos verband sich ihm mit persönlicher peinlicher Erfahrung zu der feinstillierten Porträtstatuette „An eine tote“, die gleichsam eine Gestalt an Grabmal der Medici zu verkörpern scheint. Im Gefängnis wegen Veräumung von Nationalgardepflichten, entwarf er das liebenswürdige Getändel „La Mia Prigioni“, Anspielung auf Silvia Pellicos Gefängnisbuch. Einer Jugendliebe nachträumend, spielte sich ihm die Mondscheinsonate „Lucie“ ab, eine unaussprechlich süße und keusche Seelenmusik. Und dem Wiedersehen einer alten Liebe im Foyer der Italienischen Oper, nachdem gerade tags zuvor der Fontainebleu-Part deren Gedächtnis wiedererweckte, verdankte er die reinsten Verse seiner zarten und erhabenen Lyrik, die wunderherrliche Elegie „Erinnerung“.

Saine behauptet sogar das verrufene Haus zu kennen, wo Musset die Inspiration seines „Kolla“ erhielt, einer großartigen psychologischen Studie in Versen, und zwar den klangvollsten Versen der ganzen französischen Literatur. Man warf ihm damals in einer Gesellschaft seinen unsittlichen Lebenswandel vor. Als Antwort rezitierte er plötzlich die berühmten Eingangszeilen des „Kolla“, diese unvergleichliche Dithyrambe in Anrufung von Antike und Mittelalter, Christentum und Moderne. Um Abend nach Veröffentlichung des „Kolla“, im Begriff, das Opernhaus zu betreten, sah er, seine Zigarre fortwerfend, einen jungen Elegant sich auf den Stummel stürzen, ihn sorgsam einhüllen und als Reliquie an seiner Brust verbergen. Ach, man war damals noch naiv begeisterungsfähig!

Ja, in wilden Nächten stieg eine glorreiche Poesie in Musset empor, seinem Genius entrang sich immer ein durchdringender Schrei. Und die Wahrhaftigkeit solcher Töne erhielt er nur durch Unmittelbarkeit des Selbstleids. Nur Selbsterlebtes zimmert das Fundament jeder Dichtung; nur im subjektiven Spiegel eigener Eindrücke, persönlicher Stimmungen, individueller Erlebnisse sieht man objektiv die Welt. Der schwächlich zerrissene, selbstverwüstende Abkömmling Byrons wird lebendig bleiben, wenn alle andern literarischen Namen Frankreichs vergessen. Bei ihm gilt es zu staunen.

wie aus Befruchtung zufälliger Schicksale sich mit geheimnisvollem Werdeprozeß etwas Unvergängliches erzeugt. Wohl feilt er nicht Juwelen mit Löwenklauen wie Byron, wohl meißelt er nicht michelangeleskt, aber er pinxelt auch nicht bloß zierlich wie Watteau und Lafontaine, oder posiert wie Delaroche und V. Hugo. Nicht ist ihm wie letzteren vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt, seine Erhabenheit hat die große Linie der Renaissance, wie seine graziose Heiterkeit den Saft eines Pariser Causeurs. Einfachheit und Natürlichkeit blieben ihm treu, weil sein reiches Selbst-erleben ihm unbedingte Wahrhaftigkeit bewahrte, als Niederschlag der Erfahrung.



Das deutsche Bilderbuch.

Von Ignaz Jezower (Groß-Lichterfelde).

Knecht Ruprecht muß ich loben. Der Greis hat ein junges Herz und einen unruhigen Kopf. Er spricht nicht von der alten, guten Zeit, er freut sich auf die kommenden Weihnachtstage. Das wird schön: noch nie war die Tanne so grün, glänzten die Lichter so hell, jubelten die Kinder so laut.

Unlängst traf ich ihn. Er war in Mainz, hat dort den Sack bei Onkel Joseph Scholz mit „poetischem Zuderbrot“ gefüllt. Jetzt wollte er nach Haus, den Sack leeren und gleich wieder wandern. Kein Weg ist ihm zu weit, überall muß er sich umsehen, was es neues und schönes gebe, womit er seine Lieblinge überraschen und erfreuen könnte.

Was er in diesem Jahre bringen werde? Apfel, Nüsse, Pfefferkuchen und Marzipan? Allerdings! Doch auch Charakterpuppen, die ihren kleinen Mamas ähnlich sein werden; Puppenstuben mit Möbeln „nach Entwurf“: das Büfett hat keinen Umbau, die Stuhlbeine haben keine Wülste, Schnitzereien und Schnörkel fehlen, Flächen und Linien wirken; und so vollständige Rükeneinrichtungen, daß bis zum nächsten Weihnachtstfest nur so drauf losgewirtschaftet werden kann. Eisenbahnen werden auf Schienen rollen, durch Tunnel eilen, an Stationen halten, nach Glockenschlag fahrplanmäßig abgehen, wer die Reise mitmacht, der kann schon was erzählen. Er wird Elektrische bringen, bei denen Verfehrstörungen garantiert werden, Zeppelin, die die Fahrt wegen Motorbeschädigung unterbrechen müssen, Autobusse, Flugapparate Bleriot'schen Systems (er machte eine Pause, jetzt kam): und Kino. Alle Herrlichkeiten der modernen Welt.

Genug, meinte ich.

Genug ist nicht genug, gab er zur Antwort und zitierte die Schlußworte des Meyerschen Ge-

ichts: „Genug kann nie und nimmermehr genügen!“ Dies wäre sein Programm. Das Beste ist für die Kinder gerade gut genug. Man solle mit Resultaten kommen, der Eltern letztes Sprüchlein sei der Kinder erstes Wort.

Knecht Ruprecht hat ein junges Herz und einen unruhigen Kopf. Ich will ihn loben.

Auf meine Bitte öffnete er den Sack und zeigte mir, was er von Onkel Joseph Scholz aus Mainz mitgebracht. Ich darf, was ich gesehen habe, verraten. Er führte: „Das deutsche Bilderbuch“*).

Allgemeines. Die Bilderbücher dieser Sammlung, für die Scholz auf der Weltausstellung in Brüssel den „Grand prix“ erhielt, mühten an Kinder verteilt werden. In verschiedenen Gemeinden der Schweiz erhalten die Kinder Schultüten gefüllt, Schulunterricht und Lehrmittel sind unentgeltlich. In einer Nachbargemeinde Berlins wird in diesem Winter den Kindern in der Schule das Frühstück verabreicht. Und überall wird unentgeltlich geimpft. Man sollte Kinder durch Kunstwerke gegen schlechte Bilder, schundige Literatur unempfindlich machen. „Das deutsche Bilderbuch“ bringt Bilder erster (was noch nichts zu bedeuten hätte) und (was wichtig ist) ernster Künstler. Der Text ist gut, ich hoffe, daß er in Zukunft noch besser sein wird: „genug kann nie und nimmermehr genügen“. Muffern und Lefsetretern, die Bedenken gegen Bilder oder Text haben sollten, ein für allemal: „Es mühte schlimm zugehen, wenn ein Buch unmoralischer wirken sollte, als das Leben selber, das täglich der Skandalösen Szenen im Überfluß, wo nicht vor unsern Augen, doch vor unsern Ohren entwickelt. Selbst bei Kindern braucht man wegen der Wirkungen eines Buches oder Theaterstückes keineswegs so ängstlich zu sein. Das tägliche Leben ist, wie gesagt, lehrreicher als das wirksamste Buch.“ So Goethe am 17. März 1830 zu Soret und Riemer.

Märchen. Und jetzt — nachdem ich Goethes Äußerung vorausgeschickt — kann ich erwähnen, daß die Volksmärchen meistens von Schleichigkeit, Bosheit und Niedertracht erzählen. Vielleicht erfährt das Kind erst aus dem Märchen: wie man lügt, sich verstellt, rächt. Und trotzdem, trotzdem . . .

Die Bilder sind mehr als Illustrationen zu den Märchen. Sind Erweiterungen. (Auch für ältere Kinder: wenn z. B. Julius Diez, München, das mit dem kleinen Dornröschen spielende Königspaar malt, die junge Königin und den alten König. Freilich konnten die Beiden jeden Tag sprechen: ach, wenn wir doch ein Kind hätten, und kriegten immer keins, erst als die Königin einmal im Bade saß und ein Frosch aus dem

*) „Das deutsche Bilderbuch“, Bilderbücher nach Originalen erster deutscher Künstler, Verlag Joseph Scholz (Mainz). Preis des Bandes 1 M.

Wasser ans Land troch. . . Jetzt hält auch die Königin ein Glockenspiel in der Hand, der König aber einen Hahn, und das hat nichts zu bedeuten). Und Diez malt wie der Koch, der den Ruchjungen an den Haaren ziehen wollte, und die Magd über dem Huhn, und der Junge und die Fliegen an der Wand eingeschlafen sind, und dann das Gegenstück: nachdem sie erwachten, trochen die Fliegen an der Wand weiter, gab der Koch dem Jungen die Ohrfeige, daß dieser schrie, und die Magd rupfte das Huhn fertig. Krähen kündeten Unheil an, als aber das Unglück weicht, schnäbeln sich Tauben auf dem Dache. Dornröschen und der junge Königssohn halten Hochzeit, und ihre Pagen tragen Gewänder, in die rote Herzen eingestickt sind. Der fahrende Sänger aber zieht hinaus um die Geschichte Dornröschens zu erzählen.

Heinrich Lesler und Joseph Urban (Wien) zeichneten das „Marienkind“. Vergißmeinnicht-Girlanden bekränzen die himmlische Wohnung, in der das Marienkind nicht mehr weilen darf. Der König ist, als er das Marienkind im Walde findet, in ein grünes Gewand gekleidet, in ein rotes, als er den Räten die Auslieferung der Königin gewähren muß. (Hoffnung und Blutgericht).

Schneewittchen von Franz Jüttner (Berlin). Die schöne Königin befragt den Spiegel, und auf der Balustrade sitzt ein Pfau. Die verkleidete Königin bietet dem Schneewittchen Schnürriemen an: die Raze faucht, die Zwerge ermahnen das Mägdelein zur Vorsicht: die Raze ist mitbesorgt, Schneewittchen fällt tot nieder: die Raze erschrickt.

Ich möchte auch die schönen Bilder von Fritz Runz zu „Frau Holle“, vor allen die herrlichen von Ernst Liebermann zum „Froschkönig“ erwähnen.

Tierbilder. Eugen Döwald heißt der Tiermaler des Verlags. Seine Tierbilder sind für die Kleinsten bestimmt, und werden auch Erwachsene erfreuen. Gustav Falke lieferte zu zwei Bändchen („Tierbilder“) meist anspruchlose, Adolf Holst zum dritten Bändchen („Mein Bilderbuch“) oft ganz glückliche Verse. Döwald hat auch das Märchen „Vom Wolf und den sieben Geiseln“ köstlich illustriert.

Humor. Für diesen sorgte Arpad Schmidhammer (München). „Cio popeio“, „Mucki“, „Fritz und Klas, ein Nordpolspaß“ sind recht lustige Bilderbücher. Und im „Rottäppchen“ ist der Jäger famos, wenn er die Büchse anlegen oder mit der großen Schere an den Wolf sich heranwagen will, oder wenn er zuletzt schmunzelnd das Pfeifchen schmaucht.

Krieg und Frieden. Zwei Soldatenbilderbücher — „Die Wacht am Rhein“ betitelt — schenkte Angelo Jank. Ich bin für Abrüstung und Völkerrfrieden, doch diese Bücher will ich empfehlen. Denn alle Daseinsformen und Lebensäußerungen sind Gegenstände der Kunst und können künstlerisch gestaltet werden. Ich darf Lebensformen bekämpfen, nicht ihre künstlerische

Gestaltung. Und so muß ich zu den Gedichten, die Nikolaus Henningsen ausgewählt hat, noch bemerken:

„Morgenrot! Morgenrot!
Leuchtet mir zum frühen Tod!“

ist ein lyrischer Schatz, und man muß schon Wilhelm Hauff heißen, um ihn gleich unter schlechten Reimen zu vergraben. „Die Schlacht auf dem Schirlenhof“ von Max Geißler. Gedicht und Gesinnung sind schlecht. General Blumenthal, der nach der Schlacht von Sedan den Kapitän d'Orcet zu der Bravour der Kürassiere beglückwünschte: „Sie gehören einer Elitetruppe von echten Helden an und ich bin glücklich, es Ihnen sagen zu können“, kannte den Feind besser als Max Geißler, der am 26. IV. 68 in Großenhain geboren, anno siebenzig noch am Daumen lutschte. Um das ansitzige Gedicht zu vergessen, rezitiere ich: „Ich hatt' einen Kameraden“ und: „Sie haben Tod und Verderben gespürt“. Mit Friedensstrophen, dem Hoffmann v. Fallersleben'schen Gedicht: „Sehnsucht in die Heimath“, schließt die Anthologie.

Gesang. Die Bändchen „Kinderfang — Heimatklang“ wollen die Pflege des Gefanges im Hause fördern. Bernhard Scholz hat den Tonsatz eingerichtet, Ernst Liebermann den köstlichen Bildschmuck geliefert.

Ich wollte die andern Bändchen der Sammlung noch durchblättern, doch Knecht Ruprecht hatte keine Zeit mehr. Während er die Bücher in den Sack steckte, sagte ich:

„Die artigen Kinder werden sich über die Bücher freuen.“

„Die artigen?“ fragte Knecht Ruprecht verwundert.

„Jawohl. Denn den unartigen bringen Sie doch nur die Rute.“

Er lachte.

„Die Rute“ — gab er mir zur Antwort und betonte jedes Wort — „habe ich längst verbrannt. Ich bessere Kinder durch Geschenke.“

Sprach's und ging weiter. —



Die Bücher des Jahres.

Eine Rundfrage an die Gegenwart-Mitarbeiter.

I.

Wir geben hier die Antworten in der Reihenfolge wieder, wie sie zeitlich bei uns eingegangen sind.

Sür die hervorragendsten Neuerscheinungen des deutschen Buchhandels im laufenden Jahr halte ich, indem ich von wissenschaftlichen Werken absehe, die folgenden sieben (in alphabetischer Reihenfolge): Bartsch, Bittersüße Liebesgeschichten (Leipzig, Staackmann).

Bismarck. Ein deutsches Heldenleben (Leipzig, Zeitler).

Dauthenden, Die geflügelte Erde (München, Langen).

Godwin, Begegnungen mit mir (München, S. v. Weber).

Paul Keller, Die fünf Waldstädte (Berlin, Allg. Verlagsgef.).

Schaufal, Vom unsichtbaren Königreich (München, Müller).

Villers, Briefe eines Unbekannten (Leipzig, Inselverlag).

Rudolf Hans Bartsch, dieser typische Österreicher mit dem leichten Herzen und der leichten Feder, mußte als Verfasser einer Romantragödie wie „Elisabeth Rött“ versagen, hier aber, in dem bunten Reigen heimatlischer Novellen, ist er ganz in seinem Element, „himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt“, ohne selbstquälerische Moral, eigentlich stets heiter, niemals schwerblütig, ein Optimist des Lebens. Und so sind seine neuesten reizvollen Liebesgeschichten für den, der auf den Grund sieht, mehr süß als bitter, in ihrer Anspruchslosigkeit klassische kleine Kabinettstücke moderner Erzählungskunst.

Bismarcks Größe, seine Bedeutung für die deutsche Kultur, wird umso deutlicher offenbar, je mehr ihn die Zeit den Nachlebenden entrückt und der Streit der Parteien um seine Persönlichkeit nachläßt. Daß er ein Sprachschöpfer, ein Sprachkünstler war ähnlich wie Luther, Goethe, Brentano, kommt uns durch die obige Sammlung ausgewählter Stellen aus seinen Reden und Briefen deutlich zum Bewußtsein. Viele Zitate sind Epigramme und Aphorismen, würdig eines Logau und Lichtenberg. Das kleine handliche Werk ist ein nationales Gebetbuch, nicht nur für den Germanisten, sondern für das gesamte deutsche Volk.

„Ein Lied der Liebe und der Wunder um sieben Meere“ lautet der Untertitel von Dauthendens glänzend ausgestatteter Perlschnur kosmischer Gedichte „Die geflügelte Erde“. Etwas fremdartig und seltsam, kostbaren Tapeten gleich, reiht sich ein Bild ans andre in dieser poetischen Weltumseglung. Sprache, Metrum, Rhythmus sind im höchsten Grad eigenartig. Nur der Feinschmecker wird alles recht genießen können. Ich halte das Buch für ein bleibendes Denkmal unsrer gegenwärtigen Kultur.

Die deutsche Dame von Welt ist eigentlich neuen Datums. Denn früher gab es bei uns höchstens Mondänen. Katherina Godwin erscheint mir als die erste deutsche Schriftstellerin von Welt. Sie gehört weder der guten alten Zeit an, wie die Baronin Ebner-Eschenbach, noch ergreift sie sich in sadem, veräußerlichtem Gesellschaftsklatsch nach Art der Hahn-Hahn. Man liebt die essangleich fein abgerundeten Skizzen mit

angehaltenem Atem. Grazie und Tieffinn, Unmut und Würde, Originalität, die nicht sucht und hascht und tastet, sondern im Innersten sitzt, spricht aus jeder Zeile dieser seltsamen, wenn auch mitunter paradox scheinenden Begabung.

Ein Buch für Menschen, die jung sind, für große und kleine Kinder beschert uns der bekannte Roman- und Märchendichter Paul Keller, der glücklichste Nachfahr des eben verbliebenen Wilhelm Raabe. „Die fünf Waldstädte“, ein phantastisches Traumreich der Jugend, zeigt uns zunächst ihre herrlichen Wunder. Dann folgen dramatische Szenen und Erzählungen, drollige, rührende, ergreifende Schöpfungen wahrhaft deutscher Kleinkunst, in ihrer Bedeutung Stifiers „Bunten Steinen“ vergleichbar. Die Bilder stammen von zwei Paul Keller kongenialen Künstlern Holstein und Pfähler von Dithgen. Die Silhouetten würden einem Konwka Ehre bereiten.

Der Name Richard Schaufal bedeutet ein Programm. Sein neuestes Werk, eine Sammlung von Aufsätzen zur Literatur, Musik, Ästhetik, ja über das höhere Sein des Menschen überhaupt, gehört zu seinen besten. Die Parabel „Vom Tode des armen Dackel“ beweist uns neuerdings Schaufals Kunst, aus dem anscheinend Trivialen und Alltäglichen einen wunderbaren Kern herauszuschälen, besser vielleicht noch als die übrigen Essays, die von den ersten und letzten Dingen unsrer Kultur oder Unkultur handeln. Wie tief jeder Dichter, auch der weltmännische, im Erdreich der Heimat wurzelt, das Bodenständige aller Künste zeigt uns sein Aufsatz „Vaterland“. So schön wie Schaufal hat das noch kaum jemand ausgedrückt.

Trotz allem Mißlichen da und dort auf keimender Prozenkultur in Deutschland ist es heutzutage dennoch eine Freude, ein Deutscher zu sein. Wir brauchen nicht mehr ins Ausland zu gehen, um für unsern Jahrhundert alten Gehalt die Schönheit der Form zu suchen. Neben der Buchkunst fängt auch der Brieffstil wieder zu blühen an. Wir haben für diesen ein großes Vorbild in dem „Wiener Unbekannten“, Alexander v. Villers, der uns gehört wie Adalbert v. Chamisso. Landoronski und Weigand haben aus dem Nachlaß des glänzenden Mannes zwei Bände unter dem Titel „Briefe eines Unbekannten“ herausgegeben. Alle Fragen des öffentlichen und privaten Lebens werden darin von einem Geist beleuchtet, der mit Eichendorff hätte sagen können: „Das rechte Alte ist ewig neu, und das rechte Neue bricht sich doch Bahn über alle Berge.“

Damit will ich verschiedene Schwächen der erwähnten Bücher nicht übersehen haben. Aber welche kulturelle Leistung ist frei davon?

Professor Dr. Wilhelm Kosch,
(Freiburg im Achtland).

* * *

Als die besten Bücher eines Jahres möchten nur diejenigen mit Recht bezeichnet werden, welche die besten vieler Jahre zu bleiben versprechen. Das Urteil hierüber muß freilich willkürlich erscheinen und seine Bestätigung von der ungewissen Zukunft erwarten, die auch den Werken gegenüber nicht immer gerecht ist. Was aber manche Jahre bereits in der Vergangenheit als Ideal und bedeutend gewirkt, hat wohl bis zu einem gewissen Grade auch die Probe auf seine Dauerhaftigkeit für die Zukunft bestanden.

Darum halte ich zwei Sammlungen längst geschätzter und außerlesener Beiträge für besonders nennenswert: die Schriften Ludwig Speidels, der, Schwabe von Geburt, in Wien heimisch wurde und in der kürzesten Form sprachlich wie geistig gleich Reizvolles geschaffen hat. Einer ungemäßen und undankbaren Tagespresse anvertraut, blieben diese Aufsätze der Schätzung der weiteren deutschen Welt entrückt. Nach seinem Tode endlich gesammelt, bieten sie ein köstliches Ganzes. Die Kunst des Essays hat seit den Gebrüdern Grimm in unsrer Sprache nichts anmutigeres und reicheres hervorgebracht, als diese kleinen Gebilde.

Von ganz anderer Art, aber, wie mich dünkt, ebenso bedeutend, ist die Auslese von Satiren, welche Karl Kraus unter dem Titel „Die chinesische Mauer“ veröffentlichte. In der Wiener „Fackel“ einzeln erschienen, haben sie allzumal das Entzücken der Bosheit und Schadenfreude einer ganzen Stadt erweckt, sie verdienen aber die Schätzung aus höheren, geistigen Gründen, weil ihre künstlerische und sittliche Kraft, ihr sinnvoller Humor, den Augenblicksanlaß überlebt und unsterblich macht, weil ein großartiger Witz, mit der Schärfe des Schwertes das Einzelne schlagend, dabei das Ganze unsrer Zeit satirisch trifft, darstellt und der Zukunft überliefert.

Unter den erzählenden Dichtungen verdienen Rainer Maria Rilkes „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“ den Kranz.

Dr. Otto Stoessl (Wien).

* * *

Welche Bücher ich für die besten des Jahres halte? Eine schwere Frage, da mich äußere Umstände von einer intensiven Beschäftigung mit literarischen Dingen abgehalten haben. Ich tröste mich damit, daß man an den meisten ungelesenen Büchern nichts verloren hat. Ich habe große künstlerische Freude an Rainer Maria Rilkes: Geschichten des Malte Laurids Brigge gehabt, einem der wenigen Bücher der Gegenwart, die man Feinschmeckern herzlich empfehlen kann, ich habe (ebenfalls im Verlag der Insel) Werke des großen belgischen Hymnikers der Gegenwart, Emile Verhaeren mit künstlerischer und menschlicher Freude genossen: es weht aus ihnen eine Kraftbrise männlicher Gesundheit und Größe, die

uns lang gefehlt hat. Ich habe mit Freude Ernst Lissauers wuchtig-gedrungene Lyrik in der Diederichschen Ausgabe auf mich wirken lassen und viel von diesem Sprachmeister gelernt. Ich habe erkenntnistheoretisch viel Endgültiges und Wesentliches zur Geschichte einer werdenden Kultur in Oskar Ewalds „Lebensfragen“ gefunden (Leipzig, S. Hirzel) und schließlich, da es doch kein anderer sagt, muß ich sagen, habe ich selbst etwas gegeben, worüber ich mich nicht schäme: meine Nietzsche-Tragödie „Das dritte Reich“ (Leipzig, Xenienverlag). Ich besitze genug Impertinenz, auch publice an den Wert dieses seltsamen Experiments zu glauben. Im übrigen habe ich gefunden, daß viel zu viel geschrieben und viel zu wenig gelesen wird. Und ich freue mich, daß der Weihnachtsmarkt wieder seine fetten Karpfen hat, die „beliebten Autoren“, die für das Publikum unsre Literatur als gute Geschäftsleute repräsentieren. . . . Kurzum, ich bin unendlich glücklich — daß ich den Wert einer platonischen Liebe zu den schönen Büchern zu schätzen anfangen. . .

Paul Friedrich (Berlin).

* * *

Eine lange lange Liste — wollte man alle guten Bücher nennen. Ein noch längere — wollte man sich mit den minderwertigen befassen. Und eine reichlich genug lange — will man die besten zusammenstellen. Gehen wir chronologisch zu Werke.

Ludwig Ganghofer: Lebenslauf eines Optimisten — ein erster sonniger, herzensfröhlicher Band, der von glücklichen Kindheitstagen erzählt und mitten in das Schneetreiben vor fast einem Jahre wie ein frühlingstündender Sonnenstrahl fiel.

Friedrich Nietzsche: Briefe an Mutter und Schwester — natürlich von der bruderbegeisterten Schwester Elisabeth herausgegeben. Nietzsche ist immerhin ein interessantes Studium, wie der Poet philosophieren und der Philosoph poetisieren soll, und auch sonst ein ganz eigenartiger Charakter. Das Mehr oder Weniger — natürlich Geschmackssache!

Emil Strauß: Hans und Grete — ein treffliches Novellenbuch, geschmackvoll, tief und stilistisch gut.

Gabrielle Reuter: Sanfte Herzen — von der Verfasserin selbst ein Buch für junge Mädchen genannt und von mir allen jungen Mädchen recht sehr zur Lektüre empfohlen, denn es ist ein gutes Bildungsmittel — fürs Herz! — und Schutzmittel gegen allerhand moderne Frauenkrankheiten — nicht physischer Art.

Johannes Höffner: Der scharfe Wein- gesang — wieder ein Novellenband, gut, originell, bisweilen ein bißchen Raabe, aber nicht zum Schaden. Also . . .

Charles de Coster: Syll Ulen Spiegel und Lamm Goedzack — von Geburt Münchner, von Geschlecht Fläme, war der Dichter Zeit seines Lebens ein Vergessener, und dabei ein Dichter, der höchste Beachtung verdient. Friedrich von Oppeln-Bronikowstis Eindeuschung ist mustergültig.

Karl Kosner: Die silberne Glocke — voll feinen weichen, bisweilen wehmütigen, bisweilen humorvollen echt wienerischen Mollakkorden — ein guter Roman.

Hans Benzmann: Eine Evangelienharmonie — ein ernstes, ehrlich ringendes Versuch, dem wohl der stille, stetige Flügelschlag einer genialen Dichterseele versagt war, das aber doch voll Tiefe und echtem Empfinden ist, wie ein tüchtiges Talent sie in die Form zu gießen vermag.

Adolf Holst: Mit Wolken und Winden — ein anderer Lyriker, der aber in dem anmutigen, kurzen, windflatternden Mantel des Volksliedsängers einherzieht.

Felix Niedner: Fredmans Episteln — Übertragung nebst einem guten Vorwort von Gustav Roethe. Der Schwede, den fast gleichzeitig Hanns v. Gumppenberg im „Bellman-Brevier“ dem deutschen Volk gab, verdient beides und drittens: gelesen zu werden.

Walther Eggert Windegg: Eduard Mörikes Haushaltungsbuch — gut für die, so da nicht sparen können in der Zeit, und für die, so da gerne herzlich lachen.

Clara Viebig: Die heilige Einfalt. Novellen aus den drei deutschen Heimaten der Dichterin, nämlich aus der Eifel, dem Pfosenschl und der Mark. Geschichte angelegt und erzählt. Am besten die Geschichte aus den Venndörfern.

Carl Hauptmann: Judas — Trotz mancher Maniertheit im Stil und in der psychologischen Zerpfückung recht beachtenswert, aber mehr als Charakteristikum für den Dichter, denn als Dichtung, die man lesen will.

Fedor von Zobeltitz: Briefe deutscher Frauen — allen Frauen bestens empfohlen. Keine Edelweiß- oder Vergifmeineicht-Anthologie, sondern ein Buch voll echtem Gehalt und großem Ernst.

Helene Voigt-Diederichs: Nur ein Gleichnis — Novellen in eigenartiger, nicht großer, aber ansprechender Form.

Kurt Uram: Die Hagestolze — Rein feiner und gedankentiefer und seelisch begründeter Humor, sondern keine Wit, bisweilen leichte Satire, bisweilen Romik; im ganzen ein gut unterhaltendes Buch, das oft herzliches Lachen weckt.

Georg von der Habelenz: Das Auge des Schlafenden — ein Roman aus den Alpen — gut und kraftvoll und mit starker Phantasie

geschrieben, aber nicht immer psychologisch tief und fein genug. Doch überwiegen die Vorzüge.

Walter v. Molo: Die törichte Welt — knapp, klar, mit leichter Ironie und tiefem Begreifen. Einer der allerbesten Romane!

Briefe Theodor Fontanes. — Ein persönlich gegen die Wasch- und Speisezettel-Literaturgeschichte, die den Dichter zwar „menschlich näher“ bringt, wie es so schön heißt, aber ihn auch verkleinert, versimpelt. Trotzdem seien diese Briefe genannt, weil sie nun mal da sind und zu dem Interessantesten dieser Art von Literatur gehören.

Karl Hans Strobl: Cleopatra Rupeus — ein umfangreicher phantastischer Roman, hinter dem eine Weltanschauung steht; die adelt ihn.

Wilhelm Schäfer: Die Halsbandgeschichte — behandelt in halb novellistischem, halb historischem Stil die bekannte Episode aus der Zeit Marie Antoinettes, die auch von Goethe, wenn auch mißglückt, einer Behandlung für Wert gehalten wurde.

August Ehrhard: Das Leben einer Tänzerin — und zwar der Wienerin Fanny Elßler. Für einen Universitätsprofessor eine respektable, bewundernswerte und glänzende Leistung!

Jakob Wassermann: Die Masken Erwin Reiners — abgesehen von einigen argen Mißdeutigkeiten ein stilistisch schönes und auch sonst wertvolles Werk.

Rainer Maria Rilke: Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge — ein ganz vorzügliches Buch, das bestens die Pfauenfeder der römischen Imperatoren ersetzt.

Jakob Schaffner: Hans Himmelhoch — ein lebenskräftiges, starkpulsiges Buch!

Marie von Ebner-Eschenbach: Genrebilder — späte Früchte, die von schöner Farbe und voll Reife sind!

Ludwig Speidels Schriften — wie ich über solche Erscheinungen denke, habe ich schon gesagt; aber für den, der eine Zeit kennen lernen will und ihren Geschmack, recht interessant; daß er nebenbei einen tüchtigen Journalisten und Theaterrezensenten kennen lernt, scheint mir erst in zweiter Linie bemerkenswert.

Alfred Huggenberger: Vondenklein Leuten — ein dichterischer Erzähler im Bauernrock.

Otto Reuter: Hero Onkens Ausflug und Heimkehr — bei aller Welt-schweifigkeit groß angelegt und dichterisch wertvoll.

Adolf Heilborn: Wach auf, mein Herz — Geschichtchen voll feinen Zaubers und echter Stimmungsanmut.

Leo Frobenius: Der schwarze De-
lameron — ein ebenso wertvolles wie amüsantes
Buch über die Höhen und Tiefen, die ein Neger-
herz ursprünglicher Façon kennt.

Frederik van Eeden: Die Nacht-
braut — ein psychologisch sehr interessantes Ge-
mälde.

E. G. Kolbenheyer: Meister Joachim
Pausewang — ein Roman aus der Zeit des
dreißigjährigen Krieges, der stellenweise die Herb-
heit und Kraft eines Dürer'schen Holzchnittes
besitzt.

Karl Ruhl: Das Monopol — Ein
Roman aus dem russischen Leben, charakteristisch
und typisch.

Annie Boyesen: Die wir von der
Erde sind — die Erzählungen von Nal und
Damajanti in einen modernen Roman gekleidet,
der den germanischen Norden mit dem weichen
indischen Süden vereinen soll. Ein gutes Buch —
trotz mancher Aufgeretheiten im Stil und einiger
psychologischer Sprünge.

Olga Wohlbrück: Das goldene Bett
— ein tüchtiger Milieuroman, dem die Großartig-
keit der Problemstellung fehlt, aber interessant und
mit scharfer Beobachtungsgabe geschrieben.

Das also wären die Bücher, die ich mir aus
der Ernte dieses Jahres herauslesen und wohl auch
ins Bord stellen würde, um nach Belieben dieses
oder jenes in die Hand nehmen zu können.

Lothar v. Fredrik (Steglis).



Aus den Theatern.

Komische Oper.

Udaltbert v. Goldschmidt: Abbé Mouret. Oper
in 3 Akten. Dichtung nach Zolas Roman. Musik von
Dr. Max v. Oberleithner.

Wissen möchte ich doch, wer die Entscheidung über
Annahme oder Nichtannahme der Novitäten im Hause
des scheidenden Herrn Gregor haben mag! Es liegt
etwas unsagbar Nervöses, Fastendes, Experimentierendes
über der Repertoireaufstellung an diesem Hause. Daß
Herr Gregor für seine Vorliebe zum Auslande mit dem
Ehrenlegionskreuz belohnt ward, darf ihn doch nicht
blind gegen alle Nachteile einer so einseitigen Bevorzugung
des Auslandes machen! Im vorliegenden Falle ist ja
nun allerdings nur die stoffliche Vor- und Unterlage
französisch, die Musik selbst hat Dr. Max v. Oberleithner
verfaßt, ein Musiker, der meines Wissens bisher nur ein
unbeschriebenes Opern-Notenblatt gewesen ist, und der sich
lediglich durch Orchesterfächer bekannt gemacht hat. Diese
seine orchestrale Begabung stempelt ihn zum echt deutschen
Nichtdramatiker. Was soll das Opernpublikum mit der-
artig langatmigen Zwischenpielen anfangen, wie sie der
Komponist zwischen die an sich schon höchst schleppenden
sieben Akte dieser naturalistisch-symbolisch-tendenziösen
Mémoiresoper von Abbé Mouret und seiner zarten
Verführerin „Albine“ eingeschoben hat? Die Langeweile,
die aus diesen „Fortsetzung folgt!“-Bildern an allen Ecken

und Enden hervorgähnt, wird durch Herrn v. Oberleithners
nüchterne schuldramatische Schreibweise Musik nur noch er-
höht. Man vertrocknet schier vor Hochachtung gegenüber
dem — wie sagt man doch gleich? — höchst achtbaren
Können des Komponisten und, wenn man eben leise auf-
horcht — bei der manchen Liebliche, echt Altfränkische
erhaltenden Musik in den epifodischen Genreszenen mit
den üblichen Verliebungs-, Verlobungs- und Vermählungs-
plänkeleien — dann entnüchert einen allsogleich wieder
ein musikdramatischer Wutausbruch in dem allzu vor-
lauten Orchester. Es heißt, der Librettist, Ad. v. Goldschmidt,
habe das Verlobungsbuch nach dem bekannten Zolaschen Roman
für sich selbst geschrieben und sei darüber gestorben —
mußte nun durchaus Herrn v. Oberleithner billig sein,
was Herr v. Goldschmidt vielleicht nicht einmal recht
war? — Die Aufführung versöhnte einen wie so
häufig in der Komischen Oper auch diesmal wieder teil-
weise mit den Mängeln des Werkes. Namentlich Herr
Holzapfel, den ich bisher nur als bewährte Charge
kannte, lebte und webte in seiner anstrengenden Titelrolle,
während die Dresdener Hofopernsängerin Fräulein Sievers
die Albine allzu robust anpakte. Bedauern mußte man
am herzlichsten den Dirigenten, Herrn v. Reznicek, den
Komponisten der köstlichen „Donna Diana“.

Dr. Arthur Neisser.

* * *

Theater des Westens.

Leo Stein und Dr. A. M. Willner: Das Puppen-
mädels. Vaudeville in drei Akten (nach einem Lustspiel
von de Flers und de Caillavet). Musik von Leo Fall.

Meine Feder wird schamrot, indem sie diesen Titel
dieser neuesten Operette nieder schreibt: sie sträubt sich
bei dem Gedanken, daß es eine gut eingeführte Wiener
Operettenfabrik unternimmt resp. unternehmen
möchte, die übermächtige französische Konkurrenzfirma
de Flers und de Caillavet ins Operettenwienersche
zu übersetzen. Erinnerung man sich, daß diese französische
Komödienschreiber mit Geschmack und Takt die Straußsche
„Fledermaus“ ins Urtümliche zurücküberlehrt haben (ohne
freilich in Paris damit durchzudringen) — daß sie
auch Oscar Strauß' „Walzertraum“ seines Duftes
nicht beraubt haben. Was macht sich dagegen die
Wiener Librettistengilde aus „Duft“?! Kulissenzauber
und Boudoirpatschuli! — so lautet ihre tantiemenlüsterne
Parole, und es scheint, der liebe Publikaus folgt noch
immer diesem Motto, denn man klatschte und begehrte im
Westentheater da capo, und man wagte es nicht, seiner
Langeweile deutlichen Ausdruck zu geben. Es ist doch
immerhin Leo Fall — und Leo Fall — wissen Sie der
Fall, der die „Dollarprinzessin“ schrieb, bleibt doch Leo Fall!
Darin liegt die Tragikomödie des modernen Operetten-
komponisten. Hat er das Zeug zum Feinkomisch-Pointierten
in sich, so darf er ihn höchstens im ersten Akt betätigen —
das gestatten dem Komponistenkommiss seine Librettochefs
huldvollst. So ein pitardisches Originalkostüm für den
Chor, dazu Kulissen Sonnenschein und Kirchenmessenschluß
und dann ein holdes Mägdlein, das sein Püppchen
liebt, aber die bekannte „große Sehnsucht“ nach Aben-
teuern, nach Theater, kurz nach der Drittenakt-Robe hat —
das kann das moderne Operettenpublikum höchstens noch
im ersten Akt ertragen, wenn am Schluß der „Gent“ und
seine Dame in der Orchesterloge auftauchen. Im zweiten
Akt muß gewalzt, geliebt, gekußduettet und am Schluß
die sentimentale Erinnerungschablone aufgelegt werden,
das Puppenmädels „erinnert“ sich — im dritten Akt ver-
steht sich auf und vor der Bühne die Lösung von selbst:
der alte Roué wird Papa und der junge Roué will es
werden. — Über Leo Fall bleibt eben Leo Fall: er
verleugnet seine musikalische Vornehmheit ebensowenig
als sein prickelndes Marschpolka-Naturell: er bleibt der
gute Musiker, der blöden Masse zum Trost, die mit ent-
täuschten Sinnen auf die Zoten harret und sich gierig an
den männertollen Akten einer Kulissenpanierin (die
natürlich Rosalilla von Sevilla — hihihii! heißt!) —

anregt und sich ärgert, weil die „Schlager“ fehlen! Und doch muß man leider auch vom sachmännischen Standpunkte in der „Puppenmadel“-Partitur ein gewisses Erstarren in der eigenen Manier, ein erkünsteltes Scharmieren mit dem Stoff erkennen, wenn auch einige Nummern, vor allen das instrumental und rhythmisch geradezu geniale Duett „Romwald, du bist alt“ wieder beweisen, daß Leo Fall eben im Grunde doch auch diesmal Leo Fall geblieben ist. Recht krampfhaft versuchte sich Fr. Deetjen, die ich zuletzt als — Melisande in der Komischen Oper hörte, als Operettenpüppchen. Namentlich in der Robe des dritten Aktes bewegte sie sich gezwungen, sang aber desto lieblicher. Prächtig steigerte Herr Mahner des Püppchens Bräutigam von Akt zu Akt... Arth. N.

* * *

Vom Weimarer Hoftheater.

Max Geißler: Die Bernsteinhere.

Von einem der beliebtesten Unterhaltungsschriftsteller seiner Zeit, dem pommerschen Pfarrer Wilhelm Meinhold aus Uedom, erschien 1843 der Roman „Maria Schweidler, die Bernsteinhere“. Der Verfasser verlieh dem packenden Stoffe noch besonderen Reiz durch eine gesucht altertümliche Sprache und gab ihn aus für eine wahre Geschichte aus dem dreißigjährigen Kriege, die er nur als Herausgeber zeichnete. Diese Mystifikation des Publikums gelang und verschaffte dem Werk einen Weltruf. In die literarischen Fehden, die sich darüber entspannen, griff auch Hebbel ein, bemerkenswerterweise für Meinhold Partei ergreifend, und gab auch gelegentlich die Ansicht kund, der Stoff sei zu einer Dramatisierung wohl geeignet. Ob der erfolgreiche Romanschriftsteller Max Geißler hierdurch zu seinem Drama*) angeregt wurde oder den dramatischen Gehalt bei gelegentlicher Lektüre des Romans empfand (der übrigens in einer schönen Ausgabe des Insel-Verlages jedermann zugänglich ist), bleibe unerörtert.

Genstand der Handlung ist vornehmlich das Schicksal der Pfarrerstochter Maria Schweidler aus dem kleinen pommerschen Dorfe Coserow, das von durchziehendem Kriegsvolk gebrandschatzt und am Rande des Unterganges ist. Die wunderbaren Heilungen, die Maria durch Handauflegen erzielt, die Wohlthaten, die sie den verarmten Bauern zuteil werden ließ, indem sie zufällig am Ostseestrande gefundenen Bernstein zugunsten der Bauern verkaufte, werden ihr von dem undankbaren Volk schlecht gelohnt. Von einem kupplerischen Weibe, der alten Lise Kollken, geschürt, erreicht die Empörung ihre Höhe, als Maria sich weigert, wodurch sie das Dorf vor weiterer Drangsalierung schützen könnte, dem brutalen Amtshauptmann Wittich v. Appellmann ihre Ehre zu opfern. Sie wird als Here, die mit dem Teufel im Bunde stehe, und auf Grund gefälschter Zeugenaussagen nach Foltern zum Feuertode verurteilt. Hineinverwoben in diese Haupt-handlung ist die Geschichte ihrer Liebe zu dem Junker Rüdiger v. Mienkerken, dessen adelsstolzer alter Vater von der bäuerlichen Schwiegertochter aber nichts wissen will. Er setzt den widerspenstigen Sohn gefangen, stirbt aber gerade zur rechten Zeit, so daß der Junker, nunmehr befreit, die Geliebte gerade noch vor dem Flammentode retten kann. Der böse Amtshauptmann wird verhaftet, die gehässige Alte nimmt Gift, legt aber vorher noch ein Geständnis ab.

Diese ganze Handlung wirkt mehr theatralisch als dramatisch. Geißler hat zwar den dramatischen Gehalt des Romans richtig erkannt; aber die Fähigkeit geht ihm ab, ihn nun auch einwandfrei zu einem Drama umzuformen. Er hat nicht gerechnet mit den Gesetzen der dramatischen Perspektive und den Verkürzungen, die dabei zu berücksichtigen sind. Deshalb fehlt der dramatische Fluß, der innere Konnex. Es sind die Szenen zu lose

aneinandergereiht. Das Ganze macht den Eindruck von szenischen Bildern zu einem Roman.

Auf der andern Seite ist es ihm wohl gelungen, in szenischen Formen ein gewaltiges Kulturgemälde zu entwerfen, das schon allein durch seine starke Realität zu packen und zu interessieren vermag. Eine sehr blasse und als dramatische Figur verunglückte Schöpfung ist der Vater der Maria, der alte Pfarrer; „Lamentoso“ ist die beste Bezeichnung für seine Rolle. Hier hätte z. B. der Dramatiker einsehen und für die Zwecke der Bühne umformen müssen, ganze Charaktere umwandeln mit der Lizenz, die ja in dieser Hinsicht ein für allemal dem Bühnendichter zusteht. Verfehlt scheint dann das episodenhafte Auftreten Gustav Adolfs. Was im breitgesponnenen Roman, im Epos möglich ist, versagt eben häufig auf den Brettern, wo alles plastisch wirkt. Das ist von fundamentaler Bedeutung bei jeder Umdichtung und sollte von dem Dramatiker ganz besonders beachtet werden. Leider hat auch Geißler es mit der altertümlichen Sprache versucht. Man wird ihm hier nur sagen können, was Hebbel über Meinhold sagte: „Wenn er glaubt, die Darstellung erreiche dadurch den höchstmöglichen Grad der Lebendigkeit, daß er seinen Personen die Sprache des Jahrhunderts, in welchem sie lebten, in den Mund legt, so ist er in diesem Punkt einem falschen Empirismus verfallen.“ So wurde die Uraufführung des fünftaktigen Schauspiels mehr zu einem interessanten als gerade einem besonders erfolgreichen Bühnenergebnis. Von den Darstellern verdienen der temperamentvolle jugendliche Held des Herrn Böhm, demnächst Fr. Schneider in der Titelrolle lobende Erwähnung. Beide, sowie Intendantzart Gelling gute Regie, die besonders in den verschiedenen, vielleicht etwas zu lärmenden Volksszenen zur Geltung kam, verhalfen dem Werk zu einem Bühnenerfolg.

Franz E. Willmann (Leipzig).



Randbemerkungen.

Die Frage der Schiffsabgaben

ist mit der in letzter Woche abgehaltenen ersten Lesung des betreffenden Entwurfes im Reichstage in das Stadium der Entscheidung eingetreten. Aber das historische, volkswirtschaftliche oder moralische Recht solcher Besteuerung eines Verkehrsweges zu streiten, ist völlig nutzlos. Macht geht in der Politik auf allen drei Gebieten vor Recht. Es fragt sich nur, ob die Durchführung des Gesetzes politisch und finanziell praktisch ist oder nicht. Daß die Freiheit der Ströme einst als nationale Ertragskraft der Reichseinheit galt, ist also ein „sentimentales Motiv“, daß die Landstraßennutzung frei ist, ein schlechter Vergleich, denn die Eisenbahnen sind nicht umsonst, und die kleine Schifffahrt über kurze Strecken soll sowieso abgabefrei gehalten werden können, daß endlich Verträge, auch mit den Nachbarstaaten, im Wege stehen, besagt auch nichts. Verträge lassen sich ändern. Aber ist es klug, die Abgaben zu bewilligen? Werden sie nicht doch nur den Ungariern zugute kommen, die ihrerseits für die ostelbischen, durchaus unrentablen Kleinbahnen keinen Pfennig mehr bezahlen, als alle Steuerzahler, obwohl sie von ihnen den größten Nutzen haben? Ist es klug, die kleine Schifffahrt zum mindesten dadurch zu gefährden, daß man die natürliche Wirtschaftsentwicklung, nach der durch Besteuerung verbesserte Verkehrsmittel in erster Linie das Anschwollen der Großbetriebe zur Folge haben, noch zu beschleunigen? Ist es klug, ferner, der preussischen Regierung, — die ja auch im Reiche ausschlaggebend ist — die Besteuerung eines der bedeutendsten Erwerbs- und Verkehrsmittel anzuvertrauen, nachdem sie schon beim Ankauf der heftischen Bahnen versprochen hat, durch den Tarif nur die Unkosten zu decken, und dann doch aus der Eisenbahn eine der ersten Erwerbsquellen des Staates machte? Ist es endlich

*) Die Buchausgabe erschien bei L. Staackmann in Leipzig.

klug, um der Einheitlichkeit im Lande willen eng befreundete Nachbarländer zu verstimmen? Oder will man jetzt die Quittung auf die Ubelungentreue sehen? Wir fragen nur, ob es klug ist. Vielleicht ist es das? Macht ist ja immer klüger als Recht, d. h. wenn sie sich durchsetzt.

* * *

Professor Rade, der Unglücksvogel,

der die Gründung des „Vereins zum Schutze der deutschen Ehre in der Nordmark“ auf dem Gewissen hat, sitzt nun richtig zwischen sämtlichen Stühlen höchst unanständig auf dem Fußboden. Das war vorauszusehen, aber so schnell hätte man die Katastrophe doch nicht erwartet. Bisher hatte sich Rade in seiner neu gegründeten „Grenzmarken-Korrespondenz“ darauf beschränkt, dem deutschen Verein samt der Regierung in den Rücken zu fallen und den Dänen Honig ums Maul zu schmieren. Da war er bei ihnen wohl gelitten. Aber dann hat er die Unvorsichtigkeit begangen, sich zwischen die Ringkämpfer um die Kandidatur des dänischen Reichstagsabgeordneten Hanssen zu wagen und sie Mores zu lehren, und dabei hat er denn natürlich herzliche Reile bezogen. „Flensborg Avis“ war nie ein Engel an Manieren. Für den Bund „Pro gentilezza“ ist es ewig verloren. Aber „durch und durch unwahrhaftiges Bild der dänischen Kämpfe“, „grobe Beleidigungen des dänischen Reichstagsabgeordneten“, seine (Rades) „schöne Stellung in dänischen Augen mit einem Schläge verloren“ durch „ganz ungläubliche Darstellungen, und das noch dem „Friedensapostel“ an den Kopf zu werfen, das ist doch herbe. Die Sache liegt so, daß Herr Hanssen mit der sog. Jungdänischen Opposition, die selbst ihm zu scharf ins Zeug geht und ihm jedenfalls seine Kreise stört, zerfallen ist. Er will nicht mehr kandidieren. Aber er ist immer noch der Parteipapst. Niemand von seinen Gegnern wagt daher mit dem Erbe seiner scharfen Kritik der Nachfolger zu werden. Darob herrscht große Verlegenheit, und da der Versuch einer jungdänischen Kandidatur aus besagtem Grunde gescheitert ist, lenkt man ein und verhandelt wieder mit Herrn Hanssen selbst. Was draus wird, ist nicht vorauszusagen, soll uns auch gleich sein. Herr Rade aber meinte, die Gelegenheit sei günstig, seine Friedenspredigt auch einmal gegen die Dänen zu lehren. Und da wiederholte sich das alte Schauspiel, daß zwei Gegner sich veröhnen, sobald ein naseweiser Eindringling sich in ihren Streit einzumischen erdreistet. Dasselbe „Flensborg Avis“, das Hanssens schärfster Gegner innerhalb der dänischen Partei ist, fiel zu seinen Gunsten über den armen Pechvogel, den Rade, her und verprügelte ihn weidlich, weil er Hanssen „unter der Maske der Freundschaft“ bei der dänischen Bevölkerung habe anschwärzen wollen. Daß Herr Rade keinen Schimmer hat von den Nordmarksverhältnissen, haben ihm schon tausend berufene Deutsche ins Buch geschrieben. Endlich gefellte sich zu ihnen — im Eifer des Gefechts macht man ja auch seinen Gegnern mal eine Freude — das rabiateste Irredentistenblatt, das wir im Norden haben. Der Stakkel.

* * *

Der russische Hemmschuh.

Wir besitzen augenblicklich die Zuneigungen zweier mohammedanischer Nationen, die der Ottomanen und die der Perfer; sollen wir sie der russischen Freundschaft halber verschmerzen? Zwar haben wir den Türken aus ihrer augenblicklichen Geldflemme geholfen, aber Geld allein tut's nicht. Was hat Frankreich davon, daß Rußland mit seinen Milliarden Krieg gegen Japan führte? Es unterlag dabei schmählich, aber Frankreich hätte auch keinen Vorteil von russischen Siegen im fernen Osten gehabt. Nur weil man in Rußland einen Verbündeten gegen Deutschland sah, war der französische Geldmarkt für die russische Regierung immer so leicht zugänglich gewesen. Und was nutzen Frankreich heute die Milliarden, die es der alten Türkei schon geliehen hat, wenn die neue

Türkei ein Lebensinteresse daran hat, franzosenfeindliche Politik zu treiben? Wenn aber Deutschland es nicht versteht, den Türken die ABERzeugung beizubringen, daß es seinen eigenen Vorteil nur in der ehrlichen Unterstützung türkischer Freiheits- und Fortschrittsbestrebungen suche, dann wird die augenblickliche jungtürkische Freundschaft für uns allerhöchstens andauern bis zur nächsten Geldfalamität, die kaum sehr lange auf sich warten lassen dürfte.

Und Persien? Die persische Freiheit, ein legitimes Kind europäischer Denkart, setzt ihre Hoffnung auf unsere Unterstützung. Freilich könnten Bethmann Hollweg oder Riberlen-Waechter in Hinsicht auf Persien sprechen, wie einst Bülow in Hinsicht auf Marokko sprach: „Soll ich etwa vom Leder ziehen?“ Hat denn England immer gleich „vom Leder“ gezogen, wenn es sich für Kulturbestrebungen eines emporstrebenden fremden Volkes einsetzte? Es hat sich nicht damit begnügt, dafür einzutreten, oft auch, um eine Meinung dafür zu haben, oder sich der Teilnahme an einer feindseligen Demonstration zu enthalten; aber es hat immer Dank geerntet und immer andern Mächten, die ihren Wünschen mit brutalen Gewaltmitteln zum Siege verhelfen wollten, den Wind aus den Segeln genommen.

Zwei Begegnungen zwischen dem Deutschen Kaiser und dem russischen Zaren haben seit dem Streit um Bosnien stattgefunden, und die Folgeerscheinungen beider waren nicht unbedenklich für unsere Interessen im nahen Osten. Für die letzte Begegnung, die Potsdamer Entrevue, war besonders die Eile bezeichnend, mit der der neue russische Minister des Auswärtigen Gasonow gewisse „positive Ergebnisse“ an die große Glocke hängte. Nach ihm haben sowohl Herr v. Bethmann Hollweg als auch Herr v. Riberlen-Waechter auf das nachdrücklichste beteuert, daß Deutschland Rußlands ausschließliche Interessen in Nordpersien anerkenne, daß es den russischen Bestrebungen in Persien überhaupt nichts in den Weg legen wolle, daß es mit der türkischen Politik nichts gemein habe und nicht daran denke, russenfeindliche Absichten der Türken zu begünstigen. Das ist nicht dementiert worden, und dennoch haben sich unsere Regierungsvertreter in Potsdam wie Vasallen Rußlands benommen. Die persische Presse hat prompt darauf geantwortet, wenn Deutschland auf die Freundschaft Persiens Wert lege, müsse es gegen die Anwesenheit russischer Truppen in Persien protestieren.

Für starke und wirtschaftlich vorgeschrittene Mächte gibt es für die auswärtige Politik kein besseres Prinzip als das der offenen Tür. Die englische Regierung ist diesem Prinzip in der internationalen Politik, das so lange ihr Leitstern gewesen war, abtrünnig geworden, weil es ihr Wunsch, Deutschland durch einen Ring von Freunden und Verbündeten „einzukreisen“, erheischte. Weder Frankreich noch Rußland fühlten sich wirtschaftlich stark genug, um in ihren nähern oder fernern Besitzungen und Interessensphären den freien Wettbewerb anderer Völker zu ertragen, und schon darum mußte England sein Interesse an einer Politik der offenen Tür preisgeben, als es seine „splendid isolation“ verließ. Nunmehr ist Deutschland in Europa diejenige Macht, von der das Schicksal jenes vernachlässigten Prinzips abhängt. Es befindet sich dabei im Einklang mit der nordamerikanischen Union, und der Gedanke liegt nahe, daß die bezüglichlichen deutschen und amerikanischen Bestrebungen aufeinander zustreben sollten, wie die Bohrarbeiten an einem Tunnel, die an den entgegengesetzten Enden beginnen. Deutschland ist stark und sein Wirtschaftsleben entwickelt, aber seine Diplomatie ist rückständig. Allerdings hat diese trotz innerem Widerstreben der Forderung der Zeit nicht ganz widerstehen können und in den letzten Jahren manches im Sinne einer Politik der offenen Tür getan. Darauf ist es zurückzuführen, daß sich in England Stimmen melden, die offen erklären, die deutsche auswärtige Politik entspreche heute den englischen Interessen besser als die Londoner „Einkreisungsdiplomatie“. Darin kann man

Anzeichen dafür sehen, daß Deutschland schließlich England und damit Frankreich auf der Bahn einer tatkräftigen Politik der offenen Tür folgen müßte, da die gegenwärtige englische auswärtige Politik nicht den wahren englischen Interessen, sondern nur der Eitelkeit der britischen Diplomatie entspricht, die sich sträubt, einer Forderung der Gegenwart gemäß die glänzende Rolle, die sie in der Vergangenheit spielen durfte, mit einer bescheideneren, den veränderten politischen Verhältnissen entsprechend, zu vertauschen.

O. C.

Die „Reichswertzuwachssteuer“.

Mit Freude hat man in den Zeitungen gelesen, daß der Reichsfanzler dem Vorsitzenden des Deutschen Sprachvereins versprochen habe, er wolle die Vereinsbestrebungen dadurch fördern, daß er nach Kräften für eine gut deutsche Fassung unsrer Gesetze eintrete. Ungefähr um dieselbe Zeit ist ein dieses Gesetzbuch in die Öffentlichkeit gekommen, das den Titel „Reichswertzuwachssteuer“ trägt. Nicht jeder beschäftigt sich so eifrig mit der Politik, daß er mit allem, was gesetzgeberisch geleistet wurde, genau vertraut wäre und demgemäß ahnen könnte, was es mit der Reichswertzuwachssteuer für eine Bewandnis haben möge. Ein ganz unpolitischer Staatsbürger sollte aber am Titel eines Gesetzes sehen können, um was es sich im Gesetz handle. Er könnte sich unter „Reichswertzuwachssteuer“ allenfalls eine Steuer vorstellen, die auf den „Zuwachs an Reichswert“ gelegt wurde, und möchte dann wohl meinen, der Steuerzahler sei das Reich; er könnte auch den „Reichswert“ als etwas feststehendes betrachten und glauben, was „zuwächst“, sei die Steuer. Nicht aber kann er auch nur auf die Vermutung kommen, die „Reichswertzuwachssteuer“ sei eine Steuer, die vom steigenden Wert der Grundstücke erhoben werden soll. Mindestens müßte doch der „Wertzuwachs“ aus der Mitte des Wortes genommen werden, es würde dann zunächst klar, daß es sich um eine Reichsteuer handle. Ohne große Sprachkunst ließe sich dann „auf den Wertzuwachs“ anhängen, und wenn dies auch keine „Tat“ wäre, es könnte doch bescheidenen Ansprüchen genügen; vor allem aber stände es nicht in so schauderhaftem Widerspruch mit dem bleichesten Schatten eines Sprachgefühls. „Reichsteuer auf den wachsenden (oder steigenden) Wert der Grundstücke“ wäre ja schließlich auch ein Titel, aber er hätte einen großen Fehler: jedes Schulkind könnte ihn verstehen!

M. Impertro (Mainz).

An den Pranger!

Ein Herr May Lehmann in Berlin gibt eine Zeitschrift „Jugendwoche“ heraus, die zur tiefststehenden Sorte von Schundliteratur gehört. Die jugendlichen Leser dieses jämmerlichen Machwerks werden in Vereinen und „Bünden“ organisiert, die dem „Kriminalbund durch Nacht zum Licht“ in Berlin unterstehen. Diese Vereinigungen dienen natürlich vor allem der Propaganda des Schundblattes, von dem es aus den Hefen fälschlich heißt, daß es vom „Verein zur Verbreitung guter Volksschriften“ in Berlin herausgegeben werde. Die bedauernden werten Leser, durch die Bank dumme, urteilslose Jungen, erhalten „Legitimationen“ mit dem Aufdruck „Legitimation. Detektiv-Club: Durch Nacht zum Licht! Zentrale Berlin. Wir bestätigen hiermit, daß Herr . . . Mitglied unserer Agentur . . . ist. Berlin, den . . . Durch Nacht zum Licht! Kriminalbund. Zentrale Berlin.“ Die Schafstöpfe, die sich einen Wisch erhalten, bilden sich natürlich ein, kleine Sherlock's Holmes zu sein, lesen das Zeug, das ihnen die Jugendwoche bietet und phantastieren sich in eine nicht existierende Welt hinein, so daß sie für die reale und die in ihr zu leistende Arbeit vollkommen untauglich werden. Was für Schaden sonst noch angerichtet wird, auf welche Wege die Leser der Jugendwoche noch sonst gedrängt werden, entzieht sich vorläufig noch unsrer Kenntnis. Hat denn wirklich jeder Mensch das Recht,

um seine Tasche zu füllen, die Unerfahrenheit und Unreife der Jugend auszunutzen? Wenn Polizei und Klugheit gegen solche Machenschaften nichts auszurichten vermag, so muß wenigstens die anständige Presse dafür sorgen, daß ihre Urheber dorthin gestellt werden, wohin sie gehören, an den Pranger.

M. P.

Mayfeier.

Ich habe mich seinerzeit an dieser Stelle, obgleich ich für Karl May wirklich nichts übrig habe, dagegen gewandt, daß man auf ihn als Menschen loschlug, anstatt auf den Schriftsteller. Mit derselben Entschiedenheit muß ich mich gegen einen Plan wenden, der auf eine unerhörte Reklame für Herrn May, auf eine Verherrlichung dieses Schadensstifters hinausläuft. Ein Breslauer Verlag setzt verschiedene Preise aus: 1. für eine deutsche Literaturgeschichte bis 5000 Zeilen „von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart (Karl May ist dabei zu nennen)“; 2. für die drei besten Abhandlungen, Kritiken, Biographien oder dergl. über Karl May, seine Werte, seine Familie und seine Reisen; 3. für die zehn besten Briefe, die an Karl May gerichtet sein müssen, geschrieben von Erwachsenen jeden Standes, Studenten, Schülern, Kindern usw.

Daß die Preise ruppig und die sonstigen Bedingungen zum Teil mehr als merkwürdig sind, soll nur nebenbei erwähnt werden. Wer solche Preise zu erringen sucht, verdient wirklich nicht höher taxiert zu werden. Aber, daß man deutschen Schriftstellern überhaupt zumutet, eine solche Reklamearbeit für einen Menschen, wie May, zu machen, ist ein reichlich starkes Stück. Und wenn man noch den Verlag entschuldigen möchte, der einfach kaufmännisch denkt und sein Geschäft machen will, daß sich ein schriftstellerisches Organ dazu hergibt, dieses Preisausschreiben ohne ein Wort der Kritik zu veröffentlichen, das ist geradezu skandalös. Natürlich werden sich von Skrupeln nicht geplagte Dilettanten genug finden, die um die jämmerlichen Preise streiten werden; aber man möchte doch bei Zeiten vor ihren Erzeugnissen warnen, insbesondere vor der famosen „Literaturgeschichte“, die um den illustren Namen Karl May herumgeschrieben wird. Für diese Art „Mayfeier“ bedanken wir uns.

Dr. P.

„Kaufmännisch“.

„Kaufmanns-Herrschaft“ ist auch für Deutschland kein leeres Wort mehr. Kaufmännischer Geist macht sich in der Politik, in der Verwaltung und sogar schon im Heere geltend, und es soll hier nicht erörtert werden, inwieweit uns das zum Vorteil gereicht. Freilich sind diejenigen, die am lauteften nach dem „Kaufmann“ schreien, recht ungehalten, wenn er ihnen in der Verwaltung entgegentritt — siehe Tempelhofer Feld. Es ist also Mode, den Kaufmann in den Vordergrund zu stellen und Freisches bekanntes Wort zu ignorieren. Trotzdem darf man nicht unwiderprochen lassen, was neulich ein braver Schöneberger Stadtverordneter gesagt hat: „Bis jetzt sei man stets der Ansicht gewesen, daß eine Kommune ein kaufmännisches Unternehmen ist.“ Es wird dem Herrn schwer werden nachzuweisen, daß man bisher stets dieser Ansicht gewesen ist. Im Gegenteil war „man“ und ist „man“ hoffentlich noch der Meinung, daß ein Gemeinwesen ganz andre Zwecke und Ziele hat und demgemäß nach andern Grundfäden geleitet werden muß, als ein kaufmännisches, d. h. auf Gewinn gerichtetes und zwar auf Gewinn für den Unternehmer gerichtetes Unternehmen. Am Ende hält dieser Stadtverordnete das Recht auch für ein Geschäft, den Kaiser für den Vorsitzenden des Aufsichtsrates und den Kanzler für den Direktor. Zugegeben, daß wenn eine Kommune industrielle Betriebe unterhält, sie dann nach kaufmännischen Grundfäden wirtschaften soll, aber dadurch wird sie so wenig zu einem kaufmännischen Geschäft, wie eine Aktiengesellschaft, die für ihre Angestellten eine Pensionskasse einrichtet, dadurch zu einem wohlthätigen Unternehmen wird. Dem Kauf-

mann alle Ehre und angemessene Würdigung, aber auch er und seine Maximen sollen bleiben, wohin sie gehören.
Dr. M. P.

* * *

Mond und Wetter. Rückblick.

Die Sturm- und Regenperiode des Neumondes, die mit dem ersten November begann, hat bis über das erste Viertel hinaus angehalten. In dem Bericht der Brockenstation vom 11. November heißt es, daß dort oben bis dahin acht Tage furchtbare Stürme geherrscht haben. Die Zeitungen waren in dieser Zeit erfüllt von den Unwetternachrichten aus allen Gegenden des westeuropäischen Kontinents, namentlich aus dem Kanal und der Nordsee. — Die Temperatur ging aber schon vom ersten Viertel — 10. November — ab merkbar um einige Grade zurück, und in der Nacht vom 11. zum 12. November tobte ein heftiger Schneesturm bei einer dem Gefrierpunkt nahen Temperatur, dem aber schon am nächsten Tag wieder milderes Wetter mit Regen folgte, so daß vom Schnee nichts übrig blieb.

Erst vom 13. November ab setzte diese stürmische Luftbewegung für einige Tage aus und wurde zugleich der Witterungscharakter etwas trockener.

Während aber so in den westlichen Teilen Deutschlands der Einfluß des Mondviertels nicht besonders auffallend und erst mit einigen Tagen Verspätung hervortrat, zeigte in den amtlichen Wetterarten der äußersten Osten und Nordosten eine Wettergestaltung, die durchaus der Voraussage in Nr. 43 und 47 entsprach. Vom 12. November ab ist im ganzen Norden, namentlich aber im Nordosten ein Vordringen der polaren Luftströmung zu bemerken, die von Spitzbergen her an der Ostküste von Schweden entlang — durch dessen Erhebungen am Rückwärtsfließen nach Westen gehindert — die Kälte südwärts zungenförmig über das westliche Rußland und das östliche Deutschland ausbreitete. Es ist dies die Folge der bekannten, wissenschaftlich längst festgestellten Erscheinung, daß die kalten polaren Luftströmungen sowohl wie die kalten Meeresströmungen polarer Herkunft — wenigstens auf der nördlichen Halbkugel — sich stets fest an die Ostküsten der Inseln und Festländer legen, während die Westseiten von den warmen, vom Äquator herkommenden Strömungen bestrichen werden.

Fast mochte es zunächst scheinen, als ob die erwartete und vorausgesagte Wirkung des Vollmondes dieses Mal völlig versagen wollte. Aber jedem aufmerksamen Beobachter des Himmels in der Gegend westlich der Elbe mußte es auffallen, daß am Vorabend des Vollmondtages — 16. November — in der Höhe die den Himmel dicht bedeckenden Wolken an der verschleierten Mondscheibe in raschem Fluge von Südwesten her vorüberjagten, ein Zeichen dafür, daß in den höheren Schichten eine wesentlich stärkere Luftbewegung herrschte als unten in der Nähe des Erdbodens. Abirgens deuteten in den nächsten Tagen auch das trübe Wetter und die starke Wolkenbildung darauf hin, daß die Luft stark mit Feuchtigkeit gesättigt war. In wesentlich stärkerem Maße und in weit mehr wahrnehmbarer Weise kam der Einfluß des Vollmondes sowohl im Osten wie im Westen zur Geltung.

Die bis dahin im Osten liegende, weit nach Süden vorgedrungene Kältewelle ist mit dem 17. November auf den Wetterkarten spurlos verschwunden, und nur im äußersten Nordosten ist noch ein schwacher Rest von Kälte geblieben. Die in der Höhe über West- und Mitteldeutschland hinwegziehende warme Luftströmung, offenbar weiter im Osten der Erdoberfläche allmählich näherkommend, hat die vom Pol herkommende Strömung rasch überwältigt und zurückgedrängt, sowie die bereits vorgedrungene kalte Luft aufgesogen und verteilt. Ein Teil dieser kalten Luftwelle, gemildert allerdings durch die Vermischung mit der von Westen und Südwesten her eingebrochenen warmen Luftströmung, scheint dabei nach Süden abgedrängt und bis nach Italien gekommen zu sein, wo in den folgenden Tagen, 20. und 21. November, die Temperaturen erheblich niedriger waren als im hohen Norden, und an ein-

zelnen Stellen fast den Gefrierpunkt erreichten. Aller Wahrscheinlichkeit nach — die in den Wetterarten verzeichneten Windrichtungen wenigstens lassen darauf schließen — ist diese kalte Luftmischung zwischen dem Ostlande der Alpenkette einerseits und dem Saargebirge und den Karpathen andererseits über die dazwischen liegende Tiefebene des Donaubeckens gezogen und hat dann südwärts den Alpen die Richtung nach Westen genommen.

Aus den westlichen Teilen Europas, besonders dem Kanal und der Nordsee, kommen vom 16. bis 20. November wieder Berichte über schwere Stürme, und aus Paris und Brüssel wird unterm 17. November gemeldet, daß in den letzten 24 Stunden wieder starke Regengüsse niedergegangen sind, die ein erhebliches Anschwellen der Flüsse verursachen.

Zwischen diesen beiden Gebieten im Osten und Westen befand Mittel- und Westdeutschland sich zunächst noch in einer Zone, in der die Gegenläufe des Witterungscharakters nicht so scharf hervortraten. Seit dem 19. November mehrten sich aber auch in diesem Gebiet die Niederschläge, die in der Ebene vorwiegend in Naßschnee übergingen, als Folge des Zusammenstoßens der mit dem Vollmonde und der höchsten Deklination vorgebrungenen Luft äquatorialer Herkunft mit der kalten polaren Luft. Seit dem 23. November hat das Wetter wieder den Charakter größerer Beständigkeit angenommen. Größere Trockenheit bei vorläufig noch verhältnismäßig milder Temperatur und demnächst zunehmende Kälte hatte ich von diesem Tage ab vorausgesagt. In der Tat ist seitdem die Kälte von Norden her überall wieder vorgebrungen und hat sich über ganz Deutschland ausgebreitet. Die nächtliche Temperatur war aber bisher kaum über 2 bis 3° Kälte hinuntergegangen, und um die Mittagszeit war die Luft noch recht milde. Erst jetzt beginnt die Kälte stärker anzuziehen. —

Und wie verhielt sich hierzu die amtliche Voraussage? Die Magdeburger Wetterwarte schrieb am 22. abends:

„Ein Minimum nordwestlich von Irland in Verbindung mit dem nach Südosten wandernden Hoch wird demnächst in Deutschland wärmeres, vorwiegend trübes Wetter mit Regen bei stärkerem Winde hervorrufen.“

Mutmaßliche Witterung:

25. November: Wärmer, meist trübe, Regenfälle, starke Winde.

26. November: Wechselnd bewölkt, zeitweise aufheiternd, windig, Niederschläge in Schauern.“

Am 24. November schreibt sie:

„Die Wetterausichten haben schnell eine völlige Änderung erfahren. Es wird also zunächst noch nichts mit dem Aufhören des Winterwetters, vielmehr werden vermutlich zu den bisher schon gefallenen Schneemengen noch weitere beträchtliche Schneefälle kommen.“

Also noch am Tage vorher keine Andeutung einer bevorstehenden Änderung des Witterungscharakters und die Ankündigung starker Schneefälle bei Beginn des letzten Mondviertels, ein Fehlschlag, der bei Berücksichtigung des Mondeinflusses nicht hätte vorkommen können.

Silbesheim, den 27. November 1910.

Emil Brandt.



Löwenjagd und Brennessel-Kultur.

Die Brennessel“, sagte mein Freund, der Milliardär Mr. Kartoffelheld, „ist eine wilde Pflanze, die viel mehr kultiviert werden müßte.“

„Eine Pflanze“, erwiderte ich freundlich, „ist die Brennessel nun grade nicht. Aber ich bin mit ihrer Kultivierung durchaus einverstanden.“

Wir befanden uns, während wir dieses sagten, grade in der Nähe von Timbuktu auf der Löwenjagd. Ein kleines Palmenwäldchen lag dicht vor uns. Aber uns stand die Sonne und brannte sehr intensiv. Wir hatten unsre weißen Sonnenschirme aufgespannt und wandelten zum Palmenwäldchen, allwo ein wenig Schatten war.

Die Flinte und die Munition kam mir sehr beschwerlich vor. Doch ich sagte nichts, denn mein Freund, der Milliardär Mr. Kartoffelheld, war ein Löwenjäger vom Scheitel bis zur Sohle; zu beschwerlich fiel dem nie was.

Raum waren wir glücklich im Palmenwäldchen angelangt, so hörten wir plötzlich auf drei oder vier Seiten alle dicke Löwen brüllen — sehr laut.

Ich sprang gleich zur nächsten Palme und kletterte fühn und gewandt hinauf; den Sonnenschirm hielt ich mit den Zähnen fest.

Als ich so weit oben war, daß mir nichts mehr passieren konnte, steckte ich den Sonnenschirm vorsichtig in meinen linken Stulpenstiefel und rief hinab:

„Mr. Kartoffelheld, kommen Sie schnell hinauf. Hier oben können wir ruhig weiter über die Brennesseln sprechen. Das Thema ist wichtig. Lassen Sie sich nicht von den Löwen in die Beine beißen. Ich kann Ihnen von hier aus nicht zu Hilfe springen, denn ich bin ja hier oben in Sicherheit.“

Mr. Kartoffelheld folgte meinem Rat und stieg langsam zu mir empor. Raum war er drei Meter hoch geklettert, so waren auch schon die Löwen da, und es wurden ihrer immer mehr.

Das Gebrülle ward zwerchfellerschütternd. Wir lachten so heftig, daß wir beinahe heruntergefallen wären. Die Situation erschien uns doch zu komisch.

Als wir oben in den Zweigen saßen, erholten wir uns langsam.

„Die Brennessel“, sagte Mr. Kartoffelheld, „ist vorzüglich zu Kleiderstoffen zu verarbeiten. Und billig ist das Kraut. Warum wird sie nicht in Europa, Asien, Amerika und Australien angepflanzt?“

„Aber mein lieber Mr. Kartoffelheld“, sagte ich da lächelnd, während die Löwen immer schrecklicher brüllten, „warum vergessen Sie denn den Erdteil Afrika? In dem kann die Brennessel auch kultiviert werden. Wollen wir zusammen eine Allgemeine Brennessel-Kultur-Gesellschaft m. b. H. gründen? Wollen wir?“

„Was“, rief da ironisch lachend der brasilianische Milliardär, „werden bloß die Löwen denken, daß wir sie nicht totschießen? Wir gründen, während sie unten brüllen, ganz ruhig eine neue Kultur-Gesellschaft. Brüllt, Löwen! Brüllt!“

Ich sagte darauf:

„Wissen Sie, Mr. Kartoffelheld, mit der Kultur geht's herzlich langsam — so langsam, wie mit dem Luftmilitarismus. Alles brüllt immerzu: man immer langsam voran! Schon vor vollen 33 Jahren hörte ich auf der Schule von einem Pastor, daß die Brennessel ganz vorzüglich geeignet sei — zur Kleiderverfertigung. Aber eine Brennessel-Kultur haben wir heute immer noch nicht. Es ist zum Schiefen.“

„Schließen wir die Löwen!“ sagte Mr. Kartoffelheld.

Und er schoß. Ich schoß auch. Die Löwen wälzten sich man so in ihrem Blute.

„Man immer langsam voran!“

Das saugen wir oben, als alle Löwen unten langsam verreckten.

Paul Scheerbart.



Vom kühnen Ritter Unverzagt.

Heydebrand, der kühne Ritter,
Der von Quasselstrippen-Lese,
Wollt dem Volke wied'rum bringen
Die geliebte Reaktion.

Und er kam wie Lenzgewitter,
Schneuzte aus gewaltiger Nase,
Tät die Junkerfahne schwingen
Gegen böse Rebellion.

Zieht er blank, so wird es schlimm,
Regt im Reichshaus sich Entsetzen,
Furchtsam werden selbst Genossen,
Wenn der große Heydebrand rast.

„Schutzgesetz!“ brüllt der Grimme,
„Her mit schönen Schutzgesetzen!
Sonst wird feste druff geschossen,
Weil der Junker so nich' spypast!“

Nur beim Junker liegt der Himmel
Vaterländischer Eigenart! —
Also sprach er, grad als hätt er
Bismarck's Stiebel angetrefft . . .

Aber ach — oft ist bloß Fimmel,
Was als Großwut sich gebärde,
Und der Heydebrand ist netter,
Wenn er in Pantuffeln steckt.

Terentius.



Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usw. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unverlangt uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Karl Rosner: Der Herr des Todes. Grethlein & Co. (Leipzig).

Mit diesem neuen Roman hat uns der rasch bekannt gewordene Verfasser der „Silbernen Glocke“, dieses wunderbaren, typischen Schicksals von Nord und Süd, eine große Überraschung bereitet.

Er hat ein ganz äußeres Motiv voll Spannkraft und Nervenregung, ein Schicksal aus dem internationalen Artistenleben, zum Vorwurf genommen. Ohne uns nun in bezug auf die äußere Sensation etwas schuldig zu bleiben, hat Rosner es doch außerordentlich fein und

glücklich verstanden, die äußere Fabel seelisch zu vertiefen und so auch den geringsten unkünstlerischen Anflug an die hier so naheliegende Gefahr des Hintertreppenhaften zu vermeiden. Prachtvoll ist dieser Perez Harrara gezeichnet, der Herr des Todes, der ehemalige preußische Leutnant, dieser kühle Willensmensch, dem doch das stets unterdrückte Gefühl zum Verderben wird, meisterhaft die kleine, verängstigte, ganz in bourgeois Enge erstickte Mama und ebenso viele charakteristische Typen aus der Welt der Manege. Rosner versteht es ausgezeichnet, eine gewisse Sentimentalität zu kaschieren. Daß einige Nebenfiguren dieses breiten symphonischen Gemäldes von Innen- und Außenwelt schablonenhafter geraten sind, fällt nicht ins Gewicht. Rosners neuer Roman, der den Dichter der „Silbernen Glocke“ von einer neuen, verheißungsvollen Seite zeigt, wird viele Leser finden.

Paul Friedrich (Berlin).

Ansiedlergeschichten aus Norrland. Der jüngere Nachwuchs der nordischen Dichtung zeigt, wie es vorderhand nach der großen Leistung der Ibsen, Björnson, Strindberg, Lie, Kielland, Garborg, Jacobsen auch nicht anders sein kann, dies und jenes Merkmal einer Erschöpfung, die der Periode des großen europäischen Naturalismus überhaupt gefolgt ist. Ausnahmen freilich fehlen nicht. Wir erinnern uns an Knut Hamsun, auch an Pontoppidan und Johannes V. Jensen. Auch sonst heben sich einige, wenn auch etwas einseitig, so doch stark geprägte Talente hervor. Auch auf Spuren einer eigentlichen nordischen „Heimatskunst“ treffen wir. Hier wäre vor allem der Name Andreas Haukland zu nennen; eines Dichters, der erst in den letzten Jahren hervorgetreten ist.

Er wurde kürzlich von der norwegischen Presse der Gorky Norwegens genannt. Wenn auch nur insofern mit Recht, als auch er von geringer Herkunft ist — unehelicher Sohn eines armen Dienstmädchens — und sich als Tauschhändler und Landstreicher herumgetrieben hat. Denn im übrigen ist Haukland eine ungleich stärkere, und ich möchte sagen: seiner ganzen Lebensauffassung nach robustere und positivere, unmittelbare Natur als Gorky; auch die künstlerischere von beiden. Obgleich in der letzteren Eigenschaft Haukland in seiner Richtung einseitig und zugleich

nichts so wenig als ein bewußter, oder gar raffiniert und artistisch bewußter Künstler ist.

Er ist uns kein ganz Unbekannter mehr. Schon 1906 erschienen in Arthur Cavaels (Leipzig) „Realistischer Bibliothek“ von ihm „Bonhafs Erzählungen. Geschichten aus dem Nordland“, von der ausgezeichneten Übersetzerin Luise Wolf vermittelt. Es war ein Buch, das einen ungewöhnlichen Eindruck, einen Eindruck von sehr seltener Eigenart, Stärke und Positivität auf mich geübt und mich sehr stark gefesselt, ich möchte sagen: gespannt hat. Und es war ein Buch, das lange und sehr stark und vielseitig in mir nachklang. Jetzt, wo Haukland anfängt, bei uns entschiedener in Aufnahme zu kommen, sei noch einmal mit ganz besonderem Nachdruck auf dies ganz vorzügliche und sehr ungewöhnliche Buch aufmerksam gemacht, das übrigens jeden Leser befriedigen wird. — Ferner erschienen kürzlich zwei Erzählungen „Das Meer und die großen Wälder“, und soeben, bei U. Juncker (Berlin), von Ida Anders überetzt, die „Ansiedlergeschichten aus Norrland“.

Das Buch besteht aus einer Reihe von Bildern und Situationen, die sich „Bär“, „Wolf“, „Frauenraub“, „Renntier“, „Lemming“, „Wintermarkt“, „Heimkehr“, „In Bärenklauen“ betiteln. Sie stehen miteinander in Zusammenhang dadurch, daß es sich um die Erlebnisse eines Ansiedlers Steinar, seines Weibes Torbjörg und seiner beiden Söhne Orm und Brynjulf handelt. Steinar, ein kleiner, sehniger, muskelkräftiger, schwarzhaariger Mann, halb norwegischen halb lappländischen Blutes, taucht als ein gänzlich Unbekannter und Besitzloser eines Tages bei einem Bauern auf, verdingt sich ihm als Knecht und entführt ihm seine Tochter Torbjörg. Er geht mit ihr in die nördliche Wildnis, baut sich ein Blockhaus, rodet und setzt sich als Ansiedler fest. Mit eisern zäher Energie und Gesundheit hält er sich in der unwirtlichen Einöde und tröstet ihr mit der Zeit einen ansehnlichen Besitzstand ab; nicht immer mit ganz einwandfreien Mitteln: aber der Kampf ums Dasein, den er zu führen hat, ist ungewöhnlich hart. Ganz allein mit seinem Weibe, bis ihm später seine Söhne Orm und Brynjulf helfen, versteht er die kleine aufstrebende Landwirtschaft kämpft mit Wolf und Bär und gegen die gefährlichen und eifernen Scharen des Lemming, geht auf die Renntierjagd, treibt Fellhandel,

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M.

Einzelnummer 40 Pf.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum

kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. ··

Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

**Kaiser
Friedrich
Quelle**

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis
Quoncel, 15 b, Schönebergstr. SW.
— Telefon-Amt VI, No. 669. —

Eine ernste Mahnung an alle Amateurphotographen!

Jeder Photographierende muss bedenken, dass die Qualität seiner Bilder von der Qualität der verarbeiteten Papiere abhängig ist, denn mit einem vorzüglichen Papier kann man auch von einer schlechteren Platte noch brauchbare Bilder erzielen, mit einem schlechteren Papier aber nicht einmal von guten Negativen. In der ganzen Welt sind die N. P. G. Papiere als erstklassig bekannt; ihre jahrelange Gleichmässigkeit und Haltbarkeit rechtfertigt diesen guten Ruf und machen es dem gewissenhaften Amateur sozusagen zur Pflicht, diese Marken für seine Arbeiten zu verwenden. Jeder Lichtbildner informiere sich deshalb im eigensten Interesse über die N. P. G. Fabrikate und verlange von der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G., Steglitz 181, kostenfreie Zusendung der Gesamtpreislise nebst Probeheft der Zeitschrift »Das Bild«.

verheiratet seinen ältesten Sohn Orm und kommt vorwärts, bis seine Söhne mannbar geworden sind und für ihn einspringen können. Eines Tages stirbt er im Kampfe mit einer Bärin. Das ist sein Ende. — Das alles sind Bilder und Erlebnisse von einer außerordentlichen Anziehung und Spannung. Ein großartiges, großzügiges, herb einfaches, kraftvolles und doch zugleich überaus farbig belebtes Naturgefühl. Nicht geschildert, sondern mit ursprünglicher, völlig unangelernter Kunst, aus intimster nordischer Rasse und Urkraft heraus hingelegt. — Es steht zu erwarten, daß Hauckland uns noch bedeutendes bieten wird; um so Bedeutenderes und Gewichtigeres da seine Art so wunderbar aus allem, was nach „Literatur“ schmeckt, herausfällt.
Johannes Schlaf (Weimar).

Schauspielernotizen. Friedrich Rahßler, von dem wir lektin in Zeitschriften des öfteren vorzügliche Kunstaphorismen lasen, bietet jetzt unter dem Titel „Schauspielernotizen“ eine kleine Sammlung solcher Veröffentlichungen. (E. Reiß, Berlin-Charlottenburg).

Es ist sicher sehr interessant, einen ausgezeichneten Künstler in reifer und klarer, schlicht ungezwungener Form sich über seine Kunst aussprechen zu hören. Das wird zugleich ein recht wertvoller Beitrag zur Entwicklung unfrer Schauspielkunst sein. Rahßler zeigt ein feines und tief-eindringendes Empfinden und Nachdenken. Er ist ein Psycholog seiner Kunst von nicht gewöhnlichen Eigenschaften. Überschriften wie „Genealogie des Wortes“, „Distanzverlust beim Theater“, „Immereifrige und Sorglose“, „Geistige Bühne“, „Vokalharmonie“, um aufs Geratewohl nur sie herauszugreifen, mögen auf die feine und differenzierte Auffassung des Bühleins hinweisen. — Rahßlers bühnentechnischer Standpunkt berührt sich mit neueren Reformbestrebungen, wie sie sich als der Versuch des Münchener Shakespearetheaters und des Münchener Künstlertheaters von Georg Fuchs kennzeichnen. „Nur Notwendigstes von der Situation Verlangtes darf außer

den Gestalten auf der Bühne sein“, heißt es 3. B. — Nur zu wahr! Freilich sehr die Frage, ob sich eine derartige Bühne wirklich organisch aus den heutigen Theaterverhältnissen, Bedürfnissen und Gewohnheiten des Publikums noch wird herausgestalten lassen? Auch die überaus ausgebildete moderne Technik und ihre doch nun mal zur Verfügung stehenden komplizierten Mittel werden, glaub ich, einen Hinderungsgrund besagen. Es ist so bezeichnend, daß sich die Shakespearebühne nicht halten konnte, und daß das Künstlertheater, wie interessant und in mancher Hinsicht verdienstvoll es auch dasteht, nur zu bewußt und vor allen Dingen zu malerisch und künstlich ist. Diese Eigenschaften müssen auf die Dauer seine dichterischen Darbietungen anstatt sie zu unterstützen, beeinträchtigen. — Ich weiß nicht, wie Friedrich Rahßler sich zu diesen beiden Versuchen stellt; sicher habe ich den Eindruck, daß seine Auffassung von der Bühne eine tiefere ist. —
Johannes Schlaf (Weimar).



Zur gefälligen Beachtung.

Manuskripte, Bücher u. s. f. sind nur an die Redaktion der „Gegenwart“, Berlin W 9., Potsdamer Straße 124, zu senden.

Unverlangt eingesandten Manuskripten und Anfragen ist Rückporto beizufügen.



Wir verkaufen auf Teilzahlung

Moderne Trauringe Mattgold, 14 Karat 0.585 gestempelt



No. 2415. Sinnspruch: „Die Liebe hört nimmer auf“. M. 28.—



No. 2416. Sinnspruch: „Dein für immer“. M. 25.—



No. 2417. Sinnspruch: „Gott mit uns“. M. 24.—



No. 2418. Sinnspruch: „In Liebe treu“. M. 23.—



No. 2419. Blumenemblem Myrthe-Rosen. M. 24.—



No. 2420. Blumenemblem Myrthe. M. 23.—



No. 1358. Glanzgold, 4 Brillanten, Gr. 9 (3/4 Kar.), 10 Brillanten, Gr. 1 (1/4 Kar.); zus. 14 Brillanten (4/64 Kar.) in Platin gefasst . . . M. 350.—

Hunderttausende Kunden in 30 000 Orten des Deutschen Reiches

Uhren

Unser Katalog enthält grosse Sortimente in Brillantschmuck. Feinste Uhrenmarken. — Hochzeits- u. Gelegenheitsgeschenke

Uhren



No. 1124. Mattgold, Schiene durchbrochen, 1 Brillant, (Grösse 2 (3/64 Karat)), in Platin gefasst . . . M. 31.—

Jonass & Co., Berlin K.W. 320, Belle-Alliancestr. 3

Eigene Gehäusemacherei. Eigene Goldschmiede. Eigene Gravieranstalt. Eigene grosse Uhrwerkstätten.

Die Gegenwart.

Nr. 51.

Berlin, den 17. Dezember 1910.

39. Jahrgang
Band 78.

Unser Reichskanzler.

Dich diene nicht dem Parlament, den Junkern so wenig wie Ihnen. Ich führe die Politik.“ Das war das Wort, auf das wir seit einem Jahre gewartet haben. Schon fast nicht mehr gewartet, denn allzu lange schien es uns zu dauern, bis Bethmann Hollweg es sprach. Aber nun, da wir schon nicht mehr hofften, es zu hören, ist es zu unser aller Überraschung doch gekommen. Wir gingen am vergangenen Sonnabend in den Reichstag mit ganz denselben stephischen Gedanken, in denen wir seit Monaten herumwandern. Wir sagten uns, es werde eine Abhandlung geben über die alten, blaffen, abgegriffenen Thesen der Nüchternheit, der positiven Arbeit, der nationalen Sammlung und ähnlicher angenehmer Dinge, die uns in ihrer ganzen Unwiderleglichkeit längst grenzenlos trivial und langweilig geworden sind. Aber wir träumten nicht im Enferntesten von der Möglichkeit, daß wir statt grauer Theorie die Farbe der Entschließung sehen würden, und doch geschah es so. Wir sahen mit eigenen Augen, daß dieser Mann, der ein geradezu paradoxes Talent zu noch nicht dagewesenen Gemeinplätzen zu besitzen schien, aus den, weiß Gott, nicht angenehmen Erfahrungen seines ersten Jahres die Lehre gezogen hat und sich ohne die geringste Verleugnung seines Wesens als ein aktiver Faktor den realen Kräften der Politik einreicht. Das hat uns so gefreut, daß wir gerne manches Wort zurücknehmen, das uns in ungerechter Abereilung entfahren ist. Wir glaubten, es sei schon zu viel kostbare Zeit verloren, wir sahen mit tiefem Argerniß und wachsendem Ingrim, wie ein Teil der Parteien die anscheinend schleifenden Zügel der Regierung vor der Öffentlichkeit an sich zu reißen wagte, oder doch so tat, als hätte er sie in der Hand, und wie der andre Teil in immer giftigere Gehässigkeit hineingeriet, während die zögernde Mitte zu ruhmlosem Ende verdammt schien. Auch jetzt glauben wir nicht, daß die entfesselten Ströme der Agitation durch das Wort eines Tages noch gehemmt und umgelenkt werden können, obwohl sich manches anders ansieht, als vor dem 10. De-

zember. Aber das eine steht fest: Bethmann Hollweg hat den schon fast zur Gewißheit gewordenen Argwohn, er sei der willenlose Funktionär einer dem Volke von Grund aus zuwideren Konstellation, mit einem Schläge zunichte gemacht und sich das eingebüßte persönliche Vertrauen des Landes zurückerobert. Selbst bei seinen erbittertsten Gegnern. Mögen sie sich gleich lieber die Zunge abbeißen, als so etwas eingestehen, mögen sie auch behaupten, er sei derselbe Sklave Heydebrandts nur in der Maske eines Herren gewesen, der dort jede aufdringliche Bevormundung schroff abwies, um dann doch verkappten Gehorsam zu versprechen, sie glauben das selbst nicht, denn sie sind nicht imstande gewesen, unter dem Eindruck der Worte des Kanzlers die alten spöttischen Glossen und Witze zu wiederholen, noch auch ihre Überraschung und das stumme Anerkenntnis zu verleugnen, daß hier bestimmter Wille und offener Mut aus dem Munde eines aufrechten Mannes gesprochen haben.

Das klingt sehr enthusiastisch, nicht wahr? Aber man vergegenwärtige sich doch die Tragweite des Geschehenen! Herr v. Heydebrandt trat vor vierzehn Tagen vor versammeltem Volke auf den Reichskanzler zu und oktroyierte ihm aufs rücksichtsloseste seinen Willen. Der Kanzler ging schweigend nach Hause, in den Augen aller Welt ein geprügelter Hund, der zu parieren hat und schon parieren wird. Er ist in dieser Beziehung Kummer genug gewohnt, denn unsäglich zuwider und schmerzhaft muß ihm die Zeitungslektüre des letzten Jahres gewesen sein, bei der ihm das dicke Fell gewachsen ist, ohne das ihn Worte längst getötet hätten. Aber was zuviel ist, ist eben zuviel, und endlich zerbrach der überspannte Bogen. Dabei mußte sich denn offenbaren, wie das wahre Verhältnis lag. War Bethmann wirklich das willenlose Werkzeug einer anmaßenden Gruppe von Herrschsüchtigen, so konnte er wohl einen Augenblick sich selbst vergessen, wie ein mißhandelter Hund, der mit plötzlichem Haß nach seinem Herrn schnappt. Aber es wäre eben nur ein Moment gewesen, in seiner Flüchtigkeit kenntlich durch den gesteigerten Affekt. Das war es aber nicht. Es war eine ganze ruhige, klar über-

legte Sache, und das bei demselben Bethmann, an dem man von früher her die Schwäche einer höchst unpolitischen, persönlichen Gereiztheit in Erinnerung hatte. Keine Spur diesmal davon. Nicht die geärgerte Nervosität eines Weltfremden, sondern die zielbewusste Überlegenheit des führenden Staatsmannes verwahrte sich gegen anmaßende „Vorhaltungen“ über die Pflichten der Regierung. Wie oft haben wir in Bethmanns Munde von der Allweisheit der „Königlichen Staatsregierung“ und den Vorbehalten der „Verbündeten Regierungen“ gehört. Das hat uns nie mehr als ein Achselzucken abgewonnen. Jetzt endlich sprach ein persönlicher Wille, gerade der Wille, den Bethmann in seinen philosophischen Direktiven niemals zum Ausdruck zu bringen vermochte und den allein der Staat brauchen kann. Eine Regierung, die in erster Linie nicht Intelligenz ist, sondern Charakter, haben wir es neulich formuliert. Gerade so hat es jetzt aus des Kanzlers Worten gesprochen.

Die Politik des Kanzlers, deren Grundsätze uns nicht neu waren, hat Farbe bekommen, in demselben Augenblick, in dem sie, wenn auch nur an einem Punkte, eine Politik des Biegens oder Brechens wurde. Wohl gingen einige konservative Fanatiker am vergangenen Sonnabend mit wenig lebenswürdigen Gesichtern herum und murmelten etwas von Fraglichkeit, ob es „politisch klug“ gewesen sei, Heydebrandt vor versammeltem Volke so abfahren zu lassen. Das sollten selbstverständlich versteckte Drohungen sein. Aber um so besser. So wird der Kanzler Gelegenheit bekommen, bei seinem Worte zu stehen und seinen offenbaren Charakter vor der Welt zu bewähren. Andre meinten, Heydebrandt habe eben doch aus dem Kanzler die öffentliche Stellungnahme zu den Ausnahmegesetzen gegen die Sozialdemokratie „herausgeholt“. Weiter habe ja Heydebrandt nichts gewollt. Das ist eine kümmerliche Verschleierung. Bethmann Hollweg hat die Ausnahmegesetze rundweg abgelehnt. Die Tatsache ist nicht zu leugnen. Darin aber, daß auf dem Wege der normalen staatlichen Machtmittel eine rücksichtslose Energie gegen die unverschämten Brutalitäten der sozialdemokratischen Verhöhnung und Terrorisierung der Massen anzuwenden sei, steht jeder nationale Mann seit je auf seiner Seite. Diesen Ton hätte der Kanzler auch ohne gütige Nachhilfe angeschlagen. Er gehört unzertrennlich zu seiner Auffassung von den Pflichten der Regierung und einer gesunden Entwicklung des staatlichen Lebens. Es sind also alle Versuche vergeblich, die Tatsache zu verdunkeln, daß Bethmann Hollweg den Mut und die Gewissensenergie gehabt hat, selbst auf die Gefahr einer geheimen Verfeindung mit gewissen Kreisen der Rechten seine unabhängige Stellung über den Parteien stramm zu behaupten. Solange unser deutsches Volk für ein parlamentarisches Regiment nicht reif ist — es sieht nicht danach aus, als

würden das die heute Geborenen noch erleben — solange ist das die einzige Stellung, die ein seiner Verantwortung sich bewußter, deutscher Staatsmann einnehmen kann, ganz besonders wenn er ein Charakter ist. Es wäre deshalb von der ganzen Sache, die uns beschäftigt, auch gar nicht so viel Aufhebens zu machen, wenn alles bei uns stets so wäre, wie es sein sollte. Aber leider ist ja unsern Staate zum mindesten die Tendenz eingeboren, konservativ regiert zu werden, und in letzter Zeit sah es, weiß der Himmel, wirklich so aus, als hätten wir das unverfälschteste Parteidement. Daß in diesem Moment die Unabhängigkeit der Regierung gegen die Konservativen behauptet wird, ist also immerhin etwas, was wir nicht gewohnt sind. Um so mehr aber müssen es alle wahren Freunde des Vaterlandes begrüßen, denn Vertrauen schafft nur eine Tat, die etwas wiegt, und Vertrauen tut uns not wie's tägliche Brot.

Bethmanns politische Pläne waren uns im übrigen, wie gesagt, nicht neu. Er will niemand ausschließen und hat deswegen am Schluß seiner Rede eine Mahnung ergehen lassen, die ebenfalls nach rechts ging. Vor einem Jahre noch erging sie nach links! Den Nationalliberalen, um die es sich jetzt handelt, ist also kein Angriffspunkt geboten. Gegen die Sammlungspolitik — sie ist doch noch etwas andres als das alte Kartell — läßt sich überhaupt an sich nichts einwenden. Warum auch, wenn sie Erfolge hat? Es kommt eben nur auf die Persönlichkeit an, die an ihrer Spitze steht, und da lag der Grund, daß wir bislang weit pessimistischer waren, als wir heute optimistischer sind. Denn zwar wollen wir von wirklich dauernden Erfolgen auch heute nicht prophezeien. Aber das eine darf man sicher behaupten, daß der Kanzler mit seiner Staatsrede auf die Nationalliberalen einen weit nachhaltigeren Eindruck machen wird, als mit allem, was er früher zur Gewinnung ihrer Herzen versuchte. Denn ohne daß sie ihre Wahlpolitik wesentlich zu ändern brauchen, wird ein gut Teil Mißtrauen und Animosität im Sonfall verschwinden, wenn sie darauf bauen können, daß Bethmann Hollweg wahr und wahrhaftig ein blau-schwarzer Kanzler sein will, noch ist. Und wenn diese Wirkung des wieder hergestellten Vertrauens auch erst nach den Wahlen ihre Früchte brächte, so wäre schon das Berechtigung genug, den 10. Dezember 1910 für einen glücklichen Tag in der Entwicklung unsrer inneren Politik zu halten. Wir tun das bereits heute, — man halte es uns zugute, wir sind ja so bescheiden geworden, so bescheiden.



Philosophen als Staatsmänner.

Von Professor Dr. Ritter (Ludewalbe).

Ist vor mehreren Monaten Herr Theodore Roosevelt aus Amerika von der philosophischen Fakultät der Friedrich-Wilhelm-Universität zu Berlin zum Doktor der Philosophie honoris causa („seiner Ehre wegen“) promoviert wurde, da hat er übereilig das bedenkliche Wort gesprochen, daß „man sich keine härtere Strafe für ein modernes Staatswesen denken könne, als die sei, einen Philosophen zum Leiter zu haben“.

Recht voreilig ist Herr Roosevelt gewesen! Dessen wird man inne, wenn man bedenkt, unter welchen Umständen er gesprochen hat; er hat gesprochen vor der philosophischen Fakultät derjenigen Universität, die man vorzugsweise die philosophische nennen kann; er hat gesprochen in der feierlichen Stunde, in der ihm diese Fakultät die Ehre, die sie vergeben kann, feierlich zusprach; er hat gesprochen in dem Gebäude, das an Friedrich II. erinnert, an den Mann, der der Philosoph auf dem Throne heißt; er hat endlich, dies nicht zu vergessen, im Angesicht des Denkmals gesprochen, das diesem Philosophen-König errichtet worden ist. Wahrlich — das ist eine Umgebung, ein Milieu sozusagen, welches Ehrfurcht vor der Philosophie erweckt, Ehrfurcht in dem Grade, daß man sie für würdig erachtet, Staaten zu lenken.

Die Zeit allgemein, d. h. die Denkrichtung der Zeitlebenden in der größten Mehrzahl der kompakten Masse, mag Herrn Roosevelt, der ja nach Majoritäten jagt, durch Nachbarfühlung den Mut gestärkt haben, dies Wort zu sagen. Vielleicht auch hat er dem Urteil über die Deutschen als Dichter und Denker einen besonders anschaulichen und zeitverständlichen Ausdruck geben wollen?! Tatsächlich hat er in einer Berliner Zeitung das Echo des Verständnisses geweckt, denn diese hat nach ihrer Partei-Ideologie diese Worte auf den Herrn Reichskanzler v. Bethmann Hollweg bezogen, indem sie schrieb: „Ein unfreiwilliges Urteil über unsern Kanzler hat Roosevelt in seiner Rede in der Berliner Universität gefällt. Er sagte dort: „Man kann sich keine härtere Strafe denken . . .“ Kann man, so frage ich, in der Ironie, in der Parteilichkeit wirklich weiter gehen, als hier geschehen ist? Der Herr Reichskanzler mag philosophisch noch so sehr nur darwinisch — scholastisch — dogmatisch, nicht induktiv-soziologisch und sichtsich vorgebildet sein, ein solch ironisches Urteil hat er nicht verdient, sinntemal er doch ein philosophisch denkender Mann ist, nicht bloß ein aufgeklärter Routinier.

Daß Herr Roosevelt bei uns seine Worte hat sprechen dürfen, daß diese Worte ferner Beifall gefunden haben, das ist doch für uns ein Zeichen von bedauerlicher geistiger Defizienz oder von Ge-

danken-anarchie; ich meine, daß wir besonnen und denkfest urteilen würden, wenn wir jenes Wort Lord Bulwers von den Dichtern und Denkern uns zum Ruhme rechneten und in diesem Werte festhielten, in welchem es Lord Bulwer gemeint hat; gestützt wird dieser Wert durch das gleichsinnige Urteil eines andern Engländer, Thomas Carlyle, daß nämlich durch das deutsche Wesen die Welt genesen werde, gestützt auch durch das schöne Gleichnis vom Salz der Erde, das auf Apostel gesagt worden ist. Wie die Apostel ihrer Zeit eine neue Lebenslehre zu verbreiten den Auftrag erhielten, so haben wir deutschen Denker und Dichter (Kant und Schopenhauer neben Schiller und Goethe) auch eine gute Lebenslehre erfunden oder vielleicht für die ekstatistische Theorie der Apostel die anthropologische Grundlage gefunden. Wer die Spannungen im großen sozialen Menschheitskörper der Erde überschaut, wer aus diesen Spannungen das besonders heraus erkennt, daß uns Deutschen das Leben nach der alten beschränkten Theorie des Mittelalters, das heißt der Eroberer mit Schwert oder Handelsware, fast, ja, eigentlich geradezu unmöglich ist, der wird zugeben, daß unser Nachwuchs als Kulturdünger oder „Salz der Erde“ sich zerstreuen muß, die neue Lebenslehre der Dichter und Denker befolgend und verbreitend. Kants kategorischer Imperativ und Schopenhauers Mitleid sind die gleichsinnigen Stichworte dieser Theorie.

Ist denn diese Leistung wertlos? Sie hat großen Wert wie jede Theorie. Und ferner — ist sie nicht ehrenvoll? Doch schweifen wir nicht ab, sondern halten wir uns eng an die Sache.

Zunächst möchte ich Herrn Roosevelts Wort umkehren, indem ich sage, daß ich mir keine größere Wohltat für ein modernes Staatswesen denken kann, als einen Philosophen zum Leiter zu haben; dabei kann ich mit Freuden konstatieren, in dieser Meinung einen berühmten Vorgänger zu haben, nämlich den göttlichen Plato, der in dem fünften Buche seines Buches vom Staate beweist, daß Philosophen Staatsleiter sein müssen. Plato ist zu diesem Wunsche gedrängt worden durch die Zustände der Staaten Griechenlands seiner Zeit, die an Widerwärtigkeit nicht viel zu wünschen übrig ließen, etwa wie heute die Kleinstaaten von Zentralamerika und Südamerika. (Man denke nur an Venezuela!) Man wird mir sicher nicht widersprechen, wenn ich behaupte, daß diese Staaten uneigennützig oder altruistisch gesonnene Männer zu Führern brauchen, also philosophisch gesonnene.

Beweise für meine Ansicht, daß Philosophen ganz gut Staaten leiten und geleitet haben, sowohl unmittelbar als Fürsten wie auch mittelbar als Ratgeber oder Theoretiker, stehen mir zu Gebote. Man wird mir nicht verargen, daß ich Friedrich den Großen, dessen Geist sozusagen ich schon herbeibeschworen habe, als Stidshelfer nehme.

Que deviendrons-nous, so schreibt er aus Breslau an d'Argens, 18. Janvier 1762, sans la philosophie, sans reflexions usw. Und wie hat er regiert? Wie eine Art Vorurteil darf ich vorweg sagen: nach dem Ehrentitel: „Votre humanité!“, den ihm Voltaire gegeben hatte; dafür ist Beweis, wie er die Bauern behandelt hat: „ . . . vielmehr Ihrer Königl. Maj. Intention dahingehet, daß alle Bauernhöfe, so unter dero Ämter gehören, den Besitzern eigentümlich verbleiben und von den Eltern auf die Kinder kommen sollen, weil solches den großen Nutzen zuwege bringt, daß die Untertanen dadurch aufgemuntert werden und bessern Fleiß anwenden, ihre Güter gut und ordentlich zu bewirtschaften, sobald sie versichert sind, daß solche nach ihrem Tode ihren Kindern nicht abgenommen werden können, so befehlen wir . . ., daß die Bauerngüter denen Untertanen erb- und eigentümlich übergeben werden.“ Weiter: „Wir haben in Erfahrung gebracht, wie sehr die Beamten, ohne auf die Konservation, Gesundheit und Lebensdauer der AmtUntertanen Rücksicht zu nehmen, nicht sowohl um unser Interesse zu fördern, sondern vielmehr ihren Eigennuz zu sättigen, sich bestrebt haben, den Bier- und Branntwein-Debit unerlaubterweise aufs höchste zu pouffieren . . ., so befehlen wir, sämtlichen Beamten zu inhibieren: keinem Untertan das mindeste an Bier und Branntwein auf Kredit zu verabreichen . . .“

War es danach eine harte Strafe für das Land, diesen Philosophen zum Leiter zu haben? Vielleicht nach der Ansicht eines branntweinbrennenden Beamten! Wer kann das aber wissen?

Raunig aber hat anders geurteilt: „Wann wird wieder ein Mann kommen, der das Diadem so adelt?“, soll er bei der Nachricht von Friedrichs Tode ausgerufen haben!

Es brauchen aber nicht immer Fürsten zu sein, die philosophisch regieren, sondern es können ja auch hier Ratgeber sein, Lehrer an den Universitäten, ja Gewerbetreibende, die nach Art der Philosophen denken und handeln und auf die Geister Einfluß gewinnen. Ein Mann der letzten Art ist der bekannte — nun sagen wir erst einmal Schriftsteller, obwohl er Besitzer eines großen Landgutes, ja auch — leider nur! — auf einige Monate Minister war — Karl Rodbertus-Jagekow, den die Rathedersozialisten ihren geistigen Vater nennen. Dieser Mann, der einen bedeutenden Einfluß auf die preußisch-deutsche Gesetzgebung ausgeübt hat — war ein Jünger der Fichte und Hegel, d. h. der Philosophen. Wer diese Behauptung verstehen will, der lese den Aufsatz, den Karl Jentsch in seinem Buche „Rodbertus“ mitgeteilt hat. Wenn Herr Roosevelt etwa erwidern sollte, daß weder Fichte und Hegel noch Rodbertus, die preußisch-deutsche Gesetzgebung gemacht habe, sondern Bismarck und der Reichstag, so bitte ich ihn zu bedenken, daß weder Fichte, Hegel noch

Rodbertus so lange gelebt haben, bis die „stumpfe“ Welt soweit besiegt war, daß sie die Praxis für Rodbertus' Theorien duldete. Bismarck gehört auch zu denen, die in dieser Weise mit der Arbeiterfürsorge aus der Not eine Tugend gemacht haben. (Jentsch, Rodbertus, Seite 65).

Das Deutsche Reich wird also in der Grundlage oder seinen unteren Schichten, — man denke dies nach dem Bilde der Pyramide — nach Wünschen der Philosophen regiert. Das ist aber historisch möglich oder richtig; daß Philosophie, wenn auch nur als Logik, überall in allen Gesetzen den roten Faden gebe, das darf man aber nicht erwarten, denn dazu, daß es geschieht, gehören Menschen, die philosophisch vorgebildet sind. Als einen Mangel an philosophischer Bildung dürfen wir hier registrieren, daß das vor Kurzem veröffentlichte Gesetz über die vor dem Reichsgericht zulässige Revisionssumme nur quantitativ oder mechanisch nicht qualitativ erhöht hat; das aber dürfen wir wünschen, daß Philosophie, nicht bloß Opportunismus die Geister durchdringt.

Doch unsre Beweisführung gegen Herrn Roosevelt können wir etwas eindringlicher machen, wenn wir Herrn Roosevelt in sein eigenes „Heim“ folgen, in die Union. Die Union, die Herr Roosevelt regiert hat und wahrscheinlich wieder regieren wird, ist eine Schöpfung nach den Gedanken der Philosophen des 18. Jahrhunderts, wie die Urkunde der Unabhängigkeits-Erklärung uns lehrt. Beim Studium dieser Erklärung wird Herr Roosevelt sicher sein Wort vergessen, daß es für ein modernes Staatswesen ein Unglück sei, einen Philosophen zum Leiter zu haben, denn hier haben philosophisch denkende Männer einen Staat sogar gegründet, nicht bloß geleitet. Wenn wir dem römischen Schriftsteller Caelius glauben wollen, der da gesagt hat, daß Staaten durch die Mittel erhalten werden, durch die sie gegründet sind, dann dürfen wir im Interesse der Union fordern, daß diese durch Philosophen oder „philosophische“ Zwecke regiert werden muß, wenn sie erhalten werden soll; und wenn ich diesen Gedanken weiter als bisher ins einzelne verfolgen darf, so darf ich auch sagen, daß Herr Roosevelt in seinem Kampfe gegen die Trusts nur darum wenig Erfolg gehabt hat, weil er sie als Parteimann, nicht als Philosoph bekämpft hat. Wer Sieger sein will auf der Rennbahn, der muß wenigstens um eine Nasenlänge vorn sein; die Nasenlänge, die Herr Roosevelt haben muß, kann er nur mit Hilfe der Philosophie haben. Diese liegt ihm, sozusagen, vor der Tür: es ist der sog. Pragmatismus, eine Lehre oder neue Formulierung philosophischer Methode, daß die Philosophie nur praktische Ziele nehmen soll. Diese Methode ist ja nicht neu, da Philosophie überhaupt praktisch ist, auch die der Epikureer, neu ist nur die Beschränkung durch Ausschluß des reinen Intellektualismus, wenn man so sagen darf.

Doch das ist hier nicht auszuführen; hier ist nur darauf hinzuweisen, daß die regsamen und führenden Geister der Union anders denken als Herr Roosevelt, denn das wird wohl niemand behaupten wollen, daß diese Geister ihre Lehre nur für sich und ihre Schule aufgestellt haben, nicht aber für die Leiter des Staates. Gerade für diese scheint mir die Lehre geeignet wegen ihrer „Applikation“, ja scheint mir darum gerade in dem oben gesagten Sinne eingeschränkt zu sein, weil der common sense oder besser der Gemeintwille der Amerikaner wegen seiner empirischen Richtung auf Zwecke bisher von der Theorie dieselbe Strebung verlangt, die er gewohnt ist.

Hoffentlich, so darf ich diese kleine Explikation schließen, wird Herr Roosevelt den Männern wie James, Schiller, Dewey usw. sich anschließen und als Praktiker, auch im Sinne unsres großen Kant, seiner Union helfen und die Philosophie zu Ehren bringen. Sapere aude!

* * *

Nachschrift. Dies war geschrieben, ehe Herr Roosevelt und die rings um ihn die uns überraschende Niederlage erlitten haben. Da frage ich: Würde Herr Roosevelt sie erlitten haben, wenn er weniger unphilosophisch, dagegen mehr philosophisch gehandelt hätte? An den Früchten — hier am Erfolge — hat man einen Beweis.



Die Renaissance.

Von Hans Ostwald (Zehlendorf).

ar so kunstfeindlich war die frühe Christenheit, war das Mittelalter nicht. Nur die Kunst des heidnischen Kultus, die Kunst des Schönheitskultus um ihrer selbst willen ward verfolgt und gestürzt, unter Trümmern begraben und mit schmutzigem, festem Schutt bedeckt. Aber nicht alles ward mißhandelt und mißachtet. Zu manchen kirchlichen Bauten benutzte man die alten heidnischen Tempel und Amphitheater als Steinbruch. Viele schönen Zierstücke, viele Säulen wurden den Kirchen und Basiliken eingefügt.

Und mit diesen Zierstücken und Säulen, mit diesem im heidnischen Sinne gestalteten Marmor ward dem Christentum etwas eingefügt, was im Grunde abseits von seinen Empfindungen lag. Die alte Welt war eben doch nicht ganz tot. Vieles, was vorher in hohen Flammen gelehrt, glimmte noch unter dicker Asche. Gerade durch den Raub an der Kunst des Heidentums wurde die Kunst gerettet. Erfreute sich die Kirche an ihren geschmückten Hallen, so konnte es wohl kommen, daß sich Menschen fanden, die sich mehr an dem Schmuck als an der Kirche erfreuten. Damit

wurde die Kraft des christlichen Ideals gebrochen. Nach dem Glück der Sinne und der Phantasie wurde ebenso eifrig gesucht, wie nach dem Heil der Seele. Die Liebe zur Schönheit, die Verehrung des Körperlichen wohnte in den Köpfen oft unmittelbar neben der Sehnsucht nach den Erfüllungen des Glaubens.

Die Stätte aber, wo die scheinbar besiegten heidnischen Gefühle am stärksten zum Durchbruch kamen, wo die alten zertrümmerten Heidengötter zuerst wieder in ihre Rechte eingesetzt wurden, soll nicht Italien gewesen sein. Die Halbinsel jenseits der Alpen hat zwar die größten und glühendsten Blüten der Renaissance zur Entfaltung gebracht. Doch die ersten Knospen dieser Zeit sprangen in Frankreich auf.

Einer der ersten Renaissancemenschen ist Albiard gewesen, der im 12. Jahrhundert zu den bedeutendsten Erscheinungen der Pariser Universität gehörte, dessen theologisch-kritische Schriften von seinen priesterlichen Gegnern verbrannt wurden und der, trotzdem er selbst ein Priester, an der Schönheit seiner 17jährigen Schülerin Heloise zu heißer Liebe, die nicht unerwidert blieb, entbrannte. Wie zwischen den beiden, trotzdem sie später innerhalb der Kirche hinter Klostermauern weiterlebten, auch die Liebe weiter lebte, wissen wir. Das Mittelalter wird eben zu Unrecht als die Zeit des reinen starren Glaubens gepriesen. Der Geist der Rebellion, der Auflehnung gegen die Verkümmern des Lebens war immer lebendig. Schon in der provenzalischen Poesie und dem prachtvollen Nachwuchs dieser Dichtung wird irdische Vertraulichkeit, Mannigfaltigkeit und Leidenschaft wie eine Befreiung fühlbar. Und in unsrer deutschen Sannhäuser Sage lebt ja so viel Freude am Schönen und an der Lust — dem Sünder wird verziehen, der dürre Zweig grünt und blüht wieder, trotzdem Sannhäuser heimkehrt in den Venusberg —, daß auch sie als ein Beispiel für das Erwachen der Lebensfreude gelten kann.

In dieser ganzen frühen, ritterlichen Dichtung zeigt sich der Genuß, den die damalige Gesellschaft an kühnen Reitern, an schönen Damen, an Musik, Abenteuer, schönen Gewändern, schönen kunstgewerblichen Gegenständen empfand. Mit welchem Verständnis wird oft ein malerischer Reiz geschildert, eine schöne Schale beschrieben, eine Feinheit eines weißgesprenkelten Pelzwerkes erfaßt!

In allen scheint es zum Bewußtsein gekommen zu sein, daß wir Menschen nach einer längeren oder kürzeren Gnadenfrist von dieser Erde scheiden müssen, daß unsre Stelle dann leer wird. Einige bringen diese Frist in Unlust und Verbrossenheit zu, andre in heftigen Leidenschaften, die Weisesten unter den Weltkindern aber verschönern sich ihre Gnadenfrist mit Kunst und Gesang. Unsrer einzige Gelegenheit, diese Spanne auszudehnen, besteht darin, in die gegebene Frist so viel Puls schläge wie möglich hineinzubringen. Das Ver-

langen nach Schönheit scheint aber am meisten solcher poetischen Pulsschläge zu bergen. Denn die Kunst kommt zu uns mit dem Willen, unsern flüchtigen Lebensaugenblicken die höchste Weihe zu geben.

Ein Irrtum aber wäre es, heidnische und christliche Kunst so schroff gegenüberzustellen, wie sich etwa heidnische und christliche Welt- und Lebensanschauung gegenüberstehen. Kunst ist eben Kunst. Sie kann nicht eingeteilt und getrennt werden. Und so kann die Renaissance auch durchaus nicht als eine Mode angesehen werden, die in einer bestimmten Periode auftritt. Sie gehört zur Einheit der ganzen europäischen Kultur. Sie war eine dem christlichen Mittelalter innewohnende Bewegung. Die Askese forderte die Opposition heraus, stärkte sie durch allzu großen Druck. Der Gegendruck wurde dadurch um so intensiver. Als nun die wirklichen Aberreste der Antike aus Schutt und Schmutz emporgehoben wurden, als sie wieder in das Licht des Lebens traten, da mochte es dem christlichen Asketen scheinen, als würde eine alte Pestgrube aufgedeckt. Die ganze Menschheit wurde angesteckt mit dem Leben der Natur und der Sinne. Und nun merkte man, daß der Geist des Mittelalters auch etwas für das Schicksal der Antike getan hatte. Indem er den Verfall der Kunst dadurch beschleunigte, daß er die Aufmerksamkeit von ihr abzog, dennoch aber die verbindenden Fäden der Tradition nicht durchschnitt, ließ er den Menscheng Geist ausruhen. Der erwachte denn auch mit frisch empfänglichen Augen.

Aber er hatte inzwischen andre Schulen durchgemacht, die Schule des geistig-geistlichen Innenlebens. So unbefangen konnte er die reine Form doch nicht mehr verschönen, wie sie die Menschheit vor dem Triumph des Christentums über den Olymp gestaltet und genossen hatte. Die Seele war auf andre, steinigere, dornichte, harte und schmale Pfade geführt worden. Den Tanz auf breiter blumiger Flur war sie nicht mehr gewöhnt. Nackte Gestalten kannte sie nicht mehr. Von der Köstlichkeit der Bewegung eines unbekleideten menschlichen Körpers war ihr nichts im Gedächtnis. Die Mosaiken des frühen Mittelalters konnten nur harte Linien und unförmige Flächen, hölzerne Gewandstücke in Farbe setzen, wo die Antike die ganze reiche Wärme des blühenden Lebens gegeben hatte.

In den bedeutendsten Künstlern der Renaissance, in Botticelli, Michelangelo, Lionardo — in allen ihren Mitkünstlern wird das alte Sinnenleben wieder lebendig — neben den Blüten des Glaubens, neben der Zubersticht auf eine übersinnliche Welt. Am vollendetsten scheint dieser Zusammenhang aber in dem Freund der Philosophie, in dem Florentiner Pico della Mirandola, zu tönen. Dieser mit einem wunderbaren Gedächtnis begabte junge Mensch ging im Alter von 14 Jahren auf die Universität und machte dann, mit unstillbarem

Durst nach Wissen, dem seltsam verwirrten Mann jener Zeit, alle Schulen Italiens und Frankreichs durch. In alle Geheimnisse der alten Philosophie und vieler orientalischer Sprachen will er eindringen, und er glaubt, daß er wirklich Eindringen sei. Mit diesem Ballast unruhiger Bildung wuchs in ihm die Hoffnung, alle Philosophen, alle Glaubensschichten miteinander zu verbinden und zugleich mit der Kirche zu versöhnen. Aber die Kirche wollte nicht versöhnt sein — und Pico stand zehn Jahre unter päpstlichem Bann.

Den Bann hatte er sich durch ein Buch gezogen, in dem er neunhundert Paradoxe, die aus den widerspruchsvollsten Quellen geschöpft waren, vereinigte und in dem er sich bereit erklärte, alle, auch die größten Widersprüche, gegen jedermann zu verteidigen. Die Weherede, die Pico für die Eröffnung dieses sonderbaren philosophischen Turniers geschrieben hatte, ist noch erhalten. Sie preist die Würde der Natur und die Größe der Menschen. Pico begründet, wie alle mittelalterlichen Spekulationen, diese Würde des Menschen mit der irdigen Auffassung der Lage des Erdballs im Weltall: Die Erde ist für jene Jahrhunderte der Mittelpunkt der Welt: rund herum, wie um einen festen Punkt, kreisen Sonne, Mond und Sterne, gleich fleißigen Dienern. In die Mitte des ganzen aber ist der Mensch gestellt. Er ist die Welt im Kleinen, die gemischt ist aus irdischen Stoffen und himmlischem Geist, dem pflanzlichen Leben und den Sinnen der niedrigen Tiere, der Vernunft, der Seele, der Engel und einem Ebenbilde Gottes.

Dieser Satz, der nicht von Bacon, wie irrtümlich angenommen, sondern von Pico stammt, hatte eine wichtige Bedeutung, trotz seiner falschen Grundlage. Diese Hoheit des Menschen, die so den Staub unter seinen Füßen mit den Gedanken und Gefühlen der Engel in bewußte Berührung brachte, die überhaupt Empfindungsleben und Geistesleben als gleichberechtigt, ja gewissermaßen als gottähnlich nebeneinander stellte — diese Hoheit des Menschen galt eben als sein Vorrecht nicht durch ein religiöses Dogma, sondern aus eigenem Geburtsrecht. Ihre Verkündigung verhinderte das Überwuchern der zunehmenden Neigung mittelalterlicher Religionsauffassung, die menschliche Natur herabzusetzen, diesen oder jenen Bestandteil der menschlichen Natur aufzuopfern, sich ihrer zu schämen. Dem Menschen wurde durch die Behauptung, er sei der Mittelpunkt der Welt, seinetwegen leuchte die Sonne, seinetwegen erhelle der Mond die dunklen Nächte, seinetwegen blühten die Sterne, zu seinem Selbst verholfen. Die Menschennatur, Sinne, Herz, Körper wurden wieder in ihre Rechte eingesetzt.

Derselbe Pico, der den Menschen als eine Mischung von Geist und Vernunft, Sinnen und irdischen Stoffen malt, derselbe Pico läßt sich von dem fanatischsten Asketen belehren, den je die


Erde gesehen. Er unterwirft sich Savonarola. Aber selbst nach seiner Bekehrung vergiftet er nicht die alten Heidengötter. Er bleibt einer der letzten, die ernsthaft und redlich an den berechtigten Ansprüchen der heidnischen Religionen auf den Glauben der Menschen festhielten, er ist immer bemüht, die genaue Bedeutung der dunkelsten Legenden festzustellen, die leiseste Überlieferung zu buchen. Bei allen den Gedanken und Einwirkungen nach dieser Richtung wurde er doch kein Mönch. Er behielt wohl einiges von seinem luxuriösen Überfluß für sich, aber den größeren Teil seines Besitzes gab er Werken der Liebe hin, vornehmlich der süßen Wohlthätigkeit, die Bauern- und Hirtenmädchen von Florenz mit Hochzeits-angebinden und Aussteuern zu versorgen.

Kann man sich eine größere Harmonie zwischen christlicher Askese und heidnischer Anschauung denken, als in diesem Menschen, der ein Anhänger Savonarolas war und doch der menschlichsten, irdischsten Liebe die Wege ebnete und sie mit Blumen der Wohlthätigkeit bestreute?



Der Humor der Frau.

Von Felix Lorenz (Berlin).

ichter und Denker von Plato an haben der Frau schon alle Eigenschaften nachgerühmt oder vorgeworfen, die der Bürger der Erde nur besitzen kann; auf den Einfall, ihr der Menschheit bestes Verteidigungsmittel gegen alle Unbill des Schicksals: den Humor, zuzusprechen, ist noch niemand gekommen. Die Frauen selbst haben ihrerseits keinen Anspruch erhoben, als Humoristinnen zu gelten — in dieser Beziehung hat auch die extremste Frauenbewegung von heute keinen Anlauf genommen. Mit allen Gaben des männlichen Geistes will die Frau froh in die Schranken und zum Wettbewerb treten, während ihr der Besitz eines angeborenen Optimismus von Gottes Gnaden gleichgültig zu sein scheint. Freilich läßt sich das wichtige Gut, das übrigens auch sonst selten genug ist, nicht erwerben und erstreiten — es muß von Hause aus „angeflogen“ sein, um alles Tun und Lassen eines Menschen, sein moralisches Beginnen wie seine künstlerische Tätigkeit warmblütig zu durchdringen.

Es kann mit diesem offensichtlichen Manto in der Frauenseele nicht das Fehlen eines heiteren Untergrundes an sich gemeint sein, denn wo käme sonst die lustig umherflanierende Laune, die leichtspielerische Anmut, das wohl lautende Ewalachen her, das uns armen Schächern von Adams oft so erquicklich klingt, als lebten wir noch vom Apfelbiss? Nein, lachen können die Frauen, Gott sei

Dant, und besser als wir — aber, und darauf kommt es an, es ist bei ihnen Sache des äußeren Temperaments, sie lachen über die Dinge, nicht über den Dingen. Nicht von da heraus, wo beim Mann eine Art innerlichster heiterer Weltanschauung steht, eine unverrückbare Basis für alles äußere Schauen, Genießen und Tun bildend. Das „Umgekehrt-Erhabene“, wie Jean Paul den Humor nennt, liegt in einem gewissen Kritizismus, in einer gefühlten Logik begründet. Wenn das kritische Innere auf die richtige Note gestimmt ist, kommt man als Weiser sehr leicht mit den Erscheinungen zurecht. Es sind viele Wege offen, auf denen sich ein solches Weltbetrachten offenbart. Der Humorist kann den geistvollen Spott eines Rabelais, Swift oder Cervantes haben, oder verschiebt die satirischen Pfeile Fischarts und Lichtenbergs. Und welche Fülle von Spielarten des Humors breitet sich hin, wenn man Namen wie diese hört: Brant, Rabener, Logau; Hans Sachs, Abraham a Santa Clara und Grimmselshausen; Montaigne, Voltaire und Heine; Jean Paul, Wilhelm Raabe; das „männlichste Behagen“ haben uns gesichert der Autor des Schelmuffsch, der Jobstadiendichter Kortum, Wilhelm Busch und Frizling Reuter; Gottfried Keller und Böcklin; Dickens und Gogol; Mark Twain und der neue Däne Gustav Wied.

Das sind nur ein paar, wahllos herausgegriffen, denn es handelt sich ja hier nicht um eine literarhistorische Generaluntersuchung. Aber da in der Poesie und in der bildenden Kunst ewig und immer alles zum Ausdruck gelangt ist, was an schöpferischen Kräften (zu denen der Humor aufs eminenteste zählt) in der Welt vorhanden war und ist, so müßte man auch billig nach zahlreichen Frauen suchen können, die in ihrem Schaffen einen angestammten Humor zu manifestieren vermochten. Aber das Beginnen bringt nicht allzuviel Lohn. Man kann nicht einwenden, daß das Schaffen der Frau noch zu jung wäre, um schon Früchte aller Art getragen zu haben. Wir hatten die lesbische Sappho, die fromme Roswitha von Gandersheim, und zu allen Zeiten hoher Kulturentwicklung hat es auch hervorragende Frauen gegeben, die im besten Sinne der Öffentlichkeit gehörten, aber selbst die Hochblüte der Renaissance brachte ihnen nicht jenes heimliche Sonnenlicht, das doch die Correggios, die Raffaele und Veroneses in manchen ihrer Schöpfungen so heiter überspielt. Sie blieben die Gesellschafterinnen, die plaudern und lachen können und in diesen beiden Tugenden köstliche Entwicklungen zeigen. Aber statt eines Weltbetrachtens steht doch meist nur der Augenblick dahinter, in dem man gefallen möchte, den man anmutig zu umkleiden für ein reizendes Gebot edler Sitte hält. Übersteht man den ganzen Umkreis, in dem sich das reiche Frauenleben durch die Jahrhunderte hindurch auf europäischem Boden entfaltet hat, so bleiben, los-

gelöst von der rein gesellschaftlichen Bedeutung unsrer Frauenkultur, nur ein paar weibliche Charaktere übrig, die jenes „Umgekehrt-Erhabene“ vom Innersten heraus als das dominierende Gesetz ihrer Persönlichkeit empfanden. Und in zweien von ihnen trat dieses Gesetz auch dichterisch hervor: in Annette v. Droste-Hülshoff und Marie v. Ebner-Eschenbach.

Die einsame Westfalin, mit ihren großen poetischen Gesichtern vergraben in der Einsamkeit der norddeutschen Heide oder der romantischen Schwermut des Meersburger Schlosses, war von jener inneren Freiheit erfüllt, die dem wirklichen Humor so nahe steht. Ein Weib, das nie altjüngferlich werden konnte, weil eine herbe Strenge sich in ihr einem wundersamen Harmoniegefühl verband. So ward sie auch befähigt, die Störungen, die das Leben in diese Harmonie bringt, mit einem starken komischen Reiz zu empfinden. In „Dichters Naturgefühl“ weiß sie mit schlagendem Humor den Sonntagspoeten zu zeichnen:

— der in den fargen Feierstunden
Romane von der Hofe borgt,
Beklagt des Löwenritters Wunden
Und seufzend um den Posa sorgt,
Der seine Zelle kalt und klein,
Schmückt mit Aladdin's Zaubergabe
Und an dem Quell, wie Schillers Knabe,
Violon schlingt in Kränzlein —“

Einen tiefdeutschen Humor, der an Wilhelm Raabe heranreicht, trägt diese große Dichterin in Verse hinein, wenn sie von „der beschränkten Frau“ das hohe Lied singt, oder des „alten Pfarrers Wochentage“ nach ihrem wechselnden Inhalt schildert, ein Gewinde kleiner Menschlichkeiten von intimstem Humor:

„Wenn ich Montag früh erwache,
Wird mirs ganz behaglich gleich;
Montag hat so eigne Sache
In dem kleinen Wochenreich.
Denn die Predigt liegt noch ferne,
Alle Sorgen scheinen leicht;
Keiner kommt am Montag gerne,
Seis zur Trauung, seis zur Beicht!“

Annette, die Seherin, die Entdeckerin verschlossener seelischer Mysterien, von deren klarem Erkennen sich ihr ganzes dichterisches Gefühl nährt, und die darum in Nächtligen, Düsternen, ja Schauervollen geheimnisvolle Beziehungen zu diesem armen, schweren, äußerlich von allen so ernst genommenen Leben weben und schweben sieht, stellt in einem ihrer wahrsten und tiefsten Gedichte das freudige Dasein über den Dingen als das einzig-lebenswerte dar, und sie hat ihm keine schönere Signatur geben können, als das horazische „carpe diem“:

„Pflücke die Stunde, wär sie noch so blaß,
Ein salbes Moos, vom Dunst des Moores naß,
Ein farblos Blümchen, flatternd auf der Heide —“

Wie fraulich lächelt ihre Freude in den Strophen:

„Freu dich an deines Säuglings Lachen, freu
Dich an des Jauchzens ungewissem Schrei,
Mit dem er strecket die lustbewegten Glieder;
Wär zehnmal stolzer auch, was dich durchweht,
Wenn er vor dir dereinst, ein Jüngling, steht,
Dein lächelnd Rindlein gibt er dir nicht wieder!“

Der Humor der Annette geht durch ihre Briefe wie durch ihre Gedichte mit jener innerlichen Leuchtkraft, die nicht von außen her mühsam entzündet zu werden braucht. Charakterisiert es ihr Wesen als Frau nicht aufs schärfste, wenn die träumende Heidedichterin den Ausbund aller „braven Kerle“, den Galgenstrick Schelmuffsky, zitiert?*) Oder sie dichtet eine alte Fabel: vom Pferd, dessen Eitelkeit es in ein Gelein wandelt, zu einem feinkomischen Menschengleichnis um. Ihr männlicher Humor lebt aber auch in jenen liebevoll-verhaltenen, seltsamen Briefen, die sie, die Alternende, an den siebzehn Jahre jüngeren Levin Schüding richtet. Es ist die letzte Resignation der Liebe, die sich in eine höchste Art von Humor gerettet hat.

Nimmt die einsame Annette unter den Aposteln eines fast stoischen, darum im letzten Sinn heiteren Weltbegriffens keine geringe Stellung ein, so weiß auch die Österreicherin Ebner-Eschenbach, die jüngst achtzig wurde, in einer verwandten Sphäre. In ihrem epischen Schaffen, namentlich in ihren mährischen Dorfgeschichten, leuchtet die Überlegenheit eines Geistes, der in den Ereignissen und den Figuren der Welt nur heitere Sinnbilder und komische Masken sieht.

Damit scheint allerdings der weibliche Humor, soweit er künstlerische Werte schafft, erschöpft. Es bleibt aber noch eine Domäne der Frauen übrig, in der markante Charaktere unter ihnen das angeborene heitere Gemüt zur schönsten Entfaltung bringen konnten — und hoffentlich auch noch heute bringen können. Es ist der Brief. Unter den Frauen hat es bekanntlich Briefschreiberinnen gegeben, die wie wahre Napoleone dieses Feld des geistigen Krieges zu erobern wußten. Aber wenn sich auch viele bemühten, kleine Staëls und Steins zu werden (und manchen geübten Plauderinnen fiel das leicht), nur wenige zeigen, daß sie auch Humor besitzen. Im allgemeinen haben Frauenbriefe unter sich einen verwandtschaftlichen Zug. Gellert faßte ihr Gemeinsames einmal klug zusammen: „Ihre Empfindungen sind zarter und lebhafter als die unsrigen. Sie werden von tausend kleinen Umständen gerührt, die bei uns keinen Eindruck machen. Eine Vorstellung macht bei ihnen geschwind der andern Platz, daher halten

*) Brief an Levin Schüding über ihre Dichtungen vom 11. Mai 1843: „Mein treulofer Abschreiber hat sich so lange in den Ferien verlustigt, daß ich ihn in Münster nur einen Tag habe packen können; um Pfingsten kommt er aber auf 14 Tage nach Rischhaus, und von da an bin ich jede Stunde bereit, meine Rünste auf dem schlaffen Sella zu produzieren. „Ei, was werden die Leute die Augen aufreizen, was der Schelmuffsky für ein brav' Kerl ist.“

sie sich selten bei einem guten Gedanken lange auf . . . Man kann bis zur Orthographie und bis zu den Unterscheidungszeichen unwissend sein und immer noch sehr schöne Briefe schreiben.“

Mit diesem heiteren Gegenatz haben uns einige geborene Humoristen unter den Briefschreiberinnen erfreut. Da ist die kerndeutsche Elisabeth Charlotte von Orléans, die als Gattin des unwürdigen Bruders Ludwig XIV. am Hofe von Paris ihr Deutschtum ehrlich verteidigte und mit glühendem Eifer bewahrte, ein derbes Kind der Pfalz, das ein unglückliches Eheleben mit sieghaftem Humor ertrug. „Liselotte“ bezaubert noch heute durch die Unverblümtheit und den Witz ihres Ausdrucks; so, wenn sie an die Raugräfin Amelie Elisabeth schreibt (22. August 1698):

„Ihr müßt meiner sehr vergessen haben, wenn Ihr mich nicht unter den Häßlichen rechnet; ich bin es all mein Tag gewesen und noch ärger hier durch die Blattern geworden; zudem so ist meine Taille monströs in Dicke, ich bin so viereckig wie ein Würfel, meine Haut ist rötlich mit gelb vermischt, ich fange an grau zu werden, habe ganz vermischte Haare schon, meine Stirn und Augen sind sehr runzelig, meine Nase ist ebenso schief als sie gewesen . . . ich habe die Backen platt, große Rinnbacken, die Zähne verschliffen, das Maul auch ein wenig verändert, indem es größer und runzeliger geworden, so ist meine schöne Figur bestellt, liebe Anneliese.“

In andern Briefen heißt es:

„Ich esse das ganze Jahr durch zu Mittag mütterseelenallein, esse mich soviel wie möglich, denn es ist verdrießlich, allein zu essen und zwanzig Kerls um sich zu haben, so einem ins Maul sehen und alle Bissen zählen.“ — „Ich höre als recht gern, wie es in Deutschland zugeht, bin wie die alten Kutscher oder Fuhrleute, die noch gern die Peitsche klacken hören, wenn sie nicht mehr fahren können.“ — „Wenn Euch, liebe Louise, gar natürliche Reden gefallen, so wundert's mich nicht, daß Ihr gern meine Briefe lest. Anders als ich gedenke, kann ich mein Leben nicht sprechen, drum taue ich auch gar nichts hier im Land.“

Unwillkürlich denkt man dieser frohen Urwüchsigkeit gegenüber an Goethes Mutter, Frau Uja, die der ganzen Nation ja als ein Musterbild natürlichster Heiterkeit vor Augen steht. Sie wußte selbst, welches Geschenk ihr mit in die Wiege gelegt war, denn sie schreibt an den Theaterdirektor Großmann: „Doch da mir Gott die Gnade getan, daß meine Seele von Jugend auf keine Schnürbrust angekrigelt hat, sondern daß Sie nach Herzenslust hat wachsen und gedeihen, ihre Äste weit ausbreiten können usw. und nicht wie die Bäume in den langweiligen Zier Gärten zum Sonnenschächer ist verwehnt und verstümmelt worden, so fühle ich alles, was wahr und gut und brav ist, mehr als vielleicht Tausend andre meines Geschlechts.“

Welche wahre Herzensheiterkeit atmen die Briefe dieser einzigen Dichtermutter an die Herzogin Amalie! Einer der köstlichsten, in seiner natürlichen Drolerie unvergleichlichen, sei zitiert: „Vor die Strumpfbänder danke ich unterthänig. — So vornehm war ich in meinem Leben nicht — werde sie aber auch alle Morgen und Abende mit gehörigem Respekt und Devotion an und aus ziehen. — Ihre Durchlaucht müssen aber eine große Idee von meiner Corpulenz gehabt haben, den einß giebt gerade zwei, vor mich freylich desto besser, denn eine solche Ehre wird meinem Leichnam wohl schwerlich mehr widerfahren, dahere werde ich diese 2 paar so in Ehren halten, daß meine morgen und abend Andacht ununterbrochen viele Zeiten hindurch dauern soll.“ Die Unfehlbarkeit ihres Humors zeigt sie auch zur Genüge, wenn sie den Ehemann schildert, den „die Verfasserin der Sternheim“ (die la Roche) ihrer zweyten Tochter Louise aufhängen will: „Er sieht aus wie der Teufel in der 7. Bitte in Luthers kleinem Catechismus — ist so dumm wie ein Heu Pferd — und zu allem seinem Unglück ist er Hoffrath.“

Unter den Brieffschreiberinnen der klassischen Zeit und der Periode der Empfindsamkeit ragt die phantastische Jugendgestalt der Bettina v. Arnim hervor, deren aus romantischer Sehnsucht und barocker Heiterkeit gemischten poetischen Ausbrüchen Goethe olympische Kühle entgegensetzte. In Eva König, Lessings späterer Gattin, schlummerte hinter einer verständigen und mit Sentiments zurückhaltenden Natur doch ein starker Sinn für die ewige Sieghaftigkeit des Humors. Ein Brief von ihr, worin sie einen Wagenunfall bei Rattelsdorf auf höchst erheiternde Weise schildert, enthüllt ihr verborgenes Frohgemüt. Von reizender Munterkeit ist Grillparzers „Ewige Braut“, Käthchen Fröhlich, in ihren Briefen an den Dichter; die treuherzige Wienerin findet manchen prächtigen Einfall: „Unser Leben läuft fort, wie der Zwirn auf einer Haspel, immer dasselbe; ja, wie muß man dem lieben Gott danken, wenn keine zu starken Knoten zum Vorschein kommen, physisch und moralisch!“

Die Humoristinnen von Bedeutung unter den holden Korrespondentinnen der deutschen Vergangenheit sind damit fast alle genannt. Aber raschend bleibt die Leere in dieser Beziehung unter den galanten Brieffschreiberinnen Frankreichs. Nur die Marquise de Sévigné plaudert in ihren Briefen mit einer natürlichen und seltenen Gemütslichkeit. Außer gelegentlichen humoristischen Wendungen, die man dann noch bei Ninon de Lenclos findet (an den Marquis v. Sévigné, in den sie sich mit 56 Jahren verliebte, schreibt sie: „Sollte aber mein Herz sich einmal Ihnen zuwenden, so müßten wir sehen, wie wir uns aus der Klemme ziehen“), außer ein paar witzigen Brocken bei der Marquise de Châtelet, der Freundin Richelieus, und bei der geistreichen Marquise de Coigny ist der fran-

zöfische Liebesbrief der Sammelort aller espritvollen Galanterie, des Ausdrucks heftiger oder halbverschwiegener Leidenschaften oder ein Abbild der gesamten Kultureleganz. Das Wörtchen und der Begriff „Humor“ waren zu deutsch für diese Welt der stillisierten Medicancen.

Der deutsche Frauenhumor wird sich nur im deutschen Hause, aus derselben Quelle wieder entwickeln können, aus der ihn einst Liselotte und Frau Uja schöpften. Die Natürlichkeit des Gesellschaftslebens, die ja heute wieder so erfreulich kräftig angestrebt wird, bereitet auch ihm den besten Boden. Und die neue deutsche Frau, der in dieser Zeit alle Möglichkeiten offenstehen, ihre Naturanlagen zu entwickeln, wird hoffentlich noch beweisen, daß der „richtige“ Frauenhumor doch nicht so ein rares Ding ist, wie ich hier kühnlich behauptet habe.



Die Bücher des Jahres.

Eine Rundfrage an die Gegenwart-Mitarbeiter.

II.

Wir geben hier die Antworten in der Reihenfolge wieder, wie sie zeitlich bei uns eingegangen sind.



ie wertvollsten Bücher? Wie soll denn ein Dichter Zeit finden, auch nur einen nennenswerten Bruchteil aller guten Sachen zu lesen, die jährlich erscheinen? Dies muß er dem Literaturhistoriker oder

Kritiker überlassen — ein Maler muß doch auch in erster Linie malen, wollte er alle guten Bilder sehen, die andre malen, so müßte er aufhören, Maler zu sein. Und das Bilderansehen geht noch geschwinder, als das Bücherlesen. Also, kurz und bündig, ich komme nicht viel zum Lesen. Aber da hab ich neulich ein Buch in der Hand gehabt, das sicher das traulichste, herzigste und innigste ist, welches seit langer Zeit geschrieben wurde. Ich meine Peter Rosengers „Buch von den Kleinen“.

Emil Ertl (Graz).

1. Emanuel Quint von Gerhart Hauptmann.

2. Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge von Rainer Maria Rilke.

Zu 1. Das Werk Hauptmanns bringt neben überaus farbigen, rein dichterischen Visionen, Verzückungsbildern, und neben oft hirtenhafte, biblischen Klängen Töne aus der mystischen Tiefe eines Angelus Silesius herauf. Unsrer Sehnsucht nach dem dritten Reich fand hier eine starke Stimme.

Zu 2. Impressionistische Lebendigkeit, bebende Toninbrunst sowie Feinheit der Nervenschwingungen machen Rilkes Buch zu einem außerordentlichen Kunstwerk. Die ergreifenden Worte,

die ein Mensch vor seiner seelischen Zerstörung über die letzten Dinge, Einsamkeit und Tod, spricht sind kaum zu überhören.

Arthur Silbergleit (Groß-Lichterfelde).

Sie fragen nach den Büchern, die mir als die wertvollsten aus der Ernte des Jahres erscheinen. Ich lese nicht genug, als daß ich die Frage in dieser Form aufnehmen und beantworten dürfte. Aber die Bücher, denen ich starke Anregung verdanke, könnte ich nennen. Das sind die Studien, die Wilhelm Flietz in seinem Buche „Vom Leben und vom Tod“ vereinigt hat, das ist die journalistisch meisterhafte „Spanische Reise“ Meier-Graefes, und das ist der Roman „O Mensch“ von Hermann Bahr, dessen tiefer Humor mich ergriffen hat.

Karl Rosner (Berlin).

Für das beste Buch des Jahres halte ich die Erdkunde von Steinhauß und Prof. Schmidt. Hier ist zum ersten Male die Tatsache, daß die Anschauungen, die Kunst für uns nach langen Jahrzehnten der Trockenheit wieder wichtig, wieder fruchtbar geworden, deutlich in die Erscheinung getreten. Das Werk bringt uns durch Bilder der verschiedensten Art, durch Landschaften, Ansichten von Fabriken und Maschinen, sowie auch durch Städtepanoramas die heutige Erdoberfläche wirklich nahe. Außerdem sind die Gedanken Razels verarbeitet. Der deutsche Volkscharakter wird unter dem Einfluß geographischer Faktoren betrachtet. Es fehlt nicht an nützlichen Statistiken auf allen Gebieten.

Von sonstigen Büchern hat mir sehr gut gefallen Tiroler Volksleben von L. v. Hörmann und Schwaners Germanenbibel.

Es war wirklich an der Zeit, einmal die verschütteten Brunnen unsres eigenen Volkstums wieder aufzudecken.

Von politischen Schriften des Jahres ist weitaus die bedeutendste England und der Kontinent von Alex. v. Peez.

Dr. Albrecht Wirth (München).

Sie wollen die besten Bücher des Jahres von mir genannt hören. Ich blättere in meinem Gedächtnis, wie in einem aufgeschlagenen Folianten. Die besten Bücher — es war ein mageres Jahr. Die Großen im Reiche der Feder haben sich selbst abgeschrieben und die Kleinen kopierten die Großen. Wir warten noch immer auf den Messias. — Die besten Bücher des Jahres wollen Sie von mir wissen, und ich möchte Ihnen sie gern nennen, aber ob just jene, die in meiner Erinnerung haften geblieben, die allerbesten sind, wer könnte dies erhärten. Es geht uns mit den Büchern doch genau so, wie mit den Menschen: Die am lautesten schreien, fressen sich am tiefsten in unser Hirn. In Wahrheit liebe ich nur die

stillen Bücher oder die verschrobeneren. Die stillen sind die Geschenke vornehmer Seelen und die schrulligen sind Sonderlingswert. Und mir war von je ein einzelner Sonderling tausendmal lieber, wie eine ganze Stadt voll korrekter Duzendmenschen. Von den stillen Büchern nenne ich Ihnen „Das Lächeln Mariae“ des Hermann Wagner (Uxel Juncker, Charlottenburg) — von den schrulligen „Major Knarren und seine Freunde“ von Wilhelm Krag (ebenda). Da ich gerne in alten Briefen lese, sind mir die „Frauenbriefe aller Zeiten“, herausgegeben von Bernhard Ihringer (Verlag Carl Krabbe, Stuttgart), sehr zur Freude erschienen. Die Flammen, die aus diesen vergilbten Briefen emporschlagen, haben mein Herz versengt, und über den Briefen Detlev v. Liliencron's (2 Bände, Schuster & Loeffler, Berlin) habe ich geweint. Die letzten Lieder und Balladen meines früh verstorbenen Freundes Josef Schicht, „Tiefe Stunde“ (L. Stadmann, Leipzig), werden mir unvergesslich bleiben, und die „Evangelienharmonie“ von Hans Benzmann (Fritz Eckart, Leipzig), dieses tiefgründige Glaubensbekenntnis eines Künstlers, schenkte mir viele feierliche Stunden. — Auch ein guter Roman soll dankbar genannt sein; Kultur und brutale Sinnlichkeit sind die Schwergewichte, die darin um die Obermacht ringen. „Der Landstörzer“ (Wiegand & Grieben, G. R. Sarasin, Berlin) ist eine kräftige, festgefügte Erzählung, und ihr Verfasser, der junge Schweizer Paul Jlg, macht seinem Ideal Gottfried Keller alle Ehre. — Fesselnd fand ich schließlich die entzückenden Federzeichnungen, die Adolf Heilborn so liebevoll nach der Natur entworfen hat und in seinem — „Wach auf, mein Herz“ — (bei Georg Müller, München) in einem schmucken Buchlein vereinigte.

Ob es die besten Bücher des Jahres sind, die ich hier aufgezählt, das traue ich mich nicht zu behaupten, aber es sind die Bücher, die mir am besten gefallen haben. Auch mein jüngstes Novellenbuch, „So endete das schöne Fest“, gefällt mir. Wäre dem nicht so und hielte ich Geringes von ihm, dann hätte ich es wohl kaum erscheinen lassen. Oskar Wiener (Prag).

Für die wertvollsten Bücher des deutschen Literaturjahres 1910 halte ich folgende:

1. Von Frida Schanz: „Italienische Pastelle“ und „Balladen“ (bei Fritz Eckart, Leipzig, und bei Velhagen & Klasing, Bielefeld). Wertvoll zunächst für die Persönlichkeit dessen, der sie schuf. Beide Bücher zeigen uns die 50jährige Dichterin auf einem Entwicklungsweg, der radikal wegführt von ihrem bisherigen Schaffen. Das bedeutet Kraft und Leben. Und gute Bücher müssen von beiden ein Brunnquell sein.

2. Von Maximilian Harden: „Röpfe“ (Erich Reiß, Berlin). „Pflanzt Röpfe ein!“

mahnnte Peter Hille. Hier eine ganze Galerie davon. Werke eines tapferen Mannes und eigenformigen Künstlers.

3. Von Karl Engelhard: das Balladenbuch „Mornengast“ (Josef Singer, Straßburg). „Wer seinem Volk nicht treu geblieben, hat selten ein gutes Buch geschrieben.“ Quellen germanischer Kraft und Schönheit rauschen auf aus diesen Balladen. Herrlich gute Gesänge aus der Seele eines ganzen Mannes. Das Buch ist durch und durch ein Stück der Sehnsucht aller, die zeitgemäß, d. h. um reine deutsche Kultur arbeiten.

4. Von Julius Burggraf, der in diesen Tagen in Bremen in der Ansgariuskirche seine Goethepredigten begonnen hat, die „Carolathpredigten“ (Fritz Eckart, Leipzig). Kanzelreden über das Gotteswort im deutschen Dichtermund. Eine Tat von der weitreichendsten Bedeutung für den deutschen Idealismus.

Adalbert Luntowski (Fürstenwalde).

Ich lese selten modernste Zeitwerke gleich nach Erscheinen. Einer der letzten „berühmten“ Romane fiel mir jedoch in die Hand: „Königliche Hoheit“ von Th. Mann, dieser lächerlich aufgebauchten Kellamegröße, während sein unendlich bedeutenderer Bruder, H. Mann, fast unbekannt blieb. In dieser „Hoheit“ des heheittvollen Dichtersfürsten bewundere ich die Vollständigkeit, mit welcher alle nur möglichen Unarten schlechter Erzählung und verschrobener Charakteristik sich zu einem harmonischen Ganzen verbinden. Ich hatte vom gefeierten Verfasser der „Buddenbrocks“ (50. Auflage), dieses ebenso langweilig öden wie unkünstlerischen Schlüsselromans selbstgefälliger autobiographischer Familieneitelkeit, auch nichts anderes erwartet. In meiner demnächst erscheinenden „Geschichte der deutschen Literatur seit Goethe“ wird man darüber das Nötige finden. — Sonst las ich im Laufe des Jahres nur zwei Neuheiten: die impressionistischen Studien von Adolf Heilborn: „Wach auf, mein Herz“, die mich durch Feinheit und Zartheit der Stimmung erfreuten, und die gesammelten Aufsätze von Karl Kraus: „Die chinesische Mauer“. Der Verlag Langen in München, der eine Tafelrunde des Radikalismus versammelt, erwarb sich ein Verdienst mit Herausgabe dieser Geistreichigkeiten, die mehrfach an das wahrhaft Bedeutende streifen. Der Verfasser überschätzt zwar den positiven Wert seiner negativen Anlage, die sich in blendenden Aphorismen und glänzenden Essays entladet. Doch überschätzen tut sich am Ende jeder, der Größte wie der Kleinste, und es kommt nur darauf an, ob wirklich etwas dabei zu schätzen sei. Und das trifft vornehmlich für Kraus' Stilistik zu. Ein Meister der Ironie, tut er nur in seiner Befehdung Hardens, den er einst anbetete, des Guten zuviel. Nicht als ob wir die unpersönlichen und berechtigten Gründe seiner psychologisch begreif-

lichen Erbitterung nicht würdigten. Doch er schüttet das Kind mit dem Bade aus und läßt an Harden, den wir nach wie vor als bedeutenden Publizisten trotz all seiner unleidlichen Maniertheit bestehen lassen, kein gutes Haar mehr. Absolute Gerechtigkeit ist eben eine schwere Tugend, nicht nur des Charakters, sondern auch des Intellekts. Im übrigen sei Kraus' Buch hier warm empfohlen.

Karl Bleibtreu (Zürich).

Ihre Anfrage beantwortend, erinnere ich mich, manches Vortreffliche in diesem Jahr gelesen zu haben, nichts aber, was an Gestaltungskraft, Größe, innerster Rührung und Schönheit im Einzelnen, im Aufbau dem Roman: „Das Leben im Dunkeln“ von Oskar Baum gleichgekommen wäre.

Max Brod (Prag).

Die besten Bücher des Jahres zu nennen, würde ich mir nicht getrauen. Aber ich gebe Ihnen eine Liste interessanter, in diesem Jahre publizierter Bücher, die ich gern in der „Gegenwart“ zusammenfassend empfehlen möchte. Es handelt sich keineswegs um Gleichwertiges, aber jedes dieser Bücher hat mir doch etwas gegeben. Es sind:

Altensberg, Bilderbogen des Kleinen Lebens.

Auburtin, Der Ring der Wahrheit.

Cl. Brentano, Die Gründung Prag (sämtliche Werte bei Georg Müller).

Brod, Tagebuch in Versen.

J. F. David, Der Abergang.

Gontscharow, Gesammelte Werke (Bruno Cassirer).

Haukland, Ansiedlergeschichten aus Norrland.

Udolf Heilborn, Wach auf, mein Herz.

Ernst Heilborn, Die steile Stufe.

Heines Werke, Kritische Ausgabe des Insel-Verlags.

Georg Hermann, Rubinke.

Hermann Hesse, Gertrud.

Ricarda Huch, Federigo Confalonieri.

Camillo Lemonnier, „Wie ich Männerkleider trug“ und „Der eiserne Moloch“.

Ernst Lissauer, Der Acker.

Emil Ludwig, Der Papst und die Abenteuerer.

Rilke, Malte Laurids Brigge.

W. v. d. Schulenburg, Die Winterfahrt durch die Provence.

Servaes, Michael de Ruyter.

Sterne, Tristram Shandy (Georg Müller).

Strobl, Cleagabal Ruperus.

Lisa Wenger, Die Wunderdozentin.

Wied, Zirkus Mundi.

Arthur Sakheim (Hamburg).

Ganz ehrlich und offen kann ich sagen, daß mir zu den liebsten Büchern des Jahres Udolf Heilborns „Wach auf, mein Herz“ gehört. Ich habe es noch immer auf meinem Schreibtisch liegen. Nicht nur das Ganze und jede Skizze, sondern jedes Wort ist fein. (Wie bei Stifter.)

Tief erlebt habe ich sonst in diesem Jahre nur drei Bücher, die aber wohl nicht in Ihre Listen passen.

Gawân. Von Studen.

Myrica. Von Giovanni Pascoli (Raffaello Justi Editore, Livorno).

Rubáiyat. Of Omar Chajjâm. By Edward Fitzgerald.*)

Also nichts Neues!

Obwohl mir auch viel Neues sehr gefallen hat, zum Beispiel J. Jegerlahnen, „An den Gletscherbächen“ (Verlag U. Francke, Berlin).

Sehr liebe ich: „Wenn die Blätter fallen“ von Auguste Schwanbeck (Verlag von Ludwig Davids, Schwerin i. M.).

„Blätter fallen vor min Faut,
Un de Rosen sünd vergahn,
Nicks up Irden bliwt bestahn,
Sid kummt, wo id wannern möt.“

In dieser gezügelten, straff verhaltenen Wehmut, für die das dröge Mecklenburgisch mit dem Unterton unendlich tiefer Empfindung wie geschaffen erscheint, ist dieses kleine, aber köstliche Buch gegeben. Ein starkes Frauenherz schlägt darin! Wie klingt das alles so innig, so traurig, lieblich, was es von Menschenleid und -los zu sagen hat.

„Kennst Du en Lachen, wat binnen Di weint?
Kennst Du en ‚Ja‘, wenn dat Hart of verneint?
Kennst Du en Lachen, twei Ogen vull Weh?
Seihn uns dann an as dat klagende Reh?“

heißt es in dem Gedicht „Harbstgedanken“. In einem andern „Harbstgedicht“ ruschelt und rauscht die Sprache wie herbsthartes Laub unter eilenden Füßen. „Dat heilig Abendmahl“ gibt ein ergreifendes Geschehnis aus kleiner, enger Welt. Von neuer Lyrik ist mir dieses unscheinbare Büchlein am tiefsten gegangen.

Frida Schanz (Berlin).

Durch rückgreifende Studien ausgefüllt, habe ich nur einen besonderen Teil der diesjährigen Neu-Veröffentlichungen genauer überblicken können: die Frauenbücher. Unter ihnen halte ich die folgenden vier für besonders wertvoll.

Marie v. Ebner-Eschenbachs letzte Novellensammlung „Genrebilder“. Da ist noch das Meiste so anmutig und weisheitsvoll, wie in den Schöpfungen aus Marie Ebners Blütenjahren.

*) Gute deutsche Übersetzungen davon erschienen im Insel-Verlag und bei der Deutschen Verlagsanstalt.

Clara Wiebigs Novellenbuch „Die heilige Einfalt“ und ihr Roman „Die vor den Toren“. Aber die Erzählungen stelle ich doch über den Roman, weil sie sich bescheiden als das geben, was sie sind, als Darstellungen eben einzelner Geschehnisse. Der Roman dagegen bietet nur dann Genuß, dann freilich den vollständigsten, wenn man ihn als ein Bündel ineinandergelochter Novellen betrachtet. Denn auch er gibt nur meisterliche Darstellungen von Einzelgeschichten, bleibt aber die Durchführung seines eigentlichen kulturhistorischen Romanprogramms schuldig.

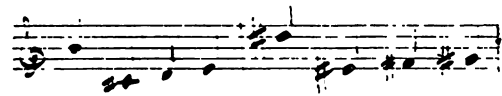
Die „Balladen“ von Frida Schanz, eine durch Schönheit der Form, Tiefe und Eigenart des Inhalts gleich hervorragende Gedichtsammlung, in der nur gelegentlich aus ethischen Motiven heraus der eigentlich heidnische Troß des Balladischen ein wenig eingedämmt ist.

Victor Klemperer (Oranienburg).

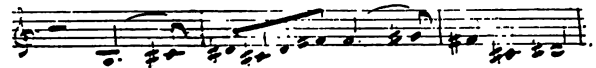


Reger=Brahms=Dchs.

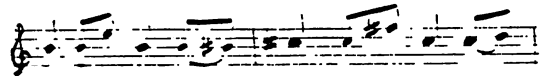
Ich kann nicht lange Umschweife machen. Eine Freude muß man schnell und laut mit aller Welt teilen. Regers hundertster Psalm ist ein Ewigkeitswert. Ein Besitz der Menschheit. Eine von den Gaben, die der Mensch immer verehren und lieben wird als einzig mitlebendes Wort, als Geschenk von des Genius Gnaden. Das ist kein Dogma, das blind geglaubt werden soll. Eine Wahrheit erblicken und erklären, ist notwendig und nützlich. Ich sage, Reger hat uns mit dem Psalm etwas von bleibendem Wert gegeben. Seine Bedeutung als Komponist brauche ich hier nicht hervorzuheben, auch nicht seine Meisterschaft als Kontrapunktiker und aller musikalischer Fachkenntnisse Meister. Das Genie Reger ist eine unbestrittene Tatsache, und für den Laien hat die Aufzählung technischer Fertigkeiten kein Interesse und rückt ihm ein Kunstwerk nicht um Haarebreite näher. Ob Fuge, Kanon, Symphonie oder Ländler das Urmusikalisch-Schöne — die Melodie ist es, was den Zuhörer zuerst fesselt. Und damit bin ich bei der schönsten Seite der Regerschen Partitur angelangt. Die Melodie ist für den Zuhörer das, was dem Zuschauer das Wort. Mag die Situation respektive die Harmonik noch so neuartig sein, das Wort erhellt die Situation, die Melodie erklärt die Harmonik. Es muß also ein Teil Erfahrung mit dabei sein, soll eine neue Erkenntnis mit Erfolg in unser Bewußtsein eintreten. Und diese Mischung versteht Reger meisterhaft. Gibt er uns in der Melodie etwas so ganz Neues? Nein, ganz und gar nicht; seine Melodik erscheint uns nur deshalb so neu, weil sie von einer neuartigen Harmonik umgeben ist. Das ist es, was uns Reger bis jetzt gegeben hat. Im hundertsten Psalm gibt er uns einen neuen, bisher unbenutzten melodischen Wert — die Sangbarkeit der kleinen Septime. Seit Jahrhunderten liegt dieses Intervall geknebelt und unbenutzt für den Ausdruck des Wortes. Die Kontrapunktiker haben es schweigend verachtet. Beethoven und Wagner haben es nur im instrumentalen Aufbau und in der harmonischen Fergliederung aufleben lassen. Reger hat die kleine Septime befreit, ihr Seele eingehaucht, sie zum lebenden, ausdrucksvollen Wesen erschaffen, sich und uns damit einen neuen Wert gegeben. Hier einige Beispiele der Neuerstandenen:



Wer könnte das nicht vor sich hinstellen, es nicht behalten, als wäre es wahrhaftig nicht etwas so ganz Neues. Ist es nicht reine Melodik, wenn Reger schreibt:



Dies sind nicht etwa besonders gewählte Beispiele, nein, Reger schaltet und waltet mit dem Intervall so leicht und anmutig, daß man fast schon die Zeit bestimmen könnte, wo die kleine Septime oder auch anders geschrieben (anstatt h—cis h—des verliert sie auch für den langzöpfigsten Theoretiker ihr schreckliches Gesicht) als übermäßige Sexte der stereotype Anfang des Volksliedes wird wie das „Es war einmal“ des Märchens. Von einer (so paradox es klingen mag) melodischen Chromatik wird dieses Werk beherrscht, wie es noch in keinem vorherigen des Komponisten der Fall war. Ich will nur folgendes anführen:



Ich wähle nicht aus, jeder wird mehr und bessere Beispiele finden! Der Jubel des ersten Satzes „Jauchzet“. die Ergebenheit des „Dienet“, die Anschaulichkeit, mit der die Melodie, die Hände zum Himmel erhebend, das „Dienet“ antimmt; das geheimnisvolle „Erfennet“. All das entsteht und atmet melodisch. Noch sei das ganz Mörke-Phrische „Gehet zu seinen Toren ein“ erwähnt, das übrigens eine bei Reger ganz neue Lieblichkeit in der Orchesterbehandlung zeigt. Wäre bei einer holprigen Melodik so eine immer mächtigere Steigerung möglich, wie sie Reger von Teil zu Teil erreicht? Nur so sangbare, selbständige Melodien können ein so mächtiges Gebäude halten. Ich wähle ein Beispiel für viele:



Zu diesen zwei wundervoll sanglichen Stimmen tritt außer den ergänzenden noch der Choral „Eine feste Burg“ hinzu. Daß die Trompeten mit ihrer Choral-Melodie gegen den Schluß, besonders wo die Posaunen und die Baßuba hinzutreten, die Stimmen fast erdrücken, liegt in der klanglichen Beschaffenheit der Instrumente, drückt aber überwältigend die Macht des Gebetes aus. Reger, der bisher, die Entwicklung des modernen Komponisten durchleitend, mehr Freude an wilder Modulation gezeigt

hat, ist in diesem Psalm, von wahrhafter Begeisterung getragen, zu einer Melodik und formalen Einfachheit — ich erinnere an die instrumentalen Zwischenspiele — gelangt, die an seinem Glauben und seiner Liebe zur Wahrheit, dem einzigen Heil in der Kunst, keinen Zweifel läßt.

Freilich, so gewollt einfach wie Brahms wird wohl Reger niemals schreiben. Brahms' deutsches Requiem ist uns Deutschen auf den Leib geschrieben. Eine herb einfache Melodik eint sich mit einer künstlerisch auf das Mindestmaß eingeschränkten Harmonik. Es fehlt die strenge Form der Fuge nicht und auch die dramatischen Ausläufer unser ungewollt pathetischen Jahrhunderts fehlen nicht (Herr, lehre doch mich), nicht die würdevoll einfache Rhythmik des zweiten Sazes und nicht die sentimentale Art: „Wie lieblich sind deine Wohnungen“. Ein Werk voll von Glauben, Demut und Erbauung, vollendet in seiner Ausdrucksform. Nirgends vom Dämon Leidenschaft überrascht, aber ohne Schwäche, ohne Routine. Ein für diese Opuszahl sehr gereiftes Werk, wie es nur einem germanischen Musiker gelingen konnte.

Nachmals muß ich hier nun rückblickend der im Stil so ungleichmäßigen und doch so unvergleichlich genialeren Missa Solemnis Beethovens gedenken. Dort begeistert sich der Komponist an einem Teil mehr als an dem andern. Brahms ist immer seines Schaffens Herr, und souverän beherrscht er das Pathos wie die stürmische Bewegung.

Und nun die Ausführenden. Lob, Lob, Lob ihrem Eifer, ihrer Geduld, ihrer Ausdauer, mit der sie Regers Werk sich zu eigen gemacht haben. Unzweifelhaft ist es, daß viel Liebe und Aufmerksamkeit dazu gehört, um eine solche Komposition technisch zu bewältigen. Für sie wie für ihren Führer muß es erhebend sein, zu wissen, daß sie ein Werk zum Erönen bringen, das die Welt zu ihren besten zählt. Und wer, wenn er die Glieder lobt, wird das Haupt vergessen: dem Führer, der die Wahl bestimmt und getroffen, dem können wir es nicht hoch genug danken.

Reger und Brahms liegen Prof. Ochs viel besser als Beethoven, den er leithin so sehr verkannt hat. „Du gleichst dem Geist, den du begreifst.“ Brahms wahr die Form, drängt seinen mächtigen Inhalt in die Form. Beethoven gießt und ergießt seine Gedanken und achtet gar nicht, daß die Form, in der er schaffen wollte, lange schon geborsten! Ochs ist der Mann der Form des Schönen, der ausdrucksvollen Außerlichkeiten. Stellen, wie der Beginn des Regerschen Psalms „Jauchzet“, kommen aus seiner Hand matt und ohne Schwung, bleiben darum dem Hörer unverständlich. „Tod, wo ist dein Stachel?“ Brahms' verliert den Hohn. Wunderbar abgetönt gelingen ihm durchklärte Stellen: „Wie lieblich sind deine Wohnungen“ und „Denn wir haben keine bleibende Statt“. Aber auf seiner Palette fehlt weiß und schwarz, Schmerz und Lust; wo diese hart aufeinander folgen, wie bei Brahms „Wir werden alle verwandelt werden“, und gleich darauf das graulige: „Denn es wird die Posaune schallen“, da werden Kompromisse geleistet zum Nachteil beider Seite. Aber ungeschmälert bleibt sein Verdienst und die mühevolle, arbeitsreiche Energie, die er beiden Werken, insbesondere dem neuesten Reger, gewidmet hat.

Muß ich noch einmal die Totenflage anheben. Brahms' strenges Auge sieht mich Gerechtigkeit fordernd an.

Fräulein Gertrud Förstel sang Brahms im Stil von Verdis Troubadour. Arger kann man Brahms unmöglich verkennen. Herr Baptist Hoffmann, von einer argen Indisposition gequält, gab seinen Gefühlen in heftigem Schleifen der Söhne unglücklichen Ausdruck. Das Publikum benahm sich sehr taktvoll gegen diese Freudstörer und rief den verdienstvollen Leiter, Prof. Ochs, immer wieder auf das Podium.

Ich war es, der als erster sowohl in der Hauptprobe als auch im Konzert Bravo! rief und applaudierte.

Leistungen anerkennen und hervorzuheben ist die moralische Verpflichtung der Kritik. Sabelt aber die Kritik, ist dies nicht ein Sporn zu besseren Leistungen dem ehrlichen Künstler?
Scriptor.

Aus den Theatern.

König Ödipus im Zirkus Schumann. Aufführung des Deutschen Theaters.

Man könnte von Reinhardts Ödipus-Aufführung mit Leichtigkeit sagen, daß hier nicht der echte Ödipus gespielt wurde. Schon die Chöre waren auf ein Bruchteil zusammengedrängt. Auch über Hugo v. Hofmannsthal's Bearbeitung der Sophokleischen Dichtung, die der Darstellung zugrunde liegt, könnte man urteilen, daß sie Wertvolles fortlasse, andres wieder effektiv hinzufüge. Aber das hieße am Kleinen hängen bleiben. Für Reinhardt lag die Aufgabe: den Geist des antiken Dramas, das Hereinbrechen des gottverhängten Schicksals in der Seele des modernen Hörers zur Wirkung zu bringen, als sei die Dichtung heute neu entstanden. Diese Wirkung hat sich in der Tat eingestellt; daß sie aber einige Schwächen des Originals erforderte, ist selbstverständlich. Denn wir leben in einer andern Zeit und in einem andern Lande.

Schon in der Schule haben wir gelernt, daß das antike amphitheatralische Theater ungefähr unserm Zirkus ähnelte. Es hieß also das Ei des Kolumbus zum zweiten Male aufstellen, als Reinhardt wirklich zum Zirkus griff, da er keinen bessern Raum zur Verfügung hatte. Denn er brauchte sowohl eine Menge der Mitspieler, wie eine große Masse der Zuschauer, damit über sie, gleichfalls wie über ein Volk, das Schicksal hinschritte. Denn um das Schicksal eines Volkes und dessen, der hochragend und dem Blickstrahl geweiht auf dem Gipfel dieser Masse steht, handelt es sich ja im Ödipus.

So führt Reinhardts Regie einen Aufbau von wuchtiger Größe auf, der stufengleich emporführt, bis er das finstere Schicksalstor aufreißt. Wehelaute. Und das von der Pest gepeinigete Volk bringt hierbei, vor dem ragenden Königspalast haltend, aus dem Ödipus, schon jetzt dem Schicksal beunruhigt, hervortritt. Dann naht der Chor der Greise, wie „schlotternde Lemuren“, gleich dem Tode, düster, bedrückend; und von allen Seiten weht es wie Furcht, wie Frage, wie Stöhnen. Immer noch steht der königliche jähzornige Mann als ein Fürst dort oben auf des Schicksals Stufen, bis er das Maß seiner schuldlosen Schuld ermittelt, sich zur Strafe die Augen, die nichts sahen, blendet, als ein Blinder von der Höhe in die Tiefe herunterwinkt und sich mit dem Volke verliert, das scheu vor dem gezeichneten Manne ausweicht. Vorher aber finden alle Gespräche, Ängste, Stimmungen der Fürsten dort oben auf den Stufen ihren Widerhall im Geufzen und Gebet der Masse, das wie ein Meeresbrand herüberflingt.

Man könnte sagen: was ist uns Heutigen des Ödipus Schuld; als Mann durfte und mußte er sein Unheil überwinden. Aber „alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“. Und es ist das Wunderbare, daß des Ödipus Geschick als ein Gleichnis wirkt. Auch heute ist die Welt ebenso des Fluches der Götter voll, wie ihres Segens; für unsre Seele steigt immer noch die Sphing aus den Abgründen und lagert sich auf beherrschendem Gipfel, Stadt und Leben umher bedrohend. Wie im Traume. Ein Anstoß, die Luft verdichtet sich, ein schwarzer Faden zieht nahe an uns vorbei, ein anderer vor, ein dritter hinter uns, bis das Netz geschlossen ist und das Unheil gerade auf uns zuschreitet. Ob Sophokles auch vom Traume Anregungen für seine Dichtung geschöpft hat? Fast scheint es, wenn er ausspricht, daß mancher sich im Traume der Mutter im Ehebett beigelegt gesehen habe.

Um von den Schwächen der Einstudierung zu reden! Hugo v. Hofmannsthal hat den Bericht des Dieners, der von Jokastes Tod und Ödipus' Blendung berichtet und uns Heutigen dramatisch-ungefährlich erscheint, mit Recht umgangen. Aber das Herein- und Herausstürzen der Mägde, bei dem sich das Aherbeizte von Reinhardts Regie geltend machte, wirkte ebensowenig günstig. Effektlos war der Ruf des Chorführers „Mörder“ in

das Leere geschleudert, und die Empörung der Masse und ihre Drohung, die Götter nicht mehr ehren zu wollen, wenn Jofaste ungekräftet bliebe, erschien gleichfalls übertrieben und ungründlich. Ferner hat Hofmannsthal, wie er das stets mit seinen Griechen tut, auch hier die Gestalten ins Attische hinüber gefärbt. Darin kam ihm die Regie so stark entgegen, daß man oft ans Orientalische erinnert wurde. Mögen Jofastes Worte: „Er sagt, was heißt? er sagt“ selbst auf einem Versprechen der Darstellerin beruhen und mag man über die Bezeichnung des Oidipus „Ein Findelkind, ein eingeschmuggeltes“ hinwegsehen; aber der Rhythmus des Chors z. B.: „Ein Wort, Ein verschollenes. Ein Verschollenes, Ein Wort. Ein Wort, Ein Wort, Ein Wort!“ klang öfters stark orientalisches, ebenso wie das Gebet der Menge.

Doch genug der Einzelheiten. Reinhardt hat sich in seinem Oidipus als ein Nachschaffender großen Stiles erwiesen. Nur muß man hoffen, daß der Zirkus-Gedanke, der für die Antike paßt von ihm nicht auch für andre Stücke nutzbar gemacht werde. Paul Wegener war als Oidipus zum mindesten ausreichend, obwohl Friedrich Rahßler die Größe und das Schicksalgezeichnete dieser Gestalt sicher tiefer ausgeschöpft hätte. Die Bilderstellende Lilla Durieux wirkte trotz künstlicher Erhöhung auch hier äußerlich und kalt.

Dr. O. A.



Randbemerkungen.

Das Zentrum

ist wieder in seinem Fett. Da hat es beim Arbeitskammern-Gesetz in der Kommission weidlich seine Arbeitersekretäre wirtschaften lassen, hat demokratische Bestimmungen in den Entwurf gebracht, die der Regierung, den Konservativen und Nationalliberalen unannehmbar sind, hat dann das Aß hinterdrein gespielt und diese Beschlüsse der regierenden Welt zum Troste in der zweiten Lesung mannhaft aufrecht erhalten, und nun kanns losgehen. Nun ist in zwölfter Stunde so recht ein Dilemma nach dem Herzen der schwarzen Heiligen geschaffen. Nun kann man intrigieren, bei Pontius und Pilatus, mit schönstem Schafsfellen angetan, Besuche machen, mit halben Andeutungen und Versprechungen operieren, und vielleicht gar ein Kompromiß zurechtzuschustern, mit dem man in dritter Lesung als Retter in der Not vor die dankbare Welt tritt. Selbstverständlich nach vorheriger Vergewisserung sämtlicher Hintertüren. Denn wenn das Unglück es will, daß die Regierung von einem Eintausch der Arbeitersekretäre gegen die Eisenbahnarbeiter oder umgekehrt nichts wissen will, so muß immer noch Rat sein für einen moralisch gerechtfertigten Umfall, begleitet von dem Seufzer des Gerechten: Ich hab mein Möglichstes getan! Im Vertrauen, die Regierung denkt nicht daran, nachzugeben. Eher läßt sie die ganzen Arbeitskammern in die Grube fahren, obwohl Herr Delbrück sich die denkbarste Mühe damit gemacht hat. Aber unbesorgt, der Apparat der Schachtelanträge und Abkommandierungen wird schon klappen, das Wie lasse man getrost Sorge der Schwarzen sein. Weg haben sie allertwege. W.

Mrs. Eddy †.

Zwei Tage, nachdem der Leitartikel der letzten Nummer der „Gegenwart“ geschrieben war, starb sie von hinnen. 90 Jahre ist sie alt geworden, und zwei Tage vor ihrem Tode hat sich der Deutsche Reichstag beim Kurpfuschergesetz mit ihr beschäftigt. War sie nun eine „Kurpfuschlerin“? Sie wollte der Menschheit das „wahre Christentum“ bringen, so wie Jesus es gemeint haben soll, als er davon sprach, daß der Geist willig sei, aber das Fleisch schwach, und die Menschen durch Handauslegen, Magnetismus, Mesmerismus, Gebet, Hypnose und mystische Verfertigung in die Allmacht Gottes furierte von allen

Leibesübeln. Sie hat viele Menschen „gesund gedacht“, sich selber dachte sie bis zu dem schönen Alter von 90 Jahren hinauf und bis zu sechs Millionen Vermögen. Dann starb sie an Lungenentzündung, also an einer „Einbildung“ ihrer Materie, die ja nur ein „offenkundiger Irrtum“ war. Die tüchtigsten Ärzte aber nannten es Lungenentzündung. Einerlei, sie hat die große Lüge ihres Lebens bis zum letzten Momente durchgeführt und wird nun im Geiste, denn tot ist sie ja nicht, nur der Materie hat sie sich „entledigt“, wird also im Geiste ihre Kirche weiterleiten durch den Mund von sechs alten Männern, die sie zu ihren Handwerkszeugen bestellt hat und die sich die Verwaltung von sechs Millionen Dollar und ebensoviel oder mehr verführten Menschen angeeignet lassen werden. Die „Christliche Wissenschaft“ ist zeitlos. In Berlin und andern „Kulturzentren“ der Welt sitzen nun die Fräuleins aus bester Familie und denken inbrünstig an die Meisterin, die im Geiste neben ihnen liegt. Den einen kurlert sie den verstauchten Fuß, das sind die Einfältigen, die das Himmelreich nicht mehr zu erben brauchen, den andern berubigt sie den kranken Triginus an der Schläfe. Das sind die Hysterischen, mit dem „zweiten Ich“ der Sinne, das sie peinigt, Kopfschmerzen, Unruhe und wüste Träume schafft. Da gibt es nur eins: das zweite Ich, genannt Fleisch und Nerven, Blut und zuckendes Leben, muß „Irrtum“, „Schein“, „Einbildung“, „Sünde“, „Materie“, Ballast und Trugbild sein, durch das die Seele wandert. Fort damit in die Tiefen des göttlichen Lichtes! Der Geist wird hell, unsagbare Lichte brennen im unendlichen, ewigen Raume, der Mund lächelt, „Geliebter“ murmeln die Lippen, die Schmerzen sind veressen, — bis zum andern Tage. Das sind die Gläubigen der entmaterialisierten Eddy, die ihr die Millionen geschickt haben von allen Enden der Welt. Armes, krankes Volk, gemischt aus Neugierde, Dummheit, fränkem Mystizismus und tiefer Sehnsucht nach — ja, wonach? Nach dem Glück ganz einfach. Da liegt die Wurzel alles Übels. Mrs. Eddy hat drei Männer überdauert, deren Materie nur Schein war. Und die Anfänge ihrer Offenbarungen hat sie als hysterisches, blutarmes Mädchen, während einer Nervenkrankheit erhalten. Sie hat in der Tat Nerven geheilt, Einbildung durch Einbildung, unterstützt vom hellenden Einfluß der reifenden Jahre. Aber war oder wurde sie nicht mit Notwendigkeit eine Betrügerin? Sechs Millionen fürs wahre Christentum ist heutzutage bei dem Objekt selbst in Amerika glänzend bezahlt. W.

Es steht nichts drinne

von Pulver und Blei im Ehrenkodex des Offizierkorps und auch nicht in der allerhöchsten ehrengerichtlichen Entscheidung, die den Oberleutnant der Landwehr Dammann mit schlichtem Abschied entlassen hat, weil er sich mit einem Betrüger nicht schießen wollte, resp. seine Ehre ihm gegenüber „nicht genügend verteidigt“ habe. Der Fall selbst wird erst nach Weihnachten vom Kriegsminister bei der 2. Lesung des Stats klargestellt werden, aber das ist vorläufig Nebensache. Hauptsache ist, daß Herr v. Heeringen Gewicht darauf legt, daß von Pulver und Blei und Zweikampf „nichts drinne“ steht. Gut. — Nun gibt es aber noch andre Koderge außer dem über die Standesgesetze. Denn im Reichsgesetz steht „etwas drinne“ über den Zweikampf, nämlich daß derjenige sich strafbar macht, der zu ihm herausfordert, ihn annimmt oder vermittelt. Wann werden wir wohl diese ungenterte Divergenz überwunden haben? Im einen steht nichts drinne, keine Pflicht zum Duellieren, aber wers nicht tut, wird kassiert, im andern steht etwas drinne, nämlich ein Verbot, und wer es übertritt, ist ein Held. Kann man es denn nicht offen in den einen hineinschreiben und aus dem andern streichen, oder aber das Verbot hier stehen lassen und dann auch im Standesrecht Ernst machen mit der Nichtverpflichtung zum Duell? Der Widersinn der bestehenden Verhältnisse ist nur durch Sophismen zu verteidigen, wie eben den, daß nichts

drinnewest. Aber solche Sophismen wirken nicht nur lächerlich, sondern ungeheuer schädlich. W.

Der Kronprinz als Golfspieler und Gerhart Hauptmann.

Daß der Kronprinz zwar noch kein erstklassiger Golfspieler ist, hat der gute deutsche Leser zu seinem Leidwesen vor wenigen Tagen erfahren müssen. Ja, es ist ihm noch weit mehr bekannt geworden: Daß sich der Kronprinz und die Kronprinzessin um 9 Uhr vormittags zum Golfspielfeld begaben, daß es der Kronprinz über den gewöhnlichen Durchschnitt brachte (nicht etwa über den ungewöhnlichen, den es allem Anschein nach auch gibt) — daß die Kronprinzessin mit drei Mitgliedern ihres Gefolges ein dreifaches Spiel „abspielte“ — daß die Hofdame der Kronprinzessin, Gräfin Grote, mit einem Regierungsbeamten spielte und mit dem Konsul Reinbart Freudenberg — daß sich darauf die Kronprinzessin allein zum Queens Cottage zurückbegab, und daß der Kronprinz und das Gefolge später zu Fuß folgten.

Es ist nicht durchaus nötig, daß man dazu seine Glossen macht. Das ist in den Tagesblättern genugsam geschehen.

Wenn man aber ein paar Tage später liest, daß Gerhart Hauptmann sich die Innenseite der Lippe operieren lassen mußte, wo ein kleiner warzenähnlicher Auswuchs ihn störte, daß ein Einschnitt in die Lippe gemacht werden mußte und daß Essen und Trinken nun mit Schwierigkeiten verbunden sind, daß er übermorgen die Klinik schon wieder verlassen und in einigen Tagen völlig genesen wird. . . .

Ich meine, wenn man diese beiden Notizen miteinander vergleicht, wird man, sofern man sich einigermaßen Ehrlichkeit und Vernunft zutraut, leicht zu einem Resultat kommen, wie es mir geschehen ist:

Daß die Tatsache vom Kronprinzen, der kein erstklassiger Golfspieler ist, in die Zeitung mußte, kann man einem durchschnittlichen Deutschen nicht übelnehmen.

Daß man aber von Gerhart Hauptmann nichts andres zu berichten weiß, als daß er an der Innenseite der Lippe einen unbedeutenden warzenähnlichen Auswuchs hatte usw., das kommt manchem ein bißchen unbegreiflich vor.

Nicht weil es am nötigen Mitleid fehlt. Aber ich denke mir, daß so etwas nicht in die Zeitung gehört. Wenn die Zeitungen Raum übrig haben für einen ihrer ersten Dichter, sollten sie sich vielleicht erst überlegen, daß dem Dichter selber und all seinen Verehrern wirklich gebiet wäre, wenn man statt derartiger Notizen ein paar gesunde Aussprüche aus den Werken des Dichters publizieren wollte. Wenn aber der Deutsche, der ohnehin seine besten Leute nur vom Hörensagen kennt (zum größten Teil wenigstens), jahraus, jahrein nur etwas von ihnen hört, daß sich auf ihre Gesundheit, auf ihr Wohlergehen, ihre finanzielle Lage usw. bezieht, soll man sich noch wundern, wenn er die Nase rümpft, wenn zufällig der letzte Wetter aus seiner Verwandtschaft irgendwelche künstlerische Anlagen entwickelt?

Paul Altheer (Berlin).

Adventistische Hirngespinnste.

Um den Adventisten abzuschütteln, der jüngst unsere Gegend unsicher machte, mußte ich mich meiner angeborenen Höflichkeit entäußern. Aber, wenn er vorn hinausgeworfen war, kam er von hinten wieder herein. Als Kolyporteur des Weltunterganges und der persönlichen Wiederkehr Christi schien er es darauf abgesehen zu haben, die Menschen graulich zu machen. Die Traktate, die er massenhaft verteilte, waren Extrakte aus den Traumgesichten Daniels und den Phantasmagorien der Apokalypse — aber potenzierte, für nervenschwache Personen lebensgefährlich. — Durch die grauenhaften Holzschnitte wurden Dürers apokalyptische Reiter bei weitem übertraffen: Ungeheuer mit furchterlichen Krallen, mit zwei, mit drei, mit sieben Hörnern, mit einem Horne, auf dessen Spitze ein unheimlich drohendes Auge ba-

lanciert usw. usw. — Vom Texte konnte man sagen: Und so ist es löblich und gut, daß Eins mit dem Andern harmonisieren tut. Die ägyptischen Plagen? — Rindereien! — Im Kopfe der Adventisten kommt die Sache ganz anders. Mephisto ärgert sich, daß der Tier- und Menschenbrut gar nichts anzuhaben ist, und daß immer wieder gesundes, frisches Blut zirkuliert. Aber seine „Wellen, Stürme, Schütteln, Brand“ treffen ja auch nur immer einzelne kleine Teile des Erdballs. Die Adventisten machen es in großzügiger Weise, sie gehen gleich „aufs Ganze“. Da tritt eine furchtbare Dürre ein, die auf der ganzen Erde die Geschöpfe dahinrafft. Darauf verwandelt sich alles Wasser in Blut — dickflüssiges! — Brr! — Wer dann noch nicht vor Ekel gestorben ist, sondern sich erfreut, noch weiter zu leben, der wird durch einen großartigen Schneefall umgebracht, bei dem nicht etwa Schneeflocken, sondern große Eisklumpen vom Himmel fallen, durch die alles Lebendige, wenn überhaupt noch etwas lebt, zu Mus gequetscht wird. Es muß Alles, aber auch Alles vernichtet werden.

Nun ist es freilich rätselhaft, wie die wenigen Ausgewählten, zu denen doch der wiederkehrende Christus kommen müßte, wenn es überhaupt einen Zweck haben sollte, dieses allgemeine Ruddleimuddel überleben können. Das wußte der adventistische Sendling selber nicht, dachte aber, das würde sich auch wohl noch machen lassen.

Daß die Auslegung der Apokalypse diesen Geistern keine Schwierigkeiten macht, und wie sie sich zu helfen wissen, mag folgendes Beispiel zeigen:

In Vers 17 und 18 des 13. Kapitels ist vom zweiköpfigen Tiere der Verführung die Rede. Die Stelle lautet: „Daß Niemand kaufen und verkaufen kann, er habe denn das Malzeichen oder den Namen des Tieres oder die Zahl seines Namens. Hier ist Weisheit. Wer Verstand hat, der überlege die Zahl des Tieres, denn es ist eines Menschen Zahl, und seine Zahl ist sechshundert und sechsundsiebzig.“

„Wer kann da wohl anders gemeint sein,“ sagt der Adventist, als derjenige, der sich den Stellvertreter des Gottesohnes nennt? — (Lateinisch: Vicarius filii dei.) Die Sache ist doch klar. Man schreibe diese drei Wörter mit großen Buchstaben, so steht darin die Zahl 666. Nämlich:

V I C A R I U S F I L I I D E I
5 1 1 0 0 — — 1 5 — — 1 5 0 1 1 5 0 0 — 1 = 666

Quod erat demonstrandum!

Wem das nicht einleuchtet, dem ist nicht zu helfen! D-Bth.

* * *

Nochmals „dem Volke entfremdete Richter“.

Man schreibt uns:

Es ist auffällig, daß man in so vielen Blättern den mehr oder minder geschäftigen Angriffen auf die Richter begegnet, jedoch in keinem Blatte einmal einen Angriff gegen Rechtsanwälte findet. Sollte das nicht damit im Zusammenhang stehen, daß fast alle Blätter ihre juristischen Informationen von Anwälten beziehen? Auch der Aufsatz in Nr. 46 der „Gegenwart“ beruht offensichtlich auf einer Information von dieser Seite; denn es werden darin gar zu sehr die Vorzüge der Anwaltsjuristen vor den Staatsdienern hervorgehoben. Der Verfasser nimmt selbst Bezug auf den — nicht wegzuleugnenden — „Antagonismus“ zwischen Richtern und Rechtsanwälten. Sollte da diese den Richtern zuteil werdende Beurteilung wirklich ganz objektiv sein. Angriffe auf einen ganzen Stand sind immer einseitig und für einen großen Teil seiner Mitglieder ein großes Unrecht! Es werden sich deshalb die Richter, die vielleicht am meisten Einbild haben in das Tun und Treiben des Anwaltsstandes, nicht herbeilassen, diesen Stand so im allgemeinen anzugreifen, wie es so häufig umgekehrt geschieht. Das Publikum und die Presse kennt aber die Richter nur aus den — meist unvollständigen und unrichtigen Berichten über die Verhandlungen in Strafsachen. Das ganze, viel größere Gebiet der Zivil-

rechtspredung und der freiwilligen Gerichtsbarkeit hat für die Öffentlichkeit gar kein Interesse. Daher finden die einseitigen verallgemeinernden Angriffe gegen die Richter immer guten Boden.

Es ist nicht wahr, daß sich die Richter nur aus den oberen Kreisen rekrutierten, daß sie in der Mehrzahl Korpsstudenten wären und mit dem Volke keine innerliche Berührung hätten. Bei unserm großen hiesigen Amts- und Landgericht sind nicht mehr wie 2-3 alte Korpsstudenten, die Mehrzahl entstammt dem Mittelstande; Söhne von Geislichen, Lehrern und Beamten bilden die Abzähl. Der Verfasser verwechselt die Verwaltung mit der Justiz! Wenn es heute eine Klassenjustiz gibt, so existiert sie nur in dem Sinne, daß den Armen und Unterdrückten oft in einer Weise Entgegenkommen gezeigt wird, daß die Rechte der bestehenden Gläubiger oft Not leiden. Das „Hineinleben“ in den Fall, in die Seele der Beteiligten gilt als die notwendige Voraussetzung für eine gesunde Rechtspredung, aber mit dem bloßen Verstehen ist es nicht getan, der Richter ist an das Gesetz gebunden und muß dieses im Interesse der Gesamtheit anwenden, so hart es manchmal scheinen mag. Er kann nicht immer dem Mittel und der Billigkeit nachgeben. Die Härte des Gesetzes wird aber — wie oft! — dem Richter zur Last gelegt. Auch der Richter, der aus den obersten Ständen stammt, lernt in der Praxis, die ihn beständig mit allen Volkskreisen in intimste Berührung bringt, das Leben und die Menschen kennen. Die Fähigkeit, sich in andre hineinzudenken — nicht bloß in arme Leute —, wird je nach der Persönlichkeit verschieden sein, aber nicht nur beim Richter, sondern auch beim Anwalt und bei jedem Menschen. Geübt und ausgebildet wird diese Fähigkeit bei der Vorbereitung zum Richter, soweit es möglich ist. Irrtümern sind wir alle unterworfen. Den „Richterbübel“ empfindet wohl manchmal der Anwalt, wenn der Richter der sensiblen und wirtschaftlichen Ausnutzung eines Falles durch Anwälte entgegenzutreten gezwungen ist. Im großen und ganzen wird von der Strafbefugnis aus sühnungspolizeilichen Gründen nach meiner Erfahrung sehr wenig Gebrauch gemacht. Mißgriffe können in der Aberstürzung und Erregung vorkommen, häufig werden sie auch nur scheinbare sein, weil — wie gesagt — die Berichte mangelhaft sind.

Es soll nicht geleugnet werden, daß sich viele tüchtige Kräfte aus innerer Neigung dem Anwaltsberufe zuwenden, aber bekanntlich nimmt — wenigstens in Sachsen und in Bayern — der Staat nur die tüchtigsten Assessoren (Dreierjuristen) an. Die andern sind genötigt, Anwälte zu werden und — wie oft! — das Anwaltsproletariat — über das in Anwaltskreisen viel geklagt wird — zu vermehren. Gerade solche Elemente, die auf Erwerb angewiesen sind, tragen oft dazu bei, den „Antagonismus“ zwischen Richtern und Anwälten zu stärken. Im Interesse der Rechtspflege wäre es aber, wenn Richter und Anwälte gemeinsam dahin arbeiteten, der Wahrheit und Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen. Die ungerechten, verallgemeinernden Angriffe gegen die Richter tragen aber dazu nicht bei, sie erst schaffen „die Klut“ zwischen Richtern und Volk, die namentlich auch im Interesse des Volkes zu bedauern ist. G. P., Amtsgerichtsrat.

Vestigia terrent.

Der Kampf zwischen der Berliner Stadtverwaltung und der Direktion der Großen Berliner Straßenbahn hört nimmer auf. Zeitweise wird er still hinter den Kulissen geführt, dann aber wieder tobt er, wie eben jetzt, laut in der Öffentlichkeit. Bisher ist die Stadt Berlin, geführt von einem Trüpplein mittelmäßig begabter Bureaukraten, den intelligenten Kaufleuten und Juristen der Straßenbahngesellschaft stets unterlegen, so gründlich auf das Haupt geschlagen worden, daß der Groll ihrer Leiter sich manchmal in durchaus nicht parlamentarischer Weise Luft macht. Als Berliner Bürger wird man wünschen, daß die Kommune dem für sie ruhmlosen Streit ein Ende

macht, indem sie, wenn auch mit schweren Opfern das gewaltige Unternehmen erwirbt. Als Lokalpatriot wird man bedauern, daß die Kommune vor einem Privatunternehmen die Segel streichen muß, wenngleich man bei objektiver Betrachtung zugeben muß, daß die Direktion der Großen Berliner nur ihre verdamnte Pflicht und Schuldigkeit tut, wenn sie die Interessen ihrer Aktionäre mit aller Schärfe wahrnimmt. Aber es gibt noch einen Standpunkt, von dem aus man die unausbleiblich kommende Verstafflichung des Unternehmens betrachten kann und muß, nämlich vom Standpunkte des Benutzers, des Passagiers aus. Und da sehe ich trübe in die Zukunft. Die Große Berliner hat viel geleistet. Sie hat den Verkehr zeitlich und räumlich fortwährend ausgedehnt. Sie funktioniert prompt, ihre Beamten sind höflich und gut geschult, die Wagen modern und bequem, die Geleise im guten Zustande. Wird das so bleiben, wenn die Stadt Besitzerin ist? Nun Berlin besitzt so ziemlich alle Aktien der Siemens- und Halste-Bahn, ist also die eigentliche Unternehmerin, und es gibt wohl in Deutschland keine Straßenbahn, die schlechter geleitet würde. Der Verkehr ignoriert häufig den Fahrplan, die Wagen sind alt und schmutzig, die Geleise ausgefahren, kurz sie ist in allem das Widerspiel der so viel angefeindeten Großen. Vestigia terrent, die Spuren schrecken, ich freue mich auf deren Verstafflichung ganz und gar nicht. Dr. M. P.

Cheatralia.

Das ist das Neueste: Eine Garderobenkommune. Eine „Baronin v. Königswarter-Formes“, der das in letzter Zeit so vielfach behandelte Garderobenleid der Schauspielerinnen zu Herzen ging, hat 10000 Mk. gestiftet, andre Wohltäter haben den gleichen Betrag hinzugefügt. Die Zinsen sollen an unbemittelte, talentvolle Schauspielerinnen zur Beschaffung von Garderobe verwendet werden. Viel wird ja damit nicht ausgerichtet werden können, aber die Stiftung könnte wachsen und so muß bei Zeiten gestoppt werden. Sie macht den Herzen der Spender alle Ehre, aber auch nur diesen. Es geht nicht an, wirtschaftliche Verpflichtungen von Unternehmern zu Lasten der öffentlichen Wohltätigkeit zu übernehmen. Die Garderobemiserie kann nur auf zwei Arten beseitigt werden. Entweder das Publikum verzichtet darauf, daß Schauspielerinnen eine Toilettenpracht entwickeln, die im Mißverhältnis zu ihrem Einkommen steht, oder aber, wenn das Publikum diese soziale Einsicht nicht hat, der Theaterdirektor liefert die Garderobe. Diese Lösung ist die vernünftigste und allein gerechte. Er hat den Vorteil von dem Toilettenprunk, er soll ihn bezahlen, daß ihm aber „Wohltäter“ diese Last abnehmen, ist ein Nonsens. — Das B. T. führt zurzeit einen heftigen Kampf gegen den Präsidenten der deutschen Bühnengenossenschaft. Ob und wie weit es hiermit recht hat, braucht hier nicht erörtert zu werden. Aber mit einer Forderung, die es durch Herrn Friß Engel erhebt, hat es sicher Unrecht, nämlich, daß „der Präsident im Ehrenamt gewählt werden soll“. Es erklärt dies für die einzig würdige Seite. Das ist zu bestreiten, aber von allem andern abgesehen, die Genossenschaft ist ihrem Wesen nach eine Gewerkschaft, die das Interesse ihrer Mitglieder gegen die Arbeitgeber wahrzunehmen hat. Der Mann an ihrer Spitze darf also von den Arbeitgebern nicht abhängig sein. Er soll mit ihnen soweit möglich in Frieden leben, ev. aber auch Krieg führen, und das kann er nicht, wenn er für seinen Lebensunterhalt auf sie angewiesen ist. Jede Gewerkschaft bezahlt ihren Vorstehenden, die Bühnengenossenschaft muß es auch tun. Dr. M. P.

Nochmals die „Mayfeier“.

Aus der „Villa Gatterhand“ (Radebeul-Dresden) geht uns folgende Berichtigung zu:

„Ich habe von diesem Preisaus Schreiben nicht die geringste Ahnung gehabt, war tief empört, als ich es

laß, und habe den Herausgeber der „Feder“ sofort hierüber aufgeklärt. Der angebliche Verleger ist gar nicht Buchhändler. Er zählt ca. 21 Jahre, war Tischlerlehrling, dann Arbeiter bei Siemens und wurde von mir wiederholt als kranker, notleidender Mensch unterstützt, weil er versicherte, sich sonst ersäufen zu müssen. Auch in Breslau verschaffte ich ihm durch Freundes Vermittelung Arbeit und Logis, doch vergeblich. Er geriet wahrscheinlich in Hände, die keine guten sein können, denn plötzlich verlangte er von mir dreitausend Mark; er wolle „Verleger“ werden. Er bekam selbstverständlich nichts. Da schrieb er mir in drohender, geradezu rüder Weise, daß er zu meinen Feinden übergehen werde. Das hat er, wie es scheint, getan. Die erste Folge davon sind die Preisausschreiben, an denen ich keinen einzigen Buchstaben Anteil habe. Es ist mir unerfindlich, woher der Mann die Gelder nehmen will, die er verspricht. Es wird mir von gut unterrichteter Seite versichert, daß sein ganzer „Verlag“ nur in dem Stempel besteht, den er sich hat machen lassen.

Karl May.“



Die internationale Militaristen-Ausstellung auf dem Tempelhofer Felde.

Der bekannte Diplomat Herr v. Bronckhorst lud mich ein, ihn in seiner Villa am Schlachtensee zu besuchen.

Ich folgte der Einladung und wurde gleich in das Rüstungszimmer geführt. Hier sagte mir der Herr v. Bronckhorst, ein jovialer alter Herr mit martialischem Schnurrbart, der sehr lang und schneeweiß ist:

„Wollte Ihnen nur erzählen, daß sich die Militaristen endlich aufgerafft haben — zu einer großen Tat. Das Militärische wird in unsrer schlappen Zeit nicht mehr so geschätzt, wie es für uns nötig ist. Das darf nicht so fortgehen. Und deshalb haben wir beschlossen, im Sommer des Jahres 1911 eine grandiose Militaristen-Ausstellung auf dem Tempelhofer Felde zu inszenieren. Die Ostseite des Feldes ist groß genug dazu. Sämtliche Staaten des Erdballs sind aufgefordert worden, sich an der Ausstellung zu beteiligen. Zelte in den Landesfarben werden das Bild sehr bunt und anmutig gestalten.“

„Haben sich da“, fragte ich leise, „bereits einige Staaten gemeldet, die die Ausstellung beschicken wollen?“

„Selbstverständlich“, erwiderte der Diplomat mit ver-schämtem Lächeln, „Frankreich will drei Zelte liefern — eins nur für die Napoleonische Zeit. Sämtliche Generale des alten Kaisers werden in Gala-Uniform zu sehen sein.“

„Gemalt“, fragte ich, „oder im Wachsfingergeschmack?“

„Im letzteren“, versetzte Herr v. Bronckhorst, „anders ist es doch nicht zu machen. Man kann doch nicht einfache Soldaten maskieren und in Generalsuniform stecken. Im übrigen muß ich bemerken, daß England einen Dreadnought aufbauen und in ihm die Entwicklung der englischen Marine zeigen wird. 200 Schlachten-Panoramas werden der Ausstellung den Schlachtencharakter verleihen. Außerdem sollen sämtliche Uniformen, die jemals auf der Erde getragen wurden, und sämtliche Waffen ausgestellt

werden. Die Engländer werden in mehreren Zelten auch ein Bild der altägyptischen Kriegsweise liefern. Sie verstehen wohl, wo wir hinauswollen: Wir wollen die Grandiosität des menschlichen Militarismus in den stärksten Farben erkenntlich machen. Deutschland wird 60 Zelte liefern. Die Italiener werden uns das alte Rom vortführen. Eine Parade des alten Julius Caesar wird von modernen italienischen Soldaten in antiker Uniform arrangiert werden. Die Deutschen werden alle Schlachtmusiken der Erde mit unsern Regimentskapellen wiedergeben. Mehrere Zelte sind für die Entwicklung der Kanonen bestimmt. Auch kleine Festungen werden die Bedeutung der Festungskunst veranschaulichen. Die Schulen und das Militär haben natürlich freien Eintritt. Die Türken haben sich übrigens auch im Verein mit den Engländern bereit erklärt, die babylonische und assyrische Kriegszart in Panoramen und in Uniformkabinetts zu zeigen.“

„Ja“, sagte ich nun leise, „Sie sprechen aber nicht von den Luftschiffen und von den Aeroplanen, die doch heute auch schon zum Militarismus gehören. Sollen die denn fortbleiben?“

Da sah der Herr v. Bronckhorst lange Zeit seine Stiefelspitzen an und sagte gar nichts, dann erhob er sich plötzlich und sagte sehr laut:

„Ich habe Ihnen mitgeteilt, was ich für gut befand, Ihnen mitzuteilen. Sie können das eben Gehörte in der Presse erörtern. Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind.“

Wir verabschiedeten uns in der herzlichsten Form.
Paul Scheerbart.



Reichstagslied.

(Nach bekannter Weihnachtsmelodie.)

Balbe Kinder, wirds was geben,
Balbe werden wir uns freun —
Eine Wahl wird sich erheben,
Die wird nicht von Pappc sein!
Lauscht nur auf den Frostesvers:
Bald gibts neue M. d. R.'s!

Eifrig sitzen noch die alten,
Reden viel und lang und breit,
Aber keiner kann sie halten,
Trotz enormer Tüchtigkeit!
Heute wird noch fest geschmukt —
Bald ist alles fortgepußt!

Liebe Kinder, laßt Euch sagen,
Ihr von rechts, und Ihr von links:
Mancher Lausch wird Euch behagen —
Aber nuht es platterdings?
Läßt es doch den Denker kalt:
Unsern Onkel Theobald.

Mit sokratischer Gebärde
Spricht sein Inneres dieses Wort: —
Raum für Alle hat die Erde,
Wählt nur, Kinder, wählt nur fort!
Wir vom Reichspräsidentium
Kümmern uns ja doch nicht drum.

Terentius.



Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Broschüren usw. bleibt dem Ermessen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unerlangter und zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Heinrich Vollrat Schumacher: Liebe und Leben der Lady Hamilton. Romane berühmter Männer und Frauen. I. Verlag von Rich. Bong & Co. (Berlin). Preis geb. Mk. 4.—.

Das Leben Emma Lyon-Harts ist ein Roman, so abenteuerlich und kühn, wie ihn nur die Phantasie eines Alexander Dumas oder Eugène Sue hätte erfinden können. In ihren Spuren wandelt Schumacher nicht ohne Geschick in diesem Werke. Er hat es verstanden, die Handlung dramatisch aufzubauen und zuzuspitzen, so daß der Leser von ihrer Hast in Atem gehalten wird. Freilich arbeitet Schumacher nicht immer mit rein künstlerischen Mitteln. Im Ausgang verschiedener Kapitel stehen gelegentlich Banalitäten, wie etwa: „Einsam war sie. Hatte nichts, das sie liebte. Wäre gern gestorben . . .“ Aber das will für das große Publikum, an das sich der Roman in erster Linie wohl richtet, nicht viel bedeuten. Es liest darüber hinweg und wird das spannende Buch mit seinen pikanten Sittenschilderungen verschlingen, wie es einst die „Geheimnisse von Paris“ verschlang und den „Grafen von Monte Christo“, und so wird der Roman voraussichtlich einen großen Erfolg haben. Sehr interessant sind die gut reproduzierten Bildbeilagen, nach Gemälden und Stichen von Romney, Reynolds u. s. f., die Reproduktion

eines Pamphlet auf Dr. Graham's „Gesundheits-Tempel“, des Trauscheins der Lady Hamilton u. a. m. Der Roman schließt mit der Erhebung der Emma Lyon zur Lady Hamilton.

J. L. Runeberg: Fähnrich Ståls Erzählungen. Deutsch von F. Tilgmann. Verlag von J. E. Hinrichs (Leipzig) Preis geb. Mk. 1.50.

Das wundervolle Werk des großen finnischen Dichters ist zu bekannt, als daß hier zu seinem Lobe noch ein Wort gesagt werden müßte. Man wundert sich nur, daß ein Verlag von dem Range des Hinrichs'schen eine so jammervolle Übersetzung davon publizieren kann, wie die vorliegende. Zur Begründung dieses Urteils nur zwei Proben:

„Der Alte schnitt vom Blatt für sich
Und das zufriedene rauchte.
Was knapp, dann nur getrocknet Moos
Blieb seines Maserkopfes Los.“

* * *

„So führten die Gedanken mich
Auf nie geahnte Bahnen.
Ein Leben für mich öffnet sich,
Des Reiz ich kaum konnt ahnen.“

Runeberg würde sich im Grabe umbdrehen, wenn er von dieser Vergewaltigung seiner Verse erführe.

Dr. A. Hn.

E. H. Strasburger: Von Drachen, Puppen und Soldaten. Bilder von Braunagel-Benise. Verlag von Neufeld u. Henius (Berlin).

Ein ganz köstliches Bilderbuch, das noch gerade vor Torschlusß eintraf! Der junge elsässische Maler hat eine ganz ausgesprochene Begabung für das Kinderbild, einen wunderbar feinen Sinn für koloristische Werke. Und Modernes gelingt ihm ebensogut, wie ihm der Wiedermeierton und das Mystische des Märchens gelungen ist. Vielleicht hat er sich noch nicht ganz gefunden: das eine und das andre Bild erinnert an Eckler, an Baluschek . . . Aber so etwas wie das Bild im biedermeierschen Hutladen oder der Tanz auf der Wiese, die Reise im Wäschekorb,

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M.
Einzelnummer 40 Pf.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareilzeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugspätze nach Vereinbarung. . .
Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

**Kaiser
Friedrich
Quelle**

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis
Quoncel, 15 b, Schönbergrstr. SW.
— Telefon-Amt VI, No. 669. —

Eine ernste Mahnung an alle Amateurphotographen!

Jeder Photographierende muss bedenken, dass die Qualität seiner Bilder von der Qualität der verarbeiteten Papiere abhängig ist, denn mit einem vorzüglichen Papier kann man auch von einer schlechteren Platte noch brauchbare Bilder erzielen, mit einem schlechteren Papier aber nicht einmal von guten Negativen. In der ganzen Welt sind die N. P. G. Papiere als erstklassig bekannt; ihre jahrelange Gleichmässigkeit und Haltbarkeit rechtfertigt diesen guten Ruf und machen es dem gewissenhaften Amateur sozusagen zur Pflicht, diese Marken für seine Arbeiten zu verwenden. Jeder Lichtbildner informiere sich deshalb im eigensten Interesse über die N. P. G. Fabrikate und verlange von der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G., Steglitz 181, kostenfreie Zusendung der Gesamtpreisliste nebst Probeheft der Zeitschrift »Das Bild«.

das Waldmärchen, der Gnomentanz im Weihnachtswald, Gute Nacht, vor allem aber die Kinder auf der beschneiten Straße — das ist ganz wundervoll! Auch unter den liebenswürdigen Versen Strasburgers ist manche Perle. Kurzum, ein ganz köstliches Kinderbuch! Dr. A. Hn.

Die Bildnisse Goethes.

Der Verlag Georg Müller legt als ersten Supplementband seiner verdienstlichen schönen Propyläen-Ausgabe „die Bildnisse Goethes“ vor. Ernst Schulte-Strathaus hat unter Benützung der bisherigen Sammlungen und durch eigene Forschung 167 Porträts zusammengebracht, die fast alle nach der Natur gebildet sind. Neben Ölgemälden treffen wir Silhouetten an, Medaillons, Büsten, Porzellschalen, Denkmäler, Pastelle. Nichts fehlt. Fleißig sind zu jedem Bilde die Urteile Goethes über sein Kontier und die seiner Zeitgenossen zusammengestellt. Manchmal sagt der Altmeister nur: „Kurios, kurios!“, manchmal ist er zufrieden, begeistert, lustig, einiges wird abgelehnt, zum Schluß freilich äußert er zum letzten Porträtisten: „Ich habe so oft Künstlern gesehen, man hat mich damit gemartert und geplagt, und von den vielen in der Welt kursorierenden Abbildungen sind die wenigsten mir zu Danke“.

Für mich bedeutet der Band eine große Überraschung, und manchem wird es wohl so gehn wie mir. Ich habe mir nach einigen Porträts, die ich bisher kannte, drei bis vier Gestalten von Goethes Lebensaltern gemacht. An diesen Idealen hielt ich unerschütterlich fest, an dem schlanken Jüngling der Wertherzeit, mit Degen, Zopf und Jabot — an dem Mann, wie ihn Tischbein über die Ruinen Roms hin lagert — an dem erhabenen, angstvollen und Angst einjagenden Minister und Heros Stielers u. s. f. Nebst vielem mit diesen eingprägten Formen Abereinstimmen dem finden sich nun in der vorliegenden Galerie ganz abweichende Erscheinungen, — und ich sage mir, träte jetzt im Moment der wilde Imperator, wie ihn das Bas-

relief Naxos zeigt, in die Säre herein oder der mißtrauische Handelsmann Meyers, der schmale Großvater nach Barbua, der revolutionäre Russe nach Schönberg — ich würde diesen Geist nimmermehr als „Goethe“ begrüßen, ich würde ihn einfach nicht erkennen. . . Wie vorauszusehen, drängt sich eben in den Bildern der Geist des Malenden, und nicht immer erfreulich, zwischen uns und das Objekt. So ist auf drei Bleistiftzeichnungen von Brandt jedes Fältchen übertrieben genau vermerkt, die nassen aufgestrichenen Haare in einer dünnen Zunge über der hohen Stirn bringen den Eindruck eines kümmerlichen Bankbeamten in Pension hervor. Oft finden sich bewußte Stillsetzungen: ein Alexanderkopf, Apollo als Jüngling, als Mann Zeus. Interessant, daß zwei Damen, die ihn malten, Angelika Kauffmann und die Egloffstein, beide zu sehr verschiedenen Zeiten, ihm süße Lippen, weiche und kokett blinkende Augen, interessante Lockenhaare gaben. So sah er wohl Damen gegenüber aus! — Aberhaupt scheint sein Gesichtsausdruck oft gewechselt und ihn in die seinem Geiste scheinbar entlegensten Regionen entführt zu haben. So lächelt er bei David ironisch und hoffnungserweckend, gütig zugleich, wie Voltaire, einmal sieht er Webekind ähnlich, bei Grüner flattern die Haarsträhne von pochenden Schläfen weg, wie es Sänger als Loge anstreben. Das Merkwürdigste wohl bietet ein „unbekannter Künstler“ um 1765, der in dem Knaben gleichsam schon ernste Leidenschaft und ihre Überwindung, ja schon den Hof und die Würde voraussieht. — Fast überall gleich sind nur die großen, in die Welt greifenden Augen. Ja selbst aus den Silhouetten heraus glaubt man den bezaubernden, haftenden Blick zu fühlen. . . doch schließlich, nach einigem Studium, gewinnt man die genüfreiche Fähigkeit, an sämtlichen, noch so verschiedenen Bildern die Ähnlichkeiten zu bemerken, loszulösen und zu einem neuen Standbild, nun vielleicht lebenswahrer, in der Seele zu vereinen. Ein Mensch, ein Freund ist aus dem Bunde hervorgetreten! Max Brod (Prag).

Wir verkaufen auf Teilzahlung

Moderne Trauringe Mattgold, 14 Karat 0.585 gestempelt



No. 2415. Sinnspruch: „Die Liebe horet nimmer auf“. M. 28.—



No. 2416. Sinnspruch: „Dein für immer“. M. 25.—



No. 2417. Sinnspruch: „Gott mit uns“. M. 24.—



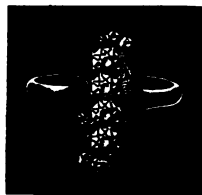
No. 2418. Sinnspruch: „In Liebe treu“. M. 23.—



No. 2419. Blumenemblem Myrthe-Rosen. M. 24.—



No. 2420. Blumenemblem Myrthe. M. 23.—



No. 1358. Glanzgold, 4 Brillanten, Gr. 9 (3/4 Kar.) 10 Brillanten, Gr. 1 (3/4 Kar.); zus. 14 Brillanten (4/4 Kar.) in Platin gefasst . . . M. 350.—

Hunderttausende Kunden in 30 000 Orten des Deutschen Reiches

Uhren

Unser Katalog enthält grosse Sortimente in Brillantschmuck. Feinste Uhrenmarken. — Hochzeits- u. Gelegenheitsgeschenke

Uhren



No. 1124. Mattgold, Schiene durchbrochen, 1 Brillant, Grösse 2 (3/4 Kar.) in Platin gefasst . . . M. 31.—

Jonass & Co., Berlin K.W. 320, Belle-Alliancestr. 3

Eigene Gehäusemacherei.

Eigene Goldschmiede.

Eigene Gravieranstalt.

Eigene grosse Uhrwerkstätten.

Die Gegenwart

Nr. 52.

Berlin, den 24. Dezember 1910.

39. Jahrgang
Band 78.

Den Menschen kein Wohlgefallen.

So wenig selbst der mitteleidloseste Zeilenfabrikant auf den Gedanken kommen würde, die Präsidentenklänge des Reichstages mit dem Geläute der Weihnachtsglocken zu vergleichen, so geschmacklos sind Weihnachtsartikel, die etwa in die Forderung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechtes auslaufen. Man soll die religiösen Feiertage nicht mit Politik verunreinigen, wie denn überhaupt ein unschwer ergründbares Schema journalistischer Macho die Gewohnheit zum Aberglauben ausgebildet hat, den Gedanken ganz äußerliche Gewänder des Tages umzuhängen. Man vermute also aus der Überschrift nicht etwa, daß hier ein politischer Festartikel geschrieben worden ist. Festliches haben wir wenig zu berichten in unsern Tagen und von richtiger Politik soll hier überhaupt nicht die Rede sein. Wir möchten nur einen Augenblick, in dem alles Volk sich der friedlichsten Gesinnungen beleihtigt und von menschenfreundlichsten Gefühlen erfüllt ist, benutzen, um auf eine allerdings mit politischen Ursachen verquickte, aber für das Urteil rein menschlich zu bewertende, bedauerliche Beobachtung hinzuweisen, auf den schlechten Ton, der in unserm Reichstage einzureißen begonnen hat. Er ist ein allgemeines Uergernis geworden, in dem sich der krasse Kontrast offenbart zwischen dem politischen und dem kulturellen Leben des Volkes. Bethmann Hollweg hat im preussischen Abgeordnetenhaus durchaus zu Recht von dem verrohenden Einflusse des parlamentarischen, resp. rein parteipolitischen Betriebes gesprochen. Auch Englands Dörfer und Städte sind in diesen Tagen durch den Wahlkampf nicht gerade auf Christmahstimmung hingeleitet worden. Aber erstens verstehen die Engländer weit besser als wir die öffentlichen und privaten Seiten des Lebens zu scheiden und dann sind wir doch eben kein parlamentarisch regiertes Land. Um so unsympathischer muß der gehässige Ton unsrer Politiker wirken, den wir in steigendem Maße beobachten. Wenn vielleicht manche von ihnen denken sollten, durch diese übersteigerten Ausbrüche ihres Fanatismus den Sinn für parlamentarisches Wesen im Volke zu beleben, so irren sie sich. Das

Volk — man höre nur in die Gespräche im Hause, auf der Straße in der Bierstuben und Geschäftslökalen hinein, — verliert selbst noch das vorhandene politische Interesse im gleichen Maße, als ihm die sich häufenden Auswüchse eines üblen Tones in Presse und Parlament unverstündlich und ärgerlich sind.

Der Reichstag hat vor seinen Weihnachtserferien fünf Tage über den Etat debattiert, d. h. nicht über den Etat, sondern über die alten, anscheinend immer noch reizvollen Angelegenheiten der Reichsfinanzreform, in deren Konsequenz sich neben dem allgemeinen Krach zwischen rechts und links eine Zentrum- und eine Sozialisten-debatte als unvermeidlich ergeben haben. Davon wollen wir, weiß Gott nicht mehr reden. Es soll nur als Beweismaterial für die These, daß diese Debatten den Menschen kein Wohlgefallen sind, eine kleine Auswahl von Lesefrüchten dieser fünf Tage zusammengestellt werden, die den Reden entnommen sind. Die meisten Leser werden die Reichstagsberichte der Zeitungen gelesen haben und manches Früchtchen wiedererkennen. Wir reihen daher die Perlen wahllos nebeneinander und schicken nur das eine voraus, daß es sich um gegenseitige Apostrophierung unter Kollegen natürlich auch da handelt, wo formell kein Mitglied des Hauses, sondern die Parteien selber gemeint sind, oder große Gruppen, deren verantwortliche und geistige Führer im Reichstage sitzen. Also bitte:

Standalöse Art und Weise; einer selbstlosen Politik unfähig; Schnapsbrenner; verlogene, gewissenlose Behauptungen verlogener Gegner; perfide Vorlage; Schindangervorlage; Intelligenz und Kultur sind Ihnen böhmische Dörfer; Achtgroßentungen und Siebenmonatskinder; Denunziant; offenkundige Fälschung; Habgier, Frechheit und Brutalität; ein ausgemachter Zuchthausler; schändliche und verlogene Verleumdung; skrupellose, jeder Ritterlichkeit bare und maßlos verlogene Agitation; frivoles Spiel mit den Interessen des Reiches; Wechselbalg der vereinten Zeugungskraft (zweier Parteien); unehrliche Kampfweise; pfui Teufel; bewußte Verdrehung; Überhebung und Mangel an Bescheidenheit; Unfug; das Nörgeln zum Lebenselement geworden; wir sind keine Wiederläufer wie Sie; Leute mit Namen wie Apfelbaum

und Bernstein rechnen wir nicht zu den Deutschen; Hundstage der Blockzeit; demagogische Verheerung; keinen blauen Dunst davon; verlogene Agitation des Hansabundes; Blamage; grobe Lüge; unerhörte Art des Vorgehens; Sie (der Reichskanzler) haben gelogen; frecher Bengel; Schamlosigkeit; Dummheit ersten Ranges; Einbläserei der Scharfmacher; die Dummheit wird bleiben, da Sie!; Hundsgemein; Reford fanatischer Angriffe; Verlogenheit; mich mit dem Abg. Soundso weiter zu befassen, verbietet mir mein Keimlichkeitsgefühl; wider besseres Wissen die Unwahrheit gesagt; Lügensteuer; Gemeinheit; brutale und unchristliche Politik; Farce; nichtsnutzige Art und Weise; grobe Sacklosigkeit; Eselstritte versehen; verlogene Schlagworte, Chimborasso der Heuchelei; die einfachste Scham sollte Sie hindern; wider besseres Wissen vorgebrachte Verleumdung; System von Gummi und Blech; hier herumschauspiellern; Beschimpfung eines jetzigen Kollegen; zu gut erzogen, um mich auf das Niveau des Abg. Soundso zu begeben;

Genügt das? Mit Ausnahme der Reichspartei und der Nationalliberalen sind alle Parteien an diesem Wörterbuch des guten Tones beteiligt. Daß bei dem Streite um die Autorschaft die links-radikalen Elemente am reichhaltigsten abschneiden, beweist nicht viel, denn die andern tragen auch ihr gerüttelt Maß heim, und für uns hier kommt es überhaupt nicht darauf an, zu unterscheiden und zu richten, sondern lediglich festzustellen, bis zu welchem Grade der gute Ton in unserm Reichstage flöten geht, wenn die Leidenschaften zügellos wie eben jetzt gegeneinander wüten. Besonders auffallend ist die steigende Beliebtheit des Ausdruckes: wider besseres Wissen die Unwahrheit sagen. Seitdem Vizepräsident Schulz den Ausdruck „Unwahrheit“ als objektive Kennzeichnung vom Index der Ordnungsrufe gestrichen hat — was nur beweist, daß er Sprachgefühl besitzt —, ist dieses Wort sehr im Kurse gesunken. Es reicht für die ganz begeisterte Entrüstung nicht mehr aus. „Wider besseres Wissen unwahr“ klingt viel besser. Auch täuscht sich niemand darüber, daß Sprachgefühl etwas ist, dessen Nichtvorhandensein nicht strafbar macht, also wird sich mancher auch beim alleinigen Gebrauche des Wortes „unwahr“ dem genussvollen Bewußtsein hingeben können: Damit meine ich eben doch, daß du gelogen hast. Davon abgesehen, ist es sehr bemerkenswert, wie scharfe Kenitz gegen den Präsidenten keineswegs nur mehr bei Sozialdemokraten beobachtet wird. Einen starken Beweis dafür lieferte der Zentrumsabgeordnete Gröber, der sich weigerte, den Ausdruck „wider besseres Wissen verleumdet“ zurückzunehmen, sich zur Ordnung rufen ließ und dann erklärte: Das unterstreicht nur meinen Satz. Herr Gröber wird aber den komparativen Möglichkeiten seines Namens allezeit gerecht.

Der neue Vizepräsident Schulz wird in Betracht seiner kurzen Erfahrung dem schwierigen Amt des Präsidierens überraschend gerecht. Wenn er freilich bei solchen Szenen wie in der vergangenen Woche die Ruhe verliert, wird man's ihm nicht verargen können. Als letztes Symptom — es sei dann mit dieser angenehmen Exemplifikation genug — sei angeführt die häufige Umgehung einer unzulässigen Bemerkung durch die Formel, daß einem für die Person oder Handlungsweise eines Kollegen „der parlamentarische Ausdruck fehle“ oder endlich daß viele Reden überhaupt von Ehrlichkeit und andern moralisch-persönlichen Qualitäten. Den „politischen Anstand“ alleweil im Munde führen, scheint uns schon bedenklich zu sein.

Man verzeihe diese angenehme Weihnachtslektüre. Aber muß nicht im Interesse aller protestiert werden gegen solche Auswüchse? Nach der Lektüre der Parlamentsberichte der letzten Zeiten kann man es niemandem verwehren, den alten Satz hervorzuholen, daß Politik die Hände beschmutze. Bismarcks Grundsatz — er hat ihn wiederholt ausgesprochen — war Höflichkeit bis zum letzten Atemzug. Was für diplomatische Konferenzen gilt, sollte das für die vor den Ohren aller Welt geführten Gespräche der Abgeordneten nicht erst recht gelten können? Die ungelige Geschichte vom Tode des Blochs ist Schuld an dem herrschenden Mißtrauen aller gegen alle. Aber das muß sich doch jeder sagen, daß eine immer wieder erneute Obduktion der Leiche immer wieder nur üblere Düfte hervorbringt. Den besonnenen Teil der Konservativen, die Freikonservativen und Nationalliberalen hat Bethmann Hollweg durch den Beweis, daß hinter seiner Politik der Pazifizierung ein Charakter steht, sicherlich dauernd von der Gereiztheit des Tones zu einer ruhigeren und sachlicheren Behandlung der schwierigen Lage gebracht. Ob ihm dasselbe bei den bürgerlichen Extremen und dem intriganten Zentrum gelingt, wird leider immer fraglicher. Vor den Wahlen sicher nicht. Und doch muß schon jetzt, wo wir vor den Toren des entscheidenden Jahres stehen, mit aller Energie verlangt werden, daß jedermann der Verrohung des politischen Verkehrstones mit Verachtung den Rücken kehre und das Pöbeln den Sozialdemokraten allein überlasse. — Im übrigen nochmals Verzeihung für diese wenig weihnachtlichen Sentiments.



Europa und die britische Politik.

Von Maximilian v. Hagen (Heidelberg).

Sunter diesem Titel veröffentlicht Felix Alcan's Bibliothèque d'histoire contemporaine eine systematische Darstellung der modernen Außenpolitik Englands im univiersalen Rahmen, die der außerhalb Frankreichs schon durch sein Buch über die zweite Haager Friedenskonferenz bekannte Jurist und Politiker Ernest Lémonon verfaßt hat. Sein Ausgangspunkt, die Gründung des Dreibunds (1882), in der er den Grund der Größe Deutschlands und die Ursache der britischen Feindschaft von heute sieht, ist freilich ungeeignet, das Problem der englischen Germanophobie richtig zu erfassen. Denn in Wahrheit liegt der tiefere Ursprung des recht eigentlich aus dem englischen Volke hervorgegangenen und dann erst in der Diplomatie entstandenen Gegensatzes weniger in diesem politischen Moment der Sicherung des jungen Deutschen Reiches gegen die Gefahren internationaler Spannung, das ja auch — wie Lémonon selbst geschichtlich beweist — die britische Staatskunst Gladstones und Salisburys (bis 1901) keineswegs beunruhigt hat, als vielmehr in der Verbindung des wirtschaftlichen*) mit dem politischen Eifersuchtsmotiv über die Erfolge der Bismarckschen Schutz- und Kolonialpolitik, durch die die Zukunft des neuen Reiches garantiert wurde. (Vgl. meine Artikel „Bismarck und England“, Grenzboten 1910, Nr. 24, und „Die britische Gefahr“, Gegenwart 1910, Nr. 31.) Darum wäre besser mit dem Umschwung der Bismarckschen Handelspolitik oder, wie es Felix Salomon in der „Deutschen Rundschau“ (Band 143, 1910) getan hat, mit der Begründung des Reiches begonnen worden, wenn man nicht gar einen geschichtlichen Einblick in die Grundzüge der britischen Politik seit Elisabeths Zeiten vorzieht, wie ihn wieder Salomon nach Erich Marcks' Vorgang (vgl. dessen „Deutschland und England in den großen europäischen Krisen seit der Reformation“ (Stuttgart 1900) und „Die Einheitlichkeit der englischen Außenpolitik“ (ib. 1910) in der „Zeitschrift für Politik“ (Band 3, 1910) gegeben hat. Marcks stellte das der Geschichte jedes großen Staatswesens eigene Macht- und Kampfmotiv in den Vordergrund seiner Betrachtungen und bewertete danach Mittel und Taktik der englischen Politik; starkes Expansionsgefühl und zielbewusstes Streben nach Seegeltung und schließlich nach Seeherrschaft erkannte er daher als das Charakteristikum der englischen Politik, dem sich seit den Tagen Elisabeths alle Gegner

— zuerst Spanien, dann Holland, endlich Frankreich und kürzlich erst, durch Japans Waffen, Rußland — beugen mußten und dem sich vielleicht auch Deutschland in der Zukunft unterordnen solle. Demgegenüber sah Salomon in dem Motiv „Sicherheit“ das treibende Moment der britischen Politik und in deren Evolution — wie er schon in der „Deutschen Rundschau“ 1900 an den ups und downs der Afrikapolitik Englands für dessen Kolonialpolitik überhaupt überzeugend klargestellt hatte — keineswegs die „wunderbar einheitliche, stete und immer auf das Interesse Englands gerichtete Politik“, die noch Alfred Zimmermann in der „Zeitschrift für Politik“ (II, 239) behauptet hatte: eine Auffassung, die ja noch heute die gewöhnliche ist. Im Unterschied von Marcks hält Salomon weiterhin defensives Festhalten an dem Erworbenen — mit Ausnahme von Indien — für die Regel der britischen Außenpolitik; sie soll auch für den deutsch-englischen Konflikt gelten, da England seine politische Sicherheit durch Deutschlands Ansprüche auf Teilnahme an der Weltpolitik unmöglich bedroht glauben könne. (Vgl. Historische Vierteljahrschrift 1910, S. 431.)

Lémonon dagegen verzichtet darauf, seiner Darstellung einen einheitlichen Gesichtspunkt zu geben. In echt französischer, systematisch-handbuchartig angelegter Form bietet er bloß eine gute Übersicht über die Stellung Englands zu den Mächten in der Gegenwart, wobei er zu folgendem Resultat kommt: Englands und Deutschlands gemeinsame Interessen ermöglichten bis 1901 ein gutes Verhältnis, bei dem freilich die Gegensätze Englands zu Frankreich und Rußland, besonders in Asien und Afrika (aber auch in der Türkei) bald nach Bismarcks Sturz zum Zweibund der beiden sonst isolierten Staaten führten; dieser erweiterte sich dann unter Englands Führung zur Tripleallianz von heute, als die längst latente Spannung zwischen Deutschland und England akut wurde. Die Tendenz des deutschfeindlichen und anglophilen Verfassers, so verschleierte sie auch durch die äußere Form erscheint, ist: zu zeigen, daß dieser Dreimächteblock zum Heile der Welt und zur Bekämpfung der „hegemonischen“ Pläne Deutschlands diene. Das Buch sieht in England die einzige Macht, die heute den Frieden aufrechterhalten könne und — wolle, da dieses nicht zu erobern, sondern nur festzuhalten gedente, was es besitze. Solche Tendenzen abgerechnet, wird die unkünstlerische Form des Werkes doch dem Wesen der englischen Politik und aller Geschichte gerechter, als manch andre geistvolle, aber den Tatsachen nicht entsprechende Kombination. Denn Geschichte fließt nicht im Bette eines immer breiter und größer werdenden Stromes, sondern verläuft oftmals in Einzelbächen, von denen manche versteinen, manche sich lange verirren, bis sie die Mündung finden, alle aber nach einer nicht vorherzubestimmenden Weise, vielfach in Zickzackform,

*) Für diese Seite des Problems vgl. besonders Gerhard v. Schulze-Gaevernich, England und Deutschland, Berlin 1908 (eine meisterhafte wirtschaftspolitische Skizze) und sein Buch „Britischer Imperialismus und englischer Freihandel zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts“ (1906).

ihren Weg verfolgen. Jedem kleinen Rinnsal nachzugehen, hat darum immer seine tiefe Berechtigung. Freilich bietet eine derartige Stoffbewältigung, die das Neben-, Mit- und Nacheinander nicht zum Ganzen zu verarbeiten vermag, sondern — unter fortwährenden Wiederholungen und Verweisungen auf Gesagtes und noch zu Sagendes — jede Einzelfrage in isolierter Entwicklung behandelt, dem Leser, der angenehme und leichte Belehrung über die inneren Zusammenhänge des geschichtlichen Geschehens der Gegenwart sucht, nichts als eine Wanderung durch die dornenreichen Pfade, die der Verfasser vorher gegangen ist. Allein, übersichtliche Gruppierung des Stoffes ist bei der Geschichtsschreibung der neuesten Zeit auch schon eine aner kennenswerte Leistung; namentlich der Forscher, der sich lieber sein eignes Bild aus dem Material herausgestaltet, aber auch der Politiker, der ein Nachschlagewerk benötigt, wird daher dem Verfasser sicherlich für die mit Bienenfleiß geübte Zusammentragung des Wissenswerten und Brauchbaren dankbar sein und sie zu dem Interessantesten zählen, was die Wissenschaft von der Geschichte der neuesten Zeit aufzuweisen hat. Zwar ist der Verfasser für die Bismarcksche Zeit noch ganz abhängig von andern, meist französischen Darstellungen (unter denen man freilich wichtigere vermißt) und auf Grund dieser Kenntnisse aus „Quellen“ dritter und vierter Hand sieht er mit den Augen des Fernerstehenden die Dinge oft zu einfach, wofür er sie nicht gar schief konstruiert. Man wird darum für diese Zeit auf Nachprüfungen schwerlich verzichten können. In der allerneuesten Zeit aber hat er aus eingehenden Studien von Zeitungen, Zeitschriften und Broschüren, mit vielfach wörtlicher Wiedergabe von wichtigen Dokumenten, Preßstimmen, offiziellen Coaxten und mit einer interessanten Zusammenstellung der neben- und gegeneinanderlaufenden zahlreichen Zusammenkünfte von Herrschern, Kanzlern und Ministern, wie sie in der Geschichte einzigartig ist, nicht nur eine dankenswerte historische Zusammenfassung des Ablaufs der politischen Beziehungen der großen Mächte, sondern auch ein buntes Bild von der Mannigfaltigkeit der Begebenheiten unsrer Zeit geboten, das wegen seines Strebens nach Vollständigkeit (in dem gegebenen Rahmen) den Vorzug verdient vor künstlerisch viel hochwertigeren Produkten wie etwa Egelhaafs „Geschichte der neuesten Zeit“ oder gar der Darstellung dieser Epoche in D. Schäfers „Deutscher Geschichte“ und dessen „Weltgeschichte der Neuzeit“. Ja, selbst die noch immer einzigartige Verarbeitung der weltpolitischen Probleme unsrer Zeit in Paul Rohrbachs „Deutschland unter den Weltvölkern“ (2. Auflage, Berlin 1908) findet in Lémonons Buch manche denkwürdige Ergänzung. Außer allen historisch Interessierten sei daher vor allem der Tagespolitiker, der ob der „Fülle der Gesichte“ und „der Erscheinungen Flucht“ einen

Orientierungspol freudig begrüßen dürfte, nachdrücklich auf Lémonons „L'Europe et la politique britannique“ aufmerksam gemacht.



Die Kultur des Ich.

Von Joseph Aug. Lux (München).

Es gibt entscheidende Zeichen dafür, daß der Individualismus in unsrer Zeit eher im Aufsteigen, denn in der Abnahme begriffen ist. Er ist die Marke aller schöpferischen Kulturepochen; die Geschichte der Renaissance löst sich in lauter Persönlichkeiten auf. Philosophen, wie Max Stirner, Friedrich Nietzsche, haben die Grundlagen des Individualismus nur bewiesen, sie nicht erschaffen; auch wenn ihre Lehren als vergängliche Modesache abgelehnt würden, so hätte dies keinen Einfluß auf die Tatsache, die tiefer wurzelt, trotz gewisser Zeitercheinungen, die im scheinbaren Gegensatz zum Individualismus stehen, wie die Großorganisationen des Kapitals, die moderne Arbeitsweise, der Militarismus, der Bürokratismus, die Gewerkschaften, die Sozialdemokratie. . . .

Diese Massenherrschaft ist scheinbar auf Vernichtung des individualistischen Prinzips gegründet, in der Tat aber lebt sie durch dieses Prinzip. Außerlich tritt allerdings an Stelle des persönlichen Einzel-Willens der abstrakte Gesamtwille, was zu dem Irrtum verführt, daß die Macht des Individualismus ausgespielt und die Organisation die geistige Führung übernommen hätte. Der Subalternenverstand rühmt sich und erklärt, nicht die Persönlichkeit, sondern die Organisation ist schöpferisch. Es ist so töricht, wie die Fabel der Empörung der Glieder gegen Hirn und Herz.

In allen belangreichen Fragen der Kultur entscheidet die persönliche Kraft; keinesfalls entscheiden die vereinigten Schwächen der Gesamtheit. In der Kunst, im geistigen und seelischen Leben der Nation, in der Dichtung, in der Religion, entscheidet hier die Organisation oder entscheidet das lebendige Beispiel der Persönlichkeit? Beruht nicht die Sozialdemokratie auf dem Prinzip des Individualismus? Das Märchen von der Allesgleichmachung ist eine böswillige Erfindung; die Befreiung der Massen aus der geistigen und materiellen Gebundenheit ist die Befreiung der Einzelnen, die ihr Persönliches verwirklichen und also zur Kultur gelangen wollen. Das ist alles andre eher, denn Gleichmachung. Wie segensreich die Parteiorganisationen nach der materiellen und zivilisatorischen Seite hin wirken, zeigen sehr deutlich die Leistungen der Gewerkschaftsverbände; wie wenig sie aber kulturell vermögen, beweist der Umstand, daß sie auf die Arbeitsqualität des Einzelnen nicht den geringsten hebenden Einfluß

ausüben. Hier wirken sie eher hemmend als fördernd, weil der schlechte Arbeiter dem guten vollständig gleichgestellt ist und in bezug auf den Lohn und auf den Arbeitsanspruch gleich behandelt wird wie die bessere Kraft. Hier ist tatsächlich alles Nummer. Das läßt sich aus organisationalstechnischen und wirtschaftspolitischen Gründen nicht ändern; aber man sage nicht, daß dieser Zustand kulturell produktiv sei. Bei gleichen Rechten wird nicht etwa der faule und minderwertige Arbeiter es dem Tüchtigen gleich tun, sondern umgekehrt, der Tüchtige wird eher die Neigung haben nachzulassen, weil er sieht, daß die Anstrengungen seine Lage durchaus nicht verbessern. Es steht fest, daß Qualitätsarbeiter immer seltener werden; wenn hier auch viele Gründe zusammenwirken, so ist dieser eine erwähnte Grund jedenfalls von nicht geringer Bedeutung. Hier ist alles Wertvolle wirklich nur auf den Einzelnen gestellt, der auf sich hält.

Die Meisterschaft, das hohe Ziel der Renaissance ist bei Künstlern, Handwerkern und Arbeitern augenscheinlich stark abhanden gekommen, ein Verlust, der sehr beklagenswert ist. Andre, früher nicht gekannte Bildungsinteressen schieben sich in den Vordergrund und decken das Kulturdefizit, das wir durch den Ausfall der Qualität zweifellos erlitten haben. Aber dieses Plus an geistigen Interessen ist schon das Zeichen stärkerer individualistischer Differenzierung. Die Renaissance wird zwar allgemein als das am stärksten persönlich betonte Zeitalter betrachtet; ich gebe es nur zu, um zu sagen, daß die moderne Zeit sie darin bei Weitem übertrifft.

Am deutlichsten wird es in der Kunst, ob schon hier nicht allein, offenbar. Streng betrachtet, hat selbst das gotische Mittelalter eine viel persönlichere Physiognomie gehabt als die Kunst der Renaissance. Welchen Reichtum von persönlichen Inspirationen offenbaren die mittelalterlichen Dome! Diese Gesichte, diese Träume, diese dämonische Welt von Empfindung, Spuk, Phantastik, die unerschöpflich ist wie die Natur, voll Eigenart, bizarrer Laune, schöpferischer Erfindung! Zwar äußerlich ist das Leben im Bauhüttenwesen, in Zunftregeln, in die Enge kleinbürgerlicher Sitten und Anschauungen, in Unwissenheit und Aberglauben eingeschnürt. Aber das Ich sucht einen Ausweg und findet ihn im Metaphysischen. Das unendliche Reich der Visionen war erschlossen. Der Individualismus herrschte unumschränkt.

In der Renaissance kehrte er in die Wirklichkeit und ihre Beschränkungen zurück. Die Architektur folgt den Gedankenweisungen der Antike. Von Originalität ist keine Spur. Es ist die erfindungsarme Kunst der Umwertung. Alles Schöpferische konzentriert sich in der Malerei. Hier ist Freiheit, Persönlichkeit, Neuschöpfung. Auffassung und Technik sind Gegenstand des persönlichen Eifers, der sich auszuzeichnen, sich hervor-

zutun, sich zu unterscheiden sucht. Die technischen und wissenschaftlichen Gehversuche beginnen. Auch dies ist eine Persönlichkeitsgeschichte. Trotzdem entscheidet das Typische, Handwerkliche, Meisterliche mehr als in dem visionären Mittelalter. Der Individualismus der Renaissance ist stärker gebunden, als man der Geschichte glauben möchte. Formal bildet die religiöse Vorstellung, trotz der mythologischen Verkleidung oder umgekehrt, die mythologische Überlieferung trotz christlicher Durchdringung eine unüberwindliche Konvention, eine Fessel, die stärker auf das schöpferische Vermögen drückt als alle Finsternisse des Mittelalters.

Die Binde religiöser Dogmas ist von unsern geistigen Augen genommen; der Glaube ist wieder eine persönliche Sache geworden, in der es die Seele mit sich allein zu tun hat. Metaphysische Unendlichkeiten stehen wieder offen, ohne daß wir uns die Fessel gefallen lassen müssen, die in der Renaissance so eingehend wirkte. Die Gefahr aus der Vieldeutigkeit der religiösen Überlieferung in die wissenschaftliche Eindeutigkeit des Materialismus und der mechanistischen Weltanschauung zu geraten, ist durch die neuen biologischen Erkenntnisse glücklich überwunden worden. An Stelle der religiösen Vieldeutigkeit haben wir es in der Naturwissenschaft mit einer Vielgestaltigkeit zu tun, und die Deutung ist der seherischen oder dichterischen Kraft der Seele anheimgegeben. Das Göttliche steht wieder auf, jenseits vom Formelkram, frei von Dogma und System; wir können wieder religiös sein, ohne unsre Freiheit und Selbstbestimmung zu riskieren. Das ist das Werk des modernen Individualismus, der stärker ist, als er es je zuvor in andern Zeiten war.

Alles, was für den Fortschritt der Kultur von Bedeutung ist, trägt ein persönliches Gesicht. Die Ethik hat eine entsprechende Wendung erfahren, die dem Ich das höchste innere Glück gewährleistet. Die Kunst hat sich vollständig auf das persönliche Erlebnis gestellt und hat als Impressionismus ein vielseitiges, unerschöpfliches und unerhörtes Weltbild geoffenbart, das immer nur persönlich gewertet werden kann. Es ist nur ein Wortspiel, wenn ich sage, daß Kunst nicht Impression, sondern Expression ist. Natürlich ist Kunst Expression, Ausdruck! Aber es kommt nicht auf die Worte an, unter denen sich jeder was andres denkt, sondern auf die Werke, die ein Erlebtes, ein Bekenntnis, eine Offenbarung, eine grandiose Idee darstellen, also etwas, das nicht die Masse zuerst, sondern der Einzelne gehabt hat. Was wir begehren, ist immer das, was die andern nicht haben; was als einzelnes, seltenes, kostbares Gut hoch im Kurs steht, ist die Originalität, nicht die Kopie!

Die Literatur, sozusagen das Herz des Kulturlebens, gibt die stärksten Beweise von der unbedingten Herrschaft des Individualismus, der unser

Zeitalter bestimmt. Schon die auf einen Namen lautenden Titel, wie John Gabriel Borkmann, Peter Camenzind, Amiel Gabesam, Elisabeth Rött, Jörn Uhl (um nur einige zu nennen), verraten, daß man es mit einer einzelnen Persönlichkeit zu tun hat, die ihr Leben und Glück mit eigener Hand zurechtshmiebet und den Kampf mit der Welt auf eigene Faust durchführt. Es ist kein Zufall, daß solche Bücher, die nur scheinbar abseits vom großen Leben stehen, einem auffallend starken Interesse begegnen und dankbare Leser finden, weil eine geheime Sehnsucht, die sich im Herzen der Welt regt, in diesen Werken erfüllt wird. Man hört oft Verwunderung darüber, daß die großen wirtschaftlichen und sozialen Kämpfe der letzten Jahrzehnte, der Riesenaufschwung der Städte und andre tiefgreifende Veränderungen des äußeren Lebens noch keinen Dichter gefunden haben. Man verwundert sich, daß in dieser stark bewegten Zeit der Roman mit Vorliebe sich in die Seelenanalyse einzelner Menschen vertieft, die entweder zu diesen auffallenden Erscheinungen der Zeit kein Verhältnis haben, oder ihnen feindselig gegenüberstehen. Man fragt sich, ob die Romandichter die Gegenwart nicht doch unterschätzen oder sie sogar mißverstehen, indem sie ziemlich teilnahmslos an den sogenannten zivilisatorischen Fortschritten, oder, wie man zu sagen pflegt, an dem großen, sichtbaren Leben vorübergehen. Ist es vielleicht nicht großartig, daß Berlin in kaum einem halben Jahrhundert sich aus einer Provinzialhauptstadt spießbürgerlichsten Charakters, zu einer Riesenveltstadt und zu einem Hort freier geistiger Interessen entwickelt hat? Ich möchte die Romandichter in Schutz nehmen. Sie sind zu fein organisiert, um die Sterilität dieses sogenannten großen Lebens zu verkennen. Das große Leben, das Herz der Menschheit pulsiert nicht in der stampfenden Fabrik, nicht in den lärmenden Hauptstraßen der Großstadt, nicht in den geräuschvollen Vergnügungspalästen, sondern es ist dort zu finden, wo der einzelne Mensch mit seinem Gott ringt, in der Einsamkeit, in der Machtsphäre des Persönlichen, im Seelischen. Was nicht hier im Persönlichen, im Seelischen Wurzel schlägt, ist für die Kultur überhaupt verloren.

Nicht der Kultus des Ich, sondern die Kultur des Ich ist die große Angelegenheit, die heutzutage jeder, der im edlen Sinne vorwärts kommen will, auf seine Fahne schreiben muß. Die Auswahl der Besten vollzieht sich auf diese Weise leicht von selbst. Dieses Ego, mein Denken, mein Fühlen, steht mir vor allen Dingen auf der Welt am nächsten. Im Interesse meines Menschentums habe ich die Pflicht zum Egoismus. Mein Wissen, mein Dasein, meine Erkenntnisse, meine Weltgefühle, meine Gottesverehrung, alles wahrhaft Menschliche, das mich auszeichnet, verdanke ich diesem Ego. Ich denke, also bin ich! Die Auflösung dieses Ich, die Unterjochung, der Ver-

zicht auf dieses Eigene, ist gleichbedeutend mit Selbstmord. Ausdrücklich sei es gesagt: Nicht der Kultus des Ich ist unser Ziel. Denn dann könnte uns das Ich jedes Dummkopfes majorisieren. Der Massenwille ist ein solches Ich, weshalb Majoritäten in den meisten Fällen kulturfeindliche Tendenzen haben. Der wahre geistige Fortschritt liegt eher bei den Minoritäten. Die Persönlichkeit ist immer eine Minorität, ein Grund, weshalb sie beschützt zu werden verdient. Großorganisationen sind bloß Hilfskonstruktionen, die von gelegentlicher Nützlichkeit sind, die sich aber in dem Augenblick schädlich erweisen, wo sie die Entfaltung des Individualismus, dieses einzigen kulturfördernden Prinzips, unterbinden. Also nicht Kultus, sondern Kultur des Ich! Erst auf dieser Höhe gibt es ein wahres Verstehen. Hier ist Fruchtbarkeit, Vielgestaltigkeit, Zukunft. Das höchste Glück: die Persönlichkeit!



Die Dame.

Von Richard Schaukal (Wien).

üngst hat jemand wieder einmal den Begriff Dame durch die Gegenüberstellung Dame — Frau zu erklären gemeint. Wie leicht die Untersuchung sei, die diese Formel gezeitigt hat, dürfte deutschen Zeitungslesern kaum ohne weiters bewußt sein. Der äußerlichen Scheidung liegt ein Mißverständnis zu Grunde, das resignierte Beobachter freilich an deutschen Schriftstellern nicht befremden kann. Deutsche Schriftsteller schreiben nur zu gern über gesellschaftliche Verhältnisse, die sie nicht beurteilen können, weil sie sie nicht kennen. Das ist ein Unfug, den viele Menschen, die nicht Schriftsteller sind, längst rügen. Aber da deutsche Schriftsteller nur mit ihresgleichen oder mit Büchern verkehren, wissen sie nicht, daß dem der Fall sei. Sie ahnen es auch nicht, daß man in den Kreisen, die sie so tollkühn in Romanen und Artikeln beschreiben und ergründen, bestenfalls über ihre — Naivität lächelt. Man denke, Mitleid zollt man so und so vielen unsrer Seelenkinder und Zeitzeichendeuter!

Ich habe es schon gelegentlich gesagt, ich erblicke einen großen Mangel des deutschen Schrifttums darin, daß es so wenig Weltleute aufzuweisen hätte. Ich kenne nur einen Typus maßgeblicher Beurteiler menschlicher Verhältnisse: den vollkommenen Kulturmenschen. Aber ich bin genötigt, hinzuzusetzen, daß ich ihn unter denen nicht gefunden habe, die aus der „Geistigkeit“ ein Monopol gemacht zu haben glauben. Das ist ja unser nationales Unglück, daß man bei uns Kultur schon im durchgebildeten Intellekt erblicken zu dürfen meint, während die einseitige Ausbildung dieses

sicherlich sehr wichtigen Faktors geradezu als ein Hindernis der kulturellen Vollendung gelten muß. Unfre Schriftsteller nun ermangeln zum Teile gerade dessen, was Kultur voraussetzt, der harmonischen Gesplogenheit, der unbewußten Sitte. Weit entfernt von jener Weltläufigkeit, wie sie sich in einem Larochefoucauld, einem Chamfort, Ribarol, Ligne, Genz oder in jenem unvergleichlichen Willers verkörpert, dem jetzt der Geschmack eines österreichischen Aristokraten aus der fast vergessenen Stille einer bei aller Reichhaltigkeit unverlässlichen (trotzdem jedoch bisher von den wenigen, die sie genossen haben, viel bedankten) Ausgabe zu einer prächtigen, sorgfältig nach den Handschriften geprüften verholten hat*) — weit entfernt auch von jener immerhin kleineren, aber auf dem sichern Boden guter alter Sitten erwachsenen Bequemlichkeit der Sterne, Wieland, Sturz, Jean Paul, entfremdet jenem attischen Geiste, der die großen Publizisten der „Romantik“, die Schlegel, Schleiermacher, Adam Müller, auszeichnet, sind unsre heutigen Literaten nur zu genügsame Kostgänger der Literaturen, und was sie zur Aufklärung der Tiefen und Untiefen unsrer Zustände geradezu oder gelegentlich beibringen, ist um so unzulänglicher, als unsre Zustände eben der selbstverständlichen Harmonie, vor allem in jenen Schichten entraten, denen die Mehrzahl unsrer schreibenden Zeitgenossen angehört. Leider ist die Schriftstellerei heute ja bei uns Beruf und nicht Berufung. . . .

Ich will gar nicht reden von den in empfindliche Augen stechenden Sünden wider den guten Geschmack, die ebenso zahllose wie überflüssige Literaten mehr als siebenmal des Tages begehen, nicht reden von der Verpöbelung, die unser Schrifttum sich durch die kurz-sichtige Handhabung eines sogenannten konsequenten Naturalismus hat gefallen lassen müssen, eines kunsfremden Doktrinarismus, der, zusammen mit der weitverbreiteten Leichtfertigkeit der deutschen Buch- und Zeitungssprache, das

*) „Briefe eines Unbekannten.“ Herausgegeben von Karl Grafen Landoronski und Wilhelm Weigand. (2 Bände. Leipzig, Insel-Verlag.) Ich kann nicht umhin, hinzuzufügen, daß Weigands Einleitung von Alexander v. Willers' weltmännischem Geiste keinen Hauch verrät. Der in seiner Unmittelbarkeit und scheinbaren Schlichtheit nur einem La Bruyere vergleichbare Grandseigneur gelassener Lebensweisheit wird hier mit der leidigen Literatenspalette blaß und schablonig zu einem so armseligen Zerrbild seiner selbst verwandelt, daß man nur wünschte, der seinem Gegenstand offenbar ratlos gegenübergestellte Autor würde über seinen traurigen Mißgriff von dem großen Menschenkenner selbst auf das Nachdrücklichste und Ernüchterndste aufgeklärt. Und im Grunde genommen geschieht ja durch das Buch selbst: wenn man die — nicht einmal sprachlich zulänglichen — ebenso prätentiosen wie leichtfertigen Phrasen auf S. XXX—XL mit dem klaren Edeltrank der Äußerungen Willers' selbst zusammenhält, muß auch der gegen das schöne Klischee moderner Klugschwäherei abgehärtetste Leser die unbewußte Ironie dieser Zusammenstellung spüren.

durch das Zuckermilch der Epigonzeit im Knochenbau entkräftete um alle Natur und daher um jegliche Sicherheit gebracht hat.

Ich will nur sprechen von der nicht mehr rührenden, sondern aufreizenden Ahnungslosigkeit in allen Fragen einer tieferen gesellschaftlichen Bildung, einer Bildung, die trotz dem Überwiegen des massenhaften Individuums noch immer in offener Anonymität, ihren berufsmäßigen Schilderern ein unsichtbares Königreich, das selbstverständliche organische Dasein alles Gewordenen führt. An dem Beispiel der Dame und ihrer mißverständlichen Erklärung möchte ich zur Aufhellung dieses leidigen Zustandes beitragen.

Die Dame ist in einem höheren Sinne nicht etwa, wie sogenannte Gesellschaftskritiker glauben, der Gegensatz zur Frau, sondern etwas ganz anderes, eine moralische (ethische) Potenz. Nicht der Luxus oder der Müßiggang kennzeichnen sie, sondern eine Eigenschaft, die eine echte Frau, ohne vor sittlichen Forderungen zu erröten, besitzen kann: die vornehme, die noble Art. Es ist der Begriff des Gentleman, zu dem sie das weibliche Korrelat bildet. Dame nennt man die Frau, die nach ihrer Gesinnung und Weise ihrer selbst sicher ist. Das sind Eigenschaften des Gemütes, der Seele, die angeboren sein mögen, sicherlich aber ohne Erziehung verkümmern müssen oder nie zur Entwicklung gelangen. Die Dame offenbart sich im rohesten weiblichen Individuum durch ein unverkennbares Zeichen. Man kann in solchen Fällen bedauernd von verkommenen Möglichkeiten sprechen. Aber jede Fähigkeit setzt eine Möglichkeit voraus. Zur Dame kann man sich nicht machen. Das, was jene übelberatenen Gesellschaftskritiker als eine Dame einschätzen und verurteilen, ist entweder etwas rein Außerliches oder sogar ein Surrogat, in unsrer Zeit der Surrogatbildungen gewiß nicht erstaunlich. Sicherlich gehört zum Begriff der vollendeten Dame eine Weltläufigkeit der Formen und der Erscheinung, die, wenn man vorschnell schließt, jene gerügte scheinbare Untätigkeit bedingen sollte. Da sei denn schon hier die Behauptung vorweggenommen, daß dem keineswegs der Fall sein müsse. Es gibt vollendete Damen unter den weiblichsten oder, um jedes Mißverständnis auszuschließen, den fraulichsten Frauen.

Wohl ist die Dame, wenn man will, ein Kunstprodukt, aber in dem Sinne, wie man von veredelten Rosen spricht. Aus Unnatur ist sie nicht geworden. Ihr Substrat ist lebendigstes Material, die Seele, die weibliche Seele. Nicht aufgepflöpft, geschweige aufgepappt oder sonstwie angefückelt sind die Eigenschaften der „Dame“, sondern sie sind Merkmale einer Eigenart, die ebenso „echt“ ist wie die eines „geborenen“ Helden oder Redners. Es sind, mit Coopers „Lederstrumpf“ zu sprechen, Gaben. Die Ausläufer dieser virtus sind wie alle Ausläufer letzte Enden, die

zu schwach sind, anders als in Arabeskenform sich zu beschäftigen. Sie gehören zum Ganzen, aber seine Erkenntnis begreift sie nicht als konstruktives Merkmal. Die Eigenschaft der Dame in ihrem edlen Sinne ist das freie, ungehemmte Leben, das Injichselbstschönsein sowie die unauffällige Selbstsicherheit. Daß solche Freiheit nicht in kleinen, kleinlichen Verhältnissen, nicht in mosroser Atmosphäre gedeiht, ist selbstverständlich. Armeselige Umstände, schlechte Erziehung, Mangel an Mustern, drückende Vorurteile und lastende Traditionen verhindern das Entfalten von Keimen, die eben nur in anderer Luft gedeihen können. Es wäre unrecht, darum die Gesellschaft anzuklagen. Es ist ein Irrtum, anzunehmen, daß eine menschliche Bildung in jedem Erdreich gedeihen müsse. Alpenrosen und Vergißmeinnicht haben andre Existenzbedingungen. Und nur die unphilosophischen Gleichmacher können daran glauben, daß es gelingen könnte, den Boden der Welt in eine einheitliche Masse zu verwandeln. Es wäre gegen den inneren, sozusagen metaphysischen Willen mancher ebenso deutlichen wie notwendigen Bereiche, daß darin Damen entstanden. Vereinzelte Berufene verlassen früher oder später diesen unangemessenen Bereich. Es ist wie im Märchen, wo die Prinzen ihre künftigen Königinnen aus Wäldern und Einöden heimholen.

Es ist nicht nötig, daß die brave Handwerkerfrau eine Dame sei. Nicht nur nicht in jenem Zerrbild der Lutzererscheinung, sondern auch im tieferen, echten, ethischen Sinne des Wortes. Die Dameneigenschaft wird sozial gar nicht gefordert, wo sie einen Widerspruch mit dem Milieu bedeutet. Man kann eine echte Frau sein ohne die Spur der Dame. Aber — und dies habe ich hier andeuten wollen — man kann eine Dame sein und doch eine echte Frau bleiben. Man nennt auch den „braven Mann“ nicht einen Gentleman, sondern man preist ihn eben als brav und bieder, als rechtschaffen, tüchtig, ehrlich. Und er kann sich bei diesem Lob seiner moralisch-bürgerlichen Qualitäten bescheiden. Er braucht nicht den Anspruch zu erheben auf Titel, die andre Merkmale voraussetzen, Merkmale, die seine natürliche Erscheinung nur entstellen müßten.

Eines freilich ist wie zur wahrhaftigen Existenz des Kunstwerkes auch der Dame nötig: Sie muß von Sehenden erblickt werden. Und an Schauenden mangelt's wohl zumeist gerade dort, wo so viel über sie geschwätzt wird. Einen Trost darf man jenen unbefugten Betrachtern immerhin sagen: Es gehören manche zur Gesellschaft, die nicht dazu gezählt werden, und umgekehrt: Nicht alle, die sich dazu zählen, gehören dazu.

Und noch eines zum Schlusse, auf daß diese Betrachtung ihren nachdenklichen Charakter auch solchen erweise, die gewohnt sind, alles, was leicht ist, nicht ernst zu nehmen, und Schwerfälligkeit mit Gewicht verwechseln: Man hört heute so viel

von ästhetischer Bildung, von Erziehung zur Kultur usw. reden; aber alle diese behenden Helfer scheinen nicht zu wissen, daß ihr ganzes Bestreben mit stummer Entschiedenheit von denen abgelehnt wird, die sich der unüberwindlichen Macht gesellschaftlicher Ethik — kein Rodez, kein Rompendium, kein Brevier, kein Anstandsbüchlein enthält sie — tief bewußt sind, und der vergeblichen Versuche der Gesliffentlichen, die durch ihre Besliffenheit nur eines beweisen: unheilbaren Mangel.



Die Bücher des Jahres.

Eine Rundfrage an die Gegenwart-Mitarbeiter.

III.

Wir geben hier die Antworten in der Reihenfolge wieder, wie sie zeitlich bei uns eingegangen sind.

Sie die wertvollsten Bücher dieses Jahres, auch nur im Spiegel subjektiven Urteiles, aufzählen zu können, müßte man alles gelesen haben; ich kenne nur einen kleinen Teil, aus ihm will ich ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit einiges anführen, was mir gut und von bleibendem Werte scheint. Meisterwerke wie Gerhard Hauptmanns „Emanuel Quint“, Stefan Zweigs Verhaeren-Übertragung, Heinrich Manns „Kleine Stadt“ muß man nicht besonders erwähnen; jeder weiß von ihnen, jeder bewundert sie. Aber ich möchte gern auf einiges hinweisen, was sich noch nicht ganz durchgerungen hat und mir doch bedeutend scheint.

„Das Meer“ von Bernhard Kellermann. Dieser Roman enthält die zwingendste und vollendetste Darstellung des Meeres in Sturm und in Stille, die je gelungen ist, man hört die Brandung an die Klippen schlagen, man atmet den Duff des Seetangs ein, man sieht ein Schiff scheitern. Die scheue und menschenfeindliche Knut Hamsun-Seele des Dichters, die sich immer deutlicher enthüllt, findet auf der kulturfernen kleinen Insel eine Zuflucht. — Nach jahrelanger Ermattung hat d'Annunzio in seinem neuen Roman „Vielleicht — vielleicht auch nicht“ wieder einen Gipfel erklommen. Ein berausender Rhythmus von Leidenschaft und Schönheit pulst durch das Buch, das in unsrer Gegenwart spielt und die Menschen doch wie riesige Statuen legendärer Zeit aus einer Mythen-Landschaft hervortreten läßt. Diese Dichtung scheint mir eines Großen würdig; was man von d'Annunzio Ables gesprochen hat, wird vor ihr still werden müssen — bis auf weiteres. — „Michael de Rueters Witwerjahre“ von Franz Servaes ist ein deutscher Roman, der aus dem echten Leben eine Fülle von Menschen ergreift und darstellt; jeder ist zu hoher Charakte-

ristischer Bildhaftigkeit getrieben und erfüllt sein besonderes Schicksal, alle zusammen verweben sich in ein höheres Ganzes, in ein klares, reifes Kunstwerk. Wenn man sich ein belebtes, figurenreiches niederländisches Gemälde aus dem 16. Jahrhundert in unsre Zeit projiziert denkt, so könnte vielleicht dieses Bild vom Mittelrhein erstehen. — Feltz Braun: „Novellen und Legenden“, das süße Jugendbuch eines wahren Dichters, wie unmittelbar mit der Seele, fast ohne Vermittlung von Wort und Satz geschrieben. Braun wird uns noch — ohne Scheu vor falschen Prophezeihungen sage ich es — viel Schönes bescheren. — Das Gegenstück dazu ist Alfred Grünwald. Auch er ist Wiener, aber die erstaunlich originellen Balladen in seinem „Mummenstanz des Todes“ lassen Vorstellungskreise von der Art des Höllendreughel und des Kops in reinen, alttümlich deutschen Versen erstehen, ein wildes und dabei im höchsten Sinn kultiviertes Büchlein. — Noch ein umfangreiches philosophisches Werk soll erwähnt werden, das tief in die menschliche Seele hineingeht, ihre Heimlichkeiten ergreift, um sie mit kalter Hand und klarem Auge — oft erschreckend klar — zu sezieren und zu werten: Oscar Ewalds „Gründe und Abgründe“. — Und ein sozusagen naturhistorisches, unphilosophisches Buch über Nietzsche von Erich Cederz („Nietzsche als Künstler“), das sich ganz vorurteilslos — wieviel heißt das bei Nietzsche! — in seinen Gegenstand versenkt und Neues sehen lehrt, wo man doch schon alles gesehen zu haben glaubte.

Emil Lucka (Wien).

Die wertvollsten Bücher sind mir die, die nach der Lektüre in mir langes Leben behalten, die mir etwas „gaben“. Und ich bin schon einmal so ein Rauz, — dies gleichzeitig zur Entschuldigung meiner eigenen Bücher — daß ich nur solchen Büchern das Leben wünsche, die aus den Quellen des Weltgeschehens schöpfen. Solche Bücher nenne ich „unterhaltend“, die andern — anders. Unendlich viel Wissen und allzuviel Geschmac hat unsre Kunst, eine Unmenge „guter Bücher“ erschien auch heuer aus diesen Gründen; ich las und las und wurde eisern fest in meiner Meinung: Bei unsrer durch die Kultur geborenen Überproduktion an mittelmäßig guten Büchern hat nur das Wert Berechtigung, das eine Persönlichkeit ausweist; nicht einen Liberalen von hoher Bildung und profundem Wissen aller artistischen Geheimnisse, sondern eine ureigene Persönlichkeit. Diese Persönlichkeit schafft ihrem Inhalt von selbst die Form. Und solche schreibende Persönlichkeiten — nur die nenne ich Dichter! — werden von Jahr zu Jahr weniger, im gleichen Maße wie die Produktion des Durchschnitts zunimmt.

Ich habe gewählt und verworfen. Für mich war es ein gutes Jahr. Ich lernte E. G. Kolbenheyers „Meister Joachim Pausewang“ und

seinen Spinozaroman „Amor Dei“ kennen (beide bei Georg Müller) und hab das Gefühl eines innern Ereignisses größter Bedeutung. Ihm ist es gelungen, wie keinem vordem, das ewige Weltfühlen ins Volksempfinden und in den Menschenkampf der Einzelseele zu zerlegen. „Meister Joachim Pausewang“ ist das Buch, das jedem Deutschen in die Hand gehört. — Ich bin sonst sparsam mit lobenden Worten! — Mir war dies Buch ein Erleben wie das, da ich bebend den „Faust“ betete. Das hat ein Großer geschrieben! Drei andre Werke stehen dicht auf: Meines Hans Franc erschütternder Roman „Sies und Peter“ (Desterheld), das Buch der Freundschaft, Luzens „Amiel Gabesam“ und sein neues Buch „Chevalier Blaubarts Liebesgarten (Schuster & Loeffler) — von dem ich bald eingehender hier sprechen werde. Und es sei mir vergönnt, noch einmal zu sagen, daß unser A. Heilborns Büchlein „Wach auf, mein Herz“ (Georg Müller) ein Kunstwerk im höchsten Sinne ist, daß es eine Prophezeiung, eine Verheißung, ist, an der wir nicht vorübergehen dürfen, wollen wir nicht heiß Errungenes, durch einen Auserwählten zu uns Sprechendes leichtsinnig versinken lassen. Dann lebt in mir und denke ich mit Dank an Servaes' „Michael Ruyters Witwerjahre“ (Fleischel), ein Buch voll reifster Menschenüberlegenheit, an des prachtvollen Epikers Schäfer „Halsbandgeschichte“ (Georg Müller), ein Werk, das eines großen Volkes schwerste Stunde begreiflicher macht, denn dickbändige Ratheder-Historia. Karl Hans Strobls famoser „Cleopatra Ruperus“ (Georg Müller) ist eben so bleibend, wie Heinrich Manns „Die kleine Stadt“ und Rilkes „Laurids Brigges Aufzeichnungen“ (beide im Insel-Verlag). Tiefen Eindruck danke ich noch Stoessls Büchern „Negerkönigs Tochter“ und „Egon und Danika“ (Georg Müller), Bernhard Kellermanns Seeroman „Das Meer“ (S. Fischer) und des hochbegabten südtirolischen Dichters „Sieg der Jungfrau“ (Schuster und Loeffler). Auch Becherleins „Stirb und werde“ (Vita) und Schönherrns Kühnes zutiefst geborenes Buch des Glaubensstreites in Tirol „Glaube und Heimat“ (Staedemann) sind bleibend. Hanns v. Jobeltitz' „Auf märkischer Erde“ (Fleischel) gab mir unverwischbare Eindrücke vom preußischen Junkertum, wie mir Wolfgang Schumanns Erstling „Wolf Castells Gast“ (Callwey) ein schönes Versprechen ist. Zum Schlusse zwei Bücher, die des Lebens voll und keine Romane sind: Kurt Pipers „Künstlertypen und Kunstprobleme“ (Piper), ein Bekenntnisbuch und „Detlev v. Liliencrons Briefe“ (Schuster und Loeffler), die so ziemlich alles umfassen, was das Menschenherz, das ist nämlich die Literatenseele, bewegt — ein Zeitdokument für die Mit- und Nachwelt!

Walter v. Molo (Wien).

Von einer Liste der wertvollsten Bücher des Jahres kann bei mir keine Rede sein; ich habe mich heuer schonen müssen und habe fast gar nichts gelesen. Ueberhaupt ist mein Büchertisch lächerlich klein. — —

Die letzte Zeit her habe ich wohl ein paar Bücher in den Händen gehabt und liebgewonnen; ich setze dieselben auf das beiliegende Blatt.

Schwaben im Osten, ein deutsches Dichterbuch aus Ungarn, bei Eugen Salzer, Heilbronn, geb. 4 Mk. Ein ganz prachtvolles Buch mit einer ausgezeichneten Einleitung von Adam Müller-Guttenbrunn. Gleich die erste Geschichte: Die Wallfahrer, die am Stephanstag in der Sonnenglut ihren heiligen Berg erklimmen, ist so packend und wahrhaftig, daß man beim Lesen den Rock ausziehen und mitten im Winter die Fenster öffnen möchte und Durst und Fieber bekommt. Und so geht es weiter; fast durchs ganze Buch. Und den Otto Altscher darf man namentlich nicht vergessen. Doch während man den einen Namen niederschreibt, tun einem die andern schon wieder leid, die man auch loben möchte. Diese Deutschen in Ungarn unten haben wirklich etwas zu sagen.

Der Dom, Segen und Lieder, Auswahl von Martin Lang, Martin Morikes Verlag, München. Gleichfalls ein wunderschönes Buch, wo immer man auch liest und blättert. Ein Buch für die Hausandacht in stiller Kammer. Von guter und gesunder Junge ausgewählt. Ein Seitenstück zu jenem rauschenden vollen „Lindenbaum“ (Deutsche Volkslieder, S. Fischer, Berlin), den das vorige Jahr uns schenkte.

Wilhelm Schussen (Schwäbisch-Gmünd).

* * *

Die Ernte des Jahres 1910? Es ist mir schwer, meine Antwort auf diese Frage so abzugrenzen, daß in ihr bloß die Bücher des Jahres 1910 erscheinen; aber es sei mir gestattet, die Antwort auf die Frage subjektiv zu fassen, also von meiner Ernte im Jahre 1910 zu sprechen. Ich glaube, es ist kein Unglück, wenn ein gutes Buch, das ein oder zwei Jahre früher erschienen ist, hier zum zweitenmal erwähnt wird. Um mit deutscher Literatur zu beginnen: Drei historische Romane stehen an der Spitze meiner Liste. Bruno Willeß „Abendburg“ möchte ich zuerst nennen, ein Buch aus dem dreißigjährigen Krieg mit viel Jammer und Leid und einer großen Liebe. Leider ist der Schluß mit den wunderschönen Landschaftsbildern aus dem Riesengebirge etwas zu breit und lyrisch ausgefallen. Kräftiger, derber, holzschnittmäßiger noch wirkt ein anderer Roman aus dem Jahrhundert des großen Krieges, Kolbenheyers „Meister Joachim Pausewang“. Wassermanns „Caspar Hauser“, ein psychologisches Meisterwerk und ein Buch von ungemeiner Tiefe, scheint mir die

endgültige Gestaltung der dunkeln Geschichte des Findlings zu geben. Als ein modernes Gegenstück an psychologische Analyse schließt sich Franz Servaes „Michael de Ruyters Witwerjahre“ an, ein leider viel zu wenig beachtetes Buch, das mir geradezu eine Lücke des deutschen Schrifttums auszufüllen scheint, indem es den Roman des Witwers gibt, den wir bisher noch nicht hatten. Ein vielversprechendes Talent, der junge Wiener Walter v. Molo, dessen „Unerbittliche Liebe“ schon ein schönes Versprechen war, nimmt in seinem neuen Roman „Die törichte Welt“ einen kräftigen Aufschwung. In der Kleinkunst der Erzählung tut sich Wilhelm Schäfer mit seiner „Halbhandgeschichte“ hervor. Er erneuert die guten Traditionen der historischen Novelle im Sinne Kleists. Quernheimer stellte sich mit einer neuen Auflage seiner entzückenden „Renée“ und mit einem Bändchen satirischer Dialoge und Szenen „Gesellschaft“ ein, Bartsch bewährte seinen guten Ruf durch die reizvoll komponierten Geschichten „Vom sterbenden Kokoko“, und Adolf Heilborn gibt in seinem Bändchen „Wach auf, mein Herz“ die moderne Skizze auf der Höhe aller ihrer feinsten Möglichkeiten. Ein Globetrotter, Eugen Krieglstein, erzählt mit wilder Energie und in faszinierender Weise grausame Abenteuer „Aus dem Lande der Verdammnis“, der Mandchurei und Mongolei. Von Mombert liegt wieder eine seiner großartig weltumspannenden Symphonien vor: „Leon zwischen den Frauen“, und dem philosophischen Dichter steht in Oskar Ewald ein dichtender Philosoph gegenüber, dessen außerordentliches Werk „Gründe und Abgründe“ in diesen Blättern hoffentlich bald zur Besprechung gelangt. Noch eine Ausgrabung möchte ich erwähnen: die Neuauflage von des frühverstorbenen Friedrich v. Sallet: „Kontraste und Paradoxen“, eines Buches aus dem Ausklang der Romantik mit einer Fülle moderner Werte. Aus dem Ausland ist ein neuer großer Name zu uns gekommen: de Coster, dessen „Thyl Uenspiegel und Lamm Goedzak“ das nationale Epos Flanderns ist, breit und groß und voll dichterischer Herrlichkeiten. Nächst dem Längstverstorbenen hat mir ein junger Russe am meisten zu sagen gehabt. Arkibaschew gibt in seinem „Esanin“ das Ideal des Nietzsche'schen Herrenmenschen in russischem Gewande. Gustav Wieds merkwürdiger Roman: „Die Väter haben Herlinge gegessen“ zeigt den genialen Spötter als machtvollen Epiker, ein anderer Däne, Rasmussen, läßt uns, wie früher in seinem Roman „Mafia“ Sizilien, so in seinem neuem „Der kalte Gros“ die römische Campagna durch ein nordisches Temperament sehen. Der Engländer Wells kommt mit einem Band vortrefflich geschriebener Geschichten „Der gestohlene Bazillus“ auf den deutschen Bühnen-

tisch, und den dritten Band von der Selma Lagerlöf „Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen“ habe ich mit dankbarem Entzücken über reinste Poesie genossen.
Karl Hans Strobl (Brünn).

* * *

Norbert Jacques: Der Hafen (Sammlung S. Fischer).

Eine dichterische Erzählung von bewunderungswürdiger Vehemenz, aber gleichwohl Schmiegsamkeit, sprachlicher Bewegung, und manchmal ist von ihren Seiten eine reich an Bildern wie ein sprossender Sommergarten voll der üppigen Blumen . . . Oberflächlich urteilend, so könnte man sie einen Abenteuerroman nennen, allerdings von selten erhörter und erregend neuer Stofflichkeit; im Tiefsten aber ist es die ethisch wertvolle Geschichte einer bis zu Tränen herben Erziehung durch das Schicksal. Und was dem Buch über das rein künstlerische hinaus Interesse verleihen muß, ist seine symptomatische Bedeutung als Zeichen der werdenden Kraft des hochgespannten neudeutschen Lebens.

Emil Strauß: Hans und Grete (Verlag S. Fischer).

Von Novellenbüchern ist dieses wohl das beste, sicherlich das dauerhafteste des vergangenen Jahres.

Hans Carossa: Gedichte (Insel).

Wieder einmal hohe Lyrik, von der es sich zu reden lohnt.

Jakob Picard (Freiburg i. B.).

* * *

Das ganze Jahr über fast ausschließlich mit wissenschaftlichen Studien und Arbeiten beschäftigt, habe ich fast so gut wie gar keine andern als wissenschaftliche Bücher gelesen. Von dem Wenigen, was ich sonst las, hatten zwei lyrische, leider ausländische Werke den machtvollsten Eindruck auf mich. Erstlich Emile Verhaerens neuestes Gedichtbuch „Les Rythmes Souverains“ und Jules Romains' Gedichtbuch „Un Être en Marche“.
Johannes Schlaf (Weimar).



Einleitung von Muffets „Kolla“.

Abertragen von Karl Bleibtreu (Lugano).

Beklagt ihr noch die Zeit, wo hier auf Erden weiland
Der Himmel atmete in einem Göttervolke?
Wo Venus aus dem Meer sich hob in duftiger Wolke,
Mit feuchten Fingern ihr beschäumtes Haar zerteilend,
Und, selber Jungfrau noch, befruchtete die Welt
Mit jedem Tropfen, der aus ihren Locken fällt?
Beklagt ihr noch die Zeit, wo Nymphen lüstern schaukelten

Auf Wasserblumen, warm vom Frühlingslichtarom,
Und mit Gelächter vor den faulen Faunen gaukelten,
Die in dem Röhrich müd noch schlummerten am Strom?
Wo von Narzissens Ruß noch jede Quelle bebte,
Wo Sphynx spotteten aus allen Eichenzweigen,
Hoch in dem grünen Laub gewiegt von Windebreigen,
Ihr neckisch Echo sanft des Wandrers Lied umschwebte?
Wo Herkules die Bahn der Erde stolz durchschreitet
Und die Gerechtigkeit an starken Händen leitet,
In eines Löwen Fell, mit Blut besprengt, verummumt?
Wo alles göttlich ist und jeder Schmerz verstummt?
Wo angebetet wird, was heut die Welt verehmt?
Wo tausend Götter nie verleugnet und beschämt?
Wo jeder glücklich, nur Prometheus nicht, der Spötter,
Des Satans Bruder, der verbannt vom Saal der Götter?

Da jäher Wechsel nun als Weltverderber handelt,
Der Menschheit Wiege so zu ihrer Gruft verwandelt,
Da nördlicher Orkan das alte Rom zerrüttet,
Von der Lawine Graus als Grabtuch überschüttet —
Beklagt ihr noch die Zeit, wo sich aus dem Jahrhundert
Der Barbarei empor die goldne Zeit gedrängt,
Wo wie ein Lazarus die alte Welt verwundert
Mit neuberjüngter Stirn den Grabesstein gesprengt?
Wo hin zum Zauberwald fliegt lächelnde Romanze,
Mit goldnem Flügelschlag die Welt dem Märchen weiht?
Wo jedes Monument in jungfräulichem Glanze
Den weißen Mantel trägt der Makellosigkeit?
Wo unter Christi Hand des neuen Lebens Stempel
Das Königsschloß geschmückt mit Kreuzen wie die Tempel,
Aus dem Gebirge fromm aufsteigend hin zum Altar?
Wo Straßburg, Notre-dame, wo Köllen und Sankt Peter
Knieten im Steingewand, der Christheit Marmorgurt,
Anstimmend das Hosanna der Völkerneugeburt?
Wo jede Rittertat verzeichnet die Geschichte
Und wo von Elfenbein das Kreuz der Tabernakel
Die Arme öffnete milchweiß und ohne Makel?
Da war das Leben jung, da ward der Tod zunichte.

Christ, ich gehöre nicht zu jenen, die im tauben
Und stummen Dom voll Scheu als Beter niederfallen,
Die mit zer Schlagener Brust zu deinem Kreuzberg wallen,
Wo deinen blutigen Fuß noch küßt ihr Kinder glauben.
Ich stehe aufrecht noch in deinem Kirchenchor,
Wenn deine Gläubigen sich aneinanderpressen
Und sich verbeugen vor dem Weihrauch deiner Messen,
Wie unterm Hauch des Nord's der Schilfe schwankes Rohr.
Ich glaube nicht, o Christ, an deine heiligen Lehren,
Zu alt ist diese Welt, zu spät bin ich gekommen.
Denn ein Jahrhundert, das der Hoffnung ganz benommen,
Muß ein Jahrhundert, das ganz ohne Furcht, gebären.
Der Zufall kann nur noch in Schattendüster gängeln
Planeten, die erwacht aus einem leeren Wahn.
Und der Vergangenheit Gespenst auf öder Bahn
Durchirrt den Schutt und stürzt zum Abgrund mit den Engeln.
Dich hält zu Golgatha noch kaum die Nagelklammer,
Der Boden öffnet sich an deiner Totenkammer.
Dein Ruhm ist tot, o Christ! Von deinem Kreuzifix
Zerfallen muß in Staub dein Leichnam augenblicks.
Wohl, dem Ungläubigen es dann gestattet werde,

Zu küssen diesen Staub, ob auch der Glaube wich,
Und heiß zu weinen, Christ, auf dieser kalten Erde,
Sie hebt vor deinem Tod und stirbt ja ohne dich.
O Gott, wer wird ihr jetzt ein neues Leben schenken?
Mit deinem reinsten Blut hast du sie frisch gebüngt.
Wir Greise, gestern erst geboren, wer verjüngt
Uns neu? Wer, Jesus, wird wie du uns fürder lenken?

Wir sind so alt wie in der Nacht, da du geboren.
Ja, wir erwarten mehr, wir haben mehr verloren.
In eine kältere Gruft liegt Lazarus verscharrt,
Zum zweiten Male nicht ihm Auferstehung ward.
Wo öffnet unser Grab aufs neue denn ein Heiland,
Wer predigt, wie Sankt Paul zu seinen Heiden weiland?
Wo sind die Katafomben, wo ist das Tabernakel?
Wer folgt als Heerbann noch der Drisflamme Fadel?
Auf wessen Füße fallen die Tränen Magdalenens?
Wo ist die Stimme mehr als menschlich, die durchbebt
Das Innerste des Alls? Schmerz des Erlösungssehns,
Wer ist ein Gott, wer wirds, der unter uns hier lebt?
Heut ist die Erde noch entarteter und banger
Wie damals als erschien der Täufer in der Wüste
Und sie, die todeskrank, mit froher Botschaft grüßte
Und sie erzitterte wie eine Frau, die schwanger.
Denn eine Neugeburt durchzuckte sie nicht minder,
Ja, eine Neue Welt gebar ihr Schaffensfieber.
Schon ist zurückgekehrt die Sündenzeit des Sibir,
Saturn hat aufgespeißt das letzte seiner Kinder.
Schon ist wie damals auch die letzte Kraft verpraßt,
Jedoch die Hoffnung hat es satt, aufs neu zu zeugen,
Und weil ihr Busen wellt von allzuvielen Säugen,
Nimmt sie die Ohnmacht hin als wohlverdiente Raft.



Hörschele, der Finkler.

Von Wilhelm Schuffen (Schwäb.-Gmünd).

I.

Haben Sie keinen Brief für mich, Herr Hörschele?“ fragte der Ladenjücker auf der Straße, fragte die Pfarrköchin unter der Haustür, fragte das Fräulein Julie auf der Leonhardsbrücke.

„Haben Sie mir das Berliner Tageblatt auch richtig bestellt, Herr Hörschele? Oder ist es in der Haft vergessen worden? Also, nicht wahr, für November und Dezember, bitte?“ mahnt der Herr Federlein.

„Nun ist das Abendblatt des Merkur wieder mal ausgeblieben. Es ist dies jetzt bereits das drittemal in diesem Monat, wenn nicht das viertemal, Herr Hörschele. Wo fehlt's denn bloß? Auf der Post? oder auf der Expedition? oder wo sonst? So kanns doch nicht wohl weitergehen, Herr Hörschele“, übelt der Herr Brandt in der Wilhelmstraße.

„Herr Hörschele! Herr Hörschele!“ ruft die Frau Baurat zum Fenster heraus, „seien Sie doch mal

so gut, nicht wahr?, und nehmen Sie mir den Brief da mit, und machen Sie ihn frei, bitte. Hier ist das Geld; ich hab im Augenblick keine Freimarken da. Das heißt, Sie könnten mir vielleicht auch für fünfzig Pfennige Zehnermarken mitbringen, Herr Hörschele? Ich komme so selten zur Post. Wollen Sie so gut sein, Herr Hörschele? Aber bitte, die Marken nicht vergessen!“

„Da ist ein Bissel Trinkgeld, Herr Hörschele. Aber wollen Sie nun in Zukunft meine Briefsachen alle wieder in meine Wohnung heraufbringen? Es sind freilich siebzig Treppenstufen bis an meine Tür und Sie schnaufen ein Bissel herb, Herr Hörschele, aber wenn Sie die Sachen unten auf das Fenstergesims niederlegen, kommen mir die Reallehrer'skinder fast allemal darüber, und was die mal in den Händen haben, findet seinen Heimweg nimmer. Sie verstehen mich, Herr Hörschele“, klagt der Musiker Dörwald.

„Guten Morgen, Herr Hörschele“, grüßt der freundliche, alte Professor vom Gymnasium, „heut haben wir ein Hundewetter, mit Respekt zu sagen. Wenn es dermaßen heruntergießt, nützt auch ein Mantel nicht mehr viel. Und einen Regenschirm kann man Ihnen ja nicht wohl anbieten; ich wäre sonst gleich dabei.“

„Nichts für ungut, Hörschele“, sagt der dickbauchige Baumwirt und setzt sich wieder in den Ledersessel beim Rachelosen, „aber den kalten Winter über möchte ich lieber eine Kindsfrau als ein Briefträger sein. Hab ich recht oder nicht?“

„Wär alles gut, wenn nur die Füße lieber marschieren wollten und der Schnaufer lieber zum Hals herauswollte“, entgegnet indessen der Herr Hörschele, „ich hab noch nie zu den Klageweibern gehört, wenn mir heut auch die Finger fast wegfallen vor Kälte. Es gibt gute Tage und böse Tage, wie es gute Leute gibt und böse. Und natürlich sind einem die guten lieber als die bösen. Mir wenigstens. Und jedenfalls ist die Kneubühlerin ein böses Luder. Ich kann doch die Haustür nicht halten, wenn ich zwei Heidenpakete mitschleppe, eins auf der Achsel und das andre unterm Arm. Aber es handelt sich ja im Grund auch nicht um's Türzuwerfen, sondern es handelt sich um den Kaffee und den Soda und den Pfeffer und um die Nudeln und Lichte und Zibeben und Pansen und Zündhölzer, die meine Frau nicht bei der Kneubühlerin holt, sondern eben dort holt, wo man am billigsten ist und wohin man den Lauf hat.“

„Da haben Sie nun wieder die Frau Wachler unterschreiben lassen, anstatt des Mannes, Hörschele“, tadelt der Herr Postsekretär Schmitt, der immer tränklich und schlechter Laune ist, und schneidet ein schmerzliches Gesicht. „Nun wenn dieser Dichter Wachler unter dem Namen Böltz für die Zeitung schreibt und auf diesen Namen Geld zugesandt erhält, so muß er auch selber als Böltz unterzeichnen. Seine Ehefrau aber ist weder be-

fugt noch begehrt, ihren Namen hinzusetzen. Das gilt uns hier für gar nichts. Nun können Sie den Gang nochmal machen, Höschele!“

Sogar der wohlthätige Herr Amtsvorstand war die letzten Monate her ein paarmal spritzig gewesen. — — —

Da ereignete es sich, und gerade zur rechten Zeit, daß ein großes Glück daherrauschte.

Der Herr Höschele hatte sich nämlich eines Tages beim Haarschneiden ein Kirchenbauloch gekauft und das Papier seiner Frau geschenkt und nicht weiter daran gedacht. Gewiß, als er die Mark auf den Tisch legte und zum letztenmal klingen hörte, da hatte er schon eine Minute lang den schönen Gedanken gewiegt: wenns am Ende doch mal einschläge! Das wär so was!

Aber dann ward das Papier wieder vergessen worden. — Und jetzt hielt ihm der Barbier Daifenrieder die Ziehungsliste hin, und da war die Nummer darauf, die selbige Nummer, die ihm gehörte!

Ganz schwarz und schwindelig war es ihm da geworden. Zu Haus aber, als er zehnmal sich überzeugt hatte, daß der Gewinn kein Trug war, hatte er einen Fuchschrei ausgestoßen, hoch wie ein Sturm und grell wie ein Blitz; hatte die Fäuste geballt und an die Türen getrommelt, und hatte seine Frau Kosine umarmt und im Treppenflur außen vor den Augen der Mitbewohner einen Hopswalzer getanzt.

Natürlich hatte er das Briefaustragen sogleich aufgegeben. Hatte den Sonntagsanzug zum Werktagkleid gemacht, hatte den so selten benutzten, schönen Spazierstock mit Hirschhorngriff aus einem Kammwinkel hervorgeholt und hatte das Privatstücker angefangen. Grad so, wie er war, rund und rot, mit einem etwas herben Schnaufer im Hals und einem Paar Füßen am Leib, die schon lange lieber auf einem Wiesenteppich als auf dem brennenden Pflaster und die abscheulichen Treppen hinauf gewandelt wären.

Wenn das Glück nicht so vernünftig gewesen wäre, hätte er wohl noch manches Jahr seinen müden Arm an den Leib herpressen müssen und die vollgestopfte Ledertasche schleppen müssen, und der Kneubühlerin ihre Patete ins Haus tragen müssen.

Er war sein Lebtag nie unzufrieden gewesen. Aber ganz zufrieden war er natürlich auch nie gewesen. Jetzt hingegen war er glücklich bis zum Rande! — — —

Die Summe, die ihm zugefallen, war anständig groß, doch so groß nicht, daß er viel Lärm hätte schlagen dürfen. Nun, das wollte er auch gar nicht. Er kannte mehr als einen von jenen, denen ein jähes Glück zum Unglück geworden war. Das sollte ihm nicht widerfahren. Ihm genügte es schon, wenn er nun durchs Wiesental spazieren durfte und den Bienen zuhören und den Schmetterlingen nachschauen durfte. War das nun schön,

so langsam und gemüthlich als man es nur im Herzen hatte, seinen selbstgewählten Weg zu gehen und Halt zu machen, wenn einen gerade die Lust ankam, oder den Leuten auszuweichen, wenn man gerade nicht für ein Gespräch aufgelegt war!

Durch dies Wiesental wand sich ein stiller, silbriger Bach, den er früher gar nie beachtet hatte. Aber wie hätte er auch damals einen Bach beachten sollen, wo er tagaus tagein das Pflaster schlagen mußte! Da war er allemal grundfroh gewesen, wenn er die schweren Füße unter einem Wirtstisch aufgehoben hatte. — — —

Eigentlich hatte er es doch recht schlecht gehabt. Und wenn er nun das Einst und Jetzt so verglich, hätte er nachträglich noch bitter werden können. Wenn er aber vollends bedachte, wie ein Teil der Menschen von Jugend auf in der Fülle lebte, während mit andern wie mit Pferden umgegangen wurde, so mußte er sich hinterher noch wundern, daß er es so lange hatte vermachen können. Und sein bißchen Gehalt hatte er ja immer noch mit seinen Kindern und Kindeskindern teilen dürfen. Er hatte es wirklich schlecht gehabt! — — —

Der Wiesenbach war reich an sandhellen, flinken Forellen, die wie Pfeile durch das Klare schossen; auch einen großschnauzigen Hecht sah man bisweilen mitten im spiegelreinen Wasser stehen, so unbeweglich, daß man ihn für einen Stein hätte halten können.

Wie schön war es nun, hier zu rasten und auf das Geplätscher der kleinen Wellen zu merken, und die Fische zu beobachten und beim Spiel und Nicken der grünen Pflanzenstengel zu sinnieren und zu träumeln bis man die Uhr in der Tasche vergaß und die Welt im Himmel schwamm! — — —

So eine prachtsgetupfte ledere Forelle hätte man schon auch mal in der Pfanne in Butter sich baden sehen mögen. — — —

Er hatte noch nie eine solche gegessen, wohl aber sich schon öfters davon erzählen lassen. — —

Seine Frau hätte indessen den Fisch nicht einmal zubereiten können. Das mußte verstanden sein, wie alles in der Welt. Und noch viel weniger wäre es ihm selber gelungen, so ein flinkes, schlüpfriges Tier zu erhaschen. Das war zudem verboten! Nun, er hatte ja auch gar nicht daran gedacht, eines zu fangen. — — —

Vielleicht würde man mal vom Markt so ein Festgericht heimtragen. So arg teuer war das doch nicht. Er hatte neulich sogar eine Arbeiterfrau Forellen kaufen sehen. Und was eine Arbeiterfrau vermochte, mußte sich ein Privatier auch leisten können. Das heißt, man konnte ebensogut ganzen Späß bleiben lassen. Er war fünfzig Jahre lang ohne Forellen ausgekommen, er würde auch künftighin austommen. — — —

Das Ried war auch so ein anziehendes Stück Land. Er hätte es vormals niemand geglaubt,

daß man hier, in der einsamen, menschenleeren Heide sich so ausgezeichnet unterhalten konnte. Wenn beispielsweise der Wind die fahlen Niedgräser anblies, war es fast wie ein fernes, feines Harfenspiel. Raum satt konnte man sich daran hören. Er hätte es nie geglaubt. Und die unruhigen Blätter der blitzweißen Birken rauschten darein, wie wenn sie eigens darauf gestimmt wären. Man kam ja nicht mehr weiter, wenn man sich einmal dieser wahrhaftigen Musik hingegeben hatte. Und wenn man dann zuletzt doch die Füße rührte und an einem der vielen Wassergräben entlangschritt, gab es immer wieder irgendeine Unterhaltung, für die Augen oder für die Ohren.

War das mal fein, eine Schar Wildenten aufzujagen und die Vögel mit den Blicken zu verfolgen, wann sie hoch aufstiegen und ihre hübsche Kette bildeten und weit in die Helle hinausflogen und ihre Kreise zogen und nach langem Überlegen wieder irgendwo in der Nähe niedergingen!

Und das war wohl ebenso schön, plötzlich auf eine Gesellschaft brauner Rebhühner zu stoßen, und erschrecken und zusammenzucken, wenn sie dicht vor einem aufdonnerten, und über sich selber lachen, daß man sich wieder hatte erschrecken lassen, und dann die auseinanderstiebenden Tiere in der Luft zu zählen, so schnell man nur je das Zählen erlernt hatte: eins, zwei, drei, vier, fünf . . . bis sechzehn und zwanzig, und darüber hinaus! — —

Das wäre auch nichts Dummes gewesen, mal so ein geschmackes Tier in der Bratpfanne haben, schön in Speck eingewickelt und mit Weinlaub umhüllt. — —

Der Sonnenwirt, ein gelernter Koch, hatte es ihm lektlich geschildert, daß einem der Mund danach gewässert hatte. . . . Aber da hätte man ein Bissel mehr gewinnen sollen. Sechzigtausend, statt zwanzigttausend hätte man da haben müssen! Dann hätte man ganz einfach die Jagd angefangen. So gut wie so ein Sonnenwirt hätte man schließlich auch noch geschossen. Und wenn man bloß den eigenen Tisch ordentlich versorgt hätte. Mehr hätte es gar nicht gebraucht. Das hätte vollkommen genügt. — —

Einmal sah er dicht am Wegrand neben rotbraunen Grassbüscheln einen dunkeln oder dunkelblauen, ziemlich großen Vogel stehen, der sich aufrechte und lauerte und nach ihm heräugte. Er konnte sich gar nicht denken, was das für eine Art sein möchte! Er regte sich nicht und betrachtete das fremdartige Tier mit allen Augen. Wenn er jetzt eine Flinte bei sich gehabt hätte, hätte er es leicht mit einem Schuß erreichen können und sicher auch getroffen! Er trat ein paar leise Schritte, den Vogel immer fest im Auge behaltend. Nun aber flog derselbe auf einmal auf und strich davon.

Er wußte immer noch nicht, was es für eine Art war, und konnte sich auch gar nicht denken, wohin das Tier zu zählen war. Er wußte nur,

daß er noch nie ein solches Geschöpf gesehen hatte und daß es ihm vollkommen fremd war. Aber um so mehr reizte es ihn, das Tier kennen zu lernen. Ziemlich groß und dunkel war es gewesen, und die Schwingen waren mit zwei schneehellen Streifen gezeichnet gewesen. Dies hatte er beim Abstreichen noch deutlich beobachten können.

Lange grübelte er nun darüber nach. Seine Frau hatte ein Kochbuch, worin die Vögel alle so ziemlich vollständig aufgeführt und zum Teil auch abgebildet waren. Als er heimkehrte, schaute er gleich darnach. Er interessierte sich allmählich für solche Fragen.

Er fand indessen nichts.

Das Buch war rein nichts wert. Es führte allein die ekbaren Arten auf. Und die nicht alle. Von einer ordentlichen Beschreibung aber war überhaupt keine Rede. Das Buch begnügte sich damit, einem die Zubereitung auszuliegen. Und doch mußte man die Tiere erst kennen und haben, ehe man sie zubereiten konnte. Darum kümmerte sich das Buch nicht! — —

Jedenfalls war ein Tannzapfen leichter zu erwischen als ein Wildvogel, den man zudem nicht einmal kannte. Er hatte lektlich einige eingesteckt und nach Hause gebracht, und seine Frau hatte ihn darum hoch gelobt.

Nun hatte er ihr öfters einen solch wohlfeilen Reisetraum von seinen Wanderungen mitgebracht. Daß die Tannzapfen von den Tannen kamen und daß schließlich einmal ein Tannenbaum am Zapfen hängen könnte, daran hatte er nicht gedacht.

Eigentlich war das Zapfensammeln ja verboten. Und wer sammeln wollte, mußte einen Schein haben, und der wurde nur an die Armen abgegeben. Nur konnte man nicht von einem Zapfensammeln sprechen, wenn man gelegentlich das eine und andre Stück, das einem vor den Füßen lag, aufhob und die Hosentaschen damit füllte, und schließlich die Rocktaschen dazu, wenn man gerade den Wettermantel umhängen hatte.

Jener fremdartige Vogel war übrigens ein Birkhahn gewesen. Der Forstwart hatte ihm das Rätsel gelöst. Nun hatte er das Tier seither nie wieder zu Gesicht bekommen, obwohl er schon sehr oft jenes Gelände abgesehen hatte. Man war eben auch schon tief im Herbst, und die Birkhühner waren eben nun fortgezogen. Auch andre Arten hatten nun bereits die Gegend verlassen.

Dagegen hatte er neulich in einer Blätterheide zufällig ein Rotbrüstchen gefangen. Das arme Tier war von irgendeinem Feind verletzt worden.

O, es hatte Augen zum Daireinverliebtwerden! Er nahm es mit nach Hause. Das Säckchen, das er mitgenommen und das er mit Tannzapfen hatte füllen wollen, war nun wie geschaffen dazu. Leider, die Nacht über starb das herzige Wesen. Und er hatte schon an ein kleines Vogelbauer gedacht, und seine Frau war damit einverstanden gewesen. Es war wirklich schade! An einem der folgenden

Sage sah er bei einem Buchhändler ein Vogelbuch ausgestellt. Zwar kostete das Buch eine Mark, aber es enthielt über hundert Abbildungen und neben jeder Abbildung eine Beschreibung, wie auf dem Umschlagsstreifen stand. Er trat also in den Laden und kaufte es. Er interessierte sich nun einmal dafür! Da war das Geld nicht weg-geworfen. Auch das Vogelbauer war eines Tages angekommen. In der Wuhlfstraße 98 hatte eine freihändige Versteigerung stattgefunden. Da war er auch hingegangen. Mehr aus Neugier als aus Kauflust. Aber der wohlfeile, schöne Vogelkäfig war ihm ganz gelegen gekommen. Für fünfzig Pfennige hatte er ihn sich angeeignet. Das war so gut wie geschenkt. — — —

Er kannte nun schon recht viele Vögel.

Leztlich hatte er sogar einen Trupp Schwanzmeisen an einem Schänge belauert. Das war unbezahlbar gewesen! Nur mit dem Gesang war es bei dieser Gattung nicht weit her. Eine Umfel aber hätte er zum Beispiel auch nicht in der Stube haben mögen; die wäre ihm zu groß und zu laut gewesen.

So einen schönroten, hübschen Gimpel hätte er schon lieber besessen. Sein Buch behauptete, daß sich die Gimpel zähmen und zum Nachpfeifen abrichten lassen. Das wäre gewiß recht unterhältlich gewesen! Er verstand es übrigens bereits, die Stimme dieser zutraulichen Tiere nachzuahmen, und bisweilen gelang es ihm schon, eines derselben zu sich herzulocken . . .



Aus den Theatern.

Weimarer Hoftheater.

Ein schweizerischer Dichter als Dramatiker ist eine große Seltenheit; im großen und ganzen liegt alles Theater den Allplern wenig. Sogar wenn es ihnen vorgespielt wird, zeigen sie kein sonderlich großes Interesse. Josef Victor Widmann kommt uns auch nicht auf dem Rothurn des großen Dramas, sondern mit einem graziosen Versluftspiel „Lysanders Mädchen“*), das durch leichte, gewandte Verstechnik ebenso auffällt, wie durch die geschickte Behandlung des Stoffes. Die Sprachgewandtheit ist uns bei Widmann nichts Neues: sein episches Gedicht „Der Heilige und die Tiere“ zeigte ihn schon als einen Meister der Sprache und trug ihm den Bauernfeldpreis ein. In „Lysanders Mädchen“ will er die Antike modern behandeln: die Schlaueit der Athenerin triumphiert über die Spartanerinnen, die Töchter Lysanders, die ihr, der Kriegsgefangenen, zur Erziehung übergeben sind. Der Tyrann von Syrakus, Dionysius, hat den Töchtern des Oberfeldherrn Lysander, um sich mit Sparta gut zu stellen, kostbare Kleider als Geschenk zugebracht. In Sparta herrschen aber strenge Sitten, und Lysander ist nun in der schlimmen Lage, ob er die Geschenke annehmend Hochverratsverdacht auf sich laden oder sie zurückweisend es mit dem mächtigen Syrakusaner ver-

berben soll. Da kommt ihm Melitta, die Athenerin, zu Hilfe und ist bereit, gegen den Lohn der Freilassung, die beiden Mädchen zu bewegen, daß sie freiwillig die Geschenke zurückweisen. Hierbei besonders zeigt sich Widmanns gesunder Humor und die ganze Frische des jetzt siebzehnjährigen Schweizer, wenn er schildert, wie schlau Melitta zu Werke geht und den Mädchen einredet, die Gewänder seien Zeugnisse schlechten provinziellen Geschmacks, die man deswegen ablehnen müsse. Mit wenig Strichen hat Widmann auch das Kolorit der Antike hingeworfen, so daß selbst Philologen ihre Freude daran haben können. Man gab sich am Weimarer Hoftheater anerkennenswerte Mühe, der Dichtung gerecht zu werden. Frau Erland-Brandes ist in solchen Stücken mit mädchenhaftem Charme stets besonders am Platze. So ein feines Lustspiel ist stets eine Wohlthat gegenüber dem Schwank- und Possenfram, der sich heute unter dieser Marke breit macht, und seine Ausnahme ins Repertoire zeugt von feinem Verständnis für wahre Poesie bei dem Hoftheater-Intendanten v. Schirach. F. E. Willmann (Leipzig).

* * *

Was ist eine „Volksoper“?

Ja, die Berliner wissen das; die haben in der Bellealliancestraße so ein Institut. Aber die Volksoper als eine Form des Musikdramas, was das ist, lernte ich erst in Plauen (Vogtland) richtig kennen. Da haben zwei Oberlehrer, im Nebenamt auch Kritiker, eine romantische Volksoper gezimmert, „Sigune“ oder „Das versunkene Dorf“. Baumbachs Märchen „Das stille Dorf“ bot die Unterlage, die Ernst Günther zu einem Libretto verarbeitete; Walter Dost schrieb die Musik dazu. Am Totensonntag spielte man sie zum ersten Male, denn das böse Dorf versank am Allerseelestage, also ungefähr um die gleiche Jahreszeit. Das ist schon sehr volkstümlich, dieses zeitliche Zusammenfallen der Handlung mit dem Märchenereignis. Noch volkstümlicher ist die Handlung selbst: sie spielt in dörflichen Kreisen, also im Volke, und die Musik erhebt auch nicht den Anspruch, sonderlich tief zu sein. Da mußte ich an einen andern Zeitgenossen denken, der auch bewußt fürs Volk Opern schreiben wollte und Popularität anstrebte, Siegfried Wagner. Mehr als deutlich hat sich bei ihm gezeigt, daß so etwas nicht geht. Sein großer Vater schuf um der Kunst willen und hat damit das Volk und die Völker für sich gewonnen; er schuf unbewußt volkstümliche, aber nicht volkstümliche Kunst und errang damit den Sieg. Bei allen Opern des jungen Wagner merkt man dies zweifelslos Ringen und Suchen nach Volktümlichkeit; und jedesmal ist das Ergebnis ein gekünsteltes Musikdrama gewesen, dem der Reiz wahrer, unbewußter Volkskunst von vornherein abgeht. Noch das letzte Werk, der „Banadietrich“, den wir an dieser Stelle eingehender besprechen, zeigte dies völlige Verlagen. Den Plauenschen Schulmeistern ist's genau so gegangen. Mit einem an sich volkstümlichen Stoff und leicht zugänglicher Musik ist es eben nicht getan, wenn auch eine allzu gefällige Tagespresse von der Schaffung einer Volksoper, von bedeutendem Erfolg und vortrefflicher Wiedergabe fabelte. Tendenz im Schauspiel ist schon ein Fehler; wohin das führt, in welche künstlerischen Abgründe, zeigt die Verelendung unsrer Volksschauspiel- und Festspielliteratur, vor der nur so ein echter, im Heimatlichen wurzelnder Künstler und Dichter wie Heinrich Schuneh bewahrt blieb. Aber Tendenz mit Musik ist das Schlimmste. Dosts Musik entbehrt sehr der Originalität; Bayreuth klingt an allen Enden hindurch, wenn auch nicht so, wie in seinem früheren Werke „Albranda“. Der Komponist wird noch sehr an sich zu arbeiten haben, manches Banale und Flache, Operettenhafte aus seinem musikalischen Register streichen müssen, ehe er größere Bühnen zur Uraufführung eines neuen Werkes gewinnen kann. Die Aufführung entsprach dem Können der doch sehr provinziellen Plauenschen städtischen Oper, deren jetziger Leiter, Teodor Erler, sich auch als fähiger Kapellmeister

*) Der Einakter erschien zusammen mit dem Trauerspiel „Denone“ unter dem Titel „Moderne Antiken“ bei Huber & Co. in Frauenfeld (M. 3,20).

erwies. Als Komponisten werden wir ihm 1911 wohl in Erfurt begegnen. Franz E. Willmann (Leipzig).

* * *

Am Montag, den 5. Dezember, debütierte eine junge Vortragskünstlerin, Laura Graumann, im Choralionsaal. Anfangs hatte sie zu ihrem Programm Dichtungen gewählt, die an sich wenig wirkungsvoll sind oder ihr, wie das Gedicht „Brautseele“ von Peter Hille, gar nicht lagen. Sie wirkte stellenweise kraß und manieriert. Dagegen zeigte sie ihr starkes Temperament und ihre Intelligenz bei zwei Gedichten von Otto Erich Hartleben und 3. E. bei Dehmels „Ftje Buze“. Auch junge Lyriker hatte sie in ihr Programm aufgenommen. Sehr beifällig wurde ein tiefes, schönes Gedicht: „Rätseltag“ von Anselm Kuest aufgenommen, und in dem stellenweis hinreichenden Lobgesang Ernst Lissauers überraschte sie durch eine erstaunliche innere Fülle. Dagegen halte ich Briefe vorzulesen für stilistisch verfehlt. Wenn die junge Künstlerin noch einfacher wird, kann man Gutes von ihr erhoffen. P. F.



Randbemerkungen.

Kanzler und Junker.

Der sozialdemokratische Abg. Dr. David hat bei der Etatsdebatte gesagt: „Die Abgabe des Reichskanzlers an Herrn v. Heydebrand scheint vorher zwischen beiden Teilen wörtlich vereinbart zu sein.“ In sozialdemokratischem Munde hat ein so billiger Verdacht zwar kein Gewicht, denn die konservative Presse, in der er zuerst hätte auftauchen müssen, wenn etwas dran wäre, hat sich wohlweislich gehütet, des ganzen Bethmann-Heydebrandischen Rentontres mehr als unbedingt nötig, Erwähnung zu tun, aber bei der politischen Bedeutung des Falles ist es doch nicht überflüssig, sich für etwaige spätere Zeiten nach beiden Seiten hin sicherzustellen. Es muß über die Sache unbedingte Klarheit herrschen. Hätte der Kanzler seine gegen Heydebrand gerichtete, unzweideutige Erklärung vorher mit diesem verabredet, so wäre sie tatsächlich so gut wie wertlos. Aber nicht nur psychologische, sondern auch äußerliche Gründe sprechen dagegen. Psychologische insofern, als es ganz gegen Bethmanns bürokratische, auf Wahrung der Kompetenzen minutiös bedachte und leicht zu verfallende Natur gewesen wäre, wenn er einen Abgeordneten, und hieße er selbst Heydebrand, in solchem Falle als gleichberechtigten Gegner behandelt hätte. Es galt ja gerade die Würde des Amtes gegen unbefugte Einmischung zu wahren. Außerdem sollte die Abgabe an unbefugte Annahmen zugleich eine weittragende politische Aktion sein, deren ganzer Wert hinfällig würde in dem Augenblick, wo Heydebrand sich etwa vom Kanzler lösen würde und die Indiskretion beginge, den verabredeten Zusammenhang des Vorganges aufzudecken. Es wäre unermesslich leichtsinnig, wenn ein Staatsmann in solchem Falle das Gelingen eines Schachzuges von einem andern als sich selbst abhängig machte. Endlich ist das sehr vorsichtige Verhalten der Konservativen Beweis genug dafür, daß die Sache sie unvorbereitet getroffen hat. Sie suchen allzu merklich, eine doch vorhandene Verstimmung nicht laut werden zu lassen, — das Klügste, was sie tun können. Sowie Disziplin aber haben selbst sie nicht im Leibe, daß nicht irgend ein Schadenfroher, wenn er nur könnte, sich doch die Genugtuung verschaffen würde, der nationalliberalen Presse unter die Nase zu reiben: Euer Ertztrumpf ist erbarlungswürdig, es war alles vorher abgemacht. Das zwar ließe sich ohne Nachteil denken, daß Bethmann in ritterlicher Weise seinem Gegner vorher irgendwie hätte andeuten lassen, er werde

sich öffentlich gegen ihn wenden. Aber nicht einmal das soll nach bestimmten Versicherungen in seiner Umgebung zutreffen. Heydebrand ist ja auch unangemeldet auf ihn öffentlich losgegangen, sagt man. Also man mag versuchen, wie man will, es läßt sich nicht daran rütteln, daß der Kanzler mit seinem Wort: Ich diene nicht den Junkern und lasse mir keine Vorschriften machen, spontan gehandelt hat. Er war wirklich zornig auf Heydebrand und wußte mit dem berechtigten Ausdruck dieses Zornes zugleich eine politische Sat zu tun, die in ihren Motiven weit hinausreicht über persönliche Verletztheit. Der Kanzler will tatsächlich, nicht nur theoretisch, über den Parteien stehen, und wird selber am besten wissen, daß er noch ein Stückwerk höher einen festeren Stand hat als der „ungekrönte Konkurrent“ der dort wohnenden Persönlichkeit. W.

* * *

Die Elsaß-Lothringer

Sollen ihre Verfassungswünsche erfüllt bekommen. Das Weihnachtsgeschenk ist ja nicht so ausgefallen, als wenn es in Paris fabriziert worden wäre, aber immerhin recht respektabel. Herr v. Bethmann Hollweg hat bewiesen, daß er nicht der ängstliche Reaktionsär ist, als der er bei den preussischen Wahlrechtsdebatten erschien. Im Elsaß gibt es kein Ostelbien, das ist das Geheimnis dieses Gegensatzes. — Zwei Widersprüche glaubt man in dem Entwurf zu finden. Der eine soll das Pluralwahlrecht betreffen, dessen Prinzip allemal ein retardierendes ist. Aber gerade die älteren Leute, denen zwei oder drei Stimmen gegeben werden, stehen der Franzosenzeit am nächsten, gibt man nicht also den antideutschsten Elementen auf diese Weise die größte Macht? Dieser Einwand scheitert an verschiedenen Ursachen. Erstens leben Gott sei Dank nur noch ebensoviele Elsaß-Lothringer, die 70/71 erwachsen waren, als leider Gottes Veteranen. Zweitens macht das Alter alle vernünftig, auch den Gegner, und endlich braucht man nur in unsre Nordmark zu schauen, um gerade in diesen Tagen zu sehen, wie die jungen Irredentisten, teilweise schon dritte Generation, die alten Wortkämpfer der Dänenpartei herauswerfen möchten, weil sie ihnen nicht radikal genug sind. Das Element des Radikalismus bleibt eben immer die Jugend. — Der andre Entwurf heftet sich an den Grundsatz, daß Elsaß-Lothringens Landesgesetzgebung künftig vom Bundesrat unabhängig sein soll. Wie reimt sich dazu, daß der Bundesrat die Hälfte der Ersten Kammer ernannt, resp. was dasselbe ist, dem Kaiser zur Ernennung vorschlägt? Das reimt sich sehr wohl. Denn einmal ist die direkte Abhängigkeit damit auf eine sehr geringe indirekte reduziert und dann war doch überhaupt niemals davon die Rede, daß Elsaß-Lothringen von der Reichsregierung völlig losgelöst werden sollte. Die Erste Kammer soll der vermuthlich zu starken Teilen antideutsch ausfallenden zweiten Kammer die Wage halten. Man muß also ganz im Gegenteil erwägen, ob das Interesse des Reiches hinreichend gewahrt ist. Das ist es nach dem Entwurf sicherlich, aber dieser erste und wichtigste aller Gesichtspunkte scheint bei vielen Leuten erstaunlich in Vergessenheit geraten zu sein. W.

* * *

Herr Jzwolski und Herr v. Schoen

siken in Paris. Herr v. Riederlen-Waechter und Herr Sazonow in Berlin und Petersburg. Herr v. Riederlen-Waechter hat im Reichstag Dinge gesagt, die Herr v. Schoen schwerlich gesagt haben würde. Herr Sazonow in Potsdam desgleichen. Herr v. Riederlen-Waechter ist der — quasi — Vorgesetzte seines früheren Vorgesetzten geworden und Herr Jzwolski der Untergebene seines früheren Untergebenen. Die Franzosen bemächtigen sich ihres neuen Gastes mit Feuereifer, in der Hoffnung, ihn mit Erfolg gegen Herrn Sazonow auszuspielen zu können, aber man wird ihm wohl in Petersburg die Zügel kurz zu halten wissen, und Herrn v. Schoens Liebenswürdigkeit ist um so liebenswerter geworden, seitdem sie an ihrem rechten

Wage ist. Denn in der Wilhelmstraße schätzen wir die Energie höher als Rourtoisie. O quae mutatio rerum!
* * * W.

Revolver und Inversion.

Professor Ludwig Bernhard, vierter Ordinarius für Nationalökonomie an der Berliner Universität, fühlte sich in seiner Lehrtätigkeit beschränkt und wollte für die Freiheit seiner Vorlesungen kämpfen. Und so kam es jetzt gar nicht darauf an, ob Prof. Bernhard wissenschaftliche Qualitäten oder Unzulänglichkeiten zeige, sondern darauf, ob der lange Universitätszopf, der die gelehrten Köpfe der Schmoller, Wagner, Sering schmückt, unter Bernhards Schere — eins, zwei, drei — fallen werde. Doch der Zopf hängt noch immer herunter. Denn Prof. Bernhard warf die Schere fort und griff zu anderen Waffen. Schade! Da suchte er mit dem Revolver herum, machte Spektakel, und zuletzt nahm er sogar eine Bombe. Diese mit dem gefährlichsten Explosivstoffe der Inversionen gefüllte Sprachbombe legte er — armer Mose! — in der Redaktion des „Berliner Tageblatts“ nieder. Sie platzte am 9. Dezember 1910: „Die Behauptung meiner Fachgenossen, ich hätte mich verpflichtet, die ganze Angelegenheit der Öffentlichkeit in jeder Form vorzuenthalten, ist unwahr, weil unvollständig. Denn ich habe ausdrücklich hinzugefügt:

„Nur muß ich mir vorbehalten, wenn in der Öffentlichkeit irgendwelche Behauptungen aufgestellt werden, die meine Ehre berühren, rüchhaltlos die Aufschlüsse zu geben, welche mir geboten erscheinen.“

Von diesem Recht habe ich gestern meinen Studenten gegenüber Gebrauch gemacht und werde ich auch der Öffentlichkeit gegenüber Gebrauch machen. Selbstverständlich ist jedes Wort, das ich zu meinen Studenten gesprochen habe, wahr, und habe ich die Beweise dafür in Händen.

Professor Bernhard.“

Der Revolver war schlimm, die Inversion-Bombe eines Berliner Universitätsprofessors ist gemeingefährlich. Halte eure Ohren zu, rennet, flüchtet, rettet euer Sprachgefühl.
* * * J.

Margarine: Marke Backa und die Wahlen.

Hundertundzwanzigtausend Pfund Pflanzenbutter-Margarine, darunter fünf Butterungen Margarine: Marke „Backa“ à tausendzweihundert Pfund haben, die Altonaer Margarine-Werke Mohr & Co., G. m. b. H., am 23. November dieses Jahres hergestellt und dann in den Handel gebracht. Den ungeheuren Absatz, den die „Backa“-Marke gefunden, bezeugen die täglich aus dem ganzen Reiche eintreffenden Meldungen über Erkrankungen, die der Genuß der „Backa“-Margarine zur Folge hatte. Zu den traurigen Vorfällen nimmt die Firma Mohr & Co. Stellung, sichert fünftausend Mark Belohnung demjenigen zu, der den Nachweis bringt, „ob von irgend einer Seite zu der in unserer Fabrik am 23. November d. Js., hergestellten Margarine Marke „Backa“, absichtlich oder versehentlich Zusätze gemacht worden sind, durch die deren Qualität oder Verdauungsfähigkeit beeinträchtigt werden konnte“, und appelliert — Taschentuch her! — an den Eränenack des mildtätigen Publikums, da bei der ganzen Affäre es sich nicht bloß um das Interesse der Firma, sondern auch um das der etwa sechshundert Angestellten handle. (Hätte der Direktor des Lustspielhauses, Zickel, geltend gemacht, daß die Konzeptionsentziehung nicht nur sein Interesse, sondern auch das seiner weiblichen Angestellten schädige, ihm wäre die Konzeption sicher gelassen worden.) — Einzig bleibt aber, in welcher Weise die Firma Mohr & Co. die schlechte Buttermilch zu entschuldigen sucht. Sie erklärt: „Darüber, wie jene einzelne Buttermilch am 23. November laufenden Jahres mangelhaft geworden sein kann, sind nur Vermutungen möglich. An diesem Tage war der Betrieb infolge der in Altona stattgehabten Stadtverordnetenwahl, bei welcher auch unser Herr J. H. Mohr als Kandidat beteiligt war, ein ungewöhnlicher; da sowohl Arbeiter

wie Aufsichtspersonal sich beteiligten und deswegen abwechselnd mehrere Stunden fehlten, so kann auf irgend eine bisher unaufgeklärte Art irgend ein Versehen bei der Fabrikation stattgefunden haben.“ Die Wahlen also sind an der Minderwertigkeit und Gefährlichkeit der „Backa“-Margarine schuld. Wäre Herr J. H. Mohr bei den Wahlen nicht als Kandidat beteiligt, in Deutschland wären soviel und soviel Menschen gesund und heil geblieben. Und da wir im nächsten Jahre Reichstagswahlen erwarten, so müßten sich die Margarine-Konsumenten vorsehen. Denn, was geschieht, wenn der Margarinegroßfabrikant und Altonaer Stadtverordnete J. H. Mohr, der schon einmal Mitglied des Preussischen Abgeordnetenhauses war, dann zum Reichstag wird kandidieren wollen? Wieviel Margarinevergiftungen stehen bevor?

Vorläufig schloß die Vereinigung deutscher Margarinefabriken in außerordentlicher Generalversammlung die Altonaer Margarinewerke Mohr & Co. aus der Vereinigung aus, und über die Margarinevergiftungen ist eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet. In Zukunft sollte aber die Firma Mohr & Co. die Vorzüglichkeit ihrer Fabrikate nur durch folgende Kommunikate garantieren: Da unser Herr J. H. Mohr bei den Wahlen als Kandidat nicht beteiligt war, so können wir auch unsere neueste Margarine-Marke dem Publikum bestenfalls empfehlen. Vergiftungen sind ausgeschlossen. In diesem Sinne: J.
* * *

Deutsche Hochschulen.

Man ist in Deutschland allmählich klüger geworden, als man es früher war, man gestattet den japanischen Industriespionen, auch wenn sie noch so hoch betitelt sind, nicht mehr den ungehinderten Zutritt zu unsern industriellen Werken und weiß die Gastfreundschaft wißbegieriger Fremden auf das richtige Maß zu beschränken. Und doch, glaube ich, wird in diesem Punkte noch manches gefehlt. Soeben sind achtzehn Hörer der technischen Hochschule zu Karlsruhe zu Doktoringenieuren promoviert worden. Von diesen achtzehn Herren waren sechs Deutsche, zwölf aber Ausländer; auch von den Deutschen war einer im Auslande geboren und erzogen. Dieses Verhältnis will mir denn doch nicht recht gefallen, und wenn es auch das der Studierenden sein sollte, so könnte man die Hochschule kaum noch als deutsch bezeichnen. Nun verstehe man mich nicht falsch. Ich empfinde es als schmeichelhaft, wenn Deutschland als praeceptor mundi auftritt und möchte die deutsche Wissenschaft nicht etwa zu einem ängstlich gehüteten Sondergut machen. Ich erkenne auch an, daß das Ausland uns wohl meist tüchtige und strebsame junge Leute schickt, denn von den zwölf Doktoranden haben 9 mit „gut“, 1 „mit Auszeichnung“ bestanden, aber das ändert doch nichts an der Tatsache, daß wir auf unsern deutschen Hochschulen die zukünftigen captains of industry des Auslandes selber heranziehen. Und ob das gar so praktisch ist, muß bezweifelt werden. Es ist doch sicher ein Unterschied, ob auf einer deutschen Universität ein Fremder Medizin oder Philologie studiert, oder sich zum Chemiker und Elektrotechniker ausbildet. Das erste kann uns nur nützen, das zweite unter Umständen schaden.
Dr. P.
* * *

Mond und Wetter.

Meine Annahme in Nr. 47, daß es bei dem ersten winterlichen Neumonde, dem letzten vor der Winter-sonnenwende, zu einer erheblicheren Frostentwicklung kaum kommen werde, hat sich als berechtigt erwiesen. Die Jahre mit höchster Monddeklinatlon, in denen wir uns jetzt befinden, haben, bisher wenigstens, übereinstimmend die charakteristische Erscheinung gezeigt, daß die herbstlich milde, zum Teil abnorm warme Witterung bis in den Winter hinein anhielt.

Nach den kälteren Tagen vom 23. bis zum 27. November trat mit dem 28. November — drei Tage vor dem Neumond — wieder trübes und regnerisches Wetter ein, ohne jedoch eine allzuerhebliche Temperatursteigerung

zu bringen. Mit dem Neumondtage — 1. Dezember — ging die Temperatur wieder nicht unmerklich zurück, und es trat auch insofern eine bemerkenswerte Änderung ein, als bei strammen nordöstlichen Winden die Witterung einen mehr nebligen, feuchtkalten Charakter annahm. Unschonend hat die im höheren Norden auf die dort lagernde Kältewelle auftreffende westliche Luftströmung sich gedreht und brachte uns nunmehr ein Gemisch von kalter und warmer Luft, die, noch mit einem Rest von Feuchtigkeit versehen, zu geringfügigen Niederschlägen Anlaß gab. Im übrigen zeigte der Osten gegenüber der vorausgegangenen Vollmondzeit den sehr beachtenswerten Unterschied, daß dort seit dem 23. November die Kälte ihr Standgebiet ziemlich unverändert beibehielt und auch gegen die um den Neumond einsetzende verstärkte Luftbewegung, die im Westen, in der Rheingegend und in Frankreich wieder starke Niederschläge und damit Überschwemmungen und Hochwassergefahr veranlaßte, und in manchen Gegenden, namentlich an der Küste von Spanien und in dem Nordseegebiet, zum Sturm sich erhob, nicht um das geringste zurückwich.

Für den Osten hat also der Satz:

„Neumond und tiefe Deklination bringt Kälte“

schon bei diesem ersten winterlichen Neumond voll und ganz seine Geltung behalten.

Die Nacht vom 3. zum 4. Dezember — dem Tage der tiefsten Deklination — brachte auch der westlichen Gegend von Deutschland stärkeren Frost, dem aber am Tage wieder Tauwetter mit Regen und Glätte folgte. Bis zum 6. Dezember blieb die Temperatur nahe dem Gefrierpunkt. Dann aber ließ die Zugkraft des nun wieder nordwärtssteigenden Mondes auf die polare Luftströmung schnell nach, so daß auch im Osten und Nordosten seitdem die Kälte allmählich völlig verschwand.

Der 11. Dezember brachte geradezu abnorm milde Witterung und hatte mittags eine fast frühlingmäßige Temperatur. Diese für die gegenwärtige Jahreszeit ungewöhnliche Witterung ist somit nur um einen Tag früher eingetreten als ich in Nr. 47 vermutet hatte.

Damit ist denn auch der Charakter der Witterung für die Zeit bis Weihnachten endgültig entschieden; irgendwelchen Frost haben wir vor Weihnachten nicht mehr zu erwarten. Bei dem Stande des Mondes, der heute eine nördliche Deklination von $13^{\circ}23'$ hat und in den beiden folgenden Tagen um $5\frac{1}{2}$ und $4\frac{1}{2}^{\circ}$ höher steigt, erscheint das stärkere Vordringen polarer Luftmassen nach Süden trotz der hohen Kälte von 25° , die seit gestern den Winkel von Haparanda bedeckt, so gut wie ausgeschlossen.

Ich weise hier nochmals darauf hin, daß im Vorjahre der gleiche, ungewöhnlich milde Wetter herbeiführende Witterungsumschlag auf den 23. Dezember 1909 fiel, drei Tage vor dem Vollmond und vier Tage vor der höchsten Deklination. In diesem Jahre, wo der Vollmond 10 Tage früher liegt, ist der Witterungsumschlag im Hinblick auf Vollmond und höchste Deklination um 2 Tage früher eingetreten.

Am 31. Dezember haben wir den zweiten winterlichen Neumond, den ersten nach der Winter Sonnenwende, der mit der tiefsten Deklination, — $27^{\circ}6'$ — zusammenfällt. Mit ihm können wir auch für das westliche Gebiet Deutschlands schon mit größerer Wahrscheinlichkeit auf den Eintritt des Frostes und eine etwas anhaltende Frostperiode rechnen. Es würde dann sich wieder einmal der von dem plattdeutschen Dichter John Brindmann dem alten Seefapitan in „Kasper Ihm un id“ in den Mund gelegte Satz bewahrheiten: „Ja glöw, wat nu de Frost bald insetten beit, morn is Wamand.“

Erhebliche Schneefälle werden dem Beginn dieser Frostperiode kaum vorausgehen, da die Voraussetzung für die Bildung von Schnee — Auftreffen einer äquatorialen Luftströmung mit starkem Feuchtigkeitsgehalt auf Luftschichten polarer Herkunft zur Neumondzeit selten gegeben ist.

Möglich ist es, daß um die Zeit des letzten Viertels — 23. Dezember — wenn die westliche Luftbewegung nachzulassen beginnt und die Luft von Osten und Norden her die äquatorialen Luftschichten zurückdrängt, leichte Schneefälle veranlaßt werden, die aber kaum ausreichen dürften, um in der Ebene wenigstens den Erdboden völlig zu bedecken.

Seht mit dem Neumonde oder kurz nach ihm auch eine ernstliche Frostperiode ein, so läßt sich doch kaum erwarten, daß sie ohne Unterbrechung über den Tag der höchsten Deklination mit $27^{\circ}2'$ — 13. Januar — und über den Vollmond — 14. Januar — hinaus andauern wird. Ihr Ende dürfte vielmehr schon am 12. oder 13. Mondtag — 11. oder 12. Januar — bei einer nördlichen Deklination von $22^{\circ}5'$ und $25^{\circ}20'$ zu erwarten sein. Diese Mondstellung wird, namentlich wenn starker Frost vorhergegangen ist, voraussichtlich bedeutende Schneefälle bringen, die, bei rascher Erwärmung schließlich in Regen übergehend, ebenso wie in den ersten Tagen des Februar 1909 Hochwasser und Überschwemmungen im Gefolge haben dürften.

Trifft die Erwartung, daß alsbald nach dem Neumond des 31. Dezember Frost einsetzt, nicht ein, sondern bringt die Kälte erst zwischen erstem Viertel und Vollmond vor, so ist auf eine wirkliche Frostperiode nicht zu rechnen. Es kann dann zwar bei dem Kampf, der sich zwischen der äquatorialen und polaren Luftströmung abspielt, um die Zeit des Vollmondes und der höchsten Deklination vorübergehend Kälte herrschen mit starken Schneestürmen; aber ebenso rasch wie sie gekommen, wird diese Kälte auch wieder verschwinden.

Je tiefer in den Winter hinein, um so mehr übt auch die tiefe Stellung der Sonne zum Äquator ihre Wirkung dahin, daß das irdische Luftströmungssystem südwärts rückt und die polare Luftströmung auch für unsere Breitenregion vorherrschend wird. Um so geringer und von um so kürzerer Dauer wird dann aber die Wirkung des Vollmondes als Wärmebringer. Es ist daher anzunehmen, daß die Unterbrechung der Frostperiode um die Zeit des Vollmondes nicht von allzulanger Dauer sein wird, sondern daß alsbald die Kälte der äquatorialen Luftströmung gegenüber wieder die Herrschaft erlangen wird.

Je nach der Stärke der vorausgegangenen Frostperiode wird diese Unterbrechung von kürzerer oder längerer Dauer sein. Vom 17. oder 18. Januar ab können wir auf das Wiedereinsetzen des Frostes gefaßt sein. Da in den höher gelegenen Gegenden der vorher reichlich gefallene Schnee kaum völlig weggetaut sein wird, so dürfte die dann kommende Zeit zwischen dem letzten Viertel und dem nächsten Neumond — vom 21. bis zum 29. Januar — für Wintersportfeste sich am günstigsten erweisen.

Die Tage der tiefsten Deklination — 27. Januar mit $27^{\circ}7'$ — und des Neumondes — 29. Januar — stellen den Höhepunkt dieser neuen Frostperiode dar.

Hildesheim, den 13. Dezember 1910.

Emil Brandt.



Das Lachen ist verboten . . .

„Reten Sie leise auf“, sagte der Herr Kasánel, „hier versammeln sich die heimlichen Könige der Erde. Und — das Lachen ist verboten.“

„Ja,“ erwiderte ich ebenso leise, „ich bin ja gerne bereit, den ganzen Zauber mitzumachen, aber . . .“

„Mein Herr,“ flüsterte nun Herr Kasánel zischend, „vergessen Sie nicht, wo Sie sich befinden: im nächsten . . .“

Saale versammeln sich die heimlichen Könige der Erde. Solche Worte wie „ganzer Zauber“ sind hier verpönt. Man spricht nicht wegwerfend über ein Zeremoniell, dem ein tieferer Sinn innewohnt.“

„Na denn“, erwiderte ich immer noch leise, „führen Sie mich nur hinein in die gute Stube.“

Herr Kasánek tratén Tränen in die Augen, und er rang die Hände hoch überm Kopfe, und er sagte ganz leise, doch mit durchdringendem Akzent:

„Sie dürfen unter keinen Umständen mehr ein einziges Wort sprechen. Sie sind hier nicht zu Hause. Die heimlichen Könige sollen Sie sehen — aber fernab sollen Sie bleiben auf der Galerie. Gute Stube! Nun — Sie werden Augen machen. Wehe Ihnen, wenn Sie lachen! Wehe Ihnen, wenn Sie ein Wort sprechen! Sie sind eine Leiche!“

Ich wollte etwas sagen, doch ich verkniff's mir.

Herr Kasánek führte mich auf die Galerie und bot mir einen Stuhl an in einer Ecke.

Ich wollte noch fragen, ob das Rauchen auch verboten sei. Doch Herr Kasánek war schon fort. Und ich steckte mir umständlich eine Zigarre an. Doch da kommen gleich drei Diener zur gleichen Zeit, entriessen mir die Zigarre und verschwanden lautlos, wie sie gekommen waren.

Also: das Lachen ist verboten . . . und das Reden ebenfalls und das Rauchen desgleichen.

Und nun sollte ich die Gesellschaft der heimlichen Könige kennen lernen — ein Geheimbund! Eigentlich polizeilich verboten — aber die Arrangure sind sehr reich, und sie haben sich um irdische Verbote nicht zu bekümmern.

Daß Derartiges in dem phanatastischen Berlin möglich ist!

Aber: nun der Saal!

Zwölf sehr stark erhöhte Thronesseln an einer langen Tafel! Und über jedem Thron ein Baldachin! Unten in der Tiefe vom Thron aus nicht zu erreichen, befindet sich die Tafel.

Die zwölf heimlichen Könige kommen herein. Sehr gut gekleidete Jünglinge mit stilvollen Krawatten und ganz hohen Kragen. Alles sehr feierlich. Man begrüßt sich durch ein sanftes Beugen des Hauptes.

Ich denke immer wieder an das Eine: das Lachen ist verboten . . .

Man nimmt Platz unterm Baldachin. Und ich bin neugierig auf das, was gesprochen werden wird. Ich vermiss'e Szepter und Reichsapfel, Krone und Hermelin. Die Herren sind offenbar in Zivil.

Da sagt der eine mit milder Stimme zu seinem Nachbar:

„Ich habe noch niemals Stiefel mit Schnürsenkeln getragen.“

Und ganz von ferne sagt ein anderer dazu:

Bezugsbedingungen: Vierteljährlich 4,50 M.
 Einzelnummer 40 Pf.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum kostet 50 Pf. Vorzugsplätze nach Vereinbarung. . .
 Schluß der Inseratenannahme acht Tage vor Erscheinen der Nummer.

Wir verkaufen auf Teilzahlung

Moderne Trauringe Mattgold, 14 Karat 0.585 gestempelt



No. 2415. Sinnspruch: „Die Liebe hört niemals auf“. M. 28.—



No. 2416. Sinnspruch: „Dein für immer“. M. 25.—



No. 2417. Sinnspruch: „Gott mit uns“ M. 24.—



No. 2418. Sinnspruch: „In Liebe treu“ M. 23.—



No. 2419. Blumenemblem Myrthe-Rosen M. 24.—



No. 2420. Blumenemblem Myrthe M. 23.—



No. 1868. Glanzgold, 4 Brillanten, Gr. 9 (17/64 Kar.) 10 Brillanten, Gr. 1 (1/64 Kar.); zus. 14 Brillanten (10/64 Kar.), in Platin gefasst . . . M. 350.—

Hunderttausende Kunden in 30 000 Orten des Deutschen Reiches

Uhren

Unser Katalog enthält grosse Sortimente in Brillantschmuck. Feinste Uhrenmarken. — Hochzeits- u. Gelegenheitsgeschenke

Uhren



No. 1124. Mattgold, Schiene durchbrochen, 1 Brillant, Grösse 2 (2/64 Karat), in Platin gefasst . . . M. 31.—

Jonass & Co., Berlin K.W. 320, Belle-Alliancestr. 3

Eigene Gehäusemacherei.

Eigene Goldschmiede.

Eigene Gravieranstalt.

Eigene grosse Uhrwerkstätten.

„Wir wollen über den Ersatz der Servietten reden.
Das ist das Wichtigste.“
Alles schweigt.

Und dann steigt langsam die große Tafel höher, so
daß die zwölf Könige — zulangen können.

An Stelle der Servietten lagen hellgelbe Schwämme
in blauen Schalen hinter jedem Besteck.

Ich wurde sehr höflich, aber sehr dringlich gebeten,
jetzt die Galerie zu verlassen. Ich wollte was sagen, er-
innerte mich aber rechtzeitig an das Verbot. Besonders:
das Lachen ist verboten . . . **Paul Scheerbart.**

Jeder darf sein Schäfchen suchen
Apfel, Nüß und Silberschaum,
Schönen braunen Pfefferkuchen
Kriegt er unterm Weihnachtsbaum.
Jeden will ich reich bedenken,
Weil ich heut so friedlich bin —
Mir jedoch, mir könnt ihr schenken
Ein Notizbuch, nicht zu dünn.

Terentius.



Unterm Tannenbaum.

Seht mir auf die Friedensbrille!
Schlafrock und Pantoffeln her!
Heute bin auch ich mal stille,
Der mit Lust sonst Nörgeler.
Meine sorgenschwere Leher
Leg ich untern Christbaum stracks,
Und dann laß ich still im Meher
Ober Brockhaus unter „Pax“.

Sündig will ich in mich gehen,
Schwören, daß die Welt famos,
Keine Zeitung will ich sehen —
Süßholzrasppler sei mein Loß!
Meine liebsten Gönner heute
Kommen zu mir hergewallt —:
Seid gegrüßt mir, Zentrumsleute,
Reich die Hand, mein Theobalß!



Neue Bücher.

Die Besprechung eingegangener Bücher, Proschriften uß. bleibt dem
Erkennen der Redaktion vorbehalten. Eine Rücksendung unerlangt
uns zugehender Werke kann nicht erfolgen.

Rudold Schäfer: Vom Wandsbecker Boten. Bilder
zu Matthias Claudius. Verlag von Gustav Schlegel-
mann (Hamburg). Preis geb. Mk. 5.—.

Es ist schon recht lange her, daß mir ein Illustrations-
werk von der Güte dieser Schäferschen Bilder zu Matthias-
Claudius zu Gesicht gekommen ist, und man muß schon
bis zu Richter, Schwind und Steinle zurückgehen, um auf
einen Zeichner von seinem Range zu treffen. Allen
Freunden deutscher Zeichenkunst sei dies köstliche Buch
aufs wärmste empfohlen.
Dr. A. Hn.

Deutsches Weihnachtsbuch. Zweiter Band. Er-
zählungen und Märchen. Zusammengestellt von Max
Keeß. Verlag der Hilfe. Preis geb. Mk. 1.—.

Ihrer Sammlung deutscher Weihnachtslieder läßt
die Literarische Vereinigung des Berliner Lehrervereins
hier eine kleine Lese meist guter Weihnachtsprosa folgen.
Das Beste des Bändchens sind die beiden Lönßchen
Märchen, das weitaus Schlechteste — und sie hätte des-
halb gar nicht in diese Sammlung gehört — ist die ver-
logene Weihnachtsgeschichte der Paula Dehmel. Im
großen ganzen ist das Büchlein genau so verdienstlich wie
die Liederammlung.
Dr. A. Hn.

Gegen Gicht, Rheumatismus, Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden!

**Kaiser
Friedrich
Quelle**

Offenbach am Main

Berlin: Eigenes Bureau, Repräsentant Louis
Quensel, 15 b, Schönebergerstr. SW.
— Telefon-Amt VI, No. 689. —

Eine ernste Mahnung an alle Amateurphotographen!

Jeder Photographierende muss bedenken, dass die
Qualität seiner Bilder von der Qualität der ver-
arbeiteten Papiere abhängig ist, denn mit einem
vorzüglichen Papier kann man auch von einer
schlechteren Platte noch brauchbare Bilder erzielen,
mit einem schlechteren Papier aber nicht einmal
von guten Negativen. In der ganzen Welt sind
die N. P. G. Papiere als erstklassig bekannt; ihre
jahrelange Gleichmässigkeit und Haltbarkeit rechtfertigt diesen guten Ruf und machen es dem ge-
wissenhaften Amateur sozusagen zur Pflicht, diese
Marken für seine Arbeiten zu verwenden. Jeder
Lichtbildner informiere sich deshalb im eigensten
Interesse über die N. P. G. Fabrikate und verlange
von der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G.,
Steglitz 181, kostenfreie Zusendung der Gesamt-
preisliste nebst Probeheft der Zeitschrift »Das Bild«.

